Deutsche geschichte

Ludwig Christoph Stacke, Oskar Jäger, Willy Boehm

Digitized by Google

IN MEMORIAM
Professor A. O. Leuschner
1868-1953

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

Gift of
Dr. Erida Leuschner Reichert

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Geschichte.

Sechzehntes bis Zwanzigstes Tausend.

Digitized by Google

Deutsche Geschichte.

In Verbindung mit Anderen

von

L. Stacke.

II. Band,

(von Maximilian I. bis zur neuesten Zeit.)

bearbeitet von **W. Baehm.**

Mit 31 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Holzschnitt, 348 Abbildungen im Text und 4 Karten.

Zweite unveränderte Auflage.

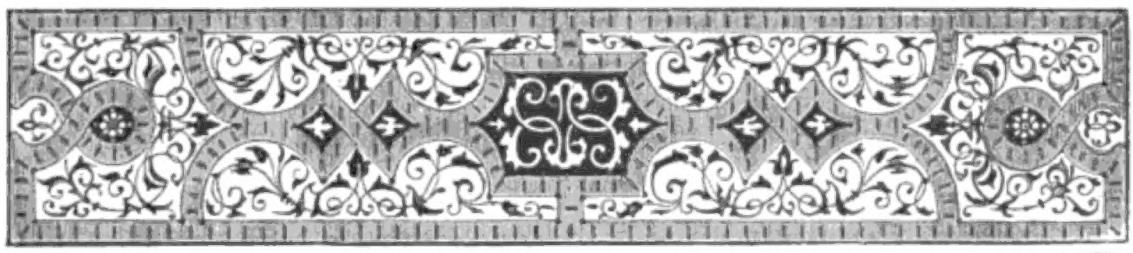
Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1881.

Digitized by Google

REP. GEN. LIB.
ACCESS. NO. 8752-17
GIFT

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google



DD89
S7
v.2

Der Antheil der einzelnen Herren Autoren
an diesem Werke muß wie folgt festgestellt werden:

Abschnitt I: Das alte Germanien bis zur Völkerwanderung (I. Bd. Seite 1—88) ist aus der Feder des Herrn Professor Dr. **Oskar Jäger** in Köln.

Vom Herrn **Herausgeber** selbst sind die Abschnitte von der großen Völkerwanderung bis auf das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, Kap. 8: Innocenz III. (I. Bd. Seite 89—490).

Von da ab bis zum Schluß des Ganzen ist als Fortsetzer und Beendiger Herr Dr. **W. Boehm** in Berlin eingetreten, dem zumal die ausschließliche Autorschaft des II. Bandes zukommt.

Inhaltsübersicht des II. Bandes.

X. Das habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation.
(Fortsetzung.) S. 1—36.

4. Maximilian I. (1493—1519.)

XI. Das Zeitalter der Reformation. S. 37—182.

1. Die Vorgeschichte der Reformation.
2. Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis z. J. 1519.
3. Die Wahl Karls V.
4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag (1519—1521).
5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.
6. Das Reichsregiment. Franz von Sickingens Tod (1523). Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).
7. Der deutsche Bauernkrieg.
8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis z. J. 1529.
9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten (1529).
10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).
11. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).
12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1534).

M889865

Digitized by Google

13. Die Wiedertäufer in Münster. Georg Wullenweber (1535).
14. Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis z. J. 1539).
15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).
16. Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunschweig (1542). Klevescher Krieg (1543).
17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).
18. Das Konzil zu Trient. Der Ursprung des schmalkaldischen Krieges (1545).
19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.
20. Der schmalkaldische Krieg an der Donau (Juni bis November 1546).
21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst (1547).
22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).
23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.
24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).
25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.
26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).
27. Der Vertrag von Passau.
28. Vom Passauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).
29. Der Reichstag zu Augsburg und der Religionsfriede (1555).
30. Die Abdankung Karls V. (1556).
31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.
32. Allgemeiner Charakter der Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege.
33. Deutschland unter Ferdinand I. (1556—1564).
34. Maximilian II. (1564—1576). Der Türkenkrieg und die Grumbachschen Händel.
35. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konkordienformel (1577).
36. Die katholische Reaktion unter König Rudolf.
37. Die Parteihäupter im Reich.
38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.

XII. Das Zeitalter des großen Kriegs. S. 183—298.

1. Die Vorspiele des dreißigjährigen Krieges. Gründung der Union. Der Majestätsbrief.
2. Die Liga und der Jülichsche Erbfolgestreit (1609).
3. Das Ende Kaiser Rudolfs II.
4. König Matthias (1612—1619).
5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).
6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).
7. Vorbereitungen zum Kampf. Khlesls Sturz (1618).
8. Der böhmische Krieg. Erstes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).
9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Gabriel Bethlen.
10. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.
11. Der Pfälzische Krieg (1621 und 1622).
12. Der Verlust der Pfalz und die Ereignisse bis zur Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).
13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624—1625).
14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein, General-Oberst-Feldhauptmann (1625).
15. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626).
16. Wallensteins Herrschaft. Seine Pläne (1627—1628). Der Friede zu Lübeck (1629).
17. Das Restitutionsedikt (1629).

Digitized by Google

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).
19. Gustav Adolf bis zum Fall von Magdeburg (1631).
20. Der Fall Magdeburgs (1631).
21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein.
22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).
23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (1632).
24. Der Heilbronner Bund. Wallenstein in Böhmen (1633).
25. Wallensteins Ausgang (1634).
26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).
27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).
28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).
29. Der Friede zu Münster und Osnabrück (1648).
30. Zustände und Nothstände während des dreißigjährigen Krieges.
31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.
32. Die Reichsverfassung seit dem Westfälischen Frieden.

XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht. S. 299—413.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.
2. Der Kampf um die Souveränetät Preußens. Friede zu Oliva (1660).
3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664.
4. Die Friedensjahre von 1660—1668.
5. Der Devolutionskrieg und der Aachener Friede. Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.
6. Die Vorbereitungen zum Rachekrieg gegen Holland (1668—1672).
7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Der Reichskrieg am Rhein bis z. J. 1675.
8. Fehrbellin (1675).
9. Von Fehrbellin bis zum Frieden von St. Germain (1679).
10. Von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und St. Germain bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Straßburgs Fall (1681). Die Türken vor Wien (1683).
11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1685—1688).
12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (—1697).
13. Prinz Eugen von Savoyen. Die Schlacht bei Zenta (1697). Der Friede von Karlowitz (1699).
14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1700).
15. Die Vorbereitungen zum Kampfe. Das preußische Königthum (1701).
16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.
17. Die Schlacht bei Höchstädt (1704). Leopolds I. Tod (1705).
18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgange Josephs I. (1711).
19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastatt und Baden (1713 und 1714).
20. Preußen und Oestreich bis zu den Friedensschlüssen von Stockholm und Passarowitz.
21. Preußen und Oestreich bis z. J. 1732. Die pragmatische Sanktion und die Jülichsche Erbfolge.
22. Der polnische Erbfolgestreit (1731—1735). Das Ende Friedrich Wilhelms I. (1740).

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. S. 414—528.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.
2. Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.
3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (1741).

Digitized by Google

4. Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (1742).
5. Der österreichische Erbfolgekrieg bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges.
6. Der Aachener Friede. Friedrichs und Maria Theresias Regierung von 1745—1756.
7. Die Vorgeschichte des dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieges.
8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.
9. Das dritte Kriegsjahr 1758.
10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.
11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (1763).
12. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Theresias in Preußen und Oestreich.
13. Preußens und Oestreichs Politik bis zur ersten Theilung Polens (1772).
14. Der bairische Erbfolgekrieg. Friede von Teschen (1778—1779).
15. Die letzten Zeiten Maria Theresias. Der Fürstenbund (1785).
16. Tod Friedrichs des Großen (1786). Einfluß seiner Persönlichkeit.
17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.
18. Die deutsche Literatur im Zeitalter Friedrichs des Großen.
19. Oestreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790).
20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (1791).

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs. S. 529—562.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.
2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).
3. Die dritte Theilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).
4. Oestreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797).
5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).
6. Der Rastatter Kongreß (1797—1799).
7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Oestreichs Kampf bis zum Frieden von Lunéville (1801).
8. Deutschland bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803).
9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.
10. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt. S. 563—604.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).
2. Der ostpreußische Feldzug und der Tilsiter Friede (1807).
3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808).
4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.
5. Oestreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.
6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.
7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

XVII. Die Befreiungskriege. S. 605—664.

1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginn des Befreiungskampfes.
2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1813).
3. Der Anschluß Oestreichs.
4. Die Schlachten im August und September 1813.
5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.
6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).
7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).
8. Vom Rhein bis Paris.

Digitized by Google

9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).
10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).
11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).
12. Die hundert Tage. Ligny und Belle-Alliance.
13. Von Belle-Alliance nach Paris.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. S. 665—701.

1. Die heilige Allianz (26. Sept. 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.
2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).
3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.
4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).
5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.
6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.
7. Innere Zustände in Oestreich, Preußen und Baiern bis 1830.
8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.
9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.
10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).
11. Der Kampf mit der Römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

XIX. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. S. 702—742.

1. Preußen und Deutschland bis zur Revolution (1840—1848).
2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlaments (18. Mai).
3. Die Zeit des Frankfurter Parlaments bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.
4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.
5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850).
6. Die Reaktionsjahre bis zur neuen Aera.

XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums. S. 743—816.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).
2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges.
3. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.
4. Die Entfremdung Oestreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.
5. Der Krieg von 1866.
6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.
7. Deutschland, Preußen und Oestreich von 1867—1870.
8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Digitized by Google

Abbildungen des II. Bandes.

X. Das Habsburgiſche Kaiſerthum bis zur Reformation. (Fortſetzung.)

Im Text: Mit der Regierung Maximilians ändert ſich der Charakter der Abbildungen. Holzſchnitt und Kupferſtich gelangen zu raſcher Blüte und hinterlaſſen reiche Spuren, aus denen das Leben jener Zeit veranſchaulicht werden kann. An die Stelle gemalter Handſchriften treten mit Holzſchnitten verzierte Bücher. Speciell für Maximilian waren der Weiskunig und der Teuerdank ausgiebige Quellen; große Meiſter, wie Dürer und Holbein haben ihn, ſeine Zeitgenoſſen und das Leben jener Tage in ſeltener Anſchaulichkeit dargeſtellt. Hier ſchon fangen die merkwürdigen Buchilluſtrationen jener meiſt ſeltenen Druckwerke an: Streitſchriften, moraliſirende oder beſtimmten anderen Zwecken dienende Bücher, die ſich in der Reformationszeit zu immer reicherer Fülle ſteigern.

Außerhalb des Textes: Kaiſer Maximilian von Albrecht Dürer, das ſchönſte Bildniß des Kaiſers von der allzeit getreuen und bereiten Freundeshand.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

Im Text: Außer den Meiſtern größeren Stils, wie Dürer und Holbein, haben uns die ſogenannten „Kleinmeiſter" dieſe Zeit in unzähligen Darſtellungen veranſchaulicht. Theils in Holzſchnitt, theils in Kupferſtich und Radirung arbeitend, ſchildern ſie das bäuerliche, ſtädtiſche und kriegeriſche Leben nach allen Seiten, ſodaß oft die Auswahl ſchwer wird. Die beiden Beham (Hans Sebald und Bartel), Virgil Solis u. A., ferner die unvergleichlichen Zeichner für den Holzſchnitt wie Hans Schäuffelin, Hans Burgmaier, Joſt Ammann ſind die Meiſter, denen wir den größten Theil dieſer Abbildungen verdanken. Der Maler der Reformation, Lukas Cranach, iſt mehrfach vertreten mit Bildniſſen und Darſtellungen ſeines großen Freundes Luther und deſſen Kreiſes. Die illuſtrirten Bücher, in denen ſich die Zeit ſpiegelt, werden zahlreicher, noch herrſcht in ihnen der Holzſchnitt, um nach verhältnißmäßig kurzer Blüte dem Kupfer zu weichen.

Außerhalb des Textes: Die Beilagen: Luthers Bildniß in Auguſtinertracht, aus alten Wittenberger Lutherdrucken; ein Ablaßbrief, merkwürdig als ſolcher und als einer der erſten Drucke Gutenbergs; Kaiſer Karl V. Vorladungsbrief an Luther zum Reichstage nach Worms, Original auf der Leipziger Stadtbibliothek; zwei charakteriſtiſche Titel zweier berühmter Streitſchriften der Reformation; Dürers Bildniß des Kurfürſten Friedrichs des Weiſen; die ſchönen Bildniſſe Karls V. und ſeines Bruders Ferdinand von Bartel Beham; der Titel einer „Neuen Zeitung" über Karls V. Zug gegen Algier als Beiſpiel dieſer auftauchenden neuen Erſcheinung; der Brief Luthers an ſeine Hausfrau Käthe, Original auf der Berliner Bibliothek; Luthers Bildniß aus ſpäterem Lebensalter in zwei Farben von Lukas Cranach; ſowie endlich die beiden Titel der Schriften gegen den Sauf- und Hoſenteufel ſind ſämmtlich mit größter Sorgfalt den Originalen nachgebildet.

XII. Das Zeitalter des großen Krieges.

Hier beginnt die leidige Zeit des Kupferſtichs; leidig in dem Sinne, daß der Kupferſtich den Holzſchnitt nicht allein dort verdrängt, wo er zu übertreffen war, etwa auf dem Gebiete des ſorgfältig ausgeführten Einzelblattes und Bildniſſes, ſondern auch da, wo er unerſetzlich war, von dem Gebiete der Buchilluſtration, von den fliegenden Blättern, aus den volksthümlichen Schriften. Es iſt kaum glaublich, wie raſch der Verfall und die Ve-

ſeitigung des Holzſchnitts eintrat, der eben in ſeiner höchſten Blüte ſtand. Während noch im Jahr 1580 Sigismund Feierabend zu Frankfurt die ſchönſten Werke mit Joſt Ammann'ſchen Holzſchnitten druckte, wußte bereits um 1617 in ebendemſelben Frankfurt Merian nichts beſſeres als den unbehilflichen Kupferſtich für ſein Theatrum europaeum anzuwenden. Auf den unzähligen fliegenden Blättern, Spottbildern, Schlacht- und Unglücksdarſtellungen des dreißigjährigen Krieges herrſcht der Kupferſtich in traurigſter Geſtalt; der Holzſchnitt, während der Reformation der Herold der Zeitgeſchichte, war untergegangen. Einigen Erſatz dafür gewähren die um dieſe Zeit beſonders zahlreichen prachtvollen und pomphaften Kupferſtichbildniſſe der Zeitgenoſſen, wovon ſich ſo viele charakteriſtiſche Beiſpiele in dieſem Abſchnitte finden.

Im Text: Außer Einzeldrucken und fliegenden Blättern, die ſich über faſt alle wichtigeren Ereigniſſe erhalten haben, boten die Kupfer aus Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik, beſonders aber Merians verdienſtliches Theatrum europaeum Material zur getreuen Illuſtrirung dieſer Epoche. Von bedeutenden zeitgenöſſiſchen Künſtlern haben Callot in ſeinen Radierungen, Brancx, Wouvermann und Bourdon auf ihren Bildern das Elend des dreißigjährigen Krieges getreu verewigt und konnten daher als klaſſiſche Zeugen herangezogen werden.

Außerhalb des Textes findet ſich außer dem ſchönen Bildnis Guſtav Adolfs nach van Dyk eine ziemlich gleichzeitige Anſicht des belagerten Magdeburg aus dem Theatrum europaeum in des alten Merian charakteriſtiſcher Darſtellungsweiſe und das Facſimile des für die Wallenſteinkataſtrophe ſo bedeutſamen erſten „Pilſener Schluſſes."

XIII. Das Aufſteigen der brandenburgiſch-preußiſchen Macht.

Im Text: Außer den zahlreichen Porträtſtichen aus dieſer Zeit bieten Kupferwerke wie Valckeniers „verwirrtes Europa" u. A. mancherlei Abbildungen, welche als für ihre Zeit bezeichnend gelten können. Speciell über den Großen Kurfürſten waren das Hohenzollernmuſeum zu Berlin und in ihm beſonders die prachtvollen Gobelins die beſte Quelle, aus der die Thaten dieſes großen Fürſten in ſeltener Treue veranſchaulicht werden konnten. Seiner holländiſchen Gemahlin und ſeinen vielfachen Beziehungen zu ihrem Lande verdanken wir es, daß ſich beſonders viele und gute Stiche holländiſcher Künſtler über ihn erhalten haben, unter denen die Darſtellung Dalens: „Der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin zu Pferde auf der Falkenjagd" als werthvoll und ſelten hervorzuheben iſt.

Außerhalb des Textes: Um die werthvollen hiſtoriſchen Gobelins des Hohenzollernmuſeums wenigſtens an einem Beiſpiele in voller Wirkung zu zeigen, iſt eins der ſchönſten Stücke: Der Große Kurfürſt mit ſeinen Offizieren von H. Knackfuß aquarellirt und in ganzer Farbenpracht vervielfältigt worden. Ferner finden ſich als werthvolle Beiträge zur Geſchichte dieſer Zeit der Brief des Großen Kurfürſten vom Abend von Fehrbellin, ſein beſonders ſeltenes und charakteriſtiſches Altersbildniß von Block und ein nicht unintereſſanter holländiſcher Plan der Belagerung Wiens aus jener Zeit.

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Im Texte: Der fruchtbarſte Künſtler dieſer Zeit, in welchem dieſelbe ihren geſchickteſten und graziöſeſten Darſteller gefunden hat, iſt Daniel Chodowiecki. Selten iſt eine Zeit für die Nachwelt ſo friſch und wach erhalten worden, wie die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durch ihn. Er hat auf ſeine Weiſe nicht blos hiſtoriſche Ereigniſſe aus dem Leben des großen Königs, ſondern, wozu ſeine Kraft bei weitem beſſer ausreichte, beſonders das familiäre und bürgerliche Leben ſeiner Zeit mit unendlicher Grazie und größter Lebenstreue in zahlloſen Radirungen dargeſtellt. Bei ihm konnte alſo, was den Kulturzuſtand des 18. Jahrhunderts angeht, aus dem Vollen gegriffen werden.

Die beiden großen Rivalen dieſer Epoche ſind durch zahlloſe Porträtſtiche ihrer Zeitgenoſſen verewigt, jedoch ſind gute Bildniſſe Maria Thereſias ſelten. Eines der ſchönſten iſt der pomphafte Stich Kilians nach dem Paradebilde M. de Meytens (außerhalb des Textes). Friedrich iſt in allen Lebensaltern vorzüglich dargeſtellt worden. Als Kind, Jüngling und junger König von dem feinen Porträtiſten Antoine Pesne, im Alter höchſt charakteriſtiſch von Chodowiecki. Ueber ſeine letzten Jahre und ſein Ende finden ſich zahlloſe bildliche Darſtellungen größeren oder geringeren Werths; einige der intereſſanteſten ſind ausgewählt worden. Fruchtbare Kupferſtecher: G. F. Schmidt, Haid und Nilſon in Augsburg, Riedinger u. A. haben die übrigen Herrſcher, die Staatsmänner und Soldaten jener Zeit in guten Stichen dargeſtellt.

Außerhalb des Textes: Die Bildniſſe Maria Thereſias (Kilian) und Friedrichs des Großen (Bauſe).

XV. Die letzten Zeiten des alten deutſchen Reiches.

Im Text: Aus dieſer Zeit der griechiſchen Trachten finden ſich viele intereſſante Koſtümblätter, beſonders vom preußiſchen Hofe und ſpeziell aus dem Familienkreiſe Friedrich Wilhelms und der Königin Luiſe. Einige hiſtoriſche Momente, in denen die Königin handelnd auftritt, hat der Berliner Maler Dähling in Gemälden feſtgehalten. Man erkennt aus dieſen Darſtellungen die ganze Verehrung, mit der die Mitwelt die ſchöne Königin umgab. Die Zahl ihrer Bildniſſe iſt Legion, jedoch iſt die Auffaſſung ſo verſchieden und beſonders weichen die aus ihren jüngeren Jahren ſo von den ſpäteren ab, daß man oft an der Identität zweifeln ſollte. (Vergleiche das Bildniß v. J. 1798 mit den ſpäteren.)

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

Im Text: An guten Porträts und intereſſanten gleichzeitigen Darſtellungen bedeutender Momente und Ereigniſſe fehlt es in dieſer Zeit nicht. Die Ereigniſſe nach der Unglücksſchlacht bei Jena, Napoleons Zug durch Deutſchland, ſeine Berührungen mit dem preußiſchen Königspaare und dem Kaiſer Alexander, ſchließlich die elenden Geſtalten der aus Rußland zurückkehrenden Franzoſen forderten die Darſtellungskunſt der zeitgenöſſiſchen Künſtler heraus. Aus dieſer Zeit ſtammen einige ebenſo ſchöne als ſeltene Darſtellungen Dählings von der preußiſchen Königsfamilie. In ſeinem von Krethlow geſtochenen Bildniſſe der Königin Luiſe (außerhalb des Textes) erreicht ihr Typus den höchſten Liebreiz, freilich abweichend von den reiferen und ernſteren Zügen ihrer letzten Jahre.

XVII. Die Befreiungskriege.

Im Text: Die Darſtellungen jener Zeit, welche Kriegsſcenen und Zeitereigniſſe veranſchaulichen ſollen, erheben ſich leider meiſtens nicht über den künſtleriſchen Rang von Bilderbogen. Nur über die Schlacht bei Leipzig haben ſich zuverläſſige und leidlich erhebliche Darſtellungen erhalten. So mußte ſich die Illuſtrirung dieſes Abſchnittes vorwiegend auf Wiedergabe von gleichzeitigen Bildniſſen beſchränken. Aus der großen Zahl der Blücherbildniſſe ſind zwei der beſten und intereſſanteſten ausgewählt.

Außerhalb des Textes: Der erſte Druck vom Aufrufe „An mein Volk“ wird als wichtiges geſchichtliches Dokument willkommen ſein. Der denkwürdige Brief Blüchers an Kaiſer Alexander, nach einem Abklatſch des Originals, welcher ſofort im Hauptquartier genommen wurde.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz etc. — XX. Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſerthums.

Im Text: Je näher die Geſchichte zeitlich den Mitlebenden rückte, um ſo ſtrenger mußte die Illuſtrirung ſich auf die Darſtellung leitender Perſönlichkeiten und entſcheidender Ereigniſſe beſchränken. Und noch hierüber hinaus mußte der zufällige Umſtand entſcheidend ſein, ob ſolche Ereigniſſe auch wirklich authentiſche Darſtellung gefunden hatten oder nicht. Sollte ferner dies Buch nicht vorwiegend zu einer Kriegsgeſchichte werden, ſo war darauf zu verzichten, die großen Kriege von 66 und 70/71 in Einzelzügen darzuſtellen. Denn einmal damit angefangen, war keine Grenze des Aufhörens zu finden. So hat ſich denn die Illuſtrirung auf Beibringung der wichtigſten Porträts und auf Vorführung einiger geſchichtlicher Höhepunkte beſchränkt, welche beſonders verbürgte Darſtellung erfahren haben.

Außerhalb des Textes ſind beigegeben: in der Nummer der Iſis mit dem Bericht über das Feſt auf der Wartburg ein intereſſantes kulturgeſchichtliches Dokument, ferner die Bildniſſe des Kaiſers, des Kronprinzen und des Fürſten Bismarck nach den beſten neueren Aufnahmen.

Die Geſchichte der neueſten Zeit ebenſo eingehend und ausgiebig bildlich zu belegen, wie es mit den weiter zurückliegenden Zeiten in dieſem Buche geſchehen iſt, müßte Aufgabe eines beſonderen Werkes ſein, welches dann für ſich leicht den Umfang eines Bandes wie des vorliegenden erreichen würde und das lag außerhalb des Rahmens dieſes Werkes.

Außerdem enthält dieſer Band

4 geſchichtliche Karten

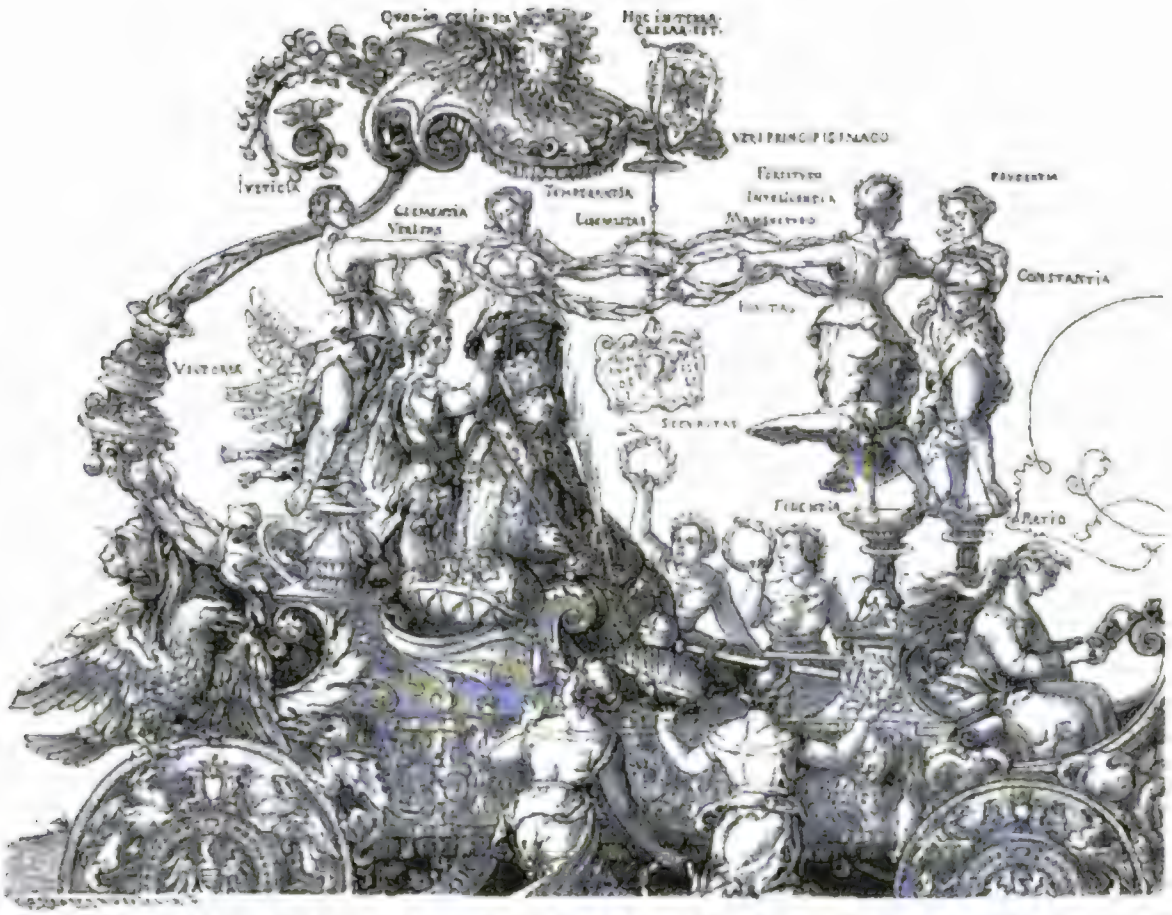
ausgeführt in der geographiſchen Anſtalt von Velhagen und Klaſing in Leipzig.

Der Einband dieſes Bandes

iſt derſelbe wie beim erſten Bande.

Die Verlagshandlung ſagt auch bei Beendigung des zweiten Bandes allen denjenigen, welche durch Nachweis oder Darleihung von Dokumenten, Werken und Stichen das Werk ſo weſentlich gefördert haben, ihren verbindlichen Dank.

Digitized by Google



Kaiſer Maximilian auf dem Triumphwagen, bekränzt von den Figuren der Tugenden. (Ueber dem Baldachin die Inſchrift: „Quod in celis sol — Hoc in terra Caesar est.“ Was am Himmel die Sonne, iſt auf Erden der Kaiſer.) Stück (ſtark verkleinert) aus Albr. Dürers großem Holzſchnittwerk „Triumphwagen Maximilians.“

(X. Das Habsburgiſche Kaiſerthum bis zur Reformation. Fortſetzung.)

4. Maximilian I., 1493—1519.

Da Maximilian ſeit ſeiner Erwählung zum Römiſchen Könige wiederholt an der Regierung des Reiches theilgenommen hatte, folgte er ſeinem Vater ohne den geringſten Widerſpruch: im Gegentheil, das Volk und die Fürſten ſchauten voller Hoffnung auf den neuen Herrn, der, 34 Jahr alt, im vollen Beſitz männlicher Kraft, ausgezeichnet durch ungemeine Elaſticität des Körpers und des Geiſtes, für das ſchwierige Amt eines Römiſchen Königs und Kaiſers ganz beſonders geeignet ſcheinen konnte. Ehe wir uns indes zu ſeinen Mannesthaten wenden, müſſen wir auf Maximilians früheren Lebensgang, der bisher nur nebenbei berührt wurde, einen Rückblick werfen. 1493

Geboren am Gründonnerſtage des Jahres 1459, hatte er eine bewegte Kindheit, eine ebenſo bewegte Jünglingszeit hinter ſich. Als kleiner Knabe hatte er in Wien die Schreckniſſe einer langwierigen Belagerung kennen gelernt und die Noth ſeiner Eltern theilen müſſen: ſo erzählt man, wie der kleine Max, über das ewige Einerlei der Erbſen- und Linſengerichte unmuthig, geäußert habe, dergleichen möge man doch lieber dem Feinde vorſetzen. Von ſeiner portugieſiſchen Mutter hatte er das feurige, leicht erregbare Blut des Südländers: auch ſeine geiſtigen Anlagen, ſein Hang zum Außergewöhnlichen und

Abenteuerlichen, ſeine hochfliegenden, nicht ſelten phantaſtiſchen Gedanken mögen eben daher rühren. Aber ſeine äußere Erſcheinung, die muskulöſe Geſtalt, der feſte Gang, das blonde Haar und die blauen Augen bekundeten den Deutſchen; deutſch waren auch die innerlichſten Regungen ſeines Gemüthes und ſeines Herzens. Neben jenen äußerlichen Merkmalen des Deutſchen bildeten eine gewölbte Stirn, eine hohe, gebogene Adlernaſe und ein kleiner Mund die Eigenthümlichkeiten ſeiner Geſichtsbildung. Seine Stimme war wohlklingend und ſeine Rede gewandt: ſo erklärt es ſich leicht, daß ſeine Perſönlichkeit beim erſten Zuſammentreffen die Herzen gewann und feindliche Gemüther zu verſöhnen verſtand.

Seinen erſten Lehrern und Erziehern machte freilich ſein lebhaftes Temperament nicht wenig zu ſchaffen, wenn es ſich ums Lernen handelte; dagegen war Maximilian ſchon als Knabe Meiſter in allen Leibesübungen und Waffenſpielen, kühn und waghalſig bis zu völliger Verachtung der Gefahr, je mehr er ſich ſeiner Körperkraft und Gewandtheit bewußt wurde.

Daher ward denn auch die Jagd ſein liebſtes Vergnügen, er hatte ſie kunſtmäßig erlernt und übte ſie um ſo mehr, je häufiger ſie Gefahren und Abenteuer brachte. Die Wälder in Brabant und in den Ardennen, die Hochgebirge Tirols und der Allgäuer Alpen waren die Schauplätze ſeiner Jagden und man zählt eine reiche Fülle von Abenteuern auf, bei denen er ſeine Geiſtesgegenwart zu erproben Gelegenheit fand. Seine größte Liebhaberei iſt die Gemsjagd: das bekannteſte Abenteuer ſeine Verſteigung auf der Martinswand bei Innsbruck.

Das Ereignis fand auf dem Zirlberge am Oſtermontag des Jahres 1490 ſtatt. Die Sage läßt Maximilian durch einen Engel errettet werden, nach anderen Berichten war der Erretter ein Gemsjäger, Oswald Zips, den Maximilian reich beſchenkte und unter dem Namen „Hollauer von Hohenfels“ in den Adelsſtand erhob. Die Gemsjagd ließ er ſich darum nicht verleiden und ſchrieb auch eigenhändig ein Jagdbuch, das künftigen Jagdfreunden ſeines Geſchlechtes Anleitung gibt, wie ſie die edle Kunſt pflegen ſollen.

Außer der Jagd liebte er heitere Geſelligkeit: gern ließ er ſich zu fröhlichen Feſten, namentlich in den Reichsſtädten, einladen und tanzte wohl ſelbſt mit den ſchönen Töchtern und Frauen der Patrizier oder Zunftgenoſſen. Als er in Folge des erwähnten Brautraubes im Reich um Hilfe gegen die Franzoſen warb, verweilte er Wochen lang in Ulm und eröffnete bei den Geſchlechtertänzen jeden Reigen mit einer ſchönen Ulmerin. Damals war es auch, wo er den Münſterthurm beſtieg und auf dem höchſten Kranze, 350 Fuß hoch, übermüthig auf die ſchmale Eiſenſtange, an der die Feuerlaterne hing, hinaustrat, den andern Fuß in die Luft emporhebend.

Neben der Freude am Waidwerk und am Waffenſpiel, — man hat ihn beſonders wegen des letzteren Umſtandes häufig den „letzten Ritter“ genannt, — beſaß Maximilian eine große Fähigkeit und eine ebenſo große Ausdauer, ſich anzueignen, was im praktiſchen Leben nützt oder Geiſt und Gemüth veredelt. Er war ein trefflicher „Platner“, „Bogen und Armbruſtſchiftner“: aber auch alle möglichen Wiſſenszweige, die Künſte und Wiſſenſchaften, die Muſik, zogen ihn an und erfreuten ſich nachmals ſeiner Gunſt. Er war des Lateiniſchen mächtig, er ſprach geläufig das Flandriſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche, Böhmiſche, Ungariſche und Windiſche. Schon aus ſeinen Memoranden- (Tage- oder Gedenk-) Büchern kann man die Vielſeitigkeit ſeines geiſtigen Lebens erkennen. Beſonders häufig erſcheinen darin aber die Notizen, welche Maximilians Vorliebe für altdeutſche Dichtung und Sage andeuten. Die Wappenkunde hielt er hoch: nicht minder die Geſchichte, welche die Welthändel und die Thaten der Fürſten verewigt: ſein eigener Ehrgeiz ſtrebte darnach, im Gedächtnis der Nachwelt zu leben.

Es ſcheint, als hätte es einem ſo begabten und zugleich ſo hochſtrebenden Fürſten nicht ſchwer werden können, ſich mit unvergänglichen Ruhmeskränzen zu ſchmücken. Aber eine gewiſſe Gefahr lag ebenſowol in der Vielſeitigkeit, wie in

Maximilian als Armbruſtſchütze.

Holzſchnitt aus dem Weißkunig, betitelt: „Wie der Jung Weyß kunig | mit der hurnein (hörnernen) Armpruſt | vnd mit den ſtachlin (ſtählernen) pogen (Bogen) hat lernen ſchieſſen.“

Der „Weißkunig“, von Max Treitzſauerwein um 1514 vollendet, iſt mit blattgroßen Holzſchnitten von Hans Burgmaier geziert. Im Bücherſchatze von Schloß Ambras in Tirol verwahrt, gelangte die Handſchrift in die k. k. Bibliothek zu Wien. Das Werk kam nicht zum Druck. Die Holzſchnitte waren vom Manuſkript getrennt worden und lange Zeit verloren gegangen, bis ſie im Jahr 1770 in Gratz in Steiermark wieder aufgefunden und gerettet wurden. Endlich im Jahr 1775 wurde das Werk von den Originalholzſchnitten zu Wien in einer großen prächtigen Ausgabe zum erſtenmale gedruckt „durch Joſeph Kurzböcken, kaiſerl. königl. illyriſch- und aller orientaliſchen Sprachen Hofbuchdruckern und Buchhändlern.“ Exemplare dieſer Ausgabe werden heute ſehr geſchätzt.

Digitized by Google

der geiſtigen Beweglichkeit Maximilians. Mit ruheloſer Vielgeſchäftigkeit, die von Entwurf zu Entwurf eilt, hier anſetzt, dort abſpringt, war wenig auszurichten in einer Zeit, die weiſe Beſchränkung auf das Nächſtliegende, planvolles Vorwärtsſchreiten, ſyſtematiſches Anſtreben eines feſt ins Auge gefaßten Zieles verlangte. Und wenn die beſtechlichen Vorzüge Maximilians ihm ohne Mühe Popularität und Anſehen verſchafften, ſo war es natürlich, daß man von einer ſo hervorragenden Perſönlichkeit auch Außerordentliches erwartete.

Die Aufgabe, welche die Kaiſer urſprünglich hatten, war eine doppelte geweſen: die Wahrung der kaiſerlichen Oberherrlichkeit über die Grenzen Deutſchlands hinaus, namentlich in Italien, aber auch überhaupt dem Auslande gegenüber; die Verwaltung und Ordnung des deutſchen Reiches, die Befriedung, die Rechtspflege Deutſchlands. Den erſten Theil der Aufgabe hatten die deutſchen Herrſcher ſeit langer Zeit nicht mehr löſen können: weder auf die Kirche und das Papſtthum, noch auf die auswärtigen Mächte, die mehr und mehr erſtarkt waren, vermochte das Kaiſerthum einen beſtimmenden Einfluß auszuüben. In dieſer Hinſicht verlangte das Intereſſe des deutſchen Volkes eigentlich nur eins: die Krone des heil. Römiſchen Reiches durfte nicht in fremde Hände fallen, Deutſchland nicht zum Trabanten eines fremdländiſchen Kaiſerthums herabgedrückt werden. Für dieſes Intereſſe war die Nation gewiß noch zu begeiſtern. Weit größere Vorſicht erheiſchte die Geltendmachung der kaiſerlichen und Reichsrechte in Italien und ſonſt an den Grenzen. Wenn auch zur Zeit, als Maximilian den Thron beſtieg, ein gewiſſer nationaler Zug durch das Reich ging und allſeitig eine ſolche Wiederherſtellung des kaiſerlichen Namens und Anſehens gewünſcht wurde: große Erwartungen durften daran nicht geknüpft werden, auf eine Dauer der patriotiſchen Stimmung, auf opferbereite Sympathie war nicht zu rechnen. Vielmehr wandten ſich alle Sympathien, alle Hoffnungen und Wünſche der Nation jener zweiten Hälfte der eigentlich kaiſerlichen Aufgabe zu, an deren Löſung das Kaiſerthum, ausſchließlich oder vorwiegend ſeinen univerſalen Tendenzen folgend, bisher nicht hatte gehen können oder mögen. Die Reform im Innern, welche man zuletzt immer und immer wieder von Maximilians Vater verlangt hatte, war die brennende Tagesfrage. Wir ſahen, daß unter Friedrich III. mit den Reformgedanken recht eigennützige Abſichten verknüpft waren: aber darum blieben dieſe Forderungen an ſich doch berechtigt, und gerade ſeitdem die kirchliche Reformidee zurückgetreten, freilich in einer für Deutſchland ungünſtigen Weiſe zur Seite gedrängt war, hatten die Reichsſtände ein größeres Recht zu verlangen, daß der König Deutſchlands den Lebensintereſſen ſeines Volkes den vornehmſten Theil ſeiner Mühen und Sorgen widme. War denn eine ſolche Aufgabe, die Neugeſtaltung des Reiches, nicht ein ganzes reiches Herrſcherleben werth? Freilich war ſie außerordentlich ſchwierig und verlangte eine Uneigennützigkeit und Selbſtverleugnung, wie ſie Maximilian jedenfalls nicht beſaß. Unter der Reform, wie ſie Kurfürſten, Adel und Städte ſich dachten, verſtanden ſie keineswegs eine Stärkung oder Wiederherſtellung der monarchiſchen Gewalt: nicht dem Kaiſer wollten ſich die Stände unterwerfen,

die Stärkung der Reichsgewalt mit eigenen Opfern erkaufen, sondern mit dem Kaiser wollten sie herrschen. Mochte er entweder mit den Kurfürsten allein, oder mit den Reichsständen überhaupt die Regierungsgewalt theilen: jenes verlangten die Fürsten, mit Berthold von Mainz an der Spitze, dies forderten die Städte — jedenfalls sollte eine Mitregierung eintreten, durch welche die Stellung des Kaisers herabgedrückt wurde, wenn sich auch vielleicht durch das gemeinsame Regiment die Leistungsfähigkeit des Reiches etwas mehrte. Kaum war es dem Kaiser zu verargen, wenn er zur Verkürzung seiner eigenen Gerechtsame ungern und zögernd, überhaupt nur gezwungen, sich bequemte. Zunächst schien er die Reformfrage gar nicht ins Auge gefaßt zu haben; ihm lag vor allem am Herzen, sich an Frankreich für wiederholte Beleidigungen zu rächen und den Plänen dieser Macht in Italien entgegenzutreten. Die Verhältnisse lockten mehr als je zur Einmischung. Im Norden Italiens standen Venedig und Mailand einander als Nebenbuhler gegenüber; in Mailand herrschte als Usurpator Lodovico Sforza mit dem Beinamen Moro, in Rom der sittenlose aber geschickte Alexander VI. (Borgia); in Neapel erhielt sich ein unebenbürtiger Sproß des Hauses Aragonien mit Mühe auf dem schwanken Thron, welchen die Neapolitaner dem französischen Königshause zuwenden wollten; in Florenz war nach dem Tode des klugen Lorenzo Medici eine Gegenpartei erstanden, deren Führer, der kirchlich-politische Reformator Savonarola, den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Die beste Handhabe, um in die italienischen Dinge einzugreifen, bot Mailand. Lodovicos Vater war durch die Heirath mit der unehelichen Tochter des letzten Visconti in den Besitz des Landes gelangt, das er eigentlich nur als Vormund seines Neffen Galeazzo verwaltete. Aber er erklärte diesen für blödsinnig, zu großem Unwillen des Königs Ferdinand von Neapel, mit dessen Enkeltochter Isabella der junge Fürst vermählt war. Nun hatten die Sforza aber nicht, wie vormals die Visconti, die Belehnung erhalten, wiewol Mailand als Reichslehen galt: daher hatte Lodovico, um sich zu sichern, im Jahr 1492 Maximilian die Hand seiner schönen Nichte Bianca angeboten, und obschon diese Familie dem deutschen König wahrlich nicht ebenbürtig war, ließ sich Maximilian für den Plan gewinnen sowol durch eine reiche Mitgift, als auch durch die Aussicht, sich in Zukunft in Italien geltend zu machen. Namentlich wollte er hier die Franzosen bekämpfen, deren König Karl VIII. einen Eroberungszug nach Neapel plante. So wurde im März 1494 in Innsbruck die Hochzeit gefeiert, einige Monate später Lodovico mit Mailand belehnt. Mit seiner neuen Gemahlin reiste Maximilian nach den Niederlanden, vor allem, um seinem siebzehnjährigen Sohne Philipp, der in herrlicher Jugendschöne erblüht war, die Regierung jener Staaten zu übergeben.

1494

Medaille auf die Vermählung Maximilians mit Bianca Sforza.

Umschrift: „Maximilianus Ro(manorum) Rex e(t) Bianca M(aria) Coni(u)ges lu(ncti).“

In der Zwiſchenzeit brach der Sturm in Italien los; nachdem der König von Neapel im Januar 1494 geſtorben war, erſchien König Karl, zwang den Papſt zu einem Vergleich, überwältigte Neapel und erklärte ſich bald darauf
1495 (am 12. Mai 1495) zum König dieſes Landes. Zwar hatte ſich auch Lodovico anfangs den Franzoſen angeſchloſſen, aber das ſchnelle Fortſchreiten Karls machte ihn nicht minder bedenklich, als den Papſt: ſo kam es im März 1495 zu der erſten ſogenannten „heiligen“ Liga, in welcher ſich jene beiden nebſt dem Herzog von Ferrara und der Republik Venedig mit Maximilian und dem König von Aragonien verbündeten. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzoſen. Maximilian, der noch in den Niederlanden weilte, ging voll Begeiſterung auf den Plan ein. Als Sieger über die unverſchämten Franzoſen gedachte er die Rechte des Reiches in Italien geltend zu machen und ſich dann in Rom mit der Kaiſerkrone ſchmücken zu laſſen. Solcher Gedanken voll, kam er am 18. März nach Worms, wohin er die Reichsſtände berufen hatte. Die Verhandlungen über die Reichshilfe, meinte er, würden kaum vierzehn Tage beanſpruchen, dann wollte er den erſten Schritt auf ſeiner Heldenlaufbahn thun.

1495 Am 26. März 1495 eröffnete Maximilian die nicht unanſehnliche Verſammlung zu Worms, legte die Gefahren dar, welche dem Reiche von den Türken und Franzoſen drohten, und forderte zu umfaſſenden Gegenmaßregeln auf. Er forderte eine ſogenannte „eilende Hilfe“, d. h. ein ſchleuniges Aufgebot der geſammten Reichsmacht und eine beſtändige „währende Hilfe“ auf zehn bis zwölf Jahre, alſo ein ſtehendes Heer oder die Geldmittel, um ein ſolches anzuwerben. Wol waren auch die Stände von der Nothwendigkeit durchdrungen, den Franzoſen zu widerſtehen, aber ſie wollten die günſtige Gelegenheit, ihre Verbeſſerungsideen durchzuſetzen, nicht vorüber gehen laſſen. Daher beantworteten ſie Maximilians Forderungen mit einem umfaſſenden Reformplan, deſſen Hauptpunkte die Beſtellung eines ſtändigen Kammergerichtes und eines aus ſiebzehn Mitgliedern zuſammengeſetzten Reichsrathes waren. Der Reichsrath ſollte ſeinen Präſidenten vom Kaiſer erhalten, die Mitglieder waren von den Kurfürſten, Fürſten und Städten zu ernennen. Dieſer Behörde war ein hoher Grad von Unabhängigkeit zugedacht; ſie ſollte die Summe der Regierung in der Hand haben. Während nun aus Italien immer dringendere Hilferufe erſchollen, wurde in Worms über jene Vorlage geſtritten. Maximilian hatte, um nicht von vornherein Verſtimmung zu erregen, in allgemeinen Ausdrücken erklärt, er werde alles annehmen, was — unbeſchadet ſeiner kaiſerlichen Rechte — zum Nutzen und zur Ehre des Reiches dienen könne: er hatte aber wenig Luſt, ſo weitgehenden Forderungen entgegen zu kommen. Nun bewilligten ihm auf ſein Drängen die Stände zwar einen Vorſchuß von 150,000 Gulden, aber dieſe Gelder gingen nur langſam und ſpärlich ein; größere Bewilligungen wurden von Maximilians Nachgiebigkeit in der Reformſache abhängig gemacht. In einem Gegenentwurfe, den der Kaiſer am 22. Juni als eine Verbeſſerung der ſtändiſchen Vorſchläge einreichte, hob er dieſelben eigentlich Artikel für Artikel auf, und dies erregte große Verſtimmung.

Da bequemte sich Maximilian zu einem Zugeständnis: zufrieden, wenn er für diesmal den Plan des Reichsrathes beseitigen konnte, der ihn bevormunden sollte, ließ er am 7. August ein Landfriedensgesetz und eine Kammergerichtsordnung verkünden. Das erstgenannte Gesetz, welches unter dem Namen des „ewigen Landfriedens" solche Berühmtheit erlangte, unterschied sich von den früheren Entwürfen dieser Art wesentlich nur dadurch, daß es nicht für eine beschränkte Zahl von Jahren, sondern für immer gelten sollte. Natürlich fehlte viel daran, daß der Landfriede dadurch zur Wahrheit geworden wäre.

Bedeutsamer war die Institution des Kammergerichtes, das nach den für den Reichsrath gemachten Vorschlägen besetzt wurde. Der König hatte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter zu ernennen, die Beisitzer — sechs kurfürstliche, acht fürstliche, zwei städtische — wurden von den Ständen präsentirt. Das Gericht erhielt die Befugnis, im Namen des Königs die Reichsacht auszusprechen, auch mußte sich jener mit bestimmten Sporteln begnügen. Man begreift die Wichtigkeit der Neuerung, wenn man bedenkt, daß die oberrichterliche Gewalt das vornehmste Attribut des mittelalterlichen Kaiserthums war. Bisher waren die kaiserlichen Kammergerichte daher immer dem Hofe des Kaisers gefolgt und hatten keineswegs den Ruf der Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Der Sitz des Reichskammergerichtes sollte dagegen in Zukunft Frankfurt sein, und die Stände hatten es in ihrer Hand, aller Willkür vorzubeugen, indem sie rechtschaffene Beisitzer ernannten.

Zum Danke namentlich für dieses große Zugeständnis bewilligten die Stände noch weitere 150,000 Gulden, die nebst der früher verheißenen Summe durch eine allgemeine Reichssteuer gedeckt werden sollten. Nach einem keineswegs neuen Plan beschloß man den sogenannten „gemeinen Pfennig" zu erheben, eine Auflage, die eine Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer ist.

Von je tausend Gulden Besitz an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden, von je fünfhundert Gulden ein halber bezahlt werden; wer unter fünfhundert Gulden besaß, sollte den vierundzwanzigsten Theil eines Guldens entrichten. Niemand, der das fünfzehnte Jahr überschritten hatte, war ausgenommen. Mit der Einziehung der Steuer waren die Pfarrer beauftragt: die Einzelerträge waren an eine Kommission von sieben Reichsschatzmeistern einzuliefern; am 1. Februar sollte durch die alljährlich zusammentretende Reichsversammlung die Verwendung der Gelder kontrolirt werden.

Nachdem Maximilian in Worms noch den Grafen von Würtemberg, Eberhard im Bart, zum Herzog erhoben hatte, begab er sich nach Frankfurt, um das Kammergericht einzusetzen. Am 31. Oktober ward es vereidigt, am 3. November hielt es unter dem Vorsitz des Kammerrichters, Grafen Eitelfritz von Zollern, seine erste Session, am 21. Februar 1496 übte es zum 1496
ersten Male das Recht der Achtserklärung aus.

So hatte der Wormser Reichstag nach einer Seite wenigstens einen befriedigenden Abschluß. Im ganzen aber blieb bei den Ständen, wie bei dem König eine bedeutende Verstimmung zurück. Die Stände hatten die Idee des Reichsrathes vorläufig aufgeben müssen; der thatenlustige König sah sich durch die

ihm verdrießlichen Verhandlungen abgehalten, den günstigen Augenblick zum Eingreifen in Italien zu benutzen. So dachte er denn auch gar nicht daran, die Beschlüsse des Reichstages zur Wahrheit zu machen; er griff in den Rechtsgang des Kammergerichtes ein, unterließ dagegen in seinen Erblanden die Einsammlung des gemeinen Pfennigs. Ueberhaupt machte die Einziehung dieser Reichssteuer die größte Schwierigkeit; die Städte, unpatriotisch wie stets zuvor, wollten nicht eher zahlen, als bis Kammergericht und Landfrieden eine thatsächliche Wirkung ausübten, der Ritterschaft war der Landfriede und die Reichssteuer gleichmäßig verhaßt. Nicht ohne Vergnügen vernahm Maximilian, daß der
1496 Reichstag, welcher im Februar 1496 in Frankfurt abgehalten werden sollte, nur spärlich beschickt werde: er nahm daraus Anlaß, ihn auf den August, und zwar nach Lindau zu verlegen. Ihn drängte es, seine italienischen Pläne wieder aufzunehmen. Der Hilferuf Lodovicos und der Versuch des Franzosenkönigs, die florentinische Republik durch die Aussicht auf die Annexion von Pisa und Livorno zu gewinnen, bestimmten ihn zum Einschreiten. Nachdem er zu Mals in Tirol im Juli mit dem Mailänder eine Zusammenkunft gehabt, brach er nach Italien auf, mehr zu einer abenteuerlichen Ritterfahrt, als zu einem Kriegszug gerüstet: den Reichsständen in Lindau ließ er durch seinen Sohn Philipp sagen, sie möchten schnell den gemeinen Pfennig eintreiben und ihm mit so viel Truppen, als sie davon besolden könnten, folgen; er vermöge ihrer nicht zu warten, sondern ziehe mit der Macht, die ihm Gott verliehen, über die Berge.

Während Maximilian in Italien beschäftigt war, — natürlich mißlang sein Unternehmen und endigte mit der Auflösung der eben erneuerten heiligen Liga, — sammelten sich die Reichsstände in Lindau, und am 7. September eröffnete der Kurfürst Berthold von Mainz die Versammlung. Er war nicht allein der Wortführer der Fürsten, er war die belebende Kraft des Reichstages, der ohne seine beredten Worte und seine energischen Mahnungen sanft entschlummert wäre. Er sah sich genöthigt, den Reichsständen wegen ihrer Indolenz, wegen ihres Mangels an Nationalgefühl und Opferwilligkeit harte Vorwürfe zu machen. Schon stand die wichtigste der Wormser Errungenschaften auf dem Spiel. Das Reichskammergericht hatte aus Mangel an Besoldung im Juni seine Sitzungen eingestellt. Im November ward es durch den Mainzer, der für die materielle Existenz gesorgt hatte, bewogen, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Mit Rücksicht auf die Nähe der Universitäten zu Heidelberg, Basel, Mainz und Köln wurde es aber nach Worms verlegt. Am 23. Dezember ward der Beschluß, den gemeinen Pfennig einzubringen, erneuert und die unzufriedene Ritterschaft bedeutet, nicht der König, sondern das Reich fordere diese Steuer, die ihnen selbst zugute kommen werde, wenn sie nur aufsitzen und sich den Ritterfold verdienen wollte.

1497 Als die Versammlung am 10. Februar 1497 endigte, konnte man sich mit dem Bewußtsein trennen, das Reformwerk wenigstens erhalten zu haben; Maximilian dagegen war von seinem mißlungenen Zuge am 27. Dezember 1496 wieder zu Mals angelangt, wo er bis zum Frühjahr blieb.

Auf einem zweiten Wormſer Reichstag im Frühling des Jahres 1497 kam es zu nichts: die Reichsſtände waren äußerſt ſpärlich erſchienen, und bekümmert mahnte der patriotiſche Mainzer die Anweſenden: „Es iſt zu beſorgen, wo man ſich nicht anders in die Sachen ſchicken, getreulicher und fleißiger zuſammenhalten will, daß eines Tages ein Fremder kommt, der uns mit eiſernen Ruthen regieren wird.“ Auch Maximilian war nicht erſchienen; er hatte die Zwiſchenzeit benutzt, um eine Doppelheirath ſeiner Kinder Philipp und Margarethe mit Johanna und Johann, den Erben des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Iſabella von Caſtilien zu Stande zu bringen. Zeigte er ſich durch dieſe Doppelheirath auch als ein echter Habsburger, ſo konnte doch damals niemand ahnen, daß jenes erſte Ehebündnis den Urſprung der habsburgiſch-ſpaniſchen Weltmacht in ſich ſchloß.

Auf dem Reichstage zu Freiburg erſchien Maximilian endlich wieder, im Juni 1498, von neuen Kriegsplänen erfüllt. Nach dem am 7. April 1498 er- 1498
folgten Tode Karls VIII. hatte ſein Vetter, der Herzog von Orleans, als Ludwig XII. den Thron beſtiegen. Maximilian hoffte auf Verwirrungen in Frankreich und hatte mit ſeinem Sohne Philipp einen Krieg gegen jene Macht verabredet. Obwol ſeine Hoffnung fehlſchlug, gab er den Plan nicht auf; die in Freiburg ziemlich zahlreich verſammelten Stände ſollten ihm die Mittel für dies Unternehmen gewähren. Gleich in der erſten Sitzung ſprach er mit großer Heftigkeit ſeine Abſichten aus und erging ſich in leidenſchaftlichen Klagen über die Läſſigkeit und Kargheit der Reichsſtände. „Von den Lombarden“, ſagte er, „bin ich verrathen, von den Deutſchen verlaſſen. Aber ich will mich nicht wieder, wie in Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken laſſen. Den italieniſchen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man ſage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispenſiren, den ich dort hinter dem Altare zu Frankfurt geſchworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, ſondern auch dem Hauſe Oeſterreich. Ich ſage das und muß es ſagen, und ſollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen ſetzen und ſie zertreten.“

Die Fürſten waren erſtaunt, ſie ließen ſich einſchüchtern: doch gehörte die ganze Geſchicklichkeit des Mainzers dazu, einem offenen Bruche vorzubeugen. Den König gewann er damit, daß er ihm Ausſicht auf den Ertrag des gemeinen Pfennigs machte, über deſſen Erhebung jetzt von allen Seiten Rechenſchaft abgelegt wurde. Daher ging denn der Kaiſer auch mehr auf die Wünſche der Stände ein, verſchärfte die Beſtimmungen des Landfriedens und ertheilte dem Kammerrichter die Befugnis, in dringenden Fällen nach eigenem Ermeſſen die benachbarten Fürſten zur Vollſtreckung eines Urtheils aufzubieten. Dafür geſtattete man dem König, ſein Glück gegen Frankreich zu verſuchen und Maximilian, im Vertrauen auf die Reichshilfe, beſchleunigte ſeine Rüſtungen; in drei Abtheilungen ließ er gegen Langres, Chalons und Dijon marſchiren. Aber unaufhörliche Regengüſſe, angeſchwollene Ströme trieben ihn fort aus der Champagne, die franzöſiſche Diplomatie erweckte ihm Feinde, wie den Herzog Karl

von Geldern, und machte ihm ſeine Bundesgenoſſen, den Papſt Alexander VI., den Herzog von Savoyen und die Florentiner abtrünnig. Ja des Königs eigener Sohn Philipp hatte ſich am 2. Auguſt zu einem Vertrage mit Ludwig verleiten laſſen, in welchem er alle Streitigkeiten nur im Wege der Güte zu verfolgen verſprach und ſich ſogar verpflichtete, für Flandern und Artois Huldigung zu leiſten. So mußte Maximilian ſein Vorhaben aufgeben; an weiteren Unternehmungen in Italien wurde er zunächſt durch einen Krieg mit der Schweiz gehindert.

Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft war allmählich eine europäiſche Macht geworden, die ihren Angehörigen einen beſſeren Schutz gewährte, als das deutſche Reich je zuvor. Die Eidgenoſſen ſchätzten den Zuſammenhang mit dem Reiche gering: in dem regierenden Kaiſer ſahen ſie nur den Habsburger, deren Joch abgeſchüttelt zu haben ihr größter Stolz war. Den Eintritt in den ſchwäbiſchen Bund hatten ſie abgelehnt, noch weniger waren ſie geneigt, ſich den neuen Reichsordnungen zu unterwerfen. Sie hatten an den Wormſer Beſchlüſſen keinen Antheil genommen und baten, ſie mit Neuerungen zu verſchonen. Zur Einforderung des gemeinen Pfennigs machten ſie keine Anſtalten, gegen das Kammergericht lehnten ſie ſich direkt auf. Venedig und Frankreich, das aus der Schweiz obendrein ſeine beſten Söldner bezog, ſchürten gefliſſentlich die Zwietracht, welche ſchon im Jahr 1497 zu einem offenen Kriege führen zu ſollen ſchien. Maximilian
1498 verhinderte dies, aber im Dezember 1498 wurde der Kampf durch Grenzſtreitigkeiten zwiſchen der Tiroler Regierung und Graubünden, auch außerdem durch die Privatfeindſchaft eines tiroler Rathes und eines bündneriſchen Edelmannes hervorgerufen. Doch war dies nur der äußere Anlaß; längſt war der „Schwabenkrieg“ vorbereitet: die blutige Abrechnung zwiſchen dem ſüddeutſchen Edelmann und dem ſchweizer Bauer, dem „Stiefel“ und dem „Bundſchuh“. Aber die Raſchheit und Mannszucht der Eidgenoſſen behielt auch diesmal den Sieg:
1499 bei Dorneck (22. März 1499), am Schwaderloch bei Conſtanz, (11. April) erlagen die Schwäbiſchen, bei Fraſtanz (20. April) die Oeſterreicher ihren kraftvollen Gegnern. Jetzt hätte man von ſeiten des Bundes die ganze Kriegslaſt gern auf die Schultern Maximilians gewälzt, den bisher ein Aufſtand des Herzogs von Geldern in den Niederlanden feſtgehalten hatte.

Am 28. April erſchien er am Bodenſee in Ueberlingen und ließ in der dortigen Kirche das Reichspanier aufſtecken. Aber man mußte mit den Rüſtungen von vorn anfangen: in der Zwiſchenzeit wurden kleinere, aber entſetzlich verheerende Streifzüge unternommen. Zweihundert Ortſchaften ſollen dabei zerſtört, an 20,000 Menſchen umgekommen ſein. Endlich, am 18. Juli hielt Maximilian bei Konſtanz die Muſterung des neuen Heeres ab; er hoffte noch immer die Kriegsehre zu retten und die Hoheit des Reiches zu wahren und wollte die Eidgenoſſen von drei Seiten zugleich anfallen. Aber er traf bei den Führern und der Mannſchaft nur auf Ausflüchte und Unluſt; verſtimmt begab er ſich nach Lindau, um mit den Hauptleuten des Bundes Rückſprache zu nehmen. Da traf ihn eine neue Unglücksbotſchaft. Graf Heinrich von Fürſtenberg, der mit 16,000 Mann aus der Gegend von Baſel her anrücken ſollte, ließ ſich in

Landsknechte unter Maximilian: Pfeifer, Trommler und Fähndrich.
Kupferstich von Matthäus Zasinger, Wende des XV. Jahrhunderts.

seinem Lager an der Birs zwischen Dorneck und Rheinach überfallen (22. Juli). Zwar ermannten sich die Ueberraschten zu tapferer Gegenwehr, Graf Fürstenberg sühnte seine Unbesonnenheit durch ehrlichen Soldatentod, aber das Heer erlitt doch eine völlige Niederlage: als Siegesbeute führten die Schweizer die „große Oesterreicherin von Ensisheim", ein Prachtstück der Arsenale Maximilians, hinweg. Der König, zuerst äußerst niedergeschlagen, fand seine Fassung bald wieder und seinen Trost in den Sternen. Da der von den Franzosen bedrängte Lodovico, den Beistand seines königlichen Verwandten ersehnend, durch seinen Botschafter zum Frieden rathen ließ, gab Maximilian seine Rachegedanken auf. In dem Baseler Frieden (22. September 1499) versprach man sich gegen- 1499
seitiges Vergeben und Vergessen: thatsächlich hatten die Schweizer gesiegt und des Reiches Rechte hatten den Eidgenossen gegenüber nicht behauptet werden können. Die Reichskriegsverfassung hatte sich als ungenügend erwiesen, das Reich als unfähig, den Abfall eines Gliedes zu verhüten. Die Franzosen endlich konnten nicht verhindert werden sich Mailands zu bemächtigen.

Lodovico Moro, der im Herbſt 1499 flüchtig nach Deutſchland kam, nahm ſein Herzogthum, in dem ſich die Franzoſen bald verhaßt gemacht hatten, noch einmal ein, ward aber dann von einem Urner Verräther ſeinen Feinden ausgeliefert, die ihn bis zu ſeinem Tode — zehn Jahre lang — in Frankreich gefangen hielten.

In der Abſicht, die Organiſation des Reiches ſo umzugeſtalten, daß ſeine Wehrkraft zukünftige Erfolge gegen Frankreich verbürge, berief Maximilian zum
1500 Februar des Jahres 1500 einen Reichstag nach Augsburg, doch konnten die Verhandlungen erſt am 10. April eröffnet werden. Statt durch die allgemein verhaßte Reichsſteuer, gedachte man durch eine Aushebung von Truppen nach beſtimmten Bevölkerungs- und Einkommensnormen die Aufſtellung ſchlagfertiger Reichsheere zu ſichern. Maximilian ging mit Freuden auf den etwas verwickelten Plan ein, — ſchon ſah er im Geiſt 30,000 Mann kriegsbereit vor ſich — und ließ ſich nun für die Einrichtung des früher abgelehnten Reichsrathes gewinnen, welcher die häufigen, koſtſpieligen und meiſt reſultatloſen Reichstage erſetzen ſollte. Die drei Kollegien, welche in den Reichsverſammlungen vertreten waren, ſollten in dieſem aus zwanzig (reſp. zweiundzwanzig) Mitgliedern beſtehenden „Reichsregiment“ Sitz und Stimme haben: an der Spitze desſelben ſollte ein kaiſerlicher Statthalter ſtehen, zu welchem Amt jetzt Friedrich der Weiſe von Sachſen berufen wurde. Zum Sitz der Körperſchaft, die ſowol ein berathendes Kollegium, als auch in der Abweſenheit des Kaiſers eine vollziehende Centralgewalt ſein ſollte, wurde Nürnberg erwählt. Hier ſollte alljährlich einmal getagt werden; die Dauer der neuen Einrichtung wurde vorläufig auf ſechs Jahre feſtgeſetzt.

Die Zuſammenſetzung des Reichsregiments war im einzelnen folgende. Die Kurfürſten hatten fünf, die weltlichen und geiſtlichen Fürſten je ſechs Vertreter, die Reichsgrafen einen, die habsburgiſch-öſtreichiſchen Erblande und die habsburgiſchen Niederlande gleichfalls je einen. Dazu wurden den achtzig Reichsſtädten zwei Abgeordnete bewilligt und verfügt, daß Köln und Augsburg, Straßburg und Lübeck, Nürnberg und Goslar, Frankfurt und Ulm in den vier Jahresſitzungen abwechſelnd die Städte vertreten ſollten. Endlich ſollten noch ſechs allgemeine Reichsräthe, Ritter und Doktoren, gewählt werden: bei der Beſtallung derſelben griff man auf die zu Kaiſer Albrechts II. Zeit vorgeſchlagenen ſechs Reichskreiſe zurück.

Die Vorausſetzungen, unter denen Maximilian ſo große Zugeſtändniſſe gemacht hatte, erfüllten ſich nicht. Die 30,000 Mann, über die der König ſchon zu verfügen glaubte, wurden kaum auf dem Papier aufgeſtellt, das Reichsregiment theilte Maximilians Kriegsluſt nicht; es ſchloß vielmehr am 13. Dezember 1500 mit Frankreich einen Waffenſtillſtand bis zum Juli des Jahres 1501 und war ſogar nicht abgeneigt, das Reichslehen Mailand Ludwig XII. als ſolches zu übergeben. Maximilian war über alles dies ſehr ungehalten: er ſchloß erſt am
1501 13. Oktober 1501 zu Trient mit Frankreich Frieden, eigentlich nur auf das Drängen ſeines Sohnes Philipp, welcher mit dem franzöſiſchen König die Verlobung ihrer Kinder, der einundeinhalbjährigen Claudia mit dem noch etwas jüngeren Karl, verabredet hatte.

Trotz des äußerlichen Friedensſchluſſes bewahrte Maximilian gegen Frankreich und das Reichsregiment, das ſeine kriegeriſchen Abſichten durchkreuzt hatte,

einen nachhaltigen Groll. Ueberall witterte er französische Intriguen: Ludwig, meinte er, habe das Reichsregiment direkt bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes, noch des Kammergerichtes. Räthe und Richter, die weder Besoldung empfingen noch irgendwie eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidirte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Juli 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Räthen. 1502
Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Rathsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue.

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft Unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformer wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Gelnhausen; in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälerungen ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser anschloß, als der Bruch mit dem König zu nahen schien. 1502

Ein eigenthümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Elasticität seines Geistes eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntnis nehmen. Gescheitert waren sie bereits im Jahr 1502, gescheitert an der völligen Theilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines siegreichen Königs wirft auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, beseligenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt theilnahmen? Der Träger jener Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der sich nachmals als unheilbar erwies? Am 21. Dezember 1504 starb Kurfürst Berthold, geaktert und in seinen 1504
Hoffnungen gebrochen. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den

Triumph ſeines Gegners zu erleben. Was kümmerte Maximilian des Kurfürſten Groll? Gab ihm doch der bairiſch-pfälziſche Erbfolgeſtreit Gelegenheit, ſein königliches Anſehn zu wahren und obendrein eine anſehnliche, bequeme Erwerbung zu machen.

Mit jenem Erbfolgeſtreit hatte es folgende Bewandtnis.

Herzog Georg der Reiche von Baiern-Landshut, welcher als der Letzte ſeines Stammes urſprünglich mit ſeinem Vetter Albrecht von Baiern-München einen Erbvertrag geſchloſſen, hatte vor ſeinem Ende dem Gemahl ſeiner Tochter, dem Kurprinzen Ruprecht von der Pfalz, die Nachfolge zuzuwenden beſchloſſen und ihm noch bei ſeinem Leben Landshut und Burghauſen, ſeinen Schatz und alles Geſchütz übergeben.

1503 Nach dem am 1. Dezember 1503 erfolgten Tode Georgs betrachtete ſich Ruprecht als Erbe des Landes. Zu ſeiner Sicherung hatte er mit einigen Nachbarfürſten, auch mit den Königen von Frankreich und Böhmen Bündniſſe abgeſchloſſen. Herzog Albrecht aber ward bei dem König um Anerkennung ſeines Anrechtes vorſtellig. Maximilian hörte im Februar

1504 1504, wo er ſich in Augsburg unter Luſtbarkeiten aller Art vortrefflich vergnügte, den gelehrten Ausführungen der Anwälte beider Parteien anſcheinend aufmerkſam zu und fällte am 28. Februar den Spruch, ſowol das Teſtament, wie der bairiſche Theilungsvertrag von 1492 ſeien ungiltig, lediglich Billigkeitsgründe ſprächen zu Gunſten Albrechts: auf einem weiteren Termine werde er aber die Entſchädigung bezeichnen, die er ſelbſt für die vielen ihm vom bairiſchen Hauſe bereiteten Mühen zu fordern habe. Dieſe Entſchädigung war ſehr beträchtlich, doch zeigte ſich der Wittelsbacher nicht abgeneigt, die Bedingungen des Königs anzunehmen. Ruprecht wollte von einer Theilung nichts wiſſen: ehe die Verhandlungen beendet waren, beſetzte er Landshut mit Gewalt (24. April) und gab dadurch Maximilian willkommenen Vorwand, den ausbrechenden Krieg als Reichskrieg zu bezeichnen. Am 28. April ſprach er unter freiem Himmel zu Augsburg die Reichsacht aus über den Landfriedensbrecher Ruprecht und deſſen gleich kampfesfreudige Gemahlin. Jetzt erwachte in den alten Feinden des pfälziſchen Hauſes die Erinnerung an die Unbill, die ſie ehedem von dem „böſen Fritz“ erlitten: ihnen geſellten ſich all die jungen Fürſten zu, welche im kaiſerlichen Dienſt Ehre, Beförderung und Gnadenerweiſungen hofften. Man erkannte auf beiden Seiten die Wichtigkeit der Sache; in Baiern und in der Pfalz wurde mit großer Erbitterung geſtritten. Selbſt der Tod Ruprechts, den am 20. Juli in Landshut die Ruhr dahinraffte, beendigte den Kampf nicht; ſeine Gemahlin ſetzte ihn fort. In der Schlacht von Menzesbach, unweit Regensburg, gewann aber Maximilian, der perſönlich in Lebensgefahr gerieth und durch den Herzog Erich von Braunſchweig gerettet wurde, einen entſcheidenden Sieg (12. September). Wenige Tage ſpäter ſtarb auch die Pfalzgräfin an der Ruhr. Dennoch kämpfte der Vater Ruprechts, Kurfürſt Philipp, weiter, bis er, ſchwer bedrängt, im Februar 1505 um Frieden bitten mußte. Der eigentliche Friedensſchluß fand aber erſt auf dem Kölner Reichstage (30. Juli 1505) ſtatt, wo der ſiegreiche König die Bedingungen vorſchrieb. Aus den nördlich der Donau gelegenen Beſitzungen des Landshuters wurde für Ruprechts Söhne ein eigenes Gebiet, die nachmalige „Oberpfalz“ gebildet. Alles übrige, mit Ausnahme einiger von Maximilian beanſpruchten Städte, Schlöſſer und Gerechtſame erhielt der bairiſche Albrecht.

Eine tragiſche Epiſode aus dem letzten Theil des Krieges iſt das vielfach in Liedern gefeierte Ende des tapferen Johann von Pienzenau. Er hatte die ihm anvertraute wichtige Feſtung Kufſtein dem Pfalzgrafen überliefert und wies im Vertrauen auf ſeine Felſenwälle alle Aufforderungen zur Uebergabe trotzig zurück. Als die kleinen Feldſchlangen der Belagerer wenig Schaden anrichteten, ließ er, jenen zum Hohn, mit Beſen die Stellen fegen, an welchen unbedeutende Steintrümmer zerſtreut lagen. Da ließ Maximilian aus ſeinem Zeughauſe zu Innsbruck ſeine zwei Lieblingsgeſchütze herbeiſchaffen, den „Purlepaus“ und den „Weckauf Oeſterreich“. Da wurde Wall und Trotz gebrochen; die Ver-

Maximilians Lebensgefahr in der Schlacht bei Menzesbach.
Marmorrelief von seinem Grabmal zu Innsbruck.

theidiger baten um Gnade. Aber sie ward ihnen verweigert, alle sollten als Verräther gerichtet werden, wer für sie bitte, sollte einen Backenstreich davon tragen. Da blieb dem Pienzenauer nichts übrig, als muthvoll zu sterben; man brachte ihm den letzten Gnadentrunk, dann sagte er der Welt Lebewohl. Achtzehn Genossen folgten ihm in den Tod, da bat der wackere Herzog Erich, Maximilians Lebensretter, um Gnade für die andern. Dem Backenstreich entging er nicht, aber seine Bitte ward gewährt.

Seine Ueberlegenheit wollte nun Maximilian auf dem Kölner Reichstag gern ausnützen: jetzt schlug er ein Reichsregiment vor, das aber lediglich ein kaiserlicher Staatsrath mit stellvertretender Befugnis sein sollte. Das lehnten die Stände ab, mit der höflichen Bemerkung, Se. Majestät habe wohl und weise regiert, es sei nicht die Meinung, ihm Beschränkungen aufzuerlegen. So war es mit diesem Theile des Reformplanes vorbei, auch die Idee des gemeinen Pfennigs wurde aufgegeben. An die Stelle dieser Reichskriegssteuer trat die „Reichsmatrikel“ d. h. die Umlage eines bestimmten Steuerbetrages auf die Fürsten, denen überlassen blieb, ob sie dies Geld durch Besteuerung ihrer Unterthanen oder aus ihrer Tasche beschaffen wollten. Endlich wurde dem König auch noch eine außerordentliche Hilfe von 1058 Mann zu Pferde und 3038 zu Fuß gegen Ungarn bewilligt, wo Maximilian die Anerkennung seines Erbfolgerechtes erzwingen wollte.

Holzſchnitt Hans Burgmaiers aus dem Weißkunig: **Pienzenau, Vertheidiger der Veſte Kufſtein in Tirol, wird mit ſeinen Genoſſen enthauptet.** Unterſchrift: „Wie der weiß kunig ain ſonder ſtark Slos mit ſeinem geſchütz gewan."

Charakteriſtiſch für Tracht und Bewaffnung der Landsknechte Maximilians.

1506 Für den Augenblick wurde dieſe Streitfrage gegenſtandlos, da am 1. Juli 1506 dem Könige Wladislaus ein Sohn — Ludwig — geboren wurde; aber am 19. Juli gewährleiſteten ungariſche Abgeordnete zu Wien die habsburgiſchen Rechte, welche Maximilian im Jahr 1491 erworben hatte.

Nun glaubte Maximilian ſeine italieniſchen Pläne wieder aufnehmen zu ſollen, namentlich auch zur Römerfahrt ſich anſchicken zu müſſen. Mehr oder

Digitized by Google

weniger bedeutete dies Kampf gegen Frankreich, mit dem sich Maximilian in den letzten Jahren freundschaftlicher gestanden hatte; ja am 14. Dezember 1502 war zwischen ihm und Ludwig XII. zu Trient ein förmliches Freundschaftsbündniß geschlossen worden. Natürlich hatte der französische König dabei nur sein Interesse im Auge: er pflegte diese Freundschaft um so mehr, als er im Jahr 1503 von den Spaniern aus Neapel verdrängt wurde, welches er im Verein mit diesen erobert hatte. Dann führte der gemeinsame Groll gegen Venedig die beiden Könige und den neuen Papst, Julius II., einander näher: im Vertrage von Blois (22. September 1504) hieß es, sie seien „einig, wie eine Seele in drei Körpern." Auch der Erzherzog Philipp, der nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella (26. November 1504) in einem schiefen Verhältniß zu Ferdinand von Aragonien stand, lehnte sich an Frankreich und so schien ein neuer Vertrag zu Hagenau (5. und 7. April 1505) die Häuser Valois und Habsburg enger zu verbinden, denn je zuvor. Der Kardinal von Amboise leistete im Namen seines Herrn für Mailand den Lehnseid, die Verlobung Karls mit Claudia wurde bestätigt.

Wie hinterlistig Frankreich dabei verfuhr, zeigt der Umstand, daß schon im Oktober desselben Jahres Ludwig XII. dem vierundfünfzigjährigen König Ferdinand die Hand seiner achtzehnjährigen Nichte Germaine von Foix anbot, deren etwaigen Kindern Aragonien und Neapel zufallen sollten. Indes wurden die Berechnungen des ränkevollen Ludwig dadurch gestört, daß König Ferdinand seinem Schwiegersohne im April 1506 die Regierung Kastiliens übergab. Als 1506
gar der französische König die Prinzessin Claudia mit seinem muthmaßlichen Thronfolger, dem Herzog Franz von Angoulême verlobte (Mai 1506), zerfiel das unnatürliche Bündniß in sich. Dazu kam, daß am 26. September desselben Jahres der nunmehrige König Philipp von Kastilien an den Folgen eines unvorsichtigen Trunkes starb und Maximilian die Aufgabe zufiel, seinem Enkel Karl die gesammte Erbschaft zu wahren.

Das Jahr 1507 bestimmte er für seine Römerfahrt, Frankreich zum Trotz: 1507
Ludwig XII. hatte alles mögliche gethan, um ihm Hindernisse zu bereiten und besonders die Venetianer aufgereizt, ihm die Alpenpässe zu verlegen. Maximilian berief die Stände zum Frühling des Jahres 1507 nach Konstanz, wo sie zur Heeresfahrt gerüstet erscheinen sollten. Nicht ohne Selbstbewußtsein eröffnete er am 27. April die zahlreich besuchte Versammlung; mit Beredsamkeit setzte er den Ständen seine Pläne und seine Hoffnungen auseinander. Ein Hauch von Begeisterung ging diesmal durch die Versammlung; man vernahm tapfere Reden von deutscher Ehre und von treuem Zusammenstehen gegen alle Feinde des Reichs; man bewilligte die Reichshilfe zwar nicht in dem von Maximilian begehrten Umfange, aber doch immerhin 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß. Die Schweizer, stets am Platz, wo es etwas zu verdienen gab, wollten 6000 Söldner stellen, wenn man dieselben nicht direkt gegen Frankreich verwenden wolle. Für diese „Hochherzigkeit" erhielten sie eine unverhältnißmäßige Belohnung. Der König stellte in Konstanz nämlich das Kammergericht, ungefähr nach

den Wormſer Beſchlüſſen, wieder her, ſprach aber die Eidgenoſſen förmlich von dem Reichsgerichte und damit von dem Reichsverbande los. Sie hießen von nun an nicht mehr „Glieder", ſondern „gehorſame Verwandte" des Reiches.

Die endgiltige Feſtſetzung der Matrikularbeiträge des Kammergerichts ſtammt von dieſem Reichstag. Drei Jahrhunderte lang blieben ſie die hauptſächlichſten — wenngleich äußerſt mangelhaften — Inſtitutionen, in denen die Einheit des Reiches ihren Ausdruck fand.

Da auch Papſt Julius II., durch das Auftreten der Franzoſen beunruhigt, zur Römerfahrt mahnte, hätte ein ſchnelles thatkräftiges Vorgehen wol auch ein günſtiges Reſultat zur Folge gehabt. Aber der Reichstag dauerte bis in den Auguſt, franzöſiſche Agenten ſchwächten den erſten Eindruck der königlichen Mahnungen, die Reichstruppen zogen langſam herbei, die Matrikularbeiträge gingen ſpärlich ein, die Schweizer zögerten und blieben ſchließlich aus, als ſie von Maximilians Geldmangel hörten, die Venetianer hielten die Päſſe beſetzt. So erſchien er mit einem recht mäßigen Heere erſt in den erſten Tagen des Februar
1508 1508 in Trient, wo der Sammelplatz ſein ſollte. Hier überzeugte er ſich, daß niemand ſeine Anweſenheit in Italien wünſche, ſelbſt der Papſt ſagte ab, „da bei dem bevorſtehenden Kampfe leicht zu viel Chriſtenblut vergoſſen werden könne." Die weitere Andeutung, daß zur Führung des Kaiſertitels ein Römerzug nicht unbedingt erforderlich ſei, beherzigte Maximilian ſofort. Am 4. Februar nahm er den Titel eines „erwählten römiſchen Kaiſers" feierlich an, welches Beiſpiel die ſpäteren befolgt haben. Dem Papſt zeigte er den Vorgang an; Julius II. fand nichts dagegen einzuwenden, zufrieden, daß die Heeresfahrt nach Rom unterblieb.

Der neue Kaiſer begab ſich nach Deutſchland, um ſeine Rüſtungen zu ergänzen, ſein Heer ſollte die Venetianer züchtigen. Aber dieſe behielten überall die Oberhand und erlangten einen Waffenſtillſtand auf drei Jahre. So war das italieniſche Unternehmen des Kaiſers nach allen Richtungen geſcheitert.

Es iſt begreiflich, daß die Reichsſtände, über dieſen Mißerfolg ungehalten, jetzt wenig Neigung zu weiteren Bewilligungen empfanden und auch für die Zukunft von derartigen Unternehmungen nichts wiſſen wollten. So ſchlugen ſie im folgenden Jahre zu Worms alle Geſuche des Kaiſers rundweg ab; zu Augs-
1510 burg im Jahr 1510 verſuchte Maximilian vergeblich durch glanzvolles Auftreten den Ständen zu imponiren; nur die glänzende Beredſamkeit des franzöſiſchen Geſandten verſchaffte ihm eine Hilfe von 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reitern: auf dem in Trier begonnenen, in Köln fortgeſetzten Reichstage
1512 des Jahres 1512 erhielt er ſtatt der verdoppelten Matrikel und einer Kriegshilfe nur einen höchſt geſchmälerten „gemeinen Pfennig" bewilligt. Nur von 4000 Gulden wollte man je einen geben und die Fürſten außerdem ihr Kammergut ausgenommen wiſſen.

Alle dieſe Hilfsgeſuche hängen mit Maximilians italieniſchen Unternehmungen zuſammen, die hier nur in ganz allgemeinen Umriſſen ſkizzirt werden können. Denn ſie gehören mehr der europäiſchen, als der deutſchen Geſchichte an und

haben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun; höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die Verhältnisse Italiens sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte: Spanien, Frankreich und das deutsche Reich um den dominirenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremde aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfons von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Uebersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter Margarethe durch die Liga von Cambrai (1508) einte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man auftheilen wollte. Nachdem Venedigs Feldherrn, der Zauderer Pitigliano und der Heißsporn Alviano bei Agnadello oder Ghiradadda am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im Stande die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510) und Maximilian begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen die ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige" Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen: ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Wittwer und durch Bestechungen gedachte er die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (18. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarethe als „zukünftiger Papst" — aber sein treuer Paul von Lichtenstein vermochte das zu den Bestechungen nöthige Geld — 300,000 Goldgulden — nicht aufzubringen, und Papst Julius genas.

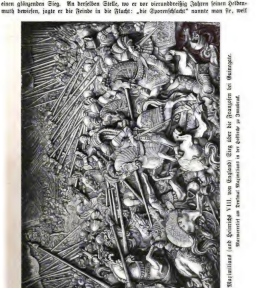
Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahr 1510 erbat er sich von einem aufgeklärten Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Der Theologe rieth zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

Das Pisaner Konzil nahm ein klägliches Ende, die Ligisten warben für den Papst

16,000 Schweizer an und ſuchten Maximilian zu ſich herüberzuziehen und ihn mit Venedig
1512 auszuſöhnen. Im Frühling des Jahres 1512 (11. April) kämpfte der Kaiſer zwar noch bei Ravenna an der Seite der Franzoſen, dann aber näherte er ſich den Ligiſten und ſchloß mit Venedig einen zehnmonatlichen Waffenſtillſtand; über einen Ausgleich der gegenſeitigen Anſprüche hatte man ſich aber noch nicht einigen können. Die eigentlichen Herren der Situation aber waren die Eidgenoſſen, welche auch die Mailänder Angelegenheit in einer dem Kaiſer ungünſtigen Weiſe entſchieden. Maximilian und Ferdinand hätten gern einem ihrer Enkel dies Herzogthum zugewendet, womit weder der Papſt noch die Signoria zufrieden war; im Verein mit den Eidgenoſſen ſetzten ſie durch, daß Maximilian Sforza zu Ende Dezember des Jahres 1512 in Mailand einziehen durfte.

Schon vorher aber hatten ſich der Papſt und Venedig veruneinigt; Julius II. und Maximilian verbündeten ſich (30. November 1512) gegen die Signoria, welche ſich nunmehr Frankreich näherte und mit Ludwig XII. am 23. März zu Blois eine Allianz ſchloß. Papſt Julius II. ſtarb zwar (am 20. Februar), ohne ſeine Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, aber ſein Nachfolger, der verhältnißmäßig junge, von den nationalgeſinnten Kardinälen gewählte Leo X. hielt vorläufig an der Politik ſeines Vorgängers feſt. Die Franzoſen wurden, als ſie dem jungen Sforza ſein Herzogthum noch einmal ſtreitig machen wollten (am 6. Juni 1513), bei Novara vollſtändig geſchlagen und mußten Italien für den Augenblick räumen. Inzwiſchen hatte ſich Maximilian mit Heinrich VIII. verbündet (5. April); der König ließ durch ſeine Befehlshaber Terouenne belagern, während er ſelbſt in Calais weilte. Am 4. Auguſt bezog er ein Lager, wo Maximilian mit 4000 Pferden zu ihm ſtieß. Als engliſcher „Freiwilliger“ — er ließ ſich

Maximilians Zuſammenkunft mit Heinrich VIII. von England.
Marmorrelief am Maximiliansdenkmal zu Innsbruck.



eine tägliche Löhnung von 100 Kronen zahlen, — errang er am 16. Auguſt bei Guinegate einen glänzenden Sieg. An derſelben Stelle, wo er vor vierunddreißig Jahren ſeinen Heldenmuth bewieſen, jagte er die Feinde in die Flucht: „die Sporenſchlacht“ nannte man ſie, weil die Franzoſen daſelbſt mehr von ihren Sporen, als ihren Schwertern Gebrauch machten. Da auch Frankreichs Verbündete, die Venetianer, am 17. Oktober bei Vicenza unterlagen, mußte Ludwig XII. es noch als eine Gunſt anſehen, daß (am 1. Dezember) eine Verlobung zwiſchen einem Enkel Maximilians und ſeiner eigenen Tochter Renée geſchloſſen wurde, welche Mailand

Maximilians (und Heinrichs VIII. von England) Sieg über die Franzoſen bei Guinegate.

Marmorrelief am Denkmal Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck.

Google

und Genua als Mitgift bekommen ſollte. Einen Abſchluß erreichten die italieniſchen Dinge
1513 im Jahr 1513 noch nicht: den Ausgang dieſer Beſtrebungen und Gegenbeſtrebungen werden
wir weiterhin zu beſchreiben haben.

Während der italieniſchen Heerzüge hatte Maximilian, wie erwähnt, nur ſelten und nur mäßige Kriegshilfen von den deutſchen Ständen erlangt; für den arg geſchmälerten „gemeinen Pfennig“, den man im Jahr 1512 bewilligte, wurden aber auch von ſeiten des Reiches Reformen gefordert, denn die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urtheile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünſchen übrig. Um eine Vollziehungsgewalt zu ſchaffen, nahm man Albrechts II. Plan, das Reich in ſechs Kreiſe zu theilen, wieder auf, fügte aber zu den früher beſtimmten Kreiſen noch vier hinzu, den niederrheiniſchen, den kurrheiniſchen, den öſtreichiſchen und den burgundiſchen.

INRI
VND·ER·WARTHET
ALHIE·EINER·FR
ÖLLICHEN·AVFER
STHEVNG

Götz von Berlichingens Reliefbildniß auf ſeinem Grabſteine zu Kloſter Schönthal.
„Und er warthet alhie einer fröllichen Auferſtheung.“

Die erſten ſechs waren: der ſchwäbiſche, bairiſche, fränkiſche, oberſächſiſche, niederſächſiſche und weſtfäliſche.

In jedem Kreiſe ſollte ein Hauptmann den Landfrieden handhaben; über die Art ihrer Ernennung ſtritt man lange: der Kaiſer wollte ſie erwählen

Kreiseintheilung Deutschlands. (Anf. XVI. Jahrh.)

Digitized by Google

oder mindeſtens beſtätigen, auch einen Oberhauptmann nebſt acht Räthen einſetzen, der ſeinen Sitz am Hofe haben ſollte. Die Räthe ließ man ſich endlich gefallen, den oberſten Hauptmann aber nicht; die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisſtänden überlaſſen. Zufrieden war mit den Beſchlüſſen niemand, ſie wurden auch erſt auf dem Wormſer Reichstage vom Jahr 1521 erneuert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Kölner Reichstag ſprach Maximilian auch über den berühmten Götz von Berlichingen des Reiches Acht aus. Für die Kenntniß von der allgemeinen Unſicherheit, die trotz aller Landfriedensgeſetze den Verkehr hemmte und ſchädigte, ſind die Denkwürdigkeiten, welche jener Ritter (geb. zu Jagſthauſen 1481, geſt. 1562 zu Hornberg) im höheren Alter niederſchrieb, von unſchätzbarem Werth. Das Raubritterthum erſcheint hier in ganz eigener Beleuchtung. Götz hält es für ſein angeſtammtes Recht, Waarenzüge auszuplündern, reiche Geldſendungen abzufangen, zahlungsfähige Perſonen in

Ausplünderung und Wegſchleppung von Reiſenden durch Stegreifritter. (Die Wegelagerer, deren berittene, mit Armbrüſten bewehrte Anführer im Walde ſichtbar ſind, haben ein Flußſchiff angehalten und plündern es. Im Hintergrunde wird ein Reiſender zwiſchen zwei Rittern weggeführt. Im Mittelgrunde wird ein Wagen angehalten.) Aus dem „Troſtſpiegel", einer Ueberſetzung von Petrarcas „de remediis utriusque fortunae" mit Holzſchnittilluſtrationen von Hans Schäuffelin; dieſe, um 1520 gezeichnet, ſind die reichhaltigſte Quelle für Anſchauung des Lebens dieſer Zeit in den verſchiedenſten Lagen.

seine Gewalt zu bringen. Es gilt ihm gleich, ob er Nürnberger „Ballenbinder" ausraubt oder dem Bischof von Mainz seine Palliengelder abnimmt: einen Grafen von Waldeck fängt er ein, schleppt den alten Herrn von einem Raubnest zum andern, kümmert sich gar wenig um die Fürbitten seiner Standesgenossen, die ihm vorstellen, daß der Gefangene ein rechter „Reutervater" sei, und läßt ihn erst gegen ein unmäßiges Lösegeld frei, von dem er nicht den kleinsten Theil stunden will. Als er sich in einer andern Fehde durch den Kaiser zu Zugeständnissen bewegen läßt, beschwert er sich über den Schaden, den ihm Kais. Majestät zugefügt: 200,000 Gulden habe er auf diese Weise eingebüßt. Noch im hohen Alter beklagte er sich bitter darüber, wie viel gewinnversprechende Anschläge ihm durch „liederliche, heillose Leute verwahrlost seien." So wenig sah er die Unrechtmäßigkeit seiner früheren Stegreifritte ein, die er mit größtem Behagen und nicht ohne Humor erzählt. Verhilft er gelegentlich einem Bedrückten, wie dem Stuttgarter Schneider Hans Sindelfinger, zu seinem Recht, da ihm die Kölner den versprochenen Schützenpreis nicht zahlen wollen, so leitet ihn dabei in erster Linie sein Haß gegen die Städter, in zweiter sein Wunsch, bei solchem Anlaß auch für sich ein Sümmchen herauszuschlagen. Von der eigenthümlichen Rolle, die ihm im Bauernkriege (1525) aufgedrängt wurde, wird später die Rede sein.

Wie bei seinem Vater, sind auch bei Maximilian hervorragende Erfolge weniger in der Verwaltung des Reiches zu verzeichnen, als in den Unternehmungen, welche die Erweiterung der habsburgischen Macht bezweckten. Der von Friedrich III. entworfene und seitdem nie wieder aufgegebene Plan, auch das ungarische Königreich sich durch Heiratsbündnisse für die Zukunft zu sichern,
1515 verwirklichte sich im Jahr 1515. Dem Projekt einer Wechselheirath zwischen Maximilians Enkelkindern und den Kindern des Königs Wladislaus war namentlich der Bruder des letzteren, König Sigmund von Polen, abhold; aber Maximilian wußte ihn gefügig zu machen. Mit dem Zaren Wasilici Iwanovic, dem Nachfolger des Begründers der russischen Herrschaft
1514 (Iwan I., † 1505), schloß er am 9. August 1514 zu Gmunden ein Trutz- und Schutzbündniß, dessen Spitze natürlich gegen Polen gerichtet war; auch den Deutschen Orden begünstigte Maximilian. Da gab Sigmund seinen Widerstand
1515 auf, im Mai 1515 wurden zu Preßburg die Ehepakten festgestellt, dann begaben sich die beiden Jagellonen zum Kaiser nach Wien, wo unter Festen und bei allerlei Frohsinn die Verträge vollzogen und am 28. Juli öffentlich verkündigt wurden. Der ungarische Thronfolger Ludwig wurde mit Maximilians Enkelin Maria — formell — vermählt; der Erzherzog Ferdinand oder Karl sollte als Gemahl der Prinzessin Anna von Ungarn gelten, vorausgesetzt, daß die Verlobung mit Renée von Frankreich gelöst werde; geschähe das nicht, so sollte der nicht mehr ganz jugendliche Kaiser das dreizehnjährige Kind heirathen.

Im Juli des nächsten Jahres konnte Maximilian auf Annas Hand zu Gunsten seines Enkels Ferdinand endgiltig verzichten. — Selbstverständlich war mit jenen Heirathen ein gegenseitiger Erbfolgevertrag verbunden.

Zog schon die ungarische Erbfolgefrage den Kaiser von Italien ab, so trat für ihn der Kampf gegen Venedig und die Franzosen vollends in die zweite Linie zurück, nachdem
1516 am 24. Januar 1516 König Ferdinand von Aragonien gestorben und der habsburgische Karl ihm gefolgt war. Jetzt galten alle Bestrebungen, alle Gedanken Maximilians der

Universalmonarchie und der Kaiserwahl seines Sohnes. Freilich durfte er den Kampf in Italien nicht ohne weiteres aufgeben. Denn nach dem Tode Ludwigs XII. war sein Nachfolger, der feurige, thatenlustige Franz I., mit einem gewaltigen Heere daselbst erschienen und hatte die Ligisten und die Schweizer in der zweitägigen Riesenschlacht von Marignano (13. und 14. September 1515) aufs Haupt geschlagen. Maximilian Sforza 1515
trat Mailand gegen eine französische Pension dem Sieger ab, Leo X. verständigte sich mit ihm. Durch diesen Sieg erhielt Venedig, welches bisher von der Liga nicht ganz ohne Erfolg bekämpft worden war, die Freiheit der Bewegung wieder; unerschüttert stand die Signoria da.

Da hielt es Maximilian für angezeigt, noch einen letzten Versuch zu wagen. Die Söldner, welche er mit spanischem und englischem Gelde zusammenbrachte, eroberten Peschiera, Lodi ward mit Sturm genommen, die Adda überschritten (23. März 1516), 1516
Mailand bedroht. Aber der Kaiser schöpfte Verdacht gegen seine schweizer Miethstruppen, welche gegen ihre im französischen Solde stehenden Landsleute schwerlich gekämpft haben würden; er entließ sie, ebenso die spanischen und italienischen Söldner und zog nach Verona zurück. Das mißglückte Unternehmen erzeugte auch bei den deutschen Truppen eine gefährliche Mißstimmung, welche bei dem weiteren Rückzuge von Verona zu offenen Meuterei wurde. Umsonst wandte sich Maximilian an das nationale Ehrgefühl der Empörer: sie sollten zeigen, daß sie nicht Schweizer, sondern Landsknechte seien. Der Kaiser wandte sich unmuthig nach Tirol, Verona wenigstens hielt sich.

Zwar schloß Maximilian im Oktober des Jahres 1516 noch ein neues Bündniß mit 1516
England und Leo X., aber da sein eigener Enkel, Karl, schon vorher sich mit Frankreich verständigt hatte (im Frieden von Noyons, 13. August), gab der Kaiser den nutzlosen Kampf auf. Den Streit mit Frankreich beendigte der Brüsseler Frieden (4. Dezember 1516); mit Venedig wurde Waffenruhe geschlossen und dann an der Feststellung der gegenseitigen Grenzen gearbeitet. Den vollständigen Abschluß erlebte der Kaiser nicht mehr: er mußte Verona zurückgeben und behielt nur Roveredo und seine Eroberungen in Friaul, sowie Gradisca. Dies war das unbedeutende Resultat eines so langwierigen Krieges.

In Deutschland sah es seit dem Trier-Kölner Reichstage traurig aus. Die Unordnungen waren unerträglich, die Gewaltthaten unternehmender Führer, wie z. B. die dauernde Fehde des Reichsritters Franz von Sickingen mit Worms und Speier, zeigten nur zu deutlich, wie wenig alle Landfriedensgesetze und das Kammergericht gefruchtet hatten. Als das einzige Mittel, diesen Zuständen abzuhelfen, verlangten die kaiserlichen Kommissarien auf einem Reichstage, der nach fünfjähriger Unterbrechung im Juli 1517 zu Mainz eröffnet 1517
wurde, eine reichlichere militärische Hilfe als bisher. Man war nicht geneigt darauf einzugehen, sondern setzte einen Ausschuß nieder, der alle Unruhen in Güte dämpfen und über die Ursachen der Mißstände berathen sollte. Das geschah denn auch, obgleich die kaiserlichen Kommissarien nichts davon wissen wollten. Merkwürdig genug: die hauptsächlichsten Beschwerden wandten sich gerade gegen das Kammergericht, auf dessen Gründung man früher so hartnäckig bestanden hatte. Man klagte, daß es mit untüchtigen Mitgliedern besetzt und sein Verfahren zu schleppend sei; daß es den Gang anderer Gerichte hemme und doch die Ausführung seiner eigenen Urtheile nicht bewirken könne. Auch gegen Rom, das immer neue Lasten ersinne, wurden Vorwürfe laut. Zu diesen allgemeinen Beschwerden gesellten sich zahllose Einzelklagen, namentlich von

Belagerung einer Stadt unter Maximilian.

Aus dem Triumphbogen Maximilians, großes Holzſchnittwerk Dürers.

ſeiten der Städte. Rath zu ſchaffen wußte niemand, aber an den Kaiſer wendeten ſich die Stände und beſchworen ihn, um Gottes und der Gerechtigkeit willen, zum Nutzen des Reiches und der Chriſtenheit auf Abhilfe zu denken.

Aber ganz andere Dinge lagen dem Kaiſer am Herzen: trotz ſeiner ſchlimmen Erfahrungen in Italien verzichtete er auch im höheren Alter nicht auf großartige Unternehmungen. Von Jugend auf war ſein Lieblingsgedanke, nach Bezwingung

seiner anderen Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessirte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan begeistert; der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongreß zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. 1517
und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung: in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst ließ, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenzug durch ein Laterankonzil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voraussichtlichen Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Besteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugedacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte.

Für Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine kirchliche Frage war, welche die Gemüther augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht; gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen wälzte sich die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt im Reiche da. Der bessere Theil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur aus Mangel an edleren oder nutzbringenden Aufgaben jenen kleinlichen, unheilvollen Fehden oblag, ergriff den kaiserlichen Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten, den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Rundschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches sorge und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestreite, hielt er eine schwungvolle Lobrede: die deutsche Zerfahrenheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten geißelte er aufs schärfste. „Freiheit nennen wir", rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben." Indes hatte Hutten doch mehr die Einigung und Befriedung seiner Nation, — bei einem großartigen Unternehmen, — als den Türkenkrieg selbst im Auge. Auch richtete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Asien her; und dabei hatte Hutten dazumal das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt.

1518

Ulrich von Hutten. Kohlezeichnung im Kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin, angeblich von Albrecht Dürer.

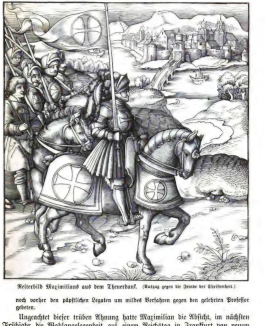
In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso; der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab: Maximilian knüpfte daran auch noch andere Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Drange der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum Römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft segensreicher Gedanke!

1518 Nachdem der Papst am 13. März 1518 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Kardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vorwitzigen Wittenberger Mönch verhören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Degen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation." Offen griff man das habsüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los; die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Theils aus eigennützigen Motiven, theils aus sachlichen Gründen war ein Theil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogthum Jülich-Berg dem Herzog von Cleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heilbringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andere Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflußt, welches seit zwei Jahren unermüdlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest; fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugsidee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein."

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchesmal guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen."

Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte



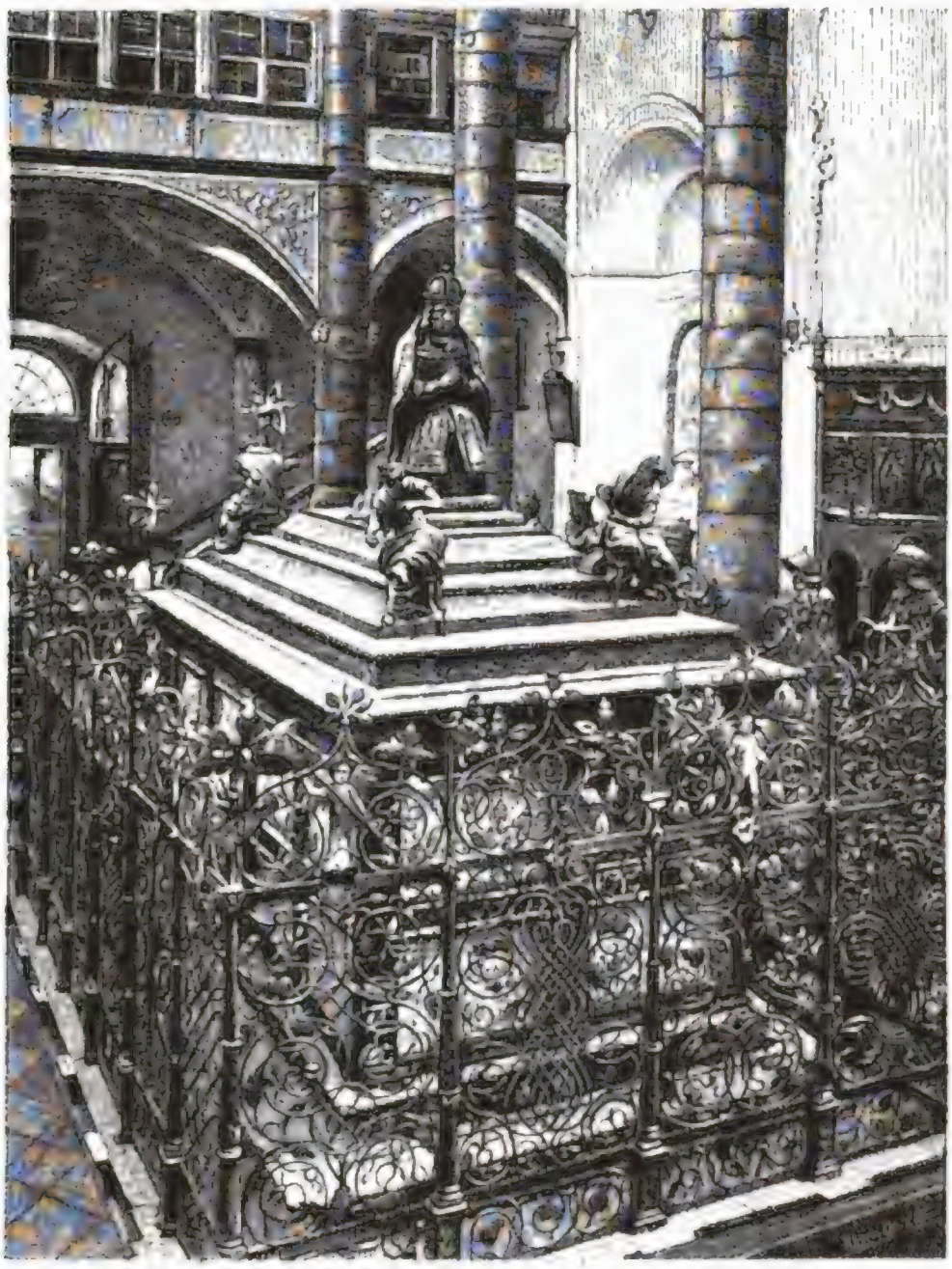
Reiterbild Maximilians aus dem Theuerdank. (Auszug gegen die Feinde der Chriſtenheit.)

noch vorher den päpſtlichen Legaten um mildes Verfahren gegen den gelehrten Profeſſor gebeten.

Ungeachtet dieſer trüben Ahnung hatte Maximilian die Abſicht, im nächſten Frühjahr die Wahlangelegenheit auf einem Reichstag in Frankfurt von neuem zu betreiben. Er wollte inzwiſchen in der friſchen Gebirgsluft ſeiner Heimath geneſen und begab ſich zunächſt nach Tirol. In Innsbruck harrte ſeiner eine ſchwere Kränkung. Die Bürgerſchaft, welche vom vorigen Jahre her noch eine Forderung von 24,000 Gulden an ihn hatte, verweigerte ſeinem Gefolge die

Digitized by Google

Unterkunft; Wagen und Pferde mußten obdachlos im Freien ſtehen bleiben. Tief verletzt wandte ſich Maximilian nach Oeſtreich, verſuchte es mit der Jagd und kleinen Hausmitteln, die er ſich gelegentlich ſelbſt verordnete. Zu Wels an der Donau ergriff ihn im Dezember 1518 todbringendes Fieber, man ließ Aerzte aus Wien kommen: bald bedurfte er des Beichtvaters, und freundlich begrüßte Maximilian den Karthäuſer Gregor Reſch, der „ihm den Weg zur
1518 Seligkeit weiſen ſollte.“ Am 20. Dezember 1518 hatte er ſein Teſtament gemacht, den Reſt ſeiner Tage benutzte er zur Vorbereitung auf den ernſten, letzten
1519 Weg. Am 11. Januar 1519 endete der Tod ſein thatenreiches Leben: der Kaiſer hatte das ſechzigſte Jahr nicht erreicht.



Maximilians Denkmal in der Hofkirche zu Innsbruck.

Seine Leiche wurde nach Wien gebracht: nach einer Todtenfeier im Stephansdome ward Maximilian ſeinem letzten Willen gemäß neben der vielgeliebten, frühvollendeten Mutter zu Wieneriſch-Neuſtadt beigeſetzt. Das meiſterhafte Grabdenkmal, welches dem Kaiſer nach ſeinen eigenen Entwürfen in der Hofkirche zu Innsbruck errichtet wurde, gibt erwünſchten Anlaß, die Perſönlichkeit und Eigenart dieſes Herrſchers noch von einem andern Standpunkte aus, als dem politiſchen, zu betrachten.

In der Mitte des Hauptſchiffs der Kirche erhebt ſich der koloſſale Marmorſarko-

phag, auf welchem Maximilian, im Kaiserornat, betend, von den vier Kardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophags sieht man vierundzwanzig Tafeln aus carrarischem Marmor, auf welchen in feinster Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Rings herum stehen achtundzwanzig kolossale Statuen aus Erz, Bildnisse kaiserlicher Vorfahren und Verwandter des Hauses Habsburg. Den bedeutendsten Kunstwerth haben die Statuen des Königs Arthur von England und des Ostgothenkönigs Theodorich, beide hervorgegangen aus der Werkstätte des genialen Erzgießers Peter Vischer in Nürnberg. Der Plan zu diesem Grabdenkmal war vom Kaiser im Verein mit seinem gelehrten Freunde Peutinger entworfen und die Ausführung im Jahr 1508 begonnen worden, aber erst im Jahr 1566 gelangte das Werk zur Vollendung.

Es ist im Eingange der Lebensbeschreibung Maximilians erwähnt worden, daß dieser Fürst höheren, edlen Eindrücken in besonderer Weise zugänglich war: er empfand das Bedürfniß mit den Männern der Wissenschaften und Künste in regem Verkehr zu stehen; er zog sie an seinen Hof, er suchte sie selber auf, er ermunterte sie zu den Schöpfungen, die an ihm ihren eifrigsten Bewunderer fanden. Wenn die Bezeichnung Maximilians als des „letzten Ritters" schon aus vielen andern Gründen nicht zutreffend ist, so ist sie ganz besonders von diesem Standpunkte aus zu verwerfen. Das ersterbende Ritterthum des XV. Jahrhunderts hatte mit der Pflege geistiger Güter wenig zu thun, und selbst in der Blüthezeit des Ritterwesens unter den Hohenstaufen hat es derartige Verdienste höchstens auf dem Gebiete der Dichtkunst aufzuweisen. Als Beförderer der Künste und Wissenschaften erscheint Maximilian weit mehr als das Kind der neueren regsamen Zeit, die ihre Impulse von anderer Seite bekam als vorher. Namentlich die Wissenschaft erhob selbständiger und selbstbewußter ihr Haupt, umweht von dem warmen Hauch, welcher dem klassischen Boden Italiens entströmte. Die bekanntesten unter Maximilians gelehrten Freunden und Rathgebern sind der Nürnberger Rathsherr Wilibald Pirkheimer und der Augsburger Konrad Peutinger. Ersterer, der Sohn eines wohlhabenden Patriziers, hatte nicht weniger als sieben Jahre lang in Italien studirt und sogar die damals noch ziemlich seltene Kenntniß der griechischen Sprache erworben. Die nähere Bekanntschaft des gelehrten Mannes hatte Maximilian bei Gelegenheit des Schweizerkrieges gemacht, wo jener das Nürnberger Kontingent führte. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Rath, übergab ihm mehrfach wichtige Aufträge und stand mit ihm in brieflichem Verkehr; Pirkheimer widmete ihm mehrere seiner Schriften. Peutinger war ein Alterthumsforscher und im Besitz großer literarischer Sammlungen, in denen sich auch die „Peutingersche Tafel" (tabula Peutingeriana), die älteste erhaltene Karte des altrömischen Reiches befand. Auch er wurde mit diplomatischen Aufträgen betraut, da er den Dienst der Stadt Augsburg mit dem Maximilians vertauschte. Er war namentlich des Kaisers Vermittler für künstlerische und geschichtliche Liebhabereien und hatte mit den Waffenschmieden, Goldarbeitern, Holzschneidern und Druckern Augsburgs zu verhandeln. Andere Gelehrte, wie Ladislaus Sontheim von Ravensburg und Jakob Mantius von Freiburg, wurden auf wissenschaftliche Reisen gesendet, um handschriftliche Geschichtsquellen, namentlich für die Geschichte des Hauses Habsburg aufzusuchen. Den Humanisten Konrad Celtes von Schweinfurt berief er nach Wien, ebenso dessen Landsmann Cuspinianus (Spießhammer), den er zu seinem Sekretär und Bibliothekar machte; diese letzteren schmückte er eigenhändig mit dem Dichterlorber, auch andern geistig hervorragenden Männern erwies er die gleiche Ehre.

Weitaus am bekanntesten ist die zu Augsburg am 12. Juli 1517 erfolgte Dichterkrönung des berühmten Ulrich von Hutten. Peutinger machte den Kaiser auf die literarischen Verdienste des Ritters aufmerksam: seine Tochter, die schöne und tugendhafte Konstanze, flocht daheim den Kranz und Maximilian selbst zierte in glänzender Versammlung das Haupt des Dichters, der sich von nun an so gern als „lorbergeschmückter" abbilden ließ. Gelegentlich wagte sich Maximilian auch auf das Gebiet der Theologie; wiewol er äußerlich den Kultus des römisch-katholischen Glaubens übte, war er kein blinder Anhänger der Kirche und des kirch-

BILIBALDI·PIRKEYMHERI·EFFIGIES
·AETATIS·SVAE·ANNO·L·III·
VIVITVR·INGENIO·CAETERA·MORTIS·
·ERVNT·
·M·D·XX·IV·

Wilibald Pirkheimers Bildniß aus dem 53. Jahre ſeines Lebens, 1524 von Albrecht Dürer geſtochen.

„Vivitur ingenio caetera mortis erunt.“

Am beſten durch das Schillerſche Wort zu überſetzen:

„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

lichen Dogmas: dem gelehrten Abte Trittenheim von Boppard (Tritheimus) legte er im Jahr 1580 eine Anzahl dogmatiſcher Fragen vor, deren ſchriftliche Beantwortung dem geiſtlichen Herrn nicht wenig Kopfzerbrechen verurſachte. Für die kirchlich-religiöſen Reformbeſtrebungen, die in die letzten Jahre ſeiner Regierung fallen, hatte er freilich kein Verſtändniß. Luthers Auftreten, wie wir ſahen, unterſchätzte er; in einer nicht unwichtigen theologiſch-philologiſchen Streitfrage, von der ſpäter die Rede ſein wird, dem Streite Reuchlins mit dem Ketzermeiſter Jakob von Hogſtraten, nahm er eine ſchwankende, wenig geziemende Stellung ein.

In ein beſonderes Verhältniß trat der Kaiſer zur Poeſie, zur deutſchen Literatur jener Zeit, indem er zu zwei vielgeleſenen Schriftwerken Anregung, Plan und Stoff gab; ja durch Diktate nahm er an der Entſtehung der Arbeit thätigen Antheil. Nun ſtand die deutſche Dichtkunſt jener Tage freilich auf keiner hohen Stufe: die Blüthezeit der Literatur war längſt vorüber, an die Stelle des Minneſanges die handwerksmäßige Reimerei der Meiſterſänger getreten. Allegoriſche Künſteleien, triviale Didaktik, Derbheiten entſprachen dem damaligen Geſchmack. Der Proſa fehlte es an dem feineren Gefühl für die Sprache, welches erſt in den bewegten Tagen der Reformation ſich kundgibt. Demgemäß zeugten auch Maximilians Entwürfe weder von poetiſchem Geiſt, noch von geläutertem Geſchmack: jene beiden Werke ſind allegoriſirende Autobiographien, hiſtoriſch didaktiſche Erzählungen, d. h. Miſchungen von trockener Geſchichte und ſteifer Allegorie. Auch waren die Schriftſteller, welche der Kaiſer mit der Ausführung ſeiner Entwürfe betraute, keine beſonders poetiſchen Köpfe. Unter der Redaktion und nach den Diktaten des Kaiſers arbeiteten ziemlich gleichzeitig ſeine Sekretäre Melchior Pfinzing

Digitized by Google

und Max Treizſauerwein von Ehrentreiz, erſterer in Verſen an dem „Theuerdank“, letzterer in Proſa an dem „Weißkunig.“ Schon im Jahr 1517 war der Theuerdank vollendet und wurde, geſchmückt mit hundertachtzehn koſtbaren Holzſchnitten, dem König Karl

Aus den Holzſchnitten des Theuerdank: Maximilian auf der Gemſenjagd. Unterſchrift: „Wie den Tewrdannck auf dem Gembſen Jaid am ablaſſen der wynndt erhub vnd überaus wolt geworffen haben, deß Er ſich aber durch ſein ſchicklichait enthielt.“ (Im Vordergrund zwei der allegoriſchen „Hauptleute.“)

zu Brüſſel überreicht: der Weißkunig, 1514 zuſammengeſtellt, war erſt in einer Reinſchrift fertig, die Ausſchmückung durch Holzſchnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erſt 1775 kam dies Werk zum Druck.

Der Theuerdank iſt vor allem ein Meiſterſtück der damaligen Buchdruckerkunſt, an den

Holzſchnitten arbeiteten die erſten Künſtler jener Zeit, Hans Schäufelin, Hans Burgmaier, Schüler Albrecht Dürers, vielleicht auch dieſer Meiſter ſelbſt.

Der „Theuerdank“ ſchildert das Jugend- und Mannesleben Maximilians, der von früh

Aus den Holzſchnitten des Weißkunig: Maximilian und ſeine junge Gemahlin Maria von Burgund. Unterſchrift: „Wie der Junng Weiß kunig vnnd die Jung kunigin yedes des andern ſein ſprach lernet.“ (Auch intereſſant für die Gartenarchitektur der Renaiſſancezeit.)

auf ſeinen Sinn „teuerlichen“ Sachen zuwendet. König Romreich (Karl der Kühne) hat ſeiner vielumworbenen Tochter, der Königin Ehrenreich (Maria) den edlen Helden Theuerdank zum Gemahl beſtimmt. Drei „Hauptleute“, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden aber von unzufriedenen Großen erwählt, um das Zuſtandekommen jenes Bundes zu verhindern, den

Helden in Gefahr und Tod zu stürzen. Die drei allegorischen Gestalten, — denn mit solchen haben wir es hier zu thun, — sind jugendliche Unbesonnenheit, Mißgeschick und Mißgunst der Welt. Selbstverständlich besiegt der Held alle Schwierigkeiten und vermählt sich mit der Königin, nachdem er die Hauptleute gestraft und einen Zug gegen die Feinde der Christenheit unternommen hat. Die Anlage der Dichtung gab mehr als zu viel Gelegenheit zu episodischen Schilderungen. Eine Reihe von Jagdabenteuern ist eingestreut, auch das Erlebniß von der Martinswand ist nicht vergessen. Wir hören von dem berühmten Turnier zu Worms (1495), wo Maximilian den französischen Raufbold, Claude de la Barre, aus dem Sattel hob: wir lesen, wie der Held seinen im Eise versinkenden Diener vom Tode errettet, wie er selbst in einem tiroler Pulverthurm in die größte Gefahr geräth: ein Blödsinniger nähert sich mit brennendem Lichte dem Pulverfaß, wird aber von Maximilian zurückgedrängt. — Dichtung und Wahrheit in diesem Werke zu sondern ist nicht gelungen, obwol der Verfasser eine Clavis (einen Schlüssel) hinzugefügt hat, in der über die zu Grunde liegenden Thatsachen dürftige Notizen gegeben sind.

Noch mehr als der „Theuerdank" bedurfte der „Weißkunig", der eine Geschichte des weißen (nicht weisen) Königs d. i. Friedrichs III. sein soll, eines solchen Schlüssels: die Fülle schwer erklärbarer Pseudonyme macht ihn unentbehrlich (so heißt der Mailänder Herzog „der König vom Wurm", der Doge „der König vom Fisch"; die geographischen Namen sind umgekehrt geschrieben, z. B. Siothra — Arthois). In der That bestand schon zu Maximilians Zeiten über den Weißkunig ein förmliches Frage- und Nachschlagebuch. Die Dichtung zerfällt in drei Haupttheile. Der erste beginnt mit der Werbung König Friedrichs um Eleonore von Portugal und schließt mit der Weissagung, der Sprosse aus dieser Ehe werde einst seinen Vater an den Türken rächen. Der zweite Theil handelt von dem jungen Weißkunig (Maximilian), beschreibt dessen Jugend, Erziehung, Unterricht und Brautfahrt. Hier finden unter anderm auch Maximilians ausnehmende Vorliebe für das Geschützwesen und seine Verbesserungen auf diesem Gebiet ausführliche Beschreibung. Sein Vater weiht ihn dann in die Systematik der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsordnung ein und legt ihm die fünf Hauptpunkte der „geheimen Weisheit" dar. Er belehrt ihn über die „Sekretarikunst", in deren Besitz ein Fürst nicht nöthig habe, die wichtigsten Geschäfte einem einflußreichen Kanzler zu überlassen. Kurz, es wird uns hier das Ideal, welches sich Maximilian von einem Ritter und Fürsten entwarf, auch zu sein bestrebt war, breit ausgemalt.

Der dritte Theil umfaßt die Kriege Maximilians von 1478—1513. Hier tritt, wahrlich nicht zum Vortheile der Darstellung und Deutlichkeit, die eigne Arbeit des Kaisers in den Vordergrund. Dies thun auch das Bild des dem Schreiber diktirenden Schreibers und die Verse dar:

„Merk, vil wird von mir geschrieben, | Darumb schreib, wie ich dir sag,
was sachen und krieg ich hab getrieben, | so kumbt die recht wahrheit an den tag."

Die Künstler, welchen Maximilian besonders nahe stand, waren der Erzgießer Peter Vischer, der Bildhauer Adam Kraft und vor allen anderen der Maler Albrecht Dürer von Nürnberg. Zu den hauptsächlichsten Aufgaben, welche Maximilian dem letzteren stellte, gehören der „Triumphbogen" und der „Triumphwagen". Sein Hofgelehrter Stabius hatte den Entwurf zu ersterem ausgearbeitet, auf dem Maximilians ganze Lebensgeschichte dargestellt werden sollte. Drei Jahre setzte Dürer an das riesige Werk und schuf eine Fülle meisterhafter Einzelbilder von reicher Erfindung, lebendiger Auffassung und vollendeter Zeichnung: bei einer Zusammensetzung würde aber die Menge der Einzelheiten den Gesammteindruck wesentlich beeinträchtigt haben. Die Verse des nicht zum Dichter gebornen, wiewol lorbergekrönten Stabius stechen durch ihre Steifheit und Armuth von den phantasievollen Zeichnungen übel ab.

Mit der Bezahlung wurde Dürer von dem allezeit geldarmen Kaiser an die zähen Nürnberger gewiesen und erlangte erst unter Karl V. den Preis seiner Mühe. Von dem Werk

exiſtiren nur vier Probeabdrücke: nach Maximilians Tode verkauften Dürer und der Holzſchneider Reſch die Bilder aus dem Leben des Kaiſers einzeln.

Zu dem allegoriſchen, gleichfalls in Holzſchnitt ausgeführten „Triumphwagen“ arbeitete Pirkheimer den Entwurf, welchen Dürer mit reicher künſtleriſcher Phantaſie ausführte. Der Kaiſer, im vollen Ornat, fährt auf einem von zwölf reichgeſchirrten Pferden gezogenen Wagen. Ueber der Geſtalt des Kaiſers erhebt ſich ein phantaſtiſcher Baldachin, unter dem eine Siegesgöttin ſchwebt: ſie krönt Maximilian mit dem Lorber; auf ihren Schwungfedern ſtehen die Namen der von jenem beſiegten Nationen.

Von Dürers Hand haben wir mehrere Porträts Maximilians, unter ihnen das ſchönſte Bildniß, welches von dieſem Fürſten überhaupt exiſtirt. Das Charakteriſtiſche in Maximilians Zügen iſt der Ausdruck freundlicher Milde, wie denn ja auch wirklich Frohſinn und Humor, ſchlagfertiger Mutterwitz zu ſeinen beſten Gaben gehören. So lebte denn im Volke neben dem Bilde des „edlen Helden Theuerdank“ beſonders die Erinnerung an den fröhlichen heiteren Herrn. Da hatte er ſich einmal im Feldlager das Eſſen von der Marketenderin nicht vorkoſten laſſen, denn „ſie ſei 'ne Augsburgerin, und in Augsburg wohnten lauter fromme Leute.“ Oder er hatte gemeint, an den Franzoſen ſei alles falſch; ſie ſprächen anders, als ſie ſchrieben und ſängen höher als notirt ſei. Von ſeiner kaiſerlichen Würde ſprach er wol mit leiſer Selbſtironie: „der König der Franzoſen ſei ein König der Eſel, die alle Laſten geduldig trügen; er aber wäre ein König der Könige, denn die Fürſten pflegten nur das zu thun, was ſie ſelbſt wollten.“

Damit iſt der Hauptpunkt berührt, an dem ſo viele ſehnſüchtige Wünſche des Kaiſers ſcheiterten, — wiewol wir die deutſchen Fürſten nicht tadeln können, wenn ſie gerade ihm nicht allenthalben folgen wollten. Jedenfalls nimmt Maximilian eine hervorragende Stelle unter unſeren Herrſchern ein, als die letzte Heldengeſtalt des ſcheidenden Mittelalters wird er allezeit ſeine Bewunderer finden.

Maximilian und der Narr.

Aus Holbeins Randzeichnungen zu Erasmus' Lob der Narrheit. (Holbein illuſtrirte 1515 — in zehn Tagen — für Erasmus ſelbſt ein Exemplar der Frobenſchen Ausgabe von 1514 mit höchſt geiſtreichen Federſkizzen. Das Exemplar befindet ſich jetzt im Basler Muſeum.) Im Text iſt nur von „summis regibus“ — höchſten Königen — die Rede; im Bilde aber Maximilian unverkennbar.

Albrecht Dürers Holzſchnittbildniß Kaiſer Maximilians. (Verkleinert.)

„Der Teur Furſt Kayſer Maximilianus iſt auff den 12. tag des Jenners ſeines alters im 59. Jar ſeliglich von dyſer zeyt geſcheiden. Anno domini 1519."

Ansicht einer deutschen Stadt (Nürnberg) zu Beginn der Reformationszeit.
(Im Vordergrunde die Gestalt eines Eremiten.) Kupferstich von Albrecht Dürer.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

1. Die Vorgeschichte der Reformation.

Man würde das große Ereigniß, welches das Mittelalter von der neueren Zeit scheidet, nur unvollkommen würdigen, wenn man nicht zuvor einen Blick auf den kirchlich-religiösen, den geistig-literarischen und den sozialen Zustand gethan, der zu Ausgang des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Deutschland herrschte. Denn ohne Kenntniß von der Opposition, die sich auf den beiden ersten Gebieten gegen Rom, den Papst und die herrschende Kirche geltend machte, würde man die unmittelbare Wirkung von Luthers Auftreten nicht begreifen, und die sozialen Veränderungen, welche sich in diesem Zeitalter vollziehen, machen die Bekanntschaft mit den früheren gesellschaftlichen Zuständen unerläßlich.

Verzierter deutscher Anfangsbuchstabe wie sie in Druckwerken des XVI. Jahrhunderts vielfach vorkommen.

Seit den großen Konzilien des XV. Jahrhunderts hatten weder die Theologen den Kampf gegen die Autorität des Papstes und der römischen Kirchenlehre aufgegeben, noch die Wohlgesinnten aller Stände den Kampf gegen die Verweltlichung und Entartung der Geistlichkeit. In den Niederlanden hatte der Prior Johann von Goch († 1473) gelehrt, die Bibel sei die einzige authentische Quelle des Glaubens; kurz nach dieser Zeit befehdete

Johann von Weſel, auf jenen Satz geſtützt, die Autorität des Papſtes, die kirchlichen Ceremonien und den Ablaß. Der beliebte Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg (1440—1509), der erſt in Baſel, dann in Straßburg wirkte, brachte derartige Lehren dem Verſtändniß des Volkes näher.

Aber ein weit gefährlicherer Feind erwuchs der Kirchenlehre und der mit ihr verbundenen ſchwerfälligen und geiſtloſen Scholaſtik in dem ſogenannten „Humanismus“ d. h. der neuen, aus Italien nach Deutſchland übertragenen Art, die Wiſſenſchaften — insbeſondere die alten Sprachen — zu betreiben. In Italien, wo alle Zeit hindurch die Erinnerung an das klaſſiſche Alterthum wach geblieben und dadurch die Wiſſenſchaft vor völliger Verknöcherung bewahrt worden war, regten ſich ſeit dem XIII. Jahrhundert die Geiſter mit beſonderer Energie und brachten eine völlige Umwälzung in der Literatur hervor. Dieſe Gelehrten verlangten nicht allein das Recht freier Forſchung, ſie empfahlen nicht nur, das Studium des Alterthums aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen, ſie wollten auch, daß die Wiſſenſchaft aus den dumpfigen Schulſtuben und Hörſälen hinaus in das Leben eingeführt werde. Aeußerlich unterſchied ſich der Humanismus von der mönchiſchen Scholaſtik durch eine auf gründlicheren Studien beruhende Kenntniß namentlich der lateiniſchen Sprache, in deren Gebrauch die Humaniſten eine erſtaunliche Fertigkeit erlangten; in formgewandten lateiniſchen Gedichten feierten ſie die Tugenden, die ſie bei ihren Vorbildern bewunderten. Urſprünglich trug der Humanismus kein kirchenfeindliches Gepräge, wie bei der erſten Reihe der Humaniſten (zur Zeit Friedrichs III.) hervortritt, allein allmählich ging unvermerkt zugleich mit der Kenntniß des Alterthums auch etwas vom Geiſte der heidniſch-klaſſiſchen Zeit auf die Gelehrten über; die Namen und Eigenſchaften der antiken Götter waren ihnen geläufig genug, aber über ihre eigene Religion oder wenigſtens über die Aeußerlichkeiten und Einrichtungen der römiſchen Kirche hatten ſie ſehr freie Anſichten, die ſich gelegentlich in bitterm Spott und beißendem Witz äußern. Da nennt wol der eine die Mönche „kuttentragende Unthiere“, die Meſſe eine Komödie und geißelt die ſcheinheiligen habſüchtigen Prieſter: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen; während wir auf den Himmel warten, eignen ſie ſich die irdiſchen Güter zu.“

Natürlich waren die Humaniſten dieſer neueren Richtung der Geiſtlichkeit im höchſten Grade verhaßt. „Er iſt ein Poet, er ſpricht Griechiſch, alſo ſteht es ſchlecht um ſein Chriſtenthum“ hieß es. Auch Philoſophen nannte man die Neuerer hämiſch; man wollte ſie nicht als gute Deutſche gelten laſſen, da ſie ja aus Wälſchland ihre verderblichen Lehren geholt hatten. Die Univerſitäten wehrten ſich, ſo lange und ſo gut ſie konnten, gegen das Eindringen des neuen Geiſtes, aber wenn ſie auch einige Humaniſten zum Weichen brachten, wie Conrad Celtes in Leipzig, es glückte ihnen doch nicht allenthalben, die ſtudirende Jugend ſchloß ſich erklärlicher Weiſe den Neuerern an, gar bald änderte ſich der Geiſt der Univerſitäten.

Medaillonbildniß des Erasmus von Rotterdam, nach dem Leben gezeichnet von Holbein, in Holz geſchnitten wahrſcheinlich von Lützelburger. Genaue Kopie des ſehr ſeltenen Originals dieſes unnachahmlich geiſtreichen Blattes.

Aus der großen Schar der Humaniſten müſſen wir wenigſtens drei Männer genauer betrachten. Den Reigen eröffnet der Niederländer Deſiderius Erasmus von Rotterdam (1465—1536), der, wie kein anderer ſeiner Zeitgenoſſen ſich

ER·ROT
TERMINVS
Pallas Apellæam nuper mirata tabellam,
Hanc ait, æternum Bibliotheca colat.
Dædoleam monſtrat Muſis Holbeinnius artem,
Et ſummi Ingenii Magnus Erasmus opes.

Holbeins Holzſchnittbildniß des Erasmus von Rotterdam.

Titel der Frobenſchen Geſammtausgabe von Erasmus' Werken von 1540.

Ueberſetzung der Unterſchrift:

„Pallas bewunderte jüngſt das Apelläiſche Bilderwerk,
Hieß es als ewige Zier hegen die Bibliothek.
Holbein zeigt dädaliſche Kunſt, und der große Erasmus
Zeiget den Muſen zugleich herrlichen Geiſtes Gewalt."

Digitized by Google

Geiſt und Form des klaſſiſchen Alterthums zu eigen gemacht hatte. Er verfaßte Lehrbücher über Methode und Form, er gab alte Schriftſteller heraus, er überſetzte aus dem Griechiſchen, er zeigte überall den Geiſt feiner Beobachtung, der zugleich belehrt und ergötzt, aber ſeine Beliebtheit verdankte er der Tendenz, welche er verfolgte. Obgleich er ſich gegen das Chriſtenthum, welches er vielmehr vorſichtig geſchont wiſſen wollte, keineswegs feindlich oder gleichgiltig verhielt, wie die meiſten italieniſchen und viele deutſche Humaniſten, richtete er ſeinen ganzen Spott gegen die herkömmlichen Formen, in denen ſich geiſtliches und frommes Weſen bisher bewegt hatten. Das „Lob der Narrheit“, welches noch zu Erasmus' Zeit ſiebenundzwanzig Auflagen erlebte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Oppoſition gegen das damals beſtehende Kirchenthum zu vermehren.

Moria (die Narrheit), geboren auf den glückſeligen Inſeln, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, ſchildert ihr weites Reich, zu dem alle Stände der Welt gehören. Am längſten verweilt ſie bei den Geiſtlichen, die ihre Verdienſte am wenigſten anerkennen wollen und ihr doch am meiſten verpflichtet ſind. Die Mönche, die Prieſter und die Biſchöfe, ja den römiſchen Papſt, der lediglich auf ſein Vergnügen bedacht, die Apoſtel Peter und Paul für ſein Amt ſorgen laſſe, greift Erasmus ſchonungslos an.

Holbeins Schlußzeichnung zu Erasmus' „Lob der Narrheit“. (Die Narrheit ſteigt vom Katheder herunter.) Aus dem für Erasmus ſelbſt illuſtrirten Exemplare, jetzt im Muſeum zu Baſel.

Neben Erasmus, welcher ſpäter die Fahne verließ, die er zuerſt ruhmvoll vorangetragen, ſteht als der edle Heißſporn der Humaniſten der fränkiſche Ritter Ulrich von Hutten (geb. 21. April 1488). In ihm vereinigt ſich der ingrimmige Haß gegen die römiſche Mißwirthſchaft mit glühender vaterländiſcher Begeiſterung. Gelehrter, Dichter und Staatsmann zugleich, hat er ſich ein höheres Ziel geſteckt; er kämpft ebenſo für politiſche, wie für kirchliche Reform. Durch Wort und Schrift hat er noch weit unmittelbarer gewirkt und ſeine Ideen in weitere Kreiſe verbreitet, als der gelehrtere Erasmus. Ein ſeltſamer Kontraſt zwiſchen dieſem kleinen blonden Mann, der ſchon bei dem Wort „Tod“ erzitterte, und dem fränkiſchen Ritter, der trotz Krankheit, Noth und Mißgeſchick ſein ganzes Leben der einmal geſtellten Aufgabe opfert. Unverzagt ſchließt er ſeine Rechnung mit irdiſchem Glück ab: „Ich hab's gewagt und will des Ends erwarten“, aber wie eine ſchmetternde Fanfare, die zum Angriff ruft, tönt ſeine Mahnung hinein:

„Auf, Landsknecht gut und Reuters Muth!
Laßt Hutten nicht verderben.“

Nicht geringere Verdienſte, als Erasmus, erwarb ſich Johann Reuchlin (1455 bis 1521), ein geborner Pforzheimer, wahrſcheinlich der Sohn eines armen Boten. Stückweiſe hatte

er ſein umfangreiches Wiſſen erworben und ſich zum vertrauten Rathe des erſten Herzogs von Würtemberg emporgeſchwungen. Nur ſeine Nebenſtunden konnte er gelehrten Studien zuwenden, aber ſie wurden um ſo fruchtbringender, als er ein bisher wenig bebautes Feld beſtellte. Denn neben der Fertigkeit im Griechiſchen und Lateiniſchen hatte er ſich durch den Unterricht der Rabbinen eine tüchtige Kenntniß des Hebräiſchen verſchafft. Mit berechtigtem Selbſtgefühl durfte er nachmals ſeine Gegner darauf verweiſen, daß er der erſte Deutſche geweſen, der die hebräiſche Sprache grammatiſch zu behandeln unternommen. Sein Intereſſe an dieſer Sprache war nicht allein ein philologiſches oder theologiſches, ſondern auch ein myſtiſches an den Geheimniſſen der Kabbala: in jedem Worte, jedem Buchſtaben des alten Teſtamentes ſah er Geheimniſſe. Dennoch unterlag er dieſem Hange nicht; Wahrheit und Aufrichtigkeit war der Inbegriff ſeines Weſens und Strebens.

Schlußſtück einer Huttenſchen Schrift mit dem Bilde und Wahlſpruch des Ritters („Ich hab's gewagt"). In der Umrahmung iſt der ſiegreiche Kampf von Genien gegen Dämonen dargeſtellt.

Mit einer Art von Nothwendigkeit mußte grade dieſer beſonnene, würdevolle Mann, dem es keineswegs um gewaltſame Zerſtörung der Kirchenlehre zu thun war, mit dem ſcholaſtiſch-beſchränkten Kirchenthum in Streit gerathen. Die gebräuchliche lateiniſche Bibelüberſetzung, die „Vulgata" zählte eine Fülle von Irrthümern, die aus mangelhafter Sprachkenntniß hervorgegangen waren: an vielen Stellen ſeines Werkes über die hebräiſche Sprache berichtigte Reuchlin derartige Verſehen. Allein auf dieſe Irrthümer waren kirchliche Lehrſätze gegründet, und ſo ſchien Reuchlin mit der Vulgata die Kirche ſelbſt anzutaſten; da er ſich bei ſeinen Verbeſſerungen auf die Schriften der Juden berief, ward es nicht ſchwer ſein Chriſtenthum zu verdächtigen. Dennoch hätte er vielleicht ungeſtört die Ruhe genießen können, nach der er ſich ſehnte, hätte ihn nicht plötzlich ein äußerer Anlaß zu einem ihm widerwärtigen Kampfe genöthigt.

Ein getaufter Jude, namens Pfefferkorn, hatte im Jahr 1509 ſich ein kaiſerliches

Dekret zu verschaffen gewußt, kraft dessen alle Bücher der Juden untersucht, und soweit sie Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, verbrannt werden sollten. Maximilian hielt es aber doch für rathsam, das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität einzuholen: Reuchlin, dazu aufgefordert, entschied zu Ungunsten Pfefferkorns und der fanatischen Kölner Dominikaner, welche hinter diesem standen. Nach einem erbitterten Schriftenwechsel zwischen den streitenden Parteien kam es dahin, daß der Kölner Ketzermeister Jakob Hogstraten den Gelehrten nach Mainz citirte, wo er sich im Oktober 1513 vor einem Inquisitionsgericht wegen Ketzerei verantworten sollte. Aber die Zeit der Inquisition war für Deutschland längst vorbei; der Kurfürst hob die Versammlung noch im letzten Augenblick auf, im folgenden Jahr legte ein neues Gericht den Anklägern Reuchlins als Verleumdern ewiges Stillschweigen auf. Da aber die verfolgende Rechtgläubigkeit ihr Spiel noch nicht verloren gab und sich nach Rom wandte, unterstützt durch die Gutachten mehrerer Universitäten, entbrannte nach jenem ersten Siege der Kampf erst recht heiß. Alle „Reuchlinisten" sammelten sich um ihren Meister und waren für ihn bei Kaiser und Papst thätig. Um zu bekunden, welche ausgezeichneten Männer auf Reuchlins Seite standen, veranstalteten seine Freunde im Jahr 1514 eine Sammlung von Briefen berühmter Männer an ihn. Zwar erreichte man in Rom nur, daß der ärgerliche Handel niedergeschlagen wurde, aber auch das war schon ein bedeutender Erfolg. Hutten feierte den Sieger in seinem schwungvollen Gedicht „Reuchlins Triumph"; die Besiegten vollends zu vernichten, wurden die „Briefe der Dunkelmänner" veröffentlicht. Die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) erschienen im Jahr 1516 und entstanden in dem Kreise, zu dem Hutten und Reuchlin gehören: daher finden sich viele Anspielungen auf den Streit mit Pfefferkorn. Die von Reuchlins Freunden im Jahr 1514 veröffentlichten „Briefe berühmter Männer an J. Reuchlin" riefen vielleicht den Gedanken wach, in einem lustigen Seitenstück die Gegner tüchtig mitzunehmen. Der Hauptscherz besteht darin, daß die Dunkelmänner selbst die angeblichen Briefsteller sind und sowol ihr barbarisches Latein, als auch ihre sonstige Unkenntniß und Verkehrtheit, ihre scholastische Beschränktheit, ihre moralischen Schwächen und ihre Wuth gegen die Männer der Aufklärung bloßstellen und dem Spotte preisgeben. Durch scheinbar ernsthafte, schulmäßige Erörterung alberner, selbst unsauberer Streitfragen wird zudem das ganze Wesen der Scholastik lächerlich gemacht. In dem zweiten Theil, der 1517 unter Mitwirkung Ulrichs von Hutten erschien, finden sich neben dem Närrischen und Possenhaften auch sehr ernste Erörterungen.

Außer der theologischen und gelehrten Opposition gegen die Kirche, war aber auch der satirische Volksgeist erwacht und nun doppelt bereit, der verlotterten Geistlichkeit zu Leibe zu gehen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß zu Ausgang des XV. Jahrhunderts der „Reineke Fuchs", welcher nach allen Seiten die Hierarchie geißelt, in angemessener Bearbeitung neu erschien. Auch in dem „Narrenschiff" des Sebastian Brant (erschien 1494) wurde, wie den anderen Ständen, ganz besonders der Geistlichkeit der Text gelesen. Noch schärfer griff der Franziskanermönch Thomas Murner in seiner „Schelmenzunft" (1508) den Mönchsstand in seiner scheinbaren Heiligkeit an. Zuweilen gelang es auch einem gelehrten Herrn dem etwas derben Volkshumor und der Volksstimmung in lateinischer Sprache Ausdruck zu geben, wie dies Heinrich Bebel, Professor der alten Literatur zu Tübingen, in seinen „Facetien" (im Jahr 1506) that.

Kurzum, nach keiner Richtung fehlte es an Zündstoff, den ein kleiner Funke in lodernde Flammen verwandeln konnte. Es war vorauszusehen, daß diese Flamme, verbreitet durch den Hauch nationaler Begeisterung, mit den üblichen Mitteln nicht zu bewältigen sein würde.

Was die sozialen Zustände innerhalb der deutschen Nation betrifft, so hatte sich zu Ausgang des XV. Jahrhunderts ganz besonders die Lage desjenigen Standes verschlechtert, dessen Blüthe dem Mittelalter sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hatte. Entsprach Leben und Treiben des Ritterstandes auch schon längst nicht mehr der Stellung, welche er zur Hohenstaufenzeit eingenommen, so sah er sich nunmehr beinahe in seiner Existenz bedroht.

Denn auf der einen Seite war er, zumal bei der allmählich geſteigerten Entwerthung des Geldes, nicht mehr im Stande, in äußerem Glanz mit den Stadtbürgern zu wetteifern: ja das Beſtreben, im Aufwande es dem Patriziat gleichzuthun, ſtürzte ihn nur in größere Noth und in Schulden. Auf der anderen Seite ſanken die Dienſte, durch welche er ſich dem Kaiſer und den Fürſten nützlich und unentbehrlich gemacht hatte, im Werthe, ſeit die Ausbildung der Feuerwaffen die Bedeutung der ſchweren geharniſchten Reiterei erheblich gemindert und dem Fußvolk ſeine frühere Wichtigkeit wieder verſchafft hatte. Soweit die Ritter unter Feſthaltung ihrer alten Beſchäftigung ehrlich durchkommen wollten, mußten ſie mit dem neuen Soldatenthum der Landsknechte rechnen und ſich als glückliche Söldnerführer Reichthum, Ehre und Anſehen zu verſchaffen ſuchen. Daher finden wir denn auch unter den Führern der Landsknechte gar manchen alten und edlen Namen vertreten, auch galt es nicht gerade als Schande von der Pike auf zu dienen oder eine Offiziersſtelle bei den „frommen Leuten" zu bekleiden. Es ſcheint ſogar, als habe Kaiſer Maximilian, der ſich zuerſt deutſcher Landsknechte zu ſeinen vielfachen Kriegen bediente, die Landsknechte zu einer adligen Brüderſchaft, einem „Orden", entwickeln wollen, ja im Jahr 1516 hat er ſelbſt mit dem langen Spieße im erſten Gliede der Landsknechtsordnung geſtanden.

Die Bedeutung des Fußſoldaten zeigte ſich zuerſt in den Huſitenkriegen, wo das böhmiſche Fußvolk durch geſchickte Benutzung der mit Büchſen geſpickten Wagenburg ſeine Siege errang, dann aber ganz beſonders in den Burgunderkriegen der Schweizer gegen Karl den Kühnen. Beuteluſt war es hauptſächlich, welche die Söhne der Schweiz auch fernerhin zum „Reislaufen" (die Reiſe — der Kriegszug) veranlaßte und beſonders Frankreich verſtand es die Geldgier und die Volkskraft der „freien Eidgenoſſen" auszunutzen. Im Gegenſatz zu den ſchweizeriſchen Fußknechten iſt der Name der „Landsknechte" (nicht Lanzknechte) entſtanden; um die ſtörrigen Niederländer zum Gehorſam zu zwingen, brachte Maximilian im Jahr 1487 aus den öſtreichiſchen Erblanden rüſtige Land- und Stadtbewohner zuſammen, bewaffnete ſie mit Schwert und Spieß, ſtellte ſie unter den Befehl meiſt adliger Hauptleute und nannte ſie Landsknechte. Um das Jahr 1490 kann die Landsknechtsverfaſſung als vollendet betrachtet werden: die Einzelheiten der Werbung, der Selbſtverwaltung, der Rotteneintheilung u. A. ſind den Schweizern entlehnt, anderes iſt der deutſchen Organiſation eigenthümlich.

Sobald ein Kriegsherr eines Soldheeres bedurfte, beauftragte er einen berühmten Führer „ein Regiment aufzurichten" d. h. eine im Grunde republikaniſch organiſirte Kriegerzunft unter gewiſſen Bedingungen anzuwerben. Die Werbegelder erhielt der Oberſt entweder baar, oder in Kreditbriefen oder er ſchoß die erforderlichen Summen als Unternehmer vor. Zog der Name, ſo bedurfte er weniger des baaren Geldes; der Oberſt hatte das Recht die Offiziere, an erſter Stelle ſeinen Vertreter, den Oberſtlieutenant, zu ernennen. Waren die Hauptleute für die einzelnen „Fähnlein" beſtellt, ſo wurde die Werbetrommel gerührt; theils vom platten Lande, theils auch aus den Städten ſtrömte genug kräftiges abenteuerluſtiges Volk zuſammen. Aber, wenigſtens in der erſten Zeit, war man wähleriſch, die Knechte mußten mit vollſtändiger Rüſtung, vor allem mit Schwert, Hellebarde oder (18 Fuß) langem Spieß, wol auch mit Hakenbüchſe nebſt Zubehör verſehen ſein und ein Stück Geld im Beutel haben. Demnach war dieſe Truppe kein Geſindel, ſie beſtand der Mehrzahl nach aus „frommen" d. h. redlichen zuverläſſigen Geſellen, die freilich dieſen Ehrennamen noch beibehielten, als das Landsknechtsweſen längſt entartet war. Auch muntere Soldatenlieder konnten in dieſem Kreiſe ganz wohl aufkommen. Nach dem „Zuſammenlauf" wurde Muſterung gehalten, man organiſirte die Fähnlein (zu 400 Mann). Man theilte die Landsknechte in zwei Klaſſen, die des erſten und zweiten „Blattes", in „Spießträger", welche ſich mit dem einfachen Monatsſold von vier Gulden begnügen mußten, und in „Doppelſöldner", die, beſſer gerüſtet, acht Gulden beanſpruchen durften. Den Sold zahlte der „Pfennigmeiſter", gewöhnlich vierteljährlich, doch hatten die frommen Leute bei beſonderen Gelegenheiten einen Schlacht- oder Sturmſold zu erwarten. Ueber den Zweck des Feldzuges und die Rechte der Geworbenen verſtändigte ſich der Oberſt mit ihnen im

„Ring“ (einer Verſammlung) und las ihnen den „Artikelbrief“ vor. Nach einer Anſprache des Oberſten erfolgte die Eidesleiſtung in die Hand des „Schultheißen“ und die Vorſtellung der „hohen Aemter“ d. h. der Stabsoffiziere, nämlich des Oberſtlieutenants, des Proviantmeiſters, des Pfennigmeiſters, des Quartiermeiſters und des Profoß. Der letztere, öffentlicher Ankläger und Urtheilsvollſtrecker, war natürlich eine gefürchtete Perſönlichkeit, ſuchte aber das Impoſante ſeiner Stellung durch gemüthliches, ja ſelbſt burleskes Erſcheinen zu mildern. Er war aber ſtets ein hochgeachteter Kriegsmann mit Hauptmannsrang und pflegte in einer Anſprache die Geworbenen mit ſeinen Befugniſſen und ihren Pflichten bekannt zu machen. Er warnte ſie vor Spielen, Balgen, Schelten, Vollſaufen, damit er ſie nicht durch ſeine „Steckenknechte“ in Eiſen legen oder ſie gar dem „Freimann“ übergeben müſſe. Der letztere (Scharfrichter) ſchritt im blutrothen Wamms einher, die rothe Feder auf dem Hut und das breite Richtſchwert an der Hüfte. Außerdem gab es noch einen „Brandmeiſter“ (im Hauptmannsrang) der mit den „Brandknechten“ das Sengen und Brennen ſyſtematiſch betrieb, einen Waibel, welcher den Troß, namentlich der Weiber, Händler und Marketenderinnen zu beaufſichtigen hatte; ihm ſtand der „Rumormeiſter“ mit ſeinen Leuten zur Seite.

Profoß der Landsknechte.
Kupferſtich von Franz Brunner vom Jahr 1559.

Nach Vorſtellung dieſer „hohen Aemter“ wurden dem Ringe die Namen der vom Oberſten ernannten Hauptleute bekannt gemacht, ſie erhielten zehnfachen Sold (40 Gulden) und legten ſich bald, gleich dem Oberſten, einen ſogenannten „Staat“ bei, der aus Trabanten, Kaplan, Schreiber, Feldſcheer, Buben beſtand. Der Hauptmann focht zu Fuß an der Spitze ſeines Fähnleins mit Streitaxt, Hellebarde oder Schwert. Sein Vertreter hatte den Namen von ſeiner Stellung: „Lieutenant“.

Nunmehr übergab der Oberſt dem prächtig geſchmückten Fähnrich die Fahne des Regimentes. Er mußte ſchwören, von ſeiner Fahne nicht zu laſſen, nach Verluſt der Hände ſie noch mit den Zähnen feſtzuhalten, in der letzten Noth ſich ſelbſt hineinzuwickeln und Leib und Leben dabei und darin zu laſſen. Unter ſeinem Befehl ſtanden die bei jedem Fähnlein befindlichen „zwei Spiel“, ein Trommler und ein Pfeifer; beim Angriff wurde „das Spiel gerührt“ und zwar in fünf Abſätzen, deren Aufeinanderfolge ſich die Knechte, — wol erſt ſeit dem Bauernkriege — durch die Worte einprägten: „Hüt' dich, Bauer, ich komme!“

Dann wählten die Knechte aus ihrer Mitte den „Feldwaibel“, der eine Zwiſchenſtellung zwiſchen den Offizieren und der Mannſchaft einnahm, die taktiſche Ausbildung beſorgte, die Loſung holte, die Wachen vertheilte und dem „Maleſizgericht“ beiſaß. Der Feldwaibel ließ durch die Mannſchaft den „Gemeinwaibel“ ernennen, welcher die Gemeinen dem Hauptmann gegenüber vertrat, „Kraut und Loth“ vertheilte. Dieſer erhielt Doppelſold, ebenſo die Rottmeiſter, welche Rotten zu zehn Mann führten; dem Feldwaibel aber geſtand man vierfachen Monatsſold zu. Zuweilen, bei Irrungen mit den Hauptleuten, erſcheinen auch noch gewählte Sprecher der Mannſchaft, ſogenannte „Ambaſſanten“.

Die militäriſche Rechtspflege übte entweder das Schultheißengericht, d. h. ein Gericht aus zwölf Geſchworenen, welches unter Vorſitz des Schultheißen zuſammentrat, oder der Ring durch das Recht „der langen Spieße“. Bei dieſem Verfahren ſtießen die Fähnriche die Fahnen

verkehrt in die Erde, bis durch Beſtrafung des Miſſethäters die Ehre des Regimentes wieder hergeſtellt war. Erfolgte die Verurtheilung, ſo wurde der Schütze erſchoſſen (arkebuſiert), der Pikenier durch die Spießgaſſe einer dreifachen Reihe von Landsknechten gejagt.

Die Tracht der Landsknechte war von Anfang an ziemlich bunt, doch zweckentſprechend, artete aber bald in phantaſtiſchen Aufputz aus, und auch hier zeigte ſich die größte Abenteuerlichkeit bei den Hoſen. Was die Bewaffnung anbetrifft, ſo beſtand die Hauptmaſſe aus Spießern; dazu kamen die Schwertfechter, die mit den gewaltigen „Zweihändern“ die Spieße des gegneriſchen Haufens zerſchlagen mußten und daher den Spießern voran gingen. Inmitten der Spießer gingen die „Rondartſchiere“ (mit Rundſchildern und kurzen Degen) vor, die ſich in die Lücken der feindlichen Maſſen eindrängen mußten. Neben den Leuten mit blanken Waffen ſtanden Schützen, anfangs meiſt Armbruſtſchützen, dann Hakenſchützen, und zwar in immer zunehmender Zahl, je mehr man die Vorzüge der Feuerwaffen erkannte. Zu Karls V. Zeiten zählte man auf ein Fähnlein von 400 Mann nur 50 Hakenſchützen, ſeit der Mitte des XVI. Jahrhunderts übertrafen ſie an Zahl die Spießer.

Ein Fahnenſchwenker der Landsknechte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Stich von Albrecht Dürer.

Die Schlachthaufen, auf dem Marſche ziemlich regellos, formirten ſich erſt bei der Annäherung an den Feind. Dem Gros, dem „hellen Haufen“, zog der Vortrupp voran, der „verlorene Haufen“, ſo genannt, weil ſeine Mitglieder bei eiligem Rückzuge oft preisgegeben wurden. Die Front des hellen Haufens bildeten drei Glieder der beſtgerüſteten Spießer, dann folgte ein Glied Schwertfechter, in deren Mitte die drei erſten Fähnlein flatterten, weiterhin wechſelten Spießer mit Schwertfechtern, den Beſchluß machten ſtets drei bis fünf Glieder der kräftigſten Spießträger, um gewaltig nachzudrücken. Die Formation, welche faſt für unüberwindlich gehalten wurde, war die der „gevierten Ordnung“ d. h. man bildete Quadratkolonnen von verſchiedener Stärke. (Haufen von 10 mal 10 bis 101 mal 101 Mann.) Der Angriff ſolches Haufens war allerdings furchtbar, wenn er glückte, führte aber oft zur völligen Vernichtung, wenn er mißlang; blutig war das Zuſammentreffen ſolcher Landsknechtsheere aber unter allen

Inv.
Theo. de Bry

Landsknechtszug mit Troß um 1540.

Nach dem großen Holzſchnitt Hans Sebald Behams verkleinert in Kupfer geſtochen von de Bry.

Bildnis Georg Frundsbergs von Hans Holbein.
Original im K. Museum zu Berlin.

Umständen. Besonders Erwähnung verdient der „Frundsberger“ Georg von Frundsberg (geb. 1475 in Mindelheim). Er erwarb sich seine Sporen im schwäbischen Bundeskriege beim Zuge gegen Albrecht IV. von Baiern-München (1492), Ungarn, 1504 zum Maximilian zum Ritter geschlagen, focht in dessen Kriegen in den Niederlanden und Italien, dann 1519 im Schwäbischen Bunde gegen Ulrich von Württemberg. Im Juli 1525 erzwang er mit den deutschen

Landsknechten den Sieg von Pavia über Franz' I. Schweizer Soldknechte, ein Ereigniß, das viele Landsknechtslieder triumphirend verkündigen. Im folgenden Jahre führte er dem Kaiser 12,000 Mann zu, die er größtentheils aus eigenen Mitteln geworben. Eine Meuterei seiner Landsknechte veranlaßte einen Schlaganfall, der ihm die Theilnahme an den Kriegsereignissen verbot und ihm ein vorzeitiges Ende bereitete. Er starb, verschuldet, im Jahr 1528 in Mindelheim; von dem Leben seiner Söhne, die sich auch als Landsknechtsführer auszeichneten, und von dem Kriegswesen in der Reformationszeit gab Ad. Reißner 1572 eine anschauliche Schilderung in seiner „Historia der Herren Georg und Kaspar von Frundsberg." Auch zu den Landsknechtsliedern hat der alte Frundsberg, der „Leutfresser", beigesteuert; so singt er von seinem treuen, oft mit Undank belohnten Thun:

„Mein Fleiß und Müh'
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart'
Dem Herren mein
Zum Besten sein.
Mich geschickt hab' drein:
Gnad, Gunst verhofft;
Doch G'müth zu Hof
Verkehrt sich oft."

Landsknechte nach Beendigung des Bauernkriegs.
1543 gestochen von Hans Sebald Beham.
„Wo nun hinaus, der Krieg hat ein Loch."

Diejenigen Ritter, welche keine Lust oder keine Gelegenheit hatten, bei dem Landsknechtsthum Geld und Glück zu erwerben, hatten oft keine andere Wahl, als die Landstraße unsicher zu machen — man glaube ja nicht, daß lediglich Lust am Raub den Adel so entsittlicht hätte. Wer vom adligen Wesen höher dachte, hielt sich freilich von Räubereien weislich fern und suchte sich mit dem Ertrage seiner Güter zu nähren. Wo dies geschah, der Adlige also zum Rittergutsbesitzer wurde, verschlechterte sich meist die Lage des Bauern, der zu größeren Geld- und Naturalleistungen gezwungen, womöglich aus seinem Besitz verdrängt wurde. Verhältnißmäßig klein ist bis zur Reformation die Zahl derjenigen Adligen, welche sich dazu entschließen, durch gelehrte Studien ihr Glück zu begründen, um dann als landesfürstliche Räthe Auskommen und Einfluß zu finden, später mehrt sich die Erkenntniß, daß auf diesem Felde dem Adel noch ein dankbares Arbeitsfeld vorbehalten sei.

Auch in den sozialen Verhältnissen der Städte und Bürger hatte sich seit dem vorigen Jahrhundert manches geändert.

Noch immer blühte der deutsche Handel. Im Norden, wo die Hansa bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ihre Herrschaft ausübte, behaupteten sich Lübeck und Danzig an der Spitze des Weltverkehrs. Im Süden standen nach wie vor die Reichsstädte in Flor, welche aus dem Handel über die Alpen, namentlich mit Venedig, ihren Nutzen zogen. Dort hatten die Kaufleute von Köln, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Lübeck ihre eigenen Comptoirs und im Jahr 1484 veranschlagte man die Zolleinnahmen für die nach Deutschland gehenden Waaren auf 20,000 Dukaten. Ja, im Jahre 1511 sollen die Deutschen allein im Januar zu Venedig für 140,000 Dukaten Spezereien, Zucker und andere Waaren angekauft haben. Der gesammte Verkehr Süddeutschlands konzentrirte sich in Frankfurt am Main; zur dortigen Messe strömten die Kaufleute aus allen europäischen Ländern zusammen, und König

Franz I. nannte im Jahr 1519 Frankfurt die berühmteste Handelsstadt nicht allein von Deutschland, sondern von fast der ganzen Welt.

Allerdings änderte die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien die Richtung des Welthandels, dessen Centralpunkte jetzt die Häfen der europäischen Westküste, insbesondere Lissabon, wurden. Aber so schwerfällig war der deutsche Kaufmannsgeist nicht, daß er sich nicht beeilt hätte, diesen Thatsachen Rechnung zu tragen. Die Hansa, wie die Oberdeutschen nahmen an den Entdeckungsfahrten der Portugiesen lebhaften Antheil, und schon im Jahr 1503 begründeten die Welser und andere deutsche Kaufleute eine Niederlassung in Lissabon und erwarben sich vom Könige Immanuel bedeutende Handelsprivilegien.

Aus dieser fortdauernden Betheiligung am Weltverkehr erwuchs nun freilich dem städtischen Wesen gar mancher Vortheil, aber er kam doch großentheils nur einzelnen, nicht der Nation zu gute. Ueberdies zeigte sich im Handelsstande und im Handel auch schon manches Ungesunde. Dahin gehörte die Steigerung des eigentlichen Geldhandels (Bankierwesens) und die Gründung der großen Handelsgesellschaften behufs Ausbeutung eines Handelsweges, eines Handelszweiges, zuletzt aller möglichen Handelsartikel. Was das erste betrifft, so hatte der Judenwucher im XV. Jahrhundert zu mannigfachen Austreibungen der verhaßten Bedrücker geführt, aber das Uebel wurde dadurch nicht ausgetilgt, sondern, entgegen den Vorschriften der christlichen Kirche, nahmen christliche Wucherer das vortheilhafte Geschäft in die Hand und suchten durch bezahlte Gelehrte zu beweisen, daß dasselbe erlaubt sei. So erregte der bekannte Dr. Eck großes Aergerniß, als er im Jahr 1514 zu Ingolstadt die These vertheidigte, Kaufleute könnten sich kontraktlich verpflichten 5 % zu nehmen und zu geben. Mit Geld und Empfehlungsbriefen von seiten der Fugger versehen, ging Eck 1515 nach Bologna, wo die angesehensten Juristen seinen Ausführungen zustimmten. Aber noch größere Mißstände hatte die Stiftung der großen Handelsgesellschaften im Gefolge. War es an sich nicht verdammlich, wenn sich mehrere Kaufleute zusammenthaten, um den Import- und Exporthandel auf gemeinsamen Gewinn und Schaden nach Maßgabe ihres Einlagekapitals zu betreiben, so erhielten sie dadurch doch schon die Möglichkeit, die Preise der ausländischen Waaren zu bestimmen. So weit diese Waaren dem Luxus dienten oder doch entbehrlich waren, hätte sich dieser Zustand ertragen lassen: aber, in dem Wunsch, mit den so erworbenen Kapitalien sich neuen Nutzen zu schaffen und dieselben nicht unverzinst zu lassen, wandten sich die Handelsgesellschaften auf alle Gebiete des Verkehrslebens, kauften den Wein und die Feldfrüchte auf und trieben mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen einen unerträglichen Schacher. Wenn man das zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wieder üppig emporwuchernde Raubritterthum brandmarkt, sollte man nicht vergessen, auch dieser städtischen Raubritter zu gedenken, welche der Nation das Blut aus den Adern sogen. Wucher und „Fürkauf" wird daher in den Beschwerden aller Wohlmeinenden stets zusammengenannt.

Die öffentliche Meinung verlangte natürlich, daß die Obrigkeit gegen dieses Unwesen einschreite, was schon 1512 von seiten des Kölner Reichstages geschah, dann auch von einigen Einzellandtagen. Dennoch wurde dadurch nicht viel erreicht, da die kaiserlichen Räthe den reichlichen Bestechungen der großen Bankiers zugänglicher waren, als den Beschwerden des gedrückten armen Mannes. So kam es, daß in Würtemberg der Preis des Kornes allmählich um 49 Prozent, der des Weines um 32 Prozent stieg; aber freilich hatte sich in diesen Jahren auch ein Augsburger mit einem Anlagekapital von 500 Gulden 24,500 Gulden verdient und das Vermögen der Fugger in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden gebessert! Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß die Erbitterung im Volke immer mehr zunahm, und so heißt es in der in bäurischen Kreisen entstandenen Schrift „Teutscher Nation Notturfft" im elften Hauptartikel: Alle Kaufmannshändel, so im ganzen römischen Reich teutscher Nation sind, werden fürgenommen und geändert gemeinem Nutz zu gute." Kein Kaufmann darf mit größerm Kapital als 10,000 Gulden Handel treiben: sein überschüssiges Geld muß er zu 4 Prozent

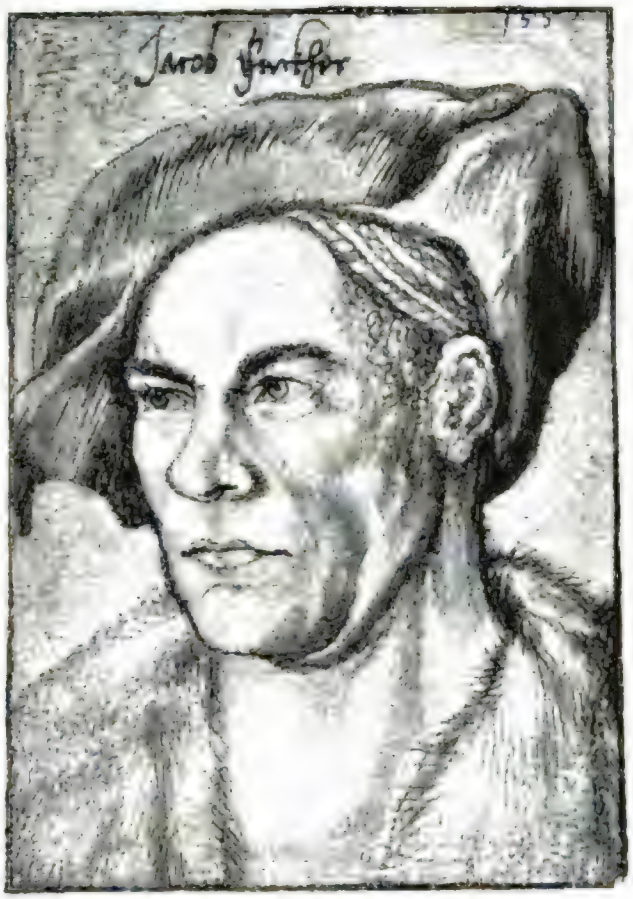
Städtiſches Leben in Deutſchland in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Vorn links ein Handelsherr rechnend (auf der Rechenmaſchine) mit einem Schreiber, daneben ein Holzbildhauer an einer Statue beſchäftigt. Vorn rechts ein Organiſt, dem ein Gehilfe die Bälge handhabt. Im Mittelgrunde an einem Tiſch ein Arzt und Aſtrologen, links daneben das Atelier eines Malers mit Farbenreiber. In der Perſpektive der Stadt Auslagen der Kaufleute, wovon die vorn als Laden eines Goldſchmiedes erkennbar. Holzſchnitt von Hans Sebald Beham aus ſeiner, unter den zwölf Thierkreisbildern das Leben der verſchiedenen Stände und Berufe ſchildernden Folge von Darſtellungen.

dem Rath auszuantworten, der es zu 5 Prozent an „arme geſchickte Geſellen“ ausleiht, „die ſich mit ſolchem Hauptgut wohl zu nähren wiſſen.“

Zu den Handelshäuſern, die unter Maximilian I. und Karl V. die hervorragendſte Rolle ſpielen, gehören die Augsburger Fugger, die „Rothſchilds“ der Reformationszeit.

Das Haus der Fugger ſtammt von Johannes Fugger, einem Webermeiſter im Dorfe Graben bei Augsburg. Sein gleichnamiger älteſter Sohn erlangte im Jahr 1370 das Bürgerrecht zu Augsburg und ſtarb im Jahr 1409. Von ſeinen fünf Söhnen erhielt der eine, Andreas, bereits den Beinamen: der Reiche; er war mit einer Adligen vermählt und der Stammvater der 1583 ausgeſtorbenen Linie vom Reh. Von ſeinem Bruder Jakob (geſt. 1469) ſtammen die Fugger „von den Lilien“, welche durch Handel und Bergbau den Grund zu dem Erblühen des Hauſes legten. Seine Söhne, von Maximilian I. geadelt, erhielten die goldenen und blauen Lilien ins Wappen und trieben neben dem Bergbau die ausgedehnteſten Bankiergeſchäfte. Am bekannteſten von ihnen iſt Jakob Fugger, kaiſerlicher Rath und lateranenſiſcher Pfalzgraf, derſelbe, auf deſſen Beihilfe Maximilian rechnete, als er durch Beſtechung der Kardinäle Papſt werden wollte. Er iſt der Erbauer des Schloſſes Fuggerau in Tirol, der Fuggerei und der Fugger Grabkapelle in Augsburg. Das ganze Vermögen Jakobs und ſeines Bruders Ulrich kam an die Söhne eines dritten Bruders Georg, welche bei Karl V. im höchſten Anſehen ſtanden. Er nahm im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstages bei ihnen Quartier, erhob ſie zu Grafen und Bannerherren und verlieh ihnen fürſtliche Rechte. Dafür unterſtützten ſie den Kaiſer reichlich mit Geld, namentlich 1535 auf ſeinem Zuge nach Algier. Vom Grafen Anton wird jene grundloſe Sage erzählt, daß er nach Karls Rückkehr auf einem Feuer von koſtbarem Zimmt die Schuldſcheine des Kaiſers verbrannt habe. Die Volksmeinung war den Fugger nicht günſtig, da ſie ſich ſtreng zur römiſchen Kirche hielten.



Porträt Jakob Fuggers, Begründers der Fuggerſchen Größe. Silberſtiftzeichnung Hans Holbeins des Aelteren nach dem Leben, jetzt im Berliner Muſeum.

Der Wohlſtand, ja Reichthum, welchen der Handel gewährte, bewirkte in den Städten einen ausnehmenden Luxus in jeder Richtung. Natürlich äußerte er ſich auch in der Koſtbarkeit des Hausrathes, aber doch vor allem in dem Aufwand, der mit Kleidern und Schmuck getrieben wurde. Die Kleider ſelbſt waren von den koſtbarſten Stoffen, Sammt und Atlas; man prunkte mit langen Schleppen und mit der Mannigfaltigkeit der Kleider. Man hatte zierlich gefältelte ſeidene Hemden mit goldenen Borten, Mäntel und Röcke wurden mit dem koſtbarſten Pelzwerk, mit Zobel und Hermelin beſetzt. Dazu behängten ſich die Frauen mit allerlei Zierrathen. Beſonders gefiel man ſich in koſtbarem Kopfſchmuck — übrigens war der Gebrauch falſchen Haares allgemein, — beſonderen Werth legte man auf künſtlich gearbeitete Gürtel. Auch falſche Zähne, Schminke kamen zur Verwendung. Die Mode war natürlich damals ſo veränderlich, wie heutzutage und alle Thorheiten und Schwankungen derſelben wurden

getreulich mitgemacht. Die reichen Kaufmannssöhne wetteiferten mit dem weiblichen Geſchlecht in Modethorheiten. Das Pomadiſiren und Färben der Haare kam auf, ebenſo der Gebrauch von Parfüm (Roſenwaſſer und Balſam), ganz lächerlich waren die aus allen möglichen koſtbaren Lappen zuſammengeſetzten Hoſen, welche nach der Meinung dieſer Gecken beſonders geſchmackvoll waren. Am Tage ſtolzirten ſie auf den Straßen einher oder verthaten das Geld ihrer Väter in den Wirthshäuſern, bei Nacht ſuchten ſie ihre Freuden an noch weniger unſchuldigen Stätten. Auch mit der Moralität der Frauen ſah es in den großen Handelsſtädten, wie Wien und Nürnberg, wenig erfreulich aus.

Vornehme Frau in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Handzeichnung Hans Holbeins im Muſeum zu Baſel.

Der Aufwand, der bei Familienfeſtlichkeiten aller Art gemacht wurde, nahm trotz aller Verbote der Obrigkeiten von Jahr zu Jahr zu. Er beſchränkte ſich nicht auf die vornehmen Familien, ſondern wie in deren Kleiderprunk, ſuchte auch der Geringere es in koſtſpieligen Gaſtereien den beſſer Geſtellten gleich zu thun. Es kam wol vor, daß ein Hochzeitvater an zweihundert Gäſte lud, ohne auch nur im geringſten die Mittel dazu zu beſitzen; reichten die üblichen Hochzeitsgeſchenke nicht zur Deckung der Koſten, ſo hatte das junge Ehepaar oft noch durch jahrelange Abzahlungen den thörichten Aufwand ſeines Ehrentages zu erſetzen.

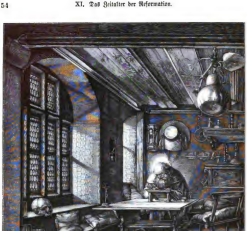
Immerhin hatte die alte deutſche Ehrbarkeit aber einen feſteren Sitz beim Handwerker-

ſtande. Wenn zu irgend einer Zeit, waren zu Ausgang des XV. Jahrhunderts die deutſchen Handwerker in der ganzen Welt geachtet und geehrt. „Wenn jemand“, ſchreibt im Jahr 1484 der Ulmer Fabri, „ein vortreffliches Werk in Erz, Holz oder Stein geliefert haben will, ſo übergibt er es einem Deutſchen.“ Aber ſelbſt in Gewerben, welche keinen beſonderen Kunſtſinn erforderten, waren die Deutſchen berühmt; ſo erfreuten ſich die deutſchen Bäcker ſolcher Anerkennung, daß Venedig nur durch ſolche den Schiffszwieback bereiten ließ, den es wieder an alle Seehandel treibende Völker verkaufte. Daß die deutſchen Handwerker es ſo weit brachten, verdankten ſie nicht zum kleinſten Theil den Zunftverbänden, in denen ſie ſowol an Arbeit überhaupt, wie an kunſtgerechten Betrieb gewöhnt wurden. Wie das Handwerk ſeinen goldenen Boden, ſo hatte die Arbeit ihre Ehre. Noch herrſchte die Ueberzeugung, daß die Arbeit eine geheiligte göttliche Satzung ſei, und dieſe Auffaſſung wurde dadurch unterſtützt, daß jede Zunft ihren beſonderen Schutzpatron hatte. Die Zünfte wahrten ſowol die eigentliche Handwerksehre, als auch wachten ſie über der Moralität der Lehrlinge. Sie unterſtützten einander brüderlich als Genoſſen, ſorgten auch für deren Hinterbliebene. Indem jedem Zunftgenoſſen die Benutzung aller zünftiſchen Einrichtungen geſtattet war, ward dem Einzelnen der Betrieb ſeines Geſchäftes weſentlich erleichtert.

Adlige Dame zu Pferd mit einem Hellebardier.
Koſtümblatt von Albrecht Dürer um 1520.

Trotz dieſer Vorzüge brachte das Zunftweſen aber auch Nachtheile mit ſich, die entweder ſchon von Gleichzeitigen als ſolche erkannt wurden oder doch ihre verderblichen Wirkungen äußerten. So erſchwerten ſie noch immer die Aufgabe neuer Elemente, weil ſie die Konkurrenz auszuſchließen ſuchten, und wenn wir in der Zeit des Bauernkrieges finden, daß ſo viele kleine ſüddeutſche Städte ein bedeutendes Kontingent Unzufriedener ſtellen, ja ſich ſogar der Bewegung anſchließen, ſo hat das eben darin ſeinen Grund, daß die große Menge nichtprivilegirter (unzünftiger) Inſaſſen die Gelegenheit zum Sturz der Zunftherrſchaft benutzen will.

So heißt es in der 1438 erſchienenen, aber in den letzten Jahren vor dem Bauernkrieg wiederholt gedruckten (z. B. Straßburg 1520) Schrift „Reformation des Kaiſers Sigmund“: „Es iſt auch zu wiſſen, daß in den guten Städten, nämlich in den Reichsſtädten Zünfte ſind. Die ſind nun ſehr gewaltig worden, und muß man die Zunft gröblich kaufen. Sie machen Geſetze unter ſich, wie etwa die Städte gethan haben, ſie ordnen in vielen Städten den Rath ꝛc.



Deutſches bürgerliches Wohnzimmer zu Anfang des XVI. Jahrhunderts. Stich Albrecht Dürers vom Jahr 1514.

Durch die Figur des heil. Hieronymus und ſeines Löwen legte der Künſtler ſeiner Darſtellung den Charakter eines Heiligenbildes bei, im übrigen vergegenwärtigt der Stich auf das getreueſte das Innere eines altdeutſchen Wohngemachs.

Digitized by Google

Dies heißt in einer Stadt „una parcialitas“ und iſt nicht eine rechte Gemeinſamkeit, wie ich euch ſagen will. . . . So hilft doch eine Zunft der andern, als ob ich ſpreche „Hilf mir, ſo helf ich Dir“ — damit iſt die Gemeinde dann betrogen.“ Demnach müßten die Zünfte abgethan werden; dann gäbe es „weder kalt noch warm“ und „ſei jedermann dem andern gleich.“

Da die Arbeit ihren Mann nährte, befanden ſich auch neben den Zunftmeiſtern die Geſellen in behaglichen Verhältniſſen; mußte doch auf mehreren Reichstagen auch gegen ihren Hang zum Luxus ein ernſtliches Wort geſagt werden; freilich ſetzte der reichliche Verdienſt auch die Geſellen gelegentlich in den Stand, zu wohlthätigen und frommen Stiftungen beizutragen.

Betrachtet man das ſtädtiſche Leben des ausgehenden XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts im großen und ganzen, ſo hat es unleugbar den Anſtrich des Behaglichen, einen Zug, den wir ſtets wiederfinden, wo die bildenden Künſtler den Deutſchen in ſeinem Heim, ſeiner Wohnung, darſtellen.

Das Abbild eines wohnlichen, behaglich eingerichteten Studirzimmers gewährt uns Dürers Stich „der heilige Hieronymus“ vom Jahre 1514. Durch die Figur des ſchreibenden Heiligen mit ſeinem Löwen und durch einen die Vergänglichkeit des Irdiſchen andeutenden Todtenſchädel iſt die Darſtellung zu einem Heiligenbilde gemacht, im übrigen hat es uns eine deutſche Stube von 1514 in einer Treue aufbewahrt, daß wir uns ein lebendiges Bild vom Heim eines deutſchen Bürgers jener Zeit machen können. Das Licht fällt durch zwei Fenſter mit runden grünen Scheiben hinein; der Heilige iſt an einem kleinen Pult beſchäftigt, das auf einem altväteriſch geſtalteten Eichentiſch ſteht: auch ein Kruzifix und ein Tintenfaß befindet ſich auf demſelben. An der Rückwand bemerken wir die Sanduhr, auf einem Brette mehrere Leuchter, darunter, hinter einem Lederriemen, Briefſchaften und eine Scheere, daneben Roſenkranz und Bürſte. Umherliegende Kiſſen auf den harten Bänken zeigen, daß der Sinn für eine gewiſſe Bequemlichkeit nicht fehlt. Auf der Bank liegen unter den tiefen Fenſterniſchen Bücher, unter derſelben ſteht die Truhe mit künſtlichem Schloß, daneben dickſohlige Pantoffeln. Vom Deckbalken hernieder hängt als merkwürdiges Produkt des Hausgartens der mächtige getrocknete Kürbis. Neben dem Löwenthier des Heiligen ſchläft behaglich das Hündchen des Hauſes.

Eine deutſche Kinder- und Wochenſtube iſt uns in einem Holzſchnitte Joſt Ammanns aufbewahrt. In einem Himmelbette liegt die Wöchnerin, eine Dienerin reicht ihr die Suppe; im Vordergrunde badet

Bürgerliche Kinder- und Wochenſtube in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Holzſchnitt von Joſt Ammann.

eine Magd das kleine Neugeborene, eine zweite ſteht bereit, das Kind in das wärmende Tuch einzuhüllen, auch die Wiege iſt gerüſtet. Links vorn hockt ein Kind mit einer Puppe, ein Hündchen trägt einen Knochen davon, den es wahrſcheinlich an einem Tiſche erbeutet hat, wo die helfenden Geiſter nach überſtandener Mühe ihre Kräfte ſtärken; eine ſtattliche Matrone nimmt eben einen gewaltigen Zug aus dem Kruge.

Deutſche Bürgerfrauen in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Holzſchnitt von Joſt Ammann.

Auch der Bauernſtand befand ſich offenbar in der beſchriebenen Zeit in zum Theil erträglichen, zum Theil ſogar behäbigen Verhältniſſen. Freilich herrſchte in den bäuerlichen Zuſtänden in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands große Mannigfaltigkeit, und da die Lage der Bauern und bäuerlichen Arbeiter weſentlich von lokalen Verhältniſſen, ſelbſt der Perſönlichkeit der Herrſchenden abhängig war, konnte es leicht kommen, daß in einem Gebiete die Bauern allen Grund zur Zufriedenheit hatten, während die nächſten Nachbarn ſchon über Härte oder offenkundige Bedrückungen klagen mußten. Freie Bauernhöfe beſtanden noch in allen Theilen von Deutſchland, namentlich da, wo der Adel zu keiner dominirenden Stellung gelangt war, aber allerdings überwog die Zahl derjenigen, welche zu einem Grundherrn, einem Adligen, Kloſter oder Stift in einem Pacht- oder Zinsverhältniſſe ſtanden. Ein großer Theil der bäuerlichen Bevölkerung befand ſich im Verband der Fronhöfe oder außerhalb derſelben auf geſonderten Hufen. Die Hofhörigen waren nicht entfernt Leibeigene, allerdings an die Scholle gebunden, aber dafür wurden ihre Ländereien auch meiſt im Wege der Erbverleihung weiter gegeben; dieſe Erbverleihung ſicherte einen ordentlichen ſeßhaften Bauernſtand. Die Rechte und Pflichten der Hofhörigen waren meiſtentheils genau feſtgeſtellt: die Leiſtungen beſtanden in Pachtgeldern, Naturallieferungen und perſönlichen Dienſten und Fronen. Eine beſonders drückende Abgabe war bei einem Sterbfall das „Beſthaupt“ d. h. das beſte Stück Vieh, das beſte Kleid, mußte an den Grundherrn abgeliefert werden. Während des Frondienſtes

wurden die Leute vom Dienſtherrn auskömmlich beköſtigt. Viele Beſtimmungen über die Erhebung der Zinſe, über Beſtrafung Säumiger, athmen einen erfreulichen Geiſt deutſcher Milde. Die in Dörfern Angeſeſſenen hatten auch die Mitbenutzung des Gemeindelandes, wofür zuweilen eine kleine Entſchädigung gezahlt wurde.

Drei Bauern aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Nach dem Leben gezeichnet und geſtochen von Albrecht Dürer.

Demnach war die Lage der Bauern im allgemeinen weder rechtlos noch gedrückt, ja die zahlreichen ſatiriſchen Ausfälle der Dichter auf die Großmannſucht der Bauern und die bezüglichen Darſtellungen der Künſtler beweiſen, daß bei den reicheren Bauern neben dem Wohlſtande auch ein gewiſſer Uebermuth Platz gegriffen hatte. Im Eſſen und Trinken ließen ſie ſich nichts abgehen, tranken gelegentlich beſſeren Wein als ihre Herren; aber auch in der Kleidung ſuchten ſie es Patriziern und Adligen gleichzuthun, was begreiflicher Weiſe die Aufmerkſamkeit der Reichstage erregte. Auch die Tagelöhner, Knechte und Mägde der Bauern befanden ſich in nicht ſchlechterer materieller Lage, als dieſe ſelbſt, die Fleiſchkoſt war allgemein, und in Süddeutſchland wurde ſelbſt dem Tagelöhner nur ausnahmsweiſe der Wein verweigert. Kein Wunder, wenn ſich unter dieſen Umſtänden Jung und Alt bei Kirmeſſen und andern Feſtlichkeiten mit Spiel und Tanz einen vergnügten Tag machte. Aber ebenſo erklärlich iſt es, daß ſich die Unzufriedenheit regte, wo weniger günſtige Verhältniſſe herrſchten oder die beſtehenden durch zufällige Ereigniſſe ſich verſchlechterten.

2. Luthers Jugendleben und erſtes Auftreten bis zum Jahr 1519.

Nicht aus den Reihen der Humaniſten, die zum Theil mit der Kirche, wie mit dem Chriſtenthum gebrochen hatten, nicht aus der Mitte der Theologen, die einen oder den anderen Irrthum der römiſchen Kirchenlehre bekämpften, nicht aus den Kreiſen, die mit volksthümlichem Spott die Uebelſtände der beſtehenden Kirchenordnung anfeindeten, iſt der Mann hervorgegangen, welcher die chriſtliche Welt aus Jahrhunderte langer Knechtſchaft befreien, das Chriſten-

thum wieder sich selbst zurückgeben sollte. Nicht eine neue, von Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Kirche wollte Martin Luther schaffen, — mag er immerhin ein Reformator genannt werden, — sondern die wahre und echte Kirche begründen, die in der bestehenden mangelhaft und unvollkommen verkörpert war. Darum steht er auf einem ganz anderen Boden, als alle diejenigen, welche man wol als „Reformatoren vor der Reformation" bezeichnet: von diesen, wie z. B. von Hus, ist Luther nicht sowol nach den Erfolgen, sondern weit mehr nach dem Wesen seines Werkes verschieden. Die äußere Veranlassung zu seinem Auftreten gab mit Nothwendigkeit eine Lehrmeinung der römisch-katholischen Kirche: innerlich aber hatte sich Luther von derselben bereits losgesagt, als er sich in den härtesten Gewissenskämpfen zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, daß die Aneignung der Erlösung lediglich in dem Glauben an das liege, was Gott für die Menschheit gethan, ihr verkündigt und ihr als Heil angeboten hat. Diese Lehre, welche den Inbegriff des Christenthums ausmacht, sollte das Fundament auch der wahren Kirche sein: diese Glaubenserfahrung, die Luther an sich gemacht, wollte er als einzige und reine Heilswahrheit der christlichen Gemeinschaft einflößen. Darum steht Luther auch unter seinen Zeitgenossen und seinen Mitstreitern völlig eigenartig da, nur aus einer eingehenden Betrachtung seines Vorlebens kann diese Eigenart erfaßt werden und ist oft genug verkannt worden. Ein eigenthümliches Geschick aber war es, daß aus einer stillen, engen Klosterzelle, von einem Mönche, der ausschließlich um sein Seelenheil kämpfte, ihm selber unbewußt, die Bewegung ausging, die, aller Welt zum Frommen, endlich die wahre Kirche schuf.

„Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden; daher bin ich", sagt Luther in seinen Tischreden. Seine Vorfahren saßen in Möhra, einem Dorfe, unweit von Eisenach und Salzungen. Sein Vater, Hans Luther, war wol aus Dürftigkeit zur Uebersiedlung in das Mansfeldsche veranlaßt worden; seine Mutter, Margarethe, war eine Bürgerstochter aus Eisenach. In Eisleben ward Martin Luther am 10. November 1483 geboren, sechs Monate später ließen sich seine Eltern in dem Städtchen Mansfeld nieder. Luther wurde von Vater und Mutter mit der damals üblichen Strenge erzogen; in der Schule zu Mansfeld, welche der Knabe früh besuchte, ging es förmlich barbarisch zu: „die Schulen", sagt Luther später, „waren damals rechte Kerker und Höllen." Durch jene harte Behandlung kam Luther in die Richtung, die ihn nachmals ins Kloster geführt hat. Im Jahr 1497 schickte man den Knaben nach Magdeburg zu den Franziskanern in die Schule, „da man die Kinder wie Vögel im Vogelbauer hält und ihnen keine Ergötzung gönnt." Auch äußerst dürftig ging es hier zu. Eine bessere Zeit brach für ihn in Eisenach an, wo er freilich auch „Parteken sammelte" d. h. für ein Almosen nebst anderen Schülern vor fremden Thüren sang, aber an der Frau Cotta eine edelmüthige Gönnerin fand. Da er treffliche Anlagen für die Musik hatte, ließ ihn Frau Cotta im Flötenspiel unterrichten, auch die Laute spielte er und in der Schule eignete er sich die Elemente der Tonkunst an. Die „edle Musika" hielt er denn auch sein Lebenlang hoch als die mächtigste Trösterin bekümmerter Seelen. In Eisenach lernte er auch die alte deutsche Volkssage, die Meistergesänge, den „Reineke Fuchs" kennen. Im Jahr 1501 verließ er diese liebe Heimstätte, um in Erfurt, einer der angesehensten Universitäten, zu studiren. Sein Vater, dessen Lage sich gebessert, hatte ihn zum Juristen bestimmt. Obwol sein

Luthers Bildniß noch in der Tracht des Auguſtiners, v. J. 1520.

Holzſchnitt aus Lukas Cranachs Schule, verſchiedentlich in erſten Wittenberger Drucken früher Lutherſcher Schriften angewendet, dann auch vielfach als Einzeldruck, auch kolorirt, verbreitet.

Universitätsleben jugendlicher Frische nicht ganz entbehrt, waren Schüchternheit und religiöser Ernst doch bei ihm vorwaltend. Seine hauptsächlichsten Lehrer waren Usingen und Jodokus Trutfetter († 1519), von denen der letztere, ein hervorragender Scholastiker, den Studenten zugleich als ein sittlich-tüchtiger Charakter und als Muster aufrichtiger Frömmigkeit voranleuchtete.

Im Jahr 1505 erlangte Luther die Magisterwürde, schon erwartete sein Vater, daß sich der Sohn durch juristische Studien eine glänzende Laufbahn erschließen würde, als dieser sich unvermuthet dazu entschloß in das Kloster zu gehen. Die Ursache dieses Entschlusses waren Gewissenszweifel: nach der Anschauung der Zeit war es nur im Kloster möglich, durch ein vollkommen heiliges Leben die Gnade des Himmels zu verdienen. Zwei äußere Veranlassungen aber brachten in Luther den Entschluß zur Reife. Sein Freund Alexius ward im Duell erstochen, er selbst, auf einem Spaziergange von einem heftigen Gewitter überfallen, that das Gelübde, Mönch zu werden, überwältigt von dem Gedanken, plötzlich und unvorbereitet vor seinem Richter erscheinen zu müssen. Nach herzlichem Abschied von seinen Freunden trat er im Jahr 1505 (wahrscheinlich am 16. Juli) in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Sein Vater, den er nicht befragt, zürnte ihm heftig und blieb zwei Jahre unversöhnt. Den inneren Frieden, den er ersehnte, fand er nicht, obwol er die niedrigsten Arbeiten, die ihm die Mönche auferlegten, ohne Murren verrichtete und sich freiwillig aufs härteste kasteite. Auch nicht einmal das Studium der heiligen Schrift bewahrte ihn vor tiefster Niedergeschlagenheit, seine Beichtväter verstanden ihn nicht; sie kannten nur Thatsünden; was wußten sie von der Unruhe einer Seele, die nach vollkommener Reinheit vergebens ringt. Da traf zur rechten Zeit der Generalvikar des Ordens, der edle Johann von Staupitz ein, der selbst zu den Ausläufern der mystischen Schule gehörte und Luthers Seelenstimmung, wiewol nicht ohne Mühe, verstand. Theils durch seinen Zuspruch tröstete er den Gequälten, theils indem er ihn zum Studium der Mystiker und des heiligen Augustinus anleitete. Noch hatte Luther den inneren Frieden nicht gefunden, als er im Frühling des Jahres 1507 die Priesterweihe empfing. Noch stand er so sehr unter dem Banne seiner Zweifel, daß er am 2. Mai 1507, als er zum ersten Mal seines Amtes walten sollte, beinahe vor Schluß des Gottesdienstes sich entfernt hätte. Auch machte es ihm schwere Bedenken, daß sein Vater, welcher zu der Feierlichkeit freilich erschienen war, sich mit dem neuen Stande unzufrieden bezeigte. Indessen stellte sich, als er nun mit etwas freierem Blick die göttlichen Offenbarungen namentlich im Römerbriefe überschaute, eine geläuterte, freudigere Stimmung bei ihm ein. Auch in der scholastischen Theologie arbeitete er rastlos; er schloß sich der nominalistischen Schule an, welche, im Gegensatz zu den Realisten, lehrt, daß für die Hauptsätze des christlichen Glaubens die Vernunftbeweise nicht ausreichen, daß vielmehr die Kirchenlehre als Offenbarung angenommen werden muß.

Auf Veranlassung des wohlwollenden Staupitz entschloß sich Luther, wiewol nicht ohne Widerstreben, im Jahr 1508 als Professor — zunächst der Philosophie — an die neue Hochschule zu gehen, welche Friedrich der Weise im Jahr 1502 zu Wittenberg gegründet hatte. In wenigen Jahren ward er der geachtetste Lehrer und Prediger. Im Jahr 1510 erhielt er den Auftrag, in einer — übrigens nicht bekannten — Ordensangelegenheit nach Rom zu gehen; er verband damit die Erfüllung eines in der Jugend übernommenen Gelübdes und reiste zu Fuß von Kloster zu Kloster. Mit andächtiger Begeisterung fiel er auf die Knie nieder, als er das „heilige Rom" vor sich liegen sah. Was er in der Stadt wahrnahm, mußte aber sein religiöses und patriotisches Gefühl aufs tiefste verletzen. Gewiß nahm er von Rom einen Stachel in seinem Innern mit, doch war er die nächsten Jahre noch weit entfernt, die geheiligte Autorität des Papstes anzutasten.

Der ehemals verzweifelnde Augustinermönch des Erfurter Klosters übte, im Glauben erstarkt und in der Wissenschaft gefestigt, seit dem Jahre 1512 als

Doktor und Professor der Theologie an der Universität zu Wittenberg, als Prediger am dortigen Augustinerkloster, bereits mehrere Jahre eine segensreiche Thätigkeit aus, als der Papst selbst das Unwetter entfesselte, welches die Kurie ihres reichsten Erntefeldes berauben sollte.

1516 Die Ablaßpredigt war 1516 allenthalben im deutschen Lande erschollen: zur Restauration der Peterskirche brauchte Papst Leo X., der kunstliebende Mediceer, große Summen, die ihm Deutschland liefern sollte. War es schon an sich ein Frevel, daß gewisse Arten dieses Sündenerlasses ausdrücklich ohne Reue und Buße für Geld zu haben sein sollten, so waren die Umstände, welche den Schacher begleiteten, ganz besonders anstößig. Dem Kurfürsten Albrecht von Mainz war in den Sprengeln Mainz und Magdeburg die Hälfte der Einnahmen zugesagt, damit er das Handelshaus der Fugger befriedigen könne, welche ihm die Gebühren für das erzbischöfliche Pallium — 30,000 Gulden — vorgeschossen hatten. Fuggersche Agenten zogen mit den Ablaßpredigern umher, um

Ablaßhandel.

Theil eines höchst seltenen (weil angeblich durch den Rath der Stadt Basel verboten gewesenen) Holzschnittes von Hans Holbein. (Ueberall in der Kirche ist das Wappen der Mediceer angebracht.)

gleich an Ort und Stelle ihre 50 Prozent einzustreichen. Wahrlich eine prachtvolle Illustration der Theorie, daß der Papst aus dem Gnadenschatze der Kirche die Vergebung der Sünden vermitteln könne.

Die Idee, welche dem Ablaß zu Grunde liegt, ist die Vorstellung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Todte gleichmäßig umfassende Gemeinschaft bilde, in der die Verschuldung des Einzelnen durch die Verdienste der Gesammtheit aufgehoben werde. Daß sich die Gnade auch auf jenen Mittelzustand zwischen Himmel und Erde, das Fegfeuer, erstrecke, war eine erst neuerdings hinzugekommene Lehre. Der Ablaß von 1516 diente besonders auch zur Erlösung der Seelen der Verstorbenen aus dem Fegfeuer.

Wie hätte Luther bei seiner Ueberzeugung, daß jeder Mensch die Erlösung sich selber erkämpfen müsse, einem solchen Unwesen nicht entgegentreten sollen! Als im Jahre 1516 der Dominikaner Johann Tetzel in der Nachbarschaft

Ablaßbrief, datirt Nürnberg den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Ytstein, der Theologie Doktor, Cisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutenbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben.)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papst Nikolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken beitragen würden. Der König von Cypern, Johannes II. von Lusignan, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Zapp (Chappe) zum Vertriebe dieses Ablaß nach Deutschland. Zapp vertrieb von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Unteragenten (zu denen also auch der Aussteller vorliegenden Exemplars, der Cisterzienser Joh. von Ytstein, gehörte) in ganz Deutschland.

Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortrefflich zur massenhaften Anfertigung dieser Urkunden, indem man blos den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden werthlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind nach und nach aus Büchereinbänden, Registraturen ꝛc. 23 Exemplare dieser kostbaren Drucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

Uebersetzung des Ablaßbriefs.

Allen in Christo Getreuen, welche den gegenwärtigen Brief zu Gesicht bekommen werden, entbietet Paulinus Chappe, Rath, Gesandter und Generalverwalter des durchlauchtigsten Königs von Cypern in diesem Theile Gruß in dem Herrn. Da der heiligste in Christo Vater und Herr, unser Herr Nikolaus, durch die göttliche Vorsehung Papst, der fünfte, indem er mit der Bedrängniß des Königreichs Cypern Mitleiden hat, gegen die treulosesten Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Sarazenen unentgeldlich allen in Christo Getreuen, wo sie auch immer sein mögen, sie bei dem vergoßnen Blute unsers Herrn Jesu Christi gütig ermunternd, gestattet hat, welche innerhalb dreier Jahre, vom ersten Tage des Mai des Jahres des Herrn 1452 anzufangen, für die Vertheidigung des katholischen Glaubens und des vorgenannten Königreichs nach ihren Kräften mehr oder weniger, wie es sich mit ihren Gewissen zu vertragen scheinen wird, von den dazu eingesetzten Verwaltern oder Boten pflichtmäßig erbeten haben, daß geeignete geistliche oder weltliche, durch sie selbst zu wählende Beichtväter, nach Vernehmung derer Glaubensbekenntnisse, für begangene, auch dem apostolischen Stuhle vorbehaltene Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nur für einmal eine schuldige Vergebung zu verhängen und eine heilsame Reue aufzuerlegen, nicht minder, wenn sie demüthig darum bitten würden, sie selbst von jeden Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, mit denen sie vielleicht behaftet, freizusprechen und nach auferlegter gemäß dem Grade der Schuld heilsamer Reue oder andern Dingen, welche von Rechtswegen aufzuerlegen sein werden, und denen, die wahrhaft bereut und bekannt haben, oder ihnen, wenn sie vielleicht wegen Verlustes der Sprache nicht bekennen könnten, die Zeichen der Buße vorhaltend, die vollständigste Vergebung aller ihrer Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herzen reuig gefühlt haben werden, und eine völlige Erlassung einmal für das

Leben und einmal für den Augenblick des Todes zufolge apoſtoliſcher Machtvollkommenheit einzuräumen die Kraft hätten, die nach geſchehener Rechtfertigung, wenn ſie am Leben blieben, oder durch ihre Erben, wenn ſie dann ſtürben, jedoch erſt nach eingeräumter Vergebung, während eines Jahres an jedem ſechſten Tage oder an einem beſtimmten andern Tage faſten ſollen unter Vorſchrift des geſetzmäßigen Hinderniſſes der Kirche nach der gewöhnlichen Beobachtung, wenn die auferlegte Reue, ein Gelübde oder ſonſt nichts im Wege ſteht, und die, wenn ſie ſelbſt in dem genannten Jahre oder in einem Theile deſſelben daran verhindert worden ſind, im folgenden Jahre oder ſonſt ſobald ſie können faſten werden, und kann der dazu erwählte Beichtvater, wenn ſie in irgend einem der Jahre oder in einem Theile derſelben das erwähnte Faſten nicht bequem erfüllen könnten, es in andere Werke der Liebe verwandeln, die ſie ſelbſt auszuüben auch angehalten werden ſollen, dafern ſie nur nicht in Zuverſicht auf eine derartige Erlaſſung zu ſündigen ſich vornehmen wollen, widrigenfalls die erwähnte Bewilligung, die ſich auf die vollſtändige Erlaſſung für den Augenblick des Todes und die Erlaſſung, die ſich auf die begangenen Sünden in Zuverſicht, wie vorausgeſchickt worden iſt, bezieht, keine Kraft oder Bedeutung haben ſollen, und weil der demüthige in Chriſto Friedrich Schulem, Prieſter des Altares in der Kirche des heiligen Sebaldus, gemäß der erwähnten Vergebung nach ſeinen Kräften pflichtmäßig es erbeten hat, ſo ſoll er ſich verdienter Weiſe einer derartigen Vergebung erfreuen. Zur Bekräftigung der Wahrheit iſt das dazu gehörige Siegel an dem gegenwärtigen Zeugniſſe angehangen. Gegeben zu Nürnberg im Jahre des Herrn 1455, am vierundzwanzigſten Tage des Monats März.

Formel der vollſtändigſten Vergebung und Erlaſſung für das Leben.

Es möge ſich Deiner erbarmen ꝛc. Unſer Herr Jeſus Chriſtus durch ſeine heiligſte und gütigſte Barmherzigkeit möge Dir vergeben und kraft der Machtvollkommenheit ſeiner ſelbſt und ſeiner glückſeligen Apoſtel Petrus und Paulus, ſowie kraft der mir übertragenen und Dir eingeräumten apoſtoliſchen Machtvollkommenheit, ſpreche ich Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergeſſenheit gerathenen, auch von allen dem apoſtoliſchen Stuhle vorbehaltenen Unfällen, Ausſchreitungen, Beſchuldigungen und Vergehen, wie ſchwer ſie auch immer ſein mögen, nicht minder von jeglichen Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspenſionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menſchen ausgeſprochen, wenn Du in ſolche gerathen biſt, frei, indem ich Dir die vollſtändigſte Vergebung und Erlaſſung aller Deiner Sünden zu Theil werden laſſe, inſoweit die Schlüſſel der heiligen Mutter Kirche in dieſem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes Amen.

Formel der vollſtändigen Erlaſſung für den Augenblick des Todes.

Es möge ſich Deiner erbarmen ꝛc. Unſer Herr (wie oben). Ich ſpreche Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergeſſenheit gerathenen Sünden frei, indem ich Dich in die Gemeinſchaft der Gläubigen und in die Sakramente der Kirche wieder einſetze, Dir die Strafen des Fegefeuers, in welche Du wegen Vergehen und Beleidigungen gerathen biſt, erlaſſe und Dir eine vollſtändige Vergebung aller Deiner Sünden ertheile, inſoweit die Schlüſſel der heiligen Mutter Kirche in dieſem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes Amen.

Johannes von Ytſtein, Doktor der heiligen Theologie, vom Orden der Ciſterzienſer, zu dem Vorgeſchickten beauftragt.

Andreas Inder Elingen, Notar, hat es unterſchrieben.

image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

Wittenbergs mit seinem Ablaßkram sich einfand, warnte Luther dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablaß an, indem er (am 31. Oktober 1517) 95 Thesen (Lehrsätze) an der Thür der Kirche zu Witten- 1517
berg anschlagen ließ. Der erste Satz schon versetzte dem Ablaßwesen den Todesstoß; er lautete: „Indem unser Herr Jesus Christus sagt: Thut Buße und bekehrt euch, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." Nicht um einen Angriff auf das Papstthum, sondern um das Wesen des Christenthums war es Luther zu thun.

In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich die 95 Thesen durch Deutschland, jubelnden Beifall, aber auch lebhaften Unwillen erregend. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein: es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesfürst, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwol er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm Recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. O., Dr. Jakob Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Ketzer, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes", ein Dominikaner, Silvester Prierias, der schon in dem Streite Reuchlins ein unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mai 1518) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburtheilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Prierias ihm als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Indes zweifelte der Papst wol mit Recht an der Wirkung seines Befehls und beauftragte den Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus), der an den Augsburger Reichstag abgeordnet war, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein hochwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem

mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand. Wenn sich jetzt der Kaiser dazu herbeiließ, diese Regungen zu benutzen, so konnte er ein neues Zeitalter für Reich und Nation heraufführen. Allein Maximilian war grade jetzt auf gutes Einvernehmen mit dem Papste angewiesen, ihm lagen, wie wir sahen, andere Dinge am Herzen. Luther erhielt indessen von ihm kaiserliches Geleit, — erst nach seiner Ankunft in Augsburg — und stellte sich am 12. 13. und
1517 14. Oktober dem Kardinal. Cajetan verlangte einen Widerruf, mit dem Luther seine ganze Grundlehre aufgegeben haben würde; der Kardinal war über die Belesenheit und Tiefe des deutschen Mönches erstaunt, vor der Glut seiner Begeisterung empfand er ein Grauen, erzürnt rief er ihm zu: wolle Luther nicht widerrufen, so möge er sich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Trotz des kaiserlichen Geleites hielten Luthers Freunde ihn nicht mehr für sicher; am 20. Oktober entwich Luther aus Augsburg, am 31. Oktober langte er wohlbehalten in Wittenberg an. Er erwartete nun eigentlich, daß der Bann gegen ihn ausgesprochen werden würde und verfaßte eine Appellation an ein allgemeines Konzil. Allerdings machte Cajetan den Versuch, den Kurfürsten zur Auslieferung Luthers zu bewegen, aber Friedrich verweigerte dieselbe, gestützt auf ein Gutachten der Wittenberger Universität, welche an Luther keinerlei Ketzerei wahrgenommen haben wollte.

Auch in Rom war man mit dem Verfahren des Kardinals nicht ganz einverstanden, da er es mit dem Kurfürsten verdarb, welcher bei der vielbesprochenen Frage der Kaiserwahl höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben konnte. Man beschränkte sich daher darauf, eine päpstliche Bulle zu erlassen (9. November 1518), in welcher die Lehre vom Ablaß ausdrücklich bestätigt, Luthers Name aber nicht genannt wurde. Diesen zum Widerruf zu bewegen, wurde als päpstlicher Nuntius der Edelmann Karl von Miltitz entsendet, welcher als geborner Sachse, als geschickter Diplomat und als ein versöhnlicher Charakter zur Beilegung des
1519 Streites höchst geeignet erschien. Vom 4. Januar 1519 an hatte Luther mit ihm in Altenburg mehrere Unterredungen, in denen er sich zum Stillschweigen erbot, falls seine Gegner sich ebenso verhalten wollten: doch bat er um Untersuchung seiner Sache. Den Widerruf lehnte er ab, richtete aber in Folge der Unterredung ein neues Schreiben an den Papst (3. März 1519), in welchem er die Ehre der römischen Kirche zu vertheidigen versprach. Den Papst selbst nannte er „einen Daniel unter den Löwen, eine Rose unter den Dornen, ein Lamm unter den Wölfen."

1520 Nach einem Brief des Kurfürsten vom Jahre 1520 dachte Luther damals daran Sachsen zu verlassen; Miltitz habe dies aber verhindert aus Furcht, jener möge sich irgend wohin begeben (Paris ist gemeint), wo er sich freier bewegen könne, als in Deutschland.

Trotz des Versprechens, welches Luther zu Altenburg gegeben, hätte der Streit sich in dieser Phase schwerlich todtschweigen lassen; daß er sehr bald, und in entscheidender Richtung, wieder aufgenommen wurde, hing mit einer Verabredung zusammen, die Luther und der eben so ruhmbegierige, als streitsüch-

tige Dr. Eck schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in Erfurt oder Leipzig sollte Eck mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten" disputiren: eine Lehre, in der Luther mit Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Eck, neuer Triumphe sicher, veröffentlichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation, und Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren gerichtet seien. Die eigentliche Absicht Ecks war, im Anschluß an die Ablaßlehre seinen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was denn auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Versprechen, das er Miltitz gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß an der Disputation persönlich theilzunehmen. Nicht ohne Bedenken, — auch von kirchlicher Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog Georg von Sachsen die Erlaubniß, daß die Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig vor sich gehen dürfe.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karlstadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Aeußerlichkeiten seinem Gegner nicht gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des Einen oder des Andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen. Das ward anders, als am 4. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit wandte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wortgefecht wurde, je mehr man nach Beweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbewußt, dahin gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken. Grade ein solches Eingeständniß wünschte Eck zu hören; aber Luther ging im Feuer des Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten der Ketzer Wikliff und Hus übereinstimme, und zuletzt noch von den heiligen Konzilien, denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Behauptung „unter den zu Konstanz verdammten Artikeln seien einige grundchristliche und evangelische." Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg fuhr mit seinem Fluch „das walt' die Sucht!" dazwischen. Als Luther dann genöthigt ward, einfach zu erklären, auch ein Konzil könne irren, sagte Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner." Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem ersten Hauptergebniß gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die Autoritäten der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eigenen Glaubensstand hatte, waren unermeßlich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sichtbaren Oberhauptes bedürfe, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in Leipzig noch zugethan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen Rechtfertigungslehre eine hussitische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso frommen als gelehrten Theologen und Philologen hatte die Leipziger Disputation, bei der sich beide Parteien auf Lehrsätze der Kirchenväter beriefen, zu einer hoch-

wichtigen Unterſuchung angeregt. Er kam zu dem Reſultate, man müſſe die Schrift nicht nach den Kirchenvätern, ſondern nach dem Sinne der h. Schrift verſtehen. Dieſen Grundſatz führte er im September 1519 dahin aus, daß ein katholiſcher Chriſt nichts anzunehmen verpflichtet ſei, was nicht in der heil. Schrift ſtehe. Demgemäß griff er gleichzeitig die Grundlehren der beſtehenden Kirche, die Lehre von der Transſubſtantiation und den ſieben Sakramenten an.

Philipp Melanchthon oder, wie er ſpäter den Namen ſchrieb, „Melanthon“ (eigentlich Ph. Schwarzerd), war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einer kleinen pfälziſchen Stadt, die jetzt zum Großherzogthum Baden gehört, als Sohn eines nicht unbemittelten Waffenſchmiedes geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters ward er zu Pforzheim von ſeiner Großmutter, Reuchlins Schweſter, erzogen und erhielt von Reuchlin ſelbſt die bedeutendſte Anregung. Ein frühreifes Talent, bezog er zwölfjährig im Herbſt 1509 die Univerſität Heidelberg, wurde im Jahr 1514 zu Tübingen Magiſter und kam im Jahr 1518 als Profeſſor der Philologie nach Wittenberg. Hier erwarb ſich der jugendliche Univerſitätslehrer bald allgemeines Anſehen und allgemeine Beliebtheit. Gegenſeitige Zuneigung führte zu einem innigen Freundſchaftsbund zwiſchen ihm und Luther, den er denn auch zur Leipziger Disputation begleitete. Das Verhältniß beider iſt wol nicht unzutreffend mit einer Ehe verglichen, in welcher Luther das männliche, Melanchthon das weibliche Prinzip vertritt. Denn Melanchthon, feinſinnig und milde, zart und friedlich, konnte nur in Anlehnung an eine ſtärkere Natur eine wahrhaft fruchtbare Wirkſamkeit entwickeln. Andererſeits erkannte auch Luther an, daß er des friedſam waltenden Freundes zur Ergänzung ſeines eigenen Weſens bedürfe. „Ich bin der grobe Waldrechter“, ſagt er, „der Bahn machen muß, aber Magiſter Philipp fährt ſäuberlich daher, ſäet und begeußt mit Luſt.“

Luther. Melanchthon.

Gruppe aus des jüngeren Lukas Cranach figurenreichem Gemälde „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn“, welches auf der einen Seite Papſt, Biſchöfe und Mönche zerſtörend, auf der anderen die Reformatoren hegend und pflegend darſtellt. In der hier abgebildeten Gruppe ſind Luther und Melanchthon leicht zu erkennen.

Digitized by Google

Karl V. und ſein Bruder Ferdinand.

Relief in Kehlheimer Stein geſchnitten, von Hans Dollinger, datirt von 1527. Im Privatbeſitz zu Leipzig.

3. Die Wahl Karls V.

Um dieſelbe Zeit, wo die Theologen ſich zu Leipzig verſammelten, beſchäftigte die deutſchen Fürſten zu Frankfurt eine noch wichtigere Angelegenheit; ſchwieriger als je zuvor, war im gegenwärtigen Augenblicke die Wahl eines geeigneten Nachfolgers für Maximilian I. Niemals haben ſich die Wähler ihres bedeutſamen Amtes unwürdiger gezeigt, als bei dieſer Gelegenheit. Nicht darin liegt der ſchwerſte Vorwurf, daß ſich, einen einzigen Fürſten ausgenommen, niemand unter ihnen bereit finden ließ, die höchſte Würde der Chriſtenheit zu übernehmen, auch nicht darin, daß man zuletzt den ſpaniſchen Karl erkor, ſondern in dem elenden Intriguenſpiel, in dem entwürdigenden Feilſchen und Markten, das ſich an die Wahlangelegenheit knüpfte. Es war ja an ſich nicht unerhört und eine Folge der univerſalen Tendenzen des Kaiſerthums, daß auch der Papſt und die auswärtigen Mächte in die Wahl eines deutſchen Königs eingriffen, aber nie zuvor wurde der fremden Einmiſchung ein ſo weiter Spielraum gewährt, wie jetzt. Es war nicht ohne Beiſpiel, daß die Wahlfürſten durch perſönliche Vortheile, durch Privilegien und Machterweiterung ſich in ihrem Votum beſtimmen ließen, aber mit der Schamloſigkeit, die man gegenüber den Bewerbungen eines Fremden, wie Franz' I. von Frankreich, bewies, war man in den traurigſten Zeiten, allein das Interregnum ausgenommen, nicht zu Werke ge-

gangen. So widerwärtig dieſe Vorgänge an ſich ſind, müſſen ſie doch ausführlicher geſchildert werden, weil der Gegenſatz zwiſchen dem ſiegreichen und dem geſchlagenen Hauptbewerber auf die nächſten Jahrzehnte unmittelbar einwirkt, mittelbar aber auf Jahrhunderte hinaus die europäiſche Politik beeinflußt.

Zum kleineren Theil hatte Maximilian die Unſicherheit der Situation mit verſchuldet, inſofern er früher einmal dem Könige von England die Nachfolge angetragen, auch dem jungen Könige Ludwig von Ungarn und Böhmen die deutſche Krone zugeſichert hatte. Regte ſich jetzt in beiden Fürſten der Gedanke, den Plan zu verwirklichen, ſo kommt das auf die Rechnung des verſtorbenen Kaiſers. Allein der eine war zu weit entfernt, der andere in ſeinem eigenen Lande nicht ſtark genug: ſie kamen beide für die Deutſchen nicht ſehr in Betracht; dieſe Bewerbungen wurden bald zurückgezogen. Auch hatte Maximilian in ſeinem letzten Regierungsjahr ganz offen für die Nachfolge ſeines Enkels Karl gewirkt und ſeine wahren Abſichten eingeſtanden. Demgemäß konnten in Wirklichkeit nur die beiden Perſönlichkeiten in Frage kommen, zwiſchen denen man ſchon im Jahre 1518 geſchwankt hatte: Karl V. und Franz I. Oder aber ein deutſcher Fürſt mußte verſuchen, durch ſeine eigene Bewerbung die Wahl eines Fremden zu hintertreiben. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, an deſſen Widerſtand alle Bemühungen Maximilians geſcheitert waren, konnte dieſe Rolle ſpielen, wenn es ihm genehm war. Er war nach keiner Seite gebunden, auch die franzöſiſche Politik hatte ihn nicht gewonnen, wie ſo viele andere deutſchen Fürſten. Leider aber war Friedrich viel zu weiſe, als daß er die undankbare Rolle des Kaiſers übernehmen, die bequeme Ruhe der kurfürſtlichen Stellung aufgeben, den Beſitz des ſächſiſchen Hauſes an die Wohlfahrt des Reiches hätte wagen wollen. Er handelte klug, aber nicht patriotiſch.

Um ſo größere Anſtrengungen machten Franz I. und Karl V. zum Erwerb der Krone, welche den deutſchen Kurfürſten ſo wenig begehrenswerth erſchien. Der franzöſiſche König rechnete in erſter Linie auf die Unterſtützung des Papſtes, der ſich auch den Anſchein gab, als fördere er die Sache Franz' I. Thatſächlich aber war er keinem der beiden Kandidaten ſehr wohlgeſinnt; wer auch immer von ihnen zu ſeiner Krone noch das kaiſerliche Diadem gewann, mußte der Kurie furchtbar werden und das Emporkommen des mediceiſchen Hauſes, das Leo X. anſtrebte, verhindern. Indes war Karl in den Augen des Papſtes noch immer der weniger gefährliche: ihn wollte man allenfalls in den Beſitz der Krone gelangen laſſen, wenn er die Bedingungen Roms erfüllt haben würde. Um Karl dazu geneigt zu machen, wirkte man anſcheinend für Frankreich. Meiſterhaft verſchleierte Leo X. ſeine eigentlichen Abſichten; bindende Erklärungen, unzweideutige Verſprechungen gab er nach keiner Seite; man ſah mit Verwunderung den einen der päpſtlichen Legaten für Franz I. thätig, den andern für Karl. Indes die Gunſt oder Ungunſt des Papſtes gab nimmer den Ausſchlag: es galt vielmehr, die Kurfürſten zu gewinnen. Franz I. ordnete zu dieſem Zwecke eine glänzende Geſandtſchaft ab, an deren Spitze der Admiral Bonnivet ſtand. Die Geſandten hatten faſt unbedingte Vollmacht, namentlich in Bezug

auf Geldbewilligungen; kam es doch darauf an, möglichst viele Kurstimmen zu erkaufen. Drei Millionen Kronthaler wollte Franz an seine Wahl wenden. Aber so richtig es war, auf die Habsucht der Kurfürsten zu spekuliren, in einem andern Punkt machte Franz einen verhängnißvollen Mißgriff. Seine Gesandten wurden angewiesen Karl als einen unbedeutenden, unerfahrenen, kränklichen Mann ohne Energie darzustellen, ihren eigenen Herrn aber als einen machtvollen Herrscher, der in seinem Lande fast unbedingten Gehorsam genieße. Der letztere Umstand aber empfahl ihn den Kurfürsten keineswegs, je schwächer der Herrscher, desto besser für ihre Machtstellung: nichts hat Karl mehr genutzt, als die geflissentlich verbreitete Vorstellung von seiner Schwäche und seiner geistigen Unbedeutendheit.

Zunächst waren die Umtriebe der Franzosen erfolgreich; der Pfälzer versprach seine Stimme, ohne freilich die Verhandlung mit dem Habsburger abzubrechen. Richard von Trier ließ sich zu einem Abkommen bewegen, wie Frankreich es wünschte. Köln lieh den Anträgen der Gesandten ein geneigtes Ohr. Nicht minder glückte es diesen bei Joachim I. von Brandenburg.

Joachim war ein ehrgeiziger Fürst, der am liebsten selbst Kaiser geworden wäre, und wir werden im letzten Moment seine Bewerbung auftauchen sehen. Seine Aussichten waren von Anfang an gering, daher wollte er aus seiner Wahlstimme neben einem bedeutenden Geldgewinn womöglich noch einen weiteren Vortheil herausschlagen, der seiner Eitelkeit schmeichelte. Von östreichischer Seite hatte man ihn vorher dadurch gewinnen wollen, daß man seinem Sohne Karls Schwester Katharina nebst einer reichen Ausstattung versprach: es war aber versäumt worden, die Sache zum Abschluß zu bringen, und Joachim setzte voraus, man wolle ihn betrügen. Nun boten ihm die französischen Gesandten für den Kurprinzen eine Prinzessin von königlichem Geblüt, Renata, die Tochter Ludwigs XII., nebst einer noch reicheren Aussteuer, als für die Erzherzogin gewährt werden sollte. Jetzt schraubte Joachim seine Ansprüche so hoch als möglich. Die erste Hälfte der Mitgift von 200,000 goldenen Sonnenthalern sollte ihm am 1. Mai 1519 in Berlin, die zweite am Wahlorte gezahlt werden. Er bedang sich eine Jahrespension von 12,000 Gulden aus, die für seine und des Kurprinzen Lebenszeit gelten sollte. Außerdem sollte ihn Franz sofort nach der Wahl zu seinem Statthalter in Deutschland machen: wäre aber die Wahl des Königs nicht durchzusetzen, so müsse dieser all seinen Einfluß zur Erhebung Joachims verwenden. Anfangs erschraken die französischen Unterhändler über die Höhe dieser Bedingungen; aber der König nahm sie im vollen Umfange an.

Joachims Bruder Albrecht, Kurfürst von Mainz, folgte diesem Beispiel. Die Franzosen verstanden sich dazu, ihm eine einmalige Gratifikation von 120,000 Goldgulden, in zwei Raten zahlbar, und eine Pension von 10,000 Gulden zu gewähren. Von seinen weiteren Forderungen bewilligten sie, was in ihrem Vermögen stand: im besonderen unterstützten sie das Gesuch des erst im Jahre 1518 zum Kardinal erhobenen Erzbischofs um Ertheilung der Legatenwürde.

Obwohl nun die Mehrheit der Kurstimmen dem Franzosenkönige gesichert schien, war es für seine Sache äußerst nachtheilig, daß Friedrich von Sachsen die Freiheit seiner Entschließung sich wahrte. Das Widerstreben des allgemein geachteten Fürsten bewirkte, daß die Nation der französischen Bewerbung abgeneigt war. Von den andern deutschen Fürsten trat namentlich Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg in Frankreichs Sold. Dagegen glückte es nicht den Führer der Reichsritter, Franz von Sickingen, in das französische Interesse zu ziehen.

Der rastlose Eifer der Franzosen schien der habsburgischen Partei einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen zu haben. Für Karl war theils seine Tante Margarethe, theils Maximilian Zevenberghen, ein treuer Diener des verstorbenen Kaisers, thätig gewesen: nach der Ansicht des letzteren sollte den deutschen Fürsten insbesondere vorgehalten werden, die Wahl Franz' I. werde Deutschland in Sklaverei stürzen, auch sei es eine Schande, einem Fremden zum Throne zu verhelfen. Allein mit solchen Belehrungen war wenig gethan, und der habsburgischen Partei war es sehr nachtheilig, daß die weite Entfernung den Verkehr mit dem in Spanien befindlichen Karl hemmte und hinderte. Man schloß sogar aus der Säumigkeit, mit welcher der spanische Hof die Wahlangelegenheit zu behandeln schien, König Karl sei an seiner Wahl wenig gelegen; ja Margarethe war so voreilig, ihm vorzuschlagen, er möge den Erzherzog Ferdinand als Thronbewerber auftreten lassen. Aber Karl, der die Krone als ein ihm von seinen Vorfahren vererbtes Gut betrachtete, nahm jenes Ansinnen sehr ungnädig auf. Er erklärte jetzt, zur Erhebung des heiligen Glaubens und zur Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst erringen, es koste, was es wolle. Margarethe und Ferdinand mußten alles aufbieten, um Karl zu beschwichtigen.

Der erste Versuch, welchen man machte, die Kurfürsten im östreichischen Interesse zu bearbeiten, hatte keinen erheblichen Erfolg; überall hatten die Franzosen schon vorgearbeitet. In Trier und Köln wurden die östreichischen Agenten mit leeren Phrasen abgefertigt: „man werde sich betragen, wie man es vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne; man werde auf den Nutzen des Reiches und der Christenheit Bedacht nehmen." Nur der Mainzer ließ sich für einen Augenblick umstimmen und mahnte seinen Bruder, das Wohl des Reiches zu bedenken. Aber Joachim gab ihm die verlorene Festigkeit wieder, und Albrecht schloß mit den Franzosen ab. Jedenfalls, um sich über die Wahlfrage zu besprechen, hielten die vier rheinischen Kurfürsten Ende März eine Versammlung in Wesel ab, wohin die Gesandten und Agenten der Parteien zusammenströmten, aber eine schriftliche Festsetzung über die Hauptfrage fand nicht statt. Man verständigte sich nur über ein gegenseitiges Schutzbündniß, das bis zu erfolgter Wahl dauern sollte. Uebrigens war die Volksstimmung in den Rheingegenden im höchsten Maße franzosenfeindlich, und auch auf die Kurfürsten selbst machten die Prätensionen, mit denen die päpstlichen Gesandten für Franz I. eintraten, einen äußerst üblen Eindruck. Man verlangte im Namen Leos X.,

daß ſich die Kurfürſten der Wahl des Königs von Neapel (Karls) enthielten, weil dieſe gegen eine Verfügung Clemens' IV. verſtoßen würde. Gegen eine ſolche Beſchränkung der Wahlfreiheit proteſtirten die Kurfürſten gemeinſchaftlich, und es kam zwiſchen ihnen und den päpſtlichen Geſandten zu ſcharfen Auseinanderſetzungen. Auch Karl beſchwerte ſich in Rom über das Betragen des Legaten Cajetan und des Erzbiſchofs von Reggio, doch war ihm nicht unbekannt, daß jene ſcheinbare Parteinahme für Franz wenig mehr als eine Komödie war, durch welche man demſelben einen Beweis päpſtlicher Unterſtützung geben wollte.

Gleichzeitig mit den diplomatiſchen Verhandlungen fanden auf beiden Seiten umfaſſende Kriegsrüſtungen ſtatt. Trotz der antifranzöſiſchen Stimmung im Volke ließen ſich nicht wenige Grafen und Herren zu Dienſtverträgen bereit finden; vor allem aber rechneten die Franzoſen auf den Herzog Ulrich von Würtemberg, der aus den unſicheren Zuſtänden für ſich Vortheil zu ziehen und ſein Herzogthum mit franzöſiſcher Hilfe zu behaupten hoffte. Namentlich durch Werbungen in der Schweiz brachte Ulrich ein anſehnliches Heer im Lager von Blaubeuren zuſammen.

Herzog Ulrich von Würtemberg, ein Fürſt von raſcher, heißblütiger Gemüthsart, hatte es 1512 ſchon mit Maximilian verdorben, weil er bei der Erneuerung des Schwäbiſchen Bundes ſeinen Beitritt verſagte. Dann war er in Streit mit ſeinen Ständen gerathen, die ihm im Tübinger Vertrag (1514) die Anerkennung ihrer Privilegien abnöthigten. Wieder brachte er den Kaiſer und den Landesadel zugleich gegen ſich auf, als er, aus Leidenſchaft zu der ſchönen Frau ſeines Stallmeiſters Hans von Hutten, dieſen

Ermordung des Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg.

Kolorirter Holzſchnitt einer wahrſcheinlich von Ulrich von Hutten verfaßten gedruckten Klagſchrift gegen den Herzog. Wahrſcheinlich einziges erhaltenes Exemplar in der Sammlung des germaniſchen Muſeums zu Nürnberg.

auf der Jagd ermordete und ſeine eigene Gemahlin Sabina, des Kaiſers Nichte, zur Flucht veranlaßte. Da machte der Herzog ſeinen Ständen einige Zugeſtändniſſe, die Stimmung des Landes ſchlug um, und namentlich der gemeine Mann trat für Ulrich ein, als der Kaiſer ihn (September 1516) geächtet und ſein Land einem Regimentsrath von zehn Mitgliedern überwieſen hatte. Die Ausführung der Acht unterblieb, Ulrich wüthete gegen alle ſeine Widerſacher und wurde auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1518 zum zweiten

Mal geächtet. Auf die Nachricht vom Tode Maximilians überfiel Ulrich die verhaßte Reichsstadt Reutlingen und regte dadurch den schwäbischen Bund gegen sich auf. Dem Bundesheere zog bald auch Franz von Sickingen als kaiserlicher Feldhauptmann zu Hilfe; in seinem Gefolge war Ulrich von Hutten, erfüllt von Rachedurst gegen den Tyrannen.

Aber zum größten Nachtheile der französischen Sache erklärten sich die Schweizer für die Ansprüche Karls — theils aus Besorgniß vor einem französischen Kaiserthum, theils gewonnen durch die Geldversprechungen Zevenberghens; sie riefen daher ihre Landsleute aus dem Heere des Herzogs ab, der nun dem Heere des schwäbischen Bundes weichen und sein Land wieder verlassen mußte.

Nichts schadete den Absichten des Königs Franz I. mehr, als das Bündniß mit dem unruhigen Würtemberger: erklärten doch die Grafen und Herren am Rhein den vier Kurfürsten, sie würden den letzten Blutstropfen daran setzen, um Franz' Wahl zu verhindern. Karls Aussichten stiegen seit dem April des Jahres 1519 immer mehr; mit Mainz und Pfalz verständigte man sich, und wenn es auch nicht gelang, Trier und Brandenburg umzustimmen, konnte man immer sicherer darauf rechnen, daß Friedrich der Weise sich schließlich für Karl entscheiden werde. Pfalz machte freilich abermals eine Schwenkung; beim Beginne des Juni rechneten die Franzosen mit Gewißheit auf Brandenburg, Trier und Böhmen, mit Wahrscheinlichkeit auf Köln und Pfalz. Besondere Schwierigkeiten erweckte die Frage, wer bei der Minderjährigkeit des Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen die böhmische Kurstimme zu führen habe, die Stände dieses Königreiches oder der König Sigmund von Polen. Hier schien ein ergiebiges Feld für die Intriguen der beiden Thronbewerber zu sein. Zwar sprach das Recht unzweifelhaft für den Polenkönig; als sich aber die Wahlfürsten zu Frankfurt im Juni versammelt hatten, ließen sie sich, wol durch östreichischen Einfluß, bewegen, für die Abgesandten der böhmischen Stände zu entscheiden, und Herr Ladislaus von Sternberg ward mit der Führung der Stimme beauftragt.

Vom 17. bis 27. Juni fanden zwischen den Kurfürsten Besprechungen statt. Es stellte sich heraus, daß Frankreichs Aussichten fast ganz verschwunden waren, selbst Pfalz und Trier ließen den König im Stich: Joachim von Brandenburg glaubte eher seine eigene Wahl, als die Franz' durchsetzen zu können. Noch einmal bestürmte man den Kurfürsten von Sachsen, sich wählen zu lassen; er ging mit sich, mit seinen Getreuen zu Rathe und lehnte ab. Es blieb nichts übrig, als aus Mangel eines besseren den spanischen Habsburger zu erheben;
1519 schon am 27. Juni war ihm die Krone sicher. Am folgenden Tage ward Karl einstimmig gewählt. Die Kosten des Erfolges beliefen sich auf zwölf Millionen Thaler, und es ist einleuchtend, daß die deutschen Fürsten, welche sich ursprünglich von Frankreich hatten kaufen lassen wollen, kein besonderes Lob verdienen, weil sie sich nachmals mit geringeren pekuniären Vortheilen begnügten. Weit größeren Nutzen erhofften sie von der „Wahlkapitulation", welche die Bevollmächtigten des Neugewählten beschwören mußten.

Der Gedanke, sich von dem neuen Oberhaupt alle möglichen Vortheile zusichern zu lassen, war im Reiche längst herkömmlich; der Gedanke, die Gewalt des neuen Fürsten durch strenge Formen einzuschränken, war schon auf dem Reichstage von Augsburg zum Ausdruck gekommen und durch die universale Politik Maximilians erweckt worden. Einem Fürsten, dem seine ausländischen Besitzungen eine noch größere Machtfülle gewährten, mußten auch noch engere Grenzen gezogen werden, damit er Deutschland nicht für seine Privatzwecke oder seine Weltpolitik ausnutze und mißbrauche. Wenn die Kurfürsten auch in erster Linie lediglich für ihre eigenen Interessen sorgten, lagen solche Bestimmungen, wie sie die 34 Artikel der Wahlkapitulation enthielten, durchaus auch im Interesse des Reiches; der Fürst, dem die Wohlfahrt der Nation ebenso sehr am Herzen lag, wie die ständische Regierung, Friedrich der Weise, wird auch den vornehmsten Antheil an den Vorschlägen für eine neue Ordnung im Reiche genommen haben. Mit Recht wurde der König in den wichtigsten Angelegenheiten, hinsichtlich fremder Bündnisse, auswärtiger Kriege, an die Genehmigung der Kurfürsten gebunden, aber auch keinen Reichstag, keine Reichssteuer sollte er ohne ihren Willen ausschreiben. Er mußte sich verpflichten, das Reichsregiment in seinem früheren Umfange wiederherzustellen, die deutschen Beschwerden gegen Rom zu vertreten. Er durfte Gesetze nur im Verein mit den Reichsständen ergehen lassen, niemanden ungehört in die Acht erklären.

So weitgehend alle diese Bestimmungen waren, erhoben Karls Bevollmächtigte keinen Widerspruch und unterzeichneten die Kapitulation, worauf am 3. Juli das Wahldekret ausgestellt wurde. Pfalzgraf Friedrich wurde nach Spanien gesandt, Karl die Glückwünsche der Wähler und die ehrfurchtsvolle Bitte zu übermitteln, daß er baldmöglichst im Reiche erscheinen möge.

König Franz verbiß seinen Aerger; er schrieb seinem Rivalen, „nach ihm selbst sei keiner auf der Welt, dem er die römische Krone lieber gönne, als Karl“. Auch der Papst ließ es weder an einem feierlichen Dankgottesdienst, noch an Glückwünschen fehlen.

Dies war der Ausgang der folgenschweren Wahl des Jahres 1519, welche 1519
die Stellung Deutschlands vollständig veränderte. Karl V. konnte bei der Mannigfaltigkeit der Interessen seiner Reiche in keinem derselben nationale Politik treiben, er mußte versuchen, seine persönliche Stellung allenthalben zu behaupten. Der deutsche Fürstenstand hatte in der Person des Kurfürsten von Sachsen auf ein nationales Königthum verzichtet; die Kurfürsten waren daran Schuld, daß das Reich nunmehr im Schlepptau einer europäischen Großmacht hing, daß Deutschlands Bedürfnisse nur soweit berücksichtigt werden konnten, als es mit den Interessen des Gesammtherrschers vereinbar erschien. Niemals später ist an Sachsen eine gleich ehrenvolle Aufgabe herangetreten, wie im Jahre 1519; niemand hat die Versäumnisse dieses Jahres schwerer gebüßt, als das sächsische Fürstenhaus, und wenn für die Entschließungen Friedrichs des Weisen trotz seiner anscheinenden Gleichgültigkeit die Aussicht auf eine Verschwägerung mit dem Kaiser maßgebend gewesen sein sollte, — sein Neffe Johann Friedrich sollte

Karls Schwester Katharina heirathen, — sah er sich gar bald auf wälsche Weise betrogen und mit einem Schimpf beladen, den er nicht verdient zu haben glaubte und zu rächen nicht vermochte.

---

4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag. (1519—1521.)

Obwohl Karl V. die Nothwendigkeit einsah, zur Sicherung seines Kaiserthums in Deutschland zu erscheinen und in Aachen die Krone des großen Karl zu empfangen, verzögerten die Zustände Spaniens die Ausführung seines Planes
1520 bis zum Mai des nächsten Jahres. In Deutschland walteten inzwischen seine Kommissare, deren erste Regierungshandlung gewaltsam genug war. Im Februar des Jahres 1520 übernahmen sie die Verwaltung des Herzogthums Würtemberg, das ihnen der Schwäbische Bund gegen Erstattung der Kriegskosten überantwortete. Die Kurfürsten, welche sich gedacht hatten, es würde sofort ein Reichstag ausgeschrieben, das Reichsregiment bestellt werden, sahen sich getäuscht. Zwar wurde Karl V. nicht müde, den Kurfürsten von Sachsen seiner Dankbarkeit zu versichern, es lief sogar ein Schreiben ein, durch welches Friedrich zum Statthalter des Regiments ernannt ward, aber die kaiserlichen Kommissarien beriefen gar kein Regiment und behielten jene Ernennung für sich. Dennoch aber hatte Karls Abwesenheit und die angesehene Stellung, die Kurfürst Friedrich einnahm, die segensreiche Folge, daß Luthers Lehre unter dem Beifall der Nation sich ungehindert verbreiten und feste Wurzeln fassen konnte.

Während im Anfange des Jahres 1520 der feurige Ulrich von Hutten besonders vom nationalen Standpunkte aus gegen den Papst und die Kurie zu Felde zog, die Erinnerung an den großartigen Kampf gegen Gregor VII. zu erwecken versuchte, hatte sich Luther ziemlich still gehalten, nur etwa gegen die Ohrenbeichte und die Austheilung des Abendmahls unter einer Gestalt sich erklärt. Um so rühriger waren seine Gegner, insbesondere Dr. Eck. Obwol in Luthers Sache auf dem Frankfurter Wahltage dem Erzbischof von Trier das Schiedsrichteramt übertragen war, veranlaßte er das unmittelbare Einschreiten des Papstes. Am 4. Juni 1520 ward die Bulle ausgefertigt, kraft welcher Luther binnen sechzig Tagen widerrufen oder als hartnäckiger Gegner durch den weltlichen Arm in die Gewalt des Papstes geliefert werden sollte. Siegfroh, mit dem neuen Titel eines päpstlichen Protonotars und Nuntius erschien Dr. Eck nebst der Bannbulle in Deutschland. Sowie aber Luther von den Erfolgen seines Gegners hörte, ging er selbst zum Angriff vor. An die fränkischen und rheinischen Ritter zumeist, mit denen er damals in Verbindung stand, richtete er (24. Juni 1520) seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Er leugnete die Bedeutung der Priesterweihe und behauptete, daß hinsichtlich der geistlichen Befähigung alle Christen einander gleich seien; er verlangte eine unabhängige deutsche Landeskirche und erkannte in dem Papst nicht einmal den Inhaber aller geistlichen Gewalt an. Obwol Eck schon am 21. September die Bannbulle in Meißen anschlug, ließ sich Luther durch Miltitz noch zu einem Verständigungsversuch bereden und sandte dem Papst nebst einer geeigneten

Zuſchrift die kleine Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen.“ Zum Zeichen aber, daß er in der Hauptſache keinen Schritt zurückweiche, veröffentlichte er zu gleicher Zeit (Oktober 1520) die nachdrücklichſte Schrift, die er je gegen die römiſche Kirche ausgehen ließ: „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche.“ Er ſtellte den „ſieben Sakramenten“ die Lehre der älteſten Verkündiger des Chriſtenthums entgegen.

Wohl mußten ſich im Süden Deutſchlands die Bekenner der neuen Lehre vor Dr. Eck beugen, wie ſelbſt Pirkheimer in Nürnberg; in Ingolſtadt wurden Luthers Bücher verſiegelt, in Mainz verbrannt. Aber das Feuer auf dem Herde der Bewegung ließ ſich nicht dämpfen. Der Kurfürſt Friedrich ſchützte Luther, die ganze Univerſität trat für ihren Helden ein. Nicht allein, daß Luther ungeſtraft die Bannbulle für untergeſchoben, für lügneriſch erklären durfte, er bezeichnete den Papſt öffentlich als den „Antichriſt“, falls er ſeinen Spruch nicht zurücknehme: ja, endlich, am 10. Dezember 1520 wagte er das äußerſte, die Verbrennung der päpſtlichen Bannbulle. Vor dem Elſterthore verſammelte ſich die akademiſche Jugend, ein Magiſter entzündete den Holzſtoß: dann trat der gewaltige Auguſtiner in der Kutte vor; er hatte die Bulle und die Dekretalen der Päpſte in den Händen. Mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo verzehre dich das ewige Feuer“, warf er ſie in die Flamme.

Während dieſer letzte, gewaltſame Akt ſich vorbereitete, war der ſehnlichſt erwartete Kaiſer, dem alle mit Spannung, viele mit Hoffnung entgegenſahen, in den Rheinlanden eingetroffen. Er hatte unterwegs in Dover und Gravelingen mit Heinrich VIII. wichtige Beſprechungen gehabt; in Brüſſel luden ihn die Geſandten der Kurfürſten noch einmal zur Krönung ein. Am 22. Oktober hielt Karl ſeinen feierlichen Einzug in Aachen, am 23. erfolgte unter den üblichen Ceremonien die Krönung. Auf Grund eines päpſtlichen Breve nahm Karl drei Tage ſpäter auch den Titel eines erwählten römiſchen Kaiſers an. Inmitten des feſtlichen Gepränges bekamen die Deutſchen ihren Herrn zum erſten Mal zu ſehen. Das „junge edle Blut von Oeſtreich“ hatte wol ein anderes Ausſehen, als man gedacht. Eine zarte Geſtalt von mittlerer Größe, ein blaſſes

Holzſchnittbildniß Karls V. aus dem Jahre 1521 von Albrecht Dürer (verkleinert).

Aus einer Flugſchrift Ulrich von Huttens: „Concilia wie man die halten ſol. Vnd von verleyhung geyſtlicher lehenpfründen. Antzöig damit, der Bäpſt, Cardinälen, vñ aller Curtiſanen liſt, urſprung vñ handel bitz uff diss zeit.“

Das Bild des Kaiſers trägt die Ueberſchrift:

O Carle, Keyſser lobesan,
greiff du die sach zum ersten an,
Gott würts mit dir on zweyfel han.

bartloses Gesicht, ruhige, anscheinend theilnahmlose Züge. Die körperliche Entwicklung war hinter seinem Alter zurückgeblieben, und er zählte erst zwanzig Jahre. Wenigstens nicht abstoßend wirkte diese Persönlichkeit; aber es kam nun alles darauf an, daß Karl die deutsche Art, die Bedürfnisse der Nation verstand und würdigte. Zum Unglück — bald sollte es sich zeigen — hatte der König keinen Begriff von dem Treiben des deutschen Geistes; er verstand weder unsere Sprache noch unsre Gedanken.

1521 Am 28. Januar 1521 eröffnete er seinen ersten Reichstag, zu Worms; hoffnungsreich lautete seine Verheißung, er gedenke mit Hilfe der Königreiche, großmächtigen Lande und Verbindungen, die ihm Gott verliehen, das Reich zu seiner alten Glorie wieder zu erheben. Zunächst suchte er hier das im ganzen vortheilhafte Verhältniß zu befestigen, in welches er durch die Wahlereignisse zu den deutschen Fürsten getreten war. Indem er die fünf östreichischen Herzogthümer, die schon Maximilian zu einem Königreiche hatte vereinigen wollen, seinem Bruder Ferdinand als das ihm gebührende Erbe überwies, begründete er eine zweite deutsche Linie des habsburgischen Geschlechtes, der nachmals eine so bedeutungsvolle Rolle zufiel. In Worms aber drangen nun auch die Kurfürsten auf die Erfüllung der in der Wahlkapitulation enthaltenen Zusagen, vor allem auf die Einrichtung des Reichsregimentes.

Man nahm den früheren Entwurf vom Jahr 1500 einfach wieder auf, verlangte aber, daß das Reichsregiment auch bestehen solle, wenn der Kaiser im Reiche anwesend sei. Obwol Karl eine solche Institution für eine Beeinträchtigung seines Ansehens, auch fremden Fürsten gegenüber, erklärte und einen Gegenentwurf vorlegte, erreichte er nur ganz geringfügige Aenderungen und Zugeständnisse. Zugleich organisirte man das Kammergericht, das ganz in Verfall gerathen war. Zu durchgreifenden Verbesserungen kam es nicht, so dringend nöthig dieselben gewesen wären. Für das Reichsregiment, wie für das Kammergericht war die Eintheilung des Reiches in sechs Kreise (Franken, Schwaben, Baiern, Oberrhein und Westfalen) maßgebend; auch übernahmen die Stände die Kosten für die Erhaltung beider Behörden. Zu einer Reform der Kriegsverfassung bezeugte niemand Neigung; Karl erhielt die Hilfe zum Römerzug, zu deren Forderung er berechtigt war, sogar nur auf ein halbes Jahr bewilligt. Bei der Vertheilung auf die einzelnen Reichsstände legte man den Kostnitzer Anschlag zu Grunde; indem man hinsichtlich der Stellung der Reiterei den alten Anschlag beibehielt und ihn in Bezug auf das Fußvolk größtentheils vervierfachte, entstand die „Matrikel" von 1521, nach deren Bestimmungen sich das Reich Jahrhunderte lang bewaffnet hat.

Etwas neues war mit diesen Einrichtungen, wie man sieht, nicht geschaffen: was geschah, kam lediglich den Fürsten zu gute; die Städte, die „armen Leut" gingen leer aus, obwol in diesen Kreisen eine bedeutende Erregung herrschte. Es fragte sich, in welcher Weise der König die religiöse Volksstimmung berücksichtigen, auf kirchlichem Gebiete den Wünschen und Forderungen der Nation entgegenkommen würde. Die Sache Luthers war nicht zu umgehen; der Papst hatte am 3. Januar 1520 den unbedingten Bann, welcher herkömmlich die Reichsacht nach sich zog, gegen Luther und seine Anhänger ausgesprochen; die Reichsstände hatten durchgesetzt, daß Luther wenigstens erst

noch vorgeladen werden sollte, um zum Widerruf aufgefordert zu werden; am 26. März wurde er vom kaiserlichen Herold unter freiem Geleit nach Worms entboten.

Die Ansichten, welche der Kaiser und die Stände von der Sache Luthers hatten, gingen weit auseinander, da beide von verschiedenem Standpunkt aus urtheilten. Karl bedurfte des Papstes sowol für seine spanischen Angelegenheiten, als auch für den bevorstehenden Kampf mit Franz I.: wie tief Luthers Sache bereits eingewurzelt war, konnte er nicht ahnen; er hätte am liebsten die Acht gegen den ketzerischen Mönch ohne weiteres ausgesprochen. Für ihn gab es nur politische, keine nationaldeutschen Rücksichten. Was aber die Opposition gegen die weltlichen Uebergriffe des Papstes betraf, darin waren die Stände mit Luther einverstanden: nur soweit seine Lehre dem hergebrachten Glauben widersprach, wollten sie das kaiserliche Mandat genehmigen, falls kein Widerruf erfolgte. Geschah dies, so konnten die Stände ihn nicht fallen lassen; ja selbst in der unmittelbaren Nähe des Kaisers gab es eine Partei, die einen solchen Ausgang gern gesehen, eine Verurtheilung Luthers vermieden hätte. Wie trefflich ließ sich nicht diese Opposition gegen den Papst verwerthen! Der Beichtvater Karls bat Sickingen, der jetzt als einer der vornehmsten Beschützer Luthers galt, um seine Vermittlung.

Es ist überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welche Folgen es für die Nation und ihre Einheit gehabt hätte, wenn Luthers Angriff sich auf jenes erste Gebiet beschränkt hätte; ihn hatten ja keinerlei politische Erwägungen zu seinem Auftreten bestimmt, sondern grade das Interesse des Glaubens und der reinen Lehre; längst war der Würfel gefallen; wer Luther einigermaßen kannte, war überzeugt, daß er nicht einen Schritt rückwärts weichen werde.

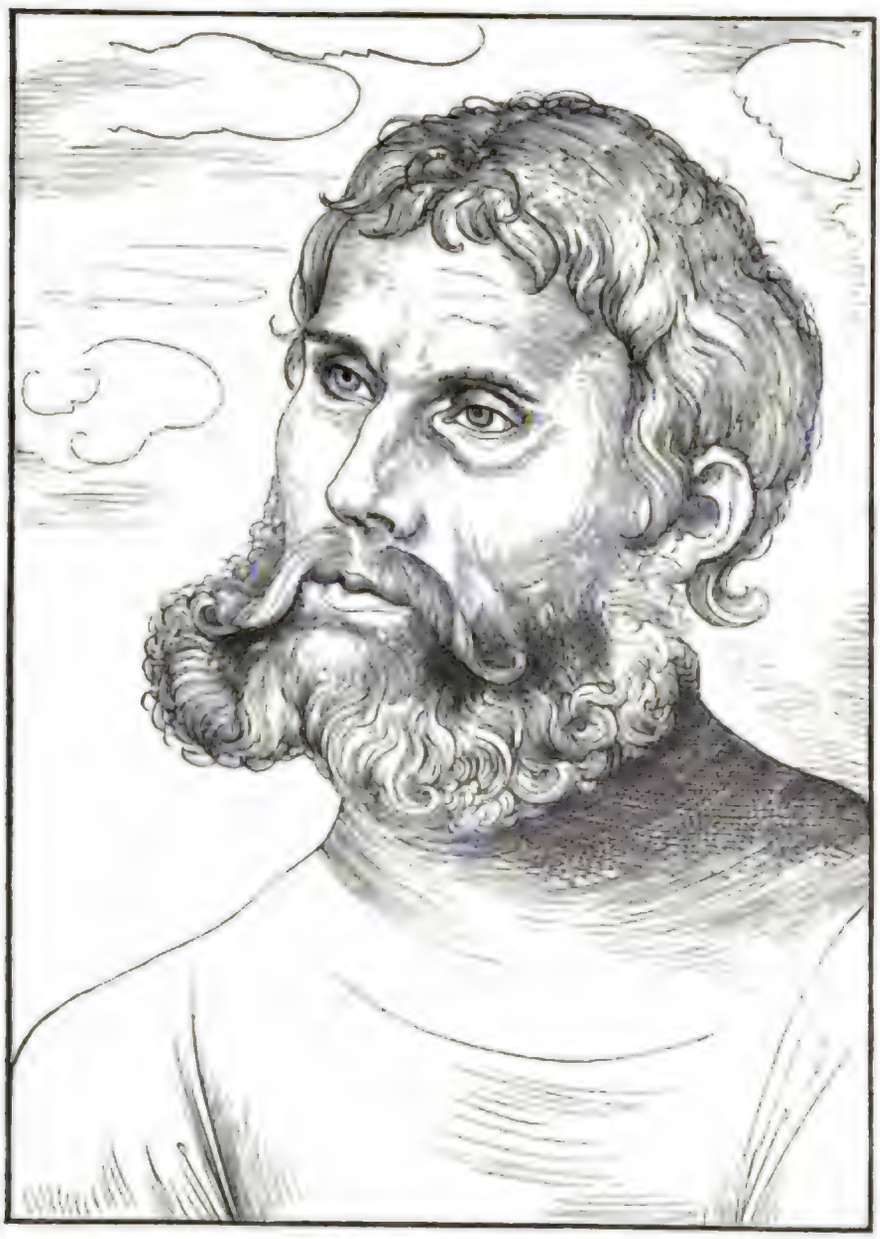
Man warnte Luther von befreundeter Seite, sich nicht dem Schicksal des Johann Hus auszusetzen; er antwortete: „ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." Allgemeines Aufsehen erregte er am 16. April bei seiner Ankunft in Worms, wie er daherfuhr in der Augustinerkutte, auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rath von Wittenberg zur Reise geliehen. Bei seiner ersten Vernehmung, am 17. April, 1521
trat er im Angesicht der glänzenden Versammlung nicht ohne Schüchternheit auf; er erbat Bedenkzeit, als man ihn befragte, ob er seine Schriften, deren Titel verlesen wurden, vertheidigen oder widerrufen wolle. Am folgenden Tage zeigte er seine ganze natürliche Festigkeit. Er lehnte jeden Widerruf ab; nur wenn er aus prophetischen und evangelischen Schriften widerlegt werde, so sei er bereit, alle Irrthümer, deren man ihn überwiesen, zurückzunehmen. Als der kaiserliche Orator nun auf eine „schlechte und runde" Antwort drang, rief er aus: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!"

Es ist auffallend, welchen verschiedenartigen Eindruck auf die Anwesenden die Haltung Luthers machte. Die Spanier fanden den Mönch aberwitzig; der Kaiser rief: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Dagegen waren die versuchten Kriegshauptleute, wie Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig über Luthers Un-

erſchrockenheit hocherfreut; auch Friedrich von Sachſen war mit ſeinem Profeſſor zufrieden, der „ſo gut vor Kaiſer und Reich geſprochen.“ Auch in den Maſſen zeigte ſich lebhafte Theilnahme. In den kaiſerlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh dem Lande, deſſen König ein Kind iſt.“ Ein Anſchlag am Rathhaus ſchien auf eine Erhebung der Ritter und Bauern zum Schutze Luthers hinzudeuten.

Bis zum 25. April wurde noch mit Luther gütlich verhandelt, dann aber ihm angezeigt, daß der Kaiſer in ſeiner Eigenſchaft als Vogt der Kirche gegen ihn einſchreiten müſſe; binnen 21 Tagen möge er ſich in Sicherheit bringen. Dieſe Friſt wurde von Luthers Gönnern trefflich benutzt. Er war am 26. April von Worms abgereiſt, hatte, dem kaiſerlichen Verbot entgegen, unterwegs mehrmals gepredigt, war glücklich nach Eiſenach gelangt und wurde am 4. Mai auf eine wol ſchon zu Worms verabredete Weiſe in Sicherheit gebracht. Er war auf dem Wege von Möhra nach Schweina, da wurde er nahe dem Schloſſe Altenſtein im Auftrage des Kurfürſten von Sachſen durch den Schloßhauptmann der Wartburg und den Herrn des Schloſſes Altenſtein aufgegriffen und auf die Wartburg gebracht. Hier verweilte Luther unter dem Namen eines Junkers Georg (Jörg) bis zum März 1522, hauptſächlich mit der Ueberſetzung des Neuen

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.



Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.

1522 Nachbildung eines Holzſchnittes von Lukas Cranach von 1522. „Bildniß Martin Luthers in der Erſcheinung dargeſtellt, wie er zurückkehrte aus Pathmos im Jahre des Herrn 1522.“

im geleitt beſtimbtt gewiſſßlichenn hie bey vns ſeveſt vnd
i wellenn. Vnns auch auff ſölch dein Zukunfft entlich
ci Anno etc. 1500 vnd im ainvndzwaintzigſtenn vnnſers

mandatum domini Imperatoris
manu propria (?)
bertus Cardinalis Moguntinus
archicancellarius subscripsit
Niclas Zieg (?)

rnn geleitt beſtimbtt gewiſſlichenn hie bey vns ſeveſt vnd
nn wellenn. Vnns auch auff ſölch dein Zukunfft entlich
arci Anno etc. 1500 vnd im ainvndzwaintzigſtenn vnnſers

ad mandatum domini Imperatoris
manu propria (?)
Albertus Cardinalis Moguntinus
archicancellarius subscripsit
Niclas Zieg (?)

stamentes beschäftigt: durch unermüdliche Arbeit war er im Stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsere Sprache und unsern Stil. Durch das Uebergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volksthümlicher Redeweise, nahm bei seiner Uebersetzung nicht allein Gelehrte zu Hilfe, wie Melanchthon für das Griechische, Cruciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Beredsamkeit, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den obersächsischen Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche; die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1464. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, so zu sagen, aus. Luthers Uebersetzung ward erst im Jahr 1534 vollendet und hat, vom gelehrten Standpunkt betrachtet, gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testamentes selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und naiv, poetisch und volksmäßig, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersetzte, faßte er den Gedanken sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testamentes, im Bewußtsein der rechten Ueberzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andere zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erstaunliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschluß an Psalm 46; seinem „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Acht gegen ihn ausgesprochen wurde (am 8. Mai; die Verkündigung erfolgte erst am 25. Mai). Der 1521
Kaiser that wenigstens nichts zur Vollstreckung derselben, und das war um so anerkennenswerther, als er grade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte.

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff; und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besonderen eine unangreifbare Burg des Evangeliums.

Mönche legten ihre Kutten ab, die Prieſter der alten Kirche traten in den Dienſt der neuen, verheiratheten ſich. Wo die Geiſtlichen zögerten, das Evangelium zu predigen, ergriffen die Laien das Wort: in Ingolſtadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeiſterter Webergeſell Luthers Schriften der lauſchenden Menge vor. Auf den Ort der Predigt ſah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verſchloſſen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Arnſtadt auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.

Predigender Bauer.

Titelholzſchnitt einer Flugſchrift: „Eyn Sermon geprediget vom Pawren zu Werdt bey Nurnberg · am Sōtag vor Faßnacht, von dem Freyen willen des Menſchen. Jm M. D. XXIIII (1524) Jar.“ (Gedruckt zu Erffort yn der Permenter gaßen Zum Ferbefaß. Anno M. D. XXIIII (1524).

Auch die Kunſt wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lukas Cranach, einer der großen Meiſter dieſer Epoche, erfüllte ſich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatoriſchen Geſinnungen, widmete ihrer Darſtellung ſein Talent. Hans Sachs, der Nürnberger Meiſterſinger, pries (1523) dem ehrenfeſten Bürgerſtande gegenüber die „Wittenbergiſch Nachtigall“, die endlich Sonne und Tageslicht verkündige.

Die Volksdichtung rühmte den Mann, der „inmitten der rothen Barette und Sammetſchauben“ die gerechte Lehre bewahre. In den Faſtnachtsſpielen wurden Papſt, Kardinäle und Biſchöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor“ auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahre 1522 verdankt eine Schmähſchrift, die an Maßloſigkeit ihres Gleichen ſucht, ihre Entſtehung; es iſt die Satire „Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn Dr. Murner beſchworen.“ Nicht Luther, wol aber die unausbleiblichen Auswüchſe, welche ſich den Neuerungen beigeſellten, gaben Murner, der einſt ſelbſt das Verderben der Geiſtlichkeit verſpottet, ein gewiſſes Recht zu ſeinen Anklagen.

Er wandte ſich vor allem gegen die Bilderſtürmerei, die dem großen Reformator ſchweren Kummer bereitete. Mit wahrem Heldenmuth trat Luther dieſen Ausſchreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlſtadt im Bunde mit den ſchwärmeriſchen Zwickauer „Propheten“ zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er ſich im März des
1522 Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufruhr zu führen ſchienen. Seiner Beſonnenheit und Beredſamkeit gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen; freilich mußte dem Hauptanſtifter das Predigen unterſagt werden.

In den „Bilderſtürmern“ erneuern ſich förmlich die taboritiſchen Lehrmeinungen der

Von dem groſſen Lutheriſchen Narren wie in doctor Murner beſchworen hat. M.

Für Rom.

Titelblatt von Murners „Groſſem Lutheriſchen Narren", gedruckt zu Straßburg durch Johannes Grieninger, 1522. Genaue Nachbildung des Exemplars der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

Digitized by Google

Wider das Bapſtum zu Rom vom Teuffel geſtifft/

Mart. Luther D.

Wittemberg/1545.

durch Hans Lufft.

Wider Rom.

Satyriſcher Titel und erſte Seite von Luthers Schrift „Wider das Bapſtum zu Rom". Erſter Druck von 1545, durch Hans Lufft, Luthers bevorzugten Drucker. Genaue Nachbildung des Exemplars im Beſitz der Verlagshandlung. (Beide Titel bezeichnend für die Derbheit der Polemik von beiden Seiten.)

Digitized by Google

DEr aller Helliſcht Vater Sanct Paulus Tertius/ als were er ein Biſchoff der Römiſchen kirchen/ hat zwey breue an Carolum Quintum vnſern Herrn Keiſer geſchrieben/ darinnen er ſich faſt zornig ſtellet/ murret vnd rhümet ſeiner Vorfarn Exempel nach/ Es gebüre nicht einem Keiſer noch jmand ein Concilium anzuſetzen/ auch nicht ein National/ ſondern allein dem Bapſt/ der allein macht habe zuſetzen/ ordiniren/ ſchaffen/ alles was in der Kirchen zu gleuben vnd zuleben iſt. Hat auch eine Bulla (mit vrlaub zu reden) auslaſſen gehen/ nu faſt zum fünfften mal/ Vnd ſol nu abermal zu Trennt/ das Concilium werden/ doch ſo fern/ das niemand dahin kome/ on allein ſeine grundſuppe/ Epicurer/ vnd was jm leidlich iſt. Hierauff iſt mich luſt ankomen zu antworten/ mit Gottes gnad vnd hülffe/ Amen.

ERſtlich/ Bit ich dich vmb Gottes willē wer du biſt/ ein Chriſt/ ja auch wer du noch natürliche vernunfft haſt/ Sag mir doch/ ob du es verſtehen oder begreiffen mügeſt/ Was das für ein Concilium ſey/

Inhalt zweyerley Predig, Jede in einer kurzen Summa begriſen.

Summa des Evangeliſchen Predigers.
Jr Kinder Chriſti merkt und hort
Fleiſſig das hailſam Gottes Wort ꝛc.

Summa des Bäbſtiſchen Predigers.
Jr Chriſten hört was euch ſagt Got
Vnd der römiſchen Kirche gebot ꝛc.

Zwei predigende Geiſtliche auf Kanzeln.

Vor denſelben Männer und Frauen. Holzſchnitt von einem Flugblatte Hans Sachs', die lutheriſche und die päpſtliche Lehre behandelnd.

Huſitenzeit. Daß Karlſtadt mit der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt voranging, gereicht ihm nicht zum Vorwurfe; aber nun ging man weiter, wollte gemäß der Lehre vom allgemeinen Prieſterthum überhaupt von keinem Geiſtlichen mehr wiſſen, auch nicht bei der Abendmahlsfeier. Die Kindertaufe wurde verworfen. Karlſtadt wandte alle Schriftſtellen wider Abgötterei auf den Bilderdienſt an, dieſe „Oelgötzen, dieſe abgöttiſchen Klötze"; nicht einmal das Kruzifix wollte er dulden. Da der Rath nicht einſchreiten wollte, riſſen die Eiferer die Bilder von den Altären und verbrannten ſie. Endlich aber wollte Karlſtadt die Idee einer ſtreng-chriſtlichen Gemeinſchaft von Brüdern verwirklichen. Er eiferte gegen die Gelehrſamkeit und das Studiren, da Gott ſeine Wahrheit den Unmündigen offenbare. Da Melanchthon zum Widerſtande zu ſchwach, Luther aus Wittenberg abweſend war, hatte Karlſtadt bis zum Jahr 1522 freien Spielraum gehabt. 1522

---

6. Das Reichsregiment, Franz von Sickingens Tod (1523), Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).

Der Ausbreitung der Lehre kam auch der Umſtand zu gute, daß bei der Wahl Karls V. das Reichsregiment wieder eingerichtet worden war. Dieſe ſtändiſche Inſtitution war von den löblichſten Abſichten erfüllt, nahm ſich des Kammergerichts, des Landfriedens an, ſuchte den materiellen Beſchwerden der Nation Abhilfe zu ſchaffen, indem ſie z. B. die großen Handelsgeſchäfte zu verbieten gedachte, faßte ſogar den großartigen Gedanken eines Reichsgrenzzolls, aber ſie

entbehrte doch einer ſtraffen, einheitlichen Organiſation. Ganz abgeſehen davon, daß in dem Reichsregiment der Kurfürſt von Sachſen eine hervorragende Stellung einnahm, ſah die Mehrheit der Mitglieder die Sache Luthers mit gün-
1522 ſtigen Augen an, und die Beſchlüſſe, welche in dem Jahre 1522 und 1523 gefaßt wurden, kamen einer Aufhebung des Wormſer Ediktes nahe genug. Man fühlte ſich eben in nationalem Gegenſatz gegen den Papſt und das römiſche Weſen.

Jedoch war das Reichsregiment ſchon im Jahre 1522 genöthigt, gegen einen Mann, der in erſter Linie mit zu jener nationalen Oppoſition gehörte, gewaltſam einzuſchreiten, und Luther mochte ſich Glück wünſchen, daß er ſeine Sache nicht mit derjenigen der Ritterſchaft verſchmolzen hatte.

Franz von Sickingen.
Originalbildniß in der ſtädtiſchen Sammlung zu Heidelberg.

Franz von Sickingen, der auf ſeinem Schloß, der Ebernburg, den evangeliſchen Gottesdienſt eingerichtet hatte, unternahm im Auguſt des Jahres 1522 den Verſuch, die Fürſtenmacht zu vernichten und die beſtehende Reichsverfaſſung umzuſtürzen. Was an die Stelle derſelben zu ſetzen ſei, war ihm wol ſelbſt nicht klar; aus dem Reichsritterthum hätte am allerwenigſten eine geordnete Staatsform hervorgehen können. Nicht einmal das Heer, welches er nun gegen den Erzbiſchof von Trier führte, repräſentirte das Ritterthum, es waren Soldſcharen, die er und ſeine Freunde geworben hatten. Das Unternehmen hätte eine Ausſicht auf Erfolg nur gehabt, wenn Luther, auf den Sickingen gerechnet, ihn mit ſeiner Popularität unterſtützt hätte. Aber Luther war allen gewaltſamen Schritten abhold, der Macht des Evangeliums allein vertrauend. Als Sickingen, allen Mahnungen zum Trotz wirklich losbrach, thaten ſich die Fürſten, welche ihre Macht bedroht ſahen, zuſammen; Pfalz und Heſſen unterſtützten den Trierer, Sickingen ward in ſeiner Burg Landſtuhl belagert und
1523 fand bei ihrer Vertheidigung den Tod (April 1523). Entblößten Hauptes knieten die Fürſten, die ihn beſiegt, an ſeinem Sterbelager und beteten ein Vater Unſer für ſeine Seele; er wird ewig unvergeßlich ſein.

Wenige Monate darauf brach auch das Herz ſeines treuen Freundes Hutten. Er war nach Sickingens Fall in die Schweiz geflohen und ſtarb an der Zufluchtsſtätte, die ihm Zwingli auf der Inſel Ufnau (im Züricher See) bereitet hatte. Eifer, Gram und

Digitized by Google

Krankheit hatten den vereinsamten Mann aufgezehrt, bevor er das sechsunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte.

Durch eine Kombination aller der Kräfte, welche sich von dem Reichsregiment behindert sahen, ward es im folgenden Jahre (1524) auf dem Nürnberger Reichstag, wenn auch nicht direkt aufgehoben, doch zur Einstellung seiner Thätigkeit gezwungen. Indes hatte dies auf die Sache Luthers zunächst keine nachtheilige Einwirkung. Der päpstliche Legat Campeggi hatte Gelegenheit sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit und tief man bereits von der alten Kirche abgefallen war, nahm doch selbst die Schwester des Erzherzogs Ferdinand, Königin Isabella von Dänemark, zu Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Man erneuerte die Forderung eines allgemeinen Konzils: auf einer Reichsversammlung in Speier sollte (im November 1524) festgesetzt werden, wie es bis dahin in Sachen des Evangeliums zu halten sei. Aber ehe diese Frage ordnungsgemäß von Seiten des Reiches entschieden wurde, nahmen die Anhänger des Alten Stellung ein; sie sind es, welche die kirchlich-politische Spaltung der Nation verschulden. Der Herzog Wilhelm von Baiern, auch die übrigen Wittelsbacher, standen auf Seiten Roms, durch besondere Gnadenerweise wurden sie noch enger an die Kurie gefesselt. Im Juni 1524 einten sie sich unter dem Vorsitze des Legaten Campeggi mit dem Erzherzog Ferdinand und vielen süddeutschen Kirchenfürsten durch den Regensburger Konvent zu gemeinsamer Unterdrückung der Irrlehre. Alsbald begannen denn auch, besonders in den östreichischen Gebieten, grausame Verfolgungen. Was von Karl V. in Zukunft zu erwarten stand, lehrte sein Ausschreiben vom 27. Juli, durch das er die Speierer Versammlung bei der Strafe der Acht verbot. Luthers Meinungen erklärte er für unmenschlich, verglich ihn mit Mohammed! Es war nur folgerichtig, daß er jetzt das Verlöbniß seiner Schwester Katharina mit dem Herzog Johann von Sachsen, Neffen des Ketzerfürsten Friedrich, aufhob.

---

7. Der deutsche Bauernkrieg.

Es war ein Unheil, daß das Evangelium nicht allein für Sickingens Erhebung, sondern auch für eine zweite, noch gefährlichere Bewegung, den deutschen Bauernkrieg, zur Losung und zum Feldgeschrei wurde.

Wenngleich die bäuerlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts noch recht behagliche gewesen waren, ja sogar zugleich mit dem Wohlstand den Bauern ein trotziges Selbstbewußtsein gegeben haben, so muß dieser Zustand doch noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts sein Ende erreicht haben, wie die gleich zu erwähnenden Vorgänge zeigen werden. Man ist neuerdings geneigt, diese Veränderung auf das immer zunehmende Eindringen des römischen Rechtes zu schreiben, und wie es scheint, mit völligem Grunde.

Das römiſche Recht, welches an den norddeutſchen Univerſitäten ſchon ſeit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen war, in Süddeutſchland aber erſt im letzten Jahrzehnt desſelben ſeine ſtändigen Vertreter bekam, verdrängte in wenigen Jahren das alte deutſche Volksrecht; es wurde der Grundſatz geltend, daß Rechtsſachen von ungelehrten Richtern nicht entſchieden werden könnten, die „Doktoren" gewannen die Ueberhand, das Recht war kein Gemeingut des Volkes mehr. Daß ſich dieſe Umwandlung ſo ſchnell vollzog, rührte davon her, daß den Fürſten aus der Anerkennung der Prinzipien des römiſchen Rechtes eine bedeutende Steigerung ihrer obrigkeitlichen Autorität erwuchs. Das neue Gerichtsverfahren empörte den gemeinen Mann, der an kurze, mündliche Verhandlung gewöhnt war; ſelbſt Männer, wie Wimpfeling, erhoben ihre Stimme gegen die ſportelſüchtigen Advokaten und Rabuliſten: Sebaſtian Brant ſchilderte ſie als Ausplünderer des Bauernſtandes gleich dem Raubadel. Es kam wol vor, daß das arme Volk, wie 1509 am Niederrhein ſich an ſolchen modernen Juriſten mit derben Prügeln rächte.

Die neuen Rechtsanſchauungen, nach denen der Landesfürſt eine den Befugniſſen der römiſchen Imperatoren ähnliche Gewalt beſaß, machten ſich zunächſt in ſtärkerem Steuerdruck bemerkbar, ganz beſonders litten unter ihnen aber die Bauernſchaften. Einerſeits verloren ſie das alte Gewohnheitsrecht, bei dem wenigſtens theilweiſe ihnen eine Mitwirkung zufiel, andrerſeits kannte das römiſche Recht weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige im deutſchen Sinne des Wortes. Die Doktoren gaben habſüchtigen Grundherren die Mittel an die Hand, die Bauern ſowol ihres Gemeindelandes zu berauben, als auch von ihren Erblehen zu vertreiben, die Frohnden, wie die Zinſen der Hörigen zu ſteigern. Allerdings treten bei dem Erwachen des Schwarmgeiſtes unter den Bauern nicht von vornherein die Beſchwerden gegen das römiſche Recht ausdrücklich in den Vordergrund, vielmehr werden die Klagen über den geiſtlichen Stand vorangeſtellt, aber die ſtellenweiſe ſozial-demokratiſchen Forderungen beweiſen, welchen gewaltigen Gegenſchlag die rückſichtsloſe Ausnutzung der Landeshoheit hervorrief, und hinſichtlich des Aufſtandes von 1514, des ſogenannten „armen Konrad" erklärten die würtembergiſchen Stände ihrem Herzog ausdrücklich, daß die durch die Doktoren hervorgerufenen Neuerungen eine Haupturſache der Bewegung geweſen ſei.

Als den erſten Apoſtel politiſch-religiöſer, demokratiſch-revolutionärer Grundſätze hat man das „Pfeiferhänsle" Hans Böhm von Niklashauſen zu betrachten, der im Jahre 1476 unter ungeheurem Zulauf predigte und zu Würzburg als Ketzer verbrannt wurde. Im Jahre 1493 bildete ſich in der Gegend von Schlettſtadt ein Geheimbund, der vom Elſaß aus den Aufſtand in weitere Kreiſe tragen wollte. Als Symbol trug die Fahne der Verſchworenen den Bauernſchuh (Bundſchuh). Eine ähnliche Verbindung entſtand im Jahr 1502 in dem ſpeierſchen Dorfe Unter-Grünbach; als Loſung galt den Eingeweihten der Spruch: „Was iſt das denn nun für ein Weſen? Man kann vor München und Pfaffen nit geneſen." Ein neuer Bauernaufſtand brach im Jahr 1514 in Würtemberg aus unter dem Namen des „armen Kunz" oder „Konrad". Auch dieſer Bund erklärte, „daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beiſtand thun wolle." In

Oestreich zeigten sich ähnliche Bewegungen schon im Jahre 1512, ganz besonders aber in dem Jahre 1515 in Krain, Kärnthen und Steiermark.

Holzschnitt vom Jahr 1522, Zeitereignisse darstellend: Kampf gegen das Papstthum, Kampf gegen das Mönchsthum und Erhebung der Bauern.

Wenn man weiß, daß sich an das Auftreten der früheren Reformatoren, wie Wikliff und Hus, demokratisch-sozialistische Erhebungen der unteren Stände schlossen, wird man es so gar wundersam nicht finden, wenn auch jetzt der bedrückte Bauer verlangte, mit der neuen Lehre, die Freiheit und Brüderlichkeit zu verheißen schien, solle endlich Ernst gemacht werden. Denn daß die Bauern aus reinem Uebermuthe, weil es ihnen zu wohl ging, oder aus bloßer Neuerungslust sich erhoben hätten, kann nur behaupten, wer die Eigenart des deutschen Bauern absolut verkennt. Dazu kam freilich, daß die Schwärmer, welche sich der neuen Lehre bemächtigten, jene Meinung geflissentlich bestärkten und verbreiteten. So predigte Karlstadt zu Rothenburg a. d. Tauber Gütergemeinschaft und Abschaffung aller Obrigkeit, am folgenreichsten aber waren die Lehren des aus Zwickau vertriebenen Thomas Münzer. Zu Allstedt gründete er den Hauptherd der Verschwörung. Schon im Jahre 1523 hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet, welche nicht allein die Vertreibung der Herren, Freiheit und Gleichheit bezweckte, sondern — nach Taboritenart — die Vernichtung alles dessen forderte, was, wie Kunst und Wissenschaft, das Leben schmückt und verschönt. Diesem Agitator war Luther viel zu mild und unentschieden, den er das „sanftlebende Fleisch von Wittenberg" schalt. Dagegen trat er allenthalben mit den Wiedertäufern in Verbindung, welche ein „neues Gesetz" ein „Reich Gottes" verhießen.

In den populären Schriften, welche auf die Menge wirken sollten, besonders im alten und neuen „Karsthans" (d. i. der Bauer), wurde die Meinung ausgesprochen, daß Luther der Verbündete des gemeinen Mannes werden müsse; dafür verhieß man ihm den Beistand des Volks. Man rechnete auf Luther, weil man aus seinen Schriften herauslas,

was man zu vernehmen wünschte: es gab in diesen Aeußerungen eines energischen Charakters und eines lebhaften Temperaments genug Worte, die den Mann am Pfluge, den niederen unzünftigen Stadtbürger anheimelten und leicht mißverstanden werden konnten. In dem „großen und kleinen Sermon vom Wucher" (1519) hatte er den Grundsatz aufgestellt, daß man ohne Zinsen leihen müsse; in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie man ihr Gehorsam schuldig ist", fand sich der Satz: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht ewer Tyrannei und muthwillen die Länge leiden, lieben Fürsten und Herren; da wisset Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr ein Welt, wie vor Zeiten, da Ir die Leute wie das Wild jagtet und triebet. Darum lasset Ewer Frevel und gewalt und denkt, daß Ir mit Recht handelt und lasset Gottes Wort seinen Gang haben." Man übersah, daß auch dieser Satz in der Forderung gipfelt, dem Worte Gottes müsse allwege nachgelebt werden, man wußte nicht, daß Luther, seiner innersten Natur nach, gewaltsames Auftreten und Dreinschlagen stets mißbilligen würde.

So bereitete sich denn in der Zeit vom Jahre 1523 bis 1525 der große
1524 Bauernkrieg vor, schon im Jahre 1524 an einzelnen Stellen als ein drohender Feuerschein emporzüngelnd.

Es entstanden eine Menge Einzelherde der Verschwörung, namentlich im Schwäbischen — so im Hegau der Bund mit dem Bundschuh und der Sonne im Banner — im Allgau der Seebund um den Bodensee, im Odenwalde, im Hohenlohischen, dann auch in Ostfranken; bis Tirol hinein erstreckte sich neben der Reformation die bäuerliche Verschwörung, für deren Organisation insbesondere Thomas Münzer als wandernder Agitator thätig war. — Die erste Empörung fällt in den August des Jahres 1524, wo ein Stühlinger Bauer, Hans Müller von Bulgenbach, die Absicht kundgab, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um alle deutschen Bauerschaften frei zu machen. Die Unbotmäßigkeit der Stühlinger war der Ueberlieferung zufolge dadurch hervorgerufen worden, daß die Gräfin von Lupfen, ihre Herrin, befohlen hatte, Schneckenhäuschen zu sammeln, auf die sie Garn winden könne.

Die Sache der Bauern wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der vertriebene Herzog von Würtemberg die Absicht hegte, durch die Benutzung dieser Bewegung sein Land wiederzugewinnen. Er beschäftigte dadurch vor allem den schwäbischen Bund, welcher in den unruhigen Gegenden allen Ausschreitungen
1525 am ersten hätte ein Ziel setzen können. Im Anfang des Jahres 1525 brachen die Bauern los, nicht alle auf einmal, — zuerst die Untergebenen des Abtes von Kempten, der mit neuen Bedrückungen die Geduld der Leute Jahre lang herausgefordert hatte, es folgten die Allgauer, die Seebauern: sie reichten ihre Beschwerden dem schwäbischen Bunde ein, der mit Rücksicht auf den Würtemberger auf Unterhandlungen einging. So gewannen die Bauern Zeit sich zu größeren Haufen zusammenzuscharen: es gebrach ihnen weder an Führern, die mit dem Schwert umzugehen wußten, noch an federgewandten Männern, welche die Forderungen der Bauerschaft in ein förmliches Programm brachten. Wie unter jenen der rittermäßige Florian Geyer, ist unter diesen Friedrich Weigand, kurmainzischer Kellner zu Miltenberg im Odenwald, neben ihm der hohenlohesche Kanzler Wendelin Hipler zu nennen. Von ihrem Kreise — denn der eigentliche Verfasser ist noch nicht ermittelt — ging das Manifest der Bauerschaft aus, das „gedruckte Büchlin", welches die „grundlichen und rechten

(12) Hauptartikel“ enthielt. Herolde verkündeten das Manifest, in welchem politisch-radikale Freiheitsideen sich mit kirchlich-reformatorischen Gedanken verschmolzen, allenthalben den Gemeinden: unter dem Titel „Teutscher Nation Notturft“ oder „Reformation Kaiser Friedrichs III.“ wurde das Bauernprogramm als ein von der höchsten Reichsautorität längst gewollter, durch ungünstige Umstände bisher verhinderter Besserungsentwurf angepriesen.

Aufständische Bauern.

Titelholzschnitt (verkleinert) der „Handlung, Ordnung, vñ Instruction, so fürgenömen worden sein vonn allen Rottenn vnnd hauffen der Pauren, so sich zesamen verpflicht haben. M : D : XXV :“ (1525).

Hier lautet der fünfte Hauptartikel: „Alle Doktores der rechten, sy seyen Geystlich oder weltlich im heyligen römischen reych Teutscher Nation sollen nach laut der fürgenommen reformation an keynm gericht, bei keynem rechten, auch in keyns Fürsten oder andern rädten meer erlytten, sondern gantz abgethon werden; Sy sollen auch fürbaß, hyn vor gericht oder recht nit weytter reden, schreyben oder radtgeben, Seytmals got den menschen mit seiner eygen weißheit begnadt und fürsehen hat.“ Und in der zweiten Deklaration desselben Artikels heißt es gar: „Kein Doktor soll sitzen, helffen rechtsprechen, schöpfen noch beschließen, wann In das harter dann den Layen verschlossen ist.... Darzu synd es nun besoldt knecht und nit erbdiener des rechten.“

Die „evangelische Brüderschaft“, als welche sich die Bauernhaufen bezeichneten, machte reißende Fortschritte. Grafen und Herren mußten sich ihren Forderungen unterwerfen: der Bischof von Speier, der Kurfürst von der Pfalz bequemten sich, den zwölf Artikeln gemäß Abhulfe ihrer Beschwerden zu verheißen. Der Ritter Götz von Berlichingen, dessen Kriegserfahrung den Bauern nicht minder nützen konnte, als sein populärer Name, ließ sich herbei, eine Hauptmannsstelle in ihrem Heere anzunehmen. Es ist zweifelhaft, ob er dabei lediglich dem Zwange wich, wie er es später darstellte, als er wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande zur Verantwortung gezogen wurde: allein, was jeder zu befürchten hatte, der sich den Bauern widersetzte, lehrt das schreckliche Ende des Grafen Ludwig von Helfenstein in Weinsberg.

Vom schwäbischen Bunde beauftragt, mit einer kleinen Ritterschar in diesen Gegenden den Fortschritt der Bewegung zu hemmen, gerieth er nach Erstürmung der Stadt in die Gewalt seiner Todfeinde. Unter jubelndem Hohn wurde er nebst seinen Getreuen vor den Augen der weinenden Gattin auf Befehl des blutdürstigen Jäcklein Rohrbach in

Ermordung eines Ritters durch aufrühreriſche Bauern.
Aus den Holzſchnitten Schäuffelins zum „Troſtſpiegel“. (Auf der Fahne das Zeichen des Bundſchuhs.)

die Spieße gejagt, ein Frevel, der an dem Anſtifter nachmals in ſchauriger Weiſe vergolten wurde.

Im Bewußtſein ihrer erſten leicht errungenen Erfolge gedachten die Bauern eine planmäßige Umgeſtaltung des Reiches vorzunehmen. In Heilbronn tagte ein Ausſchuß, der ſich dieſer Arbeit mit Zugrundelegung der zwölf Artikel unterzog. Damit ging viel Zeit und Kraft verloren, welche die Bauern, falls ſie ſich dauernde Erfolge ſichern wollten, zur Organiſation ihrer zuchtloſen Banden hätten anwenden müſſen. Schon raffte ſich der ſchwäbiſche Bund zuſammen, ſeit der Mordthat von Weinsberg hatten die Bauern die öffentliche Meinung gegen ſich: Luthers Mahnung, die Bauern todtzuſchlagen, wie tolle Hunde, war unnöthig: ſo entſchuldbar ſeine Entrüſtung war, ſo bedauerlich iſt es doch, daß der Mund des Reformators ſich zu ſolchem Rufe öffnen mußte.

Seinem hochherzigen Herrn, dem Kurfürſten Friedrich, ward wenigſtens erſpart den Jammer zu ſchauen, der ſich nunmehr im deutſchen Lande erheben ſollte. Er war ſeinen armen Leuten ſtets ein milder Herr geweſen, er bekannte noch vor ſeinem Ende, zur Mäßigung rathend, „wir Fürſten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“
1525 Am 5. Mai 1525 ſtarb der Fürſt, in dem das neue Evangelium wahrhaft verkörpert gelebt hatte. „Er war ein Kind des Friedens“, ſagte ſein Arzt, „friedlich iſt er verſchieden.“

Sein Nachfolger Kurfürſt Johann, ſollte im Bunde mit Philipp von Heſſen und den andern ſächſiſchen Fürſten dem Bauernaufſtand den erſten tödlichen Schlag beibringen. Thomas Münzer, deſſen Umſturzpläne noch viel weiter gingen, als die Beſtrebungen der ſüddeutſchen Bauern, hatte von Mühlhauſen aus in Thüringen und auf dem Eichsfelde erbarmungslos gehauſt. Ein furchtbarer, aber großartiger Schwärmer, konnte er die umliegenden ſächſiſchen

Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen. Kupferſtichbildniß von Albrecht Dürer.

Unterſchrift: „Chriſto geweiht.“ — „Dieſer hat Gottes Wort mit der größten Gegebung gefördert; Ewigen Nachruhms iſt würdig darum er fürwahr.“ — „Für Herrn Friedrich, Herzog von Sachſen, des h. röm. Reichs Erzmarſchall, Kurfürſt, gemacht von Albrecht Dürer aus Nürnberg.“ — · B · M · F · V V · (unüberſetzbare Deviſe) — 1524. —

Digitized by Google

Landſchaften in Mitleidenſchaft ziehen, wenn man ſeinen Unternehmungen nicht rechtzeitig Einhalt that. Er hatte eben Mühlhauſen verlaſſen, um „das Neſt der Adler“ anzugreifen; er ſtand in wenig vortheilhafter Stellung ohne genügendes Kriegsmaterial, mit ſchlechtbewaffneten Scharen auf der Anhöhe oberhalb der Stadt Frankenhauſen. Hier ward er am 15. Mai angegriffen. Sowie das feindliche Geſchütz Tod und Verderben in ſein Heer zu ſchleudern begann, ſank den Leuten der Muth; ein paniſcher Schrecken überkam ſie, als kein himmliſches Wunder — wie der Prophet doch verheißen — Rettung brachte. Die Streithaufen löſten ſich auf: in dem Gewirre der Flüchtigen wurde auch der verwundete Münzer nach Frankenhauſen geriſſen. Durch einen Zufall ward er entdeckt; nachdem er allen Hohn der Sieger erlitten und bis zum Wahnſinn gefoltert war, erhielt er den Todesſtreich. Grauſam war das Loos der Beſiegten,

Grabmal Friedrichs des Weiſen in der Schloßkirche zu Wittenberg.
Erzguß von Peter Viſcher. („Opus Petri Fischer Norimbergensis anno 1527.“)

Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg.

„Acker Conez (Kunz) und Klos (Klaus) Wuczer im Bauernkrieg 1525.“ Gestochen von Hans Sebald Beham im Jahr 1544.

ein hartes Schickſal traf Mühlhauſen, „das Erzketzerneſt“.

An demſelben Tage, an dem bei Frankenhauſen die Entſcheidung fiel, erlitt auch das ſüddeutſche Bauernheer eine ſchwere Niederlage. Von dem an ſich richtigen Gedanken geleitet, ſich für die Zukunft einen feſten Stützpunkt und Zufluchtsort zu verſchaffen, hatten die Bandenführer es unternommen, den Frauenberg, das feſte Schloß von Würzburg, zu erobern.

Noch heute ſchaut es trotzig auf die rebenumkränzte Stadt herab, damals war es entſchieden uneinnehmbar. In der Stadt ſelbſt hatten die Bauern ſtarken Anhang, aber unbezwinglich war der Feſtungswall. Man hatte verſucht, denſelben zu unterminiren, — noch jetzt iſt die Lücke im Geſtein zu ſehen, — aber die Arbeit ging zu langſam vor ſich, ſo wagte man am 15. Mai den Sturm, ohne daß an irgend einer Stelle auch nur Breſche geſchoſſen wäre; zweimal gingen die Bauern mit dem Muthe der Verzweiflung vor: es war alles vergebens. Man wartete hoffnungslos noch ein paar Tage; dann zog der größere Theil des Bauernheeres ab, weil die Streitmacht des ſchwäbiſchen Bundes ſich inzwiſchen geſammelt hatte. Auch Götz von Berlichingen hielt es für gerathen, in dem erklärlichen Chaos ſeine Flucht zu bewerkſtelligen.

Dieſes Ereigniß vollendete die Auflöſung des Bauernheeres, welches nun in einer Reihe von Einzelgefechten, ſo bei Neckarſulm und Königshofen, geſchlagen und vernichtet wurde. Im Anfang des Juni war der Aufſtand im weſentlichen unterdrückt; jetzt ging die Rache an ihr ſchreckliches Werk.

Georg Truchſeß von Waldburg, der Feldherr des ſchwäbiſchen Bundes, durchzog Schwaben und Franken, mit eiſerner Strenge die Uebelthäter ſtrafend, — Jäcklin Rohrbach ward lebendig gebraten, — aber auch die weniger Schuldigen nicht ſchonend. Wer ſich nicht ganz rein wußte, floh in die Wälder, von jedem fallenden Blatt, von der leiſeſten Bewegung der Vögel erſchreckt und von neuem aufgeſcheucht. Wo der Truchſeß zu gnädig ſchien, halfen die Fürſten gründlich nach. Glücklich, wer mit dem bloßen Tode davon kam und nicht beſonders erfinderiſcher Rache zum Opfer fiel, wie jene ſiebenundfünfzig Bürger von Kitzingen, denen Markgraf Kaſimir die Augen ausſtechen ließ,

Ein Landsknecht aus dem Bauernkriege. Geſtochen von Bartel Beham.

Digitized by Google

„damit sie", wie er sagte, „ihrem Eide, ihn nie wieder ansehen zu wollen, treu bleiben könnten."

Das Loos der Bauernschaft ward unmittelbar nach diesen Niederlagen aber härter, denn je zuvor; es schien, als sollten die „armen Leut" vollständiger Leibeigenschaft entgegengehen.

---

8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis zum Jahr 1529.

Eine gewaltige Gefahr hatte der Bauernkrieg auch über die evangelische Sache heraufbeschworen. Wennschon Luther selbst in schroffster Weise gegen diese Bestrebungen sich ausgesprochen hatte, die Thatsache war nicht zu leugnen, daß die neue Lehre — mißverstanden immerhin und mißbraucht — dort eine bedeutende Rolle gespielt, evangelische Prediger in den Reihen der Bauern zahlreich gestanden. Ohne Unterschied hatten die Anhänger des Alten und die Neuerer die gemeinsame soziale Gefahr bekämpft. Jetzt, da sie vorüber war, brachen die alten Antipathien hervor. Der schwäbische Bund, in dem die Regensburger Verbündeten vorwaltenden Einfluß ausübten, wandte sich gegen die Anhänger des Evangeliums ganz besonders. Vierzig evangelische Prediger wurden von dem Profoß Aichili in Schwaben und Franken aufgehängt. Herzog Georg zu Sachsen, der Mühlhausen hatte unterwerfen helfen, ließ zu Leipzig zwei Bürger enthaupten, weil man bei ihnen lutherische Bücher gefunden. Glücklicherweise ließen sich die leitenden evangelischen Fürsten durch die letzten bedauernswerthen Ereignisse nicht beirren. Außerdem herrschte selbst bei den katholischen Fürsten eine heftige Abneigung gegen die weltliche Seite der Bischofsgewalt. Selbst der Erzherzog Ferdinand hätte nichts dagegen gehabt, das ausgedehnte Erzbisthum Salzburg zu seinen Gunsten zu säkularisiren. Schon im Jahre 1525 wurde allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, die geist- 1525
lichen Güter seien zu nichts mehr nütze und müßten von seiten der Reichsregierung eingezogen werden. Ja es regte sich der Gedanke, bei zukünftigen Kaiserwahlen die geistlichen Kurfürsten auszuschließen.

Dennoch wäre es höchst voreilig gewesen, hätten sich die evangelischen Fürsten der Hoffnung hingegeben, ihre Sache sei unantastbar: eben belehrte sie ein kaiserliches Schreiben (vom 24. Mai 1525), welches zu einem Reichstag nach Augsburg einlud, daß man an völlige Wiederherstellung des alten Zustandes denke. Daher einten sich der Landgraf und der Kurfürst zu gemeinsamem Widerstand (Oktober 1525). Der Reichstag wurde zwar im Dezember eröffnet, aber auf allgemeinen Wunsch auf den 1. Mai des nächsten Jahres verschoben, wo er in Speier abgehalten werden sollte. Hier mußte es zum Entscheidungskampfe kommen, zu dem sich jedermann rüstete; auch die katholischen Fürsten

ſchloſſen ſich näher aneinander und forderten den Kaiſer ausdrücklich auf, die „verdammte lutheriſche Lehre“ zu vertilgen.

Wie ſich Karl V. einer ſolchen Mahnung gegenüber verhalten würde, war von ſeiner Stellung zum Papſte abhängig, die ja auch ſchon in den Tagen von Worms die Entſcheidung gebracht hatte. Es iſt daher im Vorübergehen auf Karls auswärtige Beziehungen, beſonders auf ſeinen erſten italieniſchen Feldzug ein Blick zu werfen.

Der Gegenſatz, der ſchon zu Maximilians Zeiten zwiſchen Frankreich und Habsburg beſtand, war durch die Vorgänge bei der Wahl Karls V. nur geſchärft worden und mußte naturgemäß in Italien zum Austrag kommen, wo die Franzoſen zuletzt doch noch Mailand und Genua behauptet hatten. Deutſchland hatte zwar ſeine Oberhoheit über Norditalien niemals aufgegeben, beſaß aber an der Aufrechterhaltung derſelben nicht das geringſte Intereſſe und hatte ſeine Abneigung gegen Maximilians darauf zielende Verſuche deutlich bekundet. Was für Vortheile hätten der Nation auch daraus erwachſen können? wozu ſollte ſie ſich für das Phantom längſt vergangener, unwiederbringlich verlorener Herrlichkeit im Süden opfern? Es war begreiflich, daß der hochſtrebende Herrſcher, den Deutſch-

Karls V. Landsknechte zur Zeit des erſten Krieges gegen Franz I.
(Holzſchnitt Schäuffelins von 1520 aus dem Troſtſpiegel.)

lands Fürſten erkoren hatten, auch in Italien die Kaiſermacht wiederherſtellen wollte: aber das lag einzig im Intereſſe des habsburgiſch-ſpaniſchen Hauſes. Ob Franz I. Mailand behielt oder nicht, war ſelbſt für die Ehre der deutſchen Nation höchſt gleichgiltig. Und nun gar in den Tagen, wo der kirchlich-nationale Gedanke alle Geiſter erfüllte! Da für Karl V. Deutſchland erſt in zweiter Linie ſtand, hatte er ſein Hauptaugenmerk auf Italien gerichtet. Im Bunde mit dem Papſte — zuerſt Leo X., dann Adrian VI., zuletzt Clemens VII. — bekämpfte er ſeit dem Jahre 1521 ſeinen Gegner. Deutſche Landsknechte gewannen ihm, voll grimmigen Haſſes gegen die Schweizer, die Schlacht von Bicocca (27. April 1522); im Jahr 1524 wurden die Franzoſen aus Italien verdrängt, auf dem Rückzuge fiel Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", von einer Kugel getroffen: Karl ſchritt zum Angriff auf Frankreich ſelbſt. Zwar mißlang dies Unternehmen, aber einen um ſo glänzenderen Sieg errang Karls Feldherr bei Pavia am 25. Februar 1525; in kaum zwei Stunden war das prächtige Heer Franz' I. vernichtet, 1525
er ſelbſt ein Gefangener. Aber ein ſo vollſtändiger Triumph war nicht nach dem Geſchmacke des Papſtes, und da Karl obendrein für die Erweiterung des päpſtlichen Gebietes nichts thun wollte, begann Clemens mit den Franzoſen zu intriguiren. Ja, er nahm die Pläne Julius' II. auf: den ſiegreichen Kaiſer wollte er aus Italien vertreiben, Karls unzufriedener Feldherr Pescara ſollte dazu helfen, Sforza von Mailand ward in das Vertrauen gezogen. Aber Pescara blieb treu und verrieth die Ränke dem Kaiſer, der nun Mailand für ſich behielt. Franz I. bequemte ſich am 14. Januar 1526, um der 1526
läſtigen Gefangenſchaft zu entgehen, zu dem Frieden von Madrid, der ihm außer dem Verzicht auf Italien und Burgund die demüthigendſten Bedingungen auferlegte: tags zuvor hatte er eine geheime Proteſtation verfaßt, kraft welcher er den feierlich zu beſchwörenden Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte. Seine Begriffe von Religion ließen das zu: hätte er daran gezweifelt, der Papſt ſprach ihn nicht nur ausdrücklich von ſeinem Eide los, er verband ſich mit ihm ſogar durch die Liga von Cognac, welche Karl aller bisher errungenen Vortheile berauben ſollte.

Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia.

Aus Joh. Lud. Gottfrieds „Hiſtoriſcher Chronika", einem bis zum Jahr 1618 reichenden Geſchichtswerk, deſſen von M. Merian ausgeführte Kupferſtiche zum Theil gute Nachbildungen älterer Originale ſind.

Die Wendung der italienischen Dinge ward für die Entwicklung der deutschen Reformation entscheidend. Nach dem Frieden von Madrid schien es nicht unwahrscheinlich, daß Kaiser Karl zur Unterdrückung der Ketzer selbst die Hilfe
1526 seines Gegners Franz I. haben werde: noch am 23. März des Jahres 1526 mahnte Karl, dem alten Glauben treu zu bleiben, die neue Lehre zu vertilgen. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen hielt man daher die Bildung einer festen evangelischen Partei für nothwendig, und nach den ersten Verabredungen (zu Gotha, Februar 1526) einten sich im Juni jene Fürsten zu Magdeburg mit ihren norddeutschen Glaubensgenossen.

Das Bündniß wird gewöhnlich das „Torgauer Bündniß" genannt, weil es in dieser Stadt ratifizirt worden ist.

1526 So geeint, konnte man auf dem Reichstage, der sich im Juni zu Speier sammelte, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen. Die kaiserlichen Kommissarien hielten sich zuerst an ihre Instruktion, die, vor der Liga von Cognac abgefaßt, das Wormser Edikt von neuem einschärfte. Man glaubte aber, der Kaiser sei jetzt anders gesinnt, man erklärte die Durchführung des Ediktes für unmöglich. Wirklich meldete Karl seinem Bruder Ferdinand, daß sein Staatsrath daran denke, die Strafbestimmungen des Wormser Ediktes aufzuheben und Luthers Lehre einem allgemeinen Konzile zu unterbreiten. Gleichwol erfolgte die Aufhebung nicht. Aber nun kam man auf den Gedanken, die Angelegenheit, deren einheitliche Regelung sich als unmöglich erwies, dem Ermessen der Territorialfürsten zu überlassen. Der ständische Ausschuß beschloß, „jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten gedenke". So sollte es gehalten werden bis zu der allgemeinen Kirchenversammlung, um welche im Reichsabschiede gebeten ward. Jene Worte, welche der Reichsverweser Erzherzog Ferdinand genehmigte, bilden die gesetzliche Grundlage für die Errichtung evangelischer Landeskirchen. Die religiöse Sonderung der Nation ward damit sanktionirt; die dereinstige Wiedervereinigung war möglich, aber höchst unwahrscheinlich.

Für die wenig freiwillige Nachgiebigkeit des Kaisers, den lediglich sein Interesse bestimmte, erwies sich die Nation nicht undankbar. Mit voller Kraft kam sie ihm zu Hilfe: der lutherisch gesinnte Feldhauptmann Georg von Frundsberg führte seine deutschen Landsknechte, die alle von glühendem Haß gegen den Papst erfüllt waren, gegen Rom: „er wollte dem Papst ein Leides thun, wenn er ihn in seine Hand bekomme." Und zu derselben Zeit ergossen sich deutsche Streitkräfte nach Ungarn, um dem Erzherzog Ferdinand den nach dem Tode Ludwigs II. (1526) erledigten Thron zu sichern. Nachdem er am
1526 23. Oktober 1526, nicht ohne Rücksicht auf die religiöse Frage im Gegensatz zu den Bestrebungen des katholischen Baiernherzogs, zum König von Böhmen gewählt war, erhielt er am 11. November auch die ungarische Krone, welche ihm der mächtige Magnat Zapolya so gern streitig gemacht hätte.

1527 Karls zweiter italienischer Krieg dauerte von 1527—1529. Am 6. Mai 1527 erstürmte das kaiserliche Heer, dessen Befehlshaber Karl von Bourbon dabei den Tod

fand, Rom: die Landsknechte verhöhnten in lächerlichem Aufzuge das Papstthum, „das sie dem Luther schenken wollten." Mit dem Papst schloß Karl am 29. Juni 1529 zu Barcelona Friede: Clemens VII. bequemte sich, die Herrschaft des Kaisers in Italien anzuerkennen. Zwischen Franz I. und Karl V. vermittelten die Mutter des ersteren und die Tante des letzteren, Margarethe, Statthalterin der Niederlande, den nach ihnen genannten „Damenfrieden" von Cambrai (Juli 1529). Der Vortheil war wesentlich auf der 1529
Seite des Kaisers. Zwar gab er die Eroberung von Burgund auf, aber Franz I. verzichtete auf seine italienischen Ansprüche, entsagte der Lehnsherrschaft über Artois und Flandern. Der Friede, gegen den Franz gleich wieder protestirte, ward von beiden Seiten nur als ein Waffenstillstand betrachtet.

Nachdem sich der letzte Jagellone, Wladislaus II., Sohn Ludwigs II., im Jahr 1521 mit Maximilians Enkelin Maria vermählt hatte, bildete sich in Ungarn eine habsburgische Partei, deren Hauptwidersacher Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, war. Dieser Zwist machte das ohnehin ziemlich zerrüttete Königreich erst recht unfähig, den Türken, welche bereits vor Jahren Belgrad erobert hatten, Widerstand zu leisten. Von dem großen Soliman am 29. August 1526 bei Mohacz geschlagen, fand Ludwig auf der Flucht einen unrühmlichen Tod.

Während Karl V. durch die italienischen, Ferdinand durch die ungarisch-türkischen Angelegenheiten beschäftigt wurde, konnte die neue evangelische Lehre, begünstigt durch den Speierer Abschied, sich weiter verbreiten und die evangelische Kirche sich begründen. In Sachsen und Hessen, in den fränkischen Fürstenthümern der Hohenzollern, in dem mächtigen Nürnberg, in Lüneburg, Ostfriesland und Holstein, in Schlesien und dem neuentstandenen Herzogthum Preußen befestigte sich das Evangelium.

Der längst ersterbende Deutsche Orden hatte sich zuletzt dadurch aufzuhelfen gesucht, daß er geborene Fürsten zu Hochmeistern wählte. Albrecht von Brandenburg, Hochmeister seit 1511, hatte, wie seine Vorgänger, die polnische Lehnshoheit nicht anerkennen wollen, von Deutschland im Stich gelassen aber nach einem unglücklichen Krieg einen ungünstigen Frieden schließen müssen. Auf einer Reise nach Deutschland wurde der Hochmeister mit evangelischen Ueberzeugungen durchdrungen; das Ordensland selbst sehnte sich nach der neuen Lehre, die Bischöfe liehen ihr mit Freuden Gehör. Der König von Polen wurde durch geschickte Vermittler für den Plan gewonnen, den bisherigen Hochmeister gegen Leistung der Huldigung zum erblichen Herzog zu erklären. Am 10. April 1525 fand in Krakau die feierliche Belehnung statt; die Einführung der Reformation ging leicht und glücklich von statten.

Medaille auf Markgraf Albrecht von Brandenburg, erster Herzog von Preußen 1526. (Germanisches Museum.) Umschrift: Exprimit Alberti atque Dorothee pagina vultus Inclita quos primus Brussia nacta duces. „Albrecht zeiget das Bild und auch Dorothea, das erste Herzogspaar, das besaß Preußen, das ruhmreiche Land."

Da die neuen Kirchen unter dem Schutz und dem unmittelbaren Einfluß der Landesfürsten gegründet wurden, so baute sich ihre Organisation nicht auf der demokratischen Grundlage des Gemeindeprinzipes auf, sondern man gestaltete sie von oben her nach monarchischen Grundsätzen.

Der Landesfürst nahm die Stelle des obersten Bischofs ein: indem er einige der bischöflichen Rechte den Superintendenten übertrug, die aus der Pfarrgeistlichkeit hervorgingen, wurde dieser ein bescheidener Antheil an der Kirchenregierung gewährt. Was die äußerlichen Aenderungen betrifft, so waren es im wesentlichen folgende. Der Cölibat der Geistlichen wurde aufgehoben, — auch Luther hatte sich am 13. Juni 1525 mit der ehemaligen Nonne Katharina von Bora vermählt; die Mitglieder der Klöster kehrten größtentheils in die Welt zurück, die meisten Klöster gingen ein. Die Klostergüter wurden für milde Stiftungen bestimmt oder an die Gründung von Schulen oder Universitäten — so Marburg — gewendet; freilich verschwand auch gar mancher Erlös in den bodenlosen landesfürstlichen Kassen.

Mit der Sorge für die innere Befestigung der neuen Lehre machte den Anfang Sachsen, wo im November 1528 auf Luthers Betreiben eine Kirchenvisitation veranstaltet wurde. Die Pfarrer wurden angewiesen, in allem Aeußerlichen das Herkömmliche thunlichst zu schonen; was irgend bestehen konnte, behielt man bei. Zur Unterweisung in den christlich-evangelischen Wahrheiten gab dann Luther im folgenden Jahre den großen und kleinen Katechismus heraus „ebenso kindlich, wie tiefsinnig, so faßlich, wie unergründlich, einfach und erhaben."

9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten. (1529.)

1529 Durch den Frieden, welchen Karl V. im Jahre 1529 mit dem Papste schloß, hatte er sich verpflichtet, der „verpestenden Krankheit der neuen Meinungen" ein Ziel zu setzen. Die lutherische Gesinnung der deutschen Nation vornehmlich hatte dem Kaiser zu seinem Uebergewicht über den Papst verholfen: die Ausrottung derselben Lehre war der Dank, den der undeutsche Fürst in seinem dynastischen Interesse der Nation abstatten wollte.

Vom Papst direkt aufgefordert, sich der Religionssache kräftiger anzunehmen als bisher, hatte Karl schon im November des Jahres 1528 einen Reichstag
1529 nach Speier zum 21. Februar 1529 einberufen; die Stände wurden bedeutet, daß man auf die Ausbleibenden keine Rücksicht nehmen werde. Pünktlich ward die Versammlung eröffnet; die kaiserlichen Kommissare schlugen vor, den Speierer Reichsabschied von 1526, der die Ausbreitung der lutherischen Lehre gestattete, mit einer völlig entgegengesetzten Anordnung zu vertauschen. Da in dem Ständeausschuß, welcher den kaiserlichen Vorschlag begutachten sollte, die Majorität katholisch war, nahm man ihn an. Dem Wortlaute nach konnte es scheinen, als solle nur der Fortschritt der Bewegung gehemmt werden, in Wirklichkeit aber hatte der Beschluß rückwirkende Kraft. Denn die Messe sollte überall wieder zugelassen, die Autorität der Bischöfe, welche doch die Prediger ein- und abzusetzen hatten, wieder anerkannt werden. Endlich wurden die Anhänger des schweizerischen Reformators Zwingli förmlich aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen. Die evangelischen Fürsten erklärten, in Sachen des Gewissens habe die Majorität keine Geltung: dennoch erklärte König Ferdinand am 19. April die Beschlüsse der Mehrheit, welche nur noch in die Form eines „Reichsabschiedes" zu bringen

war, für angenommen und ertheilte auf den Widerspruch der evangelischen Fürsten in verletzender Form eine abweisende Antwort. Mit weiteren Eingaben wollte sich Ferdinand nicht befassen, den Evangelischen blieb nichts übrig, als vor den versammelten Ständen, in Abwesenheit des Königs und der kaiserlichen Kommissarien gegen den Mehrheitsbeschluß einen Protest zu verlesen, in dessen Folge ihnen der Name der „Protestanten" geblieben ist. Sie verlangten, wenn der Reichsabschied im Sinne der Mehrheit abgefaßt würde, müsse ihr Protest mit aufgenommen werden. Auf die weltlichen katholischen Fürsten machte dies Verfahren Eindruck, aber Ferdinand lehnte jede Annäherung, auch jene Forderung ab. Da verfaßten die evangelischen Fürsten am 25. April eine förmliche Protestationsurkunde, die sie öffentlich bekannt machten. Eine große Anzahl von Reichsstädten trat ihrer Erklärung bei.

10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).

Der katholischen Majorität gegenüber war eine Vereinigung aller Evangelischen dringend geboten. Schon am 22. April hatten Sachsen und Hessen ein 1529
geheimes Bündniß mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg verabredet. Von diesen Städten hing Straßburg der schweizerischen Reformation Zwinglis an: man hatte im Gefühl der bevorstehenden Gefahr keinen Unterschied gemacht. Aber es fragte sich, ob trotz dieser gemeinsamen Gefahr an theologischen Bedenklichkeiten nicht die so überaus nothwendige politische Vereinigung der deutschen und der schweizerischen Religionsgesellschaft scheitern werde.

Grundverschieden waren Luther und Zwingli nach Charakter und Bildungsgang und persönlichen Erfahrungen, nicht minder verschieden das Werk, das sie, ihrer Eigenart folgend, unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse ihres Heimathlandes gegründet. Und außerdem schien eine Differenz in Bezug auf die grundlegende Lehre vom Abendmahl zwischen beiden Reformatoren eine unüberschreitbare Kluft zu bilden.

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli (er wandelte seinen Vornamen in „Huldreich" um) wurde am 1. Januar 1484 in dem Dorfe Wildhaus (in der Grafschaft Toggenburg) geboren, wo sein Vater Ammann war. In der Heimath, zu Basel und Bern vorgebildet, bezog er im Jahr 1499 unter dem latinisirten Namen „Cogentius" die Universität zu Wien und vollendete seine Studien in Basel, wo er, namentlich ein Liebhaber der Musik, ein heiteres Leben nach Art der Humanisten führte. Seit 1506 Pfarrer in Glarus, studirte er eifrig das Neue Testament, begleitete dann zweimal schweizerische Soldheere nach Italien als Feldprediger, predigte aber von 1515—1516 nachdrücklichst gegen den Krebsschaden des Söldnerwesens. Die französisch-gesinnte Partei in Glarus zwang ihn deswegen zum Rücktritt: von 1516—1518 nahm Zwingli die bescheidene Stellung eines Pfarrhelfers in Einsiedeln ein; dann aber ward er gerade wegen seiner vaterländischen Gesinnung als Leutpriester an das große Münster zu Zürich berufen. Hier bekämpfte er sowol alle auswärtigen politischen Bündnisse, als auch die Mißbräuche der katholischen Kirche, zunächst predigte er gegen den Ablaß, den Bernardin Samson unter Mißbilligung der schweizerischen Bischöfe seit 1518 verkaufte. Außerdem aber erklärte er vom Tage seines

Amtsantrittes an (1. Januar 1519) die Schrift zur einzigen Grundlage seiner Predigt machen zu wollen. Kein Universitätsgelehrter wie Luther, sah er seine Lebensaufgabe darin, die Republik, die ihn aufgenommen, sittlich und religiös umzugestalten: seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren nicht dogmatisch-theologische, sondern moralisch-politische. Seine Parteistellung als Gegner Frankreichs begünstigte sein reformatorisches Wirken, der Papst schonte ihn noch, als Luther schon verdammt war. Der eigentliche Anfang der schweizerischen Reformation fällt in den Beginn des Jahres 1522, wo Zwingli die Schriftwidrigkeit der Fastengebote lehrte. Nach mehreren Disputationen, durch welche der Rath die Schriftmäßigkeit der Lehre Zwinglis erhärten ließ, sagte sich Zürich von der katholischen Kirche und dem Konstanzer Bisthum los. Da Zwingli alles Schriftwidrige, wie z. B. die Bilderverehrung, sogar das Orgelspiel, verwarf, waren wiedertäuferische Reformen die unausbleibliche Folge. Obwol Zwingli für Luther persönliche Verehrung bezeugte, bestanden zwischen der schweizerischen und der deutschen Reformation schwer vereinbare Gegensätze. Nach Zwinglis Ansicht stellt „die Gemeinde" die wahre Kirche dar: sie ist formgebend, nicht irgend eine Obrigkeit, wie die fürstliche, die in Deutschland das Werk Luthers unter ihren Schutz genommen.

Folgenreicher noch war der dogmatische Unterschied in Bezug auf die Abendmahlslehre. Zwingli erklärte die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl für undenkbar, diese Lehre also für schriftwidrig. In der Einsetzungsformel erklärte er das Wort „ist" als „bedeutet" und sah in dem Abendmahl bloß eine Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Von 1524—1529 führte er einen erbitterten Kampf gegen Luther, der die durch ein Mysterium vermittelte reale Gegenwart Christi im Abendmahl lehrte.

Zuerst Bern (1528) dann Basel (1529) schlossen sich an Zürich an, zugleich mit der Annahme der Lehre die fremden Bündnisse abkündigend. Zwinglis Lehre fand in Südwestdeutschland, besonders in Straßburg, lebhaften Anklang.

Man hatte in Speier den Theologen das neue Bündniß verborgen; als man es ihnen mitgetheilt, zeigten sie sofort Bedenken oder Widerstreben. Melanchthon hätte die Anhänger Zwinglis gern aufgegeben, wenn er dadurch die Sache Luthers sichern konnte: die „gottlose" Meinung Zwinglis dürfe man nicht vertheidigen: Luther stellte dem Kurfürsten Johann vor, wenn man sich mit solchen Leuten verbinde, gehe man mit Leib und Seele der Verdammniß entgegen. Obwol die Theologen entschlossen waren, alle Maßregeln gemeinsamer Vertheidigung zu hintertreiben, machte der Landgraf Philipp von Hessen einen Versuch, die streitenden Geister zu versöhnen und lud Luther, Melanchthon,
1529 Zwingli und viele andere Theologen auf den Michaelistag des Jahres 1529 zu einem Religionsgespräch nach seinem Schlosse zu Marburg ein. In dem Hauptpunkt gerade einigten sich die streitenden Parteien nicht, und damit fielen all die Hoffnungen, die der Landgraf in politischer Hinsicht an den Ausgang der Besprechung geknüpft, in nichts zusammen. Und dabei wuchs die Gefahr: der Kaiser hatte die Gesandten, welche ihm die Protestation überbrachten, mit entschiedenster Ungnade behandelt. Man übersah auf evangelischer Seite die Gefahr nicht, man erwog die Berechtigung des gewaltsamen Widerstandes. Luther und sein Kreis verwarf ihn: nach der Meinung dieser Theologen mußte man den härtesten Schlag seitens der höchsten Obrigkeit geduldig hinnehmen. „Gott ist getreu", sagte Luther, „er wird uns nicht lassen."

11. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).

Nicht unmittelbar äußerte sich die Wirkung des Speierer Reichsabschiedes; Kaiser Karl war noch in Italien, König Ferdinand sah sich von den Türken unter Soliman angegriffen und mußte sich glücklich schätzen, als sich die Macht des furchtbaren Feindes an dem beherzten Widerstande des treuen Wien brach (Oktober 1529). Erst nachdem Karl V. zu Bologna die italienischen Wirren beendigt und daselbst (24. Februar 1530) mit vielem Pompe, wennschon ohne Mitwirkung der Kurfürsten, zum Kaiser gekrönt war, konnte er an die Ordnung der deutschen Angelegenheiten denken. Er schrieb zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Augsburg aus: seine Absicht war, es noch einmal mit gütlichen Verhandlungen zu versuchen, ehe er von Gewaltmaßregeln Gebrauch machte. Am 15. Juni hielt Karl seinen festlichen Einzug in Augsburg, wo sich die Stände äußerst zahlreich versammelt hatten. Die Vermuthung des Kaisers, die Protestanten würden bei seinem bloßen Erscheinen sich demüthigen, bestätigte sich indes nicht. Als er die Forderung stellte, die evangelischen Fürsten sollten die freie Predigt unterdrücken, sagte der alte Markgraf Georg von Brandenburg: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf der Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen."

1529

1530

Türkischer Krieger mit östreichischen Bauern.
Holzschnitt von Hans Guldenmundt aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken.

Betroffen begütigte ihn Karl in seinem gebrochenen Niederdeutsch: „Lieber Fürst, nit Kopp ab." Auch an der Fronleichnamsprozession nahmen die evangelischen Fürsten keinen Antheil. Der Kaiser beanspruchte bei der Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen, am 20. Juni, Hilfe wider die Türken und forderte, um die religiösen Irrungen beizulegen, jeden auf, seine „Meinung,

Prozeſſion Karls V. und Papſt Clemens VII. nach der Krönung zu Bologna am 24. Februar 1530.

Darſtellung aus dem großen gleichzeitigen Kupferwerk, welches Nikolas Hogenberg als Augenzeuge über dieſe Feierlichkeit anfertigte und es „Divo et invicto Imperatori Carolo V" widmete.

Digitized by Google

BB
PROGENIES·DIVVM·QVINTVS·SIC·CAROLVS·ILLE
IMPERII·CAESAR·LVMINA·ET·ORA·TVLIT
AET · SVAE · XXXI
ANN · M · D · XXXI

Karl V. im 31. Lebensjahre. Kupferſtich von Bartel Beham v. J. 1531.

Digitized by Google

Gutbedünken und Opinion" schriftlich einzureichen. Die protestantischen Fürsten beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen: am 25. Juni verlas der Dr. Baier den deutschen Wortlaut des Bekenntnisses, das Melanchthon ausgearbeitet hatte.

Die Grundlage des Augsburger Bekenntnisses (Confessio Augustana) bilden die von Luther verfaßten Schwabacher Artikel (Oktober 1529) und die Torgauer Artikel. Es näherte sich möglichst dem katholischen Lehrbegriff, suchte die Neuerungen nur zu vertheidigen und enthielt sich jeden Angriffs. Die beiden Exemplare des Bekenntnisses, der lateinische und der deutsche Text, waren von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzogen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet.

Auf Veranlassung der katholischen Fürsten arbeitete eine Kommission von Theologen der alten Lehre eine Widerlegung (Confutatio) der protestantischen Schrift aus (3. August): nur in der Rechtfertigungslehre gab man ein wenig nach, in allen übrigen Punkten des Glaubens und des Kultus hielt man die alte Lehre der Kirche fest. Die Widerlegungsschrift ward im Namen Karls veröffentlicht: er forderte die Evangelischen auf, in den Schoß der allgemeinen Kirche zurückzukehren; andernfalls werde er seines Amtes als Schutzherr der Kirche walten. Auch der Papst, welcher von den Forderungen der Protestanten in Kenntniß gesetzt war, ermahnte den Kaiser zu rücksichtslosem Vorgehen.

Aber auch die Evangelischen blieben fest, vor allem durch die Einwirkung Luthers, der von Koburg her — er war noch in der Reichsacht — den Muth der Bekenner stärkte. Er hielt das augenblickliche Einverständniß der katholischen Mächte für wenig dauerhaft, außerdem besiegte sein Gottvertrauen jede Zaghaftigkeit. Dieser Stimmung entsprang sein Kernlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", dessen Entstehung gewöhnlich in die Zeit seines Koburger Aufenthaltes verlegt wird.

Alle weiteren Vermittlungsversuche, bei denen die Evangelischen an die Grenze der Möglichkeit gingen, scheiterten an dem Widerstande des Kaisers und der Kurie. Der Reichstagsabschied ging auf das Wormser Edikt zurück und bedrohte alle Ungehorsamen mit der Acht. Leib und Seele gelobte der spanische Fürst, dem deutsches Wesen stets ein Räthsel geblieben, an die Ausrottung der Ketzer zu setzen.

Es war natürlich, daß die evangelischen Stände an eine Vereinigung zu gemeinsamem Widerstand gingen. Außer der Religionssache kam noch eine politische Angelegenheit in Frage, die Wahl Ferdinands zum römischen Könige. Am 22. Dezember 1530 hielten die Unterzeichner der augsburgischen Konfession 1530
in Schmalkalden eine Zusammenkunft und einigten sich über ein Trutz- und Schutzbündniß. Selbst Luther machte sich mit dem Gedanken gewaltsamer Gegenwehr vertraut. In der Wahlfrage gingen die Meinungen der Versammelten auseinander, aber darauf hatten sie ohnehin wenig Einfluß. Am 5. Januar 1531 ward Ferdinand zu Köln gewählt, und in der Wahlkapitulation, welche 1531

die katholischen Kurfürsten feststellten, ausdrücklich auf den Augsburger Reichsabschied verpflichtet. Die Protestanten verweigerten dem neuen Könige den Gehorsam: von den katholischen Fürsten waren die eifersüchtigen Baiernherzoge mit der Wahl höchst unzufrieden.

Auf einer zweiten Versammlung zu Schmalkalden, um Ostern 1531, wurde die Dauer des Bündnisses auf sechs Jahre festgesetzt. Hier zog man auch die „oberländischen" Städte (Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau) hinzu, nachdem der Straßburger Prediger Martin Butzer in der Abendmahlslehre eine Vermittlungsidee ersonnen, die leider in der Schweiz keinen Anklang fand.

Während der schmalkaldener Bund sich durch den Beitritt der mächtigsten norddeutschen Städte, wie Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Göttingen, Braunschweig und Goslar stärkte und daran denken konnte, sich eine förmliche Verfassung zu geben, erlag bereits die Reformation in der Eidgenossenschaft.

Zwingli, wie hervorgehoben, zugleich ein politischer Reformator, erregte den bittersten Haß der fünf alten Schweizerkantone, deren unberechtigten politischen Einfluß er brechen wollte. Die Waldstädte waren katholisch geblieben, sie verbündeten sich zu Anfang des Jahres 1529 mit Ferdinand von Oestreich und wurden nur durch die Kriegsrüstungen Zürichs gezwungen, dem Bunde zu entsagen. Aber der Krieg war nur vertagt;
1531 im Herbst des Jahres 1531 nahmen die fünf katholischen Orte den Kampf auf, im Vertrauen auf ihre kleine, aber geschlossene Macht, welche die uneinigen Gegner wol besiegen könne. Mit 8000 Mann brachen sie im Oktober 1531 in das Züricher Gebiet ein; am 11. Oktober stellte sich ihnen bei Kappel die kleine Züricher Streitmacht, weit unter 2000 Mann, entgegen. Alle Tapferkeit der Einzelnen war umsonst: ein Viertel der Züricher fand den Tod; siegestrunken stürmten die Feinde bald über das Schlachtfeld. Zwingli, der als Feldprediger mitgezogen war, lag schwerverwundet unter einem Baume. „Wirst du beichten und die Mutter Gottes anrufen?" riefen ihm zwei Kriegsknechte zu. Er schüttelte mit dem Kopf, ein Unterwaldener Hauptmann schlug ihm den Todesstreich. Am folgenden Tag ließen die Sieger den Leichnam durch die Hand des Henkers viertheilen, verbrennen und die Asche vom Winde verwehen.

Mit Jubel theilte Ferdinand dem Kaiser die Nachricht mit; in der Eidgenossenschaft aber begann die gewaltsame Wiederherstellung des Katholicismus.

Die oberländischen Städte, mit denen die schweizerischen Orte keinerlei Verbindung beibehalten durften, mußten nun wohl oder übel sich in dem schmalkaldischen Bund die Stelle einräumen lassen, welche ihnen die Berathungen zu
1531 Nordhausen und Frankfurt (November und Dezember 1531) anwiesen. Der Bund, welcher Nord- und Süddeutschland einte, war von hervorragender politischer Bedeutung. Wer Oestreich fürchtete, über Oestreich klagte, näherte sich den Verbündeten: selbst das katholische Baiern lehnte sich an den Bund, um der Verwaltung des gehaßten Königs Ferdinand Opposition zu machen.

BB
PROXIMVS·A·SVMMO·FERDNANDVS·CAESARE·CARLO
REX·ROMANORVM·SIC·TVLIT·ORA·GENAS
AET·SVAE·XXIX
ANN·M·D·XXXI

Ferdinand I. als römiſcher König im 29. Jahre. Kupferſtichbildniß von **Bartel Beham** v. J. 1531.

Unterſchrift: „Ferdinand, welcher zunächſt als römiſcher König dem hohen
Karl iſt gefolgt, hat ſo Antlitz und Wangen gehabt.“

Digitized by Google

V
S
SCHWIZ
V
S
VRI
V
VND WALDE
V
ZVRICH

Aus der Zeit der Schlacht bei Kappel: Die Bannerträger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürich.
Gleichzeitige Kupferstiche von Virgil Solis.

Digitized by Google

12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1534).

Es schien, als eile die Vorsehung Luthers Zuversicht zu belohnen. Der Sultan Soliman, für den das religiöse Zerwürfniß in Deutschland kein Geheimniß war, baute darauf seine Eroberungspläne. Jetzt bedurfte der Kaiser auch der Pro-
1531 testanten; im Sommer des Jahres 1531 eröffnete man mit ihnen Verhandlungen, da der seit dem April zu Regensburg versammelte Reichstag keine allzu reichliche Türkenhilfe bewilligte. Ehe die Türken wirklich losbrachen, wurden jene
1532 Verhandlungen lau geführt; als sich aber Soliman am 26. April 1532 in Bewegung setzte, mußte man die Bedingungen der Protestanten annehmen. Sie forderten die Verkündigung eines allgemeinen Friedens und Einstellung der Prozesse, welche das Kammergericht gegen sie eingeleitet. Wegen des Widerstandes, den Karl bei dem päpstlichen Legaten und der katholischen Majorität fand, verkündigte er nur den Frieden in einem öffentlichen Erlaß; über die Einstellung der Prozesse gab er den Protestanten von Nürnberg aus eine geson-
1532 derte Erklärung (August 1532), welche jene nicht ganz befriedigte. Indessen durften sie wenigstens bis zur Berufung eines allgemeinen Konziliums auf Ruhe rechnen.

Bald nach Erlaß dieser Versicherung starb Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen an einem Schlagfluß. Ihm folgte Johann Friedrich.

Auch Luthers Voraussicht, daß der Bund zwischen dem Kaiser, dem Papst und Franz I. von keiner Dauer sein werde, bewahrheitete sich. Der Papst war gegen die Berufung eines Konzils und näherte sich Franz I., der im Jahre 1532 seine alten Pläne wieder aufnahm. Demgemäß unterstützte er das Unternehmen, den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, den geschwornen Feind Oestreichs wieder in sein Land zurückzuführen. Philipp von Hessen beredete zu Bar-le-duc mit Franz I. die Einzelheiten des Planes, welchem selbst die Herzoge von Baiern hold waren. Die Gelegenheit war günstig, der schwäbische Bund, mit dessen Hilfe Oestreich dereinst den Herzog vertrieben, hatte sich aufgelöst: die Herzen des würtembergischen Landvolkes schlugen dem angestammten Fürsten entgegen. Mit rasch geworbenen Reiterscharen drang Philipp im Mai des Jahres
1534 1534 in Würtemberg ein und zersprengte am 13. die östreichische Streitmacht bei Lauffen am Neckar. Herzog Ulrich wurde mit Jubel aufgenommen: es konnte keine Frage sein, daß er auch in der Religionssache sich den Gegnern Oestreichs anschloß. Karl V. machte Miene, den kecken Landgrafen zu züchtigen, aber sein Bruder Ferdinand sah ein, daß Würtemberg für ihn verloren war: er schloß am 27. Juni zu Cadan (einem böhmischen Städtchen zwischen Saaz und Annaberg) mit seinen Widersachern Friede. Herzog Ulrich sollte in Zukunft sein Land als Afterlehn von Oestreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reich besitzen. Dagegen gab der Kurfürst von Sachsen seine Opposition gegen Ferdinand auf und erkannte ihn nun als römischen König an.

Der Friede von Cadan förderte in ganz Süddeutſchland die Reformation. So trat auch die Stadt Augsburg förmlich über. In Würtemberg ſelbſt vollzog ſich die Umgeſtaltung ſehr leicht, das Land wurde bald ein Hort des Evangeliums und die vom Herzog geförderte Univerſität Tübingen die Pflanzſchule tüchtiger Theologen.

13. Die Wiedertäufer in Münſter. Georg Wullenweber (1535).

Nicht ohne Gewaltſamkeiten hatte ſich die Ausbreitung der neuen Lehre auf weſtfäliſchem Gebiet vollzogen: meiſt ging mit der religiöſen Bewegung eine Auflehnung der Niederen gegen die Höheren, Rath, Biſchof, Kapitel oder Ritterſchaft, Hand in Hand. So erzwang ſich auch die Stadt Münſter im Februar 1533 eine evangeliſche Kirchenordnung und dieſes Beiſpiel würde für ganz Weſtfalen entſcheidend geweſen ſein, hätte nicht an dieſem Punkte der vorübergehende Triumph wiedertäuferiſcher Lehren eine völlige und blutige Reaktion zur Folge gehabt.

Wiedertäuferiſche Lehren hatten ſich an den verſchiedenſten Orten unmittelbar nach dem Beginne der Reformation gezeigt und waren von den Evangeliſchen thunlichſt unterdrückt, von den Katholiſchen ganz beſonders blutig verfolgt worden. Die Verwerfung der Kindertaufe war nur das Wahrzeichen einer Richtung, die noch in vielen anderen Dingen von der neuen Lehre abwich, in ſich ſelbſt aber mannigfache Unterſchiede zuließ. Da predigten die Einen ſtrengſte Gütergemeinſchaft, andere hatten hinſichtlich der Ehe, hinſichtlich des Predigtamtes ſehr freie Anſichten. Alle aber einten ſich in dem Gefühl des Auserwähltſeins und in dem Glauben, der Untergang der Welt ſtehe bevor, ein neues Jeruſalem werde nach Ausrottung der Gottloſen gegründet werden und den Auserwählten ein ſeliges Leben ohne Geſetze, Obrigkeit und Ehe, in der Fülle des Ueberfluſſes beſchieden ſein. Die Wanderapoſtel der Wiedertäufer, wie Melchior Hoffmann, ein Kürſchner, wandten ſich beſonders an die Handwerker, die ſich in ihren dumpfigen Werkſtätten mit den ausſchweifendſten apokalyptiſchen Vorſtellungen erfüllten. Nirgends hatten die wiedertäuferiſchen Lehren eine ſo weite Verbreitung gefunden, wie in den Niederlanden, wo Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und ſein Landsmann Jan Bockelſohn aus Leyden, zahlreiche kleine Gemeinden geſtiftet hatten. Der Reformator von Münſter, Bernhard Rottmann, war ihnen völlig ergeben; ſeit dem Ende des Jahres 1533 füllte ſich Münſter mit wiedertäuferiſchen Apoſteln aus den Niederlanden. Reißend ſchnell griff die Schwärmerei um ſich; langmüthig ſchonte der Rath die Sektirer, bis ſie ſich ſelbſt der Gewalt bemächtigten. Bei der Rathswahl am 21. Februar 1534 ward einer der Ihrigen, Bern- 1534
hard Knipperdolling, zum Bürgermeiſter erwählt; auch in dem Rath herrſchten fortan die Wiedertäufer. Schon am 27. Februar wurden alle, welche die Wiedertaufe verwarfen, vertrieben, darauf wurden alle Bildwerke zerſtört, alle Bücher, deren man habhaft wurde, verbrannt; nur die Bibel ſollte übrig bleiben. Der Begriff des Eigenthums hörte auf, man bildete eine einzige religiös-kriegeriſche Familie. Die oberſte Gewalt beſaß zuerſt Matthys, nach deſſen Tode (Oſtern 1534) Bockelſohn, neben ihm regierten zwölf Aelteſte, welche der Prophet erleſen. Knipperdolling wurde mit dem Schwert der Gerechtigkeit betraut. Als man Anſtalt machte, die Ehe aufzuheben, zeigte ſich eine nicht unbedeutende Oppoſition; ſie ward beſiegt und grauſam geſtraft. Gemäß der myſtiſchen Lehre vom tauſendjährigen Reich wurde denn auch Johann Bockelſohn auf Grund der Offenbarungen des Goldſchmieds Duſentſchuer zum König der ganzen Welt ausgerufen. Sein Regiment, — er führte die Vielweiberei ein, — war eine widerliche Miſchung von Genußſucht, Frömmelei, Blutdurſt und geiſtlichem Hochmuth. Der Prophet ließ ſich auch

Johann von Leyden und Knipperdolling.
Gleichzeitiges Oelbild, aufbewahrt in der Bibliothek der Akademie zu Münster.

Die Beischriften:

Iohann Beuckels von Leyden
König der Anabaptisten
zu Münster in
Westphalen
1533

I. Bernhard Knipperdollinck
Prophet der Anabaptisten
zu Münster in
Westphalen
1533

1534 anfangs in seinen Freuden wenig durch die Belagerung stören, welche zuerst der Bischof von Münster allein führte. Die Mittel, mit welchen ihn Kleve und Köln unterstützten, waren ungenügend, ein Sturm, am 30. August 1534, mißlang, und die Wiedertäufer erhoben ihr Haupt nur noch stolzer, namentlich in den Niederlanden. Allein nun nahmen sich die nächstgelegenen Kreise, der kurrheinische, der niederrheinisch-westfälische, der oberrheinische der Sache an, Sachsen und Hessen gesellten sich ihnen zu, und jetzt wurde Johanns Lage bedenklich. Der Hunger wüthete in der umlagerten Stadt. In der Johannisnacht des Jahres 1535 wurde sie durch einen Handstreich eingenommen: die erbitterten Landsknechte verübten eine schreckliche Metzelei, dann folgten planmäßige Hinrichtungen. Die vorigen Machthaber wurden mit glühenden Zangen gezwickt, die entseelten Leiber am Lambertusthurm in eisernen Käfigen zur Schau aufgehängt. Die lutherische Lehre war nach den letzten Vorgängen hier aussichtslos.

In dasselbe Jahr fällt das Scheitern einer andern norddeutschen Bewegung die einen gewissen Zusammenhang mit der Reformation hat, aber doch zumeist politischer Natur ist und daher auf die Ausbreitung der Reformation keine nachtheilige Rückwirkung geäußert hat.

Der hochstrebende Bürgermeister von Lübeck, Georg Wullenweber, welcher im Jahre 1533 durch eine demokratische Umwälzung an das Ruder gelangt war, wollte die verwickelten nordischen Verhältnisse dazu benutzen, die Macht der Hansa in den drei skandinavischen Reichen zu ausschließlicher Geltung zu bringen und alle Fremden, namentlich die Holländer aus der Ostsee zu verdrängen. Der Feldherr der Lübecker, Graf Christoph von Oldenburg, nahm zwar im Sommer des Jahres 1534 die dänischen Inseln, auch Kopenhagen ein, aber dann (September 1534) bedrohte Christian von Holstein die allzu kühne Hansestadt selbst. Zum König von Dänemark gewählt, gewann er bald das Uebergewicht über die Lübecker. Wullenwebers Mißgeschick führte seinen Sturz herbei: während seiner Abwesenheit wurde die alte Verfassung wiederhergestellt. Wullenweber dankte ab, fiel auf einer Reise in die Hand des Erzbischofs von Bremen und ward von diesem an seinen Bruder Heinrich von Braunschweig ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ.

Digitized by Google

Der heilige Jakob (Schutzpatron Spaniens) die Türken niederwerfend.
Freskobild des Sodoma in Siena, gemalt zur Zeit von Karls V. Unternehmungen gegen die Türken.

14. Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis zum Jahre 1539).

Die alte Feindschaft mit Franz I. und ein Unternehmen, welches in gewisser Beziehung zu dieser Entzweiung stand, ein Feldzug nach Tunis, zog den Kaiser seit dem Jahre 1535 von den deutschen Verhältnissen ab. Ein 1535
glücklicher Seeräuber, Chaireddin, genannt Barbarossa, hatte, begünstigt von dem Sultan Soliman, zuerst Algier, dann auch Tunis eingenommen und bedrohte die Küsten des Mittelmeeres. Abgesehen davon, daß die Spanier das Emporkommen einer so gefährlichen Macht nicht dulden konnten, erschien dem Kaiser der Kampf gegen diese Ungläubigen als ein besonders würdiges Unternehmen. Er ergriff es mit Begeisterung (Frühjahr 1535) und führte es mit Glück durch. Nach einer siegreichen Schlacht bei Tunis nahm er die Stadt selbst ein: das Innere des Landes überließ er einheimischen Fürsten, sich selbst behielt er nur die Küste vor. Seine Erfolge in großartigerem Maßstabe auszunützen hinderte ihn ein neuer Krieg mit Frankreich.

In dem Augenblick, als der Kaiser aus Afrika zurückkehrte, starb Franz Sforza von Mailand. Gern hätte Karl durch die Abtretung der vielumstrittenen Stadt den König Franz dauernd an seine Interesse gefesselt, aber Franz I. lag mehr daran, die Stellung in Italien, welche er durch zwei unglückliche Friedensschlüsse verloren, wiederzugewinnen. Unter dem Vorwande, der Herzog Karl von Savoyen wolle sein Land, das Franz I. beanspruchte, dem Kaiser einräumen, brach er im März des Jahres 1536 dort ein. Karl antwortete im Juli durch einen doppelten Angriff auf Frankreich. Aber das eine Heer, welches von den Niederlanden eingedrungen war, mußte nach vergeblicher Belagerung der Festung Peronne abziehen, Karl selbst aus Mangel an Vorräthen nach großen Verlusten die Provence verlassen. Der allerchristlichste König ver-

band sich mit den Osmanen zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf den Kaiser.
1537 In Italien hielten sich in dem nun folgenden Kriege des Jahres 1537 die Gegner die Wage: der Sultan aber benutzte die Gelegenheit, all die altberühmten Eilande des griechischen Archipelagus einzunehmen. Dem Papste Paul III. gelang es endlich, im Mai des Jahres 1538 zu Nizza einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Franz und Karl herbeizuführen. Bei den bezüglichen Besprechungen wurde auch über die religiöse Frage verhandelt; Karl übernahm es, noch einmal einen gütlichen Ausgleich zu versuchen, da der Papst ein bereits von ihm angekündigtes Konzil verschob.

Auf die evangelische Sache hatten die eben geschilderten Begebenheiten den günstigsten Einfluß. König Ferdinand sah sich im Interesse des östreichischen Gesammthauses genöthigt, mit den evangelischen Fürsten sehr behutsam umzugehen, er sagte den Stillstand der Prozesse am Kammergericht zu, er stellte der Erweiterung des schmalkaldischen Bundes keine Hindernisse entgegen. Am 24. Dezember 1535 wurde er auf zehn Jahre verlängert, im April des Jahres 1536 traten ihm neue Mitglieder bei.

Es waren: Ulrich von Würtemberg, Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten.

Auch innerlich, im Punkte der Abendmahlslehre besonders, näherten sich in Folge der unermüdlichen Thätigkeit des wackren Butzer die verschiedenen Richtungen. Die Süddeutschen nahmen die augsburgische Konfession und deren Apologie als ihr Bekenntniß an, Luther erkannte sie als Brüder im Glauben an. Diese theologische Versöhnung gewährleistete die Festigkeit des politischen Bundes. Eine solche war aber noch jetzt dringend von nöthen. Die Evangelischen befanden sich im Februar des Jahres 1537 zu Schmalkalden und beschlossen, das vom Papste im Jahre 1536 ausgeschriebene Konzil nicht anzunehmen, da sie es als ein allgemeines und freies nicht ansehen konnten; sie baten um eine unparteiische Versammlung auf deutschem Boden. Da erschien der kaiserliche Vicekanzler Dr. Held, der, allerdings gegen seine Instruktion und aus persönlichem Haß gegen die Evangelischen, eine völlige Reaktion in Aussicht stellte. Die Protestanten waren aufs äußerste erschreckt, die Katholiken faßten Muth, und die eifrigsten Anhänger der alten Lehre, die bereits im Jahre 1533 durch einen Vertrag zu Halle geeinten Fürsten Georg von Sachsen, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg, Albrecht von Mainz, beschlossen, dem schmalkaldischen Bündniß ein ähnliches entgegenzusetzen. Dies kam wirklich am 10. Juni 1538 zu Nürnberg zu stande, auch König Ferdinand, erst später der Kaiser, traten ihm bei. Dr. Held that sein möglichstes, um die Häupter beider Parteien an einander zu hetzen, auf beiden Seiten rüstete man.

Im Grunde war aber der Kaiser mit Held unzufrieden, denn an einem Kriege in Deutschland war ihm jetzt durchaus nicht gelegen. Da sich nun sowol unter den rheinischen Kurfürsten eine gemäßigte Meinung geltend machte, als auch der junge Kurfürst von Brandenburg Joachim II. (seit 1535) sich zur Vermittlung

erbot, so beauftragte Karl mit diesem wichtigen Geschäfte seinerseits einen neuen Bevollmächtigten, den Erzbischof Johann von Lund. Auf dem Frankfurter Tage (Februar bis April 1539) einigte man sich zwar nicht, aber der Erzbischof 1539
suspendirte die Prozesse des Kammergerichts auf achtzehn Monate und trug sogar selbst auf einen neuen Religionsvergleich an. Der schmalkaldener Bund hatte einen bedeutungsvollen Sieg erfochten.

Wie werthvoll der Rückhalt war, den der Bund gewährte, zeigte sich sofort. Der reformfeindliche Herzog Georg von Sachsen, welcher am 17. April 1539 starb, hatte testamentarisch bestimmt, sein Bruder Heinrich, ein erklärter Freund der neuen Lehre, dürfe das Erbe nur antreten, wenn er sich dem katholischen nürnberger Bunde anschlösse: im entgegengesetzten Falle solle König Ferdinand sein Erbe sein. Allein der Herzog, dem der Landgraf sofort Bundeshilfe zusagte, kümmerte sich nicht im geringsten um die bezüglichen Erklärungen Ferdinands: er begann die Reformation durchzuführen; am ersten Pfingsttage des Jahres 1539 predigte Luther in Leipzig.

Und nun trat, gewiß unter dem Einfluß der von Frankfurt ausgegangenen versöhnlichen Stimmung, endlich auch Brandenburg in die Reihe der evangelischen Staaten ein. Umsonst hatte Joachim I., vor dessen fanatischem Glaubenseifer selbst seine Gemahlin, die fromme Elisabeth, vom Hofe fliehen mußte (26. März 1528) seinen Söhnen auf dem Todtenbette den Eid abgenommen, der römischen Kirche treu zu bleiben. Der jüngere Sohn, Johann von Küstrin, eine entschlossene Natur und Luthers Sache längst aufrichtig ergeben, führte sofort nach seinem Regierungsantritt (1535) die Reformation ein und trat im Jahre 1538 dem schmalkaldener Bunde bei; der ältere, Kurfürst Joachim II. stellte dem Fortschreiten der evangelischen Lehre wenigstens keine Hindernisse entgegen. Im Februar des Jahres 1539 sprach die Bürgerschaft von Berlin und Cöln, 1539
wenig später die märkische Ritterschaft den Wunsch aus, die „reine göttliche Lehre" anzunehmen; der gelehrteste Bischof des Landes, Matthias von Jagow (von Brandenburg), entschloß sich die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Aus seinen Händen empfing am 1. November 1539 Kurfürst Joachim zu Spandau, wo seine geliebte Mutter nach ihrer Heimkehr den Wittwensitz aufgeschlagen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Unverzüglich folgten diesem Beispiel die Hauptstadt und das Land. Wie ernst es der Kurfürst mit seinem Uebertritt meinte, zeigte eine unmittelbar darauf vorgenommene Kirchenvisitation und der Erlaß einer Kirchenordnung (1540); und zur Förderung der religiösen Erkenntniß 1540
ließ sich Joachim die Pflege des Schulwesens besonders angelegen sein. Allerdings wurde manche Aeußerlichkeit des katholischen Kultus beibehalten, und es bedurfte der Autorität Luthers, um Argwohn und Unzufriedenheit zu dämpfen.

Auch trat Joachim II. dem schmalkaldener Bunde nicht bei; er wollte sich mit dem Kaiser nicht entzweien, zufrieden, die rechte Lehre eingeführt zu haben.

Der einzige katholische Fürst des brandenburgischen Hauses, der auch füglich nicht zur Reformation übertreten konnte, Albrecht von Mainz, gab den Ständen seiner norddeutschen Stifter Magdeburg und Halberstadt, gegen Bezahlung seiner Schulden, die

Einführung der neuen Lehre frei; Halle, das er sich anfangs vorbehalten wollte, trat auch über. Auch in Braunschweig-Kalenberg wurde nach Herzog Erichs Tode reformirt, ebenso in Mecklenburg (1540).

15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).

1540 Das Jahr 1540 schien den Protestanten anfänglich schwere Gefahren zu bringen. Der Papst arbeitete eifrig an einer völligen Aussöhnung zwischen Franz I. und Karl V.: der Kaiser war geneigt, sogar ein Familienbündniß mit seinem langjährigen Gegner zu schließen; er hätte die Niederlande seiner Tochter als Ausstattung mitgegeben. Zum Glück für die Protestanten, gegen welche sich dann die verbündete Macht beider Fürsten gewendet haben würde, scheiterte der Versuch wieder an den italienischen Ansprüchen der Rivalen; am 5. Juni 1540 wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Damit nun nicht etwa Frankreich den religiösen Zwist in Deutschland zu seinem Vortheil ausbeute, mußte der Kaiser an die Beilegung desselben denken. Ohne gradezu den Frankfurter „Anstand" zu bestätigen, gewährte er, was der Erzbischof von Lund im Einklange mit den Ständen dort in Aussicht gestellt hatte: der Kaiser schrieb eine Versammlung nach Speier aus, wo die Religionsstreitigkeit unter der Theilnahme von Laien zum Austrag gebracht werden sollte. Alle Einreden des päpstlichen Legaten fruchteten nichts; Deutschland, so schien es, sollte unter kaiserlicher Autorität sein eigener Richter sein.

Leider gaben die Protestanten in Hagenau, wo — statt in Speier — die erste Vorbesprechung stattfand, dem Kaiser anheim, doch einen päpstlichen Legaten zu den Verhandlungen hinzuzuziehen. Derselbe verstand es denn auch vortrefflich, auf einem zweiten Tage in Worms den Protestanten die eben gewonnene Position wieder zu entreißen. Am liebsten hätte er nur einen Schriftenaustausch zugelassen, jedoch nahm das Gespräch am 14. Januar 1541 seinen Anfang. Melanchthon und Eck disputirten über die Lehre von der Erbsünde. Da lief ein kaiserliches Schreiben ein, durch welches Granvella, der Vertreter des Kaisers, abberufen und die Parteien auf einen Reichstag nach Regensburg eingeladen wurden. Hätte das Gespräch seinen Fortgang ungestört nehmen können, so würde sich unzweifelhaft die Mehrheit für die neue Lehre entschieden haben. So aber hatte die Kurie diese Gefahr für diesmal noch abgewendet. Gewonnenes Spiel hatte sie freilich noch nicht; denn auf dem Reichstag sollte das Religionsgespräch erneuert werden. Und wahrlich, so günstig wie hier war nie vorher die Gelegenheit zur Verständigung. Der Papst hatte einen Legaten geschickt, der selbst von der Nothwendigkeit einer innerlichen Reform der Kirche überzeugt war, den Venetianer Contarini; Martin Butzer, der die Evangelischen geeint, hatte einen Vermittlungsvorschlag zwischen Protestanten und Altgläubigen entworfen. Granvella fand die Schrift geeignet, zur Grundlage der Verhandlung zu dienen, Luther erklärte sie für „gut gemeint." Neben Eck und Melanchthon ernannte der Kaiser die gemäßigtsten Theologen zu „Collocutoren" (Theilnehmern des Gesprächs). Ueber einige der wichtigsten Punkte der Lehre einigte man sich fast völlig; in der Lehre von der Kirche, dem Papst und den Konzilien gingen die Ansichten schon auseinander; an der Lehre vom Abendmahl scheiterte die Verständigung.

Der Kaiſer ließ beantragen, daß man wenigſtens in den Punkten, über die man ſich zuerſt verglichen, bis zu einem Konzilium Toleranz gewähre. Die Kurfürſten entſchieden ſich dafür, aber der Fürſtenrath ſchloß ſich ihnen nicht an; hier überwog der Einfluß Baierns. Auch geheime römiſche und franzöſiſche Einwirkungen machten ſich geltend. Der Kaiſer konnte ſeine Abſichten einer ſo ſtarken Oppoſition gegenüber nicht verwirklichen; der Kurfürſt von Mainz ſoll geäußert haben, die Katholiſchen ſeien ohne Schutz, ſie würden ſich einen andern Kaiſer ſuchen müſſen. Statt ſich unter einander zu verſtändigen, fragten die Stände bei dem Legaten an; er entſchied, daß das im Geſpräch Vereinbarte erſt einem Konzile unterbreitet werden müſſe. Der Kaiſer war wieder genöthigt, mit beiden Parteien zu unterhandeln und ſeine Doppelſtellung trat hier in ein beſonders grelles Licht. Auf der einen Seite beſtätigte er den Nürnberger Bund, welcher den Proteſtanten ſo feindſelig war; auf der andern gewährte er ihnen in einer „Deklaration“ ſo weitgehende Zugeſtändniſſe, daß die Reformation bis zu dem Konzile nicht nur unantaſtbar war, ſondern ſich ungeſtört weiter entwickeln konnte. Er beſtätigte die brandenburgiſche Kirchenordnung, mit dem Landgrafen von Heſſen ſchloß er (13. Juni) ein förmliches Bündniß, durch welches Philipp völlige Amneſtie erhielt und ſich verpflichtete, jede Verbindung der Schmalkaldener mit Frankreich oder England zu hindern. Natürlich ließ ſich Karl bei dieſen Abmachungen lediglich von politiſchen Erwägungen und ſeinem dynaſtiſchen Intereſſe leiten. Beſonders wirkte damals auf ihn das Verhältniß zu dem Herzog Wilhelm von Kleve, der ſich auch das Herzogthum Geldern verſchafft und an den Grenzen der Niederlande eine bedrohliche Macht gegründet hatte.

---

16. Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunſchweig (1542). Kleveſcher Krieg (1543).

Die mildere Behandlung, welche die Proteſtanten ſeit dem Regensburger Geſpräch erfuhren, verſchaffte dem römiſchen Könige Ferdinand eine anſehnliche Hilfsbewilligung gegen die Türken. Gleichwol richteten die Reichsvölker, mangelhaft ausgerüſtet, ohne Geſchütz, keine Heldenthaten aus und Kurfürſt Joachim II. welcher die Anführung hatte, erwarb ſich keine Lorberen. Ebenſo wenig lachte das Glück dem Kaiſer Karl, welcher im Herbſte des Jahres 1541 ſein früheres 1541
Unternehmen auf Tunis durch die Eroberung von Algier zu ergänzen gedachte. Ungünſtige Witterung, die mauriſchen Reiter, zwangen ihn zur Umkehr, ſieglos kam er am 1. Dezember in Carthagena an.

Schon das nächſte Jahr brachte ihm neuen Krieg mit Frankreich. Die Irrungen mit König Franz hatten ſich ſeit dem Jahre 1540 nicht ausgeglichen; neuerdings war der König mit dem Herzog von Kleve in ein Bündniß getreten, die Niederlande waren demnach von zwei Seiten bedroht. Zwar richteten die

französischen Heere anfangs nichts erhebliches aus, bald aber machte sich ein weiterer Verbündeter des Königs, der Sultan Soliman, zum Angriff bereit.

Unter solchen Umständen war es von größter Wichtigkeit, wie sich die Protestanten verhalten würden. Unter den Häuptern derselben bestand seit dem Jahre 1540 eine lebhafte Verstimmung, weil Landgraf Philipp bei Lebzeiten seiner Gemahlin zu einer förmlichen zweiten Ehe geschritten war und damit ein Aergerniß gab, welches nur allzuleicht der Einwirkung der neuen Lehre zugeschrieben werden konnte, obgleich die Protestanten Philipps Verfahren der Mehrzahl nach entschieden mißbilligten. Da man dem Landgrafen aus der Mitte der eigenen Partei heraus mit Kaiser und Reich drohte, hielt Philipp es für gerathen, sich dem Kaiser so viel als möglich zu nähern: so erklärt sich auch das Bündniß, das er zu Regensburg mit Karl V. schloß. Indes zeigte der Landgraf an einer anderen Stelle doch, daß er damit der evangelischen Sache nicht untreu geworden war. Der Herzog Heinrich von Braunschweig nämlich, ein roher gewaltthätiger Fürst, der katholischen Kirche blind ergeben, beschloß, ein gegen das protestantische Goslar ergangenes kammergerichtliches Urtheil zu vollstrecken, obwol die Exekution desselben vom Kaiser und König ausdrücklich suspendirt worden war. Ohne Grund hoffte der Herzog auf Hilfe von seiten des kaiserlichen Hofes: der schmalkaldische Bund überzog den Friedbrecher mit Krieg, Landgraf Philipp nahm in raschem Siegeslaufe das Land des Herzogs ein, der zur Unzeit die Seinigen verließ, um neue Hilfe zu beschaffen, am 13. August 1542 nahmen die Feinde seine Stadt Wolfenbüttel ein; der Hofprediger des Landgrafen hielt daselbst die erste evangelische Predigt. Bezeichnend genug wählte er als Text die Erzählung vom ungerechten Haushalter.

So stark fühlten sich die Protestanten nach diesem Siege, daß sie auf dem
1543 nächsten Reichstage zu Nürnberg (Januar 1543) vollkommene Freiheit der Lehre forderten und die Auflösung des verhaßten Kammergerichtes beantragten. Zwar wurde beides nicht bewilligt, dafür verwarfen die Protestanten aber auch den Reichsabschied und nahmen eine trotzige, selbstbewußte Haltung an.

Wer weiß, was sie dem Kaiser, der im Jahre 1543 von Feinden umringt war, würden haben abzwingen können, wäre nicht der Landgraf an die kaiserliche Politik gefesselt gewesen. So wurde zunächst der Herzog von Kleve preisgegeben, dessen Aufnahme in den schmalkaldischen Bund Philipp von Hessen hintertrieben hatte. Mit geringer Mühe zwang ihn Karl zur Unterwerfung; er mußte Geldern abtreten und sich glücklich schätzen, daß man ihm wenigstens sein eigenes Land ließ.

Warhafftige vnd gewiſe.

Newe zeytung, Wie die Röm. Key. Mey.

auff den xx. Octobris/ deß xlj. Jars/ mit einer treffenlichen Armada/ die Statt Algiero zů Erobern/ daſelbſt ankommen/ Was auch Jr Meye. als ein hertzhaffter Kriegßherr/ vonn tag zů tag/ zů Eroberung bemelter Statt/ gehandelt/ vnd wie mannlich Jr Maye. ſampt der ſelben Kriegßvolck/ ſich daſelbſt/ ſo lang gehalten/ biß das Jr Maye. auß getrangter hungers not/ mit verluſt etlicher ſchiff/ ſich wyderumb dem vngeſtümen Meer/ ſampt allem Kriegßvolck/ zum abzug/ befelben můſſen.

Titel und erſte Textſeite einer „Neuen Zeitung" über Karl V. Zug gegen Algier, gedruckt wahrſcheinlich 1542. Genaue Nachbildung des Originals im Beſitz der Verlagshandlung. Als Beiſpiel von Form und Inhalt der damaligen, unſre heutigen Zeitungen vertretenden „Newen Zeytungen".

Digitized by Google

Ein Hauptman mit namen Philippin Celeſe/ iſt widerumb zů rugk vonn Algiero herkomen/ wolcher fürwar nit gůte zeittungen von Römiſcher Keyſerlicher Mayeſtet Armada gepracht ꝛc. Vnd ſonderlich ſo iſt der recht grund durch einen glaubhafftigen erfarnen mann/ alſo mit obgenanntem Philippin ankommen/ ſolliche zeyttungen/ geoffenbaret/ vnnd verſtendiget wordenn/ vnnd iſt auch gedachts Hauptmanns geſell geweſen/ hatt Herr Johann Anthonio de Fauo gehayſſenn/ der erzelet nachuolgender geſtallt ꝛc.

Auff den zweyntzigſten tag Octobris/ iſt Römiſche Keyſerliche Mayeſtet ſonder mangel/ mit jhrer Armada/ vier Welſch Meyl/ von Algiero wol ankommenn ꝛc. iſt allda biß an den vierdten tag inn ſchif-

 fen ver-

Ornamentstich von Virgil Solis (um 1545): Karl V., Ferdinand und Franz I. mit ihren Frauen.

17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).

Nun fragte es sich, ob die Protestanten den Kaiser in seinen Kriegsplänen gegen Frankreich unterstützen würden: auf einem Reichstag zu Speier (Februar 1544) forderte Karl Reichshilfe gegen Türken und Franzosen. Es kam 1544
dem Kaiser zu statten, daß er damals in offenkundigem Zwist mit dem Papste stand, und daß sein Gegner, der „allerchristlichste" König, mit den Ungläubigen im Bunde war. Jener Umstand gewann dem Kaiser die Sympathie der Protestanten, die sich außerdem durch gleißnerische Phrasen der spanischen Anwälte bethören ließen: die zweite Angelegenheit schien den Evangelischen ganz besonders geeignet, ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche durch die That zu erweisen.

Anstandslos ward die geforderte Reichshilfe bewilligt, welche der Kaiser zur Vertheidigung bedurfte: als es sich dann um weitere Bewilligungen handelte, mittelst welcher Karl den Angriffskrieg führen wollte, brachten die Protestanten ihre Sache mit Geschick und Erfolg zur Sprache. Im wesentlichen erhielt der Zustand der evangelischen Landeskirchen die Bestätigung des Reiches; hinsichtlich des Kammergerichtes wurde völlige Rechtsgleichheit in Aussicht gestellt. Herzog Heinrich von Braunschweig, der Heißsporn der Katholiken, erhielt sein Land nicht wieder; es wurde dem Kaiser zur einstweiligen Verwaltung übergeben.

Die völlige Beendigung des Religionsstreites verwies der Kaiser auf ein „gemeines, freies, christliches Konzilium". Käme dies nicht in kürzester Frist zu stande, so wollte der Kaiser für den nächsten Herbst oder Winter einen Reichstag berufen, auf welchem die Stände mit ihren Reformationsentwürfen erscheinen sollten. So kam man wieder auf den Gedanken zurück, die Streitigkeiten unter sich selbst auszutragen.

Nie zuvor war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Häuptern der Protestanten gleich freundschaftlich, wie hier. Besonderer Auszeichnung erfreute sich der Landgraf, der nach Beendigung des Krieges mit Frankreich die Nation gegen die Türken führen sollte.

Der Feldzug gegen Franz I. war kurz und glücklich. Karl drang weiter in Frankreich ein, als je ein deutsches Heer seit den Tagen Ottos II. gekommen war, schon zitterte Paris. Da indes mancherlei Erwägungen dem Kaiser eine maßvolle Benutzung seines Vortheils empfahlen, erhielt Franz I. im Frieden von Crespy (14. September 1544) ganz erträgliche Bedingungen. Aber 1544

ein höchst verfänglicher Artikel fand sich in dem Vertrag: Der König verpflichtete sich, den Kaiser nicht allein gegen die Türken, sondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterstützen. Zielte das auf den Papst oder auf die deutschen Protestanten?

---

18. Das Konzil von Trient. Der Ursprung des schmalkaldischen Krieges (1545).

Die Beschlüsse des Reichstags zu Speier machten in Rom tiefen Eindruck: um der Gefahr vorzubeugen, daß der für das Jahr 1545 anberaumte Reichstag die Religionsstreitigkeit selbständig schlichte, kündigte der Papst sofort ein Konzilium an; in Trient sollte es sich sammeln und seine Berathungen eher beginnen, als der Reichstag geschlossen sein konnte.

Damit sah Karl erreicht, was er so eifrig betrieben: keineswegs gedachte er sich in Trient zum blinden Werkzeug der Kurie machen zu lassen, vielmehr schwebte ihm der Gedanke an eine Reformation vor, die bei dem Papstthum ihren Anfang zu nehmen habe; aber er mußte in seiner Stellung als Kaiser darauf dringen, daß die Protestanten nun das Konzil beschickten, das auch von ihnen so oft gefordert war.

Allein mit nichten konnten die Protestanten diesem Ansinnen Folge leisten, auch waren sie durch ihre früheren Zusagen nicht gebunden. Stets hatten sie die Forderung eines „freien" Konzils gestellt: der Kaiser, wie ihre Gegner, wußten sehr wohl, daß damit eine „unparteiische" Kirchenversammlung gemeint war, nur daß sich der Kaiser diesen Ausdruck nicht hatte aufdringen lassen. Einer Versammlung, die sich in den hergebrachten Formen bewegte, konnten sie kein Vertrauen entgegenbringen: sie waren überzeugt, ihre Sache werde, wenn überhaupt untersucht, in Trient jedenfalls verdammt werden; hatte man es doch nicht einmal für nöthig gehalten, ihnen das Konzil anzukündigen. Die Forderung des Kaisers beantworteten sie daher mit der Forderung eines beständigen Friedens, der ihnen bis zu „dereinstiger christlicher Vergleichung" ohne Rücksicht auf das Trientiner Konzil gewährt werden solle. Mit Recht wiederum konnte Karl geltend machen, daß er sich dazu niemals verpflichtet habe. Er war entschlossen, ihre Unterwerfung zu erzwingen.

Wol ahnte die Mehrzahl der zu Worms versammelten evangelischen Fürsten die Gefahr, wol tauchte der Gedanke auf, unverzüglich zu den Waffen zu greifen, aber der Kurfürst Johann Friedrich predigte zur Unzeit Ruhe.

Und doch zeigte Karl schon jetzt an einer Stelle deutlich genug, was von ihm demnächst zu erwarten stand. Auch in seinen Niederlanden regten sich evangelische Sympathien: sie konnten trotz aller Gegenmaßregeln triumphiren, wenn die Reformation, welche in dem benachbarten Kölner Erzbisthum von einem der ersten Kirchenfürsten Deutschlands unternommen war, nicht gewaltsam
1545 unterdrückt wurde. Als der Kaiser im Mai des Jahres 1545 auf der Reise zum Wormser Reichstage durch Köln kam, sprach er gegen den Rath der Stadt unverhohlen aus, daß er nöthigenfalls selbst der Neuerung ein Ziel setzen werde.

Hermann von Wied (geb. 1477), seit dem Jahre 1515 erwählter Erzbischof, war der Reformation von Anfang an zugethan, zog ähnlich gesinnte Männer an seinen Hof, besuchte im Jahre 1536 mit Joachim II. den Kurfürsten Johann Friedrich, verkehrte im Jahre 1540 zu Hagenau mit Hedio, Capito und Butzer und begann im Jahre 1542 die Reform. Melanchthon lieh ihm, wiewol erst auf wiederholte Einladung, seine Unterstützung (1543). An dem eigenthümlichen Verhältnisse eines geistlichen Kurfürstenthums scheiterte das Werk. Die Jesuiten hetzten in Rom, das Domkapitel besorgte Einbuße seiner Macht und seiner Einkünfte; es appellirte im Jahre 1544 an Papst und Kaiser, die Inquisition schritt gegen die dem Erzbischof Ergebenen ein. Klerus, Rath und Universität säumten nicht, gegen den Erzbischof gleichwie gegen einen Ketzer vorzugehen, in Rom ward ein Prozeß, dessen Ausgang vorauszusehen war, anhängig gemacht. Auf der Rückreise von Worms warnte Karl noch einmal den Erzbischof, der sich vergebens auf den Reichsabschied von 1541 berief. Aber, wie deutlich auch der Kaiser sich aussprach, der Erzbischof blieb unerschütterlich: er ersuchte den schmalkaldischen Bund, sich seiner Sache anzunehmen. Zum großen Verdrusse des Kaisers geschah dies wirklich, auch beschloß man dem Kurfürsten sofort Hilfe zu schicken (21. Januar 1546) wenn er thatsächlich angegriffen würde.

Zaghaftigkeit ließ sich den Protestanten nicht vorwerfen; ein weiterer Vorgang stärkte ihr Selbstvertrauen und ihr Ansehen im Reich. Herzog Heinrich von Braunschweig besetzte mit Hilfe einer ansehnlichen Söldnerschar — man wußte nicht, wer ihm die Geldmittel gewährt — im Herbst des Jahres 1545 sein Land wieder; da trieben ihn die vereinigten Fürsten von Sachsen 1545
und Hessen in die Flucht, der Herzog kam in hessische Gefangenschaft. Auch in weiteren Kreisen entwickelten sich die Dinge in einer den Evangelischen günstigen Weise. Der Pfalzgraf nahm am 17. Januar 1546 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, der neuerwählte Erzbischof von Mainz erbot sich zu einer „christlichen Reformation". Da auch die geistlichen Fürsten fürchteten, die Macht des Kaisers würde übermäßig wachsen, wenn er die Beschlüsse des Konzils mit Gewalt ausführe, faßte Landgraf Philipp sogar den Plan, einen allgemeinen Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntniß zu gründen, unter der Bedingung, daß keiner die zu Trient zu erwartenden Beschlüsse ausführen werde. Es konnte leicht kommen, daß die ständische Macht unter protestantischer Führung der kaiserlichen Autorität gegenüber trat.

Das Konzil war zwar am 13. Dezember 1545 eröffnet worden, der Kaiser 1545
hatte mit dem Papst einen Hilfsvertrag geschlossen, er begann auch zu rüsten, aber er zögerte in die Aktion einzutreten, bis er sich den Erfolg nach Kräften gesichert hatte. Baiern wurde durch eine östreichische Heirath und die Aussicht auf die Kurwürde, welche dem Pfalzgrafen genommen werden sollte, leicht gewonnen, aber entscheidend war, daß sich in den Reihen der Protestanten selbst ein fluchwürdiger Verräther fand. Es war der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich verfeindete Herzog Moritz von Sachsen, der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp. Bis zum Frühjahr 1546 hatte er sich zu den Protestanten gehalten, obwol der Kaiser schon früher Versuche gemacht hatte, den jungen Fürsten, dessen Bestechlichkeit Granvella zuerst erkannt zu haben sich rühmte, in seinen Dienst und sein Interesse zu ziehen. Der einflußreichste Rath des Herzogs Moritz, Christoph von Carlowitz, führte die Verhandlung mit

dem Kaiſer, und Moritz begab ſich zum Reichstag nach Regensburg, welchen die übrigen evangeliſchen Fürſten nicht beſuchten. Nach ſeiner Ankunft erſt (24. Mai) war Karl zum Kriege entſchloſſen, er bewilligte die Forderungen des Herzogs, der zunächſt nur die Stifter Magdeburg und Halberſtadt verlangte, als letztes Ziel aber die Erlangung der Kurwürde im Auge hatte. Eine unbedingte Unterwerfung unter die zukünftigen Beſchlüſſe des Konzils wollte aber auch Moritz nicht zuſagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Granvella beruhigende Verſicherungen geben.

19. Luthers Tod (1546). Seine Perſönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der ſächſiſchen Vettern, wie ſchon einmal, ſchlichten und damit den Abfall des Herzogs verhüten können: Dr. Martin Luther. Aber ſeit kurzem weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Schon ſeit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krankheitsanfällen wiederholt heimgeſucht, im Jahre 1545 dachte er ernſtlich daran, ſich ſogar von der Univerſität zurückzuziehen. Am Schluſſe des Jahres 1545 ward er aufgefordert, einen Streit der Grafen Albrecht und Gerhard von Mansfeld zu ſchlichten. Seine erſten beiden Verſuche ſcheiterten, die dritte Reiſe, die er am 23. Januar 1546 antrat, brachte ihm den Tod. Er kam am 28. Januar krank in Eisleben an, predigte wiederholt, leitete die Ausgleichsverhandlungen noch bis zum 16. Februar und ſtarb am 18. Februar, ſanft und ohne Kampf. Seine letzten Worte waren die dreimal in lateiniſcher Sprache wiederholten Worte des Pſalms 31, V. 6 und ein deutliches „Ja“ auf die Frage, ob er auf die Lehre, welche er gepredigt, ſterben wolle. Nachdem ihm in der Kirche zu Eisleben eine Leichenrede gehalten, wurden die ſterblichen Ueberreſte des Reformators in einem metallenen Sarge über Halle nach Wittenberg geführt. In einem groß-

1546

Luthers Bildniß von Lukas Cranach dem Aelteren in der Katheder-wand der Aula des Auguſteums zu Wittenberg.

Eigenhändiger Brief Luthers an seine Hausfrau Katharina.

Facsimile des Originals mit Siegelspuren auf der K. Bibliothek zu Berlin.

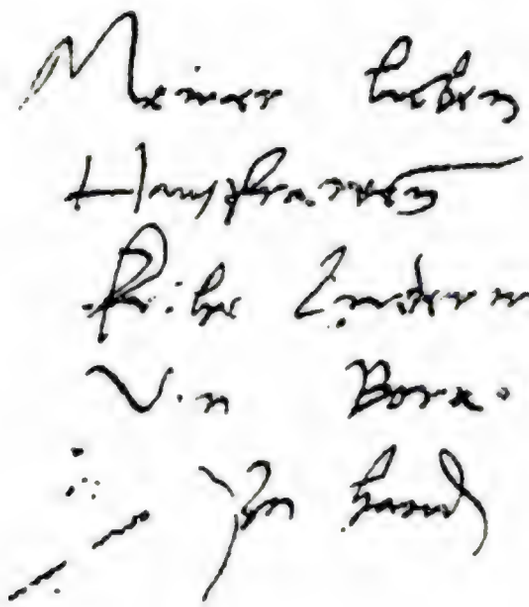
Adresse (auf der Rückseite): Meiner lieben Hausfrawen Kethe Lutherin von Bora.
Zu Handen

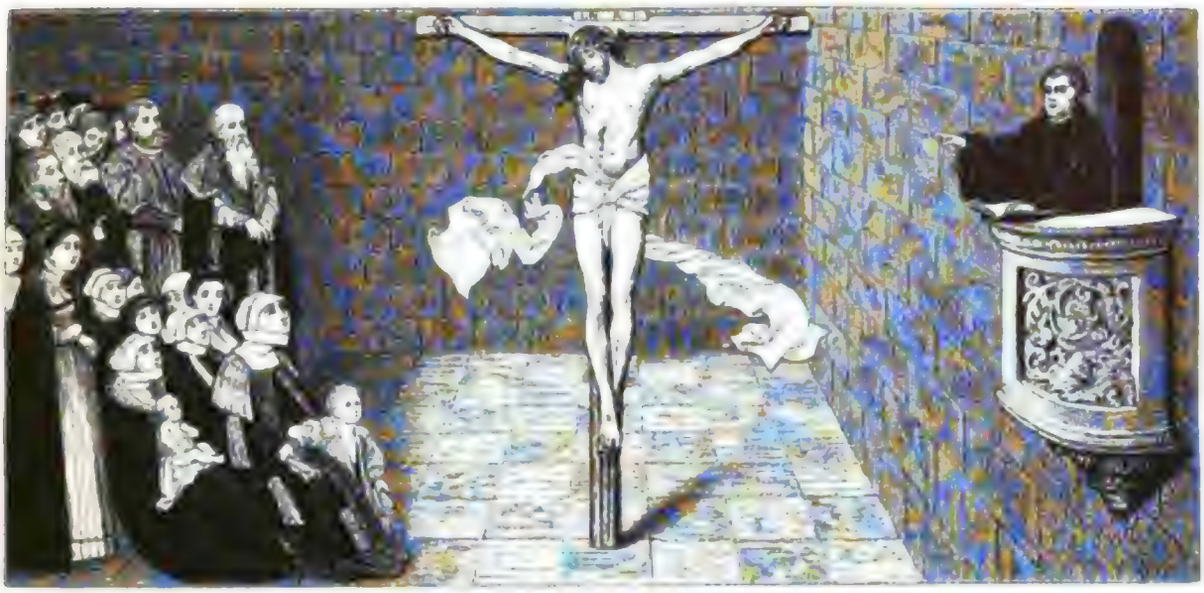
Vom 18. September 1541. (Katharina war wahrscheinlich auf ihrem Gute zu Zülsdorf.)

G & P (Gratiam et Pacem: Gnade und Friede.) Liebe Kethe. Ich lasse hiemit Urban zu dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein Geschrey vom Türcken zu dir komen würde. Vnd mich wundert, das du so gar nichts her schreibest oder entbeutest, so du wol weißt das wir hie nicht on sorge sind für euch, Weil Meintz, Heintz und Viel vom Adel vnn Meißen uns seer feind sind. Verkauffe vnd bestelle was du kanst, vnd kome heym. Denn als michs ansihet, so wills Dreck reg(n)en, Vnd unsere sünde wil Gott heymsuchen, durch seines zorns ruten. Hie mit Gott befolhen — Amen. Sontag nach Lamperti.

1541 M Luther.

وَلَوْ شَاءَ اللَّهُ مَا أَشْرَكُوا ۗ وَمَا جَعَلْنَاكَ عَلَيْهِمْ حَفِيظًا ۖ وَمَا أَنْتَ عَلَيْهِمْ بِوَكِيلٍ ﴿١٠٧﴾ وَلَا تَسُبُّوا الَّذِينَ يَدْعُونَ مِنْ دُونِ اللَّهِ فَيَسُبُّوا اللَّهَ عَدْوًا بِغَيْرِ عِلْمٍ ۗ كَذَٰلِكَ زَيَّنَّا لِكُلِّ أُمَّةٍ عَمَلَهُمْ ۖ ثُمَّ إِلَىٰ رَبِّهِمْ مَرْجِعُهُمْ فَيُنَبِّئُهُمْ بِمَا كَانُوا يَعْمَلُونَ ﴿١٠٨﴾ وَأَقْسَمُوا بِاللَّهِ جَهْدَ أَيْمَانِهِمْ لَئِنْ جَاءَتْهُمْ آيَةٌ لَيُؤْمِنُنَّ بِهَا ۖ قُلْ إِنَّمَا الْآيَاتُ عِنْدَ اللَّهِ وَمَا يُشْعِرُكُمْ أَنَّهَا إِذَا جَاءَتْ لَا يُؤْمِنُونَ ﴿١٠٩﴾ وَنُقَلِّبُ أَفْئِدَتَهُمْ وَأَبْصَارَهُمْ كَمَا لَمْ يُؤْمِنُوا بِهِ أَوَّلَ مَرَّةٍ وَنَذَرُهُمْ فِي طُغْيَانِهِمْ يَعْمَهُونَ ﴿١١٠﴾ وَلَوْ أَنَّنَا نَزَّلْنَا إِلَيْهِمُ الْمَلَائِكَةَ وَكَلَّمَهُمُ الْمَوْتَىٰ وَحَشَرْنَا عَلَيْهِمْ كُلَّ شَيْءٍ قُبُلًا مَا كَانُوا لِيُؤْمِنُوا إِلَّا أَنْ يَشَاءَ اللَّهُ وَلَٰكِنَّ أَكْثَرَهُمْ يَجْهَلُونَ ﴿١١١﴾ وَكَذَٰلِكَ جَعَلْنَا لِكُلِّ نَبِيٍّ عَدُوًّا شَيَاطِينَ الْإِنْسِ وَالْجِنِّ يُوحِي بَعْضُهُمْ إِلَىٰ بَعْضٍ زُخْرُفَ الْقَوْلِ غُرُورًا ۚ وَلَوْ شَاءَ رَبُّكَ مَا فَعَلُوهُ ۖ فَذَرْهُمْ وَمَا يَفْتَرُونَ ﴿١١٢﴾ وَلِتَصْغَىٰ إِلَيْهِ أَفْئِدَةُ الَّذِينَ لَا يُؤْمِنُونَ بِالْآخِرَةِ وَلِيَرْضَوْهُ وَلِيَقْتَرِفُوا مَا هُمْ مُقْتَرِفُونَ ﴿١١٣﴾ أَفَغَيْرَ اللَّهِ أَبْتَغِي حَكَمًا وَهُوَ الَّذِي أَنْزَلَ إِلَيْكُمُ الْكِتَابَ مُفَصَّلًا ۚ وَالَّذِينَ آتَيْنَاهُمُ الْكِتَابَ يَعْلَمُونَ أَنَّهُ مُنَزَّلٌ مِنْ رَبِّكَ بِالْحَقِّ ۖ فَلَا تَكُونَنَّ مِنَ الْمُمْتَرِينَ ﴿١١٤﴾ وَتَمَّتْ كَلِمَتُ رَبِّكَ صِدْقًا وَعَدْلًا ۚ لَا مُبَدِّلَ لِكَلِمَاتِهِ ۚ وَهُوَ السَّمِيعُ الْعَلِيمُ ﴿١١٥﴾ وَإِنْ تُطِعْ أَكْثَرَ مَنْ فِي الْأَرْضِ يُضِلُّوكَ عَنْ سَبِيلِ اللَّهِ ۚ إِنْ يَتَّبِعُونَ إِلَّا الظَّنَّ وَإِنْ هُمْ إِلَّا يَخْرُصُونَ ﴿١١٦﴾ إِنَّ رَبَّكَ هُوَ أَعْلَمُ مَنْ يَضِلُّ عَنْ سَبِيلِهِ وَهُوَ أَعْلَمُ بِالْمُهْتَدِينَ ﴿١١٧﴾ فَكُلُوا مِمَّا ذُكِرَ اسْمُ اللَّهِ عَلَيْهِ إِنْ كُنْتُمْ بِآيَاتِهِ مُؤْمِنِينَ ﴿١١٨﴾ وَمَا لَكُمْ أَلَّا تَأْكُلُوا مِمَّا ذُكِرَ اسْمُ اللَّهِ عَلَيْهِ وَقَدْ فَصَّلَ لَكُمْ مَا حَرَّمَ عَلَيْكُمْ إِلَّا مَا اضْطُرِرْتُمْ إِلَيْهِ ۗ وَإِنَّ كَثِيرًا لَيُضِلُّونَ بِأَهْوَائِهِمْ بِغَيْرِ عِلْمٍ ۗ إِنَّ رَبَّكَ هُوَ أَعْلَمُ بِالْمُعْتَدِينَ ﴿١١٩﴾ وَذَرُوا ظَاهِرَ الْإِثْمِ وَبَاطِنَهُ ۚ إِنَّ الَّذِينَ يَكْسِبُونَ الْإِثْمَ سَيُجْزَوْنَ بِمَا كَانُوا يَقْتَرِفُونَ ﴿١٢٠﴾ وَلَا تَأْكُلُوا مِمَّا لَمْ يُذْكَرِ اسْمُ اللَّهِ عَلَيْهِ وَإِنَّهُ لَفِسْقٌ ۗ وَإِنَّ الشَّيَاطِينَ لَيُوحُونَ إِلَىٰ أَوْلِيَائِهِمْ لِيُجَادِلُوكُمْ ۚ وَإِنْ أَطَعْتُمُوهُمْ إِنَّكُمْ لَمُشْرِكُونَ ﴿١٢١﴾ أَوَمَنْ كَانَ مَيْتًا فَأَحْيَيْنَاهُ وَجَعَلْنَا لَهُ نُورًا يَمْشِي بِهِ فِي النَّاسِ كَمَنْ مَثَلُهُ فِي الظُّلُمَاتِ لَيْسَ بِخَارِجٍ مِنْهَا ۚ كَذَٰلِكَ زُيِّنَ لِلْكَافِرِينَ مَا كَانُوا يَعْمَلُونَ ﴿١٢٢﴾ وَكَذَٰلِكَ جَعَلْنَا فِي كُلِّ قَرْيَةٍ أَكَابِرَ مُجْرِمِيهَا لِيَمْكُرُوا فِيهَا ۚ وَمَا يَمْكُرُونَ إِلَّا بِأَنْفُسِهِمْ وَمَا يَشْعُرُونَ ﴿١٢٣﴾ وَإِذَا جَاءَتْهُمْ آيَةٌ قَالُوا لَنْ نُؤْمِنَ حَتَّىٰ نُؤْتَىٰ مِثْلَ مَا أُوتِيَ رُسُلُ اللَّهِ ۘ اللَّهُ أَعْلَمُ حَيْثُ يَجْعَلُ رِسَالَتَهُ ۗ سَيُصِيبُ الَّذِينَ أَجْرَمُوا صَغَارٌ عِنْدَ اللَّهِ وَعَذَابٌ شَدِيدٌ بِمَا كَانُوا يَمْكُرُونَ ﴿١٢٤﴾ فَمَنْ يُرِدِ اللَّهُ أَنْ يَهْدِيَهُ يَشْرَحْ صَدْرَهُ لِلْإِسْلَامِ ۖ وَمَنْ يُرِدْ أَنْ يُضِلَّهُ يَجْعَلْ صَدْرَهُ ضَيِّقًا حَرَجًا كَأَنَّمَا يَصَّعَّدُ فِي السَّمَاءِ ۚ كَذَٰلِكَ يَجْعَلُ اللَّهُ الرِّجْسَ عَلَى الَّذِينَ لَا يُؤْمِنُونَ ﴿١٢٥﴾ وَهَٰذَا صِرَاطُ رَبِّكَ مُسْتَقِيمًا ۗ قَدْ فَصَّلْنَا الْآيَاتِ لِقَوْمٍ يَذَّكَّرُونَ ﴿١٢٦﴾ لَهُمْ دَارُ السَّلَامِ عِنْدَ رَبِّهِمْ ۖ وَهُوَ وَلِيُّهُمْ بِمَا كَانُوا يَعْمَلُونَ ﴿١٢٧﴾ وَيَوْمَ يَحْشُرُهُمْ جَمِيعًا يَا مَعْشَرَ الْجِنِّ قَدِ اسْتَكْثَرْتُمْ مِنَ الْإِنْسِ ۖ وَقَالَ أَوْلِيَاؤُهُمْ مِنَ الْإِنْسِ رَبَّنَا اسْتَمْتَعَ بَعْضُنَا بِبَعْضٍ وَبَلَغْنَا أَجَلَنَا الَّذِي أَجَّلْتَ لَنَا ۚ قَالَ النَّارُ مَثْوَاكُمْ خَالِدِينَ فِيهَا إِلَّا مَا شَاءَ اللَّهُ ۗ إِنَّ رَبَّكَ حَكِيمٌ عَلِيمٌ ﴿١٢٨﴾ وَكَذَٰلِكَ نُوَلِّي بَعْضَ الظَّالِمِينَ بَعْضًا بِمَا كَانُوا يَكْسِبُونَ ﴿١٢٩﴾ يَا مَعْشَرَ الْجِنِّ وَالْإِنْسِ أَلَمْ يَأْتِكُمْ رُسُلٌ مِنْكُمْ يَقُصُّونَ عَلَيْكُمْ آيَاتِي وَيُنْذِرُونَكُمْ لِقَاءَ يَوْمِكُمْ هَٰذَا ۚ قَالُوا شَهِدْنَا عَلَىٰ أَنْفُسِنَا وَغَرَّتْهُمُ الْحَيَاةُ الدُّنْيَا وَشَهِدُوا عَلَىٰ أَنْفُسِهِمْ أَنَّهُمْ كَانُوا كَافِرِينَ ﴿١٣٠﴾ ذَٰلِكَ أَنْ لَمْ يَكُنْ رَبُّكَ مُهْلِكَ الْقُرَىٰ بِظُلْمٍ وَأَهْلُهَا غَافِلُونَ ﴿١٣١﴾ وَلِكُلٍّ دَرَجَاتٌ مِمَّا عَمِلُوا ۚ وَمَا رَبُّكَ بِغَافِلٍ عَمَّا يَعْمَلُونَ ﴿١٣٢﴾ وَرَبُّكَ الْغَنِيُّ ذُو الرَّحْمَةِ ۚ إِنْ يَشَأْ يُذْهِبْكُمْ وَيَسْتَخْلِفْ مِنْ بَعْدِكُمْ مَا يَشَاءُ كَمَا أَنْشَأَكُمْ مِنْ ذُرِّيَّةِ قَوْمٍ آخَرِينَ ﴿١٣٣﴾ إِنَّ مَا تُوعَدُونَ لَآتٍ ۖ وَمَا أَنْتُمْ بِمُعْجِزِينَ ﴿١٣٤﴾ قُلْ يَا قَوْمِ اعْمَلُوا عَلَىٰ مَكَانَتِكُمْ إِنِّي عَامِلٌ ۖ فَسَوْفَ تَعْلَمُونَ مَنْ تَكُونُ لَهُ عَاقِبَةُ الدَّارِ ۖ إِنَّهُ لَا يُفْلِحُ الظَّالِمُونَ ﴿١٣٥﴾ وَجَعَلُوا لِلَّهِ مِمَّا ذَرَأَ مِنَ الْحَرْثِ وَالْأَنْعَامِ نَصِيبًا فَقَالُوا هَٰذَا لِلَّهِ بِزَعْمِهِمْ وَهَٰذَا لِشُرَكَائِنَا ۖ فَمَا كَانَ لِشُرَكَائِهِمْ فَلَا يَصِلُ إِلَى اللَّهِ ۖ وَمَا كَانَ لِلَّهِ فَهُوَ يَصِلُ إِلَىٰ شُرَكَائِهِمْ ۗ سَاءَ مَا يَحْكُمُونَ ﴿١٣٦﴾ وَكَذَٰلِكَ زَيَّنَ لِكَثِيرٍ مِنَ الْمُشْرِكِينَ قَتْلَ أَوْلَادِهِمْ شُرَكَاؤُهُمْ لِيُرْدُوهُمْ وَلِيَلْبِسُوا عَلَيْهِمْ دِينَهُمْ ۖ وَلَوْ شَاءَ اللَّهُ مَا فَعَلُوهُ ۖ فَذَرْهُمْ وَمَا يَفْتَرُونَ ﴿١٣٧﴾ وَقَالُوا هَٰذِهِ أَنْعَامٌ وَحَرْثٌ حِجْرٌ لَا يَطْعَمُهَا إِلَّا مَنْ نَشَاءُ بِزَعْمِهِمْ وَأَنْعَامٌ حُرِّمَتْ ظُهُورُهَا وَأَنْعَامٌ لَا يَذْكُرُونَ اسْمَ اللَّهِ عَلَيْهَا افْتِرَاءً عَلَيْهِ ۚ سَيَجْزِيهِمْ بِمَا كَانُوا يَفْتَرُونَ ﴿١٣٨﴾ وَقَالُوا مَا فِي بُطُونِ هَٰذِهِ الْأَنْعَامِ خَالِصَةٌ لِذُكُورِنَا وَمُحَرَّمٌ عَلَىٰ أَزْوَاجِنَا ۖ وَإِنْ يَكُنْ مَيْتَةً فَهُمْ فِيهِ شُرَكَاءُ ۚ سَيَجْزِيهِمْ وَصْفَهُمْ ۚ إِنَّهُ حَكِيمٌ عَلِيمٌ ﴿١٣٩﴾ قَدْ خَسِرَ الَّذِينَ قَتَلُوا أَوْلَادَهُمْ سَفَهًا بِغَيْرِ عِلْمٍ وَحَرَّمُوا مَا رَزَقَهُمُ اللَّهُ افْتِرَاءً عَلَى اللَّهِ ۚ قَدْ ضَلُّوا وَمَا كَانُوا مُهْتَدِينَ ﴿١٤٠﴾ وَهُوَ الَّذِي أَنْشَأَ جَنَّاتٍ مَعْرُوشَاتٍ وَغَيْرَ مَعْرُوشَاتٍ وَالنَّخْلَ وَالزَّرْعَ مُخْتَلِفًا أُكُلُهُ وَالزَّيْتُونَ وَالرُّمَّانَ مُتَشَابِهًا وَغَيْرَ مُتَشَابِهٍ ۚ كُلُوا مِنْ ثَمَرِهِ إِذَا أَثْمَرَ وَآتُوا حَقَّهُ يَوْمَ حَصَادِهِ ۖ وَلَا تُسْرِفُوا ۚ إِنَّهُ لَا يُحِبُّ الْمُسْرِفِينَ ﴿١٤١﴾ وَمِنَ الْأَنْعَامِ حَمُولَةً وَفَرْشًا ۚ كُلُوا مِمَّا رَزَقَكُمُ اللَّهُ وَلَا تَتَّبِعُوا خُطُوَاتِ الشَّيْطَانِ ۚ إِنَّهُ لَكُمْ عَدُوٌّ مُبِينٌ ﴿١٤٢﴾ ثَمَانِيَةَ أَزْوَاجٍ ۖ مِنَ الضَّأْنِ اثْنَيْنِ وَمِنَ الْمَعْزِ اثْنَيْنِ ۗ قُلْ آلذَّكَرَيْنِ حَرَّمَ أَمِ الْأُنْثَيَيْنِ أَمَّا اشْتَمَلَتْ عَلَيْهِ أَرْحَامُ الْأُنْثَيَيْنِ ۖ نَبِّئُونِي بِعِلْمٍ إِنْ كُنْتُمْ صَادِقِينَ ﴿١٤٣﴾ وَمِنَ الْإِبِلِ اثْنَيْنِ وَمِنَ الْبَقَرِ اثْنَيْنِ ۗ قُلْ آلذَّكَرَيْنِ حَرَّمَ أَمِ الْأُنْثَيَيْنِ أَمَّا اشْتَمَلَتْ عَلَيْهِ أَرْحَامُ الْأُنْثَيَيْنِ ۖ أَمْ كُنْتُمْ شُهَدَاءَ إِذْ وَصَّاكُمُ اللَّهُ بِهَٰذَا ۚ فَمَنْ أَظْلَمُ مِمَّنِ افْتَرَىٰ عَلَى اللَّهِ كَذِبًا لِيُضِلَّ النَّاسَ بِغَيْرِ عِلْمٍ ۗ إِنَّ اللَّهَ لَا يَهْدِي الْقَوْمَ الظَّالِمِينَ ﴿١٤٤﴾ قُلْ لَا أَجِدُ فِي مَا أُوحِيَ إِلَيَّ مُحَرَّمًا عَلَىٰ طَاعِمٍ يَطْعَمُهُ إِلَّا أَنْ يَكُونَ مَيْتَةً أَوْ دَمًا مَسْفُوحًا أَوْ لَحْمَ خِنْزِيرٍ فَإِنَّهُ رِجْسٌ أَوْ فِسْقًا أُهِلَّ لِغَيْرِ اللَّهِ بِهِ ۚ فَمَنِ اضْطُرَّ غَيْرَ بَاغٍ وَلَا عَادٍ فَإِنَّ رَبَّكَ غَفُورٌ رَحِيمٌ ﴿١٤٥﴾ وَعَلَى الَّذِينَ هَادُوا حَرَّمْنَا كُلَّ ذِي ظُفُرٍ ۖ وَمِنَ الْبَقَرِ وَالْغَنَمِ حَرَّمْنَا عَلَيْهِمْ شُحُومَهُمَا إِلَّا مَا حَمَلَتْ ظُهُورُهُمَا أَوِ الْحَوَايَا أَوْ مَا اخْتَلَطَ بِعَظْمٍ ۚ ذَٰلِكَ جَزَيْنَاهُمْ بِبَغْيِهِمْ ۖ وَإِنَّا لَصَادِقُونَ ﴿١٤٦﴾ فَإِنْ كَذَّبُوكَ فَقُلْ رَبُّكُمْ ذُو رَحْمَةٍ وَاسِعَةٍ ۖ وَلَا يُرَدُّ بَأْسُهُ عَنِ الْقَوْمِ الْمُجْرِمِينَ ﴿١٤٧﴾ سَيَقُولُ الَّذِينَ أَشْرَكُوا لَوْ شَاءَ اللَّهُ مَا أَشْرَكْنَا وَلَا آبَاؤُنَا وَلَا حَرَّمْنَا مِنْ شَيْءٍ ۚ كَذَٰلِكَ كَذَّبَ الَّذِينَ مِنْ قَبْلِهِمْ حَتَّىٰ ذَاقُوا بَأْسَنَا ۗ قُلْ هَلْ عِنْدَكُمْ مِنْ عِلْمٍ فَتُخْرِجُوهُ لَنَا ۖ إِنْ تَتَّبِعُونَ إِلَّا الظَّنَّ وَإِنْ أَنْتُمْ إِلَّا تَخْرُصُونَ ﴿١٤٨﴾ قُلْ فَلِلَّهِ الْحُجَّةُ الْبَالِغَةُ ۖ فَلَوْ شَاءَ لَهَدَاكُمْ أَجْمَعِينَ ﴿١٤٩﴾ قُلْ هَلُمَّ شُهَدَاءَكُمُ الَّذِينَ يَشْهَدُونَ أَنَّ اللَّهَ حَرَّمَ هَٰذَا ۚ فَإِنْ شَهِدُوا فَلَا تَشْهَدْ مَعَهُمْ ۚ وَلَا تَتَّبِعْ أَهْوَاءَ الَّذِينَ كَذَّبُوا بِآيَاتِنَا وَالَّذِينَ لَا يُؤْمِنُونَ بِالْآخِرَةِ وَهُمْ بِرَبِّهِمْ يَعْدِلُونَ ﴿١٥٠﴾ قُلْ تَعَالَوْا أَتْلُ مَا حَرَّمَ رَبُّكُمْ عَلَيْكُمْ ۖ أَلَّا تُشْرِكُوا بِهِ شَيْئًا ۖ وَبِالْوَالِدَيْنِ إِحْسَانًا ۖ وَلَا تَقْتُلُوا أَوْلَادَكُمْ مِنْ إِمْلَاقٍ ۖ نَحْنُ نَرْزُقُكُمْ وَإِيَّاهُمْ ۖ وَلَا تَقْرَبُوا الْفَوَاحِشَ مَا ظَهَرَ مِنْهَا وَمَا بَطَنَ ۖ وَلَا تَقْتُلُوا النَّفْسَ الَّتِي حَرَّمَ اللَّهُ إِلَّا بِالْحَقِّ ۚ ذَٰلِكُمْ وَصَّاكُمْ بِهِ لَعَلَّكُمْ تَعْقِلُونَ ﴿١٥١﴾ وَلَا تَقْرَبُوا مَالَ الْيَتِيمِ إِلَّا بِالَّتِي هِيَ أَحْسَنُ حَتَّىٰ يَبْلُغَ أَشُدَّهُ ۚ وَأَوْفُوا الْكَيْلَ وَالْمِيزَانَ بِالْقِسْطِ ۖ لَا نُكَلِّفُ نَفْسًا إِلَّا وُسْعَهَا ۖ وَإِذَا قُلْتُمْ فَاعْدِلُوا وَلَوْ كَانَ ذَا قُرْبَىٰ ۖ وَبِعَهْدِ اللَّهِ أَوْفُوا ۚ ذَٰلِكُمْ وَصَّاكُمْ بِهِ لَعَلَّكُمْ تَذَكَّرُونَ ﴿١٥٢﴾ وَأَنَّ هَٰذَا صِرَاطِي مُسْتَقِيمًا فَاتَّبِعُوهُ ۖ وَلَا تَتَّبِعُوا السُّبُلَ فَتَفَرَّقَ بِكُمْ عَنْ سَبِيلِهِ ۚ ذَٰلِكُمْ وَصَّاكُمْ بِهِ لَعَلَّكُمْ تَتَّقُونَ ﴿١٥٣﴾ ثُمَّ آتَيْنَا مُوسَى الْكِتَابَ تَمَامًا عَلَى الَّذِي أَحْسَنَ وَتَفْصِيلًا لِكُلِّ شَيْءٍ وَهُدًى وَرَحْمَةً لَعَلَّهُمْ بِلِقَاءِ رَبِّهِمْ يُؤْمِنُونَ ﴿١٥٤﴾ وَهَٰذَا كِتَابٌ أَنْزَلْنَاهُ مُبَارَكٌ فَاتَّبِعُوهُ وَاتَّقُوا لَعَلَّكُمْ تُرْحَمُونَ ﴿١٥٥﴾ أَنْ تَقُولُوا إِنَّمَا أُنْزِلَ الْكِتَابُ عَلَىٰ طَائِفَتَيْنِ مِنْ قَبْلِنَا وَإِنْ كُنَّا عَنْ دِرَاسَتِهِمْ لَغَافِلِينَ ﴿١٥٦﴾ أَوْ تَقُولُوا لَوْ أَنَّا أُنْزِلَ عَلَيْنَا الْكِتَابُ لَكُنَّا أَهْدَىٰ مِنْهُمْ ۚ فَقَدْ جَاءَكُمْ بَيِّنَةٌ مِنْ رَبِّكُمْ وَهُدًى وَرَحْمَةٌ ۚ فَمَنْ أَظْلَمُ مِمَّنْ كَذَّبَ بِآيَاتِ اللَّهِ وَصَدَفَ عَنْهَا ۗ سَنَجْزِي الَّذِينَ يَصْدِفُونَ عَنْ آيَاتِنَا سُوءَ الْعَذَابِ بِمَا كَانُوا يَصْدِفُونَ ﴿١٥٧﴾ هَلْ يَنْظُرُونَ إِلَّا أَنْ تَأْتِيَهُمُ الْمَلَائِكَةُ أَوْ يَأْتِيَ رَبُّكَ أَوْ يَأْتِيَ بَعْضُ آيَاتِ رَبِّكَ ۗ يَوْمَ يَأْتِي بَعْضُ آيَاتِ رَبِّكَ لَا يَنْفَعُ نَفْسًا إِيمَانُهَا لَمْ تَكُنْ آمَنَتْ مِنْ قَبْلُ أَوْ كَسَبَتْ فِي إِيمَانِهَا خَيْرًا ۗ قُلِ انْتَظِرُوا إِنَّا مُنْتَظِرُونَ ﴿١٥٨﴾ إِنَّ الَّذِينَ فَرَّقُوا دِينَهُمْ وَكَانُوا شِيَعًا لَسْتَ مِنْهُمْ فِي شَيْءٍ ۚ إِنَّمَا أَمْرُهُمْ إِلَى اللَّهِ ثُمَّ يُنَبِّئُهُمْ بِمَا كَانُوا يَفْعَلُونَ ﴿١٥٩﴾ مَنْ جَاءَ بِالْحَسَنَةِ فَلَهُ عَشْرُ أَمْثَالِهَا ۖ وَمَنْ جَاءَ بِالسَّيِّئَةِ فَلَا يُجْزَىٰ إِلَّا مِثْلَهَا وَهُمْ لَا يُظْلَمُونَ ﴿١٦٠﴾ قُلْ إِنَّنِي هَدَانِي رَبِّي إِلَىٰ صِرَاطٍ مُسْتَقِيمٍ دِينًا قِيَمًا مِلَّةَ إِبْرَاهِيمَ حَنِيفًا ۚ وَمَا كَانَ مِنَ الْمُشْرِكِينَ ﴿١٦١﴾ قُلْ إِنَّ صَلَاتِي وَنُسُكِي وَمَحْيَايَ وَمَمَاتِي لِلَّهِ رَبِّ الْعَالَمِينَ ﴿١٦٢﴾ لَا شَرِيكَ لَهُ ۖ وَبِذَٰلِكَ أُمِرْتُ وَأَنَا أَوَّلُ الْمُسْلِمِينَ ﴿١٦٣﴾ قُلْ أَغَيْرَ اللَّهِ أَبْغِي رَبًّا وَهُوَ رَبُّ كُلِّ شَيْءٍ ۚ وَلَا تَكْسِبُ كُلُّ نَفْسٍ إِلَّا عَلَيْهَا ۚ وَلَا تَزِرُ وَازِرَةٌ وِزْرَ أُخْرَىٰ ۚ ثُمَّ إِلَىٰ رَبِّكُمْ مَرْجِعُكُمْ فَيُنَبِّئُكُمْ بِمَا كُنْتُمْ فِيهِ تَخْتَلِفُونَ ﴿١٦٤﴾ وَهُوَ الَّذِي جَعَلَكُمْ خَلَائِفَ الْأَرْضِ وَرَفَعَ بَعْضَكُمْ فَوْقَ بَعْضٍ دَرَجَاتٍ لِيَبْلُوَكُمْ فِي مَا آتَاكُمْ ۗ إِنَّ رَبَّكَ سَرِيعُ الْعِقَابِ وَإِنَّهُ لَغَفُورٌ رَحِيمٌ ﴿١٦٥﴾





Luthers Predigt. Predelle des Altargemäldes von Lukas Cranach d. Aelteren in der Stadtkirche zu Wittenberg (Im Vordergrunde unter den Zuhörern Luthers Frau und Söhnchen.)

artigen Trauerzuge erfolgte die feierliche Einholung durch das Elsterthor: in der Schloßkirche ist Luthers irdische Ruhestätte.

„Im Lebensverkehr war Luther sehr mittheilsam, gesprächig und heiter; musikliebend und musikverständig, erfreute er sich im häuslichen Kreise gern und oft am Saitenspiel und Gesang. Eine glückliche Anlage zum Witz schimmert durch seine sämmtlichen polemischen Schriften durch und äußert sich in seinen „Tischreden" auf sehr ansprechende Weise." Gegen seine Eltern bezeigte er die zarteste Pietät, sein Eheleben war friedlich und zufrieden, obwol Frau Katharina als herrisch und geizig bezeichnet wird. Eine rührende, aber allezeit ernst-väterliche Zärtlichkeit bewies Luther gegen seine Kinder; bekannt ist sein Brief an sein „Hänsichen" und seine Trauer bei dem Tode seines Töchterchens Magdalena († 1542 im vierzehnten Lebensjahre). Der sicherste und vollgiltigste Beweis für den guten Geist, der in seinem Hause waltete, ist die sogenannte „Hauspostille", eine von seinem Hausgenossen Veit Dietrich nach-

Lukas Cranachs Bildniß der Katharina von Bora in der Gemälde-Galerie der Moritzkapelle zu Nürnberg.

geſchriebene Sammlung der Predigten, in welchen Luther am Sonntage die Evangelien ſeinem Hausſtande erläuterte.

Die Derbheiten, welche ſich in Luthers Tiſchreden finden, die Grobheiten in ſeinen Streitſchriften, kommen auf Rechnung des herrſchenden Zeitgeiſtes, zum Theil ſind ſie freilich nur durch die überaus energiſche Individualität Luthers zu erklären und zu entſchuldigen. Auf die ſpäteren Theologen aber hat ſeine Schreibart keinen heilſamen Einfluß ausgeübt.

Luthers Wohnſtube zu Wittenberg, wie ſie heute noch erhalten iſt.

20. Der ſchmalkaldiſche Krieg an der Donau (Juni bis November 1546).

Längſt hatte Karl den Krieg beſchloſſen, dennoch ließ er den Regensburger Reichstag ſeinen Fortgang nehmen, bis ſeine Rüſtungen beendigt ſein würden. Den proteſtantiſchen Fürſten konnten aber die wahren Geſinnungen des Kaiſers nicht lange verborgen bleiben, ſie rüſteten ſich zur Vertheidigung; jetzt ſollte der ſchmalkaldiſche Bund die Feuerprobe beſtehen. Leider umfaßte er nicht alle proteſtantiſchen Stände, vor allem fehlten die Brandenburger; aber auch die Mitglieder waren nicht ganz einig, und Pfalz war noch immer nicht beigetreten.

Dennoch bewies man in der Stunde der Gefahr lobenswerthe Eintracht: die oberländiſchen Städte ſtellten in kürzeſter Friſt 12,000 Mann ins Feld; den Oberbefehl übernahm Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, ein alter kriegserfahrener Feldhauptmann, welcher die Eroberung von Rom mitgemacht. Der Landgraf von Heſſen und der Kurfürſt von Sachſen dachten jenſeit des Thüringer Waldes eine anſehnliche Streitmacht zu vereinigen.

Ein Hauptfehler war, daß Schärtlin nicht gleich von Anfang an den Gegnern mit rückſichtsloſer Energie zu Leibe ging; es hing dies damit zuſammen, daß man die Ausdehnung der Gefahr, die Anzahl der Gegner nicht genügend kannte. Schärtlin mußte z. B. Baiern ſchonen, um es nicht auf die Seite Karls zu treiben, mit dem es doch längſt verbündet war. Ebenſo rückſichtsvoll verfuhr man gegen den König Ferdinand, in der Meinung, er werde

Digitized by Google

Martin Luther nach Lukas Cranach.

Farbenholzſchnitt wie ſie vor und nach Luthers Tode zu Tauſenden verbreitet wurden.

Digitized by Google

sich nicht für seinen Bruder erklären. Und doch hätte man wissen müssen, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt; am 20. Juli wurden Philipp und 1546
Johann Friedrich als pflicht- und eidbrüchige Rebellen in des Reiches Acht erklärt; an demselben Tage zogen die ersten spanischen Truppen in Regensburg ein: im August folgten italienische Scharen, namentlich päpstliche Hilfsvölker.

Im Anfang hatten sich auch Philipp und Johann Friedrich zu Donauwörth mit der oberländischen Streitmacht vereinigt; sie zählten 35,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Den kühnen, aber richtigen Gedanken, dem Kaiser eine Schlacht anzubieten, es sei bei Regensburg, Landshut oder München, gaben sie wieder auf. Mit nutzlosen Hin- und Herzügen an der Donau verbrachten sie die Zeit: nicht einmal des wichtigen Ingolstadt versicherten sie sich in dem blinden Glauben an die bairische Neutralität. In der Nähe von Ingolstadt kam es am 30. August zu einer Kanonade, zu einer Entscheidungsschlacht hatte man auf beiden Seiten keine rechte Lust. Dann spielte Karl den Krieg nach Schwaben, errang aber auch hier keine größeren Erfolge, während seine des Klimas ungewohnten Truppen von der herbstlichen Witterung zu leiden hatten. Die Protestanten bezogen im Oktober ein festes Lager bei Giengen, um die schwäbischen Reichsstädte und Würtemberg zu schützen. Die Entscheidung wurde durch die offene Parteinahme des Herzogs Moritz herbeigeführt. Seine wahren Absichten hatte er so geschickt verborgen, daß die Kurfürstin von Sachsen nach der Aechtung ihres Gemahls nicht anders dachte, als daß der Vetter das Kurfürstenthum decken würde. Ja sie gab dem Herzog zu verstehen, jetzt sei es an der Zeit, den König Ferdinand aus Böhmen zu verdrängen, wo er, unterstützt durch die Utraquisten, sich selbst auf den Thron schwingen könne. Statt dessen verständigte sich Moritz mit Ferdinand über die Theilung der Beute: Carlowitz entwarf die Akte, durch welche seinem Herrn die Kurwürde zuerkannt wurde. Am 27. Oktober fertigte der Kaiser die Urkunde aus. Nun fielen böhmische Truppen, denen sich der Herzog anschloß, in das Kurfürstenthum ein, die überraschten Städte mußten Moritz huldigen, der sie bei ihrer Religion zu schützen versprach. Der Kaiser triumphirte, als diese Nachrichten ihm überbracht wurden: seine Freude war berechtigt, denn das Heer seiner Gegner, infolge mangelhafter Soldzahlung längst nicht mehr zuverlässig, trennte sich nun. Man wußte, die Trennung sei höchst gefährlich: aber sollte, konnte der Kurfürst seine Truppen in Schwaben zurückhalten, während ihm sein Erbland verloren ging? Am 23. November löste sich das Lager von Giengen auf: Karl behauptete Oberdeutschland. Er hatte die ganze Zeit hindurch eine Ruhe und Zuversicht gezeigt, die großartig und bewundernswerth sein würden, wüßte man nicht, daß er durch spanische List die Protestanten längst politisch besiegt hatte, ehe ein Schuß gefallen war. Aber freilich galt es nun, den Sieg in diesen Gegenden zu sichern. Das glückte über Erwarten leicht. Wo sollten die oberdeutschen Städte, das militärisch wichtige Ulm an der Spitze, den Muth und die Opferfreudigkeit hernehmen, allein den Kampf bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Heller durchzukämpfen! Der Kaiser, welcher ihnen weit weniger gram war, als den fürstlichen Häuptern

des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen beruhigende Zusicherungen in der Religionssache; dafür demüthigten sie sich und füllten mit Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse hatten zahlen wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgelder konnte Karl vortrefflich brauchen.

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Würtemberg nicht behaupten: Ulrich mußte sich persönlich demüthigen und eine ungeheure Summe erlegen.
1547 Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche Huld mit 150,000 Gulden erkaufend —, etwas früher noch Frankfurt. Dann wurde das päpstliche Absetzungsurtheil, welches im November gegen den Erzbischof von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruchs der Stände wurde der Koadjutor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am 25. Februar 1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied auf seine Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (15. August 1552). Im März erflehte auch Straßburg die Gnade des Kaisers; es erhielt sie unter glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst (1547).

Merkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demüthigte, weil sie sich dem Trientiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, gerieth er grade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie berufen, in heftigen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der Kaiser den besiegten Protestanten religiöse Duldung verbürgte, während das Konzil zusammenberufen war, um der Duldung ein Ende zu machen: dies war wenigstens des Papstes Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber auch sonst gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung weit auseinander. Das Konzil, welches nur einen geringen Theil der Geistlichkeit, und gar keinen Deutschen umfaßte, repräsentirte die strenge mönchisch-dominikanische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und verwarf in Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die Autorität der Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten einen Haß, der zum Theil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser wußte, daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung unter das Konzil nöthigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmachung der Beschlüsse, welche einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß diesem Ersuchen nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser grollte, daß er nicht seinem Wunsche gemäß das Konzil an einen andern Ort übertragen wollte. Daher wurden die
1547 Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht: zugleich rief der Papst seine Truppen, die er nur auf sechs Wochen geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er knüpfte Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrührerische Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, so jener

Aufstandsversuch des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich-gesinnte Haus der Doria in Genua (Januar 1547). Endlich übertrug der Papst das Konzil doch von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche —; nur der kleinere Theil der Versammelten blieb, dem Wunsche Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier von einer Unternehmung gegen Italien: zuvor aber mußte der deutsche Krieg siegreich beendigt werden.

---

22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Leichte, vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im Dezember 1546 mit seinen 20,000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moritz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung auf seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Unterthanen der Krone Böhmen. Offen widersetzten sie sich dem Heeresaufgebot des Königs Ferdinand; hussitische Weisen erklangen begeisternd, der Gedanke an ihre einstige Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß ein Heer aufzustellen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen hispanischen Volkes" zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der mit 1200 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor: er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moritz war nun isolirt, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles sei verloren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntniß, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewähren könne, sich daran gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bauern Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der protestantischen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen treiben. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herzhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Krank, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu statten, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung verheißen. Der Kaiser traf seine Rüstungen in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.

Zum Ueberfluß wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Karl die Kurwürde längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Moritz das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die auf Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den äußerst verständigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu vertheidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert und
1547 sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und ohne Widerstand zu finden in Sachsen eindrang, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden an Zahl äußerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen mit Hilfe von Pontons oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meißen aufgegeben und sich bei Mühlberg festgesetzt habe.

Die Oertlichkeit war zur Vertheidigung trefflich geeignet: das an sich schon höhere Elbufer krönte ein Damm, der den Schützen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen Bauer Kenntniß von einer Furt, aber der Uebergang über den Fluß im Angesicht der Feinde war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begünstigte das Anrücken der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagspredigt, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und trommeln gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Fußvolk den Befehl zum Aufbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß mit der Reiterei zu folgen. Als die Rückwärtsbewegung des Fußvolkes schon begann, hatten die kurfürstlichen Arkebusiere, welche die am rechten Ufer liegenden sächsischen Pontons bewachen sollten, — denn auch Johann Friedrich führte eine Schiffsbrücke mit sich, — noch Widerstand geleistet. Das Feuer der spanischen Hakenschützen vertrieb sie; vergeblich versuchten sie, die Boote zu verbrennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwommen, bemächtigten sich derselben: während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschreiten, wird die Schiffbrücke für das Fußvolk schleunigst hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des fliehenden Feindes erreicht. Wol hätte sich der Kurfürst mit der Reiterei noch jetzt nach Wittenberg retten können, aber er wollte das Fußvolk nicht der sicheren Vernichtung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die sächsischen Befehlshaber genöthigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feinde die Spitze zu bieten. Man befand sich an dem Saume eines Waldes; der Kampf hatte nur den Zweck, dem Fußvolk, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Erfolge wurde die sächsische Reiterei durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Nur ein kleiner Theil des Heeres entkam nach Wittenberg, die meisten erlagen den Klingen der Spanier. Der Kurfürst, von den Seinen verlassen, mußte sich nach heldenmüthiger Gegenwehr dem Ritter Thilo von Trotha ergeben.

Kurfürſt Johann Friedrich vor Karl V.

Aus der „hiſtoriſchen Chronik“ des Joh. Ludw. Gottfridus. (Augenſcheinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Der Gefangene wurde vor den Kaiſer geführt, der ihn höchſt ungnädig empfing. Auch Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbeſpritzten, gedemüthigten Fürſten harte Worte; den geiſtlichen Herren in Karls Umgebung war das Unglück des Ketzers eine wahre Augenweide.

Die Haltung des Kurfürſten war eine durchaus würdige; er verlor auch den Gleichmuth nicht, als ihm ſein Todesurtheil verkündet wurde. Der Ueberlieferung zufolge ſpielte er gerade mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig Schach: „Vetter“, ſagte Johann Friedrich, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr ſeid matt.“ Wenn aber Karl V. wirklich im Ernſte daran gedacht hatte, das Urtheil zu vollſtrecken, ſo ward er doch bald anderen Sinnes. Ein ſolcher Mißbrauch des Sieges konnte die nationale Oppoſition gegen den gewaltthätigen Fremden wachrufen; auch war das gut befeſtigte Wittenberg noch nicht erobert. Die Räthe des Kaiſers, ſelbſt Alba, meinten, es ſei beſſer, die Todesſtrafe in ewige Gefangenſchaft zu verwandeln und ſich Wittenberg einräumen zu laſſen.

Digitized by Google

Karl V. über das Feld bei Mühlberg reitend.
Nach dem Gemälde Tizians im Museo del prado zu Madrid.

Gern hätte man den Kurfürſten genöthigt, ſich auch in Sachen der Religion dem Willen des Kaiſers zu unterwerfen, aber in dieſem Punkte blieb Johann Friedrich unerſchütterlich. Seine Kur trat er an Moritz ab, welcher aber ſeinen Söhnen eine Jahresrente von 50,000 Gulden auf ſächſiſche Aemter verſchreiben mußte; — aus dieſen Beſitzungen ſind ſpäter die ſächſiſch-thüringiſchen Herzogthümer entſtanden.

Wittenberg ergab ſich auf Anordnung des Kurfürſten. Den Rath ſeiner

Digitized by Google

fanatiſchen Umgebung, die Gebeine des Erzketzers Luther auszugraben und zu verbrennen, wies der Kaiſer kalt zurück. „Ich führe", ſagte er, „mit den Lebenden Krieg, nicht mit den Todten."

Er wandte ſich jetzt gegen den Landgrafen Philipp, an deſſen Perſon ihm mehr gelegen war, als an Johann Friedrich. Wenngleich die Geſchichte der Gefangennahme des Landgrafen noch nicht ganz aufgehellt iſt, ſo unterliegt doch keinem Zweifel, daß ſpaniſche Hinterliſt dabei im Spiele war. Für Philipp hatte deſſen Schwiegerſohn Moritz von Sachſen verhandelt, aber der Kaiſer verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade: eine Bedingung, auf die der Landgraf ſelbſt jetzt nicht eingehen wollte, obſchon die Treue ſeines Landadels wankte. Moritz und der Markgraf Joachim II. von Brandenburg erlangten vom Kaiſer auch in der Folge nur die Zuſicherung, der Landgraf ſolle im Falle ſeiner Unterwerfung weder mit dem Tode, noch mit ewigem Gefängniß, wie Johann Friedrich, geſtraft werden. Als dann die einzelnen Artikel der Kapitulation feſtgeſtellt wurden, war von „ewigem Gefängniß" nicht weiter die Rede, ja mehrere Artikel ſchienen zur Vorausſetzung zu haben, daß Philipp ſeine Freiheit behalten

Landgraf Philipp der Großmuthige von Heſſen.
Standbild an dem ihm von ſeinem Sohne errichteten Prachtmonument aus Alabaſter und ſchwarzem Marmor in der St. Martinskirche zu Kaſſel, angefertigt von Meiſter Gottfro.

dürfe. Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaisers erflehen sollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugesagt; der letztere aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Arras ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager nach Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen trotz des Geleites festhalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrthümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber er berichtigte sie nicht: mochte sich der gutmüthige Deutsche immerhin vertrauensselig selbst in seine Hände liefern.

Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Akt als eine Ceremonie an, über die man sich leichten Sinnes hinwegsetzen müsse, — hatte er doch wenigstens seinen Besitzstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser kniete, sein Kanzler die Abbitte verlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers mehrmals spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung nach geleisteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeheißen, — auch reichte ihm der Kaiser die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schöpfte Philipp keinen Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moritz und Joachim dem Herzog, Tags darauf dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Uebereinkommen gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenschaft zu halten gedenke. Hoffnungslos und grollend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefährlichsten Feinde triumphirend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders die Städte, in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen zugestehen. Dagegen gelang dem Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht: vielmehr wurde er nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entsatzheer der Evangelischen am 23. Mai bei Drakenborg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Mahnungen Ferdinands auf die Unterwerfung von Niedersachsen.

---

23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Seiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm sein Sieg verschaffte auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich seinem Willen unbedingt beugen. In jener Hinsicht erreichte er nichts: man willigte weder in eine Revision der trientiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser wurde zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestirten Karls Bevollmächtigte zu Bologna gegen alles, was hier beschlossen werden würde; sie stellten in Aussicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen werde.

Bis zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte, zeigte sich auf der am 1. September 1547 eröffneten Versammlung zu Augsburg. Namentlich im Bunde mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm beliebte. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Beisitzer des Kammergerichts dem katholischen Bekenntniß angehören müßten: dafür gewährten sie die Forderung, daß die Besetzung des Kammergerichts dem Kaiser anheimgestellt werde. Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landestheil an allen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten betheiligt wurde. Kaiserthum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-östreichischen Hauses mit nichten zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfängliches Widerstreben Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Ausdrücken der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten" Kaiser, als dieser ablehnte, das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Uebermuth schwer genug empfunden wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstenthümer: am 24. Februar 1548 erhielt Moritz den Lohn seines Verrathes, am 8. April wurde der neue 1548
Erzbischof von Köln geweiht: es hätte niemand den Kaiser gehindert, dem Baiernherzog die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand des Würtembergers Land, das er durch seine Theilnahme am Kriege verwirkt, in Anspruch.

Auch die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen vornehmen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz der Mahnungen seines Beichtvaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der Kaiser seine Interessen verfocht; auch hielt Karl die völlige Restauration für unausführbar. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Theilnahme des Papstes innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rathe Ferdinands folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen, den gemäßigten Julius Pflug, und den strengkatholischen mainzischen Weihbischof Helding mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische Hofprediger Joachims II., Johann Agrikola, nahm an der Arbeit, wenn auch einflußlos, theil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig: bloß die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu: es blieb bei der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der Anrufung der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen: dem Papste und der Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Leicht ließ sich der kurzsichtige Joachim II. bewegen, dem Entwurf beizustimmen, der Pfälzer folgte: nur mit Widerstreben Kurfürst Moritz, der doch die gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann von Küstrin, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste beeinflußt, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren: sie erlaubte sich, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß nicht alle vorgeschlagenen Sätze gut katholisch seien. Diesem Widerstande gegenüber gab der Kaiser seinen Plan auf, daß der neue Entwurf für alle seine

Unterthanen, auch die Katholiken, verbindlich sein solle, auf; zur Ueberraschung
1548 der Protestanten wurde das Augsburger „Interim“ am 15. Mai 1548 als ein für sie giltiges Reichsgesetz in Vorschlag gebracht und trotz der Einwände des Kurfürsten Moritz, gemäß dem kaiserlichen Willen, von den Ständen genehmigt. Dem päpstlichen Nuntius, welcher gleichfalls gegen den Erlaß protestiren sollte, ertheilte Karl erst Audienz, nachdem die Veröffentlichung erfolgt war. „Interim“ auf deutsch „inzwischen“ wurde der Erlaß genannt, weil er nur eine vorläufige Regelung der Religionsfrage enthielt.

Das „Interim“, das ursprünglich dem Gedanken einer Aussöhnung entsprungen war, trug, da es allein die Protestanten band, den Charakter einer Unterdrückung. Durfte, konnte man Widerstand leisten? Die meisten Reichsstädte sahen ihre Unfähigkeit zur Gegenwehr ein, mit schwerem Herzen fügte sich der Stadtrath, wie in Nürnberg. Augsburg wagte Einwände, aber Karl wußte sich zu helfen. Er änderte die Stadtverfassung, in welcher die mehr protestantischen Zünfte das Uebergewicht hatten, ernannte einen patrizischen Rath und verpflichtete ihn zur Durchführung des Interim. Konstanz rettete, indem es sich unter den Schutz Ferdinands stellte, nicht einmal die evangelische Lehre; die alte „wahre Religion“ ward wieder eingeführt, bald darauf die Predigt des Evangeliums bei Todesstrafe verboten. „Die Deutschen sollten spanisch lernen“, höhnten die kaiserlichen Räthe. Wenigstens die evangelischen Prediger waren nicht zu belehren. Lieber gingen sie

Gleichzeitiges Spottbild auf das Interim.

„Des Interims vnd Interimisten wahrhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yederman sonderlich bei dem Bretspiel, vnd der großen Kannen mit Bier, yhr andacht und meßig leben erkennen kann.“ — Auf den Notentafeln sind die Anfangsworte des 1. Psalms: „Beatus vir“ etc. übersetzt in: „Selig ist der Mann, der Gott vertrauen kann, und willigt nicht ins Interim, denn es hat den Schalk hinter ihm, Hinterim.“

ins Exil, als daß sie ihr Gewissen beschwerten; vierhundert Prediger mußten aus Oberdeutschland weichen. Nicht anders war es in Norddeutschland. Dem Kurfürsten Joachim II., der auf das Interim so vertrauensselig eingegangen war, erklärten seine Prediger: der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch mächtiger. In den sächsischen Landen herrschte dieselbe Stimmung. Die Stände erinnerten den Kurfürsten Moritz an sein Versprechen, sie in der Religionssache zu schirmen. Die Magdeburger urtheilten, das Interim wolle alle um ihre Seligkeit bringen. Eine Flut von Gegenschriften gab das Edikt dem Hasse und der Verachtung preis. Besonders ehrenvoll und rührend zugleich war die Haltung des gefangenen Johann Friedrich; seine ruhige aber entschiedene Weigerung, das Interim anzunehmen, nöthigte selbst den Gegnern Anerkennung ab; es stärkte zugleich den Widerstand der Evangelischen, die in ihm den Märtyrer der gerechten Sache verehrten.

Weniger groß, ja sogar in bedauerlichem Maße schwach und nachgiebig zeigte sich der Mann, der einst an Luthers Seite so ruhmvoll gekämpft hatte, Philipp Melanchthon. Durch Luthers Tod hatte diese allzu milde, vermittelnde Persönlichkeit die Stütze verloren, deren sie in gefahrvollen Augenblicken bedurfte; jetzt ward der „allgemeine Lehrer Deutschlands" seiner Vergangenheit untreu. Dem Kurfürsten Moritz lag viel daran, das Interim seinen Unterthanen annehmbar zu machen; Melanchthon, der schon eine Schrift gegen dasselbe veröffentlicht hatte, ließ sich bestimmen einen Entwurf auszuarbeiten, der das protestantische Prinzip zwar nothdürftig rettete, es aber mit allem Nebenwerk des katholischen Ritus belastete. Wol hatte Luther anfangs auf diese Dinge kein Gewicht gelegt; aber etwas anderes war es, das Althergebrachte schonen, als das Abgeschaffte wiederherstellen. Nach zwei Besprechungen in Pegau und Celle ward für die sächsischen Lande das „Leipziger Interim" verfaßt; die glaubenstreuen Protestanten meinten, jetzt habe das Evangelium „die letzte Oelung empfangen." Es ist zu begreifen, daß nach diesem Vorgange die Einführung des Interim wenig Schwierigkeiten machte: in Brandenburg, Hessen, Pommern, Kleve kam es, zum Theil mit geringfügigen Aenderungen, zur Geltung.

---

24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).

Wol mag man vom universal-historischen Standpunkte aus den großartigen Plänen Karls Anerkennung zollen und bewundern, daß er, nicht ohne eigenes Verdienst, eine Stellung errang, wie sie kaum im Mittelalter ein Kaiser inne gehabt. Aber diese Machtfülle und die Ausübung der kaiserlichen Autorität lag eben nicht im Interesse des deutschen Volkes, dessen Lebensinteressen der Machthaber seinen universalistischen Tendenzen unterordnete. Seine Absicht ging jetzt dahin, die spanische kaiserliche Herrschaft in Deutschland zu verewigen; zu seinem Nachfolger hätte er am liebsten gleich seinen Sohn Philipp bestimmt; er ließ ihn, um ihn den deutschen Fürsten vorzustellen, zu dem Reichstage berufen, welchen er am 26. Juli 1550 in Augsburg eröffnete. Zwar stellte es 1550
sich heraus, daß der Kaiser nicht damit umging, seinen Bruder Ferdinand, der doch schon römischer König war, bei Seite zu drängen: er beabsichtigte vielmehr durchzusetzen, daß nach seinem und Ferdinands Tode Philipp Kaiser, Ferdinands Sohn Maximilian römischer König werden sollte.

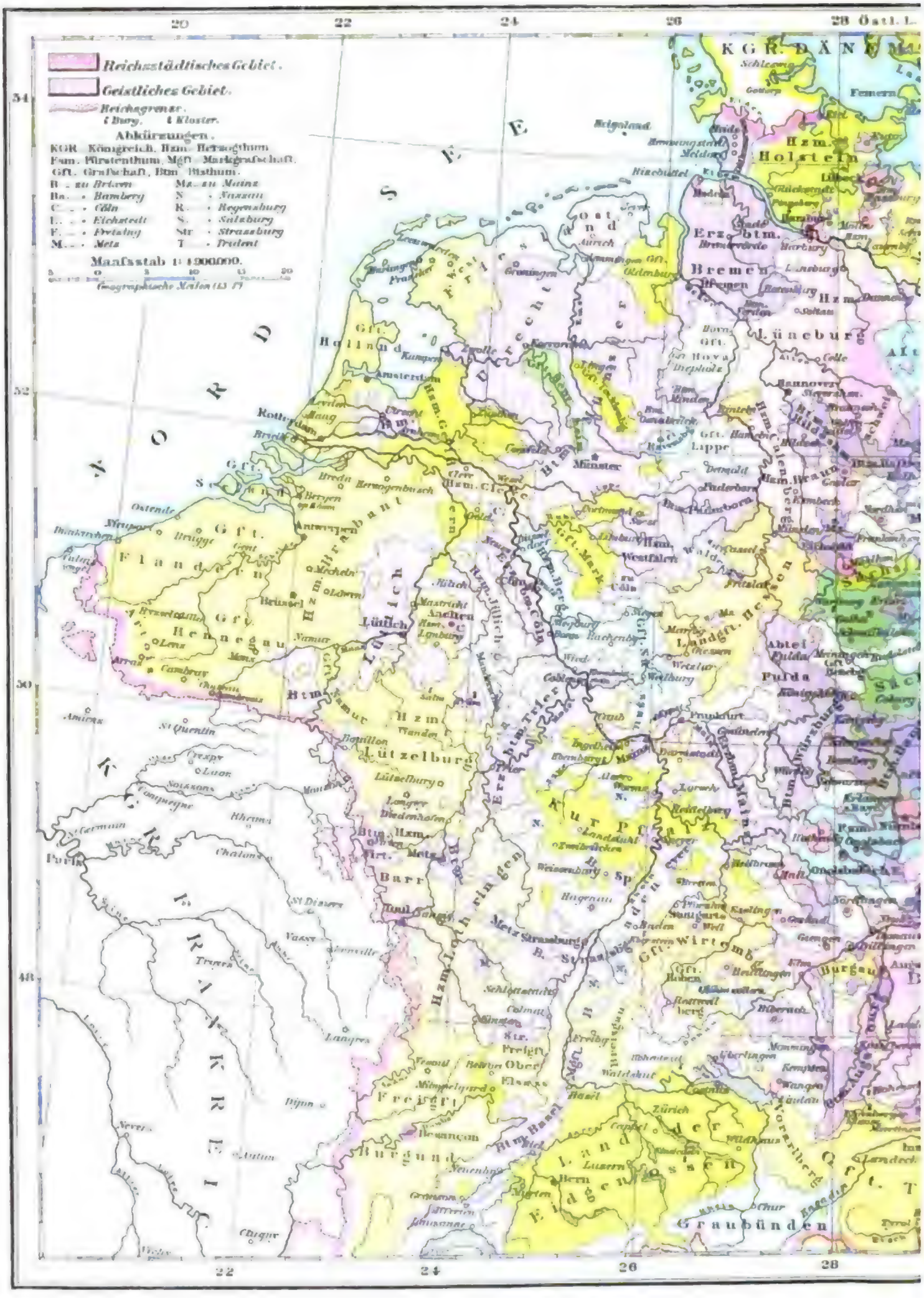
Freilich war auch dieser Plan nicht nach Ferdinands Geschmack: man hatte stillschweigend vorausgesetzt, daß derartige Ansprüche, — von einer förmlichen

Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage (am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner dereinstigen Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen verhieß seinem Oheim jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Auch in der Religionssache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnißschriften versehen, — einer sächsischen und einer würtembergischen Konfession — erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Trientiner Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Berathung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Druck vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papstthum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht ungelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moritz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

Während die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trotzte das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich zunächst allerdings niemand wagen
1550 mochte. Als endlich, im November 1550 unter Anführung des Kurfürsten Moritz ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwol ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverschämte Gebahren des spanischen Kriegsvolkes lebhafte Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen: ja, als er seinen Sohn Philipp mit den Niederlanden feierlich belehnen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen Höfe


Reichsstädtisches Gebiet.
Geistliches Gebiet.
Reichsgrenze.
Bury. Kloster.
Abkürzungen.
KGR. Königreich. Hzm. Herzogthum
Fürs. Fürstenthum. Mgft. Markgrafschaft.
Gft. Grafschaft. Bthm. Bisthum.
B. zu Bremen
Ba. " Bamberg
C. " Cöln
E. " Eichstedt
F. " Freising
M. " Metz
Ma. zu Mainz
N. " Nassau
R. " Regensburg
S. " Salzburg
Str. " Strassburg
T. " Trident
Maasstab 1:4000000.
Geographische Meilen (15 ℔)
KGR. DÄNEMARK
Holstein
Hzm.
Erzbthm.
Bremen
Lüneburg
Gft. Holland
Gft. Flandern
Hennegau
Gft. Namur
Hzm. Brabant
Hzm. Cleve
Gft. Mark
Gft. Lippe
Hzm. Westfalen
Hzm. Braunschweig
Hzm. Lüttich
Bthm. Lüttich
Bthm. Hildesheim
Bthm. Paderborn
Bthm. Münster
Bthm. Osnabrück
Abtei Fulda
Fürstenthum Fulda
Landgft. Hessen
Gft. Waldeck
Gft. Nassau
Gft. Hanau
Gft. Isenburg
Gft. Solms
Gft. Wetterau
Gft. Wied
Gft. Sayn
Gft. Sponheim
Gft. Leiningen
Gft. Hohenlohe
Gft. Wirtemberg
Gft. Baden
Gft. Hohenberg
Gft. Fürstenberg
Gft. Tirol
Gft. Burgau
Kurpfalz
Pfalz-Zweibrücken
Pfalz-Simmern
Pfalz-Neuburg
Pfalz-Sulzbach
Pfalz-Veldenz
Pfalz-Lautern
Pfalz-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz
Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Kleeburg-Landsberg-Veldenz-Simmern-Neuburg-Sulzbach-Lautern

Deutschland
Reichseisenbahnen

wandten sich für seine Befreiung: bis jetzt ohne Erfolg. War in dem Landgrafen nicht die deutsche Fürstenfreiheit überwältigt? Der Haß, welcher in erster Linie den Spaniern galt, wurde auf Karl übertragen; auch den Kurfürsten Moritz verfolgte der nationale Unwille als des Kaisers dienstbeflissenen Helfershelfer, der sich nun auch gegen Magdeburg gebrauchen lasse. In seinem eigenen Lande fühlte Moritz den Boden unter den Füßen schwanken. Die allgemeine Aufregung äußerte sich auch in eifrigem Besuch der protestantischen Kirchen; die katholische Geistlichkeit verzweifelte daran, den gemeinen Mann auf die Dauer zu knechten.

Aber trotz der weitverbreiteten Mißstimmung konnte die Nation an eine gewaltsame Aenderung der Lage nicht denken, es sei denn, daß der Fürst, welcher dem Kaiser zum Siege über die Protestanten verholfen hatte, sich von ihm lossagte. Schon längst folgte Moritz dem Kaiser nicht mehr unbedingt: er steigerte die Abneigung gegen Karls Successionspläne bei seinem Neffen Maximilian, er näherte sich den Söhnen des gefangenen Landgrafen, ja im Sommer d. J. 1550 trat er in Beziehung zu Frankreich, das den Kampf gegen das Haus Habsburg in jedem Augenblick wiederaufzunehmen bereit stand. Zu einem förmlichen Entschlusse kam Moritz erst vor den Mauern Magdeburgs: an seiner Entscheidung hatte der Markgraf Hans von Küstrin nicht geringen Antheil. Am 20. Februar 1551 versprach ihm Moritz „zur Erhaltung der Augsburger Konfession und der 1551
deutschen Freiheit" Land und Leute zu wagen. Um sich die Geldmittel zum Kriege zu verschaffen, der ursprünglich nur auf Abwehr und Vertheidigung zielte, traten die Verbündeten in Verkehr mit Frankreich, England, Dänemark und Polen. Allein der französische König, auf dessen Beistand das meiste ankam, sah die Sache anders an. Er forderte als Preis seiner Hilfe ein gegen den Kaiser gerichtetes Angriffsbündniß: eine Forderung, welche Hans von Küstrin wenigstens nicht bewilligen wollte. Außerdem verlangte Frankreich die Abtretung der vier französisch-redenden Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambray, die König Heinrich II. als Reichsvikar verwalten wollte. Traurig genug, daß man ein Uebel nur durch ein anderes vertreiben konnte. Der Kurfürst Moritz mußte wol oder übel in diese Bedingung willigen, doch behielt er die Rechte des Reiches ausdrücklich vor. An dem Abschluß des Vertrages (15. Januar 1552) 1552
betheiligte sich auch ein brandenburgischer Fürst, Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach, den wir im schmalkaldischen Kriege unter der kaiserlichen Fahne sahen. Ein genialer, aber leichtsinniger Mann, ein talentvoller Heerführer und Draufgänger, konnte er der protestantischen Sache von größtem Nutzen sein.

Bis in den August 1551 hatte Moritz, um keinen Verdacht zu erregen, die Belagerung von Magdeburg fortsetzen müssen, dann eröffnete er Unterhandlungen, verhieß der Bürgerschaft, eigenmächtig und ohne sich an die Vorschriften des Kaisers zu kehren, eine günstige Kapitulation: am 9. November erschlossen sich ihm die Stadtthore, bei dem Denkmal Ottos des Großen huldigten ihm Rath und Gemeinde. Sein Heer behielt Moritz aber noch beisammen; gleichzeitig gingen deutsche Söldner, schlachtenerprobte Kriegsknechte, nach Frankreich ab.

26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutſchen Fürſten war, unverweilt den Kaiſer anzugreifen, wo ſie ihn fänden: was die Franzoſen thun wollten, war ihnen gleichgiltig; begreiflicherweiſe wählten dieſe einen Angriff nach dem Oberrhein, um ſich der Gegenden zu bemächtigen, die ſie zu behalten gedachten.

Kaiſer Karl war wiederholt vor den Plänen ſeiner Gegner gewarnt worden, die Verbindung mit Frankreich namentlich hatte auf die Dauer nicht geheim bleiben können. Aber Karl hielt die Deutſchen für zu einfältig, als daß ſie einen Spanier betrügen könnten: auch rechnete er wol auf Moritz' Dankbarkeit. Außerdem hatte Moritz, ein Meiſter in der Verſtellungskunſt, alles gethan, um den Kaiſer irre zu leiten: einer ſeiner vornehmſten Räthe war in Innsbruck eingetroffen und hatte gemeldet, ſein Herr werde unverzüglich nachkommen. So geſchah es, daß ſich Karl über die Nähe der Gefahr und die Ausdehnung der gegneriſchen Beſtrebungen völlig täuſchte: er glaubte, es handle ſich bloß um die Freilaſſung des Landgrafen, den er gleichwol feſtzuhalten entſchloſſen war.

Kurfürſt Moritz von Sachſen.
Nach Kranach geſtochen von Killan.

Im März ſammelten ſich die Kriegsvölker der Verbündeten, ſchon am 4. April zogen ſie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiſer die Manifeſte der Proteſtanten, daß es darauf abgeſehen war, ihm alle Früchte des ſchmalkaldiſchen Krieges zu entreißen: der deutſche Unabhängigkeitsdrang erhob ſich wider die Gewalt des ſiegreichen Spaniers. Vergebens ſah ſich Karl bei den

katholiſchen Fürſten nach thätigem Beiſtande um; ſein Bruder Ferdinand beantwortete eine darauf gerichtete Anfrage mit einem Hilfegeſuch, die Augsburger Wechsler verweigerten dem Kaiſer den Kredit. Hilflos befand ſich Karl in dem wenig geſicherten Innsbruck. Er machte einen Verſuch, nach dem Oberrhein und den Niederlanden zu entkommen, aber die Nähe des Feindes zwang ihn zur Rückkehr nach Innsbruck. Nun ſetzte er all ſeine Hoffnung auf den Waffenſtillſtand, welchen Moritz nach einer Zuſammenkunft mit Ferdinand (zu Linz am 18. April) verabredet hatte. Karl begann zu rüſten, ſeine Truppen ſammelten 1552
ſich in einem Standlager zu Reutte, unfern der Ehrenberger Klauſe. Aber ſeine Gegner hinderten ihn, ſich völlig widerſtandsfähig zu machen; wohlweislich war der Anfang der Waffenruhe erſt auf den 26. Mai feſtgeſetzt worden. Am 18. griffen die verbündeten Fürſten das Lager an und ſprengten es auseinander, auch die Klauſe ward genommen. Schon berathſchlagte man, ob man nicht ſofort weiter dringen, „den Fuchs in ſeiner Spelunke ſuchen“ ſollte, da gebot ein Söldneraufſtand dem Kurfürſten Moritz halt. Dadurch bekam Karl Zeit, Innsbruck zu verlaſſen: am 19. Mai brach er krank in regneriſcher, kalter Nacht auf, am nächſten Tage folgte ihm Johann Friedrich, zwar in Freiheit geſetzt, aber verpflichtet, am kaiſerlichen Hoflager zu bleiben. Am 23. Mai rückte Moritz in Innsbruck ein, der Kaiſer floh weiter nach Villach, das Konzil löſte ſich auf. Indes gab Karl noch nicht alles verloren, er hoffte ſogar, vermittelſt des Kurfürſten Johann Friedrich einen Theil der Proteſtanten auf ſeine Seite zu bringen.

---

27. Der Vertrag von Paſſau.

Wenn man bedenkt, daß die ſiegreichen Proteſtanten im Bunde mit Frankreich ſtanden, ſo ſieht man ein, daß die Gefahr nahe lag, das Reich könne in eine franzöſiſch-proteſtantiſche und eine öſtreichiſch-katholiſche Partei zerklüftet werden. Dieſer Gefahr beugte König Ferdinand vor, welcher mit den letzten Maßnahmen ſeines Bruders nicht einverſtanden geweſen war. Auf einer Verſammlung, die ſchon am 18. April, vor dem entſcheidenden Schlag, in Linz ſtatt- 1552
fand, hatte er die größte Nachgiebigkeit gegen Moritz gezeigt, einen Religionsfrieden, etwa auf Grund der Speierer Beſchlüſſe von 1544, in Ausſicht geſtellt, das Trientiner Konzil preisgegeben, auch in die Befreiung des Landgrafen gewilligt. Da aber der Kaiſer die Beſtätigung dieſer Vorſchläge verweigerte, wurde auf den 26. Mai eine neue Verſammlung aller Reichsſtände nach Paſſau berufen. Hier einigten ſich die katholiſchen und evangeliſchen Fürſten — der König Ferdinand wurde zu den eigentlichen Berathungen nicht gezogen, — über den Grundſatz, daß beiden Parteien ein beſtändiger Friede zu gute kommen ſolle, ob nun eine religiöſe Ausgleichung erfolge oder nicht. Auch König Ferdinand trat dem Gutachten bei (7. Juni 1552). Evangeliſche Richter ſollten am Kammergericht zugelaſſen, eine allgemeine Amneſtie ertheilt, der Landgraf in Freiheit geſetzt werden.

Karl ging auf dieſe Bedingungen trotz aller Vorſtellungen Ferdinands nicht ein: die gemachten Vorſchläge ſchienen ſeine kaiſerliche Autorität zu beeinträchtigen, ihre Annahme belaſtete ſein Gewiſſen. Er nahm daher tiefgreifende Veränderungen vor.

Kurfürſt Moritz, welcher eben einen verfehlten Verſuch gemacht hatte, ſich der kaiſerlich-geſinnten Stadt Frankfurt zu bemächtigen, und befürchten mußte, daß er in die Acht erklärt und das Kurfürſtenthum den Söhnen Johann Friedrichs zuerkannt werden würde, ſah ſich genöthigt, den kaiſerlichen Entwurf am 29. Juli anzunehmen. Gern hätte der Kaiſer, der wieder Muth geſchöpft, im letzten Augenblick alle Zugeſtändniſſe zurückgenommen: nur die Vorſtellungen ſeines Bruders, der in ſeinen Erblanden bedroht war, vermochte ihn zur Ratifikation des „Paſſauer Vertrages.“ Wieder war nichts Endgiltiges geſchaffen, der immerwährende Friede zwiſchen beiden Bekenntniſſen ausdrücklich verweigert, die Regelung der religiöſen Frage auf einen Reichstag verſchoben worden. Wol wäre beſſeres zu erzielen geweſen, hätte nicht Johann Friedrich dem Kaiſer eine Loyalität bewieſen, welche Karl nach keiner Seite verdiente. Wie ſehr man auch den ſittlichen Charakter des Kurfürſten, ſeinen unerſchütterten Glaubensmuth bewundern mag, politiſch klug und praktiſch iſt er nie zu Werke gegangen. Er hatte wahrlich keine Urſache, dem fliehenden Kaiſer geduldig zu folgen, um ſich von dem Beſiegten noch Bedingungen auferlegen zu laſſen. Am 1. September entließ ihn Karl in gnädigſter Weiſe, ſeine Stammlande nahmen jubelnd den Märtyrer auf: als er in Weimar

Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige von Sachſen.
Nach Kranach geſtochen von Kilian.

einzog, glaubte man ein weißes Kreuz über ſeinem Haupte zu ſehen. Um dieſelbe Zeit kehrte der Landgraf in ſein Land zurück.

An vielen Stellen kehrten auch die verjagten Prediger zurück; im Württembergiſchen ward das Interim abgeſchafft.

28. Vom Paſſauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).

Die Proteſtanten konnten überzeugt ſein, daß Karl die ihm abgedrungenen Zugeſtändniſſe zurücknehmen werde, ſobald er die Freiheit ſeiner Bewegung wiedererhielt. Glücklicherweiſe lähmte ihn für jetzt der Krieg mit Frankreich. Im Spätherbſt machte er ſich an die Wiedereroberung ſeiner Reichsſtadt Metz. Anfang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden. Jetzt erſt wurde 1553
Metz franzöſiſch, aber auch wieder katholiſch. Auch in Italien gingen die Dinge dem Kaiſer nicht nach Wunſch; in Ungarn behauptete König Ferdinand, dem Moritz von Sachſen Hilfe zuführte, mit Mühe die Landesgrenze wider die Türken.

Deutſchland kam ſo bald nicht zum Frieden. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der im Anfange des letzten Krieges die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg zu erheblichen Abtretungen gezwungen, hatte das Paſſauer Abkommen nur gegen Beſtätigung dieſer Verträge genehmigen wollen. Da Moritz auf ihn keine Rückſicht genommen hatte, ſuchte er Süddeutſchland, die Rhein- und Moſelgegenden mit verheerenden Kriegszügen heim. Um zu verhindern, daß er ſeine kriegsluſtigen Scharen Frankreich zuführe, nahm ihn der Kaiſer in Dienſt, als Preis die Anerkennung jener Verträge bietend. Wirklich machte er ſich dem Kaiſer, deſſen Rückzug von Metz er deckte, äußerſt nützlich, aber die Biſchöfe wollten ſich zu keiner Abtretung verſtehen. Daher eröffnete Albrecht im April 1553 von neuem die Fehde, wie immer wagemuthig und 1553
ſiegreich.

Das Fortſchreiten ſeines ehemaligen Kriegskameraden erregte den Groll des Kurfürſten Moritz: er brachte gegen Albrecht einen Bund zwiſchen dem König Ferdinand, den beiden Biſchöfen und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig zuſammen. Auch mit Frankreich ſchloß der Kurfürſt ein neues Bündniß und verabredete einen Angriff auf die Niederlande. Merkwürdig genug war die Stellung der beiden Hauptgegner. Den Markgrafen, welcher doch die Evangeliſchen Niederdeutſchlands in Schutz nahm, begünſtigte der Kaiſer: dem Kurfürſten ſandte Ferdinand Truppen zu, obwol er die Befürchtung äußerte, Moritz' letztes Ziel ſei, ihm die römiſche Königswürde zu entreißen.

Aber die Tage des Kurfürſten waren gezählt. Am 9. Juli griff Moritz 1553
nebſt ſeinen Verbündeten den Markgrafen bei Sieversḥauſen an. Im dichteſten Handgemenge fielen zwei Söhne des Herzogs von Braunſchweig: wol blieb Moritz Sieger, aber er erhielt ſelbſt im Getümmel die Todeswunde. Noch faßte er den Siegesbericht ab; am zweiten Tage nach der Schlacht ſtarb er mit den geheimnißvollen Worten: „Gott wird kommen.“

Hakenschütz aus der Zeit der Schlacht bei Sieversshausen.

Kupferstich von Franz Brunn vom Jahr 1559.

Moritz' Bruder und Erbe August schloß unverzüglich mit dem Markgrafen Frieden. Albrecht konnte sich gegen den Herzog Heinrich nicht im Felde behaupten und zog nach Franken ab, wo er seine bis dahin siegreichen Gegner zu Paaren trieb. Indessen mußte er, vom Kaiser geächtet, schließlich nach Frankreich entweichen, wo er längere Zeit von einem Gnadensolde lebte. Sein Land war ihm gewaltsam genommen und furchtbar verheert worden. Fruchtlose Anstrengungen zur Restitution machte er auf den nächsten Reichstagen zu Augsburg und Regensburg. Am 8. Januar 1557 starb er zu Pforzheim, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt. Gegen Ende seines Lebens trat bei dem wilden Kriegsmann die Erinnerung an seine evangelische Erziehung recht lebhaft hervor. Er betrachtete sein Geschick als Strafe dafür, daß er in Karls Diensten Gottes seligmachendes Wort so lange verfolgt habe. Die Tradition schreibt dem Fürsten das schöne Kirchenlied zu: „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit."

Nachdem Moritz gefallen und Markgraf Albrecht widerstandsunfähig gemacht war, hatte der Kaiser nicht länger zu fürchten, daß sich bedeutendere Fürsten an Frankreich anschlossen. Auch wandte sich der allgemeine Widerwille gegen Heinrich II., der schon drei Städte dem Reiche entrissen und noch weiter greifen zu wollen schien. So konnte Karl
1554 im Sommer des Jahres 1554 einen erfolgreichen Einfall in Artois und die Picardie machen.

29. Der Reichstag zu Augsburg und der Religionsfriede (1555).

1555 Am 5. Februar 1555 eröffnete König Ferdinand zu Augsburg den Reichstag, der zu Passau versprochen, durch die letzten Kriegswirren aber verzögert worden war. Karl hatte seinem Bruder Vollmacht gegeben, die Religionssache zu unbedingtem Abschluß zu bringen; er selbst wollte damit nichts mehr zu thun haben, weil er voraussah, daß der nothwendige Ausgleich sowol sein katholisches Gewissen beschweren, als auch seiner Vorstellung von kaiserlicher Allgewalt nicht entsprechen werde. In dem Kollegium der Kurfürsten, welche friedlich gesinnt waren, einigte man sich bald über einen Entwurf, kraft dessen ein ewiger Friede im Reich errichtet werden solle: auch wurden alle evangelischen Richtungen in den Frieden eingeschlossen, nicht allein, wie ursprünglich beabsichtigt, die Unterzeichner der augsburgischen Konfession von 1530. Im Fürstenrath stieß der
1555 Entwurf zwar auf lebhaften Widerstand der Katholischen, da aber im März 1555 die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen durch Erneuerung ihrer Erbeini-

König Ferdinand I.
Bleiguß im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Digitized by Google

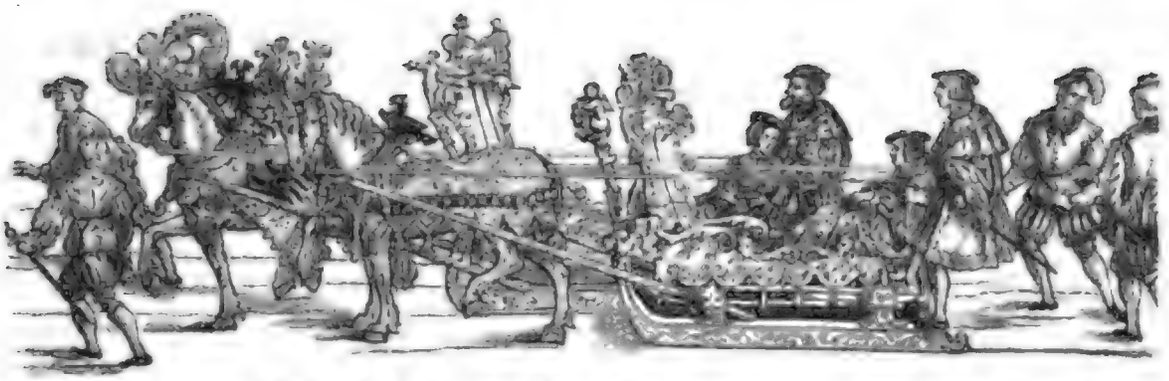
gung ſich ſtärkten, auch die päpſtlichen Legaten, die heftigſten Gegner des Entwurfs, den Reichstag verließen, war die Baſis der Verſtändigung geſichert. Auch über die einzelnen Artikel einigte man ſich leicht, ſoweit ſie die Vergangenheit betrafen. Schwierigkeiten erhoben ſich aber mit Nothwendigkeit hinſichtlich deſſen, was in Zukunft geſchehen ſolle. Mit Mühe wurde gewährt, daß überhaupt niemand, welcher der augsburgiſchen Konfeſſion beiträte, verfolgt werden dürfe. Was aber ſollte geſchehen, wenn die Hochſtifter des Reiches zur evangeliſchen Lehre übertraten? Die Proteſtanten wollten nichts davon wiſſen, daß mit der Annahme des Evangeliums die Entſetzung von Bisthum und Erzbisthum verbunden ſein ſolle; aber diesmal gaben die Katholiken nicht nach: dem König Ferdinand wurden zwei entgegengeſetzte Entwürfe eingereicht.

Eine Regelung der Landfriedensſache und der Kammergerichtsordnung unterbrach die Berathung über die obenberührte ſchwierige Frage, an deren Beantwortung der ganze Ausgleich ſcheitern konnte.

Der Landfrieden ſollte durch die Reichskreiſe gehandhabt, die Wahl des Oberſten den Kreisſtänden überlaſſen werden. Hinſichtlich des Kammergerichts blieb es bei dem Paſſauer Vertrag, dem zufolge die „augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten“ als Beiſitzer zugelaſſen waren.

Ferdinand war entſchloſſen, in die weitere Verweltlichung geiſtlicher Hochſtifter keinesfalls zu willigen; um die Proteſtanten zur Nachgiebigkeit zu bringen, ſprach er von der vorläufigen Auflöſung des Reichstages: ja er wollte nicht einmal die Bedingung gewähren, daß der Friede ohne Rückſicht auf einen weiteren religiöſen Ausgleich ewig dauern ſolle. Nur wenn die Proteſtanten in jener Frage nachgäben, wollte er ſeinen Widerſpruch fallen laſſen. Auf den Rath des Kurfürſten Auguſt von Sachſen wurde von proteſtantiſcher Seite das gewünſchte Zugeſtändniß gemacht, aber die Gegenforderung geſtellt, daß die Evangeliſchen auch in geiſtlichen Gebieten ungehindert ihres Glaubens leben dürften. Mit größter Anſtrengung erreichte Ferdinand, daß die geiſtlichen Fürſten dieſem Verlangen entſprachen: doch wurde ihr Zugeſtändniß nicht in den Reichsabſchied aufgenommen, ſondern ihm als eine Erklärung beigefügt.

Man muß eingeſtehen, daß dieſe Beſtimmung und der „religiöſe Vorbehalt“ — wie jenes den Katholiken gemachte Zugeſtändniß genannt wurde — in Zukunft die Quelle großer Zwiſtigkeiten werden konnte, aber für den Augenblick war das Erreichbare erreicht. Fortan war es gleichgiltig, ob ein päpſtliches Konzilium die Proteſtanten verdammte oder nicht.



Schlittenfahrt Kaiser Karl V. und König Ferdinands mit ihren Gemahlinnen.
Gleichzeitiger Holzschnitt eines unbekannten Meisters im K. Kupferstichkabinet zu München.

30. Die Abdankung Karls V. (1556.)

Um dieselbe Zeit, wo in Deutschland Karls kaiserliche Machtstellung eine so bedeutende Einbuße erlitt, glänzte ihm von anderer Seite ein letzter Glücksstrahl entgegen. Im Juli des Jahres 1553 starb in England Eduard VI., ihm folgte Maria die Katholische, dem Kaiser aufs nächste verwandt. Obwol viel älter als Karls Sohn Philipp, empfand sie ein lebhaftes Verlangen sich mit dem mächtigen Prinzen zu vermählen. Am 25. Juli 1554 ward die Ehe vollzogen: eine dritte, englische Linie des Hauses Oestreich schien im Entstehen begriffen. Allein die Ehe blieb kinderlos, und obwol sich Philipp in England mit großer Klugheit bewegte, fand er keine Sympathien in dem Lande, in welchem seine Gemahlin die bereits eingewurzelte evangelische Lehre aufs härteste verfolgte.

So verwirklichten sich die Hoffnungen nicht, die Karl an diese Heirath knüpfte; dagegen mußte er erleben, daß im Mai 1555 sein persönlicher Feind 1555
Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg: von neuem wurden die Franzosen von hier aus begünstigt: der alte Hader lebte wieder auf.

Als nun Karls Mutter Johanna (die Wahnsinnige) starb und die Anwesenheit eines Herrschers von Geblüt in Spanien nothwendig erschien, beschloß Karl, dem die Aerzte längst eine Veränderung des Klimas gerathen hatten, nach Spanien zurückzukehren und die Regierung der Niederlande an Philipp zu übergeben. Am 25. Oktober erfolgte zu Brüssel die feierliche Abdikation, in ausführlicher Rede ging der Kaiser durch, was er erstrebt, wie vieles unerreicht geblieben sei: er ermahnte seinen Sohn an der alten Religion festzuhalten, thränenerfüllt nahm er von den tiefergriffenen Ständen Abschied.

Während widrige Winde ihn an der Abreise hinderten, brachten unangenehme Nachrichten, die aus Italien einliefen, in ihm den Plan zur Reife, seine gesammte Herschergewalt niederzulegen. Schon in den Tagen des Glücks und der Machtfülle hatte er den Gedanken gehegt, einst den Rest seines Lebens in klösterlicher Ruhe und Zurückgezogenheit zu verbringen: was lag ihm jetzt an dem Kaiserthum, das er nicht in dem Sinne, wie er es verstand, hatte ausüben

können; Gewissensbedenken kamen hinzu. Er schrieb seinem Bruder, daß er
1556 ihm das Kaiserthum überlasse: am 15. Januar übertrug er seinem Sohne auch die Regierung der spanischen Reiche. Von nun an enthielt er sich jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften, weigerte sich auch, den Reichstag zu beschicken, der im Juli 1556 in Regensburg zusammentrat; ehe er nach Spanien absegelte (September 1556) theilte er den Kurfürsten mit, daß er sein Kaiserthum ohne Vorbehalt seinem Bruder abtrete.

Die Uebernahme der Kaiserwürde von seiten Ferdinands verzögerte sich bis zum 14. März 1558: nachdem er die Wahlkapitulation beschworen, setzte ihm Joachim II. die goldene Krone auf. In der Kapitulation bildete den Hauptpunkt der Augsburger Reichsabschied von 1555. Wenige Tage darauf erneuerten die Kurfürsten ihre alte Vereinigung, um in Zukunft ihrem Kollegium seine frühere Bedeutung zu sichern. Der Papst war über diese Vorgänge entrüstet; nach seiner Meinung hätte die Kaiserwürde in seine Hände, nicht in die der Kurfürsten zurückgegeben werden müssen. Und nun hatten gar Ketzer an der Wahl theilgenommen, einen König gewählt, welcher den verdammungswürdigen Religionsfrieden hatte zu stande bringen helfen. Paul IV. verlangte, Ferdinand solle für das erste auf seine Würde verzichten und weiteres abwarten. Man begnügte sich, zur Wahrung der Rechte des Reiches die päpstlichen Ansprüche förmlich zu widerlegen: die Zeiten waren vorbei, wo die Fürsten auf einen Wink von Rom zu einer neuen Wahl schritten.

---

31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.

Karl lebte während dieser Irrungen in dem von ihm erwählten Zufluchtsort, dem Hieronymitenkloster San Juste in Estremadura. Nicht als ob er förmlich ein Klosterbruder geworden wäre, vielmehr bewohnte er ein Haus, das an der Kirche für ihn erbaut war. Auch hatte er der Theilnahme an weltlichen Geschäften noch nicht ganz entsagt; vielmehr stand er in unausgesetztem Briefwechsel mit seinem Sohne. Spaziergänge nach einer nahen Einsiedelei gehörten zu seinen Vergnügungen; auch erfreute er sich wohl an dem Gesange der Mönche. Den Frieden, den er im Kloster gesucht hatte, fand er aber nicht, um so weniger, als er erleben mußte, daß selbst in Spanien evangelische Gemeinden entdeckt wurden. Er selbst blieb sich freilich treu: noch zwölf Tage vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn Ketzereien kräftig zu unterdrücken. Am 21. Sep-
1558 tember 1558 endigte sein einst so bewegtes Leben.

Treffend hat man Karl mit den Helden verglichen, wie sie uns die alte Sage schildert; eine lange Jugend hindurch sitzen sie unthätig zu Hause; haben sie sich aber erst einmal erhoben, so schreiten sie unermüdlich von Unternehmung zu Unternehmung. So war auch Karls Leben nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Er war ein Mann von langsamen Entschlüssen, liebte daher, um Zeit zu gewinnen, in seinen Aeußerungen unbestimmte, vieldeutige Ausdrücke: hatte er sich aber erst eine Meinung

gebildet, ſo ſtand ſie unabänderlich feſt. Seine Politik, abwartend, beobachtend und lauernd, gilt ſeinen Bewunderern als ein Muſter von Klugheit, ſeinen Gegnern als verabſcheuungswürdige Hinterliſt.

Sein Körper hatte ſich ſpät entwickelt; von ſeinem einundzwanzigſten Jahre an erfreute er ſich zunehmender Kräftigung: das Vergnügen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber ſowie er in das thätige Leben eintrat, fühlte er ſich nicht mehr recht geſund, im vierzigſten Jahre war ſeine Kraft ſchon halb gebrochen. Später machte ihm die Gicht große Beſchwerden und unter ihrem Einfluſſe nahm ſein Hang zu ſchwermüthiger Einſamkeit zu.

Seine Stellung zu unſerem Volke mag der größte unter unſern lebenden Geſchichtſchreibern ſchildern:

„Ein ſolcher Menſch, voll Ruhe und Mäßigung, leutſelig genug, um ſich Verſchiedenen zu bequemen, ſcharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, ſcheint wol geeignet, mehreren Nationen zuſammen vorzuſtehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablaſſung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an ſich gezogen habe. Was beſaß er aber, um den Deutſchen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, ſich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unſere Nation an ausgezeichneten und hochgeſtellten Menſchen zu allererſt anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wol die Manier, wie die alten Kaiſer ſich mit Fürſten und Herren gehalten, gern nachahmte: ob er ſich wol bemühte, deutſche Sitten anzunehmen und ſogar den Bart in Deutſchland nach deutſcher Weiſe trug, ſo erſchien er den Deutſchen doch immer als ein Fremder. . . . Beſonders ſeit dem ſchmalkaldiſchen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation.“

Karl V. in ſeinen letzten Regierungsjahren.

Holzſchnitt aus dem „thesaurus picturarum“, einer Sammlung von Zeichnungen, Holzſchnitten und Kupferſtichen in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt, angelegt in den Jahren 1572—1620 durch den Pfälziſchen Kirchenrath Markus zum Lamb: im Jahre 1614 wurde ſie dem Landgrafen Georg II. geſchenkt zu dem Zwecke, ſich während „des leydigen Kriegsweſens mit Durchſehung dieſer wenigen ſchlechten Bücher jeweils zu amuſiren.“

32. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die ſich mit jugendfriſcher Kraft den größten Theil des civiliſirten Europa im Fluge erobert hatte, machte ſich allmählich eine Gegen- und Rückſtrömung der bedrohlichſten Art bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegenſchlag: es war naturgemäß, daß der in ſeinem Beſitzſtande geſchmälerte Katholizismus alle Kräfte an den Verſuch ſetzte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und

Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone dieſen Beſtrebungen ihren Beiſtand lieh, war der alten Kirche der Sieg faſt gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen ſich die monarchiſche Gewalt parteilos hielt, durften die Evangeliſchen ſich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten unter einander beginnen, wenn ſie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Einigkeit und Wachſamkeit war um ſo dringender geboten, als ein furchtbarer Feind, unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachſen, ſeine verderbenbringenden Waffen zum Vernichtungskampfe bereits geſchärft hatte. Der im Jahre 1540 geſtiftete Jeſuitenorden hatte ſich die unbedingte Wiederherſtellung der alten Kirche zum Ziel geſetzt; als Beichtväter beherrſchten ſeine Mitglieder bald die Gewiſſen der Fürſten, als Staatsmänner knüpften ſie ihren Intereſſen gemäß die künſtlichen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher ſuchten ſie die heranwachſende Jugend mit ihren Geſinnungen zu erfüllen, ſie ihren Zwecken dienſtbar zu machen und auf dieſe Weiſe die Zukunft zu erobern.

Don Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngſte Sohn des Ritters B. von Loyola im Jahre 1491 auf dem gleichnamigen, im baskiſchen Gebirge gelegenen Schloſſe geboren. Durch eine ſchwere Verwundung, die er im Dienſte Karls V. erhielt, zum Kriegsdienſt untauglich geworden, beſchloß er, dem Beiſpiele des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erwerben.“ Er gab ſich einem aſcetiſchen Leben hin, machte Wallfahrten, — auch nach Paläſtina, — und trieb dann in Salamanca theologiſche Studien. Als Schwärmer der Inquiſition verdächtig, begab er ſich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerſt kümmerlich erging. Hier ſammelte er gleichgeſinnte Genoſſen und eröffnete ihnen ſeinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden einen Orden zu ſtiften. Der urſprüngliche Plan eines geiſtlichen Kreuzzuges nach Paläſtina mußte aufgegeben werden, die Verbrüderten widmeten ſich vorübergehend der Krankenpflege, und erſt allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, ſeine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seinem Verein gab er den Namen der „Kompagnie Jeſu“; im Jahr 1540 erhielt die Geſellſchaft im Intereſſe der „kämpfenden Kirche“ die päpſtliche Beſtätigung, und Ignatius wurde erſter General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beſtändigen Dienſte Chriſti und der Päpſte zu weihen und unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienſte zu leiſten.“ Der Papſt verlieh ihnen alle prieſterlichen Befugniſſe und Vorrechte, geſtattete auch dem Orden Gütererwerb. In Deutſchland ward ihr Hauptſitz die Univerſität Ingolſtadt.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigotte, kaltſinnige Philipp II. von Spanien (1556—1598). Seine Beſtrebungen hatten als nächſte Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meiſten bedrohten Seite des Reiches entſtand auf dieſe Weiſe ein ſtarkes proteſtantiſches Gemeinweſen, das nachmals von größter Bedeutung für die politiſche und religiöſe Freiheit Deutſchlands werden ſollte. In Gemeinſchaft mit den Niederlanden ſchützte das unter Eliſabeth (1558—1603) erſtarkte England die Welt vor ſpaniſcher Unterdrückung. In Frankreich ſchienen die blutigen Kämpfe zwiſchen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weiſen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich ein Ende finden zu ſollen: die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber

einen völligen Umſchlag herbei. Am wenigſten wurde die ruhige Entwicklung des Proteſtantismus in den nordiſchen Königreichen geſtört, welche denn auch in dem letzten großen politiſch-religiöſen Kampf gegen die abſolute Monarchie des ſpaniſch-öſtreichiſchen Hauſes auf dem deutſchen Kriegsſchauplatz erſcheinen.

33. Deutſchland unter Ferdinand I. (1556—1564).

Von dem Herrſcher, welcher auf Karl V. im Reiche gefolgt war, hatte die 1558
deutſche Nation nichts zu befürchten. Obwol in Spanien geboren und erzogen, hatte er ſich allmählich in die deutſche Art zu finden gewußt. Seiner vermittelnden und verſöhnlichen Thätigkeit verdankte Karl V. manchen Erfolg auf den Reichstagen. Obwol perſönlich ein ſtrenggläubiger Katholik, war er von der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der katholiſchen Kirche durchdrungen und gewillt, durch bedeutende Zugeſtändniſſe den Glaubensfrieden zu begründen. Er hatte keine Veranlaſſung ſich zu gunſten des Papſtthums zu ereifern: hatte man doch in Rom ſeine Wahl bekämpft und ſie erſt ſpät (Februar 1560) anerkannt, um einem völligen Bruch vorzubeugen. So ließ denn der Kaiſer, den Standpunkt des Augsburger Religionsfriedens wahrend, die Reformation allenthalben gewähren, wiewol er ſie nicht gradezu begünſtigte; in ſeinen deutſchen Erblanden, aber auch in Ungarn fand der Proteſtantismus immer mehr Boden: ſeine einflußreichſten Räthe, wie Dietrichſtein und Fels waren offenkundige Freunde der Evangeliſchen.

Die Toleranz des Kaiſers wirkte auch weiter hinaus auf das Reich. Herzog Albrecht von Baiern, Ferdinands Schwiegerſohn, geſtattete ſeinen Unterthanen den Gebrauch des Laienkelches und die Aufhebung der Faſtengebote, ſelbſt in dem Salzburger Erzſtift ſchlug der Proteſtantismus ſo tiefe Wurzeln, daß er nachmals Jahrhunderte langen Bedrückungen zu trotzen wußte. Wo die Reformation nicht gradezu ſiegte, vermieden die Katholiken doch thunlichſt jeden öffentlichen Anſtoß, die Verheirathung der Prieſter war allgemein. Unter dieſen Umſtänden ſchien ein Ausgleich zwiſchen Proteſtanten und Katholiken nicht unmöglich, und der Kaiſer ließ zu dieſem Zwecke im Herbſt 1557 ein Religionsgeſpräch in 1557
Worms veranſtalten. Nicht die Katholiken hinderten die Verſtändigung: ſie ſcheiterte an dem Hader der evangeliſchen Theologen, welche, entartete Söhne einer großen Zeit, über armſeligen dogmatiſchen Spitzfindigkeiten das Gemeinſame der verſchiedenen Richtungen vergaßen. Natürlich war der Jubel in Rom und Madrid groß: „ihr Krieg iſt unſer Friede,“ frohlockten die Katholiken.

Wol ſahen die evangeliſchen Fürſten die Nothwendigkeit einer Union ein und die vornehmſten unter ihnen vereinigten ſich zu Frankfurt (März 1558) auf 1558
ein Bekenntniß, das der milde Melanchthon ausgearbeitet hatte. Aber grade dieſer Theologe, deſſen Schüler als „Philippiſten“ oder „Kryptocalviniſten“ (geheime Calviniſten) von den Lutheranern geſchmäht wurden, war dieſen verhaßter, als der ſchlimmſte Jeſuit. In den thüringiſchen Landen verketzerte man ſeine

neue Bekenntißschrift, vergebens ſuchten die oberdeutſchen Fürſten auf einem Tage in Naumburg (Januar 1561) den eigenſinnigen Johann Friedrich zu einer verſöhnlichen Haltung zu bewegen. Die Lehre vom Abendmahl, die einſt Luther und Zwingli getrennt, ſchuf auch jetzt eine tiefe Kluft zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten. Vor den Loſungsworten „Luther“ und „Calvin“ verſtummte der Name Chriſti und des Evangeliums.

Melanchthon, der in ſeinen letzten Lebensjahren die Reformation in die Pfalz hatte einführen helfen, unterſtützt von dem kunſtſinnigen Pfalzgrafen Ottheinrich (1556 bis 1559), ſtarb am 19. April 1560. Hat er gleich in den Tagen nach der Mühlberger Schlacht ſich durch Zaghaftigkeit gerechte Vorwürfe zugezogen, ſo iſt ihm Deutſchland dennoch ewigen Dank ſchuldig. Wie Melanchthon nach Begabung, Vorbildung und Neigung dem Humanismus angehörte, war ſeine vornehmſte Sorge, in die Schulen und Univerſitäten der evangeliſchen Länder gründliches Studium des klaſſiſchen Alterthums zu verpflanzen. So vollkommen gelang ihm dies, daß die evangeliſchen Gelehrtenſchulen auch nachmals von den Jeſuitenſchulen trotz aller Anſtrengungen nicht erreicht wurden. Indem Melanchthon die gelehrte Bildung in den Dienſt der Kirche zog, beugte er zugleich der naheliegenden Gefahr vor, daß jene antik-heidniſche Richtung des Humanismus, ungläubig und ſpottſüchtig, in der heranwachſenden Generation Wurzel faſſe. Mit vollſtem Rechte gebührt daher Melanchthon der Ehrennahme eines „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutſchlands). Er verfaßte nicht allein Lehrbücher, wie (1518) ſeine grundlegende griechiſche Grammatik, er gab auch eine große An-

Melanchthon taufend.
Flügelbild des Altargemäldes in der Stadtkirche zu Wittenberg von Lukas Cranach.
(Das ganze Werk ſtellt die von den Reformatoren anerkannten gottesdienſtlichen Handlungen dar: in der Mitte das heil. Abend-

Digitized by Google

zahl klaſſiſcher Schriftſteller heraus, er ſchrieb über die Einrichtung „lateiniſcher Schulen“ und machte durch ſeine Bearbeitung der Chronik des Carion († 1537) die Weltgeſchichte zu einem Unterrichtsgegenſtande und einem weſentlichen Beſtandtheil der allgemeinen Bildung.

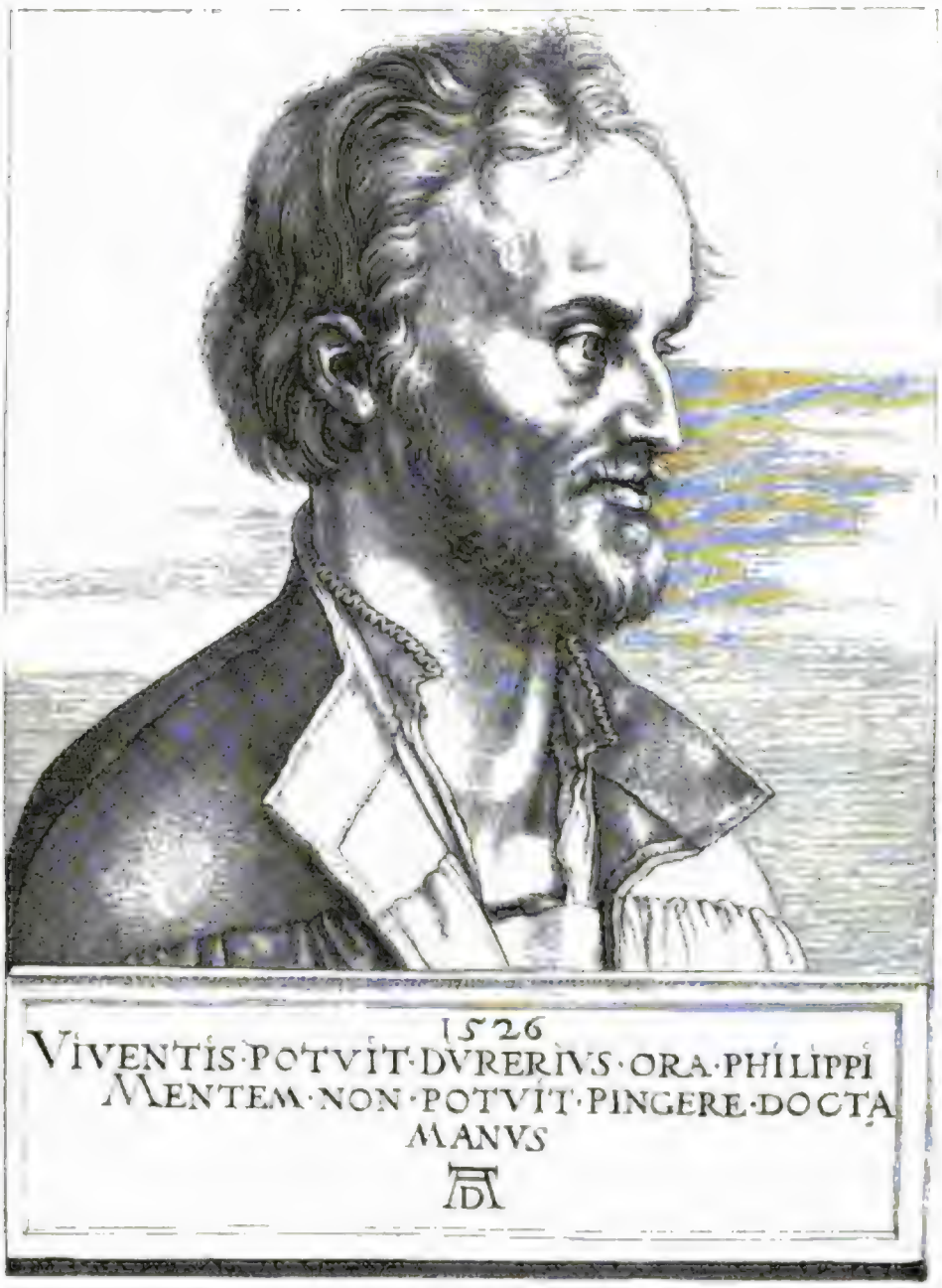
Bugenhagen, das Amt der Schlüſſel verwaltend. Flügelbild des Altargemäldes von Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Wittenberg.

mahl, darunter die Predigt (Luther), links die Taufe (Melanchthon), rechts die Beichte (Bugenhagen).

Ein zweites Verdienſt erwarb er ſich durch ſeine Bemühungen um eine geordnete Kirchenverfaſſung, obwol er auch hiebei, in ſeinem Beſtreben, das Beſtehende zu erhalten und nur mit neuem Geiſte zu erfüllen, zu weit ging: ſo war er der Meinung, das Kirchenregiment durch Biſchöfe müſſe beibehalten werden.

Seine Mäßigung endlich, ſeine Beſonnenheit und Umſicht, machte ihn geeignet, die öffentlichen Verhandlungen, die in Sachen der Reformation geführt wurden, zu leiten; auch im letzten Abſchnitt ſeines Lebens war Verſöhnlichkeit weit mehr geboten, als ſtarrſinniges Feſthalten an jedem Worte Luthers.

Zwei Jahre vor Melanchthon war auch der Reformator Johann Bugenhagen geſtorben, der in ſeinem Wirken, ſeiner Sinnesweiſe und ſeinen letzten Schickſalen mit dem Wittenberger Präceptor große Aehnlichkeit hat. Geboren zu Wollin im Jahre 1485, lag er zu Greifswald humaniſtiſchen Studien ob und erwarb ſich ſchon als Rektor der Schule zu Treptow a. d. Rega großen Ruf: auch verfaßte er (bis 1518) die erſte pommerſche Geſchichte. Luthers Schrift über die babyloniſche Gefangenſchaft der Kirche führte ihn in die Arme der Reformation. Er begab ſich nach Wittenberg, wo er, von Luther und Melanchthon in ſeinem Werthe erkannt, unter die akademiſchen Lehrer eingereiht und 1522 zum Paſtor an der Pfarrkirche erwählt wurde. Von nun an nahm er an allen Geſchicken der Reformation, ja auch an den privaten Erlebniſſen der großen Reformatoren Antheil: er war es, der 1525 Luthers Ehe einſegnete. Er überſetzte das Neue Teſtament in das Niederſächſiſche, ordnete die Reformation in vielen norddeutſchen Städten, wie Braunſchweig, Hamburg,



Philipp Melanchthon.
Kupferstich von Albrecht Dürer vom Jahre 1526.

Unterschrift: „Dürer konnte dem Leben nachbilden die Züge Philippus',
Doch seine kundige Hand konnte nicht malen den Geist."

Lübeck, befestigte dieselbe in Pommern (1534) und seit 1537 in Dänemark. Ihm wurde die Salbung des Königspaares, die Ordination der Superintendenten, die Abfassung der Kirchenordnung übertragen. Nach Kursachsen zurückgekehrt, wirkte er in der einflußreichen Stellung als Generalsuperintendent segensreich nach allen Seiten und war auch in Wittenberg unentbehrlich, als Luther zu kränkeln begann. Tief ergriffen hielt er dann auch seinem Freunde die Leichenpredigt. Im schmalkaldischen Kriege bewies er seinen Muth, indem er sich auch nach der Besetzung Wittenbergs nicht abhalten ließ, die evangelische Wahrheit zu verkünden. In den Wirren, die das Interim nach sich zog, stand er an Melanchthons Seite und hatte die gleichen Verunglimpfungen, wie dieser zu ertragen. Des Streites müde, beschränkte er sich immer mehr auf die Pflichten seines Amtes, doch suchten ihn in den letzten Jahren dauernde körperliche Leiden heim, bis den halberblindeten Greis ein sanfter Tod erlöste (19./20. April 1558); in der Stadt-Pfarrkirche fand er seine letzte Ruhestätte.

Der Herd der Zwietracht im Lager der Evangelischen war die Universität Jena, welche in einen schroffen Gegensatz zu der älteren Wittenberger Schwester trat. Der Haß zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie übertrug sich eben auch auf diese Hochschulen. Als der zanksüchtigste und unheilvollste der Jenenser Theologen ist Matthias Flacius („Illyricus"),

ein mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (eigentlich Frankowich aus Albona in Istrien) zu bezeichnen, der schließlich auch aus Jena wegen seiner Streitsucht ausgewiesen wurde und 1575 im Elend zu Frankfurt starb.

Johann Calvin, der jüngste der Reformatoren, war am 11. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie als Sohn wohlhabender Eltern geboren. In Orleans, wo er die Rechte studirte, lernte er Luthers Lehre kennen. Auf unstäter Wanderung in Deutschland und Italien bildete er seine religiösen Ansichten weiter aus, bis er in Genf eine neue Heimstätte fand und die lebenslustige Stadt in einen Sitz ernsten religiösen Lebens verwandelte. Seine Lehre stand zwar in dem Dogma vom Abendmahl der Luthers näher, als der Zwinglis, unterschied sich aber von der lutherischen in dem Satze von der unbedingten Gnadenwahl. Er verwarf allen äußeren Prunk; Gesang und Predigt in schmucklosen Gotteshäusern sollten allein wirken; auch führte er eine schonungslose Kirchenzucht ein: an fanatischem Glaubenseifer kam er den Ketzerrichtern der alten Kirche, wie an Verfolgungssucht den starren Lutheranern gleich. Hinsichtlich der Organisation des Kirchenthums stand er in diametralem Gegensatz zu Luther. Alle Rechte, welche dieser der Obrigkeit zuspricht, legte er, als Republikaner, der Gemeinde bei: dem Willen der Gemeinde hat sich dann jeder einzelne unbedingt zu unterwerfen. Von dem leidenden Gehorsam, welchen Luther den Unterthanen gepredigt hatte, wollte er nichts wissen; der Calvinismus ist trotzigkühn, selbstbewußt, kampfbereit. Diese Eigenschaften kamen zwar später der allgemeinen evangelischen Sache zu gute, hinderten aber auch die Verständigung mit den Lutheranern. Die eigenthümliche Kirchenordnung empfahl sich besonders für Republiken wie die Niederlande und die Schweiz oder solche Staaten, in denen die Monarchie noch nicht im Stande gewesen war, durchzugreifen, wie in Frankreich und Schottland.

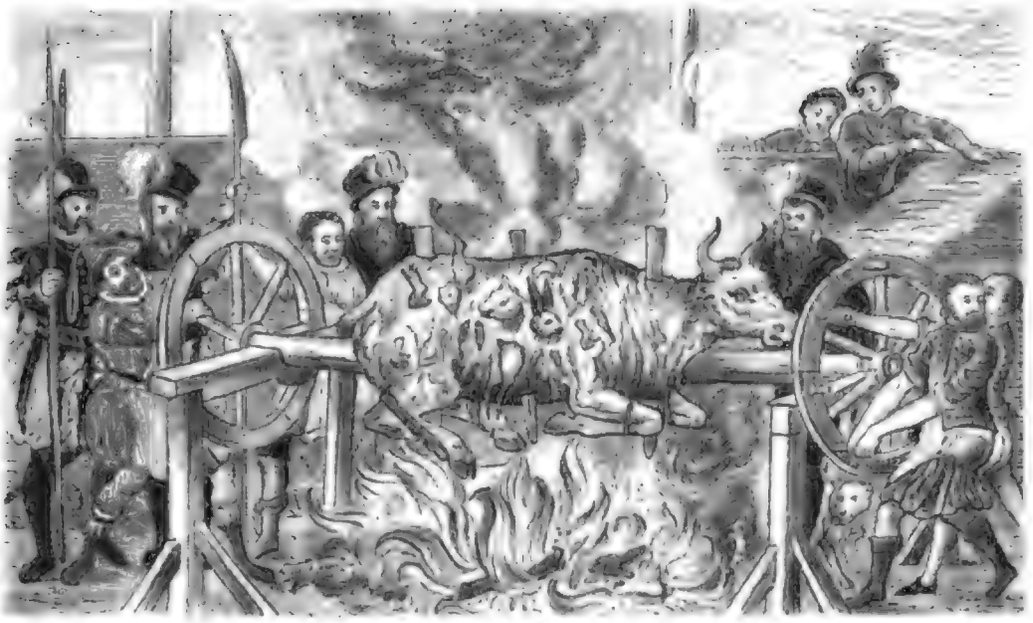
Besondere Erbitterung bei den Lutherischen erregte der Abfall des Kurfürsten von der Pfalz; in diese Gegenden war aus Genf, Straßburg und dem benachbarten Frankreich der Calvinismus eingedrungen: Pfalzgraf Friedrich ließ durch die Theologen Ursinus und Olevianus eine neue Bekenntnißschrift, den Heidelberger Katechismus, ausarbeiten (1563) und trat mit seinem Lande, 1563
trotz vieler Abmahnungen, zu den Reformirten über. Grade dieser Glaubenswechsel hat nachmals für die Sache des Evangeliums die nachtheiligsten Folgen gehabt.

Während sich die protestantischen Bekenntnisse aller Gemeinschaft entschlugen und auf heftigste befehdeten, wurden die Anhänger der alten Kirche durch die Beschlüsse des Konzils zu Trient von neuem zusammengefaßt. Zwar waren auch die protestantischen Fürsten ursprünglich eingeladen worden, aber mit Recht lehnten sie den Besuch ab: einem mittelalterlichen Konzil konnte der Protestantismus jetzt nicht mehr die Entscheidung über seine Berechtigung zuerkennen. Dagegen erhielt die katholische Kirche in Lehre, Gesetz und Organisation zu Trient ihren Abschluß, dem Papst wurde aufs neue die unumschränkte Herrschaft über die Kirche zugebilligt. Neugestärkt sollte sie gar bald von der Vertheidigung zum Angriff übergehen.

Kaiser Ferdinand erlebte das nicht mehr; am 25. Juli 1564 schied er aus dem 1564
Leben, keine ungewöhnliche, wol aber eine achtungswerthe Persönlichkeit. Er hatte im Jahre 1554 den Besitz des Habsburgischen Hauses unter seine drei Söhne getheilt: Maximilian erhielt Oestreich, Ungarn und Böhmen, ihm war außerdem die römische Königskrone zugedacht, die er im Jahre 1562 wirklich erhielt, und die Nachfolge im deutschen Reiche. Ferdinand erhielt Tirol, Karl Steiermark.

Türkiſche Geſandtſchaft an Ferdinand zur Krönung ſeines Sohnes Maximilian II. zum Römiſchen König zu Frankfurt 1562. „Einrit der Türkiſchen Bottſchafft Ephraim Strous mitt den Preſenten ſo ſie von deß Türcken wegen Kayſer Ferdinādo gethon. Geſchehen zu Franckfurt an Mayn. Den 23. Novembris Anno 1562." Aquarelle gezeichnet F B im Darmſtädter Thesaurus picturarum. Der Geſandte, deſſen Name verſchieden geſchrieben wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Krönungsfeierlichkeiten empfangen.

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit Philippine Welſer, der ebenſo ſchönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers in geheimer Ehe vermählt. Scheu hüteten ſie ihr Glück in dem böhmiſchen Kronſchloß Bürglitz, bis im Jahre 1561 Philippine den Muth fand, dem Kaiſer das Geheimniß zu entdecken. Ferdinand ertheilte die erbetene Verzeihung, legte den Gatten aber ewiges Schweigen auf: die Kinder durften nur den Namen „von Oeſtreich" (d'Austria), nicht das Familienwappen führen.



Darſtellung aus den Frankfurter Feſtlichkeiten zur Krönung Maximilians II. zum Römiſchen König 1562: Das Braten des gefüllten Ochſen. (Gouachebild im Thesaurus picturarum zu Darmſtadt.)

34. Maximilian II. (1564—1576). Der Türkenkrieg und die Grumbachſchen Händel.

Mit den größten Erwartungen ſah die proteſtantiſche Partei, mit banger Sorge die Kurie den erſten Regierungshandlungen Maximilians entgegen, der 37 Jahre alt den väterlichen Thron beſtieg. War doch ſeine Erziehung von Proteſtanten geleitet worden — erſt von Auguſt Schiefer, dann von Petrus Collatinus —, ja alles Herbe, was er als Jüngling und Mann erduldet, hing mit ſeinem religiöſen Entwicklungsgange zuſammen. Noch im Jahre 1561 dachte er daran, durch Flucht dem Glaubenszwange des Vaters zu entgehen, noch im Jahre 1563 beharrte er auf dem Abendmahle unter beiderlei Geſtalt. 1564

Aber wiewol er ſeinen evangeliſchen Ueberzeugungen ſein Leben lang treu blieb, trat er doch nicht förmlich zur proteſtantiſchen Konfeſſion über. Schon der Streit der Lutheraner und Reformirten hatte nichts einladendes; ſein weicher, etwas unentſchiedener Sinn ſchrak vor dem förmlichen Bruche mit den Familientraditionen zurück, auch der ſpaniſche Hof war nicht müßig. Er beſchränkte ſich darauf, den Proteſtanten Beweiſe ſeines Wohlwollens zu geben; die Beſchlüſſe des Trientiner Konzils ließ er nicht veröffentlichen, gegen ketzeriſche Schriften ſchritt er nicht nur nicht ein, er erlaubte ſogar (1570) die Begründung einer proteſtantiſchen Buchdruckerei zu Stein. Nicht überall befriedigten die oft nur halben Maßregeln, am wenigſten in Böhmen, wo durch den Gegenſatz zwiſchen Alt-Utraquiſten und den „Brüdern“ beſondere Schwierigkeiten vorlagen.

Das beſte Zeugniß für Maximilians religiöſe Denkweiſe bietet das Schreiben, in dem er die grauenvolle Blutthat der Bartholomäusnacht (1572) verurtheilt: „... Und hab' es mit herzlichem Leid vernommen, daß ſich mein Tochtermann (Karl IX.) zu einem

Maximilian II. im kaiſerlichen Ornat.

Gleichzeitiger kolorirter Holzſchnitt aus dem „Thesaurus picturarum“ in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt.

ſolchen ſchändlichen Blutbad hat bereden laſſen ... Und iſt in Wahrheit nicht anders, als wie Ihr vernünftig ſchreibt, daß Religionsſachen nicht mit dem Schwerte gerichtet ſein wollen.“

1566 Wiewol Maximilian kein Kriegsheld war, ließ er ſich durch eine kampfluſtige Partei in Ungarn, beſonders durch den Grafen Niklas Zrinyi zu einem Feldzuge gegen die Türken veranlaſſen. Der Augsburger Reichstag (April 1566) bewilligte eine ſtattliche Hilfe, und Maximilian konnte über mehr als 100,000 Mann verfügen. Aber mit einem noch gewaltigeren Heere brach der greiſe Sultan Suleiman am erſten Mai zu ſeinem dreizehnten „heiligen“ Kriege,

seinem sechsten Zuge nach Ungarn auf. Es sollte seine letzte Heerfahrt sein. Die Leitung des Feldzuges war von kaiserlicher Seite mangelhaft, obwol erfahrene Kriegsobersten, wie Lazarus Schwendi, Protestant und geborener Würtemberger, mit den wichtigsten Befehlshaberstellen betraut waren.

Türkische Kriegstrompeter, aus der Zeit des Türkenkrieges unter Maximilian II.
Kolorirter Holzschnitt im Thesaurus picturarum.

So that das Hauptheer nichts, um die Festung Sziget zu entsetzen, welche vom 7. August bis zum 8. September durch den Grafen Zrinyi aufs heldenmüthigste vertheidigt wurde. In der Nacht vom 5. zum 6. September starb Suleiman, der „Prächtige", während der Belagerung: die Erfüllung seines Wunsches, sich mit Maximilian in offener Feldschlacht zu messen, vereitelte der tapfere Zrinyi, dessen Geschick sich aber auch am 8. September erfüllte. Da die Festung nicht zu halten war, verstanden die Vertheidiger, Niklas Zrinyi voran, dann sein Fahnenträger Georg Csáky, seine Hauptleute Bajony, Istvánffi, Paprutowitsch und Andere, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am 17. Februar 1568 wurde mit Suleimans Nachfolger Selim III. ein Friede 1568
geschlossen, kraft dessen der Pforte ein jährliches „Ehrengeschenk" von 30,000 Dukaten gezahlt wurde.

An dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegenheit Schuld, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen Reichssache geworden war, die sogenannten „Grumbachschen Händel".

Der Ursprung der Händel fällt noch in die Zeit Ferdinands I. Ein fränkischer Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem wilden Albrecht Alcibiades in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof gerathen, von dem er einige Güter zu Lehen trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahre 1558 von Bewaffneten nahe seiner Residenz ermordet. Um der Bestrafung zu entgehen, suchte Grumbach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er seine Privatsache als Angelegenheit des ganzen Standes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Koburg-Gotha, — den Sohn des Besiegten von Mühlberg — durch die thörichte Vorspiegelung, er werde mit Hilfe der Reichsritterschaft den Räuber des väterlichen Kurfürstenthums, — nach Moritz' Tode Kurfürst August — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrichs Kanzler Brück bestärkte seinen Herrn noch mehr in seinem Vertrauen auf die Versprechungen des Abenteurers. Im Jahre 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang den Bischof zu einem nachtheiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Acht gethan. Johann Friedrich gewährte ihm Unterkunft und wurde, da

Wilhelm von Grumbach in seinem 69. Jahre.
Kupferstich von Matthias Zündt vom Jahr 1567.

er allen kaiserlichen Abmahnungen trotzte, gleichfalls mit der Acht (1566) belegt. Die Exekution derselben wurde dem Kurfürsten August übertragen und Johann Friedrich in dem stark befestigten Gotha belagert. Eine Meuterei der geängstigten Bürgerschaft zwang den Herzog am 13. April 1567 zur Kapitulation. Grumbach, Brück und die anderen Haupträdelsführer wurden auf barbarische Weise hingerichtet, Johann Friedrich zu ewigem Gefängniß nach Wien abgeführt. Mit Mühe erhielten seine Söhne nachmals das väterliche Erbe wieder: Johann Friedrich blieb bis an sein Lebensende (1594) in Wienerisch-Neustadt internirt: seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, theilte seit 1571 das Loos ihres Gemahls, den sie nur ein Jahr überlebte.

Das Gothaer Strafgericht gab der protestantischen Oppositionspartei willkommenen Grund zur Klage gegen den Kaiser, der ihren anderweitigen Erwartungen nicht entsprochen hatte: man schalt ihn einen zweiten „Julian", einen papistisch gewordenen Feind des Evangeliums. War dies auch nach zwei Seiten hin ungerecht, — denn der Urheber des furchtbaren Strafgerichts war der lutherische Kurfürst August, und Maximilian blieb im Herzen protestantenfreundlich —, so konnte man doch nicht leugnen, daß der Kaiser in der zweiten Hälfte seiner Regierung aus politischen Gründen sich den katholischen Mächten entschieden näherte. Seine älteste Tochter Anna wurde im Jahre 1570 die zweite Gattin des Königs Philipp von Spanien, die zweitgeborne, Elisabeth, reichte kurz darauf dem Franzosenkönig Karl IX. die Hand. Auch der Abfall der Niederlande, ein Ereigniß, daß die protestantische Partei im Reiche mit größtem Jubel begrüßte, mußte von dem Kaiser in einem ganz anderen Lichte betrachtet werden, und die spanischen Hilfsgesuche brachten ihn vollends in eine schiefe Stellung.

Wie sich das Verhältniß der Protestanten zu dem Kaiser verändert hatte,
1575 trat deutlich hervor, als Maximilian im Jahre 1575 die Kurfürsten nach Regensburg berief, um seinen Sohn Rudolf zum römischen König wählen zu lassen. Man verlangte von Seiten der weltlichen Kurfürsten, unter Führung von Kurpfalz, daß der zukünftige Kaiser in seiner Wahlkapitulation nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch die „ferdinandeische Deklaration" bestätige, der zufolge

„Audienz des aller Großmächtigſten Durchleuchtigſten Vnüberwindlichſten Römiſchen Keyſers **Maximilians des Anderen** unſers allergnädigſten Herren wie die durch ihr Maiestät zu Speyr auff dem Reychßtag iſt gehalten worden. Im Jar 1570.“

Holzſchnitt eines fliegenden Blattes (Lobgedicht auf Maximilian II.). Germaniſches Muſeum zu Nürnberg.

auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten in der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gestört werden sollten. Die Zwietracht zwischen Pfalz und Sachsen verhinderte, daß diese für den Frieden so nothwendige Bestimmung endlich zum Reichsgesetze erhoben wurde. Auch ein neuer Reichstag brachte die gewünschte Lösung nicht. Die Wahl Rudolfs erfolgte am 27. Oktober 1575 mit Stimmeneinheit.

Dieser Erfolg war der letzte, den der Kaiser aufzuweisen hatte. In einer anderen dynastischen Frage erlitt er um dieselbe Zeit eine Niederlage. Schon im Jahre 1572 hatte Maximilian, nach dem Tode des letzten Jagellonen, sich bemüht, dem habsburgischen Hause die Nachfolge im Königreich Polen zu verschaffen. Er unterlag damals dem französischen Thronbewerber Heinrich (gewählt Mai 1573), erneuerte seinen Plan aber, als jener nach dem Tode Karls IX. (30. Mai 1574) die Regierung Frankreichs übernehmen mußte. Nur ein Theil des polnischen Adels wählte aber Maximilian zum Könige, die Gegenpartei erhob Stephan Báthory, den mit der Pforte verbündeten Fürsten von Siebenbürgen. Der gefahrvollen Aufgabe, seinem Nebenbuhler die Krone durch einen harten Kampf zu entreißen, überhob der Tod den Kaiser. Krank war Maximilian auf den Regensburger Reichstag gekommen. Am Tage des Reichsabschiedes
1576 (12. Oktober 1576) starb er ruhig und gefaßt. „Meine glücklichste Stunde ist gekommen," sprach er im Angesichte des Todes. Er mußte den Tod als Erlösung von herben Enttäuschungen begrüßen.

Wol fehlte diesem Herrscher ein kräftiger Arm und ein starkes Herz, aber dennoch verweilt das Auge gern auf dieser Gestalt, dem gemüthvollen, gebildeten, edelgesinnten Fürsten. Ernstliche Feinde hatte er nicht besessen: seine Regierung bildete einen letzten Lichtblick in der Geschichte des alten deutschen Reiches.

---

55. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konkordienformel (1577).

1576 Rudolf II. hatte seine Jugendzeit am Hofe Philipps II., seines Oheims und Schwagers zugebracht. Dort erfüllte er seinen Geist mit der Idee der königlichen Allgewalt in politischen und religiösen Dingen: die unermüdliche Arbeitskraft aber, welche die spanischen Regenten bei all der Verkehrtheit ihres Strebens auszeichnet, eignete er sich nicht an.

Sein Gemüth war zu Melancholie geneigt; sein Geist war freilich voll reger Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, sein Charakter aber voll Zögerns und Schwankens. So wälzte er die Herrschersorgen gern auf fremde Schultern, er selbst blieb ein Fremdling in seinem Reich, ohne Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit und seiner Völker. Fast seine ganze Regierungszeit verlebte er zu Prag auf der Burg am Hradschin, mit seinen Büchern, Blumen und Kunstschätzen beschäftigt: sein Marstall war voll der prächtigsten Pferde, die er oft stundenlang besah, ohne je eines zu besteigen. Außerordentlich nachtheilig ward für einen derartigen Herrscher die Beschäftigung mit der die Welt beherrschenden Astrologie. Bald schläferte ihn die Sprache der Sterne ein, bald nährte sie seinen Argwohn, die Sprache des Lebens blieb ihm unverständlich. Auf dem Wege der Alchymie suchte er den Stein der Weisen zu finden, darum erwarb er nie auf dem Wege praktischer

Bronzebüſte Kaiſer Rudolfs II. in der Ambraſer Sammlung zu Wien.
Bezeichnet: Adrianus Fries Hagenatis fecit 1607.

Erfahrungen irdiſche Lebens- und Herrſcherweisheit. So war der Nachfolger Maximilians beſchaffen: es war vorauszuſehen, daß ſeine Regierungsthätigkeit keine ſegensreiche, der Kaiſer vor allem nicht im Stande ſein werde, den von neuem andringenden religiöſen Zerwürfniſſen Einhalt zu gebieten.

Was die Proteſtanten betraf, ſo kamen ſie um die Zeit, als Maximilian aus dem Leben ſchied, auf den Gedanken, alle Bekenner der Augsburgiſchen Konfeſſion durch eine neue Glaubensformel zu einigen, zur Abwehr gegen

Katholiken und Calviniſten. Der Gedanke ging vom Kurfürſten Auguſt von Sachſen aus, welcher in ſeinem Lande ſoeben eine ſtrenge Verfolgung gegen die Kryptocalviniſten ins Werk geſetzt hatte. In Kurpfalz wurde grade jetzt, nach dem Tode Friedrichs III. (26. Oktober 1576), durch den neuen Regenten, Ludwig, das Lutherthum mit Gewalt an die Stelle des Calvinismus geſetzt. Auch Brandenburg hatte den unbeſtimmten Standpunkt Joachims II. aufgegeben und ſich auf Grund der neuen Kirchenordnung Johann Georgs (1572) den eigentlichen Lutheranern genähert.

Als Opfer der lutheriſchen Religionsverfolgung in Sachſen fiel nebſt anderen (1574) Kaspar Peucer, der Schwiegerſohn Melanchthons, welchen man zwölf Jahre lang in einem dumpfigen Kerker ſchmachten ließ. In der reformirten Pfalz ließen die Urheber des Heidelberger Katechismus am 23. Dezember 1572 den Prediger Sylvan wegen abweichender Lehrmeinungen auf dem Markte zu Heidelberg enthaupten. Das erſte Opfer proteſtantiſcher Ketzerrichter war der Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen geweſen, Joh. Funck, als angeblicher „Landesverräther" zu Königsberg enthauptet Oktober 1566.

Drei lutheriſche Theologen, Andreä, Selnecker und Chemnitz brachten eine Eintrachts-(Konkordien-)Formel im Geiſte der damals zu Dresden herr-
1577 ſchenden Hoftheologie zu ſtande, die am 28. Mai 1577 im Kloſter Bergen zu Magdeburg vollendet ward. Sie verdiente eher den Namen einer „Zwietrachtsformel", denn ſie verewigte den traurigen Zwieſpalt zwiſchen Lutheranern und Reformirten.

Die Konkordienformel erkannte die heilige Schrift als einzige Richtſchnur des Glaubens an und ſetzte ihre volle Einſtimmigkeit mit Luther voraus: die ſchwierigſten Lehren waren mehr durch Unbeſtimmtheit des Ausdrucks verdeckt, als aufgehellt.

Die Einführung des neuen Bekenntniſſes machte große Schwierigkeiten und blieb unvollſtändig; in der Pfalz wurde ohnehin nach Ludwigs Tode (1583) der reformirte Glaube wiederhergeſtellt. Im Jahre 1580 wurde die Konkordienformel in Verbindung mit den übrigen ſymboliſchen Schriften der Evangeliſchen als „Konkordienbuch" zu Dresden veröffentlicht.

Das erſte Opfer der Konkordienformel ward der ſächſiſche Kanzler Nikolaus Krell, welcher Auguſts Nachfolger Chriſtian I. (1586—1591) für eine freiſinnigere Auffaſſung der evangeliſchen Lehre gewann. Nach deſſen Tode wurde Krell eingekerkert und nach zehnjähriger Gefangenſchaft, als man endlich bei der böhmiſchen Appellationskammer zu Prag ein verurtheilendes Erkenntniß erlangt hatte, am 9. Oktober 1601 enthauptet. Die fromme Kurfürſtin-Wittwe ſah dem Juſtizmorde zu; auf dem Schwerte des Scharfrichters ſtand die Inſchrift: Cave Calviniane! („Hüte dich Calviniſt!")

36. Die katholiſche Reaktion unter König Rudolf.

Sechs Jahre lang entzog ſich Rudolf ſeinen kaiſerlichen Regentenpflichten: erſt
1582 für das Jahr 1582 berief er einen Reichstag nach Augsburg: eigentlich auch nur wegen der ſeinen Staaten drohenden Türkengefahr, nicht um den Nothſtänden im Reiche abzuhelfen. Begreiflicher Weiſe lagen aber den Reichsſtänden ihre

eigenen Angelegenheiten mehr am Herzen als die des Kaisers; außerdem schien ein Vorgang auf dem Reichstage selbst die Entscheidung der wichtigsten Frage gebieterisch zu fordern. Als der „Administrator" d. h. der protestantische Inhaber des Erzbisthums Magdeburg, ein brandenburgischer Prinz Joachim Friedrich, den Vorsitz im Reichsfürstenrathe verlangte, wollten ihm die Katholiken nicht einmal Sitz und Stimme gestatten. Sollten demnach die evangelischen Inhaber ehemals geistlicher Fürstenthümer das Recht verloren haben, die Interessen ihres Stiftes auf den Reichstagen zu vertreten? Die Entscheidung war unendlich schwierig. Zu der Eigenschaft des Oberhauptes eines Stiftes gehörte die päpstliche Bestätigung, welche einem Protestanten unmöglich ertheilt werden konnte; andererseits konnte man die geistlichen Fürstenthümer doch nicht ausschließen von Berathungen über Steuern, über Gesetze, die für das ganze Reich verbindlich sein sollten.

Bei dem Zwiespalt unter den Protestanten ward es dem päpstlichen Legaten Madruzzi leicht, die Abweisung der Ansprüche des Administrators durchzusetzen. Der Streit erneuerte sich auf den folgenden Reichstagen, zum Siege gelangte keine Partei; die protestantischen Administratoren wurden zu Sitz und Stimme nicht zugelassen und mußten sich auf die feierliche Verwahrung ihrer Rechte beschränken.

Von untergeordneterer Bedeutung war die Angelegenheit der Stadt Aachen, welche, einer früheren Bestimmung entgegen, Protestanten den Eintritt in den Rath gestattet, die Katholiken verjagt und sich gegen die kaiserlichen Kommissare unbotmäßig gezeigt hatte. Zur Strafe war sie vom Kaiser nicht zum Reichstage geladen, aber die Stände beschieden sie trotzdem zum Reichstag. Erledigt wurde die Sache hier nicht; im Jahre 1598 aber rückten spanische Exekutionstruppen vor die Stadt, führten die Katholiken zurück und stellten den katholischen Gottesdienst wieder her.

Nun trat aber im Jahr 1582 auch der in dem „geistlichen Vorbehalt" 1582
vorgesehene Fall ein, daß der im ordnungsmäßigen Besitze einer geistlichen Herrschaft befindliche Fürst die evangelische Lehre annahm.

Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, gab seinen priesterlichen Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld auf, trat zum protestantischen Glauben, — dem reformirten Bekenntniß, — über, gedachte aber sein Erzbisthum zu behalten. Der Kaiser konnte diesem Vorgange unmöglich ruhig zusehen; da schon die drei weltlichen Kurfürsten Protestanten waren, würden sie jetzt im kurfürstlichen Rathe die Majorität erhalten haben. Der Papst bannte den Erzbischof und setzte ihn ab, sein Stift unterstützte ihn nicht, ebensowenig die Lutheraner, — Gebhard war ja Calvinist. Spanische Truppen vertrieben ihn; der vom Domkapitel erwählte Ernst von Baiern gelangte im Jahre 1584 in den Besitz des Erzbisthums. Als acht Jahre später in Straß- 1584
burg eine Doppelwahl erfolgte, mußte wiederum der protestantische Bewerber Johann Georg von Brandenburg dem katholischen Kardinal von Lothringen das Feld räumen. Ueberhaupt suchten Oestreich und Baiern fortan alle katholischen Bisthümer an Prinzen ihres Hauses zu bringen, und der ebengenannte Ernst von Köln erwarb noch Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster und die Reichsabtei Stablo, wiewol eine solche Häufung geistlicher Würden vom Papst wiederholt verboten war.

Nicht allein über die Bisthümerfrage hatten sich die Protestanten zu be-

klagen, ſondern auch über die Beſetzung des Kammergerichtes, wo ſich eine katholiſche Majorität gebildet hatte. Wer konnte dieſelbe hindern, in Bezug auf die geiſtlichen Güter im Sinne der katholiſchen Stände zu entſcheiden? Dazu kam noch, daß der neuerdings eingeſetzte Reichshofrath, deſſen Mitglieder der Kaiſer ernannte, vielfach in die Gerichtsbarkeit des Kammergerichtes eingriff.

1586 Was die Proteſtanten zu erwarten hatten, zeigte der 1586 in München erſchienene Traktat „de autonomia, das iſt von Freiſtellung mehrererlei Religion und Glauben", ein Jeſuitenprodukt, welches mit unvergleichlichem Hohne auseinanderſetzte, daß der Religionsfrieden nichts gelte und die Vernichtung der Ketzer nur eine Frage der Zeit ſei. Der thatſächliche Beweis ließ nicht lange auf ſich warten; ſoweit der öſtreichiſche Einfluß reichte, begann das Gott wohlgefällige Werk der Gegenreformation. In Steiermark hatte der jüngſte Bruder Maximilians ſchon im Jahre 1580 den Anfang gemacht und zur Verbreitung des wahren Glaubens (1586) die von den Jeſuiten geleitete Landesuniverſität Graz geſtiftet. Eine zweite Reihe von Verfolgungen begann im Jahre 1596, als Karls älteſter Sohn Ferdinand von der Univerſität heimgekehrt war. Er faßte die Wiederherſtellung des alten Glaubens als Gewiſſensſache auf: auf einer Wallfahrt nach Loretto, im Jahre 1598, ſoll er das Gelübde gethan haben, alle Ketzer auszurotten. Um dieſelbe Zeit eröffnete man in den übrigen öſtreichiſchen Erblanden ein gleich feindſeliges Verfahren gegen alle Nichtkatholiken.

Faſt ſchien es, als ob man von katholiſcher Seite auch auf das Reich Rückſicht zu nehmen für überflüſſig hielt. Im Herbſt des Jahres 1593 nahm ein ſpaniſches Heer, das durch das Gebiet von Jülich-Kleve nach den Niederlanden zog, in jenem Herzogthum Winterquartiere und erlaubte ſich die größten Ausſchreitungen. Selbſt katholiſche Stände waren entrüſtet über dieſe freche Verletzung des Reichsbodens. Der ſpaniſche Feldherr Mendoza ſtellte in der deutſchen Stadt Weſel den katholiſchen Gottesdienſt wieder her, aber die

Spaniſche Soldaten in Deutſchland. Beginn des XVII. Jahrhunderts.
Aus Gottfrieds Hiſtoriſcher Chronik.

proteſtantiſchen Nachbarfürſten konnten ſich über wirkſame Gegenmaßregeln nicht einigen. Als endlich ein Reichsheer zuſammengebracht wurde, lief es vor der Feſtung Rees jämmerlich auseinander.

Aus allen dieſen Vorgängen aber mußte jeder Einſichtige abnehmen, daß die kaiſerliche Regierung auch im Reiche zu dem Umſturze des Beſtehenden, im Bunde mit Spanien zur Unterdrückung des Proteſtantismus ſchreiten würde, ſobald ſie volle Freiheit der Bewegung erhielt. Denn einſtweilen war ihre Thatkraft noch gelähmt, theils durch Streitigkeiten im kaiſerlichen Hauſe, theils durch folgenſchwere Verwicklungen in Ungarn und Siebenbürgen. Denn hier, wo man am liebſten ſich jeder Verbindung mit Oeſtreich entzogen hätte, beſchloß man, der katholiſchen Gegenreformation, der Unterdrückung der ſtändiſchen und nationalen Freiheit durch muthvolle Erhebung zuvorzukommen.

Das Haupt dieſer Bewegung war ein reicher ungariſcher Magnat, der vorſichtige und ſchlaue Stephan Borskay, der im Februar 1605 zum Fürſten von Siebenbürgen erhoben wurde, im April auch zum Fürſten Ungarns. Im Wiener Frieden (1606) wurden ihm Siebenbürgen und acht Komitate Ungarns auf Lebenszeit zugeſprochen. Die Oberhoheit behielt die Pforte, an welche Rudolf im Frieden von Zſitva Torok (1606) ein „Ehrengeſchenk“ von 200,000 Thalern zahlte.

37. Die Parteihäupter im Reich.

Da die Abſichten des Kaiſers den Proteſtanten nicht mehr ein Geheimniß waren, ſannen ſie darauf, ſich vor zukünftiger Vergewaltigung bei Zeiten zu ſchützen. Die Anregung ging von Kurpfalz aus, da das Lutherthum mehr der Lehre vom leidenden Gehorſam huldigte. Die Reformirten waren unabläſſig bemüht, durch Verbindung mit auswärtigen Mächten ſich einen Rückhalt zu verſchaffen, da ſie auf die Lutheraner im Reich nicht rechnen durften. Indes ſchien der Nachfolger Auguſts von Sachſen einer Annäherung an die Pfalz geneigt, und ſo verpflichtete ſich auf dem Torgauer Tage (1591) eine Anzahl Reichsſtände, unter ihnen auch 1591
Brandenburg, zur Aufrechterhaltung des Religionsfriedens.

Der Tod der beiden Führer zerriß dieſe Verhandlungen, die lutheriſche Reaktion in Sachſen bereitete der Einigung vorläufig ein Ende. Aber der Grundgedanke wurde immer wieder von neuem aufgenommen: die Seele der Unionspläne ward der vielerfahrene, weltmänniſch-freie und ritterlich-tüchtige Fürſt Chriſtian von Anhalt (geb. 1568). Unter den „Korreſpondirenden“ — ſo nannte man die proteſtantiſchen Theilnehmer dieſer Beſtrebungen — befeſtigte er die Anſicht, daß man ſich vor allem an die Niederlande und Frankreich ſchließen müſſe. Denn eiferſüchtig blickte Heinrich IV. auf das Wachſen der ſpaniſch-öſtreichiſchen Macht, zu deren Bekämpfung ihm die deutſchen Proteſtanten willkommene Bundesgenoſſen waren.

Dieſe Pläne nahmen eine feſtere Geſtalt an, als in der Pfalz Friedrich IV. auf ſeinen ſtrenglutheriſchen Vater Ludwig gefolgt war (1592). Seine Gemahlin war die geiſtreiche Luiſe Juliane, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien.

1594 Auf einem Fürstentage zu Heilbronn (März 1594) kam ein protestantisches Bündniß mit Anlehnung an Frankreich zu stande.

Das Haupt der katholischen Reaktionspartei im Reich war der Herzog
1597 Maximilian von Baiern (geb. 1573), welcher im Jahre 1597 die Regierung des Landes übernahm. Seine strengkatholische Jugenderziehung erhielt auf der Universität Ingolstadt durch die Jesuiten ihren Abschluß, und er war ein durchaus würdiger Studiengenosse des steiermärkischen Ferdinand. Wie dieser in seinem Erblande, so räumte Maximilian in Baiern mit den Resten des protestantischen Kultus unbarmherzig auf und machte sein Herzogthum zum sichersten Hort der alten Lehre. Am päpstlichen Hofe, den er selbst besucht hatte, stand er in hohem Ansehn. Als Landesfürst bewies er Umsicht und Ordnungsliebe: durch Gründung einer einheimischen Miliz machte er sein Land widerstandsfähig, in der Errichtung eines kleinen stehenden Heeres ging er den übrigen Fürsten voran. Die tüchtigsten, gelehrtesten und erfahrensten Räthe umgaben ihn. So war der Herzog, dessen Thätigkeit im Reich nachmals die allerunheilvollste geworden ist, kein unbedeutender Regent, überdies ein politischer Charakter, der auf ein bestimmtes Ziel mit ruhiger Sicherheit lossteuerte. Im Gegensatz zu dem schwankenden Rudolf und seinem ebenso unfähigen Nachfolger war er der rechte Mann, wenn es galt, auch im Reiche die Gegenreformation durchzuführen.

---

38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.

Buchstabe B aus Holbeins kleinem Todtentanzalphabet, geschnitten von Hans Lützelburger. Als Beispiel der in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der großen und kleinen Kunst immer wiederkehrenden Todtentanzdarstellungen.

Bei den großen Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg zur Folge gehabt, ist es höchst nothwendig, durch einen Blick auf das Kulturleben vor der Kriegszeit sich ein Bild von den Zuständen zu machen, welche dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation entstammen. Allerdings muß man in dieser Epoche zwei Abschnitte unterscheiden, das erste Menschenalter bis 1555, dann die beiden folgenden; denn die Kultur des XVI. Jahrhunderts hat nur im ganzen einen ähnlichen Charakter, die einzelnen Generationen weichen von einander nicht wenig ab; nur daß begreiflicherweise die Keime der späteren Zustände sich schon im ersten Abschnitt vorfinden und dann nur eine Fortentwicklung und Steigerung eintritt: eine strenge Scheidung läßt sich demnach nicht durchführen.

Die Fürstengewalt erhielt durch den Gang, welchen die reformatorische Bewegung nahm, dem Kaiser gegenüber eine erhebliche Stärkung, besonders seit Karls V. Versuch, den Mühlberger Sieg auszunutzen gescheitert und der Augsburger Religionsfriede geschlossen war. Hatte es sich schon vor der Reformation als fast unmöglich erwiesen, das Reich zusammenzufassen, so wurde diese Schwierig-

keit noch vermehrt, ſeit die Konfeſſion die Reichsſtände in zwei Gruppen ſchied. Allerdings fehlte auf evangeliſcher Seite jeder feſte Zuſammenhalt; verderblich erwies ſich von Anfang an der Antagonismus der lutheriſchen und der reformirten Richtung.

Auch nach innen erhielt die fürſtliche Gewalt in den proteſtantiſchen, ſpeziell den lutheriſchen Gebieten, eine zweifache Vermehrung. Erſtlich nahm der Beſitz der Fürſten durch Einziehung der geiſtlichen Güter zu, die nicht überall an den Dienſt der neuen Lehre oder des Schulweſens gewendet wurden; dann aber trat der Landesfürſt auch noch in die Rechte, welche die Kirche bis dahin beſeſſen hatte. Außerdem hatte Luther mit beſonderem Nachdruck die Lehre von der göttlichen Entſtehung der Obrigkeit und der Verpflichtung des Unterthanen zu leidendem Gehorſam verkündigt, und die Fürſten verfehlten nicht, dieſe Anſchauungen in ihren Territorien praktiſch durchzuführen. Wenn ſich gleichwol in einzelnen Ländern die Macht der Stände hob, ſo war dies eine Folge beſonderer Veranlaſſungen. So führte die Verſchwendungsſucht des Brandenburgers Joachim II. (1535—1571) dazu, daß er den Ständen verſprechen mußte, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen ſei, ohne Vorwiſſen und Rath der Stände zu beſchließen.“ Er mußte den Ständen die Einziehung der Steuern überlaſſen und die Kontrolle, daß dies Geld wirklich zur Deckung der Landesſchulden verwendet werde. Wol hätte die größere Unabhängigkeit der Fürſten der Entwicklung echtnationaler Gemein-

Beiſpiel eines künſtlich angelegten Schloßgartens (des Heidelberger Schloſſes) im XVI. Jahrhundert.
Nach einem alten Kupferſtich Merians.

weſen Vorſchub leiſten können, wenn jene es ſich hätten angelegen ſein laſſen, auf die Pflege deutſchen Weſens ihr Augenmerk zu richten. Allein, wenn wir auch ſehen, daß die Fürſten des XVI. Jahrhunderts nach manchen Seiten in wohlthätiger Weiſe von ihrer Landesobrigkeit Gebrauch gemacht haben, gaben ſie gerade in jenem Punkte ihren Unterthanen ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel.

Es iſt nämlich eine durchaus irrige Vorſtellung, als habe erſt der dreißigjährige Krieg und der weſtfäliſche Friede in Sitte, Literatur und Tracht eine Fremdherrſchaft über Deutſchland gebracht. Die Entnationaliſirung iſt älteren Urſprungs. Seitdem die kaiſerlichen Habsburger ſpaniſch geworden waren, fingen die deutſchen Fürſten an, ſich wetteifernd nach italieniſchen und franzöſiſchen Muſtern zu bilden. Durch die Fürſtenhöfe verbreitete ſich die Nachäffung des Fremden bei dem Adel, der, wie wir ſehen werden, mehr und mehr zum Hofadel ward; das Bürgerthum endlich wollte hinter den Vornehmen nicht zurückbleiben und richtete ſich, ſo weit möglich, nach dem Beiſpiel der tonangebenden Kreiſe. Die mittelalterliche Burg der Fürſten wurde zum Renaiſſanceſchloß, zunächſt natürlich ſo, daß das Mittelalterliche noch überwog. Man legte wohlgepflegte, künſtliche Schloßgärten an, hielt Pfauen und Schwäne: Herzog Chriſtoph von Würtemberg war der erſte, der in deutſchen Landen eine Orangerie anlegte.

Das Eindringen des Fremden zeigte ſich beſonders auch in den Vergnügungen und Feſtlichkeiten der Fürſtenhöfe. Allerdings bildeten noch zwei echt deutſche Liebhabereien den Hauptinhalt der gewöhnlichen fürſtlichen Beluſtigungen: die Jagd und das Trinken. In erſchreckendem Maße wurde zum Nachtheil des armen Mannes das Wild gehegt, deſſen er

Deutſche Jagd um die Mitte des XVI. Jahrhunderts: eine Sauhatz im abgeſteckten Revier.
Holzſchnitt von Joſt Ammann aus deſſen Jahrbuch von 1560, Frankfurt a. M. bei Joh. Sigism. Feyerabend.

Digitized by Google

Widder den Sauffteufe-

fel/ gebeſſert/ vnd an vielen
örtern gemehret.

Item/ Ein Sendbrieff des Helliſchen Sathans/ an die Zutrincker/ vor 45. Jaren zuuor aus gegangen.

Item/ Ein Sendbrieff Matthæi Friderichs/ an die Kollen Brüder in Deutſchem Lande.

M. D. LVII.

Zur Kulturgeſchichte des XVI. Jahrhunderts: Titel des „Sauſteufels" von Matthäus Friderich, Pfarrherr zu Görentz, zuerſt gedruckt 1551. Genaue Nachbildung des Exemplars vom zweiten Druck, (1557, zu Frankfurt an der Oder, durch Johann Eichorn,) im Beſitz der Verlagshandlung.

Digitized by Google

sich nicht erwehren durfte: das Jagdvergnügen der hohen Herren aber bestand nicht sowol im anstrengenden Pirschen, als in dem bequemen Schießen aus dem verborgenen „Schirm", an welchem das Wild in Scharen vorbeigetrieben wurde. Das übermäßige Trinken, welches die Einsichtigeren unter den Fürsten ihren Unterthanen zu verbieten suchten, war an vielen Höfen gebräuchlich. Eine der auffallendsten Gestalten unter den Fürsten dieser Art ist Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der würdige Sohn seines liederlichen Vaters Friedrich III., der im Jahre 1559 von kaiserlichen Kommissarien abgesetzt wurde. Sein Biograph Hans von Schweinichen hat uns in den Stand gesetzt, in diese verkommene Wirthschaft einen tiefen Blick zu thun. So sehr war die Völlerei im Schwange, daß am kaiserlichen Hofe oft die wichtigsten Regierungsgeschäfte nicht erledigt werden konnten, die fremden Gesandten warten mußten, weil die Räthe schon in den Frühstunden betrunken waren. Kurfürst Christian von Sachsen legte durch dieses Laster den Grund zu seinem vorzeitigen Tode, Johann Georg führte den Namen des „Bierjörge." Durch alle Stände ging das nationale Laster des Trunks, so daß die Geistlichkeit in wohlgemeinten Schriften, wie die „Wider den Saufteufel", dagegen zu wirken suchte.

Auch die ehelichen Verhältnisse blieben nicht so lauter und ungetrübt, als vordem, wenngleich förmliche Sittenlosigkeit im ganzen erst der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege angehört. Leichtlebig war Joachim II. von Brandenburg (1535—1571), höchst anstößige Dinge gingen am Hofe von Jülich-Kleve vor sich, wo die Gemahlin des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III., Jakobäa von Baden, ihre Ausschreitungen mit dem Tode büßte.

Die neue Art des Festprunkes zu entfalten gaben namentlich fürstliche Vermählungen und Taufen Veranlassung. Zwar turnierte man noch bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts nach alter Ritterweise, aber von da ab verlor sich der Geschmack an dem ernsteren Kampfspiel, besonders seit im Jahre 1559 König Heinrich II. von Frankreich an einer im Turnier erhaltenen Verwundung gestorben war. Maurisch-spanische Bräuche wurden nach Deutschland verpflanzt, seit 1570 auch das neumodische Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden daher gefahren; in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, denn an die Stelle der Turnierrüstung trat ein phantastisches Maskenkleid. Grundzug derartiger Inventionen, in denen Landgraf Moritz von Hessen sich auszeichnete, war lange der, daß eine Partei, die „Manutenadores" eine bestimmte Behauptung, — z. B. (in Wien 1560) die von der Undankbarkeit der Jungfrauen — gegen die andere, die „Avantureros" mit einer Anzahl von Lanzenstößen und Schwertstreichen vertheidigte. Aber die Waffen waren stumpf, die Lanzen so schwach, daß sie bei dem ersten Anprall zersplitterten. Später gaben die Erlebnisse der Türkenkriege zu weiteren Schauspielen Veranlassung: da wurde denn wol ein Türkenschloß vertheidigt und bestürmt und viel Feuerwerk verpufft. Endlich kam auch in Folge französischen Einflusses das Wohlgefallen an arkadischen Schäferspielen auf.

Die fremdländischen Einflüsse wurden auch dadurch unterstützt, daß es mehr und mehr Sitte ward, die deutschen Fürstensöhne zur Sammlung vielseitiger Kenntnisse und Aneignung weltmännischer Bildung auf die Universitäten Italiens und an den Hof von Paris zu schicken. Da ging denn viel nationaler Sinn verloren: mit fremder Sprache, Sitte und Unsitte brachten die jungen Fürsten die Geringschätzung des Vaterländischen heim. An mehreren Höfen war im Anfang des XVII. Jahrhunderts das Französische schon elegante Hofsprache. Als 1613 Elisabeth Stuart als Pfalzgräfin in Heidelberg einzog, sagten geschmückte Kinder französische Phrasen auf. Ihre Töchter Elisabeth und Agnes waren schon als Kinder des französischen Stils mächtig und Elisabeth schrieb später in italienischer Sprache petrarkische Madrigale. In Anhalt und Hessen trieb man die französische Sprache: in Berlin war im Jahre 1617 an der ersten Kavalierstafel, der „Grafentafel", die Unterhaltung französisch.

Auch die an sich nicht tadelnswerthe Kunstliebhaberei deutscher Fürsten, ihre Begünstigung wissenschaftlicher, namentlich mathematischer und physikalischer Bestrebungen kommt zum großen

Theil auf Rechnung derſelben Nachahmungsſucht: es galt als vornehm, ſich Muſeen anzulegen, Gemälde, Münzen, geſchnittene Steine u. A. zu ſammeln. Die Vorliebe für die Phyſik und Mathematik hing hauptſächlich mit der Alchemie und Aſtrologie zuſammen, deren Probleme die hohen Herren aufs äußerſte intereſſirten; die wahre Wiſſenſchaft eines Kepler und Tycho de Brahe wurde eigentlich nur mit den Brocken geſpeiſt, welche von der Tafel ihrer Afterſchweſter fielen. Allgemein verbreitet war die Sitte, ſich einen Hofaſtrologen zu halten, welcher namentlich den fürſtlichen Kindern ihre „Nativität" zu ſtellen hatte. In den Archiven lagern noch jetzt in Maſſe jene wunderlichen Ausgeburten blöder Wiſſenſchaft: Tabellen, die kein vernünftiger Menſch verſteht, und die ihr Verfaſſer wol ſelbſt mehr zuſammenphantaſirt als berechnet hat.

Aſtrolog.
Aus Hans Holbeins Zeichnungen zu Erasmus' „Lob der Narrheit."

Der Adel war, wie erwähnt, in allen dieſen Dingen, ſoweit es ihm ſeine Mittel erlaubten, das Spiegelbild der höheren Fürſtlichkeit. Es hatte ſich ſchon im XVI. Jahrhundert in ſeiner Stellung eine bedeutſame Aenderung vollzogen, die ihm wenigſtens theilweiſe zum Vorzug gereichte. Auf den Anſchluß an die Höfe war er direkt angewieſen, denn die Reformation raubte ihm in den geiſtlichen Stiftern zahlreiche Verſorgungsanſtalten für ſeine Kinder: die Töchter wurden ſtatt in den Klöſtern, an den Höfen untergebracht. Mit dem Straßenraub war es vorbei, ſeit die Landesfürſten ihre erſtarkte Territorialgewalt zur Sicherung der Landſtraßen verwendeten; ſelbſt der raubluſtige märkiſche Adel, der noch zur Zeit Joachims I. (1499—1535) ſo manchen Wegelagerer und Pferdedieb geſtellt hatte, ließ von ſeiner Liebhaberei und verſuchte aus ſeinem Grund und Boden etwas herauszuwirthſchaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anſtändig durchzukommen; längſt machte ihm ſelbſt im Heerdienſt ein wohlgeſchulter Berufsſoldat von bürgerlicher Abkunft erfolgreiche Konkurrenz. Götz von Berlichingen brachte es Zeit ſeines Lebens nur zum „Reiterführer", ſein jüngerer, bürgerlicher Berufsgenoſſe Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach (geb. 1498, geſt. 1577), Soldat und Staatsmann zugleich, hat als Generalkapitän große Heere befehligt und ſich dabei ein ſchönes Vermögen zu erwerben verſtanden.

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der einſchlägigen Verhältniſſe bilden die Memoiren beider: Götz' Denkwürdigkeiten zeigen ſo recht, wie fremd der gealterte Reitersmann ſeiner Zeit gegenüberſtand.

So mußte ſich der Edelmann denn bequemen, ſelbſt den Studien nachzugehen, um ſich ſpäter als fürſtlicher Rath fortzuhelfen, wenn ihm die nüchterne Stellung eines Hofjunkers, das geiſtloſe Weſen eines Jagdjunkers nicht behagte. Für die Wiſſenſchaft ſelbſt

hat der Adel im XVI. Jahrhundert noch nichts geleiſtet. Er mußte ſich in den friedlichen Beſchäftigungen erſt die Geſchicklichkeit erwerben, welche der Bürgerſtand längſt beſaß: vorzugsweiſe aus dieſem wurden noch lange die höchſten Regierungsbeamten genommen.

Weltmänniſche Bildung, Wohlſtand und Freude am Genuß hatten auch noch im XVI. Jahrhundert ihre Heimſtätte weſentlich in den Patrizier-

Deutſches Patrizierpaar um 1550.
Holzſchnitt von Joſt Ammann.

familien der größeren Reichsſtädte: ſie übten den wichtigſten Einfluß auf die Induſtrie, den Luxus, die Mode aus. Denn da ſie ſich zuerſt gewöhnt hatten, ihre Söhne nach Italien zu ſchicken, — oft um dort die Rechte zu ſtudieren, damit ſie ſpäter Räthe und Freunde fürſtlicher Herren werden könnten, — ſo wurde auf dieſem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles fremd-

artige nach Deutſchland eingeſchleppt. Im allgemeinen freilich herrſchte im ganzen XVI. Jahrhundert die ſpaniſch-niederländiſche Tracht mit ihrem geſtutzten Haupt- und Barthaar, ihrem nur bis zum Gürtel reichenden enganliegenden Wamms, ihren Wulſten um die Oberſchenkel, ihrem zweckwidrig verkürzten und verengten Mantel und ihrem ſchmalkrämpigen Hut.

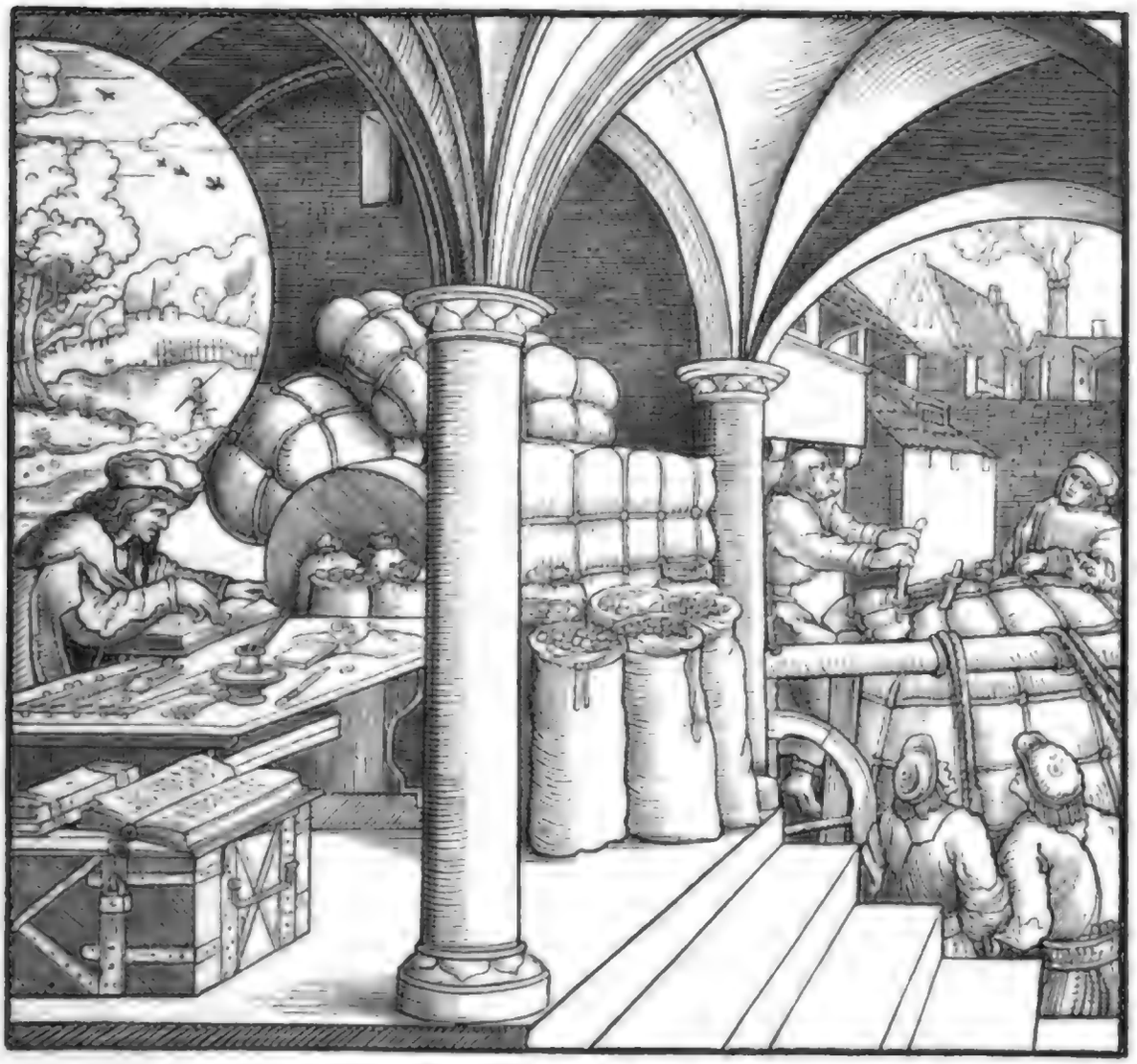
Aber die Tage des Glanzes waren für dieſe Patrizierhäuſer auch ſchon gezählt, ſoweit ſie dem Welthandel ihre Stellung verdankten. Noch behaupteten ſie dieſelbe, auf die Dauer aber konnten ſie gegen die ſich erhebende ſpaniſch-portugieſiſche, dann niederländiſche und engliſche Macht nicht aufkommen, und am Ende des Jahrhunderts machte ſich ſchon der Mangel einer deutſchen Flotte bemerklich; auch zeigte ſich immer deutlicher, daß der Weltverkehr bereits andere Bahnen eingeſchlagen hatte. Seit der Zeit ſtanden auch die größten ſüddeutſchen Häuſer hinter den Niederländern und Engländern zurück, aber das bereits Erworbene genügte zu reichem bequemen Wohlleben und vornehmem Haushalten. Der Verfall ging nicht ſo raſch, als man anzunehmen geneigt iſt, und in den deutſchen Reichsſtädten war kein Mangel an ſtattlichen, vermögenden Kaufmannshäuſern, in deren Speichern ſich die Waaren von Venedig und London, aus dem Oſten und Norden begegneten.

Vornehme Bürgerfrau von 1541, Stich von Hans Sebald Beham.

Nach der Art der für jene Zeit charakteriſtiſchen Todtentanzdarſtellungen hat der Künſtler auch die anmuthige Koſtümfigur dieſer Dame in Verbindung mit dem Tode gebracht und den Spruch darüber geſetzt: „Alle menſchliche Anmuth vernichtet der Tod.“

Berühmt iſt die Schilderung, welche ein Augenzeuge im Jahre 1531 von dem Fuggerſchen Luxus entwirft. „Welch' eine Pracht iſt nicht in Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt! Es iſt an den meiſten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterſtützt. Was ſoll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinett des Herrn ſagen, welches ſowol wegen des vergoldeten Gebälks, als der übrigen Zierrathen das allerſchönſte iſt.“ Auch in den Denkwürdigkeiten des Ritters von Schweinichen wird der märchenhafte Glanz des Fuggerſchen Hauſes beſchrieben, den der liederliche Herzog Heinrich von Liegnitz im Jahr 1575 bei einem Beſuche des Herrn Markus Fugger anſtaunte. Der vorſichtige Handelsherr erwies ſich zwar ſehr anſtändig in Gaſtgeſchenken, aber ein Darlehen von 4000 Gulden verweigerte er.

Die Stadtbürger führten im allgemeinen ein recht behagliches, wiewol allenthalben von der Obrigkeit ſtreng geregeltes und überwachtes Leben. Marktverkehr, Münzweſen, Arbeiterlohn u. A. wurde nach feſten Beſtimmungen geordnet.



Ein deutſches Kaufhaus um 1520.

Holzſchnitt Schäuffelins aus dem „Troſtſpiegel“. Der Kaufherr erſcheint hier als der Repräſentant der arbeitſamen Menſchen, welche unter der „ſchweren Laſt vieler Geſchäfft und Arbeit“ ſich keinerlei Erholung gönnen dürfen; darum iſt hinter ihm wie ein Traumbild dargeſtellt, was ihm die Wirklichkeit verſagt: ein in ſchöner Landſchaft luſtwandelnder Jäger. — Intereſſant iſt die Rechenmaſchine auf dem Tiſche.

Zu den ſtädtiſchen Einrichtungen gehörte jetzt auch mehr als in früherer Zeit eine ordentliche Stadtſchule.

Wohl kannten die Reichsſtädte, wie Nürnberg, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert dergleichen Einrichtungen, aber auf dieſem Gebiet gab die reformatoriſche Bewegung neue Anregung, und ſo kam es, daß auch kleinere Städte ſolche Schulen anlegten, welche die heranwachſende Jugend befähigten, an der Kulturarbeit ihrer Tage, nämlich der Erörterung ſpitzfindiger theologiſcher Streitfragen Antheil zu nehmen; gab doch die ſonntägliche Predigt allen Anlaß dazu. Melanchthon ſelbſt war der Lehrer Deutſchlands; wiederholt behandelt er das Thema: „Gelehrſamkeit iſt ein Segen, Unwiſſenheit ein Fluch der Kirche.“ Außer der Straßburger Schule des berühmten Johann Sturm (1507—1589) zeichneten ſich beſonders die Schulen Valentin Trotzendorfs in Goldberg und Michael Neanders in Ilfeld aus. Mit der allmählichen Zunahme ſolcher Anſtalten verſchwand mit der Zeit, aber nur langſam, das romantiſche fahrende Schülerthum, von deſſen Leiden

und Freuden der Schweizer Thomas Platter so anziehend zu erzählen weiß. Das Herumziehen von einer Schule zur andern, das nur allzu oft in elenden Müßiggang überging und statt in die Schule gelegentlich ins Stockhaus führte, hat zwar manches muntere Lied entstehen lassen, war aber doch wenig geeignet, wahren wissenschaftlichen Sinn und humanes Wesen zu fördern, und es ist zu bewundern, daß aus der Zahl der „Bachanten" (Vaganten?) noch gar manche für ihre Zeit brauchbaren Männer hervorgegangen sind.

Die „Bachanten", die, meist den unbemittelten Ständen angehörend, nach den lateinischen Schulen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren meist auf Bettel oder Diebstahl angewiesen. Das fahrende Schülerthum nahm eine förmliche Organisation an, die jüngeren Schüler (Schützen) mußten den älteren Knechtesdienste thun, für sie Gaben sammeln und stehlen. Eigenmächtig wechselte man die Schulen, bis man im günstigsten Falle das Ziel, die Universität erreichte, wo dem jungen Studenten von den älteren Kommilitonen gründlich vergolten wurde, was er an seinen Schützen in Tyrannei gefrevelt. Der Lernstoff bezweckte, wie erwähnt, eine einseitige, gelehrt theologisch-philologische Ausbildung, gewährte mithin wenig Nutzen für das praktische Leben, dem der Gelehrte immer

Eine Schulstube des XVI. Jahrhunderts.

Holzschnitt von Hans Schäuffelin, um 1520; aus dem „Trostspiegel". (Der Lehrer ist durch die Schellenkappe als „ungelert" charakterisirt.)

mehr entfremdet wurde. Die Schulzucht war noch immer sehr streng, die Strafmittel spielten eine hervorragende Rolle in der Jugendbildung, und die Pädagogen des XVI. Jahrhunderts waren in sinnigen Erfindungen nicht weniger ingeniös, als die Kriminalisten.

Es läßt sich denken, daß auf diese Weise keine Generation heranwachsen konnte, welche für allgemeinere Fragen, für politische und nationale Interessen einen freieren Blick wahrte; in dieser Hinsicht ging es im XVI. Jahrhundert eher rückwärts.

Das straffe obrigkeitliche Regiment ließ sich der Bürger, froh der zu-

nehmenden Sicherheit im Verkehr und Handel, gern gefallen, obwol es in ſeine perſönlichen Verhältniſſe tief eingriff, den Luxus in der Tracht und bei Familienfeſten ihm zu verkürzen ſtrebte. Aber dies Sich-regieren-laſſen in Verbindung mit der Entwöhnung vom Waffendienſt hatte auch eine üble Folge: es entſtand eine kriegsuntüchtige Bürgerſchaft, die zu jedem ſelbſtändigen Handeln, zu freien kühnen Entſchlüſſen gänzlich unfähig war. Dieſe Entartung hat der Städter in den traurigen Jahrzehnten des dreißigjährigen Krieges ſchwer genug büßen müſſen. Dieſem Hinſchwinden thatkräftigen Bürgerſinnes konnte die äußerliche Uebung im Waffengebrauch nicht vorbeugen.

Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts waren nämlich die Schützenfeſte ganz beſonders in Flor; in Straßburg waren z. B. im Jahre 1576 an ſiebenzig Orte vertreten, zu Regensburg im Jahre 1586 gegen fünfunddreißig fremde Städte; Halle lud im Jahre 1601 ſogar hundertſechsundfünfzig Orte zum Vogelſchießen ein. Die Armbruſt war noch immer die vornehmere Waffe gegenüber der Büchſe; das Stahlſchießen ging ſtets dem Büchſenſchießen voran und brachte auch höhere Preiſe.

Was die Lage des Bauernſtandes anbetrifft, ſo muß wol ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen den Gegenden, wo ſeiner Zeit der Bauernkrieg gewüthet hatte, und denen, welche von der Bewegung verſchont geblieben waren. Zunächſt war ja in den vom Krieg heimgeſuchten Gebieten das Land auf Jahre hinaus verwüſtet und durch maſſenhafte Hinrichtungen der Aufrührer, ſowie die Ausweiſung ihrer Hinterbliebenen verödet worden. Dann aber hatten die Bauern während des Krieges planmäßig alle Urkunden über Zinſen und Frohndienſte vernichtet und es war ganz natürlich, daß die Gutsherren ihre Anforderungen an die bäuerliche Bevölkerung nach Gutdünken vermehrten. Auf dieſe Gegenden beſonders paſſen die Schilderungen, die Sebaſtian Franck und Sebaſtian Münſter entwerfen.

„Die Bauern führen ein gar ſchlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuſer ſind ſchlechte Häuſer von Lehm und Koth gemacht, auf das Ertrich geſetzt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speis iſt ſchwarz Rockenbrod, Haberbrey und gekocht Erbſen und Linſen; Waſſer und Molken iſt faſt ihr Trank u. ſ. w.“ So ſchreibt auch der Schwabe Heinrich Müller im Jahre 1550: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern viel anders gegeſſen, als jetzt. Da waren jeden Tag Fleiſch und Speiſen im Ueberfluß; jetzt iſt die Nahrung der beſten Bauern faſt viel ſchlechter, als von ehedem die der Tagelöhner und Knechte waß.“

Bauernweib zu Markt ziehend.
1520 geſtochen von Hans Seb. Beham.

Es iſt natürlich, daß in ſolchen Gegenden, zumal unter dem Druck der Obrigkeit ein an Ertragen und Entbehrungen gewöhntes Geſchlecht erwuchs, das zufrieden war, wenn es, unbekümmert von Mord und Brand, die ländlichen Produkte in der Stadt verkaufen durfte und ſich nur ſelten an beſonderen Feſttagen einfachen Vergnügungen ergab, einem ländlichen Tanz bei dem zum Luxus gewordenen Becher Weines. Aber es war doch ſchon etwas, daß man im ganzen im Frieden ſäen und ernten konnte, daß kein fehdeluſtiger Ritter über Nacht den Segen der Felder ver-

Ländliches Gaſtmahl im Freien.

Kupferſtich um 1530 von Hans Sebald Beham. (Einem Alten wird eine junge Tänzerin zugeführt mit den Worten: „Alder, du muſt danzen.")

brennen, das Dörfchen „auspochen" konnte, wie es im XV. Jahrhunhundert noch gäng und gebe geweſen. Das war die wichtigſte Segnung, welche das neue fürſtliche Regiment den Unterthanen brachte, und ſo blühte der Bauernſtand in den Gegenden, wo er die Sünden der Väter nicht zu büßen hatte, fröhlich auf. Die Landesherren waren doch zu der Erkenntniß gekommen, daß in der bäuerlichen Bevölkerung die beſte Grundlage ihres materiellen Wohlſtandes beruhe, und in ihrem eigenen Intereſſe begünſtigten ſie alles, was die Ertragfähigkeit des platten Landes heben konnte. Allerdings wurde manch erblich beſeſſenes Gut zu einem Zeitpachtgut herabgedrückt, weil die Erblichkeit nicht nachgewieſen werden konnte. Dennoch trat auch der umgekehrte Fall ein, und die perſönliche Freiheit des Landmannes wurde anerkannt, ſo ſehr man auch das Unterthänigkeitsverhältniß auszubeuten wußte.

„Kurfürſt Auguſt von Sachſen verſtand es beſonders, das Intereſſe ſeiner Bauern mit dem ſeiner Kammer zu verbinden, und ſeine Landesordnung wurde ſo berühmt, daß auch der Kurfürſt von Brandenburg ſie einführte. Kurfürſt Auguſt der Weiſe war der erſte deutſche Fürſt, der ſich der Landwirthſchaft mit Rückſicht auf den Zuſammenhang des Ganzen und der einzelnen ökonomiſchen Gewerbszweige unter einander annahm. Er ließ den Oberſee bei Weißenſee austrocknen und in Wieſen verwandeln, er vermehrte die Zahl ſeiner Bauern, indem er Wüſteneien und Waldſtrecken urbar machen und ſie in Erbpacht austhun ließ. Er veranlaßte einen ſyſtematiſchen Betrieb der Landwirthſchaft, ſchrieb ein Buch über Haushaltungskunſt, bereiſte das Land und beaufſichtigte die Aemter. Er ſorgte für die Feſtſtellung des Arbeitslohnes, für Pflege der Forſten und der Obſtbäume, Verbeſſerung der Wege: er ſuchte dem Wucher zu ſteuern und erleichterte die Laſten der Bauern, wo ſie zu ſchwer erſchienen."

Ein weiterer Vortheil erwuchs der landbauenden Bevölkerung in den evangeliſchen Staaten durch die Einziehung zahlreicher Kloſtergüter. Mochten dieſelben zu den landesherrlichen Domänen geſchlagen oder für den Unterhalt von Schulen und frommen Stiftungen beſtimmt ſein, immerhin wurden ſie in Zeitpacht gegeben, und ſo wurde eine neue Kategorie bäuerlicher Pächter geſchaffen, die auf ſolchem Gut ſich wohl nähren konnten. So ſprechen denn zahlreiche Beweiſe dafür, daß es auch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an einem in behaglichen Verhältniſſen lebenden Bauernſtand nicht gefehlt hat, der ſich mit jenem eigenthümlichen trockenen Humor in die Un-

Die Wetterbauern, 1548 geſtochen von Hans Seb. Beham.

Der junge Knecht, mit Miſtgabel und Schwert verſehen, ſcheint es zu kalt zur Arbeit zu finden mit den Worten des Spruchbandes: „es iſt kalt Weter", worauf der Bauer antwortet: „das ſchadet nit".

Dörfliches Leben in Deutſchland um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Vorn rechts herumziehende Bettler, die an einer Kloſterpforte von Mönchen geſpeiſt und getränkt werden, dahinter vor einem Gefängniß ein Mann in den Stock geſchloſſen. Vorn links die Thätigkeit eines Schweinemetzgers. Im Mittelgrunde zieht ein Geſpann Waſſer aus einem Brunnen, dahinter ein Pflüger. Links hinten gewerbliche Beſchäftigungen: am Waſſer Gerberei, weiter hinten Korbflechten und Holzſpalten. Weiter rechts im Hintergrunde eine Scheune mit Dreſchern, dahinter die Ausſicht auf Galgen und Rad. — Holzſchnitt von Hans Sebald Beham aus der Folge ſeiner Darſtellungen deutſchen Lebens der verſchiedenen Stände, eingetheilt nach den zwölf Zeichen des Thierkreiſes.

gunſt der Zeiten ſchickte, durch fleißige Beobachtung und Ausnutzung der Witterung ſich redlich nährte und an den Dorffeiertagen, vor allem der Kirchweih, auch in alter Weiſe luſtig zu ſein verſtand. Da fehlte es denn weder an dem herkömmlichen Eſſen und Trinken, noch an den nöthigen Raufereien; Krämer, Quackſalber fanden ihren Verdienſt, auch der Landsknecht nahm wol bei den Bauern Platz, erzählte von ſeinen Kriegsthaten oder ſang die letzte neue Weiſe. An Beluſtigungen aller Art war kein Mangel, die erſte Rolle ſpielte nach wie vor der Tanz, daneben Kegelſpiel, Stangenklettern u. A. Auch der Frömmigkeit ward ihr Recht, nicht umſonſt mahnte das im Fahnenſchmuck prangende Kirchlein, dem Geber alles Guten Dank zu ſagen.

Bäuerliche Braut um 1540.
Geſtochen von Hans Sebald Beham, dem „deutſchen Kleinmeiſter."

Ohne Zweifel waren auch die ſittlichen Verhältniſſe auf dem Lande ehrbarer und reiner als in den Städten, und wenn es den Bauern auch vielleicht nicht mehr möglich war, bei den Hochzeiten ihrer Töchter denſelben Prunk zu entfalten, wie in den Zeiten vor dem Bauernkrieg, blieb das Kränzlein der Braut in Ehren.

Auch der eigentliche Betrieb der Landwirthſchaft hatte Fortſchritte gemacht. Bis zum Ausgang des XV. Jahrhunderts war die „Dreifelderwirthſchaft" allgemein geweſen, d. h. abwechſelnd wurde das eine Feld mit Winterfrüchten, das zweite mit Sommerkorn beſtellt, das dritte als Brachfeld nur umgepflügt. Jetzt hatte man bereits begonnen, einen Theil des Brachfeldes zu beſömmern, d. h. es mit ſogenannten Brachfrüchten, Wicken und Erbſen, zu beſtellen.

Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.
Holzſchnitt von Hans Schäuffelin um 1520, aus dem „Troſtſpiegel".

Obstzucht und Gartenbau wurden von den Bauern noch immer sehr vernachlässigt, besonders zeichneten sich dadurch die märkischen Bauern aus, die, wie noch heute, ihren ganzen Garten auf wenige Fruchtbäume, etwas Kohl, Mohrrüben und Petersilie beschränkten. Dagegen zeichneten sich durch Garten- und Sämereibau mehrere Städte aus, besonders Erfurt, Mainz, Würzburg und Bamberg. Erfurt baute ganz besonders den Waid an, und in alten Amtsbüchern findet sich, daß manches Dorf dieser Gegend jährlich für 12 bis 16,000 Thaler Waid gebaut habe. Noch 1554 nahm ein Bauer aus dem Erfurtischen von fünf Morgen mit Waid bestellten Landes 150 Gulden ein. Leider wurde der Anbau dieses nutzbringenden Farbekrautes seit 1570 immer mehr durch die Einführung des Indigo beeinträchtigt, obwol manche Regierungen im Interesse ihrer Unterthanen nach Kräften dagegen wirkten.

Auch den einheimischen Weinbau, der im späteren Mittelalter in ganz Deutschland mit besonderer Liebe gepflegt wurde, schützte die landesväterliche Fürsorge. Der Weinbau war damals weit verbreiteter als heutzutage: so erntete man in Erfurt zu Ausgang des XV. Jahrhunderts in guten Jahren an 60,000 Eimer.

In Sachsen ermunterte der bereits genannte Kurfürst August diesen Zweig der heimischen Thätigkeit: drei Hauptkellereien zu Dresden, Torgau und Leipzig verarbeiteten Weine aus bestimmten Bergen, jeder Kellerei waren besondere Walddistrikte zu Faßholz und Reifstäben angewiesen. Die Regierung erinnerte gelegentlich die Stadträthe, ja keinen ausländischen Wein zu schänken. Der sächsische Weinbau wurde dadurch so gefördert, daß im XVI. Jahrhundert diese Produkte selbst Absatz im Ausland fanden, wo sie wol mit besseren Weinen verschnitten wurden.

Mit nicht geringerem Eifer betrieb man zu gleicher Zeit im Brandenburgischen den Weinbau, und im Jahre 1578 erließ schon Kurfürst Johann Georg eine „Weinmeister-Ordnung", in welcher vollständiger Unterricht im Weinbau ertheilt wurde. Das Klima der Mark war damals keineswegs vom heutigen verschieden, und so brachten die Weinberge nicht alle Jahre einen guten Ertrag, häufig nur in sieben Jahren einmal. Berühmte Weinjahre waren schon 1536 und 1540, aber die heißen Sommer von 1590 und 1596 zeitigten ein Gewächs, wie es seit hundert Jahren nicht existirt haben sollte.

Als ein Beweis dafür, daß auch die Gelehrten dem Bauernstande eine gewisse Aufmerksamkeit zuwandten, mag erwähnt werden, daß im Jahre 1593 Coler, ein Berliner Magister, außer einem deutsch geschriebenen Buche über Oekonomie einen Kalender herausgab, der die für jeden Monat vorzunehmenden Wirthschaftsverrichtungen, Vorschriften für die Gesundheitspflege, Witterungsverhältnisse, Bauernregeln, sowie eine Uebersicht der deutschen Jahrmärkte enthielt.

Rechnet man hinzu, daß auch Berg- und Hüttenbau in Böhmen, im Harz und im Erzgebirge eifrig betrieben wurde und den Nationalwohlstand nicht minder förderte, als die Ausbeutung der amerikanischen Goldgruben den spanischen Staatsschatz füllte, so wird man gestehen müssen, daß sich Deutschland im XVI. Jahrhundert eines leidlichen Wohlstandes erfreute.

Von der Reichhaltigkeit der Mittel zeugte auch der übertriebene Aufwand, der bei Festlichkeiten gemacht wurde und oft Gesetze gegen den Luxus hervorrief. Freilich gaben die Fürsten selbst darin den Ton an. Die Staatskleider, aus gold- und silberdurchwirktem Sammt, mit Zobel und Hermelin besetzt, waren äußerst kostbar. Von fürstlichen Bräuten wurde ein wohlgefülltes Schmuckkästchen verlangt; dem brandenburger Kurfürsten Johann brachte seine Braut einen „Kleinodschrein" zu, dessen Inhalt über 14,000 Mark gekostet hatte. Der Bürger verschwendete sein Geld am liebsten an eine der unsinnigsten Moden, die je existirt hat, die sogenannten „Pluderhosen", welche 60—130 Ellen Zeug verschlangen.

Dorfkirchweih von 1530.

Nach dem großen gleichzeitigen Holzschnitt von Hans Sebald Beham in Kupfer gestochen von Theod. de Bry. (Hier in zwei Hälften getheilt.)

Dieses Hauptblatt des bedeutendsten deutschen „Kleinmeisters", des unvergleichlichen Schilderers bürgerlichen und bäuerlichen Lebens in Deutschland in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, zeigt eine Fülle von Einzelzügen frisch aus dem damaligen Leben gegriffen. In der Mitte des (hier getheilten) Blattes, vor dem Wirthshause, welches den Krug an der Stange herausgehängt hat, scheinen an gedeckter Tafel die Honoratioren zu sitzen, zu denen sich Landsknechte gesellt haben. Der derbe Humor des Künstlers

zeigt, daß des Guten ſchon ſehr viel gethan iſt. Rechts davon ſpielen ſich Kirchweihſzenen ab: ein Bauer feilſcht mit Juden um ein Schwein, eine andere Gruppe ſcheint zu ſpielen, daneben in kellerartiger Vertiefung, gegen die Sonne geſchützt, die großen Bier- oder Weinfäſſer. Im Hintergrunde eine Krambude, zu der Männer und Weiber drängen, im Mittelgrunde ein Quackſalber und Zahnreißer mit einem Patienten, dem während der peinlichen Operation das Weib des Arztes den Beutel ausleert. Dahinter ein Brautzug, der vor der Kirche vom Geiſtlichen empfangen wird. Auf der linken Hälfte ſind die Volksbeluſtigungen dargeſtellt: Tanz zu Dudelſack und Pfeife mit kräftigem Schwingen der Tänzerinnen, Kegelſpiel, Schreiten über Schwerter mit einem Gefäß auf dem Haupte, dabei wüſter Streit, den die Weiber reſolut zu ſchlichten ſuchen. Stangenklettern, Wettlaufen der Mägde und Wettrennen. Man ſieht, daß es der Zeit, welche dieſes Bild darſtellt, an Lebenskraft und derber Lebensfreude nicht gefehlt haben kann. Beachtenswerth iſt, daß ſämmtliche Bauern bewehrt ſind.

Mit Recht eiferten die Geiſtlichen gegen ſolche ſinnloſe Verſchwendung, den „zerluderten, zucht- und ehrvergeſſenen pludrichten Hoſenteufel.“

Der höhere Genuß, welchen die Künſte gewähren, fand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Deutſchland nur noch wenig verſtändnißvolle Liebhaber; weder die Zahl fürſtlicher Gönner, noch ausübender Künſtler war in dieſem Zeitraum von größerer Bedeutung, alle Meiſter und Meiſterwerke, — wenn man von dem Denkmal Maximilians in Innsbruck abſieht, — gehören der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Wiewol das italieniſche Kunſtleben der Renaiſſance auf die deutſche Kunſt nicht ohne allen Einfluß war, blieb dieſe ſich ſelbſt treu und bewegte ſich weſentlich in den Bahnen, welche die Niederländer und die Kölner Schule (Hans Memling, † um 1495, Martin Schongauer, † 1488) ihr vorgezeichnet hatten. In Schwaben und Franken waren die Hauptſitze der Künſte; beſonders Nürnberg kann in dieſer Zeit als deutſches Florenz gelten. Von plaſtiſchen Künſtlern wirken hier der Holzſchneider Veit Stoß (aus Krakau, 1447 bis 1542), berühmt vor allem durch ſeinen „Heiland am Kreuz“, der Holzſchnitzer und Tafelmaler Michael Wohlgemuth (1434—1519), Adam Krafft († 1507), der Meiſter der Steinbildnerei (z. B. das ſteinerne Sakramentsgehäuſe in der Lorenzkirche zu Nürnberg, eine vierundſechzig Fuß hohe gothiſche Pyramide), endlich der Erzgießer Peter Viſcher († 1529) mit ſeinen kunſtbegabten Söhnen, durch innige Freundſchaft verbunden mit dem „Steinmetzen“ Krafft und dem Kupferſchmied Sebaſtian Lindenaſt. An ſeinem Hauptwerke, dem Sebaldusgrab in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg, arbeitete Viſcher mit ſeinen fünf Söhnen von 1508—1519. Es ſtellt einen kunſtvollen Tempel dar, der ſich über dem Silberſarge des Heiligen erhebt. Das Chriſtkind thront auf der Spitze des Mittelthurmes, die Weltkugel in der Hand: als unübertroffen gelten die ausdrucksvollen Figuren der Apoſtel.

An dem Sebaldusgrab hat Viſcher ſich ſelbſt angebracht: eine einfache, unterſetzte Geſtalt, in der Kleidung eines Rothgießers mit Schurzfell, Hammer und Mütze. — Für das Maximiliansdenkmal zu Innsbruck arbeitete Viſcher das Standbild des Königs Artus von England.

Die Werkſtätte Martin Schongauers in Colmar, deſſen Gemälde und Kupferſtiche die Fremden als koſtbarſte Schätze aufkauften, hat auf eine Reihe bedeutender Künſtler, wie Bartholomäus Zeitbloom von Ulm und Hans Burgkmaier von Augsburg, Hans Holbein den Aelteren den größten Einfluß ausgeübt; auch auf die beiden Meiſter eingewirkt, welche den Ruhm der deutſchen Malerei auf den Gipfel erhoben, Albrecht Dürer und Hans Holbein den Jüngeren.

Albrecht Dürer (1471—1528) war der Sohn eines Goldſchmiedes, doch zogen ihn Neigung und Talent vom väterlichen Gewerbe zur Malerei, in die er bei Michael Wohlgemuth eingeführt wurde. Später aber zeichnete er ſich auf allen Gebieten der darſtellenden Kunſt gleichmäßig aus; er malte al fresco, in Oel, war ein meiſterhafter Kupferſtecher und Holzſchnitzer u. ſ. w. Mit ſeinem Talent hielt ſeine Produktionskraft gleichen Schritt. Sein Leben war ein innerlich reiches, äußerlich beſcheidenes, wiewol es ihm an bedeutenden Freunden und Gönnern — Pirkheimer, Tizian, Kaiſer Max — nicht fehlte. Seine Arbeiten wurden oft nur dürftig bezahlt; ſelbſt der Kaiſer wußte ihn für den Lohn ehrlich gelieferter Arbeit gelegentlich nur an den kargen Rath Nürnbergs zu verweiſen. Aber die Einwirkung ſeiner Kunſt verbreitete ſich auf die ganze Welt. Unter ſeinen deutſchen Schülern ſind namentlich Hans Schäuffelin, Albrecht Altdorffer, Matth. Grünwald zu nennen.

Hans Holbein der Jüngere (geb. zu Augsburg 1497, geſt. zu London 1543)

Vom Hosen Teuffel.

ANNO M·D·LV·

Zur Kulturgeſchichte des XVI. Jahrhunderts: Titelblatt und Inhaltsprobe des erſten Drucks von Muſculus' (Profeſſor und Doktor der Theologie) Hoſenteufel. Gedruckt zu Frankfurt a. O. 1555. Genaue Nachbildung des Exemplars im Beſitz der Verlagshandlung.

Reime vom gôttlichten Hoſen Teuffel.

WEh denen / wie Jeſaja ſagt/
Welchn das böſe vor gut behagt/
Vnnd das gut als böſe achten/
Nach finſterm mehr dann licht trachten.
Wie jtzt thut die jugent gemein/
Die da helt wider recht noch rein.
Was Gott gebeut im höchſten tron/
Dem gehorchen Stern/ Sonn vnnd Mon.
All creaturn das jre thun/
Mit luſt/lieb/zier/vnnd groſſem rhum/
Daran nicht gedenckt menſchen kindt/
Wird im hellen licht ſchentlich blindt.
Nicht mehr ſich der erbarkeit fleiſt/
Jhr euſſerlichr wandel aus weiſt.
Wie man ſicht an der hoſen tracht.
Die der Teuffel hatt her gebracht.
Hoſen Teuffel wirdt er genandt/
Deutſcher jugent nun woll bekandt.
Wie fewr flammen die ſchnit flincken/
Als wolt ſie zur Hellen ſincken.
Mit karteck/Samet vnd ſeiden/
Thut ſie jre ſchambd bekleiden.

verlebte seine Jugend zu Basel, siedelte 1526 nach London über, wo er sich großer Gunst erfreute und namentlich als Porträtmaler thätig war. Die Jahre 1528—30 verbrachte er wieder in Basel; nach England zurückgekehrt, fand er von neuem lohnende Beschäftigung besonders am Hofe, wurde königlicher Hofmaler und starb wahrscheinlich 1543 an der Pest. Er war einer der größten Bildnißmaler aller Zeiten; sein berühmtestes Bild ist seine Madonna, bekannt das Porträt des Erasmus, aber am meisten charakteristisch sind seine Todesbilder und Todtentänze, ein Genre, das Holbein zwar nicht erfunden hat, aber mit der Meisterschaft des Genies behandelte. Die Idee, auf die Nichtigkeit des Lebens mitten im blühendsten Leben hinzuweisen, an sich populär, regte viele Nachahmer an, und oft begegnen wir an der Seite der blühenden Jugend oder des kraftvollen Mannesalters dem unheimlichen Mahner.

Am engsten mit der Reformation verbunden ist Lukas (Sunder?) von Cronach, meist Lukas Cranach genannt (1472—1553), der sechzig Jahre lang den drei sächsischen Kurfürsten Friedrich, Johann und Johann Friedrich diente und sich besonders durch die Treue berühmt gemacht hat, mit der er den letztgenannten in seine Gefangenschaft begleitete, ihm Freund und Tröster zu sein. Ohne die Genialität Holbeins oder das Talent Dürers zu besitzen, — er betrieb die Kunst fast als ein Gewerbe, indem er zahlreiche „Malknechte" für sich arbeiten ließ, deren Bilder heute noch als „aus Cranachs Schule" benannt werden — gewann er sich viele Freunde durch die Anmuth, Einfalt und deutsche Treuherzigkeit, die den Gemälden von seiner eigenen Hand eigen ist. Am ausgezeichnetsten war auch er in der Porträtmalerei: von fast sämmtlichen bedeutenden Männern der Reformationszeit, besonders von Luther selbst, hat er uns Bildnisse überliefert. Das Lutherbildniß im Holzschnitt verbreitete sich durch ihn in Deutschland, Luthers Schriften versah er mit Randzeichnungen, in denen er sich gelegentlich satirische Anspielungen auf Zeitereignisse gestattete.

Was die Wissenschaften anbetrifft, so hatte die Reformation der freien Forschung fast auf allen Gebieten lebhafte Impulse gegeben, welche großentheils im ganzen XVI. Jahrhundert noch merklich waren. Für die Theologie ist dies nach dem früher Erzählten selbstverständlich, wennschon gerade die Erzeugnisse dieser Wissenschaft damals am wenigsten wahren Nutzen zu stiften geeignet waren. Indes ist auf anderen Gebieten Erfreulicheres zu verzeichnen.

Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (1493—1541) begründete mit seinen Nachfolgern Agrikola und Thomas Lieber eine neue Epoche der Heilkunst: die Chirurgie reformirte Felix Würtz (1563), die Zoologie und Botanik förderte Konrad Geßner aus Zürich (1516—1565). Sebastian Münster (1489 bis 1552) zeigt in seiner „Kosmographie" die Anfänge geographischer und statistischer Thätigkeit.

Die Geschichtsschreibung fand ihre Vertreter in Johannes Sleidanus (1506 bis 1556) und einer Anzahl Chronisten, von deren Werken die bairische Chronik des Thurmayer-Aventinus, die pommersche des Thomas Kantzow und die schweizerische des Egidius Tschudi (aus Glarus 1505—1572) die vorzüglichsten sind. Von kritischem Verarbeiten des Stoffes ist nicht die Rede; dafür erfreut die naive Lebhaftigkeit des phantasievollen Tschudi und die Treuherzigkeit Kantzows. Wahrhaft Großes aber leistete die Mathematik durch die Astronomen Nikolaus Kopernikus (eigentlich Köpernik aus Thorn, 1473—1543), Johann Kepler (aus Weil in Schwaben, 1571—1630) und Tycho de Brahe (aus Dänemark). Nach dreißigjähriger Thätigkeit vollendete Kopernikus sein epochemachendes Werk (1543), in welchem er die Sonne als Mittelpunkt der Welt nachwies; nach siebzehnjähriger Anstrengung fand Kepler die nach ihm benannten drei Gesetze der Planetenbewegung.

Kepler ſtudirte mit Unterſtützung des Herzogs von Würtemberg in Tübingen zuerſt Theologie, dann erſt Mathematik und wurde 1593 Profeſſor der Mathematik und Moral in Graz, wo er die Aufmerkſamkeit des damals ſchon berühmten Tycho de Brahe auf ſich zog. Die Austreibung aller Proteſtanten traf auch Kepler mit ſeiner Familie und koſtete ihm Hab und Gut. Auf Brahes Einladung ging er nach Prag, hatte dort zwar keine ſehr angenehme Stellung neben ſeinem Gönner, erhielt auch ſein Gehalt als kaiſerlicher Mathematiker Rudolfs II. nur unregelmäßig, durfte aber die trefflichen aſtronomiſchen Inſtrumente Tychos benutzen. Im Jahre 1613 kam er als Profeſſor nach Linz. Einen Beweis kindlicher Pietät gab er durch ſein muthvolles Eintreten für ſeine Mutter, welche als Hexe angeklagt war. Kepler erwirkte ihre Freiſprechung. — Die drei berühmten Geſetze Keplers ſind: Die Bahnen der Planeten ſind Ellipſen, in deren Brennpunkte ſich die Sonne befindet. Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten ſich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen. Die Bewegung in der Ellipſe geſchieht ſo, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beſchrieben werden.

Die Stätten gelehrter Bildung waren noch immer die Univerſitäten, zu denen im XVI. Jahrhundert außer Wittenberg und Frankfurt Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmſtädt (1575), Altdorf (1578) kamen. Die Zahl der Profeſſoren war nur klein, ihr Gehalt gering. Zu Rektoren wählte man häufig den Landesfürſten oder vornehme Herren, die grade ſtudirten. Die akademiſche Zucht ließ viel zu wünſchen: eine Fülle von Kraft, aber auch von Roheit ſteckte in dem deutſchen Studententhum. In einer etwas phantaſtiſchen Tracht, mit Schlapphut, breitem Halskragen, Stulpenſtiefeln, Stoßdegen oder Hieber ſchritt der Student trotzig einher. Ungemeinen Quälereien waren die Neulinge (Pennäle) von ſeiten der älteren „Burſchen“ ausgeſetzt. Auch die landsmannſchaftlichen Korporationen leiſteten mehr einem ungebundenen Lebenswandel, als fleißigem Studiren Vorſchub. Wüſte Gelage und ſittenloſes Umhertreiben nahm immer mehr überhand, bis die Verwilderung im dreißigjährigen Kriege ihren Höhepunkt erreichte.

Was auch immer in den Wiſſenſchaften geleiſtet werden mochte, es fehlte ſehr viel, daß ihr belebender und reinigender Hauch alle Verhältniſſe der Geſellſchaft durchwehte; vielmehr bewieſen die Alchemie und die Hexenprozeſſe, welch finſterer Aberglaube im großen und ganzen die Geiſter gefeſſelt hielt.

Selbſt wiſſenſchaftlich denkende Männer, wie der genannte Paracelſus, ließen ſich den freien Blick trüben durch die alchemiſtiſchen Dünſte, die zahlloſen Laboratorien entſtiegen: da ſuchten die „Adepten“ das Lebenselixir, den Stein der Weiſen und das Transmutationspulver, um aus werthloſem Metall Gold zu machen. Die Habſucht der Fürſten unterſtützte den Schwindel, aber wehe dem entlarvten Betrüger! So befahl im Jahre 1597 Herzog Friedrich von Würtemberg den Goldmacher Honauer, weil er ſeinen Verſprechungen nicht nachkommen konnte, in einem Kleide aus Goldſtoff an einen Galgen zu hängen, der aus den unverwandelten Eiſenſtangen errichtet war, und ließ, abermals betrogen, ihm drei Genoſſen folgen.

Jedoch war der Aberglaube, inſofern er die Alchemie unterſtützte, bei dem geringen Maße naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe noch allenfalls entſchuldbar: auch erwies er ſich nur den eigentlich Schuldigen, Betrogenen und Betrügern verhängnißvoll. Grauſamer und ſchrecklicher wirkte er in den zahlloſen Hexenprozeſſen der umdüſterten Zeit.

Der Glaube an Zauberer und Zauberinnen, an Bündniſſe mit übernatürlichen Dämonen iſt allen Völkern und Religionen gemein. Die mittelalterliche Anſchauung, welche die Wunderthaten der Heiligen aus einer Verbindung derſelben mit Gott erklärte, mußte

Alchemisten im Laboratorium.

Aus den Holzschnitten Schäuffelins zum „Trostspiegel" aus dem Jahr 1520.

konsequenter Weise auch Verbindungen mit dem Teufel, dem Fürsten der Finsterniß, für möglich halten. Man war geneigt, ungewöhnliche Kenntnisse auf solche unerlaubten Verbindungen zu schieben, und selbst Päpste, wie Sylvester II., mußten sich gefallen lassen, für Zauberer zu gelten. Warum sollten nicht auch Weiber einen unnatürlichen Bund mit dem Teufel eingehen, um übernatürliche Kräfte zu erlangen? Schon in der Mitte des XV. Jahrhunderts verbrannte man in Frankreich Hexen und Zauberer in großer Zahl, ebenso in Italien: in Deutschland waren solche Fälle vereinzelt, bis Innocenz VIII. durch seine berüchtigte Bulle vom 4. Dezember 1484 das Aufspüren von Hexen in Deutschland direkt befahl. Die mit dieser Aufgabe betrauten Inquisitoren verfaßten dann den „Hexenhammer", der im Jahre 1489 gedruckt wurde, und die Verfolgung begann.

Zwar war die Einführung der Hexenprozesse ein Danaergeschenk der römischen Kurie, aber das Lutherthum war nicht geeignet, es mit Verachtung und Entrüstung zurückzuweisen. Es ist nicht nothwendig, die Qualen zu schildern, durch welche man die Beschuldigten zu den unsinnigsten Geständnissen d. h. Selbstanklagen zwang, in welchen Formen sich das sogenannte Prozeßverfahren, — die grausamste Verirrung der menschlichen Gerechtigkeit, — bewegte, die entsetzlichen Strafen zu beschreiben, unter welchen die Opfer eines finstern Wahnes, nicht selten auch die Opfer der Rachsucht und der Geldgier, ihr Leben endeten. Nur einige Beispiele der Verfolgungssucht seien hier erwähnt. In der Grafschaft Werdenfels lieferte (um 1582) ein einziger Prozeß achtundvierzig Hexen auf den Scheiterhaufen; in der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1592—1594 an zweiunddreißig Zauberer und Hexen hingerichtet; ein Prozeß in Wiesensteig kostete (1583) fünfundzwanzig Unholden das Leben, in Ingelfingen (1593) dreizehn Personen. In Braunschweig wurden von 1590—1600 so viele Hexen verbrannt, daß die Brandpfähle vor dem Thore „dicht wie ein Wald" standen.

Die deutsche Sage überließ zwar die Bestrafung des Schuldigen dem Teufel selbst, der sich sein Opfer nach einer bestimmten Frist holte, wie beliebt aber der Gegenstand selbst zu Ende des XVI. Jahrhunderts war, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buchs von Dr. Faust (angeblich aus Knittlingen in Schwaben) und seinem Schüler Wagner. Ersteres erschien 1587 und erlebte in den nächsten Jahren neun Ausgaben; vom Wagnerbuche erschienen seit 1593 sieben Ausgaben.

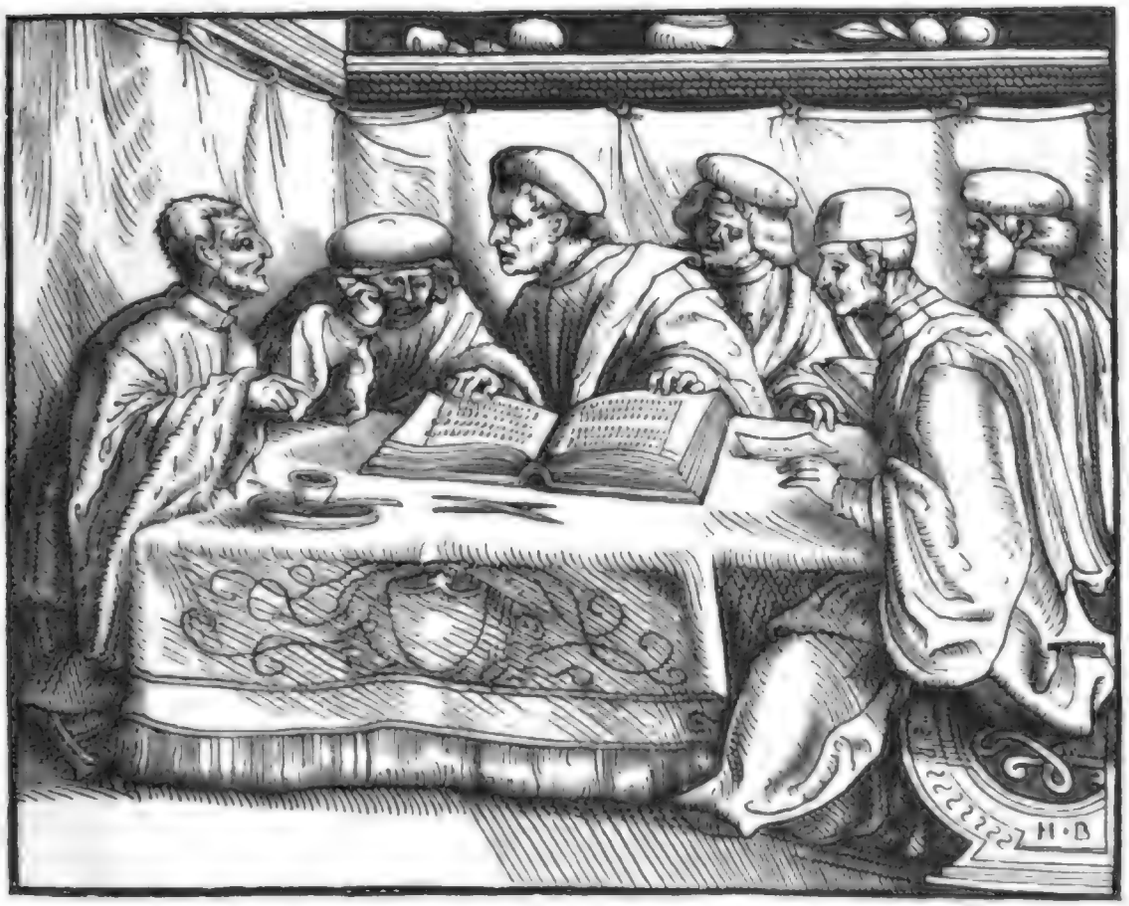
Hexenverbrennung in der Grafschaft Reinstein (Regenstein) am Harz im J. 1555. (Im Hintergrunde sind einige der ihnen zur Last gelegten Uebelthaten sowie die Enthauptung eines mitschuldigen Mannes dargestellt.) Kolorirter Holzschnitt — fliegendes Blatt — in der Sammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Allerdings erhoben einige aufgeklärte Männer ihre Stimme gegen das Hexenbrennen schon im 16. Jahrhundert: so der protestantische Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, Johann Weier (1563), aber sofort entbrannte gegen ihn die Wuth der blinden Orthodoxen; einem zweiten, dem Priester Kornelius Loos, kam es theuer zu stehen, daß er geäußert, der Hexenprozeß sei nur eine Art Alchemie, bei der aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Aber wie hätte Besserung geschafft werden können, wenn sich selbst der größte deutsche Satiriker des Jahrhunderts, Johann Fischart, dazu herbeiließ, das aberwitzige Hexenbuch des Franzosen Bodin unter dem Titel „Vom außgelassenen wüthigen Teuffelsheer" ins Deutsche zu übersetzen!

Es war betrübend, daß das sogenannte „Recht" des XVI. Jahrhunderts von empörender Barbarei war und daß man namentlich Geständnissen gegenüber, selbst wenn sie durch die Folter erzwungen waren, dem gesunden Menschenverstand, wie allen thatsächlichen Verhältnissen Hohn sprach. Was in dieser Hinsicht geleistet wurde, zeigt u. A. der Prozeß des im Jahre 1593 zu Nördlingen gerichteten Andreas Gallmeyer von Heroldingen.

Derselbe erschien im genannten Jahr in Nördlingen und versuchte unter dem Namen eines Junkers Andreas von Cronbach bei dieser adligen Sippe Geld zu borgen. Der Betrug wurde entdeckt und nun kam der Rath auf die Idee, daß er es mit einem ganz gefährlichen Strolch zu thun habe. Durch die Folter zwang man ihn zunächst zu dem Geständniß, daß er Straßenraub begangen und dann zur Angabe bestimmter Verbrechen. Merkwürdiger Weise zog man wirklich erst bei allen Städten, in deren Gerichtsbann die Schandthaten verübt sein sollten, Erkundigungen ein, aber obwol sie sämmtlich (achtzehn an der Zahl) antworteten, daß ihnen von den bezeichneten Vorfällen nie das geringste bekannt geworden sei, schritt der weise Rath zur Hinrichtung, und Gallmeyer wurde gerädert.

Wenn häufig bei einer Betrachtung des XVI. Jahrhunderts mit besonderer Entrüstung der Greuel gedacht wird, welche die Ausnahmegerichte der Inquisition verübten, so sollte man auch nicht die Rohheiten, Schandthaten und Justizmorde vergessen, welche auf Grund der „Karolina" im ordentlichen Kriminalverfahren begangen wurden.



Eine Sitzung gelehrter Richter unter der Karolina um 1550.
Holzſchnitt Hans Burgmaiers aus dem „Klagſpiegel".

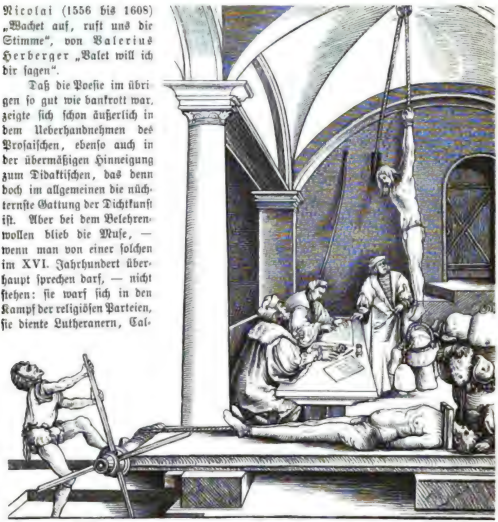
Die Karolina iſt die „peinliche Halsgerichtsordnung", welche auf Befehl des Kaiſers Karl V. im Jahre 1532 feſtgeſtellt wurde, eigentlich nur die Ueberarbeitung des am Anfange des XVI. Jahrhunderts durch J. von Schwarzenberg zuſammengeſtellten fürſtbiſchöflich-bambergiſchen Strafrechtes. Es findet ſich in der Karolina zwar auch die humane Beſtimmung, es ſolle nicht als Diebſtahl gelten, wenn jemand durch ſeinen oder ſeiner Angehörigen Hunger veranlaßt, Lebensmittel geſtohlen, aber ſie legitimirte auch die Folter, und die zahlloſen Marterinſtrumente in den ſtädtiſchen Folterkammern zeugen von einer traurigen Erfindungskunſt der damaligen Juriſten. Würdig ſtehen dieſen Unterſuchungsinſtrumenten die verſchiedenen Beſtimmungen zur Seite, durch welche die Todesſtrafe verſchärft wurde. (Reißen mit glühenden Zangen, Ausgießen der Wunden mit geſchmolzenem Blei u. ſ. w.)

Bei dem Intereſſe, das Hexenprozeſſe beim Pöbel erregten, machte die Hexen- und Zaubereidichtung neben den volksmäßig bearbeiteten Sagen und Heldengedichten einen großen Theil der deutſchen Literatur aus, die im XVI. Jahrhundert auf das traurigſte entartet war.

Ausgenommen Hans Sachs hat das XVI. Jahrhundert keinen einzigen echten Dichter aufzuweiſen. Die Volkslieder, die man um dieſe Zeit zu ſammeln begann, übertreffen an Innigkeit und poetiſchem Gehalt bei weitem alles, was damals neu geſchaffen wurde. Die lyriſche Poeſie brachte nur noch in den geiſtlichen und Kirchenliedern Nennenswerthes hervor: von Selnecker ſtammt: „Ach bleib' bei uns, Herr Jeſu Chriſt", von

Nicolai (1556 bis 1608) „Wachet auf, ruft uns die Stimme", von Valerius Herberger „Valet will ich dir sagen".

Daß die Poesie im übrigen so gut wie bankrott war, zeigte sich schon äußerlich in dem Ueberhandnehmen des Prosaischen, ebenso auch in der übermäßigen Hinneigung zum Didaktischen, das denn doch im allgemeinen die nüchternste Gattung der Dichtkunst ist. Aber bei dem Belehrenwollen blieb die Muse, — wenn man von einer solchen im XVI. Jahrhundert überhaupt sprechen darf, — nicht stehen: sie warf sich in den Kampf der religiösen Parteien, sie diente Lutheranern, Cal-



Eine Folterkammer im XVI. Jahrhundert, mit Darstellung der beiden gebräuchlichsten Formen der peinlichen Frage: „Strickprobe" und „Wasserprobe".

Holzschnitt von Hans Schäufelin um 1520; aus dem „Trostspiegel".

vinisten und Katholiken zu gegenseitiger Schmähung; sie wurde satirisch und vergaß, daß die Kunst in erster Linie erfreuen soll. Gewiß verdienten die Jesuiten die schärfste Abfertigung: es war gut, daß der Dichter warnend auf der Wacht stand, um seinem Volke die Gefahren deutlich zu machen, die von dorther drohten. Ebenso verdienstlich war es, die mannigfachen Gebrechen der Zeit durchzuhecheln: aber sollte die Poesie in Satire aufgehen? Eher ging sie darin unter. Wir erwähnen nur beiläufig die Fabeldichter Erasmus Alberus († 1553) und Burkard Waldis († 1586); auch das allegorisch-satirische Thiergedicht des Georg Rollenhagen, „der Froschmeuseler", ist nach Form und Inhalt nur eine äußerst mittelmäßige Leistung. Der berufenste Vertreter der ganzen Zeitrichtung ist der Elsässer Johann Fischart, genannt Menzer († 1589). Wenn man ihn bloß als Satiriker betrachtet, so mag er als eine Art Genie gelten, denn mit unerschöpflicher Laune, beißendem Witz und

Digitized by Google

derbem Humor weiß er die Gebrechen ſeiner Zeit und Zeitgenoſſen, insbeſondere die Schwächen ſeiner Hauptgegner, der Jeſuiten, zu geißeln: man mag zugeſtehen, daß Fiſcharts Spott die Narren aller Zeiten trifft. Sein Patriotismus, ſeine Weisheit ſoll nicht angezweifelt werden, nicht einmal ſein hoher Geiſt, ſeine erhabene Geſinnung. Dennoch nimmt er auf dem deutſchen Parnaß keine hohe Stellung ein, und wären ſeine Schriften noch zehnmal beliebter und verbreiteter geweſen, als dies wirklich der Fall war: denn ſeine Beliebtheit beweiſt nicht, daß der Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen nicht der ſchlimmſte Ungeſchmack war, wenigſtens die völlige Verkennung wahrer Poeſie.

Sein berühmteſtes Werk iſt eine freie Ueberſetzung des Gargantua des Franzoſen Rabelais († 1553) und erſchien 1575 unter einem unendlich affektirten Titel*), ſchon 1573 hatte er unter dem Titel „Aller Praktik Großmutter“**) ebenfalls nur nach Rabelais' Vorgange, den Aberglauben der Zeit in Bezug auf Nativitätſtellen und Kalendermachen durchgezogen. Auch hier ſollte der Titel auf jeden Leſer von Geſchmack eher abſtoßend als anziehend wirken.

Fiſchart bewies eine außerordentliche Gewandtheit in bis dahin für unmöglich gehaltenen Wortverbindungen, aus denen er die halsbrechendſten Perioden ſchuf. Unbedingt wird ſelbſt von ſeinen Bewunderern zugegeben, daß ſein Stil das Ungeheuerlichſte iſt, was die deutſche Sprache je hervorgebracht, daß Fiſchart die Sprache despotiſch behandelt hat. Sollte dies wirklich ein Grund ſein, den Erfinder der „ſternamhimmligen, ſandammeerigen“ Zeitgebrechen als einen Sprachvirtuoſen zu feiern? Die deutſche Nation hat wol nicht ohne Grund die Schriften dieſes Mannes, in dem ſich „das Jahrhundert mit ſeiner zielloſen Beweglichkeit, ſeiner haſtigen Unruhe, ſeiner Beſchäftigung mit tauſend Dingen, ſeiner Disputir- und Streitſucht“ perſonifizirt, nachmals ziemlich unbeachtet gelaſſen: ſeine Werke ſind wichtiger für die Zeitgeſchichte, als für die Entwicklung der Literatur. Auch ſein geprieſenes „Glückhaftes Schiff“ beſchreibt nur einfach die luſtige Fahrt der Züricher mit dem Hirſebrei, den ſie noch warm nach Straßburg brachten.

Man könnte ſich, wenn man die literariſchen Produktionen des XVI. Jahrhunderts muſtert, darüber wundern, daß Luthers ſprachſchöpferiſche That ſo wenig unmittelbare Folgen für die Entwicklung der Sprache gehabt hat und im Gebrauche derſelben eine ungemeine Schwerfälligkeit herrſcht. Aber einerſeits kam die Bibelüberſetzung nur der Proſa zugute, andrerſeits wandten ſich die Gelehrten und Gebildeten, die allenfalls Geſchmack beſaßen, hochmüthig von der deutſchen Literatur ab und dichteten in lateiniſcher Sprache für ihresgleichen. Selten genug kam es dann vor, daß ſolch humaniſtiſcher Dichter, der dem Volke ſelbſt natürlich unverſtändlich blieb, wenigſtens Volksmäßig-deutſches in ſeine Dichtungen aufnahm. Zu dieſen Ausnahmen gehört der durch ſein tragiſches Ende berühmte Würtemberger Nikodemus Friſchlin (1547—1590).

Mit ſeinem urſprünglichen Gönner, dem Herzog von Würtemberg, erzürnte er ſich, wurde in Urach gefangen geſetzt und fand bei einem Fluchtverſuch durch den Sturz von dem Felſen einen jähen Tod. Seine beſte Komödie iſt „Julius redivivus“: der dem Grabe entſtiegene Cäſar, auch Cicero wundern ſich über die Fortſchritte der Deutſchen und erfahren, was für Lumpen aus den alten Römern geworden ſind.

Einen wirklichen Fortſchritt machte in dieſem Jahrhundert nur das Drama, das unter

---

*) „Affenteurliche, naupengeheurliche Geſchichtklitterung, von Taten und Raten der vor kurzen langen Weilen vollen wohl beſchreiten Helden und Herren Grandguſier, Gargantua und Pantagruel.“

**) „Aller Praktik Großmutter, das iſt, die dickgebrockte pantagrueliſche Betrugdicke Prakdick oder Pruchnaſtikratz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein u. ſ. w. durch den wolbeſchickten Mausſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus von Ariſtophans Nebelſtatt.“

dem Einfluß der engliſchen Komödianten, namentlich durch Jakob Ayrer († 1605) aus Nürnberg, ſich über die Faſtnachtsſpiele zu erheben begann; indem man allmählich auf Entwerfung einer dramatiſchen Intrigue losſteuerte.

So wird man zugeben müſſen, daß ſich das XVI. Jahrhundert als ein in literariſcher Hinſicht armſeliges Zeitalter kennzeichnet, dem eigentlich ſchöpferiſche Kraft nicht inne wohnt. Dem entſprechend bricht denn auch in der nächſten Zeit die Nachahmung in vollen Strömen herein und überfluthet, allen Gegenbeſtrebungen zum Trotz, unſere Literatur mit fremdartigen Stoffen und fremdartigen Formen.

Die Literatur erweiſt ſich eben auch hier als Spiegelbild der Volksſeele und Volkskraft: willenlos und widerſtandsunfähig ließ die deutſche Nation auch fremde Kriegsheere den Boden des heiligen Vaterlandes zertreten.

Soldatenabſchied um 1600.
Gleichzeitiges Koſtümblatt von Theodor de Bry.

XII. Das Zeitalter des großen Kriegs.

1. Die Vorſpiele des dreißigjährigen Krieges. Gründung der Union. Der Majeſtätsbrief.

Es bedurfte einer augenſcheinlichen Gewaltthat, um die Proteſtanten an die drohende Gefahr zu erinnern und ſie zu feſterer Einigung zu vermögen. In der kleinen ſchwäbiſchen Reichsſtadt Donauwörth, deren Beſitz ſtets das Ziel der bairiſchen Nachbarfürſten geweſen war, beſtand inmitten der faſt ganz proteſtantiſchen Bürgerſchaft eine kleine katholiſche Gemeinde. Geſtützt auf ein Reichshofrathsmandat von zweifelhafter Gültigkeit, veranſtaltete dieſelbe am 25. April 1606 wider altes Herkommen eine feierliche Prozeſſion, die von fanatiſchen 1606
Volkshaufen angegriffen und zerſtreut wurde. Da ließ ſich der Herzog Maximilian zuerſt mit dem Schutz der Katholiken durch den Kaiſer beauftragen (16. März 1607) und erwirkte, als ſeine Kommiſſare in Donauwörth gleichfalls 1607
bedroht wurden, die Achtserklärung gegen die unglückliche Stadt (3. Auguſt 1607). Gütliche Verhandlungen, welche den Vollzug des Urtheils verhindert haben würden, ſcheiterten an dem Widerſtande der Bürgerſchaft; trotz mannigfacher Proteſte wurde die Exekution der Acht dem Baiernherzog übertragen, welcher die

Stadt am 17. Dezember 1607 besetzen ließ. Da Maximilian sofort die Gegenreformation mit allen Mitteln der Gewalt ins Werk setzte, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Vorfall ebenso sehr zur Schädigung der Protestanten, wie zur Mehrung des bairischen Territorialbesitzes dienen sollte.

Als daher kurz darauf sich zu Regensburg ein Reichstag versammelte, auf welchem sich Kaiser Rudolf II. Geldmittel für einen neuen ungarischen Krieg bewilligen lassen wollte, beantwortete man sein Verlangen mit der Forderung, daß der Religionsfriede förmlich und ausdrücklich erneuert werde. Die katholischen Fürsten stellten aber die Gegenforderung, daß vorher alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter der Kirche zurückgegeben werden müßten. Hierauf gingen die Protestanten nicht nur nicht ein, sondern erklärten förmlich, daß sie ihren gegenwärtigen Besitzbestand nöthigenfalls mit Waffengewalt schirmen würden. Ende
1608 April 1608 löste sich der Reichstag auf, ohne daß über das Schicksal von Donauwörth ein Beschluß gefaßt war. Trotz aller Gegenbemühungen der Protestanten wußte sich Maximilian im Besitz der Stadt zu erhalten, — die Aufmerksamkeit seiner Gegner wurde gar bald auf größere, wichtigere Vorgänge gelenkt.

Indessen bewirkten die Erfahrungen des letzten Reichstages doch so viel, daß die protestantischen Fürsten, besonders angefeuert durch Christian von Anhalt, zu einem engeren Bündniß zusammentraten. Am 14. Mai 1608 schlossen Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog von Würtemberg, Georg Friedrich von Baden und die brandenburgischen Markgrafen von Kulmbach und Ansbach in dem Dorfe Ahausen die sogenannte „Union", zunächst auf zehn Jahre. Der Bund sollte die Mitglieder gegen das Kammergericht und die Willkür des Reichshofraths schirmen und sie in ihrem Besitzstande sichern. Bundesbeiträge sollten zur Aufstellung eines Bundesheeres dienen. An die Spitze der Union trat ein Direktor; zunächst wurde diese Würde dem Pfalzgrafen übertragen.

Aber nicht allein für die evangelischen Bekenntnisse sollte die Union ein festes Bollwerk sein; sie wollte auch auf die politische Gestaltung Deutschlands einwirken: in Sachen der Freiheit und Hoheit deutscher Stände versprachen die Verbündeten alle für einen Mann zu stehen.

Noch in demselben Jahre erweiterte sich der Bund durch den Zutritt der Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg; der Anschluß von Brandenburg und Hessen erfolgte am 29. Januar 1610. Auch suchte man in diesem Jahre weitere Stützpunkte in der Schweiz, Dänemark, England und Holland. In Nord- und Mitteldeutschland gewann der Bund keine weitere Ausdehnung; in Süddeutschland traten zwar noch viele Städte bei, aber die grade hier so zahlreichen Grafengeschlechter hielten sich fern, weil nach ihrer Meinung den Fürsten eine allzu bevorzugte Stellung eingeräumt war.

Nicht allein die gefahrdrohende Uebermacht Baierns hatte die Union ins Leben gerufen: ihre Gründung hängt vielmehr auch mit den Wirren zusammen, welche gleichzeitig im östreichischen Hause herrschten und zu äußerst gewaltsamen Ereignissen führten.

Die Mißregierung des Kaisers Rudolf hatte namentlich in Ungarn, Mähren und Oestreich eine heftige Oppositionspartei geschaffen, die sich theils aus ständischen, theils aus protestantischen Elementen zusammensetzte. Auf diese Opposition baute Rudolfs ehrgeiziger Bruder Matthias seine eigennützigen Pläne, an deren Verwirklichung ihn auch die anderen Erzherzoge nicht hinderten. Seine Absicht war, durch das vereinigte Heer der ungarischen, mährischen und östreichischen Mißvergnügten, die er durch die Aussicht auf ständische und religiöse Freiheiten leicht gewann, die Thronentsagung Rudolfs zu erzwingen. Vergeblich hoffte der Kaiser auf die vermittelnde Hilfe des Reiches, indem er bei Gelegenheit des Donauwörther Handels soeben einen großen Theil der Reichsfürsten erzürnt hatte: durch einen raschen Einfall in Böhmen nöthigte Matthias seinen Bruder zu einem Vertrage (zu Czaslau oder Sterbehol, den 25. Juni 1608), kraft dessen ihm Rudolf die Regierung Oestreichs, Ungarns und Mährens abtreten mußte. Nach diesem Erfolge waren dem Sieger seine Bundesgenossen freilich sehr unbequem, und am liebsten hätte er die gemachten Versprechungen nicht erfüllt. Doch mußte er den Umständen Rechnung tragen: Mähren errang am 30. August 1608 die völlige Wiederherstellung des ständisch-feudalen 1608
Staates und hinreichende Toleranz bezüglich der Glaubenssache, in Ungarn, wo Matthias am 19. Novbr. gekrönt wurde, ward sogar das Verbot gegen die Jesuiten

Uebertragung der Krone Ungarns an Matthias.

(Aus Gottfrieds Historischer Chronik.)

erneuert. In Oeſtreich wollte Matthias, erbherrliche Rechte in Anſpruch nehmend, ſich in der Glaubensſache zu weniger weitgehenden Zugeſtändniſſen bequemen, aber auf Betrieb einer vermittelnden Partei unter ſeinen Räthen und unter dem Drucke der Union, die eine Botſchaft nach Wien geſchickt hatte, entſchloß er ſich, auch den öſtreichiſchen Ständen das Maß von Duldung zu bewilligen, deſſen ſie unter Maximilians II. milder Regierung ſich erfreut hatten.

Am wichtigſten für die Folgezeit war aber der Gang der Ereigniſſe in Böhmen. Es war natürlich, daß die Böhmen, welche bisher ihrem Herrn die Treue bewahrt hatten, obwol ſie dieſelben Beſchwerden vorzubringen hatten, wie die Stände der übrigen Kronländer, nunmehr auch mindeſtens den gleichen Dank für ihr Verhalten beanſpruchten. Da die ſpaniſch-römiſche Partei am kaiſerlichen Hofe jedes Zugeſtändniß an die Ketzer beharrlich widerrieth, ging es
1609 ſeit dem März des Jahres 1609 in Prag ſehr bewegt zu; ſchon wurden Stimmen laut, „der König tauge nichts, man müſſe einen beſſeren haben.“ Ende Mai ließ ein ſtändiſches Direktorium eine allgemeine Volksbewaffnung anordnen. Zuletzt gab Rudolf doch nach; am 9. Juli erſchien der verhängnißvolle „Majeſtätsbrief“, welcher den böhmiſchen „Utraquiſten“ — das Wort „Proteſtanten“ war ängſtlich vermieden worden — freie Religionsübung geſtattete. Die Prager Univerſität ward den proteſtantiſchen Ständen wieder eingeräumt, ihnen außerdem ein Kollegium von 24 „Glaubensvertheidigern“ bewilligt. Die Quelle der ſchwerſten Verwicklungen aber wurde nachmals der Artikel, laut deſſen den Nichtkatholiken das Recht gewährt wurde, Kirchen und Schulen zu errichten: hier war die feſte Schranke nicht inne gehalten, welche das Reformationszeitalter mit den Worten bezeichnete: „Weſſen das Gebiet iſt, deſſen iſt auch der Glaube.“

Dieſer Artikel, der ſpäter den Ausbruch des böhmiſchen und damit des dreißigjährigen Krieges zur Folge gehabt hat, lautet im deutſchen Text: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieſes Königreiches sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuſer, deren ſie allbereit im Beſitz ſeyn und die ihnen zuvor geſtändig, dabey ſie friedlich gelaſſen und geſchützt werden ſollen, es ſey in Städten Märkten Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuſer und Kirchen zum Gottesdienſt oder aber Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen laſſen wollte, werden ſolches ſowol der Herren- und Ritterſtand, als auch die Prager, Kuttenberger und alle andern Städte geſamt und ſonders jederzeit geraum und frey thun können ohne allermäniglichs verhindern.“

Die Wirkungen des Majeſtätsbriefes wurden für jetzt noch dadurch gelähmt, daß die namhafteſten Katholikenführer, Lobkowitz, Martinitz und Slawata, welche in dem Majeſtätsbrief eine erzwungene und darum unverbindliche, ſündhafte Nothmaßregel ſahen, die höchſten Stellen in der Landesregierung einnahmen.

2. Die Liga und der Jülichsche Erbfolgestreit (1609).

Bei den energischen Katholiken im Reich mußten die Vorgänge in den östreichischen Erblanden die höchste Besorgniß erregen. An Oestreich schien der alte Glaube keine Stütze mehr zu finden, und je mehr die Union bei dem Bruderzwiste ihren Einfluß geltend machte, desto mehr wuchsen die Befürchtungen ihrer Gegner im Reich. Niemand hatte das Erstarken des Protestantismus so sehr zu fürchten, wie Maximilian. Wie leicht konnte man ihn wegen des Donauwörther Handels zum Ziel des Angriffs wählen! Schon seit dem Jahre 1607 hatte er sich zu sichern gesucht: am 10. Juli 1609 vereinigte er sich mit den 1609
Bischöfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Straßburg, Passau und Regensburg, dem Propst zu Ellwangen und dem Abt zu Kempten zu einem katholischen Bunde, dessen Haupt er selber war. Der Zweck der auf neun Jahre geschlossenen „Liga“ war die Vertheidigung der katholischen Konfession und ihrer Glieder, sowie die Handhabung der Reichsabschiede und des Religionsfriedens. Dem Hause Oestreich gegenüber wahrte sich die Liga eine durchaus selbständige Stellung. Der Kaiser sollte zu „künftiger, gelegener Zeit“ zur Genehmigung des Bundes aufgefordert werden. Auf einem Kurfürstentage zu Mainz (August 1609) traten Mainz, Trier und Köln der Liga bei, die nun auch Anlehnung bei den nichtdeutschen katholischen Nachbarstaaten suchte. Oestreichs Einfluß wünschte Maximilian fern zu halten, wie er überhaupt die Seele des Bundes zu bleiben gedachte; schon die Wahl des Mainzers zum Mit-Bundesobersten erfüllte ihn mit Mißvergnügen. Freilich konnte er voraussehen, daß weder Oestreich noch Spanien seine Bestrebungen fördern werde, so lange er seine beobachtende Stellung bewahrte. Indes war die Zeit nicht fern, da Habsburg und die Liga durch gemeinsame Interessen einander in die Arme geführt wurden. Zunächst stießen aber Liga und Union aufeinander, so heftig, daß eigentlich schon jetzt die Besorgniß vor einem europäischen Kriege wachgerufen wurde. Die Veranlassung zum Zusammenstoß gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von Jülich, Kleve und Berg, des kinderlosen, blödsinnigen Johann Wilhelm. Die Entscheidung über die Erbfolge war um so wichtiger, als in diesem ausgedehnten Territorium — denn auch die Grafschaften Mark und Ravensberg waren von jenen Herzogen erworben — eine größtentheils protestantische Bevölkerung von einem katholischen Fürstenhause bisher beherrscht worden war. Sollte nun die katholische oder die protestantische Partei durch Uebernahme dieser Erbschaft verstärkt werden? Einstweilen schien der Zuwachs auf jeden Fall der letzteren zu gute kommen zu sollen, denn von den sieben Bewerbern gehörten die beiden hauptsächlichsten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem evangelischen Bekenntnisse an, ebenso Sachsen, dessen Ansprüche in dritter Linie standen.

Alle diese Ansprüche beruhten auf der dem Herzogshause vom Kaiser bewilligten weiblichen Erbfolge. Johann Wilhelms älteste Schwester Maria Eleonore war mit dem

jungen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt, deſſen älteſte Tochter Anna Johann Sigismunds Gemahlin war. Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg hatte eine jüngere Schweſter Johann Wilhelms, Anna, geheirathet, und ſein Sohn Wolfgang Wilhelm konnte ſein beſſeres Erbrecht nur damit begründen, daß ſeine Mutter noch lebte, während deren ältere Schweſter Maria Eleonore ſchon todt war, ehe der Erbfall eintrat. Sachſens Erbrecht beruhte darauf, daß Johann Friedrich mit der Vaters-Schweſter des letzten Herzogs vermählt geweſen war.

Um nicht ihre Anſprüche an einen Dritten zu verlieren, verſtändigten ſich Brandenburg und Pfalz-Neuburg im Dortmunder Vertrage, das Land bis zur Entſcheidung der Rechtsfrage gemeinſchaftlich zu verwalten: die Städte bis auf vier, unter ihnen das feſte Jülich, leiſteten auch die Huldigung. Der Kaiſer aber, von den katholiſchen Fürſten gedrängt, beauftragte ſeinen Neffen Leopold, das Land in Sequeſter zu nehmen. Durch Verrath ſetzte er ſich in den Beſitz von Jülich und bat die Liga, deren Mitglied er war, um Unterſtützung. Dagegen wagten Brandenburg und Neuburg nicht, die Hilfe der Union anzuſprechen, ſondern wandten ſich an England, Holland und Frankreich, deſſen König Heinrich IV. ſich grade damals mit dem Gedanken trug, durch Schwächung der habsburgiſchen Macht das europäiſche Gleichgewicht zu begründen. Heinrich nahm ſich der Hilfeſuchenden ernſtlich an und ſchloß zu Schwäbiſch-Hall mit der

Belagerung von Jülich 1610.

Aus J. L. Gottfrieds Hiſtoriſcher Chronik, deren Kupferſtiche zur Veranſchaulichung gleichzeitiger Begebenheiten eine ſchätzbare Quelle bilden.

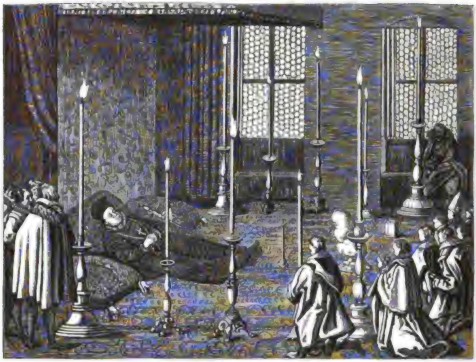
Union einen Vertrag, der ihr seine Unterstützung gegen Leopold sicherte: er gewann Savoyen, Holland, auch ein englisches Hilfskorps wurde zugesichert. Schon war das Elsaß in den Händen der Unirten, schon bereitete sich der König zum Kriegszuge vor, da traf ihn am 14. Mai der Dolch des Meuchelmörders Ravaillac. Damit war die Aussicht auf französische Hilfe abgeschnitten, der Kaiser aber faßte den Entschluß, die sächsischen Ansprüche anzuerkennen, wodurch er sich für die Zukunft einen wichtigen Bundesgenossen erwarb. Er verfügte die Exekution, konnte indes nicht hindern, daß Jülich am 12. September 1610 zurückerobert ward. Da Friedrich IV. von der Pfalz, das Haupt der Union, am 18. September eines frühzeitigen Todes starb, stellte die Union im Oktober den Kampf ein. Das streitige Land ward bald der Schauplatz trauriger Kämpfe zwischen Spaniern unter Spinola und Holländern unter dem Prinzen von Oranien, da sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg vereinigten und erst im Jahre 1614 durch den Vertrag von Xanten zu neuer Verständigung gelangten.

Um sich die Hilfe der Katholiken zu verschaffen, trat der Pfalzgraf im November 1613 zur römischen Kirche über. Der nur einen Monat später erfolgte Uebertritt des Brandenburgers zum reformirten Bekenntniß, — dem die Holländer angehörten, — ist zu auffällig, als daß man die Vermuthung abweisen könnte, es seien für Johann Sigismund ebensowol politische als religiöse Momente bestimmend gewesen.

---

3. Das Ende des Kaisers Rudolf II.

Daß die Jülich-Klevesche Sache nicht schon im Jahre 1610 größere Ausdeh- 1610
nung gewann, hing zum Theil mit den Irrungen im habsburgischen Hause zusammen. So theilnahmlos Rudolf II. auch sonst in Regierungsangelegenheiten war, hatte ihn die Hinterlist seiner Brüder, vor allem Matthias', aufs äußerste erbittert. Er gedachte, durch eine Aenderung der Thronfolge den letzteren um die angemaßte Herrschaft zu bringen: selbst die feierliche Abbitte, welche die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian in Matthias' Namen (Oktober 1610) leisteten, ließ ihn unversöhnt. Ueberdies wünschte er die trotziger als je sich erhebende Ständemacht in Böhmen zu brechen. Aber seine Pläne mißlangen völlig. Eine gewaltige Erhebung der Prager gegen die von Rudolf ins Land gerufenen Söldner machte ihn zum Gefangenen in seiner eigenen Hauptstadt. Die Stände riefen Matthias herbei, der dem Hilflosen nun auch die böhmische Krone nahm (Juni 1611). Der Kaisertitel blieb ihm, doch soll Rudolf, der Ueberlieferung 1611
nach, die Feder, mit der er seine Abdankung als König unterschrieb, zerbissen und zur Erde geschleudert, dann von seinem Balkon einen schweren Fluch über das undankbare Böhmen gesprochen haben. Jetzt wollte er sogar die protestantische Union zum Bundesgenossen gegen Matthias werben, da ersparte der Tod (20. Januar 1612) dem Unglücklichen weitere Enttäuschungen. Er hinterließ 1612
seinem Nachfolger eine Fülle ungelöster Aufgaben.

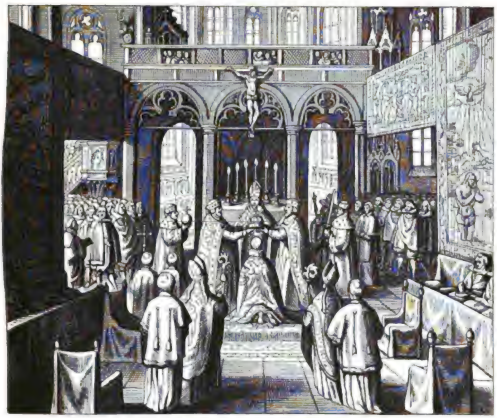


„Eigentliche Abcontrafactur, wie die Röm. Kai: Maj: Rudolphus, nachdem dieselbe den 20. Januari ano 1612 Todtes verschieden, in der Audienz Stuben offentlich bei gesehen worden." Kupferstich von T. Bidenharter.

4. König Matthias (1612—1619).

Noch bei Lebzeiten Rudolfs war die Frage, wer sein Nachfolger im Reich werden solle, lebhaft erörtert worden. Die Brüder des Kaisers und auch Philipp III. von Spanien, der anfangs selbst Lust zur römischen Krone verspürte, hatten sich zuletzt auf Matthias geeinigt; Rudolf selbst hätte dagegen die Krone am liebsten dem Erzherzog Leopold zugewendet, für den die geistlichen Kurfürsten und auch Sachsen gewonnen wurden. Dennoch verschaffte der Einfluß des
1613 spanischen Gesandten Zuñiga Matthias die ersehnte Würde. Am 3. Juni ward er zu Frankfurt einstimmig gewählt.

Matthias stand jetzt im Alter von 55 Jahren: das geringe Kapital von Kraft und Energie, das die Natur ihm gegeben, war bei seiner Thronbesteigung bereits aufgezehrt. In dem Augenblick, wo er der Thatkraft am meisten bedurfte, war seine Seele nur noch für Spielereien und eitle Ehrenbezeugungen empfänglich. Gleich seinem Bruder mied er fast ängstlich jede geschäftliche Thätigkeit, sein Antheil an den Geschäften beschränkte sich auf die Unterzeichnung seines Namens. In seiner Neigung zu prunkvollen Veranstaltungen war er dagegen seinem Bruder, der die Zurückgezogenheit liebte, unähnlich. Großes



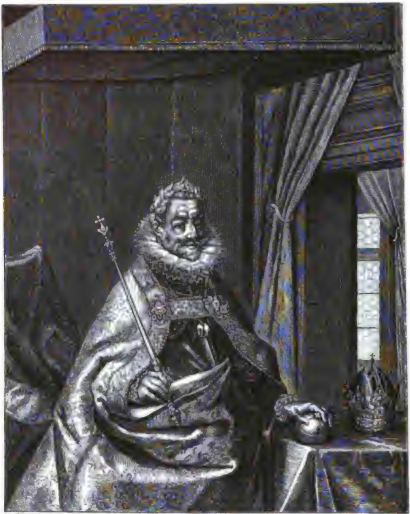
Krönung des Kaisers Matthias im Dom zu Frankfurt.
(Aus Gottfrieds Historischer Chronik.)

Vergnügen fand er an den Späßen seines Hofnarren Nelli, auch liebte er die Musik; die größte Freude aber gewährten ihm die Kunstschätze, die er von seinem Bruder ererbt hatte. Diese prachtvollen Sammlungen immer wieder zu besichtigen und von neuem zu ordnen war seine höchste Lust; seine letzten Befehle betrafen die Umarbeitung eines Kunstwerkes. Alles in allem war Matthias ein gutmüthiger alter Mann, der die Ruhe liebte und froh war, wenn man ihn in Frieden ließ.

Die Erfolge, welche dieser Fürst trotzdem zeitweise errang, verdankte er seinem Minister Melchior Khlesl.

Der Sohn eines Wiener Bäckers (geb. 1553), mit achtzehn Jahren Zögling des Jesuitenordens, hatte er sich im Kirchendienst emporgeschwungen und war zuletzt Matthias' vornehmster Rathgeber geworden. Er hatte bisher alle Schritte desselben geleitet, auf ihn setzten sogar die protestantischen Fürsten ihre Hoffnung. Denn, ursprünglich ein rücksichtsloser Eiferer für eine durchgreifende Wiederherstellung des Katholizismus, war er aus dem Mann der Kirche ein gewandter Staatsmann geworden; er wolle den Frieden mit den Protestanten, hatte er erklärt, nicht weil er sie liebe, sondern weil der Krieg zwischen gleichen Gegnern zu beiderseitigem Verderben führen müsse.

Digitized by Google



Kaiser Matthias. Im Jahre 1616 nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen von Egidius Sadeler, Hofkupferstecher zu Prag.

Wol hatten die Protestanten auf dem Wahltage zu Frankfurt trotz solcher Erwartungen beabsichtigt, Matthias zu bindenden Zugeständnissen in der Religionssache zu nöthigen, aber der Plan war durch das Widerstreben der geistlichen Kurfürsten und Sachsens vereitelt worden. Jedoch durfte man der Zukunft auch so vertrauensvoll entgegensehen, weil die Häupter der Union schon drei Monate vor Matthias' Wahl einen Hilfsvertrag mit

1612 England abgeschlossen hatten; und als im November 1612 auch das Ehebündniß zwischen dem jungen Pfalzgrafen Friedrich V. und Elisabeth, der Tochter Jakobs I. unterzeichnet wurde, schien dieser König schon aus Familieninteresse die Stärkung der Union fördern zu müssen.

Digitized by Google

Als nun der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb, einigten sich die Mitglieder der Union zu Rothenburg (März 1613) dahin, dem Reichs- 1613
tage jede Befugniß zur Entscheidung von Glaubenssachen abzusprechen, ertheilten auch dem Pfalzgrafen die Vollmacht, einen Bund mit Holland zu schließen, was noch vor Eröffnung des Reichstages geschah. Da aber auch die Mitglieder der Liga im Februar 1613 zu Frankfurt getagt und beschlossen hatten, alle seit 1555 geschehenen Besitzveränderungen als unrechtmäßig zu verwerfen, war die Aussicht auf einen gedeihlichen Ausgang von vornherein sehr gering. Uebrigens berief Matthias den Regensburger Tag, den letzten, der in alter Weise zusammentrat, keineswegs vorwiegend um der Religionssache willen: er wollte eine Türkenhilfe einfordern. Die Unirten erklärten sich zur Bewilligung bereit, wenn endlich ihren Beschwerden Abhilfe geschafft würde, namentlich hinsichtlich der Reichsstadt Donauwörth. Sie ließen sich auch nicht umstimmen, als der Kaiser zur Erledigung der religiösen Irrungen einen besonderen „Kompositionstag" verhieß. Die Katholiken bewilligten die Hilfe und ermunterten den Kaiser zu rücksichtslosem Vorgehen gegen die Widerspenstigen. Davon war nun Matthias freilich weit entfernt, aber er mußte den Reichstag ohne jedes Resultat schließen.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Kaiser die Forderungen der Union zurückwies, hing mit einer bedeutungsvollen Veränderung in der Organisation der Liga zusammen. Dem Bischof Khlesl war der vorwaltende Einfluß des selbstbewußten Baiernherzogs sehr unbequem gewesen: jetzt wurde Maximilian der eigentlichen Leitung beraubt und dem Kaiser eine dominirende Stellung eingeräumt. Der Bund zerfiel fortan in drei Kreise, einen bairischen, einen östreichischen und einen schwäbischen: östreichische Erzherzoge wurden die Direktoren in den beiden letztgenannten Kreisen, jedem kriegerischen Unternehmen sollte eine Anzeige bei dem Kaiser vorangehen. Daß gar auf den Beitritt protestantischer Stände gerechnet wurde, war vollends nicht nach dem Geschmacke Maximilians, dessen Stellung ohnehin bedeutend herabgedrückt wurde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde auch lebhaft darüber verhandelt, wer einmal nach Matthias dessen Nachfolger werden solle. Denn da von Matthias keine Nachkommenschaft erwartet wurde, fürchteten die Bischöfe und besonders die geistlichen Kurfürsten, daß die Protestanten im gegebenen Fall einen aus ihrer Mitte auf den Thron erheben würden. Darum baten sie — auch der päpstliche Nuntius schloß sich ihnen an — den Kaiser inständig, die Nachfolge bereits jetzt zu regeln. Als Personen ihres Vertrauens bezeichneten sie die Erzherzoge Albrecht und Ferdinand, die freilich beide, jener als Spanier, dieser wegen seiner mönchischen Gesinnung in Deutschland gleichmäßig unbeliebt waren.

Da aber der Kurfürst von Köln, der Erzherzog Maximilian und der päpstliche Nuntius sich eifrig für Ferdinand verwandten, würde sich wenigstens die habsburgische Partei hier über den Thronkandidaten geeinigt haben, hätte dies nicht der spanische Gesandte Zuñiga hintertrieben. Derselbe hatte nämlich schon vorher bei Matthias für die Nachfolge des spanischen Infanten Karl wirken

müssen, dessen Vater Philipp III. durchaus nicht gewillt war, ohne bedeutende Entschädigungen von seinem Plane abzustehen; ja er behauptete sogar, auf Böhmen und Ungarn ein näheres Anrecht zu haben, als die steirische Nebenlinie, welcher Ferdinand angehörte. Zuñiga veranlaßte also in Regensburg die Kurfürsten, die Entscheidung über diese Frage zu vertagen, welche nunmehr Gegenstand jahrelanger Verhandlungen und Intriguen im östreichisch-spanischen Hause und auch im Reiche wurde. Namentlich Khlesl suchte die Entscheidung auf jede Weise zu verzögern; nicht daß er grundsätzlich ein Gegner Ferdinands gewesen wäre, der ehrgeizige Mann fürchtete aber, den größeren Theil seines Einflusses zu verlieren, wenn die Nachfolge geregelt war. Es kam soweit, daß der Erzherzog Maximilian sogar am liebsten zu Gift und Dolch gegriffen hätte, um den verhaßten Diplomaten zu beseitigen.

Aber zwischen Khlesl und den östreichischen Erzherzogen bestand auch eine bedeutsame sachliche Meinungsverschiedenheit. Khlesl beabsichtigte, vor der Wahl die beiden Konfessionen miteinander auszusöhnen; die Erzherzoge hofften, eine Majoritätswahl auch ohne Rücksicht auf Brandenburg und Kurpfalz durchzusetzen. Bis zu welchen gewaltsamen Plänen sie sich verstiegen, zeigte eine Denkschrift,
1616 welche der Erzherzog Maximilian im Februar 1616 dem Kaiser einreichte. Mit Hilfe des spanischen Hofes sollte Ferdinand eine gewaltige Kriegsmacht auf dem Boden des Reiches aufstellen, alle Ungehorsamen schrecken, von den jülichschen Landen aus den Krieg gegen die protestantischen Niederlande beginnen und das Reich einer förmlichen Militärdiktatur unterwerfen.

Als diese Anschläge bekannt wurden, machten sie natürlich ungeheures Aufsehen. Die protestantischen Reichsfürsten hatten jetzt gegründetes Recht zu der Anklage, das Haus Habsburg wolle das kurfürstliche Wahlrecht vernichten, die Kaiserwürde erblich machen, das Reich vergewaltigen.

Aber fast noch mehr als die Protestanten, war Maximilian von Baiern über jenen Plan betroffen. Eine derartige habsburgische Armee schien auch für Baierns Machtstellung nicht ungefährlich; grollend gab er zu Anfang des Jahres 1616 sein Amt als Direktor der Liga auf; es schien ihm das einzige Mittel um zu verhüten, daß das bairische Haus und andere katholische Stände die Sklaven Oestreichs würden.

Endlich im März des Jahres 1617 gab der spanische Hof gegen angemessene Entschädigung — vor allem das Elsaß wurde abgetreten — und gegen die Zusicherung, daß die spanische männliche Nachkommenschaft vor Ferdinands weiblicher Descendenz in zukünftigen Erbfällen den Vorrang haben solle, seinen Widerstand auf, und nun ordneten sich die Verhältnisse des Erzherzogs Ferdinand auch in den östreichischen Kronländern leicht. Obwol in Böhmen eine starke Partei, geführt vom Grafen H. Matthias von Thurn, die Wahl Ferdinands als die größte Gefahr der Glaubensfreiheit bekämpfte, setzten die Katholikenführer Lobkowitz, Slawata, Martinitz und Adam von Sternberg ihren
1617 Willen durch; den 29. Juni 1617 erfolgte Ferdinands Krönung zum böhmischen Könige. Zu einer eigentlichen Wahl war es gar nicht gekommen: die

Anhänger Ferdinands bewiesen unwiderleglich, daß Böhmen seit dem Jahre 1526 ein Erbreich sei: Ferdinand wurde ausdrücklich nicht gewählt, sondern als König „einstimmig angenommen". So kleinmüthig die Opposition in der Wahlfrage nachgegeben hatte, bestand sie doch mit Eifer darauf, daß Ferdinand „alle Rechte und Privilegien in allen Punkten und Klauseln" bestätigte: ausdrücklich wurde betont, daß diese ängstliche Sorge dem Majestätsbrief gelte. Vergeblich suchte Slawata dies zu hintertreiben: wollte Ferdinand nicht alle Hoffnung verlieren, auch in Deutschland zur Krone zu gelangen, so durfte er nicht in Böhmen eine Gegenreformation, wie einst in Steiermark, in Szene setzen. Das Prager Jesuitenkollegium half ihm zudem über alle Gewissensbedenken leicht hinweg; es erklärte auf seine geheime Anfrage, Ferdinand würde den Majestätsbrief nie haben ertheilen dürfen, möge ihn aber bestätigen, wenn er anders nicht zur Regierung gelangen könne.

Eine charakteristische Szene spielte zwischen Ferdinand und Slawata, als sich der König in feierlichem Zuge zur Krönung in die Kirche begab. Ferdinand äußerte: „Ich bin doch froh, daß ich die Krone ohne Gewissensbisse erlangt habe." Slawata zuckte mit den Achseln.

---

5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).

Sowie Ferdinand in Böhmen zum Ziele gelangt war, traf er seine Vorkehrungen, um sich auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zuerst sollte der Kurfürst von Sachsen gewonnen werden; war man seiner und der geistlichen Kurfürsten gewiß, so konnte man nöthigenfalls die Wahl Ferdinands ertrotzen. Uebrigens war man östreichischerseits darauf gefaßt, daß es ohne Zugeständnisse in der Religionssache nicht abgehen werde, und daher auch bereit, auf einem Kurfürstentage den religiösen Ausgleich zur Sprache zu bringen. Fügsamer, als irgend erwartet werden konnte, zeigte sich Johann Georg von Sachsen, den Ferdinand mit seinem Besuch in Dresden beehrte. Er machte seine Zustimmung zu Ferdinands Erhebung nicht einmal von dem religiösen Ausgleich abhängig und versprach den Kurfürstentag zu besuchen, der auf den Februar des Jahres 1618 angesetzt wurde. So gab der lutherische Kurfürst die Sache seiner Glaubensgenossen bedingungslos preis. Dagegen machte der Pfalzgraf die größten Anstrengungen, Ferdinands Pläne zu durchkreuzen und einen geeigneten Gegenkandidaten zu finden. Er hatte früher sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Böhmen würden niemals in Ferdinands Wahl willigen; die letzten Vorgänge bereiteten ihm bittere Enttäuschung. Aber die deutsche Krone sollte Ferdinand wenigstens nicht tragen. Der Pfalzgraf richtete sein Augenmerk anfänglich auf den Herzog von Lothringen, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Nun wandte er sich an Maximilian von Baiern, von dem er annahm, daß er mit den Habsburgern unzufrieden sei: aber der

Herzog erklärte offen, daß ihm die angebotene Würde lediglich als Bürde erscheine und versicherte Ferdinand auf das bestimmteste, daß er nie daran denken werde, als Thronbewerber aufzutreten. Auch ein Besuch des Pfalzgrafen in München stimmte ihn nicht um, und so standen Ferdinands Aussichten im Früh-
1618 jahre 1618 nicht ungünstig; indes wurde die Berufung des Kurfürstentages hinausgeschoben, um Ferdinand auch in Ungarn zum Siege zu verhelfen. Mit Hilfe der katholischen Magnatenpartei glückte dies vollständig; am 16. Mai 1618 gewählt, wurde Ferdinand am 1. Juli gekrönt.

6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).

Während sich Ferdinand mit dem Gedanken beschäftigte, den Kurfürstentag zu besuchen, der Ende Mai zusammentreten sollte, war es in Böhmen zu einer Gewaltthat gekommen, die ihre Wirkungen weit über die Grenzen des Königreiches erstrecken und einen europäischen Krieg entzünden sollte: einen Krieg, in welchem politische Grundsätze, materielle Rücksichten, persönliche Leidenschaften und religiöse Interessen neben- und miteinander bestimmend wirkten und schonungslos durchgefochten wurden.

Ehe von der Gewaltthat selbst, dem sogenannten „Fenstersturz" vom 23. Mai 1618 berichtet wird, muß die Veranlassung dieses Ereignisses dargestellt werden.

Schon vor der Wahl Ferdinands hatten sich in Böhmen Streitigkeiten erhoben über die Auslegung des Majestätsbriefes und eines gleichzeitig zwischen den protestantischen und katholischen Ständen geschlossenen „Vergleiches". Während der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaues nur den Herren, Rittern und königlichen Städten zusprach, sollte dasselbe dem „Vergleich" zufolge auch den Bewohnern der „königlichen" Güter zustehen. Nun fragte sich, ob die geistlichen Güter, über welche die böhmische Krone seit der Hussitenzeit ziemlich frei verfügte, als königlich zu bezeichnen seien oder nicht. Diese Frage wurde von Matthias zum Nachtheil der Protestanten entschieden, welche in der dem dortigen Benediktinerstift gehörigen Stadt Braunau den Bau einer Kirche begonnen hatten. Hierin fanden die durch den Majestätsbrief eingesetzten böhmischen Glaubensdefensoren eine Verletzung der religiösen Freiheit, erließen einen Protest und forderten die Braunauer zur Fortsetzung des Baues auf. Dies geschah; ein protestantischer Prediger ward 1612 angestellt, und die königliche Autorität hatte eine empfindliche Niederlage erlitten. Ruhig benutzten die Protestanten ihre Kirche bis zum Jahre 1614, wo Matthias beschloß, auf den königlichen Gütern durch den Erzbischof von Prag eine Gegenreformation vornehmen zu lassen. Da hinderte denn auch der Abt von Braunau den weiteren Besuch der protestantischen Kirche. Etwas ähnliches geschah in dem Städtchen Klostergrab, dessen Einwohner nach Ertheilung des Majestätsbriefes sich gleichfalls eine protestantische Kirche gebaut hatten. Sie behaupteten, eine freie Bergstadt zu sein, wurden aber von dem Kloster Ossegg als Unterthanen betrachtet und so ließ denn jetzt (Ende 1614) der Erzbischof von Prag den Prediger entfernen und die Kirche versiegeln. Die Glaubensdefensoren nahmen sich beider Streitfälle eifrig an, erhielten aber im Mai 1616 zu Brandeis von Matthias eine schroffe Zurück-

weisung. Auch eine Eingabe, welche die Protestanten im Februar 1617 an Matthias richteten, änderte in seinen Entschließungen nichts. Ueberhaupt zeigten seine Erlasse immer deutlicher, daß er den Majestätsbrief zu umgehen oder offen zu brechen gewillt war.

Als nun Matthias im November 1617 Böhmen verließ, dessen Regierung er einem aus zehn Personen bestehenden Statthaltereirath übergab, wurde ihm gemeldet, die Braunauer Bürger benutzten ihre Kirche wieder und verweigerten die Auslieferung der Schlüssel. Der König bestellte den Braunauer Rath nach Pardubitz und befahl ihm, die Kirche dem Abte definitiv abzutreten: die Statthalter aber erhielten strenge Weisung, etwaigen Widerstand gewaltsam zu ersticken. Jedoch setzte Matthias seinen Willen nicht durch, obwol er besondere Kommissarien nach Braunau schickte; die Bürgerschaft schirmte ihr Heiligthum mit Gewalt und blieb bis zum Ausbruch des Aufstandes im Besitz.

Schneller fand der Streit zu Klostergrab sein Ende. Im Dezember 1617 ließ der Erzbischof innerhalb dreier Tagen die protestantische Kirche niederreißen. Diese Gewaltthat erregte in ganz Europa ungeheure Sensation; den böhmischen Protestanten aber leuchtete ein, daß nur das Schwert ihre religiöse Freiheit zu schützen vermöge.

Dem blutigen Kampf ging, wie gewöhnlich, ein Geplänkel mit Worten und Schriften voran. Wegen der braunauer Sache beriefen die Defensoren einen großen Protestantentag nach Prag (März 1618) und sandten eine Beschwerde- 1618
schrift an Matthias, dessen Antwort sie auf einer zweiten Versammlung bekannt machen wollten. Die kaiserliche Antwort war schroffer, als irgend jemand erwartet hatte; sie stammte von Khlesl selbst, aber in Prag glaubte man, sie sei von den Räthen Martinitz und Slawata verfaßt und von diesen nur zur Unterschrift nach Wien gesandt worden. Der Kaiser stellte alle angeblichen Verletzungen des Majestätsbriefes in Abrede und verbot jede weitere protestantische Zusammenkunft. Gleichwol beharrten die Leiter der Bewegung auf ihrem Plan und eröffneten am 21. Mai eine zweite protestantische Ständeversammlung. Hier wurde ein Protest gegen das letzte Verbot verfaßt: Graf Thurn aber und einige andere, deren Erbitterung gegen die Statthalter und die habsburgische Herrschaft den höchsten Grad erreicht hatte, beschlossen, durch die Ermordung der beiden verhaßtesten Statthaltereiräthe Martinitz und Slawata es zum offnen Bruch mit ihren Gegnern zu bringen. Am folgenden Tage stürmten die Verschworenen bewaffnet in das Prager Schloß, drangen in das Sitzungszimmer der Statthalter ein und machten ihnen über die letzten Maßregeln schwere Vorwürfe. Allmählich merkten die vier Statthalter, die man angetroffen, daß ihr Leben in Gefahr sei. Zwei derselben schonte man, den Oberstburggrafen Adam von Sternberg und Lobkowitz, den Großprior des Maltheserordens: vergeblich aber bat der erstere für seinen Schwiegersohn Slawata, umsonst flehten dieser und sein Schicksalsgenosse Martinitz um Gnade; sie wurden an das Fenster gedrängt und trotz verzweifelter Gegenwehr in den 28 Ellen tiefer gelegenen Graben gestürzt. Dann sandte man ihnen noch den Sekretär Fabricius, einen an den Entscheidungen ganz unbetheiligten Mann nach.

Alle drei Personen entgingen in wahrhaft wunderbarer Weise dem ihnen zugedachten Tode. Der gewaltige Sturz fügte ihnen kein Leid zu, nur Slawata verletzte sich im Fallen, indem sein Kopf auf ein Fenstergesimse aufschlug. Und als man auf

die Geretteten noch Feuer geben ließ, erhielt nur Martinitz einige leichte Wunden.

Der grauenvollen Szene fehlte, — ſo nahe ſind einander oft im Leben die Gegenſätze — ein humoriſtiſcher Zug nicht. Als der arme Fabricius neben ſeinen Herren zu liegen kam, regte ſich in ihm nicht ſowol der Dank gegen die Vorſehung, als der Aerger, daß man ihm, dem weit weniger betheiligten, ebenſo übel mitgeſpielt, wie ſeinen Herren. Zu Martinitz gewendet, fragte er: „Was habe ich ihnen denn gethan, daß ſie mich herausgeworfen haben?“ Martinitz erwiederte: „Herr Philipp, es iſt jetzt nicht Zeit, ſolches zu fragen und die Antwort der Stände zu erwarten.“

Fabricius, — der nachmals unter dem Namen „von Hohenfall“ geadelt wurde, — entkam glücklich nach Wien, Martinitz nicht ohne Mühe nach München: Slawata mußte in Prag zurückbleiben, wurde aber nicht weiter behelligt. An der Nachſicht der Aufſtändiſchen hatte das Wunderſame der Rettung den größten Antheil: die Katholiken ſchrieben dieſelbe einem göttlichen Wunder, die Proteſtanten hölliſchen Zauberkünſten zu: daß ein Kehrichthaufe zum Retter geworden, hat wenigſtens Slawata ſtets in Abrede geſtellt.

Der Fenſterſturz zu Prag 1618.
Aus Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik.

7. Vorbereitungen zum Kampf. Khlesls Sturz (1618).

Die nächſte Aufgabe der Häupter der Bewegung beſtand in der Beruhigung der aufgeregten und plünderungsluſtigen Einwohnerſchaft von Prag. Am folgenden Tage wurde eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, welche in einem Ständeausſchuß von dreißig Mitgliedern beſtand. Die hervorragendſten „Direktoren“ waren Wenzel Wilhelm von Ruppaw, Wenzel Budower und Graf Andreas Schlick; Graf Thurn, an deſſen Namen ſich die ganze Bewegung knüpfte, hatte in richtiger Erkenntniß ſeiner Kräfte ſich nicht in das Direktorium wählen, ſondern mit der Organiſation des Heeres betrauen laſſen. Unzweifelhaft war er am geeignetſten den Oberbefehl zu führen, aber verhängnißvoll ward es, daß nun das vielköpfige Direktorium ſich der ſchwierigen Aufgabe unterziehen mußte, ausreichende Mittel zur Vertheidigung zu beſchaffen. Während man die erſten Schritte zur Aufſtellung eines Heeres that, verfaßten die Direk-

Digitized by Google

toren eine Rechtfertigungsschrift, die „böhmische Apologie", welche sie nebst einem Begleitschreiben an den Kaiser und die Nachbarfürsten schickten. In Böhmen selbst bewirkte die Gewaltthat vom 23. Mai ein enges Zusammentreten aller Protestanten, auch der bis dahin zaghaften Städte. Gegen Budweis und Krummau, welche dem Kaiser treu blieben, zog Thurn mit einer kleinen, eilig gesammelten Armee (Mitte Juni); die letztere Stadt ließ sich einschüchtern, Budweis aber ergab sich nicht.

Um Mittel zur Kriegführung zu beschaffen, wurde im Juni ein Landtag einberufen. Hier mußten sich die Stände auch über ihre Haltung zum Kaiser schlüssig machen, denn Matthias hatte die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht von vornherein aufgegeben, obwol Ferdinand und der spanische Gesandte die gewaltsame Bekämpfung der Rebellion energisch forderten. Er benutzte die Zeit, welche ihm seine ehrlichen aber ungeschickten Friedensverhandlungen gewährten, nicht einmal zu Rüstungen. Matthias' Anerbietungen waren nicht annehmbar; aber selbst wenn seine Zugeständnisse noch so umfangreich gewesen wären — die Direktoren konnten nicht mehr zurück; schon hatten sie sich mit der Union, mit den ungarischen Ständen in Verbindung gesetzt.

Aber auch auf gegnerischer Seite drängte man zur Entscheidung, wenn auch nicht der Kaiser, so doch Ferdinand, der am 8. Juli als gekrönter Ungarkönig in Wien eintraf. Um volle Freiheit der Aktion zu bekommen beschloß er nebst dem Erzherzog Maximilian, Matthias' allgewaltigen Minister Khlesl zu beseitigen. Am 20. Juli ließen sie ihn durch Düval von Dampierre verhaften und sofort nach Tirol entfernen. Der kranke Matthias biß wüthend in das Betttuch, als ihm die Erzherzoge das Geschehene meldeten, konnte sich aber nicht dazu ermannen, die Aufhebung der Gewaltmaßregel durchzusetzen: ja zuletzt ließ er sich einreden, daß sein treuer Diener ein Verräther gewesen sei und war mit einer Abbitte der Erzherzoge zufrieden. Es war das wieder einmal ein treffendes Beispiel für den „Dank vom Hause Habsburg!" Das Vermögen des Gestürzten konnte man zu den Rüstungen für den böhmischen Krieg vortrefflich verwerthen.

Khlesl ward vom Papst auf die ungegründetsten Anschuldigungen hin zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, erwirkte aber allmählich seine Restitution und Schadenersatz. Im Jahr 1627 erhielt er die Erlaubniß, aus Rom in die Heimath zurückzukehren und starb, siebenundsiebzig Jahr alt, 1630 als Bischof von Wien und Wiener-Neustadt.

Auf beiden Seiten sah man sich nun nach Verbündeten um: es schien daran nicht fehlen zu können, denn der ausgebrochene Streit reichte offenbar über die Grenzen Böhmens weit hinaus, der Ausgang mußte den religiösen Verhältnissen Mitteleuropas eine neue Gestalt geben. Die Böhmen rechneten, wie erwähnt, mit Bestimmtheit und mit Recht auf die Hilfe des Pfalzgrafen. Sein Gesandter, Graf Solms, bot schon im Juli umfangreiche Unterstützung an. Johann Georg rieth zwar zum Ausgleich mit dem Kaiser, billigte aber den Entschluß der Stände, den Majestätsbrief zu vertheidigen.

Wenn der Kaiser auf die Hilfe der katholischen Reichsfürsten gezählt hatte, so verrechnete er sich: nur Augsburg und der Adel der Wetterau zeigten sich willig, Maximilian schlug Ferdinand trotz der dringendsten Bitten sogar ein Darlehen ab. Dagegen konnte er sich mit Sicherheit auf polnische Hilfe verlassen, denn König Sigmund III. hatte nach einander zwei Schwestern Ferdinands geheirathet. Ebenso versprach Erzherzog Albrecht, aus den spanischen Nieder-

landen Truppen zu ſchicken. Der Papſt Paul V. war wenigſtens mit Verheißungen nicht karg: es war ſchon viel erreicht, wenn er Frankreich abhielt, die Böhmen zu unterſtützen. Indeſſen war in dieſem Punkt wenig zu beſorgen: am franzöſiſchen Hofe ſah man in dem böhmiſchen Aufſtand einen Angriff auf die katholiſche Kirche und das geheiligte Recht des Königthums. Demgemäß waren Ferdinands Ausſichten augenblicklich günſtiger als die der Böhmen, denen höchſtens noch Savoyen und die Generalſtaaten beiſpringen konnten. Miſchte ſich die Union als ſolche in den Streit, ſo durften überdies auch die deutſchen Katholiken nicht länger müßig zuſchauen. Die Wagſchale, die ſich jetzt zu Gunſten des Kaiſers neigte, konnte nur eine andere Richtung bekommen, wenn die übrigen habsburgiſchen Erblande für Böhmen eintraten. Dieſe zu gewinnen war daher das eifrigſte Beſtreben der Direktoren. In Ungarn mißlang dies: das Erzherzogthum Oeſtreich dagegen, in welchem die ſtändiſche Bewegung und die religiöſe Frage zu keinem befriedigenden Abſchluß gekommen waren, wollte dem Kaiſer nicht nur nicht helfen, ſondern ihm die Möglichkeit des Kampfes abſchneiden. Mähren, auf deſſen Bundesgenoſſenſchaft die Böhmen beſtimmt gerechnet hatten, ließ ſich durch den eigenſinnigen Zierotin dazu bewegen, dem Kaiſer den Durchmarſch nach Böhmen zu geſtatten.

Schleſien beobachtete eine den Böhmen günſtige Neutralität, doch hatten dieſelben hier einen zuverläſſigen Freund in dem brandenburgiſchen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, der ſeit 1609 an der Verbindung Schleſiens mit der Union zum Verderben Habsburgs arbeitete. So ſtanden denn die Dinge in einem großen Theil der Erblande für den Kaiſer nicht beſonders, indeſſen bezog er wenigſtens aus allen ſeinen Ländern, ſelbſt Böhmen nicht ausgenommen, den Ertrag der Krongüter. Der nächſte Feldzug aber ſollte wieder einmal deutlich beweiſen, daß die Kriege ebenſo ſehr durch finanzielle, wie durch militäriſche Niederlagen entſchieden werden.

Truppenwerbung.

Aus einer Radirung von J. Callot aus der erſten Zeit des dreißigjährigen Krieges.

8. Der böhmiſche Krieg. Erſtes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).

Anfangs Auguſt drangen die Kaiſerlichen, befehligt von dem Wallonen Dam- 1618
pierre, der unter ſeinem Landsmann Buquoy kommandirte, in Böhmen ein. Bald ſtanden ihnen die ſtändiſchen Truppen gegenüber, verſtärkt durch ſavoyiſch-pfälziſche Söldner, die ein erprobter Kriegsmann führte, der von den Direktoren als General der Artillerie in Dienſt genommene Ernſt von Mansfeld.

Mansfeld, der natürliche Sohn des Fürſten Peter Ernſt von Mansfeld, um 1580 geboren, hatte unter verſchiedenen Erzherzogen ſeine militäriſche Laufbahn begonnen, in Jülich gekämpft und ſich dann von der Union gewinnen laſſen. Nach vier Jahren erzwungener Ruhe trat er in die Dienſte des mit der Union befreundeten Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, welcher mit Spanien im Kampfe lag. Mansfeld hatte ſeine Truppen nach dem Friedensſchluß (von Madrid) noch nicht verabſchiedet, als Karl Emanuel von dem böhmiſchen Aufſtande Kunde erhielt und, raſch entſchloſſen, mit empfindlichen Geldopfern die kleine Armee zum weiteren Kampfe gegen das Haus Habsburg beſtimmte.

Der Krieg beſchränkte ſich im Laufe des September auf Plänkeleien und Verheerungen. Graf Thurn verſagte Buquoy beharrlich den Kampf, wodurch derſelbe in große Verlegenheit gerieth, weil er ſich in dem ausgeſaugten Lande nur mit Mühe behauptete. Als nun auch Schleſien zu Gunſten der Böhmen ſeine Neutralität aufgab (Oktober 1618), während der Kaiſer Buquoys Hilfsgeſuchen zu willfahren nicht vermochte, gewannen die Aufſtändiſchen entſchiedenes Uebergewicht. Zu Anfang November erlitt Buquoy eine Niederlage bei Budweis, am 21. nahm Mansfeld das wichtige Pilſen ein. Nach dieſem Erfolge ſtand es in Thurns Macht, Böhmen völlig von den Truppen des Kaiſers zu ſäubern; ſtatt deſſen ließ er Buquoy durch ein kleines Korps bei Budweis beobachten und drang mit 4000 Mann in Oeſtreich ſelbſt ein, auf deſſen Erhebung er rechnete. Wenn ſich die Oberöſtreicher ihm ſchnell angeſchloſſen hätten, wäre der Kaiſer in ſeiner Reſidenz eingeſchloſſen und verloren geweſen, alle auswärtige Hilfe hätte ihm dann nichts mehr nützen können. Aber die Oeſtreicher warteten auf die Entſchließungen der Mähren, die in ihrer Treue gegen den Kaiſer wankend geworden waren, ſich durch ihren großen Staatsmann, den charakterloſen Zierotin, aber grade jetzt wieder umſtimmen ließen. So konnte denn Thurn nicht daran denken, Wien ſelbſt anzugreifen. Buquoy, der bei Budweis völlig abgeſchnitten war, hätte gleichwol vernichtet werden können, wäre das böhmiſche Heer nicht durch eine furchtbare Seuche, eine Typhusepidemie, dezimirt worden. Der Krieg trug ſchon jetzt einen wilden Charakter: Thurn ſaugte nothgedrungen das Land aus, in dem er ſtand; Buquoy brachte aber die Verödung des Kriegsſchauplatzes in ein förmliches Syſtem. Der eigentliche Krieg hatte mit dem Beginne des Jahres 1619 aufgehört.

Da das vergangene Jahr deutlich gezeigt hatte, daß der böhmiſche Aufſtand ohne fremde Hilfe nicht lebensfähig ſei, wurden nunmehr große Anſtrengungen

gemacht, um in Turin, Venedig und England Hilfe zu werben. Die eigentliche Aktionspartei war fest entschlossen, sich auf weitere Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht einzulassen, sondern die böhmische Krone dem Pfalzgrafen zuzuwenden. Dieser freilich zeigte sich jetzt sehr bedenklich, und auch die Union ermannte sich nicht zu schnellem und kräftigem Handeln. Da Jakob von England wenig Neigung hegte, für seinen Schwiegersohn einzutreten, ihn vielmehr zur Vorsicht mahnte und Karl Emanuel ohne greifbare Vortheile nichts wagen wollte, waren diese auswärtigen Beziehungen der Böhmen für den Kaiser wenig bedrohlich. Dennoch zweifelte Christian von Anhalt, welcher die Fäden dieser Intriguen zu verknüpfen unablässig bemüht war, nicht im mindesten, daß Habsburgs Untergang unabwendbar sei.

1619 Als ein besonderer Glücksfall konnte der am 20. März 1619 erfolgte Tod des abgelebten Matthias gelten. Gelang es, im Reiche einem Gegner Ferdinands die Krone zu verschaffen, so mußte dies auf die böhmischen Dinge eine gewaltige Rückwirkung ausüben.

9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Gabriel Bethlen.

Die Thronbesteigung Ferdinands vollzog sich in einem verhängnißvollen Moment: Böhmen stand in vollem Aufruhr, in Mähren und Schlesien nahm er täglich zu; Ferdinands Erklärung zu Gunsten der Rechte und Freiheiten
1619 Böhmens (6. April 1619) blieb begreiflicherweise wirkungslos, die östreichischen Stände verweigerten die Huldigung, weil Maximilians II. Sohn Albrecht auf seine Ansprüche noch nicht definitiv verzichtet habe. Noch im April beschlossen sie den Beitritt zur böhmischen Konföderation und den Anschluß an die Pfalz, wenn Ferdinand mit Gewaltmaßregeln eingriffe. Buquoy hielt sich noch in Budweis, doch nur die Uneinigkeit zwischen Thurn und Mansfeld bewahrte ihn vor der Vernichtung. Nun brach aber Thurn in Mähren ein und führte im Juni 10,000 Mann vor Wien, wo viele seiner harrten. Am 11. Juni suchte den bedrängten Ferdinand eine Deputation protestantischer Ständemitglieder in der Hofburg auf, um ihm unter schweren Vorwürfen die Bewilligung ihrer Forderungen abzutrotzen. Aber Ferdinand blieb standhaft und das unerwartete Erscheinen einiger kaiserlicher Reiter befreite ihn von seinen Bedrängern.

Da um diese Zeit Mansfeld bei Netolitz von Buquoy geschlagen wurde (10. Juni), mußte Thurn am 14. Juni die Belagerung Wiens aufgeben und zur Deckung Böhmens abrücken. Damit war die Gelegenheit zur völligen Niederwerfung des Habsburgers unwiederbringlich verloren.

Der Sieg bei Netolitz befreite aber nicht allein Wien, er gewährte auch Ferdinand die Möglichkeit, sich nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu begeben. In

München verſicherte er ſich der guten Geſinnungen des Herzogs Maximilian: kam es auch nur zu allgemeinen Vereinbarungen, ſo durfte Ferdinand doch gewiß ſein, daß der Wittelsbacher ihm die Krone nicht ſtreitig machen werde. Man hätte glauben ſollen, daß die Wahl Ferdinands ein Ding der Unmöglichkeit ſei, aber einerſeits fehlte es an einem geeigneten Gegenkandidaten, andererſeits herrſchte bei den Proteſtanten völlige Zerfahrenheit, und der Pfalzgraf beſonders bewies die kläglichſte Schwäche. Er hatte ſich für die Kandidatur des Herzogs Maximilian — alſo eines übereifrigen Katholiken — entſchieden, aber im Juli zu Heidelberg erklärt, daß er nöthigenfalls der Majorität beitreten werde. Sachſen war längſt für Ferdinand gewonnen, die Stimmen der geiſtlichen Kurfürſten waren ihm ſicher, die Stimme Böhmens führte er ſelbſt, umſonſt erhoben Brandenburg und Pfalz Einwände: am 28. Auguſt wurde Ferdinand als einſtimmig gewählt verkündet; ſelbſt der Pfalzgraf wagte nicht, dem Jeſuitenzögling ſeine Stimme zu verweigern.

Kaiſer Ferdinand II. Kupferſtich von 1619.

In der Woche vor der Kaiſerwahl war auch in Böhmen die Entſcheidung erfolgt. Am 31. Juli 1619 ſchloſſen ſämmtliche Länder der Wenzelskrone ein Bündniß und gaben ſich eine neue Verfaſſung. Sie erklärten ſich für ein Wahlreich und beraubten die Katholiken ihrer Vorrechte. Am

1619

16. Auguſt ſchloſſen ſich ihnen die Erzherzogthümer Oeſtreich an, „zum Schutze ihrer Gerechtſame und des evangeliſchen Bekenntniſſes.“ Am 19. Auguſt wurde Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewiſſensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jeſuiten“ ſeiner Würde entſetzt, indem die Proteſtanten mit Recht annahmen, Ferdinand werde ihre Exiſtenz nur da unbeanſtandet laſſen, wo die Wirkſamkeit ſeines Schwertes ihre Grenze fände.

Am 26. Auguſt ſchritt man zur Neuwahl. Für den Savoyer ſprach Mansfeld, für den Kurfürſten von Sachſen waren Thurn, Schlick und Hohenlohe; der König von Dänemark und der Fürſt von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, wurden genannt: die Mehrheit entſchied ſich für den Pfalzgrafen, welcher die Nachricht von ſeiner Erhebung unmittelbar nach der Kaiſerwahl in Frankfurt erhielt.

Wie geringen Rückhalt die Union dem neuen Böhmenkönig gewährte, zeigte ſich ſofort auf einem Unionstag in Rothenburg a. T. (September 1619). Die Städte wollten dem Pfalzgrafen die Annahme der Königswürde nicht geſtatten, aber auf den Wunſch der übrigen Fürſten und das Drängen Chriſtians von Anhalt, getrieben von eigenem Ehrgeiz und dem ſeiner Gemahlin, nahm Friedrich V. das gefährliche Geſchenk an, unbeirrt durch die ahnungsvollen Warnungen ſeiner Mutter. Am 24. Oktober betrat er das Böhmerland, am 4. November wurde er unter allgemeinem Jubel gekrönt.

In der Zwiſchenzeit hatte Kaiſer Ferdinand den Herzog Maximilian völlig auf ſeine Seite gebracht. Sowie der Wittelsbacher ſah, daß der Papſt und Spanien, auch die geiſtlichen Fürſten zur Unterſtützung Ferdinands bereit ſeien, beſchloß er offen zum Kaiſer zu treten, wenn derſelbe ſeinen egoiſtiſchen Abſichten förderlich ſein wolle. Durch den für Ferdinand äußerſt ſchimpflichen Münchener Vertrag (8. Oktober) erreichte er ſein Ziel vollkommen. Die oberſte Leitung der Liga, mit deren Hilfe Ferdinand den Sieg erfechten wollte, wurde ihm zugeſichert: für die Kriegskoſten ſetzte der Kaiſer die geſammten Beſitzungen ſeines Hauſes zum Pfande, bis zur vollen Entſchädigung ſollte Maximilian in Oeſtreich alle landesfürſtlichen Rechte ausüben. Der Kurhut und die Oberpfalz wurden mündlich verſprochen. So hatte Ferdinand gegen alles Recht über Beſitz und Würde des Pfalzgrafen verfügt, ehe derſelbe auch nur in des Reiches Acht erklärt war.

Die Zugeſtändniſſe, welche Ferdinand dem vergrößerungsſüchtigen Herzoge machte, finden ihre Erklärung nur in der überaus bedrohten Lage des Kaiſers. Schon im Auguſt war Gabriel Bethlen, der von Oeſtreich bisher unfreundlich behandelte Fürſt von Siebenbürgen, in das habsburgiſche Ungarn eingefallen, wo er auf die Unterſtützung zahlreicher Unzufriedener rechnen konnte. Im Fluge nahm er Oberungarn ein, am 14. Oktober fiel Preßburg in ſeine Hand, Wien ſchien bedroht. Schleunigſt rückte Buquoy aus dem Süden Böhmens zur Deckung der Hauptſtadt ab; ein ſtändiſches Heer unter Thurn und Hohenlohe folgte ihm auf dem Fuße und lagerte ſich vor Wien. Die Einnahme der Stadt gelang auch diesmal nicht; Bethlen mußte, im Rücken bedroht, nach Oberungarn zurück-

kehren, auch hatte er keine Lust, sein Schicksal an das des böhmischen Aufstandes zu knüpfen. Aus Besorgniß vor der Pforte schloß er dann im Januar 1620 1620
mit Ferdinand eine Waffenruhe, die er zu neuen Rüstungen und zu Verhandlungen mit Böhmen, Deutschland und der Pforte benutzte. In der That fand das Bündniß Bethlens und Ungarns mit Oestreich und Böhmen schon am 25. Januar 1620 seinen Abschluß.

---

10. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.

Während des Winters 1619—20 gelang es den kaiserlichen Diplomaten, die Hilfe der bedeutendsten katholischen Mächte zu erkaufen. Philipp III. ließ sich überzeugen, daß der Kampf in Böhmen ein heiliger Krieg sei: Sigmund von Polen war geneigt, die ganze Kraft seines Landes gegen Böhmen aufzubieten.

Der „Winterkönig" — schon im Januar 1620 finden wir diesen 1620
Spottnamen, — zeigte indessen, daß er der übernommenen Aufgabe in keiner Weise gewachsen sei. Von tüchtiger Arbeitskraft, von einem Verständniß seiner Stellung war bei ihm nicht die Rede. Er war ein gutmüthiger Fürst, dessen Handlungsweise zum Theil an das kaum überschrittene Knabenalter erinnerte, der sich nur in Zerstreuungen und glänzenden Aufzügen gefiel und die meiste Zeit in Gesellschaft seiner geliebten Frau zubrachte, statt in die Rathsstube zu gehen oder auf das Schlachtfeld zu eilen. Außerdem verdarb er sich, durch seinen taktlosen Hofprediger Scultetus verleitet, seine Stellung durch thörichte Bilderstürmerei. Denn die böhmischen Protestanten, die Lutheraner und die dem Calvinismus verwandten „Brüder" waren keineswegs ein Herz und eine Seele; als der König nun seinen calvinischen Puritanismus offen zur Schau trug und in den Kirchen mit allem „abgöttischen Wesen" aufzuräumen begann, verletzte er die religiösen Gefühle der Andersgesinnten auf das tiefste. Noch weniger übersah Friedrich die militärische Lage; während er in Prag im Ueberfluß schwelgte, litt das Heer am nothwendigsten Mangel.

Auf die Unterstützung der fremden Großmächte hatte der Böhmenkönig nicht zu rechnen. Dagegen gelang der habsburgisch-bairischen Diplomatie nun noch das Meisterstück, eine Verständigung zwischen Sachsen und der Liga anzubahnen. Johann Georg empfand den Wahlsieg des Pfalzgrafen in Böhmen als eine persönliche Niederlage und dieser Groll, genährt durch den vom Kaiser bestochenen Hofprediger Hoë von Hoënegg, steigerte sich zum Hasse, als sich der Herzog von Sachsen-Weimar mit Friedrich verband, um nach dem Siege der Böhmen die Kurwürde der älteren Linie wieder heimzufordern. Er verkaufte seine Hilfe für den Preis des Fürstenthums Anhalt; für die Kosten des Feldzuges sollten ihm die Ober- und Niederlausitz verpfändet werden. Auf dem im März 1620

Der Abfall des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen von der protestantischen Sache: Die Bürgerschaft von Bautzen ergibt sich dem Kurfürsten.

(Aus dem Theatrum Europaeum, einer durch M. Merian zu Frankfurt a. M. mit dem Jahre 1617 begonnenen und durch dessen Erben und Nachfolger bis ins XVIII. Jahrhundert hinein fortgesetzten illustrirten Zeitgeschichte.

abgehaltenen Fürstentage zu Mühlhausen konnten ihn die Kaiserlichen bereits unbedingt als einen der ihrigen bezeichnen: daß hier auf Johann Georgs Betreiben die Achtserklärung gegen den Pfalzgrafen noch verschoben wurde, hatte nur den Grund, daß man die protestantischen Kreise nicht vorzeitig aus ihrem Halbschlummer wecken wollte.

Wenn endlich der Böhmenkönig auf den Beistand der Union gehofft hatte, so zeigte sie sich in ihrer ganzen Zerfahrenheit und Schwächlichkeit. Auf einem Tage zu Ulm (3. Juli) wußte es der schlaue Baiernherzog, unterstützt von Frankreichs Gesandten, dahin zu bringen, daß die Union mit der Liga einen Neutralitätsvertrag schloß, kraft dessen sie die Sache des Pfalzgrafen in Böhmen preisgab, so daß sich der spanische Spinola mit aller Kraft auf die Pfalz werfen konnte.

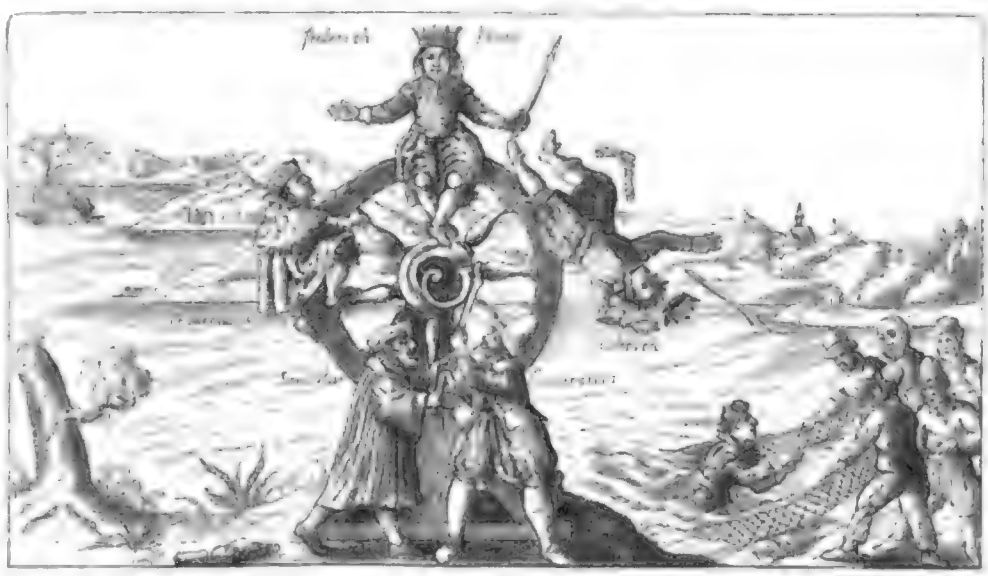
Die einzige wahrhafte Hilfe konnte Bethlen Gabor leisten, aber der ungarische Reichstag, der vom Juni bis August 1620 in Neusohl tagte, beschränkte sich darauf, Ferdinand abzusetzen, Bethlen zum König auszurufen und das Vermögen der katholischen Kirche zu konfisziren: wol eröffnete Bethlen im Herbst die Feindseligkeiten, aber den Entscheidungskampf mußten die Böhmen allein ausfechten.

Im Juli erschien das ligistische Heer, geführt von dem Wallonen Johann Tscherklas von Tilly, einem Manne, dessen lange übermäßig entstelltes Bild die gegenwärtige Geschichtsschreibung wieder zum Theil allzu günstig gestaltet.

Tilly (geb. 1559) hatte in jungen Jahren in spanischen Diensten unter Alexander Farnese gefochten, dann von 1595 bis 1610 den Habsburgern gedient und endlich das bairisch-ligistische Kommando übernommen. Er war ein rücksichtsloser Katholik, hart und streng gegen sich selbst, seine Soldaten und die Besiegten.

Da im böhmischen Hauptquartier völlige Planlosigkeit herrschte, so vollzog er ungehindert seine Vereinigung mit dem kleinen kaiserlichen Heere, welches von seinem Landsmann Buquoy befehligt wurde. Die Armee des Pfalzgrafen zog sich nach der Mitte des Landes zurück: Mansfeld schloß sich in Pilsen ein und hielt die Alliirten bis gegen Ende Oktober auf; er konnte die Katastrophe aber nur verzögern, nicht verhindern. Sie erfolgte am 8. November: in der Schlacht am weißen Berge vor Prag entschied sich nach kaum einstündigem Kampfe das Schicksal des Böhmenkönigs.

Anfänglich schien sich das Glück den Böhmen zuzuwenden, aber ein kräftiger Flankenangriff des Ligistenobersten Kratz änderte die Situation vollständig; vergebens stellte sich Christian von Anhalt, der böhmische Generalissimus, der wilden Flucht der Seinen entgegen, sein eigner Sohn gerieth verwundet in Gefangenschaft: nur die Mähren unter Anführung der Thurn und Schlick hielten Stand und starben meist den Tod der Tapferen. Friedrich V. befand sich in Prag, um die Vertheidigung der Stadt zu leiten. Als er nach Beendigung seiner gewöhnlichen Mittagsmahlzeit hinausreiten wollte, kamen ihm schon die fliehenden Reste seines Heeres entgegen. Kaum ließ ihm der Sieger Zeit, sich mit Weib und Kind und geringem Gefolge davon zu machen. Er wandte sich nach Breslau und nahm gegen Ende des Jahres über Berlin, Wolfenbüttel und Hamburg seinen Weg nach Holland, wo er im Haag eine Freistätte fand.



Spottbild auf Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig. Kupferstich zu einem Gedicht von 1621: „Deß gewesten Pfalzgrafen Glück vnd Vnglück."

(Das Bild ist leicht verständlich: der Hofprediger Scultetus und der Minister Camerarius drehen das Glücksrad Friedrichs, im Falle verliert er ein Hosenband (das Ausbleiben der englischen Hilfe); der Gestürzte wird von niederländischen Fischern ans Land gezogen (Zuflucht in Holland).

Selbstverständlich wurde Prag von der Soldateska der katholischen Liga gründlich geplündert; die Träger der erlauchtesten Namen, die Inhaber der höchsten militärischen Würden raubten persönlich, wie die gemeinsten Söldlinge. Zwar hielten sich nach dem Entscheidungskampfe noch einige feste Plätze, wie besonders Tabor und Pilsen, aber im ganzen war es mit der kurzen Herrlichkeit des Pfälzers vorbei: ungehindert konnte der Sieger zur Rache, dann zur Zurückführung der alten Zustände schreiten. Beides ließ nicht lange auf sich warten.

Schlesien wurde auf sächsische Verwendung geschont, auch ließ sich das Land nachmals trotz aller Anstrengungen einzelner nicht wieder zum Katholizismus

Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig.

Geſtochen 1630 von Delff, nach dem Gemälde Mierevelds.

Digitized by Google

Kurfürstin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der Winterkönigin.
Gestochen 1680 von Troll, nach dem Gemälde Mierevelds.

zurückführen: Böhmen aber traf der strafende Arm der beleidigten Majestät mit voller Wucht.

Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand: zur Aburtheilung der Hauptschuldigen, die sich in der Erwartung einer Amnestie nicht geflüchtet hatten, erschien im März des Jahres 1621 eine kaiserliche Kommission in Prag. Am Morgen des 21. Juni bestiegen daselbst das Blutgerüst vierundzwanzig Männer, deren Todesurtheil der Kaiser wol mehr aus gewohnheitsmäßiger Lässigkeit, als in einer Anwandlung von Milde nur zögernd bestätigt hatte. Zwölf der Opfer waren Greise, der Aelteste der Verurtheilten, der neunzigjährige Graf Schlick, eröffnete den Reigen, alle starben muthvoll und gefaßt. Ihre Güter wurden eingezogen — über fünf Millionen Gulden an Werth —; sie wurden theils an Höflinge oder getreue Diener verschleudert, theils an die Jesuiten gegeben, die bereits am 20. Dezember 1620 in das Land zurückgeführt wurden. Ihre Hilfe sowie die der Dominikaner und Franziskaner konnte man jetzt am wenigsten entbehren, denn nun schritt man zur planmäßigen Wiederherstellung der „alleinseligmachenden" Kirche. Spanische Kriegsleute, welche das ketzerische Böhmenvolk am liebsten ganz ausgetilgt hätten, überwachten die Ausführung der kaiserlichen Erlasse. Schon am 3. Juni 1621 erging das erste Verbannungsdekret gegen alle calvinistischen Prediger, schonungsloser und schonungsloser geht man vor, auch gegen die lutherische Geistlichkeit, seit 1622 auch gegen die protestantische Laienwelt. In die Ortschaften, welche nicht katholisch werden wollten, wurden die Lichtensteinschen „Seligmacher" gelegt, eine brutale Soldateska, welche durch Mißhandlungen und Quälereien die Bewohner in die Arme der Verzweiflung und in den Schooß der römischen Kirche trieb. Zahlreiche Familien wanderten aus: im Jahre 1628 nicht weniger als 36,000.

Aehnlich wie in Böhmen ging es in Mähren zu. Zu den berühmtesten, welche diesem Lande den Rücken wendeten, gehörte der Pädagoge Amos Komensky (Comenius).

Unmittelbar in den Sturz des Pfalzgrafen wurde der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf verwickelt. Sein Land wurde dem Statthalter Böhmens, Karl von Lichtenstein, zugesprochen.

---

11. Der pfälzische Krieg (1621 und 1622).

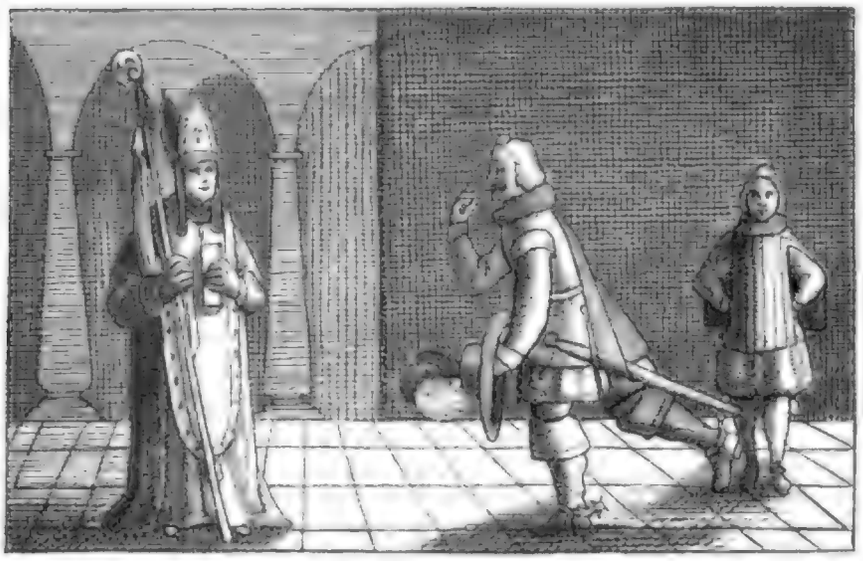
Nach der Eroberung Böhmens blieb nur noch übrig, den gestürzten König auch seines Erblandes zu berauben und dann die Protestanten im Reiche vollständig zu erdrücken. Die Union löste sich auf, die fremden Fürsten, auf die man sehnsüchtig die Augen lenkte, wie Gustav Adolf von Schweden und Christian IV. von Dänemark, hatten keine Lust, für den geächteten (22. Januar 1621) Pfalzgrafen einzutreten, wenn sich König Jakob von England nicht seiner thatkräftig annahm. Da dies nicht geschah, obwol die öffentliche Meinung in England entschieden darauf drang, war der Pfalzgraf auf den Beistand der Männer angewiesen, deren Schicksal an das seinige geknüpft war, oder die ihm das Glück zuführte. Mansfeld hatte sich noch eine Weile in Böhmen gehalten und überzog dann die Oberpfalz. Ihm schlossen sich in edler

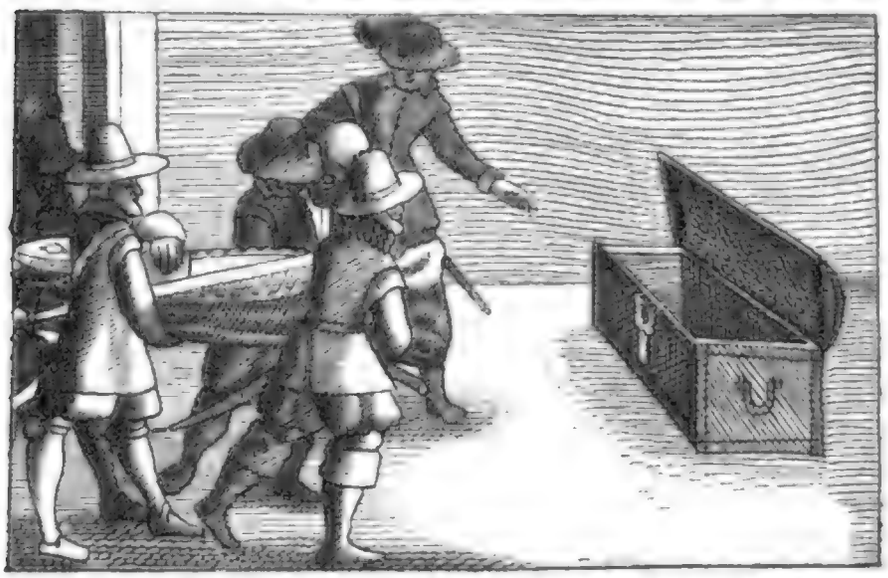
Begeisterung für die bedrohte Sache der Religion und die gefährdete Selbständigkeit der deutschen Fürsten die Herzoge Wilhelm und Friedrich von Sachsen — aus der ernestinischen Linie — an. Uebrigens ließ sich Mansfeld selbst mit seinen Gegnern in höchst zweideutige Verhandlungen ein: nur die Energie des Herzogs Maximilian, der sich rasch der Oberpfalz bemächtigte, vereitelte das Abkommen, kraft dessen Mansfeld in spanische Dienste treten sollte. Vor der baierischen Uebermacht rettete sich Mansfeld nun in die Unterpfalz, in welcher Spinola seit dem Herbste des Jahres 1620 stand: er hielt dies Land im Interesse Spaniens besetzt, welches von der Uebertragung der pfälzischen Kurwürde an Baiern nichts wissen wollte. Gleichwol wurde dem Herzog die am 22. September 1621 ausgestellte Belehnungsurkunde übersendet. 1621

Mansfeld warf sich dann in den Elsaß, in der Hoffnung, gestützt auf die protestantischen Sympathien der Bewohner, dort ein selbständiges Fürstenthum zu erwerben. Er war hier nicht unglücklich, wenn schon das mächtige Straßburg gegen ihn eine entschieden unfreundliche Haltung bewahrte. Er erschien den Gegnern immer noch so gefährlich, daß sie ihn von neuem zum Abfall zu bewegen suchten. Man nimmt an, daß Mansfeld auf die verlockenden Erbietungen, die ihm wirklich gemacht wurden, nur scheinbar einging, um den Pfalzgrafen und die Generalstaaten zu energischerem Eingreifen zu veranlassen und von diesen möglichst vortheilhafte Bedingungen für seine Stellung zu ertrotzen. Die Verhandlungen wurden zur größten Ueberraschung des spanischen Vermittlers plötzlich durch die Ankunft des Pfalzgrafen unterbrochen. Dieser hatte sich am 8. April 1622 verkleidet in Briel eingeschifft, war in Dieppe gelandet und über 1622
Paris, nicht ohne Lebensgefahr, nach Lothringen und der Rheinpfalz gelangt. Im Einverständniß mit Moritz von Oranien bereitete er sich für den kommenden Sommer zu muthvollem Kampfe, obgleich sein Schwiegervater, durch die Vorspiegelungen des Kaisers bethört, ihm jede Hilfe versagte. Er rechnete dabei vor allem auf die Unterstützung des Herzogs Christian von Braunschweig (des „tollen Christian"), Administrators von Halberstadt, der, von herzlichem Mitleid und heroischem Thatendurst bewegt, sein ritterliches Schwert für die Pfalzgräfin Elisabeth, die Dame seines Herzens, gezogen hatte. Auf seinem Helme hatte er einen Handschuh der länderlosen Königin aufgesteckt, und seine Fahne führte den Spruch „für Sie."

Sein erstes Unternehmen — im Jahre 1621 — war freilich nicht vom Glücke begünstigt worden. Zwar hatte er sich den Durchzug durch das Land seines Bruders, des Herzogs Ulrich von Braunschweig erzwungen, Hessen überwältigt und einen Einfall in das Mainzische gemacht. Seinem weiteren Vordringen aber war ein Ziel gesetzt, da die Spanier unter Gonsalvo de Cordoba die Rheinübergänge behaupteten, die Baiern unter Anholt ihm aber den Weg durch die Wetterau verlegten. So mußte er sein Vorhaben, in die Pfalz einzurücken, aufgeben und zog sich durch Hessen-Kassel in das Bisthum Paderborn zurück. Hier beschloß er den Winter zu verbringen und erhielt seine Armee durch schonungslose Kontributionen.

1622





1622 Gleichzeitiges Spottbild auf Christians von Braunschweig Einnahme von Paderborn und die Wegführung der silbernen Statue des heiligen Liborius, mit Versen. Betitelt: „Paderbornischer Wegweiser vnd angestelter westphälischer Wallfartstag."

In Paderborn wo er am 31. Januar 1622 einzog, machte er reiche Beute: mit Meßgewändern und Mitren trieben seine übermüthigen Reiter Spott und Hohn. Von dem Herzog selbst wird erzählt, er habe den silbernen Bildsäulen der Apostel im Dom zugerufen: „Was macht ihr hier? da doch geschrieben steht: Gehet hin in alle Welt. Ich will euch hinaus schicken." Darauf ließ er sie einschmelzen und Münzen prägen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind."

Da auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für den Pfalzgrafen ein Heer von 20,000 Mann aufstellte, verfügten die Protestanten im Frühling des Jahres 1622 über 60,000 Mann, denen Tilly wenig mehr als die Hälfte entgegenzusetzen hatte. Errang man Erfolge, so schlossen sich sicherlich noch einzelne zaghafte Fürsten, wie Moritz von Hessen und Friedrich von Würtemberg, der pfalzgräflichen Partei an. Dieselbe verkündigte bereits in der Form der biblischen Propheten das baldige Herannahen einer glücklichen Zeit. Der „Postillon des großen Löwen im Wald" prophezeite: am 7. April 1623 werde König Friedrich herrlich zu Prag einziehen und sein Same Oestreich erben und ein junger Prinz künftiges Jahr dasselbe empfangen. Selbstverständlich konnten diese Prophezeiungen nur in Erfüllung gehen, wenn die protestantischen Feldherren ihre Vereinigung bewerkstelligten.

Der Feldzug, welchen Mansfeld und der Pfalzgraf Mitte April gegen Tilly
1622 eröffneten, begann mit einem nicht unbedeutenden Erfolge. Am 27. April erlitt Tilly bei Wiesloch eine gründliche Niederlage und zog sich nach Wimpfen zurück. Unkluger Weise trennten sich jetzt Mansfeld und der Markgraf von

Baden, die bei Wiesloch zuſammengewirkt hatten: Mansfeld zog nach dem Rheine, Georg Friedrich folgte Tilly, welcher bald darauf durch Corduba verſtärkt wurde und den Markgrafen am 6. Mai bei Wimpfen aufs Haupt ſchlug. Außer mehreren tauſend Todten verlor Georg Friedrich ſeine ganze Artillerie, ſeinen koſtbaren Train und ſeine anſehnliche Kriegskaſſe.

Die Erzählung von den vierhundert tapferen Pforzheimern, die unter Anführung ihres Bürgermeiſters Deimling durch heldenmüthige Aufopferung ihres Lebens dem Markgrafen die Flucht ermöglichten, hat ſich neuerdings als ſpätere Erfindung herausgeſtellt.

Georg Friedrich Markgraf zu Baden-Durlach. Von einem Plan des von ihm 1620 angelegten verſchanzten Lagers bei Iringen.

Nach dieſer Niederlage, welche die Ausſichten des Pfälzers ſtark verminderte, war die Vereinigung mit Chriſtian von Halberſtadt doppelt geboten. Darum zogen Mansfeld und der Pfalzgraf nach Norden ab, zunächſt in das Heſſen-Darmſtädtiſche. Sie beabſichtigten zugleich den lutheriſchen Landgrafen Ludwig, der bis jetzt eine ſchwächliche Vermittlungspolitik getrieben hatte, zu züchtigen. Darmſtadt wurde beſetzt, der Landgraf gefangen genommen; nutzbringend war aber dies Verfahren nicht, denn man erzürnte damit den lutheriſchen Kurfürſten von Sachſen, der nun erſt recht nicht zu Gunſten des Pfalzgrafen beim Kaiſer vermitteln wollte.

Während dieſer Ereigniſſe im Süden hatte Chriſtian von Braunſchweig in Weſtfalen gehauſt. In der zweiten Hälfte des April fielen ſeine Scharen in

Flucht der Braunſchweigiſchen über den Main bei Höchſt.
Aus dem Theatrum Europaeum.

das Bisthum Münſter ein und erhoben daſelbſt Kontributionen. Chriſtian hoffte, durch ſeine Nachbarſchaft den Landgrafen Moritz von Heſſen aus ſeiner Neutralität zu bringen, vielleicht ſollten die beſetzten Bisthümer auch eine Lockſpeiſe für den Dänenkönig ſein, deſſen Eingreifen von höchſter Wichtigkeit geweſen wäre.

Anfangs Mai brach Chriſtian nach dem Maine auf, um ſich mit Mansfeld zu vereinigen. Aber Tilly, welcher dieſen im Rücken bedrohte, hinderte ihn, den Biſchöflichen die Hand zu reichen. Chriſtian blieb daher iſolirt. Noch hätte er durch rechtzeitiges Ueberſchreiten des Maines eine Schlacht vermeiden können; ſeinem ritterlichen Charakter folgend nahm er ſie an und wurde am 19. Juni von den ihm dreifach überlegnen Gegner bei Höchſt geſchlagen.

Sein Ueberwinder Tilly hatte die Schlacht geliefert, obwol er zwei Tage vorher von ſeiten des ſpaniſchen Hofes den Befehl erhalten hatte, mit Rückſicht auf die in Brüſſel angeknüpften Friedensverhandlungen die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Die Beſatzung von Höchſt ließ der Sieger trotz ſeines gegebenen Wortes niederhauen.

---

12. Der Verluſt der Pfalz. Schlacht bei Fleurus. Der Fürſtentag zu Regensburg. Chriſtian von Braunſchweig in Niederſachſen. Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).

Tillys Sieg bei Höchſt hatte ſeinen Gegner keineswegs vernichtet, vielmehr vereinigte ſich Chriſtian in ziemlicher Ordnung bei Bensheim mit Mansfeld, worauf beide nach dem Elſaß aufbrachen. Dort erhielten ſie die unerwartete
1622 Nachricht, daß der Pfalzgraf auf ihre weiteren Dienſte verzichte (am 13. Juli). Friedrich entließ ſie, gedrängt von ſeinem Schwiegervater, der für ihn nach Abdankung des Heeres günſtigere Bedingungen erhoffte.

Niemand hinderte Tilly ſich der Unterpfalz zu bemächtigen, am 19. September nahm er die Hauptſtadt Heidelberg; an der abziehenden Beſatzung wurden die abſcheulichſten Greuel verübt, die Tilly nicht einmal mit dem blanken Degen in der Fauſt zu verhindern vermochte. Die koſtbaren Bücherſchätze der Univerſität (die berühmte „Palatina“) wurden dem Papſt geſchenkt, der ſie der vatikaniſchen Bibliothek einverleibte. Am 3. November fiel auch Mannheim in Tillys Hand.

Mansfeld und der Braunſchweiger mußten nun zuſehen, wie ſie ihre Armee und ſich ſelbſt in Sicherheit bringen könnten. Der erſtere war wieder vielumworben; die franzöſiſchen Hugenotten konnten ſeine Scharen gegen den König Ludwig XIII. brauchen, dieſer den gewaltigen Kriegsmann gegen die Hugenotten verwenden. Wollte er ihn nicht ſelbſt in Dienſt nehmen, ſo mußte er ſuchen, ihn auf geſchickte Weiſe loszuwerden, denn Mansfeld hatte ſich an ſeinen Grenzen, in Lothringen, einquartiert. Chriſtian von Braunſchweig war aber ſo wenig

Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Biſchof von Halberſtadt, genannt „der tolle Chriſtian“.
Gleichzeitiger holländiſcher Stich.

geneigt, ſich gegen die franzöſiſchen Calviniſten brauchen zu laſſen, daß er ſich geradezu von Mansfeld trennte. Zuletzt aber traten beide, nicht ohne Billigung des den Spaniern feindlichen franzöſiſchen Hofes, in die Dienſte der General-

ſtaaten (24. Auguſt), um ſie in den Niederlanden gegen die Spanier zu unterſtützen: zunächſt ſollten ſie die Feſtung Bergen op Zoom entſetzen helfen. Obwol Mansfeld Sorge getragen hatte, die Richtung ſeines Marſches zu verbergen, errieth der ſpaniſche Feldherr Corduba bei Fleurus den Weg. Am 29. Auguſt brach ſich aber hier das deutſche Heer Bahn; Chriſtian von Braunſchweig verlor zwar in Folge einer Verwundung ſeinen linken Arm, aber nicht ſeinen Muth. Er ließ Spinola melden: „der tolle Herzog habe zwar ſeinen einen Arm verloren, aber den andern behalten, ſich zu rächen.“ Von erbeutetem Silber ließ er Münzen ſchlagen mit der Aufſchrift: „Altera restat“ (der andere iſt noch da).

Die Belagerung von Bergen op Zoom mußte Spinola denn auch in der That aufheben.

Da Ferdinand im Reich keinen Widerſtand zu beſorgen hatte, berief er im
1622 Jahre 1622 einen ſogenannten Deputationstag der deutſchen Fürſten nach Regensburg, wo er dem Herzog Maximilian den Preis ſeiner Hilfe öffentlich zahlen wollte. Die Belehnungsurkunde vom 21. September 1621 war nämlich noch geheim gehalten worden, weil Spanien, wie erwähnt, von einer Uebertragung der Kur an Maximilian nichts wiſſen wollte. Auch jetzt arbeitete die ſpaniſche Diplomatie dieſem Plane entgegen, vornehmlich weil es beſorgte, das alſo vergrößerte Baiern könne einmal mit Frankreich gemeinſame Sache gegen das Habsburger Haus machen. Und wirklich betrachteten die franzöſiſchen Staatsmänner das katholiſche Baiern als den einzigen Staat, der Oeſtreichs Beſtrebungen in Deutſchland ohne Nachtheil für die Konfeſſion das Gleichgewicht halten könne, demgemäß warf der franzöſiſche Geſandte in Regensburg ſeinen vollen Einfluß für Maximilian in die Wagſchale. Die proteſtantiſchen Fürſten waren auf dem Reichstage faſt gar nicht erſchienen; ſie ließen nicht nur gegen die Uebertragung der Kur auf Maximilian proteſtiren, ſondern erklärten ſelbſt die gegen den Pfalzgrafen ohne kurfürſtlichen Beirath ausgeſprochene Acht für ungeſetzmäßig. Nicht einmal Sachſen ließ Ferdinands Rechtfertigungsgründe gelten. Von den katholiſchen Ständen wagte aber nur Mainz eine ſchwache Oppoſition, demgemäß führte der Kaiſer ſeinen Plan durch. Am 25. Februar
1623 1623 ward Maximilian Kurfürſt und erhielt vorläufig die Rheinpfalz; außerdem wurde zwiſchen ihm und dem Kaiſer ein Vertrag geſchloſſen über den Austauſch der Oberpfalz gegen das verpfändete Oeſtreich und eine Kriegskoſtenentſchädigung von 13 Millionen. Zwar hatte Maximilian die Kur nur für ſeine Perſon und auf Lebenszeit erhalten, indeſſen zeigte er ſich bereit, nun auch Gut und Blut an die Austilgung der Proteſtanten zu ſetzen. Auf ſeinen Betrieb verpflichtete ſich die Liga zur Aufrechterhaltung des Kriegszuſtandes: es galt zunächſt die Vertreibung Mansfelds, der ſich nach Oſtfriesland gezogen hatte, und die Entwaffnung des niederſächſiſchen Kreiſes ins Werk zu ſetzen, aus dem Ende März bedrohliche Nachrichten einliefen. Aber ſelbſt zu einem Kampf gegen die Holländer auf holländiſchem Boden fühlte man Muth.

Nachdem in Regensburg ein Krieg gegen Holland in Ausſicht geſtellt war,

MAXIMILIANVS. GVIL. V. F. ALB. V. N. COM. PAL. RHE. VTR. BOIAR. DVX

Maximilian von Baiern.
Geſtochen von Kilian um 1620.

wollte auch der niederſächſiſche Kreis gegenüber einem ſo bedeutſamen Vorgehen Stellung nehmen. Ein Kreistag zu Braunſchweig beſchloß völlige Neutralität; zur Aufrechthaltung derſelben wurde ein ſtarkes „Defenſionswerk“ aufgeſtellt,

Digitized by Google

Herzog Georg von Lüneburg zum Kommandirenden ernannt und zur Beschaffung der Geldmittel eine Steuer ausgeschrieben.

Allein diese heroischen Beschlüsse blieben meistens auf dem Papier; dagegen war die Kreisversammlung so thöricht, dem Herzog Christian von Braunschweig, der für sein Heer neue Quartiere dringend bedurfte, den Eintritt in den Kreis zu gestatten. Seine Verwandten gaben sich der Hoffnung hin, er werde seine Truppen entlassen und sich mit dem Kaiser aussöhnen: Christian trat auf drei Monate in den Dienst seines Bruders Friedrich Ulrich und verpflichtete sich, nach erlangter Aussöhnung sein Heer aufzulösen. Statt die Aussöhnung zu betreiben, verstärkte aber Christian zum Schrecken des Kreises sein Heer von Tag zu Tag, und nun rückte Tilly im Juni gegen das niedersächsische Gebiet vor. In ohnmächtiger Jämmerlichkeit gestattete man Tilly den Durchzug; Christian verließ den niedersächsischen Boden, um seine Heimath zu schonen. Er wollte
1623 seine Truppen den Niederländern zuführen: am 5. August aber griff ihn Tilly, der aus dem Münsterlande Verstärkungen an sich gezogen hatte, zwischen Nienburg und Stadtlohn an und zersprengte die ganze Armee. Die ernestinischen Fürsten Friedrich und Wilhelm geriethen in Gefangenschaft, Christian entkam nach Holland, wo er in Dürftigkeit lebte.

Nach diesem Siege verließ Tilly keineswegs den niedersächsischen Kreis, sondern breitete sich beharrlich weiter aus, um die norddeutschen Stifter zu besetzen und zu katholisiren. Die Kreisarmee aber wurde aufgelöst, und der Herzog von Celle legte sein Amt als Kreisoberster nieder.

---

13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624—1625).

1624 Das Jahr 1624 hatte äußerlich keine großen Schlachten, aber höchst wichtige politische Veränderungen im Gefolge. Im Reiche war der Wille Maximilians entscheidend; Tilly, der an der Weser eine Militärherrschaft schlimmster Art begründete, schaltete und waltete nach Willkür. Eigenmächtig besetzte er Hessen-Kassel, Baden und Würtemberg, ohne auf die Abmahnungen selbst des Kaisers Rücksicht zu nehmen. Er folgte freilich darin nur dem Beispiel seines Herrn. Ferdinand wünschte, einen Kampf zu beenden, in dem für ihn selbst nichts mehr zu gewinnen war, Maximilian arbeitete ihm selbstbewußt entgegen, obwol selbst die Mitglieder der Liga den Frieden ersehnten. Auf einem Tage der Liga (zu Augsburg, Mai 1624) setzte er auch das Fortbestehen des Bundesheeres durch, dessen er zur Sicherung seines neuen Kurhutes bedurfte.

Eine Veränderung der Verhältnisse im Reich war nur möglich, wenn die auswärtigen Mächte, deren Einfluß sich längst geltend gemacht hatte, ihre Stellung zu einander und zum Kaiser änderten.

Da war es von der größten Bedeutung, daß Jakob I., so lange von spanischen Ränken umgarnt, sich Frankreich näherte, wo man die Verschwägerung beider Königsfamilien als ein Mittel betrachtete, der drohenden Uebermacht Spaniens entgegen zu arbeiten. Ebenso entscheidend war, daß am 26. April der be- 1624
rühmte Richelieu in das französische Ministerium eintrat, welches sich dem Gedanken zuneigte, Niedersachsen unter der Führung Dänemarks, vielleicht mit Hilfe Schwedens, gegen das deutsche Haus Habsburg loszulassen. Aber allerdings wünschte Richelieu auch nicht die vollständige Niederlage Habsburgs und der Liga: Frankreich sollte seinen Absichten zufolge bei den Kämpfen im Reich die oberste schiedsrichterliche Gewalt ausüben.

Die französischen und englischen Gesandten fanden aber in Norddeutschland wenig Entgegenkommen. Die protestantischen Fürstenhäuser waren uneinig, die niederdeutschen Städte fürchteten mehr für ihre politische Selbständigkeit von Seiten Dänemarks und der Fürsten, als für ihre religiöse Freiheit von Seiten des Kaisers. Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, auf deren Eingreifen Frankreich hoffte, hegten vorerst geringe Neigung, sich blindlings in Abenteuer zu stürzen. Besondere Schwierigkeiten lagen auch darin, daß Schweden und Dänemark miteinander rivalisirten und schwerlich ein König dem andern sich für die Zwecke des deutschen Krieges untergeordnet hätte. Gustav Adolf wäre den norddeutschen Protestanten, wie Brandenburg, als Oberfeldherr am angenehmsten gewesen, auch waren Frankreich und England anfangs gewillt, dem feurigen Schwedenkönig die Führung zu übertragen. Schließlich aber entschied namentlich Jakob I. für den Dänen, seinen Schwager, zumal er geringere Anforderungen an den englischen Staatsschatz stellte und überdies als ein politisches Talent allgemeine Anerkennung genoß.

Nachdem Christian IV. sich entschlossen hatte, für die Wiedereroberung der Pfalz einzutreten, suchte er die niedersächsischen Stände zu Rüstungen zu bewegen, deren sie ja gegen Tillys Willkür dringend bedurften; auch war ein neuer Kreisoberster zu wählen. Von vornherein zeigte sich hier eine gewisse Zerfahrenheit. Auf einer Versammlung zu Lauenburg verständigte sich eine Anzahl niedersächsischer Fürsten über die Aufstellung eines Bundesheeres und ernannte zum Führer und Kreisobersten den König von Dänemark, als Herzog von Holstein „wegen seiner hochrühmlichen Tapferkeit, Dexterität und begabten Verstandes“ (3. April 1625); fast gleichzeitig betraute ein förmlicher Kreistag zu 1625
Lüneburg mit demselben Amte den Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, der dazu am wenigsten geeignet war und glücklicherweise auf die Würde verzichtete. Der Kreistag ersuchte auch den Kaiser, seine Truppen von den Grenzen Niedersachsens abzuberufen und die bischöflichen Rechte evangelischer Landesherren ehemals geistlicher Gebiete gegen den Reichshofrath zu schützen.

Sehr hoffnungerweckend waren auch die weiteren Verhandlungen nicht, die Christian nun eröffnete: an Opferwilligkeit gebrach es allen Kreisständen; auf einem neuen Kreistag in Braunschweig zeigte eine starke Minorität die Neigung schon jetzt den Rückzug anzutreten. Jedoch konnte Christian hoffen, wenn er

nur einige Erfolge errang, ſeinem Hauſe eine glänzende Stellung in Norddeutſchland zu verſchaffen, namentlich als „Generalbiſchof“ über die dortigen Bisthümer und Erzbisthümer zu walten.

14. Der niederſächſiſch-däniſche Krieg. Wallenſtein General-Oberſt-Feldhauptmann (1625).

1625 Mit einem 16,000 Mann ſtarken Heere, dem die ſtrengſte Mannszucht bei den ſchwerſten Strafen anbefohlen war, rückte Chriſtian zu Ende Mai 1625 in Niederſachſen ein. Die Hanſeſtädte ſchloſſen ihm die Thore, da ihnen die Gründung einer mächtigen norddeutſchen Monarchie, — der unausbleiblichen Folge däniſcher Siege, — nichts weniger als genehm war. Die Stände, welche ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entfernteſten nach: die Hilfsgelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die ſchärfſte Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Soldzahlung nicht hindern. Die Leiſtungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die Peſt: im Oktober zählte man ſchon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli drang man bis zur Weſer bei Hameln, bei Höxter ſtieß man auf die Ligiſten unter Tilly. Der Kaiſer hatte ſich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den Frieden erhalten können, Maximilian beſchleunigte aber den Angriff. Als Tilly am
1625 28. Juli die Weſer überſchritt, traf er auf keinen Widerſtand; wie ein Rudel hungriger Wölfe brachen ſeine undeutſchen Scharen in Braunſchweig ein, um alsbald das ſchöne Land zu einer Einöde zu machen: niemals hatte Mansfeld ſeiner Soldateska ſo die Zügel ſchießen laſſen. In die größte Verlegenheit gerieth um dieſe Zeit auch der Adminiſtrator von Magdeburg Chriſtian Wilhelm: behielt Chriſtian IV. ohne ſeine Unterſtützung die Oberhand, ſo war es um ihn geſchehen: andererſeits wurde er von einem Heere bedroht, welches der Kaiſer unter Führung des Generals Wallenſtein in das Feld rücken ließ.

Adalbert Euſebius von Waldſtein ſtammte (geb. 15. September 1583) aus altböhmiſchem Geſchlechte, das mit den mächtigſten Familien des Landes verſchwägert war. Urſprünglich im väterlichen Glauben der böhmiſchen Brüdergemeinde erwachſen, wurde der früh verwaiſte Knabe von ſeinem Oheim Slawata in das Olmützer Jeſuitenkollegium gebracht, wo ſich ſein Uebertritt zum katholiſchen Glauben vorbereitete. Im Jahre 1599 bezog er die Univerſität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendſtreiche relegirt wurde, und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreiſe durch die weſt- und ſüdeuropäiſchen Staaten: in Padua lernte er die geheimnißvolle Sprache der Sterne deuten; im Jahre 1609 ſtellte ihm der berühmte Kepler das Horoskop: „unter der Konjunktur des Jupiter und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemüth, trachte nach Neuerungen durch außergewöhnliche Mittel und ſei zu hohen Dingen berufen. Viele und große Feinde werde er ſich zuziehen, aber ihnen meiſtens obſiegen.“ Niemals hat Wallenſtein den unbedingten Glauben an dies günſtige Prognoſtikon aufgegeben. Und wirklich war ihm das Glück hold. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Lukrezia Nikeſſie von Landeck, das Erbe ſeines Oheims Slawata machten ihn reich und ſetzten ihn in den Stand, ſeinen hochfliegenden Plänen nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldaten der kaiſer-

SERENISSIMVS AC POTENTISSIMVS PRINCEPS AC DOMINVS
DN. CHRISTIANVS IV. REX DANIÆ ET NORWEGIÆ &c

Chriſtian IV., König von Dänemark.

Gleichzeitiger Stich von Kilian. Charakteriſtiſch für die damalige Haartracht iſt der um das rechte Ohr geſchlungene Zopf.

Digitized by Google

lichen Partei: die Rettung der Landeshauptkasse von Mähren (1619) wurde ihm in Wien gnädig vermerkt. In der Schlacht bei Netolitz (10. Juni 1619) gab seine Reiterei gegen Mansfeld den Ausschlag: an der Schlacht am weißen Berge nahm er nicht persönlich Antheil; im Jahre 1621 kämpfte er gegen Gabriel Bethlen in Mähren, welches er auch 1623 gegen jenen zu decken hatte. Die Konfiskationen nach der Prager Schlacht gaben ihm Gelegenheit zu umfangreichen Güterkäufen; im Jahre 1622 kaufte er die Herrschaft Friedland für einen Spottpreis, im folgenden Jahre erwarb er die Herrschaft Zitschin. Schon im September 1623 nannte er sich Fürst „von Gottes Gnaden, Regierer des Hauses Waldstein und Friedland." In zweiter Ehe mit einer Gräfin Harrach vermählt und dadurch der allmächtigen Familie des Premierministers Eggenberg verwandt, nahm er ein Jahr später den Herzogstitel an. Er gebot über siebzig Quadratmeilen mit neun Städten. Bei seinem Reichthum, seinem Ehrgeiz, seinen einflußreichen Verbindungen stand zu erwarten, daß er sich zu außerordentlichen Dingen berufen fühlte.

1625 Im Frühjahr 1625 stellte er in Wien den Antrag, für den Kaiser eine stattliche Armee zu werben und sie ohne große Kosten für den Staatsschatz zu erhalten. Sein Anerbieten hatte etwas Ueberraschendes, selbst seine Gönner waren gegen den Plan eingenommen. Aber bald überwog die Rücksicht auf die gefährliche Staatslage und auf die schmähliche Abhängigkeit von Maximilian und der Liga. Schon am 7. April erhielt Wallenstein seine Bestallung als Führer aller kaiserlichen Völker; am 25. Juli ward er General-Oberst-Feldhauptmann der kaiserlichen Armada, eines Heeres, das aus alten und jungen Söldnern aller Nationen, ohne Rücksicht auf den Glauben, zusammengesetzt war und lediglich durch den energischen Willen und den planvollen Geist seines Führers zusammengehalten wurde.

Knüpft sich auch an ihn und sein Heer das bekannte Wort: „der Krieg müsse sich selbst ernähren", so verstand Wallenstein doch die Kunst, den Bürger und Bauer, soweit es anging, vor Gewaltthaten zu schützen, damit er in Ordnung Haus, Hof und Acker bestellen, tüchtig zahlen und liefern könne. Er ist größer in seiner Eigenschaft als Organisator seines Heeres, denn als Meister der Feldschlacht: auch muß von vornherein hervorgehoben werden, daß Wallensteins politische Entwürfe an Kühnheit und Großartigkeit seine kriegerischen Unternehmungen bei weitem überragen.

Dem Herzog Maximilian war es keineswegs erwünscht, daß der Kaiser nun auf eigenen Füßen stehen konnte, aber vergeblich suchte er durch allerlei Intriguen die Absendung Wallensteins zu hintertreiben, der vielmehr im September von Eger aufbrach, und, über Franken und Thüringen marschirend, sich in Niedersachsen mit Tilly vereinigen sollte.

Tilly selbst wünschte die Vereinigung nicht, denn die Landschaft, in welcher er lag, war schon durch seine Truppen völlig ausgesaugt: er glaubte aber auch keiner Verstärkungen zu bedürfen. Der bisherige Gang des Krieges berechtigte ihn durchaus zu dieser Anschauung. König Christian hatte den Kampf geflissentlich vermieden und sein Quartier in Hameln genommen. Bei einer Besichtigung der
1625 Festungswerke that sein Pferd mit ihm einen unglücklichen Fall, und nun zog sich das dänische Heer zurück (25. Juli). Dann lag der König längere Zeit in Verden still; erst im September machte er Miene gegen Tilly vorzugehen, und

Wallenſtein.

Gleichzeitiger Kupferſtich. Im Hintergrunde die Darſtellung ſeiner Ermordung.

man nahm an, daß er die Vereinigung dieſes Feldherrn mit Wallenſtein zu hindern beabſichtige. Daran hinderte den König aber ſeine mißliche Lage: Brandenburg hätte ſich ihm gern angeſchloſſen, getraute ſich aber dazu nicht ohne Gemeinſchaft mit Sachſen, deſſen elender Kurfürſt immer noch dem Reichs-

oberhaupte Gehorsam zu schulden vorgab. Christian war von kriegerischem Vorgehen so weit entfernt, daß er sogar Frankreich gegenüber offen mit seinem Rückzug drohte, wenn ihm der wieder in Dienst genommene Mansfeld nicht zur Hilfe geschickt werde. Dazu kam noch, daß die Persönlichkeiten Tillys und Wallensteins grundverschieden waren und ein gedeihliches Zusammenwirken beider kaum in Aussicht gestellt werden konnte.

Ein moderner Historiker (Krones) schildert treffend den Gegensatz zwischen Wallenstein und Tilly: „Jener, noch in der Fülle der Mannesjahre, aber frühzeitig gichtleidend, groß und hager von Gestalt, fürstlichen Glanz liebend, wo es gilt, denselben zu zeigen, — dieser, schon im Greisenalter, aber stahlfest, klein von Wuchs, einfach, prunklos, nahezu ascetisch in seiner Lebensweise; Wallenstein, der Politiker, der gern die Welt durch abenteuerliche Aussprüche blendet und irreführt, dem im Lager der Protestant ebenso willkommen ist, wie der Katholik, dessen Ehrgeiz das höchste für erreichbar hält, und Tilly, der bloße Soldat, der wortkarge und ideenarme, aber schlagfertige General, dem die politischen Dinge wenig faßbar sind, der unverbrüchlich ergebene Diener der Kirche, dessen ganzes Sein im Kriegshandwerk aufgeht und der darin auch sein Lebensideal findet."

Eine förmliche Vereinigung der beiden Heere fand nicht statt, wie es denn auch im Jahre 1625 zu keiner Schlacht mehr kam, obwol Wallenstein im Anfang Oktober den niedersächsischen Kreis erreicht hatte. Tilly überwinterte dann in Braunschweig und Hildesheim, Wallenstein in den Stiftern Halberstadt und Magdeburg: um sich vor Unbilden möglichst zu schützen wählte das magdeburger Kapitel den Sohn des loyalen sächsischen Kurfürsten, August, zum Koadjutor des flüchtig gewordenen Administrators Christian Wilhelm. Da der Dänenkönig, bei welchem auch Mansfeld mit einem Hilfskorps eingetroffen war, zwischen Leine und Elbe lagerte, war ganz Norddeutschland von Waffenlärm erfüllt. Die Stellung der einzelnen Heere änderte sich in der Zeit der Winterruhe wenig;
1626 nur besetzte Wallenstein im Januar 1626 die wichtige Elbbrücke bei Dessau, um Mansfeld an einem etwaigen Einbruch in den obersächsischen Kreis, Schlesien und Böhmen zu hindern.

Da der niedersächsische Kreis den furchtbaren Leiden, welchen eine längere Einlagerung der kaiserlichen Völker mit sich bringen mußte, zu erliegen drohte, ließ er durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen über den Abzug der Truppen verhandeln. Aber theils konnte, theils wollte man sich über die Bedingungen nicht einigen, der Friedenskongreß zu Braunschweig löste sich im März 1626 resultatlos auf.

Kurz vorher hatten sich an einer andern Stelle die Evangelischen zu kräftigster Wiederaufnahme der Feindseligkeiten verbunden. Im Haager Vertrag versprachen England und Holland dem Dänenkönige, die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor der Pfalzgraf wieder eingesetzt sei. Gern hätte man auch Gustav Adolf zur Theilnahme veranlaßt, aber in Feindseligkeiten mit Polen verwickelt, hatte er jetzt noch weniger als früher Neigung, neben Christian die zweite Rolle zu spielen. Auf Sachsens Anschluß hoffte man vergebens; der stocklutherische Johann Georg wollte in seiner Beschränktheit dem Rathschlusse Gottes nicht vorgreifen, der ja zur rechten Stunde selbst einschreiten werde. Frankreich war über

„Da er sich selbst besiegt', war siegreich Tillys Hand:
Wem wäre furchtbar nicht, der selbst sich überwand."

„Der berühmte und ausgezeichnete Herr, Herr Johannes von Tzerclas, des heil. Röm. Reichs Graf von Tilly ꝛc. H. Kaiserlicher Majestät, des Erlauchten Kurfürsten von Baiern und der Katholischen Union General."

Nach einem gleichzeitigen Bildniß 1677 gestochen von Amling.

den Bund der protestantischen Mächte sehr ungehalten, und Richelieu dachte schon jetzt an die Nothwendigkeit einer Schwenkung. Die Haager Verbündeten rechneten auch auf den Beistand des Fürsten Gabriel Bethlen, der bisher eine wechselvolle Politik gegen Oestreich beobachtet hatte, jetzt aber zu Feindseligkeiten bereit zu sein schien. Aber einerseits konnten die Engländer seine Geldforderungen nicht befriedigen, andererseits errang fast zur selben Stunde der Kaiser einen bedeutsamen Triumph über seinen Gegner. Die ungarischen Stände ließen sich bereit finden, die Stephanskrone, um welche Bethlen warb, dem Sohne des Kaisers auf das Haupt zu setzen. Am 8. Dezember 1625 ward der Erzherzog Ferdinand gekrönt. Damit war die Hoffnung der Westmächte, daß Bethlen einen gefährlichen Flankenangriff auf die östreichischen Staaten ausführen werde, völlig geschwunden.

Verschanzungen Wallensteins an der Dessauer Brücke, aus „Inventarium Sueciae" von J. L. Gottfried, einer die Siegesthaten der Schweden behandelnden Schrift, welche den in der Vorrede ausgesprochenen Zweck der Dedikation an Gustav Adolf nicht erreichte, sondern mit einem Bericht über dessen Tod bei Lützen abschließt.

15. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626.)

1626 Den Feldzug des Jahres 1626 eröffnete Mansfeld im Februar. Noch kurz vor seinem Aufbruch dachte er an einen Marsch in die Weser- und Rheingegenden, ja in das Elsaß, beschloß dann aber, sich in die Mark zu werfen und gegen Wallenstein Front zu machen. Er wollte dadurch dem Dänenkönig das untere Elbgebiet sichern, auch den Einfall in Schlesien und die Verbindung mit Bethlen vorbereiten. Der Einmarsch Mansfelds erfolgte in Abwesenheit des Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg, ohne daß die kurfürstliche Regierung etwas dagegen that; freilich war man auch nicht gerüstet. Der sächsische Kurfürst wahrte in seiner mißlichen Lage, da ein kaiserliches Heer und Mansfelds Scharen ihn umlagerten, äußerlich die strengste Neutralität.

Im März wandte sich Mansfeld, unterstützt von Christians General Fuchs, nach den Elbgegenden, zunächst nach dem Anhaltischen: am 12. April eröffnete er die Beschießung der Verschanzungen, welche die Feinde bei Roßlau angelegt

hatten. Aber die Werke erwiesen sich weit stärker, als Mansfeld vorausgesetzt; indem er auf dänische Hilfe warten mußte, gab er Wallenstein Gelegenheit sich gleichfalls zu verstärken. Daher scheiterte Mansfelds Versuch, am 25. April bei Roßlau den Uebergang zu erzwingen, trotz der glänzendsten Tapferkeit an der Uebermacht der Kaiserlichen. Auf dem Rückzuge nach Zerbst wurde seine Infanterie, von der neugeworbenen Reiterei schmählich im Stich gelassen, zusammengehauen. Großen Jubel erregte die Ankunft der Siegesbotschaft in Wien; am Sonntag darauf veranstalteten die Jesuiten ein feierliches Tedeum.

Die Hoffnung Wallensteins, daß sich der Kurfürst von Sachsen nach dieser Niederlage der protestantischen Waffen offen für den Kaiser entscheiden würde, ging nicht in Erfüllung, aber auch die Bemühungen seiner Gegner, Gustav Adolf zu einer Landung in Pommern zu veranlassen, blieben fruchtlos. Der Schwedenkönig landete vielmehr in Preußen, um Polen zu bekämpfen: allerdings beobachtete er sorgfältig den Gang der Dinge, entschlossen, zu gelegener Zeit seinen Einfluß in die Wagschale zu werfen.

Für den Augenblick aber übte Wallenstein eine unbedingte Militärdiktatur aus, nicht allein im niedersächsischen, sondern auch schon im obersächsischen Kreise, wo Anhalt völliger Verwüstung preisgegeben wurde: auch Süddeutschland ward in Mitleidenschaft gezogen. Allein auch die empörendsten Gewaltthaten und Bedrückungen vermochten nicht, dieses Geschlecht zu thatkräftiger Leidenschaft zu entflammen. Selbst Johann Kasimir von Koburg bekannte sich zu dem Grundsatze: „Die Geduld muß überall das beste thun."

Wallensteins Plan war eigentlich, nunmehr auf beiden Elbufern vorzugehen und den König Christian zu einer Entscheidungsschlacht oder zum Rückzug zu nöthigen: wahrscheinlich würde dann die Mark alle Schrecken des Krieges erfahren haben. Die Uneinigkeit zwischen Tilly und Wallenstein bewahrte sie vor diesem Loos. Von Anfang an bestand zwischen beiden kein gutes Einvernehmen; jeder der beiden Heerführer betrachtete sich als Oberfeldherrn; Wallenstein verweigerte Tilly jede Verstärkung, verlangte dagegen, der ligistische Feldherr solle sich mit seinen Streitkräften ihm unterordnen. Tillys Lage war bis in den Mai hinein äußerst mißlich; sein Heer war weithin in Garnisonen zerstreut und nur zum Theil felddienstfähig. Erst im Juni bequemte sich Tilly dazu, aus Besorgniß, daß Gustav Adolf eingreifen könne, für kurze Zeit sich dem gehaßten Nebenbuhler unterzuordnen.

Indessen war auch die Lage des Dänenkönigs äußerst sorgenvoll. England und Frankreich, auf deren Einmüthigkeit man alle Hoffnungen gebaut, geriethen in schweres Zerwürfniß; der ränkevolle Kardinal Richelieu näherte sich den Spaniern und zog seine Hand mehr und mehr von seinem protestantischen Schützling zurück. Christians Truppen konnten sich in den von ihnen besetzten Plätzen nicht mehr halten. Am 9. Juni nahm Tilly Minden ein, wobei sein Kriegsvolk unmenschliche Grausamkeiten verübte; am 12. August übergab die dänische Besatzung Göttingen, das mit ausgezeichneter Tapferkeit fast sieben Wochen lang vertheidigt worden war.

Als der Stadt Northeim daſſelbe Schickſal, wie Göttingen, bereitet werden ſollte, brach König Chriſtian endlich gegen Tilly auf, dem Wallenſtein — nach
1626 einer perſönlichen Zuſammenkunft in Ellrich am 18. Juli — einige Verſtärkungen zugeſchickt hatte. Tilly wich dem Könige vor Northeim aus, nach ſeiner Vereinigung mit den Wallenſteinern dagegen beſchloß er, Chriſtian anzugreifen, der ſchon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Schon am 26. Auguſt ward ſeine Nachhut angegriffen: um dieſe zu retten, entſchloß ſich Chriſtian, gegen den Rath des erfahrenen Generals Fuchs, am folgenden Tage zum Kampf. Bei Lutter am Barenberge wurde die däniſche Armee vernichtet: Fuchs fiel nebſt vielen Offizieren und 6000 Mann; der König entging mit Mühe der Gefangenſchaft.

Dieſe Niederlage ertödtete den Widerſtand in dem größten Theile des niederſächſiſchen Kreiſes, obwol Chriſtian ſeine Sache noch keineswegs verloren gab und ſogar mehr Muth und Entſchloſſenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, beſetzte das Lauenburgiſche und das ſüdweſtliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Vorſtoß auf Hoya, das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachtheil aber brachte Chriſtians Niederlage dem Kurfürſten von Brandenburg, der für ſein ſchwankendes zweideutiges Verhalten durch den Einmarſch der Wallenſteiner in die Mark geſtraft wurde. Immer mehr trennte ſich George Wilhelm von ſeinen Glaubensgenoſſen, zumal ihn die Landung Guſtav Adolfs in Preußen um jede Beſonnenheit gebracht hatte.

> Gegen ſeinen Miniſter Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich ſehe nicht anders, ich werde mich zum Kaiſer ſchlagen müſſen; ich habe nur einen Sohn: bleibt der Kaiſer, ſo bleibe ich und mein Sohn wol auch Kurfürſt, da ich mich zum Kaiſer wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren ſoll."

Er war entſchloſſen, an Ferdinands Seite gegen ſeine früheren Genoſſen ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiſer zu gehorchen, wenn ihm alle Anſprüche Brandenburgs unbedingt beſtätigt würden.

In Wien dachte man nicht daran, mit ſolchen Zugeſtändniſſen einen unſicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteſte blieben die kaiſerlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erſt vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Roßlau hatte König Chriſtian nicht recht gewußt, was mit den Reſten dieſes Heeres geſchehen ſollte. Der Kurfürſt von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Entfernung. Das Landvolk zeigte ſich äußerſt feindſelig gegen die fremden Gäſte. Da bat um dieſelbe Zeit Gabriel Bethlen, der ſich endlich zum Kampfe entſchloſſen hatte, den König Chriſtian, ſeine Operationen dadurch zu unterſtützen, daß Mansfeld in Schleſien einrückte. Man ging auf dies Anſinnen um ſo lieber ein, als man hoffte, Guſtav Adolf werde ſich dem deutſch-ungariſchen Heere anſchließen. Dieſe Hoffnung verzögerte Mansfelds Abmarſch bis in den Juli. Die Schleſier legten dem Durchzug dieſer Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, keine Hinder-

Ernſt von Mansfeld.

Geſtochen 1624 von Delff nach dem Gemälde von Miereveld.

nisse in den Weg: Mitte August erreichten sie Oppeln, dann warteten sie in Teschen und Troppau auf die Ankunft Bethlens, der aber ausblieb und erst in Ungarn sich mit Mansfeld vereinigen wollte. Dieser war dem Plane abgeneigt, stand auch in schlechtem Einvernehmen mit dem Herzog Johann Ernst, seinem Waffengefährten und Mitkommandirenden: Mansfeld dachte mehrmals daran, sein Heer zu entlassen oder nach dem Elsaß abzuziehen. Zuletzt aber ließ er sich zum Marsch nach Ungarn bewegen und bewerkstelligte seine Vereinigung
1626 mit Bethlen (15. Oktober).

Schon vorher war ein kaiserliches Heer unter Wallenstein, der dem Mansfelder auf dem Fuße gefolgt war, im Felde erschienen; aber Wallenstein vermied eine Schlacht nicht minder behutsam als Bethlen. Wallenstein wollte bei der ungünstigen Herbstzeit nicht sein Heer unnöthigen Verlusten aussetzen, da er mit Sicherheit annahm, daß Bethlen auch ohne Kampf Frieden schließen werde. Wirklich knüpfte Bethlen in Wien darauf zielende Verhandlungen an und entfernte den ihm nunmehr unbequemen Mansfeld unter dem Vorwande, er solle in Venedig, Frankreich und England weitere Unterstützungsgelder flüssig machen. Mit einem Reisevorschuß von 1000 Dukaten versehen, verließ der todkranke Mansfeld das Heer, am 29. November starb er in dem Dorfe Rakonitza bei Serajewo an der Schwindsucht. Im Todeskampfe verlangte er, wie Augenzeugen versichern, sich zu erheben, ließ sich sein bestes Kleid und seinen Degen anlegen und erwartete, von zwei Dienern gestützt, den Tod. Von den mansfeldischen Scharen wurde ein kläglicher Rest nach Schlesien zurückgeführt. Auch Johann Ernst von Weimar, der vergeblich um den Kriegslorbeer gerungen, befand sich nicht mehr unter den Lebenden. Noch nicht dreiunddreißig Jahre alt, wurde der seit dem Juni leidende Held (am 14. Dezember) durch einen raschen Tod vor langwierigem Siechthum bewahrt. In der Nacht vor seinem Tode hörte man ihn im Halbschlummer die wehmüthigen Worte flüstern: „Ist es nicht schade, daß man den schönen Baum abhauen soll!“

1626 Bethlen aber schloß am 28. Dezember 1626 seinen Frieden mit dem Kaiser und gelobte, das Haus Oestreich nie wieder zu bekriegen.

---

16. Wallensteins Herrschaft. Seine Pläne (1627—1628). Der Friede zu Lübeck (1629).

1627 Noch hatte König Christian den Kampf nicht aufgegeben: noch standen seine Truppen in Schlesien, noch beherrschte er einen Theil Niedersachsens: neue Führer, wie Herzog Bernhard von Weimar und der Markgraf von Baden-Durlach traten unter seine Fahnen, ein englisches Hilfskorps traf ein. Dennoch war vorauszusehen, daß er auf die Dauer das Feld gegen die vereinte Macht Tillys und Wallensteins nicht werde behaupten können.

Zunächst säuberte Wallenstein Schlesien, und zwar ohne Mühe, denn da sich kaiserliche Truppen, unbekümmert um Brandenburgs Neutralität, in der

Mark einquartiert hatten, waren die in Schleſien ſtehenden Truppen von der Verbindung mit dem Norden abgeſchnitten. Nachdem Wallenſtein am 1. September 1627 unter den günſtigſten Bedingungen das Fürſtenthum Sagan erkauft, 1627
wandte er ſich nordwärts und beſetzte Mecklenburg, deſſen Herzoge ſich ſeiner Zeit nothgedrungen an Chriſtian angeſchloſſen hatten. Sein Heer, mit dem Tillys vereint, rückte in Holſtein ein. Bald waren Rendsburg und Glückſtadt genommen, der König entwich auf ſeine Inſeln, auf die ihm Wallenſtein aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte. Bis zum Ende des Jahres war Jütland in der Gewalt der Kaiſerlichen, das däniſche Heer aufgelöſt. Wismar und Roſtock waren bezwungen, Pommern und Rügen beſetzt. Nach Wallenſteins Meinung gebührte ihm für ſo außerordentliche Erfolge auch ein ungewöhnlicher Lohn: ſein Ehrgeiz verlangte nach einem Fürſtenthum des Reiches. Der Kaiſer fühlte ſich nicht ſtark genug, dem allmächtigen Friedländer ſein Geſuch abzuſchlagen: die Herzoge von Mecklenburg wurden geächtet (19. Januar 1628) ohne 1628
Zuziehung der Kurfürſten, wie vordem der Pfälzer, und verließen das Land, welches Wallenſtein, zuvörderſt nur als Unterpfand für ſeine Kriegskoſten, erhielt (1. Februar 1628). Seine nächſte Abſicht war, die ganze Oſtſeeküſte kaiſerlich zu machen, wie man denn ſchon vor der Schlacht bei Lutter ſpaniſcherſeits begehrt hatte, Tilly ſolle ſich der Weſer- und Elbmündungen bemächtigen, Wallenſtein die wichtigſten Hafenplätze am baltiſchen Meere einnehmen. Bald aber gingen Wallenſteins Pläne weiter und richteten ſich auf den Beſitz der Oſtſee ſelbſt. Er wollte ſeine Beſtallung als „kaiſerlicher General der baltiſchen Meere“ zur Wahrheit machen. Die Beherrſchung der deutſchen Seeküſte ſollte dazu dienen, dem Handel der evangeliſchen Seemächte, England und Holland, Schweden und Dänemark, ſchwere Wunden zu ſchlagen: beſonders galt es die Züchtigung des verhaßten holländiſchen Staates. Man rechnete auf die Eiferſucht der Hanſeſtädte, die ſich längſt von den Holländern überflügelt ſahen und ihren elenden Krämergeiſt genugſam bekundet hatten, indem ſie die Unterſtützung Chriſtians IV. ablehnten. Ihre Schiffe ſollten den eigentlichen Stamm der zukünftigen kaiſerlichen Nordſeeflotte bilden. Das freilich verſchwiegen die kaiſerlichen Unterhändler, daß die ſpaniſch-öſtreichiſche Macht am letzten Ende auch zur Unterdrückung der Freiheit und Selbſtändigkeit des hanſeatiſchen Handels ausgenutzt werden würde. Glücklicherweiſe ſcheiterte der Plan theils an dem Mißtrauen der Hanſeaten, theils an den Gegenbeſtrebungen des bedrohten Holland, an den Intriguen Frankreichs und endlich an dem Auftreten des ſchwediſchen Königs. Zu dem Mißlingen trug auch die Schroffheit des kaiſerlichen Unterhändlers Schwarzemberg und die Rückſichtsloſigkeit Wallenſteins nicht wenig bei.

Das Eingreifen Schwedens knüpfte ſich an den tapferen Widerſtand, welchen die alte Stadt Stralſund den Wallenſteinern leiſtete.

Für Wallenſteins Pläne war der Beſitz dieſer Stadt, welche trotz ihrer Zugehörigkeit zu Pommern faſt die Stellung einer Reichsſtadt behauptete, ein Ding der Nothwendigkeit. Stralſund lehnte aber die Einnahme einer kaiſerlichen Beſatzung entſchieden ab; die Man-

date des Herzogs Bogislaus, die Mahnungen Wallensteins machten auf die Bürgerschaft keinen Eindruck. Kurze Zeit bevor die mecklenburgischen Stände dem gewaltigen Kriegsmann als ihrem Landesherrn huldigten (zu Güstrow am 29. April 1628), schloß die Stadt mit dem geängstigten Dänemark den „Generalverbund wider alle Päpstischen" (19. April). Wallensteins Feldherr Arnim legte sich vor die Stadt, vergeblich unternahm er Sturm auf Sturm; der wackere Bürgermeister Steinwig erhielt den Muth der Bürger aufrecht, schwedische und dänische Schiffe brachten Hilfe. Vergeblich übernahm Wallenstein nun selbst die Leitung der Belagerung; er konnte aus Mangel an einer genügenden Flotte den Verkehr auf der Seeseite nicht hemmen. Seine Drohung: „Wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre, so müsse es herunter", erwies sich als eitle Prahlerei. Nach sechswöchentlicher Belagerung mußten die Kaiserlichen mit Schanden abziehen.

Wallenstein wendete sich gegen ein dänisches Heer, das an der pommerschen Küste gelandet war, Wolgast genommen hatte und den Widerstand in Pommern und Mecklenburg von neuem wachrief. Bald war es zersprengt, König Christian flüchtete sich nach Holstein, wo der Krieg sich fortsetzte. Da aber Wallenstein von demselben sich keinen großen Vortheil versprach und in den ruhigen Besitz Mecklenburgs zu gelangen wünschte, Christian andrerseits an einem endlichen
1629 Sieg verzweifelte, wurden im Januar des Jahres 1629 Friedensverhandlungen eröffnet, welche am 12. Mai den Frieden zu Lübeck herbeiführten. Um Dänemark von Schweden zu trennen, dessen Gesandte auf Wallensteins Betreiben ausgeschlossen wurden, erhielt König Christian ganz erträgliche Bedingungen. Er bekam die ihm abgenommenen Gebiete zurück, mußte sich aber in Zukunft jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten enthalten. Die Evangelischen des niedersächsischen Kreises wurden preisgegeben, die unglücklichen Herzoge von Mecklenburg blieben ihrer Länder beraubt: seit dem 9. Juni 1629 war Wallenstein förmlich belehnter Herzog, nun erst in Wahrheit ein Fürst des Reiches.

So ging Wallenstein aus diesem Feldzug, wenn auch nicht mit neuen Kriegslorbeeren geschmückt, doch als Sieger über alle seine Feinde hervor. Diese Thatsache war um so bedeutsamer, als seit langer Zeit von verschiedenen Seiten Versuche gemacht waren, den übermächtigen General zu verdrängen. Im April 1628 fehlte nicht viel, so hätte Maximilian von Baiern sein Heer gegen Wallenstein marschiren lassen, nur Tilly mahnte ab. Erzherzog Leopold stellte dem Kaiser vor, er bedürfe der starken, kostspieligen, verhaßten Armee nicht, dennoch behielt der unentbehrliche Friedländer das Heft in den Händen: nur daß er (November 1628) eine Versöhnung mit der Liga, eine Annäherung an Tilly versuchte. Um dessen Groll zu beschwichtigen, machte er den Vorschlag, die braunschweigischen Länder zu theilen: Tilly sollte zum Fürsten von Kalenberg, Pappenheim zum Herrn von Wolfenbüttel gemacht werden. Es war Maximilian selbst, der diesen Vorschlag vereitelte; seine Generale sollten ihre Fürstenthümer nicht dem verhaßten Emporkömmling verdanken, welcher die Dienste der Liga entbehrlich machte.

17. Das Reſtitutionsedikt (1629).

Zur Zeit des Lübecker Friedens konnte es ſcheinen, als nähme Ferdinand eine Machtſtellung ein, welche die Karls V. nach der Mühlberger Schlacht bei weitem überträfe. Die Beraubung der Mecklenburger Herzoge war ein Willkürakt, den ſich ſelbſt Karl V. ſchwerlich erlaubt hätte, mit dem Pfalzgrafen war zwar noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wol längſt jede Hoffnung aufgegeben, ſeinem Vetter Maximilian die Beute zu entreißen.

Dennoch war die Macht des Kaiſers bedroht, diesmal nicht durch ſeine Feinde, ſondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpſtlichen Hof: auch die beſten Freunde Ferdinands, die Jeſuiten, ſchrieben ihm ſeine Wege vor. Dazu kamen die Ränke der ſpaniſchen Verwandten und die hinterliſtigen Rathſchläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauſes Habsburg ermunterte, mochten ſie der katholiſchen Liga angehören, oder zu den proteſtantiſchen Herrſchern des Nordens zählen. Es war für die öſtreichiſchen Politiker ſehr ſchwer Frankreichs Spiel ganz zu durchſchauen; hatte nicht der Kardinal ſoeben die franzöſiſchen Proteſtanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628) und damit ſeinen Eifer für die katholiſche Kirche glänzend bethätigt?

Von ſeinen guten Freunden wurde der Kaiſer genöthigt, trotz der Warnungen vieler einſichtiger Katholiken das berüchtigte Reſtitutionsedikt zu erlaſſen (6. März 1629), kraft deſſen alle ſeit dem Paſſauer Vertrag eingezogenen geiſt- 1629
lichen Güter der katholiſchen Kirche zurückgegeben werden ſollten. Wol hatte man ſeit dem Jahre 1626 in Süddeutſchland, auch in Böhmen und Schleſien, die Wiederherſtellung der alten Lehre mit rückſichtsloſer Energie betrieben, der neue Erlaß aber ſtellte den Beſitzſtand im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: er öffnete dem Eigennutz Thor und Thür, erregte im katholiſchen Lager einen widerwärtigen Streit um die Beute und bedrohte nun erſt das Reich ſo recht mit einem verheerenden Religionskriege, da die ligiſtiſche und die kaiſerliche Armee die Zurückgabe der geiſtlichen Güter nöthigenfalls mit Gewalt durchführen ſollten.

Der Gedanke, der dem Reſtitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerſt auf einem Tage der Liga im Jahre 1626 erörtert. Hier verlangte der päpſtliche Nuntius Caraffa die im Reiche eingezogenen Güter müßten zur Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche verwendet werden. Die geiſtlichen Fürſten gaben dann den erſten Anſtoß zu der prinzipiellen Durchführung, gelenkt von Frankreich, Rom und den Jeſuiten.

Es iſt unmöglich, den Jammer der von dem Reſtitutionsedikt Betroffenen in wenigen Zeilen ausführlich zu ſchildern. Schonungslos ward es durchgeführt, und man kümmerte ſich im einzelnen wenig darum, ob die geiſtlichen Güter, die man beanſpruchte, nicht etwa ſchon vor dem Paſſauer Vertrag der katholiſchen Kirche entfremdet waren. Auch wurde keineswegs ſtets der urſprüngliche Beſitzer reſtituirt: mancher Orden mußte den allmächtigen Jeſuiten weichen. Umſonſt raffte ſich der Kurfürſt von Sachſen aus ſeiner Lethargie auf: ſeine Bitten

zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhallten im Wind: vergebens beriefen sich andere Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermöge eines Reichstagsbeschlusses Reichsgesetze erlassen dürfe. Gewalt ging vor Recht: nicht einmal wurden die kaiserlichen Heere abberufen, wiewol doch Friede geschlossen war. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Brandschatzung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich anschickte, die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Gabriel Bethlen von dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer ränkevollen, wankelmüthigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Calvinist, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Zucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Schule zu Weißenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte (1622).

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protestanten entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Noth nie ein Hehl gemacht, dieselben aber nicht hatte bethätigen können, weil ihn sowol Dänemarks Eifersucht, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am 29. Sep-
1629 tember 1629 mit seinem Gegner die Stuhmer Waffenruhe. Noch ganz zuletzt hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntniß von der Gefährlichkeit des Schwedenkönigs, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, obwol sein Kaiser mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, selbst von den Polen verwünscht, mußten jetzt heimkehren: der Schwedenkönig hatte wieder freie Hand.

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er, auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König Christian ein Bündniß antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der Ostsee bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und den Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer." So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Diplomatie jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Helden des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische" Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Nachfolge im Herzogthum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewirkte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehnsherr eingriff, Frankreich bemühte sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzaga. Im Juli 1630 erstürmten die Kaiserlichen Mantua, aber der endliche Friedensschluß (1631 zu Chierasco) war wesentlich für Frankreich vortheilhaft.

---

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, dachte Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erstgebornen die Nachfolge im Reich zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag benutzen, welcher auf Anfang

Juni 1630 nach Regensburg berufen war, um den mannigfachen Beschwerden 1630
der Reichsstände, auch der katholischen, Abhilfe zu schaffen. Aber dem Kaiser war eine herbe Demüthigung beschieden, die ganze Partei der Liga war seinem Verlangen abhold: sie hatte ihr feindseliges Verhalten längst mit Frankreich vereinbart, welches als Helfershelfer den Père Le Clerk du Tremblay (Pater Joseph, die „graue Eminenz"), neben Richelieu das bedeutendste diplomatische Talent, nach Regensburg geschickt hatte.

Stürmisch verlangten die Ligisten den Rücktritt des allmächtigen Wallenstein; in seiner Entlassung, hieß es, liege das Heil und die Wohlfahrt des Reiches. Dieses Verlangen konnte am wenigsten den verhaßten Friedländer überraschen: schon im Frühjahr 1630 hatten die Ligisten zu Mergentheim eine Heeresreform geplant, die auf seine Absetzung zielte; vorübergehend hatte er daran gedacht, nach München zu gehen und sich mit Maximilian zu verständigen. Nach Regensburg zu kommen lehnte er Ende Juni mit der stolzen Antwort ab: „in Regensburg habe er nichts zu suchen, sondern sein wahres Quartier in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen."

Natürlich willigte der Kaiser nicht sofort in das Verlangen der Partei, die ihm seine beste Stütze entziehen wollte, aber schwächer und schwächer ward sein Widerstand; endlich gab er am 13. August nach. Die beiden Abgesandten, welche Wallenstein seine Entlassung nach Memmingen überbrachten, Werdenberg und Questenberg, nahm er mit gleichmüthiger Freundlichkeit auf; längst habe er in den Sternen gelesen, daß der spiritus des Kurfürsten von Baiern den des Kaisers regiere, darum könne er diesem keine Schuld beimessen. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, es schmerze ihn, daß sich der Kaiser seiner so wenig angenommen. Er zog sich nach seiner Herrschaft Jitschin zurück.

Den Oberbefehl über das Heer des gestürzten Gewalthabers erhielt aber nicht, wie die Ligisten gewünscht, Maximilian, sondern Tilly. Auch seines Herzogthums schien man Wallenstein berauben zu wollen; die Kurfürsten forderten einen förmlichen Prozeß gegen die vertriebenen Fürsten und ihre Wiedereinsetzung, wenn sich ihre Unschuld ergäbe. Ferdinand versprach die Untersuchung, er mußte weitere Zugeständnisse machen: er verhieß, einen großen Theil des Kriegsvolkes zu entlassen, keinen Krieg ohne Vorwissen der Stände zu führen und keine Steuer nach Willkür der Kriegsobersten auszuschreiben.

So ward der Kaiser in und mit seinem General durch die eifersüchtige Reichsfürstlichkeit tief gedemüthigt und erreichte trotz alledem das Ziel seiner Wünsche nicht: sein Sohn wurde für jetzt nicht zum Römischen König gewählt. Nur in einem Punkte stimmte er mit den Ligisten, die ihm soviel Widerwärtigkeiten bereitet hatten, völlig überein: in der schroffsten Durchführung des Restitutionsediktes, und die Evangelischen mußten die erzwungene Freundschaft des Kaisers und der Liga hart genug büßen. Aber das Maß ihrer Leiden schien voll zu sein: an den Reichstag gelangten wiederholte Mahn- und Drohschreiben des Schwedenkönigs, welcher die Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg, die Herstellung des Friedens im Reiche forderte. Allerdings würdigte man ihn

kaum einer Antwort; ja, als die Nachricht von ſeiner Landung, lange vor Wallenſteins förmlicher Entlaſſung, in Regensburg eintraf, äußerte der übelberathene Monarch leichtmüthig: „So haben wir halt a Feindl mehr,“ — in gleicher Kurzſichtigkeit ſetzten die Ligiſten ihre Abſicht durch. — Aber bald ſollten Kaiſer und Liga erfahren, daß der neue Gegner ein gewaltiger Kriegsheld und nur durch den Mann zu fällen ſei, den man undankbar bei Seite zu ſchieben im Begriff ſtand. Vielleicht hatte das Wallenſtein in den Sternen geleſen, als er mit einer ſolchen imponirenden Ruhe ſeine Entlaſſung entgegennahm.

Guſtav Adolfs Landung.
Von einem gleichzeitigen fliegenden Blatte.

19. Guſtav Adolf bis zum Fall von Magdeburg (20. Mai 1631).

Es iſt eine große, mit vieler Lebhaftigkeit behandelte Streitfrage, welche Gründe den Schwedenkönig bewogen, in den Gang der Ereigniſſe einzugreifen. Nachdem früheren Generationen Guſtav Adolf weſentlich als der heldenmüthige und uneigennützige Vorkämpfer des Evangeliums erſchienen war, lehnt unſere Zeit, ſtets bereit an idealen Beſtrebungen zu zweifeln, dieſe Auffaſſung als irrthümlich ab und erkennt in dem Könige nur noch den weitblickenden Staatsmann, den unternehmungsluſtigen „Wikinger“, der im wohlverſtandenen Intereſſe Schwedens den Kampf gegen Oeſtreich übernimmt und dann, auf glänzende Siege geſtützt, von anfänglich ausführbaren Plänen zu abenteuerlichen Eroberungs- und Herrſchaftsprojekten übergeht.

Digitized by Google

Die Wahrheit, — das lehrt die nüchterne Kritik der Thatsachen, — liegt zwar nicht ausschließlich, doch mehr auf Seite dieser Neueren: Gustav Adolfs ganzes Vorleben ist erfüllt von der Frage der Ostseeherrschaft; von dem Augenblick an, da Wallensteins maritime Pläne die Grenzen seines Reiches bedrohten, galt es, für die Größe und Wohlfahrt Schwedens in den Kampf einzutreten. Die Sorge um die Ostseeherrschaft beschäftigte Gustav Adolf in vielen Briefen der früheren Zeit; von den Gefahren für die evangelische Sache spricht er kaum beiläufig einmal.

Doch, wie dem auch sei, es soll an Gustav Adolfs warmer Religiosität, die ihn geistig und sittlich durchdrang und erhob, nicht gezweifelt werden: auch konnten die deutschen Protestanten gegen die katholischen Unterdrücker keinen besseren Helfer finden, als ihn. Das Auftreten des 36jährigen Herrschers schien die Wiederkehr besserer Zeiten zu gewährleisten.

Gustav Adolf, der würdige Enkel Gustav Wasas, war am 19. Dezember 1594 geboren. Schon als Knabe zeigte er die glänzendste Begabung für alle Zweige des Wissens, seine Neigung wandte sich aber vornehmlich dem Kriegswesen zu. Er kannte keine größere Lust, als den Erzählungen der fremden Offiziere zu lauschen, die am schwedischen Hofe verkehrten. Der Sekretär der Reichskanzlei, Johann Skytte, ein vielerfahrener, weitgereister Mann, unterwies den Prinzen in allen Anforderungen der Regierungskunst: ein Brandenburger, Helmer von Mörner, unterstützte Skytte in seiner hohen Aufgabe, der Franzose Graf de la Gardie führte ihn in die Kriegswissenschaft ein. Den Krieg in seiner wahren Gestalt sah er schon als sechsjähriger Knabe in Finnland; als er das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte, durfte er sich auf dem schwedisch-dänischen Kriegsschauplatz die Sporen verdienen. Zu den Berathungen des Staatsrathes und den Audienzen der fremden Gesandten war er schon seit seinem zehnten Jahr gezogen worden. Sein Charakter entwickelte sich in ganz eigenartiger Weise: als König war Gustav Adolf verschlossen, strenge, unnahbar, ein Räthsel selbst seiner vertrauteren Umgebung, welche seine Befehle auszuführen pflegte, ohne nach den Gründen zu fragen. Mit Sicherheit erfaßte er die Mittel, die am schnellsten zum Ziele führen. Seine äußere Erscheinung zeichnete ihn aus: an Länge übertraf er die meisten seiner Landsleute; er war breitschultrig, von blondem Haar und weißer Gesichtsfarbe. Und dabei liebte dieser schroffe, abgeschlossene Herr sanfte Musik und einfachen Sang: oft genug saß er da, die Laute in der Hand, um in Tönen zu träumen.

Im Besitze einer durch zweckmäßige Reformen vermehrten Militärmacht, würde Gustav Adolf in die deutschen Dinge schon eher haben eingreifen können, wenn ihn nicht der Krieg mit Sigismund von Polen beschäftigt hätte. Gustav Adolf hatte bereits für das Jahr 1629 eine „deutsche Expedition" geplant, als die Hilfe, welche Wallenstein von Stralsund aus dem Polenkönige zusandte, ihn nöthigte, sich auf den polnischen Kriegsschauplatz zu begeben. Schon hatte Johann Sigismund eingesehen, daß er das Feld nicht behaupten könne, da legte sich obendrein Frankreich ins Mittel, um den Frieden herbeizuführen. Richelieu, dem alles daran lag, daß Gustav Adolf die Waffen gegen Oestreich kehre, entsandte den Baron Charnacé, welcher am 26. September 1629 zu Altmark bei Stuhm zwischen den Kriegführenden einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zustande brachte.

Nunmehr hatte Gustav Adolf die Hände frei: in einem kriegsathmenden

Schriftstück ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum ersten Male wies er jetzt, wo er die Seinen zur Beschirmung aller gefährdeten Güter aufruft, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium schwebe. Dennoch spricht er keineswegs von der Nothwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aufhebung des Restitutionsediktes zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Macht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegführung erforderlichen Steuern und Auflagen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen; bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Vertrage gekommen: auch die Niederländer wahrten, um ihren Handel besorgt, ängstlich die Neutralität; kaum daß sie Aussicht auf Hilfsgelder machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Mißgönnt mir der Prinz von Oranien meine Ehre oder werde ich ihm zu groß?“ äußerte Gustav Adolf unmuthig. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und ließ rüsten; der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Gabriel Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Trotzdem ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser unter dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese zerschlagen hatten,
1630 wurde die Landung beschlossen. Am 14. Mai nahm der König in einer feierlichen Reichsrathssitzung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und sprach in rührendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Bettage an, auf denen Gottes Hilfe für die schwedischen Waffen erfleht werden sollte: am 27. Juni lichtete die Flotte, deren Abfahrt widriger Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom; Rügen hatte der König schon im April von Stralsund aus besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf befand sich doch in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das evangelische Deutschland rührte sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Tedeum. So mußte der König von vornherein energisch auftreten, um seine Lage zu sichern. Durch einen kühnen Vormarsch auf Stettin nöthigte er zunächst den Herzog Bogislaus von Pommern, der eben noch Wallenstein seiner kaiserlichen Gesinnung versichert hatte, zu einem Bündniß. Von Stettin breitete sich Gustav Adolf nach Vor- und Hinterpommern aus: die wichtigsten Plätze, wie Anklam und Stolp überließ ihm das kopflose östreichische Kommando ohne Kampf.

In dieser Zeit vollzog sich aber ein Ereigniß, welches von den verhängnißvollsten Folgen begleitet war. Der vertriebene Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der schwedische Agent Stalmann zum Anschluß an Gustav Adolf bewog. Am 6. August nahm der

Administrator von dem Erzstift wieder Besitz, begann Werbungen und die Vertreibung der Kaiserlichen. Aber seine Streitkraft war noch zu schwach, der Aufstand verfrüht. Gustav Adolf war damit wenig zufrieden, sandte aber den Obersten Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg, um den Administrator bei gutem Muthe zu erhalten. Der Magdeburger Aufstand sollte ihm seine Operationen an der Küste erleichtern.

An die Stelle des Christian Wilhelm war im Jahr 1625 Johann Georgs elfjähriger Sohn August berufen; der Kaiser drängte aber im Jahre 1629 dem Erzherzog Leopold das Erzstift auf und die Gegenreformation wurde im Erzstift durchgeführt. In der Stadt Magdeburg bestanden zwei Parteien: die eine, zu der sich namentlich die Gesellschaft der „Dingebankbrüder" und der gemeine Mann hielt, war schon 1625 den Kaiserlichen und der Liga feindselig; die regierende Partei des Rathes aber empfahl Neutralität. Als das Restitutionsedikt erschien, widersetzte sich die Stadt. Wallenstein belagerte sie, wie erwähnt, hob aber gegen eine Zahlung von 10,000 Thalern am 27. September 1629 die Belagerung auf. Mit Hilfe der Hansestädte wurde der verhaßte alte Rath im Februar abgesetzt: da aber seine Amtsnachfolger den verhafteten Führer der Opposition, Obersten Schneidewin, nicht in Freiheit setzten, beschloß sein Anhang den Administrator zurückzurufen, mit dem Gustav Adolf schon früher in Verbindung getreten war.

Um der Elbe näher zu kommen, machte Gustav Adolf zunächst einen Zug nach Mecklenburg, erzwang den Eingang durch den Ribnitzer Paß und ermahnte die Lande, zu ihrer alten Obrigkeit zurückzukehren. Dann wandte er sich nach Pommern, um den Kaiserlichen eine Feldschlacht anzubieten. Zwar kam es dazu nicht, aber in einem glänzenden Winterfeldzuge vertrieb er den Feind und befreite das ganze Oderland. Jetzt brachte man dem „Helden aus Mitternacht" den ersten Jubel dar, jetzt nannte man ihn Gustav den Großen. In Augsburg „hing man die Mäuler;" schon zitterte Wien.

Dennoch war eine wirklich ernste Gefahr nur zu besorgen, wenn Gustav Adolf erreichte, was ihm bisher noch nicht gelungen war, den offnen Anschluß von Sachsen und Brandenburg. Gustav Adolf hatte auf die Sympathien der norddeutschen Fürsten zählen zu können gemeint: aber er hatte sie zu hoch taxirt; private Rücksichten und Aengstlichkeit, nicht aber die nationale Wohlfahrt und die eigne Ehre bestimmten ihr Handeln. Wohl hatte Johann Georg in der Restitutionssache dem Kaiser Widerstand geleistet und sich zu Beschwerden erdreistet, auf die man aber mit Recht keine Rücksicht nahm. Alle Versuche Gustav Adolfs, den Schwächling zu einer Parteinahme für die evangelische Sache zu bringen, blieben vergeblich. Nicht besser stand es mit Brandenburg. Konnte man es dem Kurfürsten auch nicht verdenken, daß er von Gustav Adolf die Zusicherung verlangte, daß er in Brandenburg und Pommern keine Eroberungen machen wolle, so war die Gegenforderung des Königs, George Wilhelm solle sich mit ihm verbinden, ebenso gerechtfertigt.

Andrerseits war es vom Kaiser eine starke Zumuthung an den sächsischen Kurfürsten, ihm mit Geld und Truppen gegen die Schweden zu helfen. Johann Georg beantwortete das Ansinnen mit der Eröffnung, er werde eine Versammlung

seiner evangelischen Mitstände berufen. Wirklich lud er sie am 29. Dezember 1630 zu einem Tage nach Leipzig ein. (6. Februar 1631.) Auch Gustav Adolfs Siege in Pommern konnten weder George Wilhelm, noch Johann Georg umstimmen. Wenigstens französischen Beistand erhielt Gustav Adolf durch den Vertrag von Bärwalde (23. Januar 1631) zugesichert.

Bis jetzt hatte Tilly, der an der Weser stand, nichts gethan, um die Fortschritte der Schweden zu hindern, sondern auf Verstärkungen gewartet. Im Dezember 1630 erst brach er auf und näherte sich langsam der Mark und Mecklenburg. Bevor er ankam, eroberte Gustav Adolf Demmin und Kolberg (Februar und März), dann aber gelang es Tilly, Neubrandenburg einzunehmen, dessen Sicherung der König versäumt hatte. Im mörderischen Kampfe erlag die schwedische Besatzung; nur wenige Offiziere, unter ihnen der tapfere Kommandant Knyphausen entkamen. Die Stadt wurde aufs schändlichste ausgeplündert.

Da Tilly den Sieg trotzdem nicht auszunutzen wagte und auf die Vorstellungen Pappenheims, der jetzt Magdeburg belagerte, von seinem Kurfürsten angewiesen ward, gleichfalls dorthin abzurücken, bekam Gustav Adolf Gelegenheit,
1631 die Niederlage von Neubrandenburg zu vergelten. Am 13. April nahm er Frankfurt an der Oder, machte reiche Beute, 1000 Gefangene und ließ, — was sich nicht rechtfertigen läßt, — die unschuldige Stadt gleichfalls ausplündern. Als er kurz darauf auch Landsberg a. W. einnahm, gerieth das katholische Deutschland in die größte Furcht. Für die Evangelischen kamen beide Siege zu spät: der Leipziger Konvent war schon am 12. April geschlossen worden. Man hatte sich nur zu dem Projekt einer Kriegsverfassung und einer Beschwerdeschrift an den Kaiser ermannt: in katholischen Kreisen hatte man nur Spott für diese waffenklirrende Ohnmacht.

Ein Spottlied beginnt: „Ach die armen lutherischen Hündlein halten zu Leipzig ein Konventlein! Wer war dabei? Anderthalb Fürstlein. Was wollten sie machen? Ein kleines Krieglein. Wer soll ihn führen? Das schwedische Königlein" u. s. w.

Da sich Tilly nach Magdeburg gewendet hatte, durfte Gustav Adolf mit dem Entsatz nicht länger säumen und auf die Bedenken George Wilhelms Rücksicht nehmen. Er verlangte die Einräumung der Festungen von Küstrin und Spandau, die er nicht unbesetzt in seinem Rücken liegen lassen dürfe, und eine „Totalkonjunktion." Durch Androhung von Gewalt erst erlangte der König das Gewünschte auf einer persönlichen Zusammenkunft im Berliner Schlosse (13. Mai): der Kurfürst beeilte sich, den gethanen Schritt beim Kaiser demüthigst zu entschuldigen.

Zum Unglück für Magdeburg wies aber der sächsische Kurfürst den Anschluß an Schweden jetzt unumwunden zurück. Gustav Adolf erklärte feierlich, es sei Sachsens Schuld, wenn Magdeburg fiele: zwingende militärische Gründe hielten ihn ab, den Vormarsch fortzusetzen. Er sicherte sich eine feste Position an der Oder: am 20. Mai fiel Magdeburg in die Hand des unbarmherzigen Siegers und seiner zügellosen Soldateska.

20. Der Fall Magdeburgs (20. Mai 1631).

Je weiter Gustav Adolfs Ankunft sich verzögerte, desto ängstlicher war die Magdeburger Bürgerschaft geworden, besonders seit die Kaiserlichen die wichtigsten Außenwerke und die starke Zollschanze erobert hatten. Der Kommandant Dietrich von Falkenberg konnte nicht verhindern, daß Unterhandlungen mit Tilly angeknüpft wurden. Der ligistische Feldherr, für den alles darauf ankam, die Stadt zu gewinnen, ehe Gustav Adolf herankam, benutzte diese Unterhandlungen, um die Magdeburger zu täuschen. Am 19. Mai stellte 1631
er sein Ultimatum: die Bürgerschaft sollte zwischen der Uebergabe und den Greueln der Erstürmung wählen. Tilly ließ seine Kanonen schweigen, die Geschütze aus der Sudenburg abfahren. Vielleicht hat er einen Augenblick wirklich geschwankt, ob er abziehen solle, aber Verräther aus der Stadt meldeten ihm, daß der rechte Moment gekommen sei, und seine Generale erinnerten ihn, daß ein Sturm in der Morgenfrühe ihm die günstigsten Aussichten böte: so sei auch Maestricht an einem Morgen erstürmt worden. Noch war in Magdeburg der Rath zu Besprechungen versammelt, — es war um 4 Uhr früh am 20. Mai, — da wurde gemeldet, daß sich allenthalben der Feind sehen lasse. Falkenberg überzeugte sich durch einen Rundgang auf den Wällen, daß alles in Ordnung und wohlbewacht sei, wandte sich dann mit einer Rede an den Rath, — da blies der Wächter auf St. Johannis Sturm. Man sah von dort die weiße Kriegsfahne wehen. Wirklich war der Feind in der Stadt: ein Theil der Besatzung hatte sich um 5 Uhr Morgens, der Gewohnheit gemäß, von den Posten wegbegeben. Pappenheim war der erste in der Stadt: an zwei Stellen drang er ein. Falkenberg warf sich auf sein Pferd und führte das Regiment Trost gegen den Feind, den er aus den Straßen zurück zu drängen begann. In diesem Augenblick, wie es scheint, gab Pappenheim den Befehl, einige Häuser anzuzünden, um seine Gegner in Verwirrung, vom Kampf zum Löschen zu bringen. Der wachsenden Uebermacht kann Falkenberg nicht länger widerstehen: er fällt im Kampf. Bald waren die Kaiserlichen völlig Meister der Stadt: das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden nahm seinen grausigen Anfang. Maßlos, unmenschlich ward gewüthet.

Während die entfesselte Soldateska in Straßen und Häusern sich für so viel ruhmlose Tage entschädigte, brach ein Brand aus, der von plötzlich sich erhebendem Winde genährt, fast die ganze stolze Stadt verwüsten sollte. Wer den Brand verschuldet, — schon damals wurden die widersprechendsten Meinungen laut, — man muß eingestehen, daß sich die Wahrheit nicht hat ermitteln lassen. Aber die furchtbare Thatsache steht fest: als Tilly am vierten Tage nach der Erstürmung einzog und in dem Dom das Tedeum anstimmen ließ, waren außer dieser Kirche, dem Liebfrauenkloster, nur noch einige ärmliche Häuser, großentheils Fischerhütten, übrig.

Ist man auch jetzt davon zurückgekommen, die Zerstörung der Stadt Tilly zur Last zu legen, so muß er für die Greuelthaten seiner Soldaten, die er nicht zu zügeln vermochte, in vollem Maße verantwortlich gemacht werden.

„Waare Abbildung Ihrer Excellenz Herren Generals Joh. von Tserclaes, Reichsgrafen und Freyherren von Tilly und Marbais ꝛc.“

Tillys Reiterbildniß, im Hintergrunde die Belagerung von Magdeburg.
Kupferstich von einem gleichzeitigen liegenden Blatt, Tillys Niederlage bei Breitenfeld behandelnd.

Digitized by Google

chienen zu Frankfurt a./M. 1637.

Im olk das Waſſer überſchreiten, um ſich dem Sturm auf die Zollſchanze anzuſchließen.

Digitized by Google

Die Katholiken jauchzten auf, und in höhnendem Jubel ſang man: „Vor Jahren hat die alte Magd dem Kaiſer einen Tanz verſagt. Jetzt tanzt ſie mit dem alten Knecht; ſo geſchieht dem ſtolzen Mädchen recht.“

Die Entmuthigung der Evangeliſchen war außerordentlich: allenthalben fürchteten die Bürgerſchaften, daß auch bei ihnen „das magdeburgiſche Trauerſpiel aufgeführt werden möchte.“ Aber die allgemeine Stimmung wandte ſich auch gegen Guſtav Adolf, der die Rettung verſäumt habe, und die Jeſuiten ſteigerten dieſe Anklage dahin, daß der Schwedenkönig den Fall der Stadt abſichtlich habe geſchehen laſſen. Guſtav Adolf ſah ſich genöthigt, in einer förmlichen „Apologie“ zu erweiſen, daß die wahrhaft und einzig Schuldigen die zaghaften Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg ſeien.

Auch in neuerer Zeit hat eine leidenſchaftliche und parteiiſche Geſchichtsſchreibung die jeſuitiſche Anklage wiederholt, wiewol der Einfältigſte begreift, daß Guſtav Adolf darnach trachten mußte, für ſeine ferneren Unternehmungen die wichtige Elbſtadt unverſehrt in ſeinen Beſitz zu bringen.

Auch nach dem Falle von Magdeburg hätte der Brandenburger ſich gern einer engeren Verbindung mit Guſtav Adolf entzogen; aber die Beſorgniß, daß die Kaiſerlichen nach dem Abmarſch der Schweden ihn für ſein ſchwächliches Benehmen ſtrafen würden, bewog ihn, neben den verhüllten Drohungen des Königs, endlich ihm die Feſtungen und Päſſe ſeines Landes zu öffnen (22. Juni).

Bei einer Feſtlichkeit, mit der das Einverſtändniß der beiden Schwäger in Berlin gefeiert wurde, war zuerſt von einer Verlobung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit Guſtav Adolfs Tochter Chriſtine die Rede.

21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Guſtav Adolf und Wallenſtein.

Zum größten Verdruſſe des thatkräftigen Pappenheim that Tilly nichts, den Erfolg von Magdeburg auszunutzen; vielmehr erwirkte er die Erlaubniß, ſich aus dem ausgeſogenen Erzſtift nach Thüringen und Heſſen zu begeben, wo er ſich verproviantiren und Verſtärkungen an ſich ziehen wollte.

Guſtav Adolf dagegen beſchloß eine Stellung zu wählen, die zum Angriff und zur Vertheidigung gleich geeignet ſei: bei Werben fand er ſie; nach einem einmaligen Verſuch auf das befeſtigte Lager erkannte Tilly, der ſein Unternehmen gegen Heſſen aufgegeben, daß ſein Gegner hier unangreifbar ſei. Bei Guſtav Adolf fanden ſich als neue Helfer Bernhard von Weimar und der ritterliche Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel ein, der ſchon 1630 mit dem Schwedenkönige Verhandlungen angeknüpft hatte. Jetzt kam es zu einem förmlichen Bündniß, kraft deſſen der Landgraf 10,000 Mann ins Feld zu ſtellen verſprach. Wichtiger war, daß jetzt auch Kurſachſen wohl oder übel bei Schweden Schutz und Beiſtand ſuchen mußte. Noch immer hatte Johann Georg mit dem Kaiſer verhandelt, den der Leipziger Konvent doch etwas betroffen machte: nach der Einnahme von Magdeburg aber glaubte man mit Sachſen weniger Umſtände machen zu dürfen und dringend forderte Tilly den Anſchluß an den Kaiſer. An allen Grenzen Sachſens ſammelten ſich gewaltige kaiſerliche Streitkräfte. Da wählte Tilly, um einen letzten entſcheiden-

1631 den Druck auf Johann Georg auszuüben, ein verkehrtes Mittel; am 5. September rückte er von Halle aus in Kursachsen ein. Er trieb damit den immer noch schwankenden Kurfürsten geradezu in die Arme Gustav Adolfs. Am 11. September schloß er mit ihm ab; beide Herrscher versprachen einander, vereint zu stehen oder zu fallen.

Gustav Adolf hatte in der sicheren Voraussicht dieses Erfolges sein Heer möglichst nahe an die sächsische Grenze geschoben: nun erhielten seine Truppen schleunigst den Marschbefehl. In der Nähe von Düben traf er am 15. September mit Johann Georg zusammen; wechselseitig hielt man Musterung über die Heere: jetzt stimmte der sächsische Kurfürst für eine offene Feldschlacht als das beste Mittel, den Feind aus dem Lande zu schaffen. Seinen letzten Erfolg errang Tilly am 16. September, wo er Leipzig zu einer ungeheuren Kontribution zwang; da ward ihm der Anmarsch der Feinde gemeldet. Am 17. September kam es bei Breitenfeld, nahe bei Leipzig, zum Entscheidungskampf, bei dem sich das glänzende Feldherrngeschick Gustav Adolfs bekundete und die von ihm erfundenen militärischen Reformen den Sieg gewinnen halfen.

Die Kaiserlichen hatten anfangs den Vortheil der Stellung: durch eine Bewegung nach rechts wurde er ihnen von Gustav Adolf zur Hälfte abgewonnen. Aber dennoch war der Beginn der Schlacht für die Evangelischen ungünstig. Mit voller Wucht warf sich Tilly auf die neugeworbene sächsische Mannschaft des linken Flügels: sie hielt nicht Stand, scharenweise lief das Fußvolk davon, der Kurfürst wurde in die Flucht gerissen; die Schlacht sei verloren, sprengten die Sachsen aus. Die Niederlage der Sachsen gefährdete wirklich den linken Flügel Gustav Adolfs; da ließ ihn dieser eine Frontveränderung machen und durch die Brigaden Hebron und Vitzthum aus dem zweiten Treffen verstärken. Die ostgothischen Reiter, untermischt mit Musketierabtheilungen, die ein rasendes Feuer eröffneten, brachen endlich die spanischen Bataillone. Der Sieg war ein vollständiger; außer vielen tausend Todten und Gefangenen hatte Tilly fast seine sämmtliche Artillerie und neunzig Fahnen eingebüßt, und, was bedeutungsvoller war, den Ruf der Unbesiegbarkeit verloren. Er floh, persönlich durch einen kühnen deutschen Offizier im Regiment Rheingraf, „der lange Fritz" genannt, mit höchster Gefahr bedroht, gen Leipzig.

Jetzt war Gustav Adolf populär; man prägte auf ihn Medaillen, die man an Ketten um den Hals trug: man besang auch das „sächsische Confekt", das auf einem „starken Tisch in einem breiten Felde" Tilly und seinen Confektnäschern dargeboten sei.

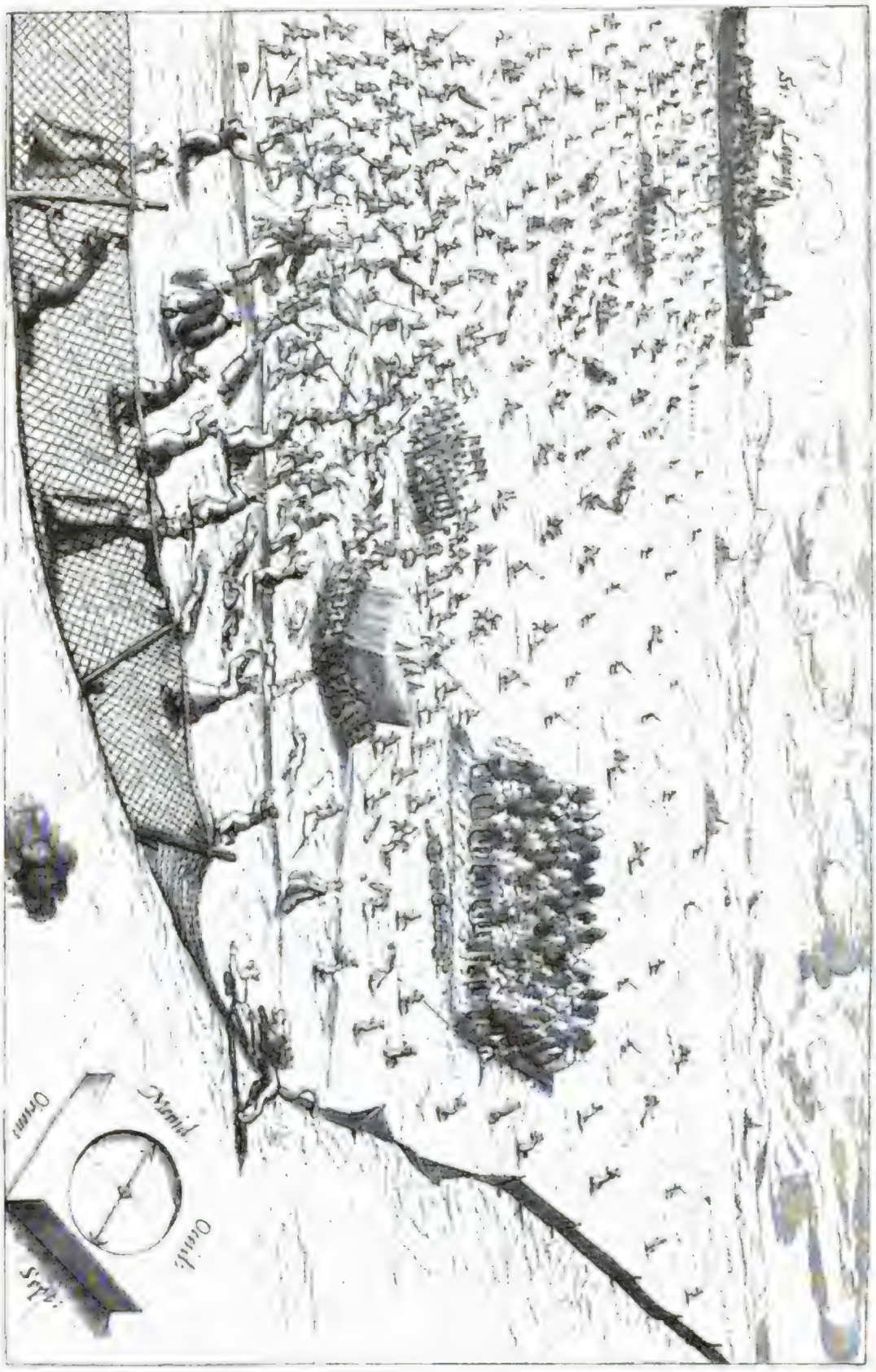
In Folge der Schlacht war man in Wien geneigt, Tilly durch Wallenstein zu ersetzen. Aber man stieß bei ihm auf unvermutheten Widerstand. Dem Kaiser war das unerklärlich, denn er hatte dem gestürzten Generalissimus noch immer Beweise seiner Hochachtung gegeben, auch auf seine Empfehlung Pappenheim zum Feldmarschall gemacht. Aber seit geraumer Zeit verhandelte Gustav Adolf mit dem Friedländer, auf dessen Rachegefühl er rechnete. Der sächsische Feldmarschall Arnim, einst selbst in Wallensteins Diensten, Graf Trzka, des Friedländers Schwager, die böhmischen Flüchtlinge Graf Thurn und Jaroslaw Sesima Raschin, bildeten die Vertrauens- und Mittelspersonen. Gustav Adolf bot Wallenstein die Stelle eines Vizekönigs von Böhmen an: zur Zeit der

Tillyſche Depoſition Nahe bey der Hohen Schul Teipzig / Depoſitore Langen Fritzio.

O Langer Fritz verzeih dirs gott,
Daß du mich faſt geſchlagen todt.

Gleichzeitiges Spottblatt auf Tillys Niederlage bei Breitenfeld.

Als Tilly zur Flucht fortgeriſſen wurde, bemerkte ihn ein Offizier vom (ſchwediſchen) Regiment des Rheingrafen, wegen ſeiner Größe der „lange Fritz" genannt. Er ſuchte Tilly um jeden Preis lebendig zu fangen, ergriff den Alten bei den Kleidern und verſetzte ihm mit dem Piſtolenkolben Schlag für Schlag auf den Kopf. Schon war Tilly nahe daran ſich zu ergeben, als der Herzog von Lauenburg die Gefahr bemerkte und den langen Fritz vom Pferde ſchoß. — Fliegendes Blatt mit Unterſchrift Anno VVIe MagDenbVrg Von GOtt VVar geroChen. (Das Chronogramm giebt die Zahl 1631.)



„Der Jeſuiten Länderfang.“

Satyriſches fliegendes Blatt auf die Schlacht bei Breitenfeld. Der „Löwe aus Norden“ durchbricht die von den Jeſuiten um Kurſachſen gezogenen Hecke. Im Hintergrunde Leipzig. Gedruckt im Jahre 1632.

Schlacht bei Breitenfeld war Wallenstein bereit auf Wien zu marschiren, sobald der König 12,000 Mann nach Böhmen entsendet haben würde.

Auf Wallensteins Uebertritt baute Gustav Adolf einen Theil seines Kriegsplanes. Die noch ungeübte sächsische Armee schickte er nach Böhmen, dessen Bevölkerung sich voraussichtlich zu neuem Aufstande erhob. Dann sollte Wallenstein den allgemeinen Oberbefehl übernehmen und in die östreichischen Erblande einfallen. Auf diese Weise wurde auch der Kurfürst von Sachsen in unversöhnliche Feindschaft mit dem Kaiser verwickelt. Die Eroberung Böhmens gelang ohne Mühe: Wallensteins Besitzungen wurden sorglich geschont.

Der König selbst beschloß den Krieg nach Süddeutschland zu tragen; über den thüringer Wald nach Franken gegen die geistlichen Stifter am Main zu marschiren: das war der Zug „längs der Pfaffengasse".

---

22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).

Zunächst wandte sich Gustav Adolf nach dem kurmainzischen Erfurt, wo er ein Bündniß mit den herzoglichen Brüdern von Weimar schloß. Von da brach er Anfangs Oktober auf: allen Widerstand brach er siegreich; selbst der für uneinnehmbar gehaltene Frauenberg, die würzburger Citadelle wurde kühn erstürmt. Wohl oder übel mußten sich auch die evangelischen Fürsten und Stände des fränkischen Kreises zu einem Vertrage mit dem König bequemen, der ihnen Schutz versprach, aber auch schwere Leistungen auferlegte. In den ehedem geistlichen Gebieten wurde eine „königliche Landesregierung des Herzogthums Franken" eingesetzt, doch verschenkte der König viele geistliche Güter an seine Offiziere. Dann forderte Gustav Adolf die drei geistlichen Kurfürsten auf, sich mit ihm in Güte zu verständigen, Kontributionen und Religionsfreiheit zu gewähren; andernfalls drohte er sie mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Tilly, der nach seiner Niederlage nur auf einem großen Umwege wieder in die Nähe der Schweden gelangt war, gab die Mainlinie preis, und so konnte Gustav Adolf mühelos Frankfurt einnehmen und die Belagerung von Mainz beginnen. Er isolirte es planmäßig: im Dezember mußte es sich ergeben, nachdem vorher auch Oppenheim gefallen war, wobei Gustav Adolf, sehr gegen seinen Wunsch, es mit Spaniern zu thun gehabt hatte. Denn einem Kampfe mit den spanischen Habsburgern wollte er womöglich aus dem Wege gehen. Mit der Einnahme von Mainz war eine Kette glänzender Ereignisse geschlossen. Nach unsäglicher, mühevoller Arbeit ward dem Kriegsmann Erholung und Ueberfluß zu theil. Fast war zu fürchten, daß dem unverweichlichten Sinn der rauhen Nordländer das reiche Mainland zum Capua werden möchte.

Stolzer hat kaum jemals ein deutscher Kaiser Hof gehalten, als Gustav Adolf im Winter von 1631 auf 1632 zu Mainz und Frankfurt. Von allen 1631
Seiten strömten Gesandte herbei; deutsche Fürsten fanden sich ein. Auch der

Pfalzgraf kam, um bei dem Kriegsgewaltigen seine Wiedereinsetzung zu beantragen. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, aber Gustav Adolf ließ sich nicht einmal zu Versprechungen herbei.

Nun erschien in Mainz auch der französische Gesandte Charnacé mit einem Antrage, welcher den König um einen guten Theil seiner Vortheile zu bringen bezweckte. Es war nicht nach Richelieus Geschmack, daß Gustav Adolf statt in die kaiserlichen Erblande, in das Gebiet der Liga eingerückt war. Er bewog daher die Fürsten dieses Bundes, den Schweden für die Zukunft völlige Neutralität anzubieten und machte ihnen auf äußerst günstige Bedingungen Aussicht. Um Frankreich nicht zu beleidigen, ließ sich Gustav Adolf die Anknüpfung der Verhandlungen gefallen, stellte aber solche Bedingungen, daß die Ligisten sie schlechterdings nicht annehmen konnten. Aber von seinem Standpunkte aus hatte er Recht: wenn das Abkommen mit der Liga ihn nicht in den Stand setzte, das Haus Habsburg zu einem allgemeinen Frieden zu zwingen, war es nur schädlich; mochte das Schwert noch einmal entscheiden!

---

23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (16. November 1632).

So peinlich auch die Lage des Kaisers war, — erklärte doch selbst der Papst, daß er den gegenwärtigen Kampf für keinen Religionskrieg halte, da Gustav Adolf jeden bei seiner Religion schütze, — so leuchtete ihm doch noch im Dezember des Jahres 1631 ein Hoffnungsstrahl entgegen. Zwischen Wallenstein und Gustav Adolf war es zu keiner Verständigung gekommen: einer mißtraute dem andern. Als sich der Kaiser nun in Böhmen durch die Sachsen bedroht sah, wünschte er sich zunächst dieser Gegner zu entledigen und ließ durch den charakterlosen Arnim mit Wallenstein (Ende November) Verhandlungen anknüpfen. Auf wiederholtes Drängen versprach er am 31. Dezember, ein neues Heer zu schaffen und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen. Wenn sein beleidigter Ehrgeiz trotzdem noch auf Rache sann: er
1632 sollte sie bald in vollem Maße kühlen. Am 15. April 1632 wurde Tilly, als er dem Schwedenkönig bei Rain den Uebergang über den Lech streitig machen wollte, aufs Haupt geschlagen: Tilly starb an seinen Wunden, das Heer der Liga war vernichtet, Maximilian von Baiern ein Flüchtling im eigenem Lande!

Gustav Adolf war im März wieder nach Franken aufgebrochen, wo sein Feldmarschall Horn Bamberg verloren. Nach einem triumphirenden Einzuge in Nürnberg hatte er die Donau bei Donauwörth überschritten und beim weiteren Vormarsch nach Ulm den Kampf herbeigeführt.

Noch ohne Kenntniß von diesem neuen Unheil hatte der Kaiser dem Herzog von Friedland in dessen Feldlager zu Znaim Bedingungen zugestanden, welche noch nie zuvor ein Herrscher seinem Feldherrn bewilligt, und die in ihrer Maßlosigkeit für den Kaiser und den Generalissimus gleich verhängnißvoll werden mußten.

Er erhielt den Oberbefehl auf Lebenszeit, das oberſte Konfiskations- und Begnadigungsrecht, nach Okkupation der Reichsländer die Oberlehnsherrlichkeit im Reiche, die Zuſicherung eines öſtreichiſchen Erblandes. Außerdem zahlte der Kaiſer 400,000 Thaler, welche Wallenſtein der böhmiſchen Kammer von ſeinen Güterkäufen noch ſchuldete, beſtätigte das Beſitzrecht an Mecklenburg und räumte ihm pfandweiſe das Fürſtenthum Glogau ein.

Während Wallenſtein den Feldzug in Böhmen begann und die Sachſen ohne viel Blutvergießen verdrängte, — galt es doch, den ſchwankenden Kurfürſten wieder ganz auf die kaiſerliche Seite zu ziehen, — hatte er die Genugthuung zu vernehmen, wie das Land des verhaßten Maximilian dem ſiegreichen Schwedenkönig zur Beute ward. Zur großen Freude der Evangeliſchen zog dieſer in Augsburg ein, dann wandte er ſich wieder nordwärts zur Donau, um

AUGUSTA ANGUSTIATA, A DEO PER DEUM LIBERATA.
Teutſch: Geängſtigt ward Augſpurg die Stadt: Gott durch Gott ihr geholffen hat.

Fliegendes Blatt auf Guſtav Adolfs Einzug in Augsburg. Gedruckt im Jahr 1632.

Ingolſtadt zu belagern; Maximilian zog ſich nach Regensburg zurück, um ſich mit Wallenſtein zu vereinigen.

Da der Friedländer aber nur mit 20,000 Mann anrückte, mußte Guſtav Adolf fürchten, daß der Kurfürſt von Sachſen ſich durch die in Böhmen zurückgelaſſenen Streitkräfte einſchüchtern laſſen möchte. Daher beſchloß er ein Unternehmen, zu deſſen Bekämpfung Wallenſtein ſeiner ganzen Armee bedurft hätte: er gab die Belagerung auf und marſchirte auf München los. Wol nahm er die geängſtigte, von ihrem Landesfürſten ſchmählich preisgegebene Stadt ein, erbeutete daſelbſt auch die dort vergrabenen Geſchütze, wahre Prachtſtücke, wie die „Schalmei“ und die „Bayerin“, aber das war nur ein vorübergehender Erfolg. Er mußte ſich nach den oberſchwäbiſchen Gegenden wenden, in denen ſeine Schweden durch einen förmlichen Volkskrieg bedroht waren. Aus Sachſen kamen überdies die übelſten Nachrichten in Betreff des Kurfürſten, der nicht allein ſelbſt abzufallen drohte, ſondern auch den Verſuch gemacht hatte, Brandenburg zum Aufgeben des Bündniſſes mit Schweden zu bewegen. Guſtav Adolf

Kurtzer Bericht von Eroberung der Curfürſtlichen Statt München.

I S E R F L V S.
1 2 3 4 5 6
1632
Einzug
1 Ir Kön May
in Schweden
2 Kön In Böhm
3 Pfaltzgraff Aug
ſtus.
4 Hertzog Wilhelm
von Weimar
5 Hertzog Joan
von Holſtain

Demnach Ir Kön: May.t in Schweden etc. im jahr 1632. den 16. May von der Statt Freyſinge aufgebrochen, vnd mit der gantzen Armada auff die Statt München gerückt, in mainung die ſelbe mit gewalt Zuebezwingen. Welliches doch die herrſchafft in der Statt vermerkten, haben ſich deswegen ſambtlich entſchloſen, das man ſich Ihr May.t güetwillig ergeben ſolle. darauff alsbald anordnung gethon, vnd durch die Öltiſten Herren der Statt die Schliſel ſambt dem gehorſamb Ir May.t entgegen getragen worden, vnd dieſelben mit bitt vnd dieffiſter dyemuet Irer Kön May.t vbergeben, darauff der König dieſelbe mit accord in Genaden auff vnd angenomen, vnd den 17 diſs in die Statt mit vill Fürſten vnd Herren eingezogen, alda man ein groſſen ſchatz an Proviant vnd Kriegs Munition gefunden, ſovill darvon in Kürtze.

Guſtav Adolfs Einzug in München. (Gleichzeitiges fliegendes Blatt.)

hielt es für das beſte, mit einem auserleſenen Heere ſelbſt nach Sachſen zu eilen und den Wankenden zu ſtützen und zog nordwärts, zuvörderſt nach Nürnberg. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Anſichten über die Zukunft und ſeine eigenen Abſichten offen darzulegen. Er gedachte die geiſtlichen Stifter womöglich zu behalten, im Reiche aber eine feſtorganiſirte Vereinigung aller Evangeliſchen (Corpus Evangelicorum) zu begründen, deren Führung er ſelber zu übernehmen wünſchte.

Ehe er nun ſeinen Plan ausführte, über Koburg nach Sachſen zu gehen, erfuhr er, daß Maximilian auf Weiden marſchire, um ſich mit Wallenſtein zu vereinigen. Dieſe Vereinigung vermochte er aber nicht mehr zu hindern, und merkwürdig, ſowie er Wallenſtein ſich gegenüber wußte, wurde er in ſeinen Entſchließungen unſicher.

Endlich beſchloß er, bei Nürnberg ein feſtes Lager zu beziehen, die weiteren Operationen des Feindes abzuwarten und all' ſeine Heere hier zu verſammeln. Ihm gegenüber, auf dem linken Ufer der Regnitz, zwiſchen Fürth und Stein, ſchlug Wallenſtein, deſſen Heer nach der Vereinigung mit den bairiſchen Truppen 60000—80000 Mann zählte, gleichfalls ein wohlbefeſtigtes Lager auf, in der Abſicht, die Schweden auszuhungern. Die „alte Veſte" war nebſt drei Schanzen an der Nordſeite der wichtigſte Punkt des Lagers. Wallenſtein erreichte ſeine Abſicht vollſtändig: nachdem Guſtav Adolf ſeine übrigen Truppen an ſich gezogen, wurde der Mangel an Lebensmitteln unerträglich: konnte er die Gegner nicht in offener Feldſchlacht beſiegen, ſo mußte er die ausgeſogene Gegend verlaſſen und Nürnberg preisgeben. Wallenſtein verweigerte hartnäckig den Kampf; es blieb daher nichts übrig, als den Sturm auf ſeine furchtbare Poſition zu unternehmen. Am 4. September machte ſich der Schwedenkönig an das Wag- 1632
niß, und es kam zu einem mörderiſchen zwölfſtündigen Ringen. Aber umſonſt war der todverachtende Muth der Schweden, dreimal nahmen ſie die alte Veſte, dreimal warf ſie Aldringer wieder heraus. Endlich gab Guſtav Adolf den fruchtloſen Kampf auf; er hatte ſchwere Einbuße erlitten, und Wallenſtein durfte triumphirend dem Kaiſer berichten, daß Guſtav Adolf bei dieſer „Impreſſa ſich die Hörner gewaltig abgeſtoßen."

Dennoch war der König noch nicht gewillt, Nürnberg aufzugeben; trotz des äußerſten Mangels hielt er ſich, denn dieſelbe Noth beſchwerte auch Wallenſtein. Es kam darauf an, wer in ſeinem Lager am längſten aushalten würde. Es war Wallenſtein: drei Tage ſpäter als ſein Gegner (21. September) zog er ab: man vermuthete, nach Sachſen. Dies mußte um jeden Preis verhütet werden. Einen Augenblick dachte Guſtav Adolf an das einzige Rettungsmittel: er wollte mit dem ganzen Heere die Donau abwärts ziehen und in Oeſtreich einfallen, wo man auf die Sympathien des Landvolkes rechnen durfte. Unbegreiflicher Weiſe ließ der König dieſen kühnen Plan fallen, der Wallenſtein genöthigt haben würde, ihm zu folgen: er zerſplitterte ſeine Streitkräfte zu unbedeutenden Unternehmungen und war nun gezwungen, die Wege zu gehen, die Wallenſtein ihm wies.

Dieser hatte, unbekümmert um die Maßnahmen seines Gegners, den Marsch nach Sachsen fortgesetzt, in welches eben 10,000 Kaiserliche unter Gallas eingefallen waren. Anfangs November ergab sich Leipzig dem Friedländer; das ganze Land durchzogen sengend und brennend die berüchtigten Scharen des Obersten Holke. Bei Leipzig vereinigte sich Wallenstein auch mit Pappenheim, der nach seiner Trennung von Tilly im niedersächsischen Kreise einen glänzenden Feldzug gemacht hatte.

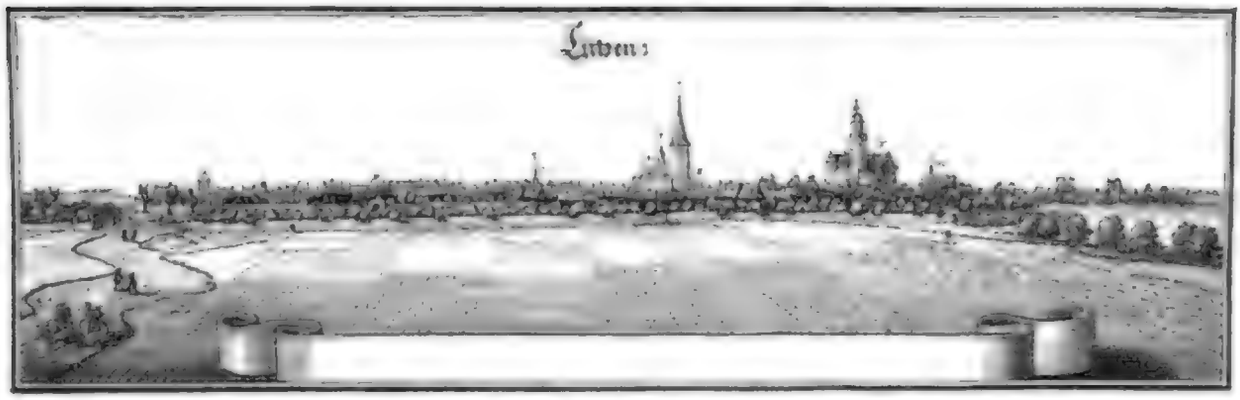
Vergebens rieth Oxenstierna dem Könige trotz jener Gefahr für Sachsen den Einfall in Oestreich zu machen: Gustav Adolf hielt seine Rückzugslinie nach dem Norden für gefährdet, er bekam von feindseligen Bewegungen Dänemarks Nachricht, die auswärtigen Mächte zeigten sich zurückhaltender, als je zuvor. Auch trieb es ihn wol, vor Ablauf des Jahres die Niederlage vom 4. September wett zu machen. Er übergab Oxenstierna die Verwaltung von Oberdeutschland und, von ernsten Ahnungen erfüllt, ertheilte er ihm Anweisung, wie es im Falle seines Todes während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina gehalten werden solle.

Dann rückte er rastlos über Franken und Thüringen nach Sachsen ab: am 10. November stand er bei Naumburg. Hier gedachte er eine kurze Zeit in einem befestigten Lager zu rasten, bis er alle seine Truppen, auch die sächsische Armee, vereinigt hätte. Denn der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg stand noch an der Elbe, um den Uebergang bei Torgau und Wittenberg zu decken; die kursächsischen Truppen befanden sich noch größtentheils in Böhmen.

Alles, was dieser armselige Kurfürst in der Stunde der Entscheidung bot, waren 1500 Mann — zwei Regimenter. Aber noch ehe er Gustav Adolf von dieser hochherzigen Unterstützung in Kenntniß gesetzt hatte, waren die Würfel bereits gefallen.

Wallenstein selbst hatte eigentlich bei der vorgerückten Jahreszeit es schon aufgegeben, eine Feldschlacht zu liefern: Pappenheim war beauftragt, einen Versuch gegen das noch unbesiegte Halle zu machen, dann nach den Wesergegenden abzurücken. Das Hauptheer sollte, um ihm einstweilen nahe zu sein, in der Gegend von Merseburg und Lützen ein Lager beziehen. Als Gustav
1632 Adolf am 15. November bemerkte, daß der Feind eine rückgängige Bewegung von Weißenfels auf Lützen gemacht, brach er mit seinem ganzen Heere von Naumburg auf und hängte sich an die Kaiserlichen.

Seine Absicht war, Wallenstein nach Halle abzudrängen und sich die Verbindung mit dem Kurfürsten zu sichern. Wallenstein sammelte während der Nacht sein Heer bei Lützen und ertheilte Pappenheim schleunigst Gegenbefehl: er solle alles stehen und liegen lassen, am 16. November früh müsse er zur Stelle sein. Am Morgen dieses Tages rückten die Schweden gegen Lützen vor; hier, auf der Walstatt großer Völkerschlachten alter und neuer Zeit, kam es zum Zusammenstoß der beiden genialen Heerführer.



Anſicht von Lützen, geſtochen 1650.

Der Verlauf der Schlacht war einfach, ein zähes Ringen um den Sieg. Die Schweden gingen in zwei Treffen, wie bei Breitenfeld, zum Angriff vor; vor ihrem linken Flügel lag Lützen, der rechte lehnte ſich an den Floßgraben. Nördlich von der Straße, die durch Lützen nach Leipzig führt, ſtanden die Kaiſerlichen. Gegen Mittag war man aneinander, und nun wogte der Kampf hin und her. Beſonders hart ging es auf dem rechten ſchwediſchen Flügel zu, wo Guſtav Adolf den Angriff perſönlich leitete. Hier wurde der Feind zurückgedrängt; tödlich verwundet fiel hier Pappenheim, der rechtzeitig eingetroffen war. Schon drangen die Schweden ſiegreich weiter vor, als ein plötzlich einfallender Nebel den Angriff unſicher machte. Octavio Piccolomini ſtellte den Kampf wieder her und harrte, mehrfach verwundet, an der Spitze ſeiner Kavallerieregimenter aus: als zwei ſchwediſche Angriffe zurückgewieſen waren, führte der König perſönlich ein neues Regiment an den Feind: im Nebel gerieth es auseinander, es kam zum Handgemenge; zum Tode getroffen ſtürzte Guſtav Adolf vom Pferde.

Zuſchauer der Schlacht bei Lützen.
Staffagefiguren des Schlachtplans geſtochen von Hulſius, aus dem Jahre 1632.

Aus dem Munde ſeines jungen Pagen Leubelfingen aus Nürnberg weiß man folgende Einzelheiten über den Tod des Königs: Ein öſtreichiſcher Korporal bemerkte, daß dem Vorwärtsreitenden achtungsvoll Platz gemacht wurde. Er machte einen Musketier aufmerkſam: „das muß ein vornehmer Herr ſein, ſchieß' auf ihn!“ Die Kugel zerſchmetterte des Königs linken Arm, daß das Blut ſtrömte und die Knochenſplitter durch den Aermel drangen. „Es iſt nichts, meine Kinder, ſchnell vorwärts“, rief er den Seinen zu, bat aber doch ſeinen Begleiter, den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gefecht zu bringen. Hierbei geriethen beide in ein kaiſerliches Küraſſierregiment, deſſen Oberſtleutnant von Falkenberg, den König wiedererkennend, ihm mit dem Rufe, „dich habe ich lange geſucht“, eine Kugel durch den Leib jagte. Falkenberg fiel ſogleich von einer rächenden Kugel. Lauenburg wurde im Handgemenge vom Könige abgedrängt, dieſer ſtürzte von ſeinem verwundeten, wild gewordenen Pferd und blieb liegen. Nur der junge Leubelfingen war beim Könige geblieben, bot ihm ſein Pferd an und ſuchte

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim.

Gemalt von van Dyk, geſtochen von C. Galle.

ihm darauf zu helfen. Allein vergeblich. Einige kaiſerliche Reiter eilten herbei und fragten, wer der Verwundete ſei. Der Page ſchwieg; zornig bohrte der eine Reiter Leubelfingen das Schwert durch den Leib, während der andere dem Könige eine Kugel durch den Kopf jagte.

Digitized by Google

Man gab beiden noch mehrere Schüſſe, plünderte ſie und ließ ſie nackt auf dem Felde liegen. Leubelfingen lebte noch einige Tage und durch ihn hat man die Nachrichten der letzten Augenblicke des großen Königs. Seine Leiche brachte man zunächſt auf das Schloß im nahen Weißenfels, von wo ſie ſpäter nach Schweden geführt wurde.

Flucht der kaiſerlichen Reiterei in der Schlacht bei Lützen.
(Aus einem Merianſchen gleichzeitigen Kupferſtich.)

Bald ſah das ſchwediſche Heer den verwundeten Hengſt des Königs mit Sattel und Zaum, mit Blut beſpritzt zwiſchen den Truppen umherirren. „Der König iſt todt“ ging es durch die Reihen. Die Kunde von ſeinem Tode entflammte die Wuth der Schweden aufs äußerſte; aber

Guſtav Adolfs Tod bei Lützen. Aus dem Theatrum Europaeum.

Digitized by Google

Guſtav Adolfs Leiche auf einer Tragbahre.

Vom Kupferſtich eines gleichzeitigen fliegenden Blattes: Trauer- und Siegeshymnus des Poeta Laureatus Gloner aus Straßburg.

wiewol ſie den Kampf unter der Führung Bernhards von Weimar bis zur Dunkelheit fortſetzten, errangen ſie keinen eigentlichen Sieg. Vom Kampf ermattet, von Proviant entblößt, zogen die Kaiſerlichen nach Leipzig ab; die Schweden lagerten die Nacht auf der Walſtatt, gingen jedoch am folgenden Tage auf Weißenfels zurück.

Guſtav Adolf, Medaillon aus Knochenmaſſe, im Privatbeſitz zu Berlin.

Aber ſelbſt wenn ſie einen vollſtändigen Sieg gewonnen hätten, mit dem Tode ihres Königs wäre er zu theuer bezahlt geweſen. Deutſchland war verwaiſt; und nicht allein die Proteſtanten beklagten in unzähligen Liedern und Predigten den Fall der „Hauptſäule des Evangeliums“; auch der Papſt hielt eine Trauermeſſe für den Mann, welcher dem gefahrdrohenden Vordringen des Hauſes Habsburg einen Damm entgegengeſetzt hatte.

Am meiſten verlor an ihm freilich ſein eigenes Vaterland, das der König zur Grundlage ſeines ſkandinaviſchen Kaiſerreichs zu machen beabſichtigte. Auf die Krone des heiligen römiſchen Reiches hat ſich Guſtav Adolf niemals Hoffnung gemacht.

24. Der Heilbronner Bund. Wallenſtein in Böhmen (1633).

Nach Guſtav Adolfs Tod war die Seele der ſchwediſchen Politik der Reichskanzler Oxenſtierna, den der Reichsrath mit unbedingter Vollmacht betraute; das Haupt der Kriegführung ward Herzog Bernhard von Weimar; neben dem General Horn kommandirte. Aber mehr und mehr drängte ſich der franzöſiſche Einfluß in den Vordergrund: die Gelegenheit war zu günſtig, das Ziel der franzöſiſchen Vergrößerungsſucht, das linke Rheinufer zu gewinnen. Dieſem Zwecke, nicht der Unterſtützung der Proteſtanten galten die weiteren Maßnahmen des Kardinals Richelieu. In höchſt unbequemer Weiſe machte ſich dieſer Einfluß 1633 fühlbar bei dem Abſchluſſe des Heilbronner Bundes (23. April 1633), durch welchen ſich die oberdeutſchen und die beiden rheiniſchen Kreiſe verpflichteten, bis zur Wiederherſtellung der evangeliſchen Reichsſtände und zur Befriedigung der ſchwediſchen Anſprüche im Kampfe auszuharren. Mit Mühe hintertrieb Oxenſtierna die unmittelbare Verbindung Frankreichs mit den

vier Kreisen, aber dafür wußte ihm Richelieu durch den gewandten Marquis von Feuquières die ausschließliche Leitung des Bundes zu entziehen. Auch hatte Oxenstierna bei der kurz vor dem Heilbronner Bündniß erfolgten Erneuerung des Bärwalder Vertrages sich verpflichten müssen, in allen eroberten Gebieten die katholische Religion aufrecht zu erhalten und der Liga auf Verlangen Neutralität zu gewähren.

Der Schauplatz des Krieges befand sich im Anfang des Jahres 1633 namentlich in Schwaben, Franken und den Donaugegenden. Bernhard von Weimar und Horn vereinigten sich bei Donauwörth und bedrohten Baiern: ihnen gegenüber stand der ausgezeichnete Reiterführer, Johann von Werth, ein echter Emporkömmling, bald ein Liebling der Volkssage. Zu entscheidenden Thaten kam es nicht, um so weniger als im schwedischen Heere bei Führern und Soldaten ein Geist der Unbotmäßigkeit sich regte, der nur durch Befriedigung der egoistischen Gelüste der Einzelnen gedämpft werden konnte.

Auch Bernhard von Weimar scheute sich nicht, Bamberg und Würzburg als schwedisches Lehen (Herzogthum Franken) in Empfang zu nehmen.

Im Herbst kämpfte Horn in der nördlichen Schweiz, dann im Elsaß gegen italienisch-spanische Truppen unter dem Herzog von Feria; Bernhard von Weimar eroberte am 14. November nach heißem Kampfe Regensburg, drang bis Passau vor und bedrohte Oestreich; aber der Winter nöthigte ihn zur Umkehr. So war für jetzt Wallensteins Hilfe überflüssig, welche Maximilian sehr dringend erbeten hatte.

Wallenstein spielte während dieses ganzen Jahres ein trugvolles, gefährliches Spiel. Er ahnte wohl, daß man nach Gustav Adolfs Tode ihn nicht mehr für unentbehrlich halte, seine hohen Ansprüche nie bewilligen werde. Aber ihn bewegte auch ein höherer Gedanke, der Wunsch, den allgemeinen Frieden baldigst herbeizuführen. Dieses Friedensbedürfniß war allgemein, und Wallenstein überschritt an und für sich seine Vollmachten nicht, wenn er mit dem Feinde Verhandlungen anknüpfte. Aber allerdings hatten dieselben von Anfang an einen starken Beigeschmack von Verrath. In Dresden verhandelte sein Schwager Kinsky mit dem französischen Gesandten, dem erwähnten Marquis von Feuquières; schon im Juni soll Richelieu dem kaiserlichen General die böhmische Krone, eine Million Lire und den Beistand Frankreichs angeboten haben. Auch mit Sachsen und Brandenburg, mit Schweden wurde unterhandelt; gegenseitiges Mißtrauen hemmte den Fortschritt, gerade die Großartigkeit der Anerbietungen Wallensteins machten Oxenstierna argwöhnisch. Allerdings war Wallenstein zu nichts entschlossen: erwog er doch gleichzeitig die Möglichkeit, als Belohnung seiner Dienste nach Maximilians Tode die Pfalz und die Kur zu erhalten. Um den Preis für seine Treue zu steigern, deutete er dem kaiserlichen Hofe an, ihm seien von feindlicher Seite die höchsten Anerbietungen gemacht, er sei aber durch die Pflicht gewappnet, die ihm Dienst und Gewissen auferlegten.

Schon glaubte man in Wien, vor dem Friedländer auf der Hut sein zu müssen, da zwang er plötzlich (am 11. Oktober 1633) ein schwedisch-sächsisches 1633
Heer unter Thurn bei Steinau in Schlesien zur Kapitulation. Seine Widersacher am kaiserlichen Hofe mußten schweigen, — aber warum half er nun trotzdem dem bedrängten Baiernfürsten nicht? Warum kehrte er gar um, als er Ende November von Pilsen gegen Fürth und Chamb aufgebrochen war? Und was sollten die Schweden nach jenem Steinauer Handstreiche von ihm denken? So spielte der ehrgeizige Mann mit dem Gedanken des Abfalls: das sollte ihn verderben.

Die prächtige Halle an der Parkseite von Wallensteins Palast in Prag, dem sogenannten „Friedländer Hause.“ Noch in der Gestalt erhalten, wie sie Wallenstein durch seinen italienischen Baumeister Sebregondi erbauen ließ.

25. Wallensteins Ausgang (1634).

Zwar war im kaiserlichen Rathe Wallensteins vornehmster Gönner Eggenberg noch immer der einflußreichste Minister, aber es fehlte auch nicht an mächtigen Gegnern, unter denen der kaiserliche Beichtvater Pater Lämmermann (Lamormain) nicht der geringste war. Spanien hatte Wallenstein im Laufe des Jahres 1633 zweimal aufs schwerste beleidigt; am feindseligsten war dem Herzog begreiflicherweise Kurfürst Maximilian. Aber noch ein wichtigerer Gegner erwuchs dem Generalissimus. Der Thronfolger (Ferdinand III.) verlangte den Oberbefehl oder doch mindestens den Befehl in der Armee neben Wallenstein. Dieser, auf sein Patent pochend, erklärte, der Thronfolger sei kein geborner Herr, ihm wolle er gern das Kommando abtreten, aber weder unter ihm, noch neben ihm dienen. Nunmehr gesellte sich auch der junge Fürst Wallensteins Feinden, dem stolzen spanischen Gesandten Oñate, dem spanischen Kapuziner Quiroga und dem Hofkriegsrathspräsidenten, Grafen Schlick hinzu.

Um Wallensteins räthselhafte Gesinnung zu erforschen, sandte der Kaiser
1633 im Dezember 1633 an ihn den Freiherrn Gerhard von Questenberg, in dessen Instruktion schon gesagt wird, Wallenstein scheine die Rolle eines Mitkönigs spielen und dem Kaiser in seinen eignen Landen nicht mehr freie Ver-

Digitized by Google

fügung laſſen zu wollen. Auch ſollte Queſtenberg den Friedländer zu einem Winterfeldzug bewegen, was jener, geſtützt auf ein Gutachten ſeiner Offiziere, verweigerte. Ebenſo eigenſinnig zeigte ſich Wallenſtein gegen den Kapuziner Quiroga (Januar 1634), der ihn zu beſtimmen ſuchte, eine Unternehmung des 1634
Kardinalinfanten zu unterſtützen.

Den ihm drohenden Gewitter gegenüber verließ ſich Wallenſtein auf einen doppelten Ausweg, die Verhandlungen mit den fremden Mächten und die Ergebenheit ſeiner Armee. Der Gedanke des Abfalls gewann für ihn ernſtere Bedeutung: um die Armee zu prüfen, theilte er ſeinen Oberſten am 12. Januar zu Pilſen mit, er ſei entſchloſſen, in Folge vielfacher Kränkungen abzudanken. Dieſe Eröffnung erregte allgemeinen Schrecken, der Kredit der Armee, die Guthaben der Oberſten beruhten auf Wallenſteins Generalat. Eine Deputation der Oberſten, geführt von Trzka und Ilow drangen in Wallenſtein, ſeinen Entſchluß aufzugeben. Endlich erklärte er ſich zu einem Aufſchube bereit, doch forderte er dagegen, daß man treu bei ihm ausharre. Auf Ilows Betrieb, wurde bei einem glänzenden Bankett, das dieſer gab und welches höchſt tumultuariſch endigte, ein Revers verfaßt, der ſogen. erſte „Pilſener Schluß", kraft deſſen ſich die Oberſten verpflichteten, für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen zu verſpritzen und ſich nie von ihm zu trennen. Vierzig Generale und Oberſten unterſchrieben den Pilſener Revers, auch der Verräther Piccolomini, der den Wiener Hof unverzüglich von dem Vorgange in Kenntniß ſetzte.

Längſt war Wallenſtein von Verräthern umgeben. Es waren Gallas, Piccolomini, Aldringer, — in dem Generalſtabe des Friedländers, — außerdem ſein alter Nebenbuhler Maradas und der Marcheſe Caretto di Grana. Die wichtige Rolle des Aufpaſſers hatte Piccolomini und löſte ſie mit echt italieniſcher Schlauheit. — Die Angabe, daß in dem Pilſener Reverſe ein Vorbehalt zu Gunſten des kaiſerlichen Dienſtes urſprünglich enthalten war, iſt zwar an ſich richtig: aber Wallenſtein ſtrich dieſe Beſtimmung, ehe der Revers vorgelegt und unterſchrieben wurde.

Trotz der Meldung Piccolominis war der Kaiſer noch zu keiner Gewaltthat entſchloſſen: er dachte an eine Beſchränkung der Vollmachten des Friedländers, hatte ſchlafloſe Nächte und ließ in Kirchengebeten den Himmel um ſeine Erleuchtung anflehen. In einem Patent vom 24. Januar wurde Wallenſteins 1634
Entſetzung bereits ausgeſprochen, doch hielt man es noch zurück. In der Umgebung des Kaiſers dagegen wurde der Plan, den Friedländer durch Gift oder Dolch zu beſeitigen, unverhüllt beſprochen, denn man ſetzte mit Recht voraus, daß Wallenſtein gutwillig den Oberbefehl nicht abgeben werde. Noch am 13. Februar ertheilte der ſchwache Ferdinand ſeinem Generaliſſimus militäriſche Anweiſungen und nannte ihn „lieber Oheim und Fürſt:" zu gleicher Zeit aber erließen Gallas, Piccolomini, Aldringer u. A. Ordonnanzen, denen zufolge niemand Befehle vom Herzoge, Ilow und Trzka anzunehmen habe. Erſt am 22. Februar wurde ein kaiſerliches Patent veröffentlicht, das Wallenſtein „der ganz gefährlichen Conſpiration wider den Kaiſer und ſein hochlöbliches Haus", des gröbſten Undankes anklagte, des Oberbefehls enthob und die Armee an die

FINIS BEL: LI PAX.
OCTAVIVS PICCOLOMINI DE ARAGONA

Octavio Piccolomini de Aragona.

Gemalt von Anſelmus van Hulle, geſtochen von Cornel. Galle 1649, als Piccolomini kaiſerlicher Bevollmächtigter beim Nürnberger Kongreß zur Ausführung des Friedens von Münſter war.

Digitized by Google

vnßers mittelß dieſem zuewieder handeln, vnndt ſich
ſondern wolte, ſambtlich vndt ein ieder inn ſonderheit,
oder dieſelbe wie treuloße Aydts vergeßene Leuth zuerfe
vndt an deßen Haab undt Güethern, Leib vndt Leben
zurechnen ſchuldieg vndt verbunden ſein ſollen vndt we
Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtie;
halten, haben wir zue mehrer beſtettiegung dieſes Er
handlich vnterſchrieben vndt Beſiegelt. So geſchehen
Haubt Quartier Pilſen, den zwölfften January Anno 1

Julius Heinrich, Herzog zu ſachſen. Eb. v. Ilow. Hanß Ulrich Schaffgotſch.

O. C. Piccolon

Joan Ernſt H. v. Scherffenberg. E. G. v. Sparr. Adam Trczka.

R. Fr. v. Morzin. Suys. Joan Lodouico Isola

G. H. v. Scherffenberg. Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt, Obr. Hans Rudolff v. Bre

W. Lamboy. Gonzaga. Johan Beck.

v. Wolff. A. Waeuell, Obr. Jh. v. Wiltberg

Florent de la Fosse. John Hender

Walter Butler, Col. Montar v. noyrel.

Julio Diodati. Buryan Ladiſlaw von Waldſtein. Hans Kha Prſchow

la Tornett. J. G. Rauchhoupt.

Petrus v. Lossy. Sebestyan Kosseczky.

Marcus Corpesz. A. Gordon.

Georg Friderich Milheim, L

vnßers mittelß dieſem zuewieder handeln, vnndt ſich ſondern wolte, ſambtlich vndt ein ieder inn ſonderheit, oder dieſelbe wie treuloße Aydts vergeßene Leuth zuuerfo vndt an deßen Haab undt Güethern, Leib vndt Leben zurechnen ſchuldieg vndt verbunden ſein ſollen vndt wo Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtieg halten, haben wir zue mehrer beſtettiegung dieſes Er handlich vnterſchrieben vndt Beſiegelt. So geſchehen Haubt Quartier Pilſen, den zwölfften January Anno 1

Julius Heinrich, Herzog zu ſachſen. Eb. v. Ilow. Hanß Ulrich Schaffgotſch.

O. C. Piccolon

Joan Ernſt H. v. Scherffenberg. E. G. v. Sparr. Adam Treczka.

R. Fr. v. Morzin. Suys. Joan Lodouico Isola

G. H. v. Scherffenberg. Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt, Obr. Hans Rudolff v. Bre

W. Lamboy. Gonzaga. Johan Beck.

v. Wolff. A. Waeuell, Obr. Jh. v. Wiltberg

Florent de la Fosse. John Hender

Walter Butler, Col. Montar v. noyrel.

Julio Diodati. Burjan Ladiſlaw von Waldſtein. Hans Kha Prſchow

la Tornett. J. G. Rauchhoupt.

Petrus v. Lossy. Sebestyan Kosseczky.

Marcus Corpesz. A. Gordon.

Georg Friderich Milheim, L

Digitized by Google

obengenannten Generale wies. Zwei Tage darauf erließ Ferdinand ſchon an Gallas Mandate, welche über die Güter Wallenſteins und ſeiner Vertrauten die Konfiskation verhängte.

Eine ſo ſchnelle Entwicklung der Dinge hatte Wallenſtein nicht vorausſehen können. Er hatte in einer zweiten Verſammlung zu Pilſen am 19. Februar ſeinen Oberſten erklärt, er wolle nichts gegen den Kaiſer und die Religion, ſondern nur den Frieden: und in einem zweiten Reverſe vom folgenden Tage betheuerten die Oberſten, Wallenſtein mit ſeiner Unterſchrift an ihrer Spitze, ſie hätten bei der Unterzeichnung des erſten Schriftſtückes nichts wider die Hoheit des Kaiſers und die Religion im Sinne gehabt: freilich wiederholten ſie das Gelöbniß der Treue gegen den Friedländer. Dieſe Erklärung überſandte Wallenſtein dem Kaiſer und bot zugleich ſeine Abdankung an. Seines Heeres war er ſchon nicht mehr ſicher, Piccolomini, Gallas und Aldringer hatten ſich an der zweiten Pilſener Beſprechung nicht betheiligt. Mit athemloſer Haſt wurden jetzt die Verhandlungen mit den Schweden betrieben, dreizehn Eilboten flogen zwiſchen Regensburg hin und zurück, aber Bernhard von Weimar wie Oxenſtierna blieben ebenſo mißtrauiſch: als er ſich endlich entſchloß, hatte ſich das Geſchick des ehrgeizigen Friedländers bereits erfüllt; am 25. Februar war er zu Eger unter den Händen der Meuchelmörder gefallen, welche die geheime Willensmeinung des Kaiſers zu errathen glaubten.

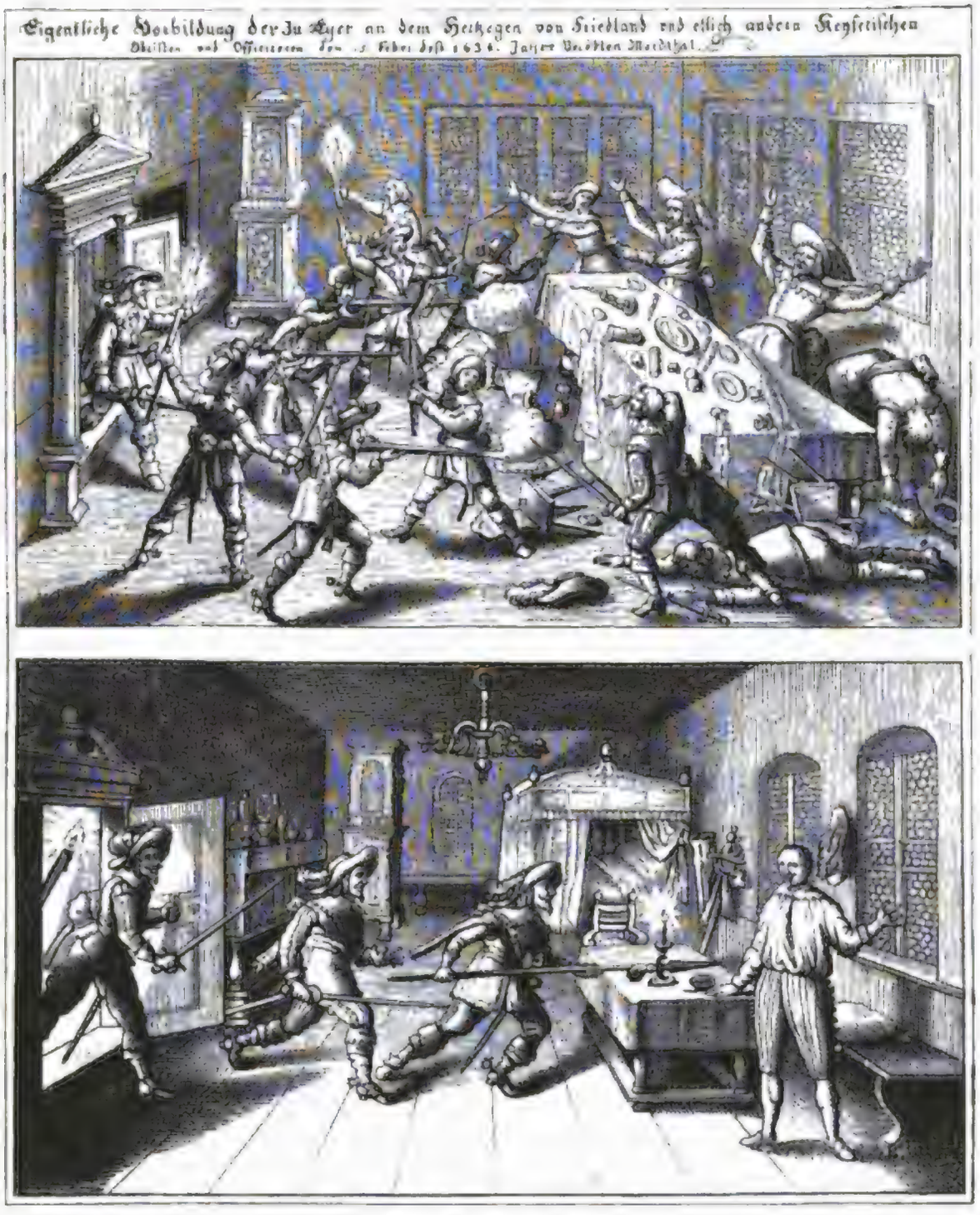
Am 22. Februar war Wallenſtein, der ſich urſprünglich in Prag hatte feſtſetzen wollen, nach Mies aufgebrochen, um ſich nach Eger zu begeben: nur fünf altſächſiſche und fünf Trzkaſche Kompagnien bildeten ſein Geleit. Unterwegs ſtieß er auf den katholiſchen Irländer Butler mit ſeinen Dragonern und zwang denſelben ihn nach Mies zu begleiten, ſtatt ſeinen Marſch auf Pilſen fortzuſetzen. Am 23. ſandte Butler ſeinen Beichtvater Patrik Taaffe nach Pilſen zu Piccolomini und ließ den General ſeiner unwandelbaren Treue verſichern. Piccolomini ließ Butler durch Taaffe mahnen, den Friedländer lebend oder todt einzuliefern. Ehe der Beichtvater dieſe Mahnung überbrachte, handelte Butler, dem Wallenſtein noch auf dem Wege nach Eger die glänzendſten Anerbietungen gemacht haben ſoll.

Am Abend des 24. Februar traf Wallenſtein in Eger ein und wurde von dem Kommandanten Gordon trotz eines ihm übermittelten Gegenbefehls eingelaſſen. Er quartierte ſich in dem Hauſe des Bürgermeiſters Pachhelbl ein. Am Abend theilte er noch dem Oberſtwachtmeiſter Leslie mit, daß er mit Sicherheit auf das Eintreffen Bernhards von Weimar rechne. Am folgenden Morgen bemühten ſich Ilow und Trzka, Butler, Gordon und Leslie zu gewinnen. Die beiden letzten wären am liebſten aus Eger entwichen, um aus der peinlichen Lage zu kommen, aber Butler hielt ſie zurück. In einer vertraulichen Beſprechung ſoll dann der ſchweigſame Schotte Leslie das entſcheidende Wort geſprochen haben: „Laßt uns die Verräther tödten.“ Auf einem Faſtnachtsſchmauſe in Gordons Wohnung auf der Citadelle traf das blutige Loos zuerſt Ilow, Trzka, Kinsky und den Rittmeiſter Neumann. Während ſie beim Weine ſaßen, ſtürmten Butlerſche Dragoner in den Saal, die verſchworenen Offiziere zogen die Degen, — es lebe Ferdinandus! — Kinsky und Ilow fielen gleich, Trzka ſank erſt nach tapferſter Gegenwehr, Neumann wurde im Vorſaale auf der Flucht von der Wache getödtet. Dann überfiel man, unter Beobachtung umfaſſender Sicherheitsmaßregeln, Wallenſtein. Eben hatte ihn, heißt es, ſein Aſtrolog Zenno (Seni) mit der Bemerkung verlaſſen, die von ihm in den Sternen beobachtete Gefahr ſei noch nicht vorüber, und der Feldherr wollte ſich zur Ruhe begeben. Lärm auf der Straße ſchreckte ihn auf, Deveroux drang ein: lautlos, mit ausgebreiteten Armen, empfing Wallenſtein den tödtlichen Stoß des Iren.

In den vier Medaillons Darſtellungen der Blutthaten zu Eger: A und B. Wie etliche kühne Soldaten auf ihrer Herren Befehl auf das Zeichen „viva la Casa Austria“ die zum Gaſtmal in Eger verſammelten Wallenſteinſchen Offiziere überfallen und ermorden. C. Wie die Soldaten in das Zimmer, wo Waldſtein im Podegra Verhaſt gelegen, eingedrungen und ihn, der ſich aus dem Bett, dem Fenſter zu, zu ſalviren, genahet, mit einer Parteſana durchſtoßen. D. Wie die Körper der Ermordeten dem Fürſten Franz Albrecht von Sachſen, der dem Waldſtein mit Sukkurs nach Eger zur Hilfe gekommen, gewieſen worden, darauf er alsbald in die kaiſerliche Verhaſt genommen.

„Wahre Abconterfech deß weilandt Alberti von Wallenſtain, gewesten Khayſeriſchen Feltgeneralißimi, Sowol auch waß geſtalt er ſambt 4 andern Rebellen umb vorgehabter maynaydiger Conſpiration zu Eger im Jahr 1634 den 25 Februari umbgebracht worden.“ Gleichzeitiges fliegendes Blatt im kaiſerlichen Sinne, von ungünſtigſter Auffaſſung gegen Wallenſtein, ſogar über ſein Benehmen im Augenblick des Todes, das hier abweichend von allen andern Quellen dargeſtellt iſt.

Digitized by Google



Der Mord zu Eger.

„Eigentliche Vorbildung der zu Eger an dem Hertzogen von Friedland vnd etlich andren Keyſerlichen Obriſten vnd Officieren den 15. Febr. deß 1634. Jahres Verübten Mordthat.“ Gleichzeitiger Stich in Wallenſtein freundlichem Sinne.

Man erzählt, der Kaiſer habe den traurigen Ausgang ſeines Feldherrn mit Thränen vernommen: jedenfalls belohnte er die Verräther und die Mörder aufs reichlichſte. Am lauteſten jubelte der ſpaniſche Geſandte: „Eine große Gnade hat Gott dem Hauſe Oeſtreich erwieſen.“ Es war ein ſpaniſcher Bubenſtreich,

den nichts entschuldigen kann, ein Justizmord, den die kaiserlichen Vertheidigungsschriften nicht gerechtfertigt haben. Der tragische Ausgang Wallensteins hatte aber die schwersten Folgen für das arme Deutschland; mit dem Friedländer war der einzige Mann dahin, der nach Gustav Adolfs Tode den Frieden hätte erzwingen können.

Der schwedische General Bauer hat den traurigen Ruhm, die Ruhe des Todten nachmals gestört zu haben. Im Jahre 1639 ließ er die Gruft zu Jicin öffnen, in welcher der Leichnam bestattet war, und nahm den Schädel und den rechten Arm als Siegeszeichen mit!

Ein Wallensteinscher Vierteltaler.

„Albertus D(ei) G(ratia) Dux Fridlandiae." (Wallensteins Bildniß.) | 1626. Sac(ri) Rom(ani) Imperii Princeps. (Wallensteins Wappen mit dem Herzogshut.)

26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).

Nach der Katastrophe von Eger traten Gallas und der Kaisersohn Ferdinand an die Spitze des Heeres. Der Krieg erstreckte sich auf die verschiedensten Theile Deutschlands: in Schlesien gewann der sächsische Feldmarschall Arnim bei Liegnitz einen glänzenden Sieg und das Land begab sich in den sächsischen Schutz, in Niedersachsen kämpften Georg von Braunschweig und der hessische Feldherr Holzapfel mit geringem Glück, in Baiern und der Oberpfalz rang Bernhard von Weimar mit Aldringer und Johann von Werth. Auch am Oberrhein nahm der Krieg seinen Fortgang; die Früchte der Siege fielen Frankreich in den Schoß, welches viele elsässische Städte in seinen „Schutz" nahm und seine Hand bereits auf Lothringen legte.

Im Juli erlangten die Kaiserlichen, verstärkt durch ein Heer, welches der Kardinalinfant Ferdinand herbeiführte, an der Donau das Uebergewicht. Straubing und Regensburg mußten geräumt werden. Bei Nördlingen kam es dann am
1634 5. und 6. September zur Entscheidungsschlacht. Nach erbittertem Streit erklärte sich das Kriegsglück für die Kaiserlichen, welche der Zahl nach auch die Uebermacht hatten. Der Feldmarschall Horn wurde gefangen, Herzog Bernhard verwundet, die Reste des schwedischen Heeres liefen auseinander. Unermeßlich waren die Folgen der Niederlage. Der Heilbronner Bund gerieth in völlige Auflösung,

Digitized by Google

Kursächsische Truppen um 1634.
Von einem die Schlacht bei Liegnitz darstellenden Merianschen Kupferstich.

in Würtemberg wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt, bis Weihnachten waren Schwaben, Franken und Baden gleichfalls in den Händen der Kaiserlichen. Aber noch unheilvoller ward die Niederlage dadurch, daß Frankreich, welches allein noch der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu können schien, den Preis für seine Hilfe ins ungemessene steigern durfte. Schon im Oktober übertrug der Rheingraf Otto Ludwig den Oberelsaß mit Ausnahme von Straßburg den Franzosen: in einem förmlichen Bundesvertrag (1. November) erhielt Frankreich den ganzen Elsaß bis zu anderweitiger Entschädigung zugesichert. Dafür versprach es 12,000 Mann unter dem Befehl eines deutschen Bundesfürsten, dem ein französischer General mit gleicher Vollmacht zur Seite stehen sollte, ins Feld zu stellen. Bald darauf trat Frankreich auch in eigener Sache in die Reihe der Kriegführenden ein. Die Spanier nämlich, denen jetzt der Muth außerordentlich gewachsen war, überfielen den Kurfürsten von Trier, einen Schützling Frankreichs, in seiner Hauptstadt und führten ihn gefangen nach Brüssel. Da ließ Richelieu durch einen französischen Herold auf dem Marktplatze zu Brüssel der Krone Spanien feierlich Fehde ansagen (19. Mai 1635). 1635

Um dieselbe Zeit aber wurde der Kaiser eines andern, wiewol nicht sehr furchtbaren Gegners ledig. Wenn schon die Heilbronner Bundesverwandten sich die Anmaßung des schwedischen Kanzlers nur widerwillig gefallen ließen, war es nicht zu verwundern, daß Kursachsen und Brandenburg aus der Verbindung mit Schweden loszukommen suchten. Sachsen war ja nur ungern dem Rufe Gustav Adolfs gefolgt: Brandenburg konnte sich noch weniger für die Schweden begeistern, die immer deutlicher merken ließen, daß sie Pommern als schließliche Abfindung beanspruchten.

So führte denn Johann Georg, der seit dem Juni 1634 zu Leitmeritz

1635 und Pirna mit dem Kaiser hatte verhandeln lassen, am 30. Mai 1635 den Prager Frieden herbei. Natürlich hatte sich der Kurfürst dabei am reichlichsten bedacht. Er bekam als Preis seines Abfalls von der gemeinsamen Sache endgiltig die beiden Lausitzen, — Schlesien wurde zum größten Verdrusse des sächsischen Unterhändlers, Arnim, nicht abgetreten, aber dafür blieb das Magdeburger Erzstift dem Sohne des Kurfürsten. Ließ sich der Kurfürst auch von seinem Egoismus allein leiten, so würde sein Werk darum doch nicht tadelnswerth erscheinen, wenn es hätte wirklich sein können, was es werden sollte, — ein allgemeiner Frieden. Denn der Kaiser verstand sich in der Hauptfrage, der Beschränkung oder Aufhebung des Restitutionsediktes, zu äußerster Nachgiebigkeit. Die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sollten den Protestanten, nach Maßgabe des Besitzstandes vom Jahre 1627, zunächst auf vierzig Jahre verbleiben: wenn dann keine Verständigung erzielt sei, auf immer; das Stimmrecht der protestantischen Stifter sollte allerdings ruhen. Damit war viel gewonnen. Auch wäre es ein Glück für Deutschland gewesen, wenn die vereinigte Kraft der Nation die fremden „Retter" des Evangeliums und der „deutschen Libertät" (Freiheit der Stände), die Helfer, deren eigennützige Absichten täglich offener hervortraten, vom deutschen Boden hätte vertreiben können. Aber von der allgemeinen Amnestie war eine Anzahl Fürsten namentlich ausgenommen, von der Wiederherstellung des Pfalzgrafen war nicht die Rede. Unter solchen Verhältnissen war ein allgemeiner Friede undenkbar; sollten die Protestanten, wie Sachsen es that, ihre Truppen dem Kaiser zur Verfügung stellen, damit man ihn wieder zum unbedingten Meister der Situation mache? Daher mußte der Friede, dem sich freilich Brandenburg, die nord- und mitteldeutschen Fürsten, auch viele Reichsstädte anschlossen, ein Sonderfriede bleiben. Der einseitige Abschluß stärkte schließlich nur den Kaiser, und der engherzige Kurfürst von Sachsen hat seinem Vaterlande keineswegs den Frieden, sondern nur dreizehn weitere Kriegsjahre beschert. Begreiflich aber ist es, daß die Schweden ingrimmig auf den fahnenflüchtigen Sachsen, den „Merseburger Bierkönig" schalten.

Nach dem Frieden von Prag waren die Kaiserlichen zunächst überall siegreich; ein Heer, welches Richelieu dem Herzog Bernhard unter dem Kardinal de la Valette nach dem Rheine zu Hilfe schickte, konnte gegen Gallas und den Herzog von Lothringen ebenso wenig ausrichten, wie nachher König Ludwig selbst. Die Schweden verfügten nur noch über geringe Streitkräfte, schon machte Oxenstierna dem Kaiser und Sachsen Friedensanträge; kaiserliche Heerhaufen faßten in Pommern Fuß.

Alle Früchte der früheren Siege mußte aber Schweden einbüßen, wenn es nicht gelang, den jetzt ablaufenden Waffenstillstand mit Polen zu verlängern. Diese Aufgabe löste der französische Diplomat, Graf d'Avaux mit Meisterschaft.
1635 Durch den Stuhmsdorfer Vertrag (12. September 1635) erhielt Schweden Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre und somit die Möglichkeit, die in Preußen und Livland stehenden Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz zu

werfen. Drei Niederlagen brachten sie im Laufe dieses und des nächsten Jahres den Sachsen bei, bei Dömitz an der Elbe (1. November 1635) bei Kyritz in der Priegnitz (17. Dezember) und bei Wittstock (4. Oktober 1636). In der letzten Schlacht kämpften sie an der Seite der Kaiserlichen: ihre Niederlage wurde von vielen Unterthanen Johann Georgs als göttliche Strafe für den Verrath am Evangelium betrachtet. An den Namen Baner knüpften sich diese Siege, die freilich auch die Mark Brandenburg in arge Mitleidenschaft zogen.

Inzwischen führte Frankreich am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg: als Feldherr diente ihm Bernhard von Weimar, seit kurzem (durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober) förmlich als Söldner Frankreichs, das ihm im geheimen den Elsaß oder eine angemessene Entschädigung verheißen hatte. Noch vor Beginn des Frühjahres erhob sich in den Rheingegenden entsetzliches Kriegsgetümmel, welches unsägliche Noth nach sich zog. Im Elsaß behielten die Franzosen die Oberhand, am Mittelrhein und in Westfalen die Kaiserlichen und bairischen Völker. Im Juli 1636 sah sich aber Frankreich in 1636
seinem Innern bedroht; aus den Niederlanden brach der Kardinalinfant in Frankreich ein, zugleich überschritten Piccolomini und Johann von Werth von Lüttich aus die Grenze. Namentlich der letztere wurde durch seine kühnen Reiterthaten ein Schrecken der Feinde, — die Sage heftete sich nachmals an den verwegenen Beutemacher, der sich rühmte den Doppelaar auf dem Louvre aufzupflanzen. Das Entsetzen in der Hauptstadt war groß, noch größer und allgemeiner die Wuth gegen Richelieu. Aber der Kardinal fand Mittel, die erregte Stimmung zu beruhigen und durch ein neues überlegenes Heer den Feind zum Abzug zu zwingen.

Mitten in dem Kriegsgetümmel betrieb Ferdinand II. die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige. Von den fünf Kurfürsten — der Trierer saß in Linz gefangen und die Pfalz galt noch immer als erledigt — hatte Ferdinand nichts zu fürchten; nur besorgte er, Kurfürst Maximilian würde seinem Sohne die Krone streitig machen, obwol er dem zweiundsechzigjährigen Fürsten eben seine vierundzwanzigjährige Tochter Maria Anna vermählt hatte. Richelieu und Papst Urban VIII. begünstigten das Projekt, aber zum größten Aerger Frankreichs und Schwedens wurde am 22. Dezember Ferdinand III. einstimmig gewählt.

Das war der letzte Erfolg Ferdinands II.: am 15. Februar 1637 beendete 1637
er seine Laufbahn: die Nation mochte an seinem Sarge sich tröstend gestehen, daß schlimmere Zeiten das Vaterland nicht heimsuchen könnten, als die, welche der Glaubenseifer, die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit dieses Herrschers herbeigeführt hatten. Die bekannte habsburgische Leutseligkeit, sein Sinn für Geselligkeit und Familienleben mögen ihn als Menschen achtungswerther erscheinen lassen: der Kaiser Ferdinand hat keinen Anspruch auf die Nachsicht späterer Geschlechter.

Allerdings war Ferdinand kein Despot im Sinne Philipps II., aber er besaß auch dessen Tüchtigkeit nicht. Die großen Erfolge verdankte er der Erbärmlichkeit seiner Gegner

FERDINANDVS III D.G. ROM. IMPERATOR S.A. GER. HVNG. BOH. DAL. CROA. et SCLAV. REX ARCHADVX AVST. DVX BVRG. STYR. CARIN. CARN. et WIRTEMB. COM. TYR. et GORITIÆ
Elias Wideman sculpsit Viennæ Aº. 1648.

Kaiſer Ferdinand III.

Kupferſtich von Elias Wideman. Wien 1648.

und der Hilfe ſeiner auswärtigen Freunde. Im Faſten und Beten von keinem Mönch übertroffen, den Worten jeſuitiſcher Beichtväter eifrig lauſchend, wo es ſich um religiöſe Dinge handelte, mied er ernſte Geiſtesarbeit wie die Sünde und blieb ſtets der Spielball ſeiner Höflinge und geiſtlichen Berather. Seine Läſſigkeit und Unſelbſtändigkeit bewirkte bei ſeinen Beamten eine Saumſeligkeit, die oft den Spott fremder Geſandten herausforderte. Dabei war er ein arger Verſchwender, der ſeine Kaſſen oft mit Zwangsanleihen füllte und gelegentlich (1620) auch die Waiſengelder nicht ſchonte.

27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).

Die Kriegsereigniſſe des Jahres 1637 waren dem neuen Kaiſer günſtig, zumal 1637
ſich auch Brandenburg mit Rückſicht auf den pommerſchen Erbfall, — am 20. März war Bogislaus XIV. geſtorben, — eng an den Kaiſer ſchloß und ihm ſogar ein Heer zur Verfügung ſtellte. Baner mußte im Juli bis hinter die Oder zurückweichen; alle feſten Plätze an der Elbe gingen an die Kaiſerlichen verloren. Bernhard von Weimar überſchritt zwar im Auguſt den Rhein, mußte ſich aber im Oktober vor Johann von Werth zurückziehen. Das traurigſte Geſchick aber traf den Landgrafen Wilhelm V. von Heſſen und ſein Land. Längſt als Friedbrecher geächtet mußte er, von all ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, Heſſen aufgeben, das für die antikaiſerliche Haltung ſeines Fürſten aufs ſchrecklichſte geſtraft wurde. Landgraf Wilhelm warf ſich mit einer kleinen Schar nach Oſtfriesland, wo er am 1. Oktober den Anſtrengungen eines abenteuerlichen Kriegslebens erlag.

Seine Gemahlin, die kluge Amalie Eliſabeth, wußte ſich durch wenig ernſt gemeinte Verhandlungen mit dem Kaiſer ihre Lage zu erleichtern und hielt, als Vormünderin ihres Sohnes, an dem Bündniß mit den fremden Mächten feſt.

Aber ein gewaltiger Rückſchlag erfolgte im nächſten Jahre. Durch ein neues Bündniß (zu Hamburg, 6. März 1638) einten ſich die fremden Mächte enger 1638
denn zuvor: jetzt verlangten ſie von dem Kaiſer völlige Wiederherſtellung der Zuſtände von vor 1618. Der Stern Bernhards von Weimar, der ſchon im Erbleichen geweſen, erglänzte von neuem. Durch die Mißerfolge des letzten Herbſtes nicht eingeſchüchtert brach er aus ſeinen Winterquartieren unvermuthet auf, um den wichtigen Paß von Rheinfelden zu erobern. Am 28. Februar erlitt er vor dieſer Feſtung eine kleine Schlappe, die ihn zwar zur Aufhebung der Belagerung zwang, von den Kaiſerlichen aber überſchätzt wurde. Er kehrte wieder und zerſprengte das kaiſerliche Heer (3. März); die oberſten Anführer, unter ihnen Johann von Werth, geriethen in Gefangenſchaft. Im Siegeslaufe drang der Herzog weiter vor; der Breisgau, Baden und Würtemberg wurden wieder beſetzt. Verſtärkt durch ein neues Korps unter dem Marſchall Guébriant konnte er daran denken, Breiſach, den Schlüſſel zu Vorderöſtreich und dem Elſaß einzunehmen. Das ſollte der Mittel- und Stützpunkt des Fürſtenthums werden, das ſich der Herzog, mit oder ohne Frankreichs Genehmigung, hier zu gründen gedachte. Alle Verſuche der Kaiſerlichen, die wichtige Feſtung zu entſetzen, waren vergeblich: am 15. Oktober wurde Karl von Lothringen bei Thann zurückgeſchlagen, auch Götz und Savelli drangen nicht durch. Hunger und Seuchen, unbeſchreibliche Leiden nöthigten endlich am 17. Dezember den ſtandhaften Kommandanten Reinach zu einer Kapitulation, die ihm ehrenvollen Abzug gewährte.

Indeſſen hatte Baner den ſäumigen Gallas im Laufe des Sommers wieder aus Pommern und Mecklenburg verdrängt: der einzige Lichtblick für den Kaiſer

„Dies iſt **Johann von Werth**, der Mann, deſſen Tugend keine Titel begehrte, alle verdiente, ein Schlachtenſoldat, der Feinde Schrecken, ein Vorbild den großen Feldherrn."

Stich von Paulus Fürſt vom Jahre 1637. — (Die Feſtung Hermanſtein über dem Rhein, oben links im Bilde, iſt das heutige Ehrenbreitenſtein.)

„Bernhard, der Große und Allererſte, Herzog zu Sachſen."
Gleichzeitiger Stich, charakteriſtiſch für die fürſtlichen Repräſentationsbildniſſe der damaligen Zeit.

Digitized by Google

war ein Sieg, den der Feldmarschall Hatzfeld bei Vlotho, unweit Minden über den Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Sohn des Böhmenkönigs, davontrug.

Aber bald bedurfte der Kaiser nicht nur des Feldmarschalls Hatzfeld, sondern seiner gesammten Streitmacht gegen den kühnen Bauer, um seine eigenen
1639 Erblande zu schirmen. Im Frühjahr 1639 erhob sich derselbe nämlich zu einem Einfall in die Lande des Kaisers. Bei Chemnitz zersprengte er das sächsische Heer, bald stand er in Böhmen, welches er von neuem in Aufstand zu versetzen hoffte. Aber darin täuschte er sich: gegen Prag vermochte er nichts zu unternehmen, aber das platte Land suchte er furchtbar heim. Als jetzt der neue Oberbefehlshaber der Kaiserlichen, Ferdinands III. Bruder, Leopold Wilhelm, seinem Siegeslaufe Halt gebot, setzte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen unter heißen Gefechten die Landverwüstung fort.

Um diese Zeit befreite das Geschick den Kaiser von seinem furchtbarsten und tüchtigsten Gegner, dem Herzog Bernhard. Er hatte nach der Eroberung von Breisach fast die ganze spanische Freigrafschaft erobert und schien dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, ganz nahe zu sein. Er trieb damit freilich dem Bruche mit Frankreich entgegen, das an seinen Grenzen kein selbständiges Fürstenthum Elsaß, keinen Herrscher mit dem Geist und Charakter Bernhards dulden konnte. In seinem eigenen Heere hatte der Herzog einen in französischem Solde stehenden Aufpasser, den vaterlandslosen Schweizer Ludwig von Erlach. Aber auch dem Herzog blieb nicht verborgen, daß Frankreich seinen Plänen abhold war: es drängte ihn, aus seiner schiefen Stellung herauszukommen. Daher entwarf er in den letzten Monaten seines Lebens das patriotische, aber unausführbare Projekt, eine „dritte Partei" zu begründen, welche dereinst die Fremden und den Kaiser zum Frieden zwingen könne. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie von Hessen, beide im Besitz beträchtlicher kriegsgeübter Truppen, sollten der dritten, der „guten" Partei beitreten. Es ward dem Herzog erspart, diesen Plan scheitern zu sehen, mit dem er seinen
1639 allzu großen Diensteifer für Frankreich hatte sühnen wollen. Am 18. Juli starb er plötzlich zu Neuenburg am Rhein. Sein Tod mußte den Franzosen so erwünscht kommen, daß die Zeitgenossen an eine natürliche Todesursache nicht glauben mochten; doch ist kaum eine Frage, daß der Herzog dem Typhus erlegen ist. Mit ihm sank die letzte Heldengestalt des großen Krieges in das Grab: er war nicht fleckenrein und vorwurfsfrei, — wie hätte es in jener Zeit anders sein können! — aber er war der Besten Einer.

Seine Eroberungen vermachte er, um sie dem deutschen Reiche zu erhalten, testamentarisch seinen weimarischen Brüdern; er wünschte auch, daß einer derselben sein Kriegsheer übernehmen möchte. Da dieselben dazu weder den Muth, noch den guten Willen, noch aber das nöthigste, die erforderlichen Geldmittel besaßen, ward es Frankreich leicht, die vielumworbenen Weimaraner in ihren Dienst zu ziehen. Auch die Eroberungen Bernhards kamen ausschließlich dem Fremdling zu gute.

Der Vertrag, durch welchen Bernhards Truppen in Frankreichs Sold traten, ist dem

deutschen Unterhändler, Ludwig von Erlach, zum schweren Vorwurf gemacht, ja geradezu als Verrath bezeichnet worden. Mit großem Unrecht. Es handelte sich einfach darum, wer den rückständigen Sold zahlen und zu weiteren Zahlungen sich verbindlich machen wollte. Da die weimarischen Brüder dies nicht konnten, war es sehr gleichgiltig, ob die Schweden, Oestreicher oder Franzosen das Heer übernahmen, und sehr natürlich, daß das zuverlässigste Gebot acceptirt wurde. Nationale Gefühle darf man weder von dem Schweizer Erlach, noch von den Offizieren verlangen. Auch der Herzog war französischer Söldner gewesen.

28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).

Immer mehr löste sich der Krieg in einzelne Züge und Gegenzüge auf, deren Planlosigkeit und Fruchtlosigkeit das Interesse des Beobachters erlahmen läßt. Auch blieben die Schauplätze des Krieges und der Verheerung wesentlich dieselben, wie zuvor, nur daß Hessen schlimmer mitgenommen wurde, seit die Landgräfin Amalie offen zu den Schweden übergetreten war. Schon machten sich auch Friedenswünsche geltend, und der Kaiser berief einen Reichstag nach Regensburg zum Juni 1640, aber kein Fürst erschien hier persönlich, um 1640
an der Verständigung mitzuarbeiten. Der Kaiser aber erfuhr hier zu seinem großen Leidwesen harte Opposition von Seiten Baierns, welches gegen Spanien aufs heftigste loszog und im Gegensatze zu der von Ferdinand beantragten beschränkten Amnestie eine allgemeine befürwortete.

Diesem Reichstage hätte der Kriegsgott beinahe ein jähes Ende bereitet. Der schwedische General Baner nämlich, welcher im Frühjahre 1640 aus Böhmen bis nach Braunschweig hatte zurückweichen müssen, erschien, mit dem französischen Marschall Guébriant, unvermuthet (am 21. Januar 1641) so nahe vor Regens- 1641
burg, daß er — von Regenstauf aus — den Reichstag und den Kaiser hätte gefangen nehmen können, wenn nicht plötzliches Thauwetter das Donaueis gelöst hätte. Trotz der Aussichtslosigkeit des Friedenswerkes wurde schon im August 1641 eine Friedensdeputation in Frankfurt a. M. eingesetzt. Von größter Wichtigkeit war auch, daß nach dem im Dezember 1640 erfolgten Tode des Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg der thatkräftige und hochbegabte Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, welcher den kaiserlich gesinnten Minister Schwarzenberg entließ und den Ausgleich mit Schweden suchte.

Daß die schwedische Politik den Gedanken Gustav Adolfs, die Schwächung des Hauses Habsburg, noch nicht aufgegeben habe, lehrte eine um diese Zeit veröffentlichte Denkschrift, in welcher dem Kaiserhause ebenso schwere als berechtigte Vorwürfe, und Vorschläge zu völliger Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung gemacht wurden.

Der Grundgedanke der Schrift des Hippolithus a Lapide (wahrscheinlich B. Ph. Chemnitz, schwedischer Historiograph, 1605—1678) ist: „Das einzige Mittel zur Rettung des verfallenden deutschen Reiches ist die Verdrängung des Hauses Oestreich aus Deutschland, denn auf Kosten des Reiches allein hat es sich vergrößert.“ Die Vorschläge zur Umgestaltung der Verfassung zielen auf Gründung eines deutschen Staatenbundes und würden

als vortrefflich zu bezeichnen sein, wenn nicht eine beständige Schutzherrschaft Frankreichs und Schwedens über das deutsche Reich beabsichtigt wäre.

Die Seele der schwedischen Kriegführung blieb bis zu seinem Tode der kühne Bauer. Nach seinem Unternehmen auf Regensburg rettete er sich mit Mühe nach Sachsen und weiter nach Norddeutschland: am 20. Mai 1641 starb er, bis zum letzten Augenblick von der kaiserlichen Armee verfolgt. Maßlose Hingabe an die Genüsse des Lebens hatte die Kraft des 45jährigen Feldherrn vor der Zeit gebrochen.

Sein Heer war nach seinem Tode in einer ähnlichen Lage, wie das Bernhards von Weimar; dem Fremdling Guébriant wollte es nicht gehorchen: da übernahm den Oberbefehl Linnard Torstenson, der genialste Schüler Gustav Adolfs, wenngleich ihn körperliches Leiden nöthigte, sich stets einer Sänfte zu bedienen. Durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Beweglichkeit seiner Entwürfe setzte er die Welt in Erstaunen.

1642 Im Jahre 1642 brach er durch Brandenburg nach Schlesien vor, schlug die Feinde, welche Glogau belagerten, bei Schweidnitz (August 1642) wandte sich nach Mähren, von dort nach der Einnahme von Olmütz wieder durch die Lausitz nach der Leipziger Ebene. Ein Sieg auf der Walstatt bei Breitenfeld (2. November) brachte ganz Sachsen in seine Hand.

Während im folgenden Jahre auf dem Frankfurter Deputationstag und in Konferenzen zu Wien an der Vorbereitung des Friedens erfolglos gearbeitet wurde, planten die Gegner des Kaisers einen umfassenden Angriff; Torstenson und Guébriant sollten sich in Süddeutschland zur Vernichtung Maximilians die Hände reichen, Fürst Georg Rakóczy von Siebenbürgen nach Westungarn vorbrechen. Aber Rakóczy wurde durch den kaiserlichen Feldherrn Götz festgehalten, die Franzosen nach dem Tode Guébriants durch den wackeren Ligistengeneral Mercy bei Tuttlingen an der Donau geschlagen (24. November).

Zum Unglück für die Schweden erschienen nun auch die Dänen wieder auf dem Kampfplatz. Christian IV. hatte, neidisch auf Schwedens Siege, ihnen zuletzt durch Friedensvermittlungen die Frucht ihrer Thaten verkümmern wollen und schritt, als dies mißlungen war, zu offenen Feindseligkeiten. Ein kaiserliches Heer zog ihm unter Gallas zu Hilfe. Aber der rasche Torstenson über-
1643 schwemmte schon zu Weihnachten 1643 die Elbherzogthümer mit seinen Truppen; seinen Generalen Wrangel und Horn diese Feinde überlassend, warf er sich dann wieder auf das unglückliche Sachsen und besiegte am 6. März 1645 bei Jankau in Böhmen das kaiserliche und bairische Heer. Der Kaiser schien verloren, denn Rakóczy ward durch ein neues Bündniß gewonnen und Torstenson rückte bis in die unmittelbare Nähe von Wien. Aber Ferdinand verzagte nicht, und seine Zuversicht ward belohnt. Rakóczy ließ auf sich warten, endlich sich sogar zu einem Separatfrieden bewegen; Torstenson hatte während der vergeblichen Wartezeit an der Belagerung des festen Brünn seine Kraft geschwächt: nach einem mißlungenen Sturm (15. August) wurden die ungarisch-siebenbürgischen Hilfstruppen abberufen. So mußte Torstenson nach Böhmen zurückkehren; miß-

muthig legte er im Dezembr. 1645 den Oberbefehl in die Hände des erfahrenen aber schonungslosen Wrangel nieder.

Schwedische Vedette und Troßwagen.

(Staffage des Planes der Schlacht bei Jankau im Theatrum Europaeum.)

In der Zwischenzeit hatten Mercy und Johann von Werth den Franzosen unter Türenne bei Mergentheim eine empfindliche Niederlage bereitet (5. Mai), welche der Herzog von Enghien durch seinen Pyrrhussieg bei Allersheim (3. August) nicht wieder wett machte. Aber dafür waren Sachsen und Dänemark aus dem Bunde mit dem Kaiser ausgeschieden; Sachsen hatte mit den Schweden einen Waffenstillstand, Dänemark Frieden geschlossen.

Obwol sich nun schon seit fast drei Jahren Friedensbevollmächtigte in Münster und Osnabrück befanden, im November 1645 auch der östreichische 1645
Premierminister Graf Trautmannsdorff nach Münster abgegangen war, sollte das unglückliche Deutschland noch beinahe zwei Jahre auf den Frieden warten. Schweden und Frankreich suchten ihn so günstig wie möglich für sich zu gestalten, die evangelischen Reichsstände klammerten sich an jene, die katholischen an diese Macht. Spanien arbeitete überhaupt gegen den Frieden, so lange es keine Garantien wegen der Niederlande erhielt. Das Friedenswerk wurde außerdem dadurch erschwert, daß Frankreich seine Errungenschaften an der Westgrenze des Reiches um jeden Preis zu sichern suchte und Schweden sich berufen fühlte, dem Protestantismus in den östreichischen Erbländern aufzuhelfen.

Eine eigenthümliche, für den Gang der Ereignisse fast entscheidende Stellung nahm im Jahre 1647 Baiern ein. Der Kurfürst, bejahrt und von der Kriegs- 1647
last schwer gedrückt, ließ sich zu einem Separatfrieden mit Frankreich (Ulmer Frieden, März 1647) bewegen, der von Schweden nicht respektirt und vom Kaiser aufs höchste mißbilligt wurde. Eine gründliche Verwirrung folgte. Johann von Werth wollte die gesammte bairische Armee ins kaiserliche Lager führen. Oxenstierna bot dem Kaiser an, im Bunde mit Schweden den Kurfürsten aus dem Lande zu jagen.

Carl Guſtav Wrangel, ſchwediſcher Generaliſſimus.
Gleichzeitiger Kupferſtich von M. Kuſell aus dem Verlage von Matthäus Merian jun.

Da verſtändigten ſich der Kurfürſt und der Kaiſer von neuem (Paſſauer
Vertrag, 2. September 1647), aber auch Frankreich und Schweden. Bei Ansbach
vereinigte ſich Türenne mit dem aus Böhmen verdrängten Wrangel: in
der Nähe von Augsburg — bei Zusmarhauſen — wurden die Kaiſerlichen am
1648 17. Mai 1648 geſchlagen; auch die Baiern mußten weichen, und der alte Kurfürſt
floh nach Salzburg.

Aber, wo der Krieg begonnen hatte, sollte er auch enden, im Herzen Böhmens, in Prag. Während Türenne sich der östreichischen Grenze näherte, Wrangel die Landbevölkerung in Oberöstreich zum Aufstande mahnte, der spätere schwedische Thronfolger Karl Gustav von der Pfalz in Schlesien bereit stand, in Böhmen einzubrechen, wagte der kühne Königsmark das großartige Unternehmen auf die böhmische Hauptstadt. Geführt von dem ortskundigen Verräther Ottowalsky von Streitberg, bemächtigte er sich am 26. Juli in der Nacht der Prager Kleinseite. Aber alle Versuche, die Alt- und Neustadt zu erobern, scheiterten an der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürgerschaft. Auch der Hauptsturm am 24. Oktober mißlang; acht Tage später mußten die Schweden grollend abziehen, denn endlich, endlich, war der „Westfälische Frieden" unterzeichnet.

Nichtsdestoweniger schleppten sie reiche Beute heim, darunter als kostbarstes Stück die Handschrift von Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung, den berühmten Codex argenteus, der nach vielen abenteuerlichen Wanderungen endlich in der Universitätsbibliothek von Upsala zur Ruhe gekommen ist.

„Neuer Auß Münster vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- vnd Friedenbringende Postreuter." Kopfstück eines fliegenden Blattes mit der Friedensnachricht.

29. Der Friede zu Münster und Osnabrück (1648).

1648 Gewiß war der Zug Königsmarks von entscheidender Bedeutung für den Friedensschluß: doch hatte schon vorher die Haltung Baierns und Brandenburgs, welches letztere den Gedanken der „dritten Partei" wieder aufnahm, wesentlich dazu beigetragen, die Verhandlungen in Fluß zu bringen. Sehr förderlich war es auch, daß das bisher widerstrebende Spanien sich am 30. Januar 1648 mit den Niederlanden verständigte. Gleichwol blieb die Schwierig-

keit, all den verſchiedenen Anſprüchen gerecht zu werden, noch ſehr groß, und der Umſtand, daß zu Münſter mit Frankreich unter päpſtlicher und venetianiſcher Vermittlung, zu Osnabrück mit Schweden verhandelt wurde, diente auch nicht zur Erleichterung der mühevollen und verwickelten Aufgabe. Neben den großen Fragen der Politik erſchwerte ein kleinlicher Etikettenſtreit die völlige Vereinbarung.

Die vornehmſten Mitglieder des Friedenskongreſſes waren: Fabio Chigi, der päpſtliche Vertreter, Contarini, der venetianiſche Geſandte; den Kaiſer vertraten zu Münſter Graf Joh. Ludw. zu Naſſau und Iſaak Volmar, zu Osnabrück Graf Max Trautmannsdorff; für Frankreich wirkten der gewandte Graf d'Avaux und, häufig mit ihm uneinig, der geiſtreiche aber anmaßende Abel Servien; Schweden vertraten Johann Oxenſtierna, der Sohn des Reichskanzlers, und der ränkevolle Adler Salvius. — Die amtliche Schriftſprache war die lateiniſche.

Für die fremden Mächte war die wichtigſte Angelegenheit die Feſtſetzung ihrer Entſchädigungen, und theuer mußte Deutſchland die franzöſiſche und ſchwediſche Hilfe bezahlen.

Schweden, das ganz Pommern und Schleſien verlangte, erhielt fünf Millionen Thaler als Kriegskoſtenentſchädigung, Vorpommern mit Rügen, Stücke von Hinterpommern mit Stettin, Wismar, die Bisthümer Bremen (mit Ausſchluß der Stadt) und Verden als weltliche Herzogthümer. Für dieſe wurde es Mitglied des deutſchen Reiches und erhielt Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Der Krone Frankreich wurde die Hoheit über Metz, Toul und Verdun, welche drei Bisthümer es ſeit 1552 thatſächlich beſaß, endgiltig zugeſprochen: vom Elſaß bekam es nur die öſtreichiſchen Beſitzungen mit Rechtstitel — gegen eine Entſchädigung von drei Millionen Lires an die Söhne des Erzherzogs Wilhelm —; bald zeigte es ſich, daß das morſche Reich nicht im Stande war, die nicht abgetretenen reichsfreien Stände im Elſaß vor dem übermächtigen Nachbar zu ſchirmen.

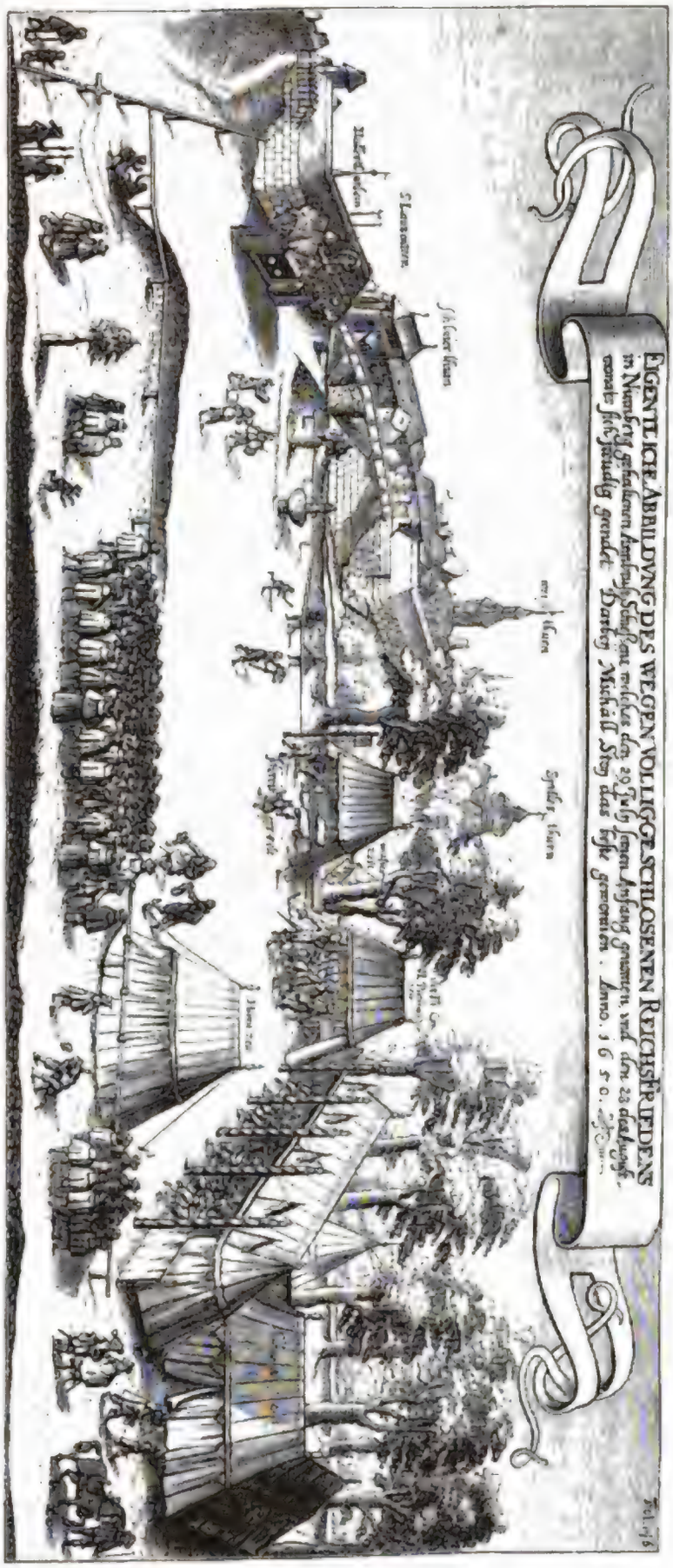
Was die deutſchen Theilnehmer des Krieges betraf, ſo blieb Maximilian von Baiern im Beſitze der Kurwürde und der Oberpfalz: die Unterpfalz mit der neugeſchaffenen achten Kurwürde und dem Erzſchatzmeiſteramte bekam der Sohn des verſtorbenen Böhmenkönigs, Karl Ludwig. Baden-Durlach und Würtemberg wurden reſtituirt; Mecklenburg-Schwerin entſchädigte man für Wismar mit den Stiftern Schwerin und Ratzeburg. Die ſtandhafte Anhängerin der Schweden, Amalie von Heſſen-Kaſſel, blieb nicht unbelohnt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg mußte zufrieden ſein, daß man ihm Hinterpommern ließ und für den aufgegebenen Theil des pommerſchen Erbes wenigſtens leidlich entſchädigte.

Heſſen bekam außer einer Geldentſchädigung die Abtei Hersfeld und die Grafſchaft Schaumburg; Brandenburg die Stifter Kammin, Minden, Halberſtadt und Magdeburg; doch blieb letzteres bis 1680 im Beſitz des ſächſiſchen Adminiſtrators Auguſt.

Unerledigt blieben die Donauwörther Sache und der Jülich-Kleveſche Erbfolgeſtreit.

Wie man ſieht, hatte Schweden ſein Ziel, die Beherrſchung der Oſtſeeküſte, faſt völlig erreicht, Frankreich an der Weſtgrenze Thor und Thür ins Reich bekommen. Da die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande gleichfalls ausdrücklich anerkannt wurde, ſtand das Reich nach dieſer Seite fremden Einflüſſen und Angriffen offen. Richelieus Nachfolger, Mazarin, durfte zufrieden ſein.

Die religiöſe Frage wurde nach langem Hader durch Anerkennung des Paſſauer Vertrages und Beſtätigung des Augsburger Religionsfriedens erledigt: in den



Armbrustschießen in Nürnberg wegen völlig geschlossenen Reichsfriedens 1650. Unter den Zelten (Herrenzelt, Schreiberszelt, Schenkzelt) ist bemerkenswerth „ihrer fürstl. Gnaden Herrn Piccolomini Zelt", Vertreters Römischer Majestät beim Friedenskongreß zu Nürnberg.

letzteren wurden auch die Reformirten ausdrücklich eingeschlossen. Für den Besitzstand hinsichtlich der geistlichen Stifter wurde schließlich das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen: Katholiken, wie Evangelische sollten inne behalten, was sie in jenem Jahre besessen. Damit war das Restitutionsedikt aufgehoben, aber auch weiterem Abfalle katholischer Würdenträger vorgebeugt. Evangelische Unterthanen wurden der geistlichen Gerichtsbarkeit, namentlich in Ehesachen, entzogen: aber das Recht der Landesherren, Unterthanen, welche das Normaljahr nicht schützte, wegen entgegengesetzten Bekenntnisses zur Auswanderung zu zwingen, blieb in Kraft.

Der förmliche Schluß des Friedens, die Erledigung aller Einzelfragen dauerte noch bis in das Jahr 1650. Nachdem am 8. Februar 1649 die Auswechselung der Ratifikationen erfolgt war, zogen sich die Verhandlungen noch bis in das Jahr 1650 hin, wo am 16. Juni in dem zweiten „Nürnberger Friedensexekutionsrezeß" die endgiltige Erledigung erfolgte. Wie dieses Ereigniß durch ein glänzendes

Armbruſtſchießen gefeiert wurde, ſo hatte auch aus Anlaß des erſten Exekutionsrezeſſes vom 23. September 1649 zwei Tage darauf in Nürnberg ein großartiges Friedensbankett ſtattgefunden. Eine gleichzeitige Beſchreibung weiß nicht genug zu rühmen den Glanz der Zurüſtungen und die Pracht der Tafel. „Zuletzt wollten die anweſenden Kriegsherren und Generale zum Abſchied noch einmal Soldaten ſpielen. Sie ließen ſich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Geſandten, Seine hochfürſtliche Durchlaucht den ſchwediſchen Generaliſſimus Herrn Karl Guſtav Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Se. Excellenz den General von Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarſchall Wrangel; alle Generale, Oberſten und Oberſtlieutenants wurden zu Musketieren gemacht. So marſchierten die Herren um die Tafel, ſchoſſen ein „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke ab. Bei ihrem Rückmarſch aber wurden ſie von dem Herrn Oberſt Kraft ſcherzweis abgedankt und des Dienſtes entlaſſen, weil nunmehr Friede ſei."

Wird zwar gleich die folgende Entwicklung zeigen, daß dieſer Frieden, für deſſen Aufrechthaltung die beiden fremden Mächte als Garanten zu ſorgen hatten, die politiſche Ohnmacht Deutſchlands für Jahrhunderte beſiegelte, ſo wäre es dennoch frevelhaft, der damaligen Generation den Jubel über den Abſchluß zum Vorwurf zu machen. Man muß verſuchen das Gefühl zu begreifen, dem der fromme Paul Gerhardt die Worte lieh:

Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Friedenswort,
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.

Wohlauf! und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
O Deutſchland, ſinge Lieder
Im hohen, vollen Chor!

Eine leidenſchaftliche, ſchmerzliche Freude zuckte durch alle Gemüther; dem alten Landmann kam der Friede vor, wie die Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter der nun längſt umgehauenen Dorflinde gefeiert: das junge, in den Kriegsjahren erwachſene, Geſchlecht vernahm wie ein Märchen, daß eine Zeit nahe, in welcher Saat und Ernte gedeihen und reifen würden, wo man nicht mehr aus halbverfallenen Heimſtätten in unwegſame Schlupfwinkel flüchten würde. Gewiß, das „Nun danket alle Gott" des Martin Rinkart kam allen von Herzen. — Vom Papſt wurde das Friedenswerk freilich am 3. Januar 1651 verdammt.

Große Nürnberger Denkmünze auf die Friedensfeier.

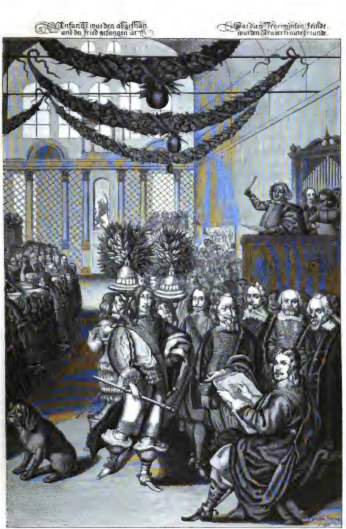
Unter dem herabſchwebenden Friedensgenius umarmen ſich Wohlfahrt und Gerechtigkeit, in der Ferne die Stadt Nürnberg. Die Unterſchrift enthält als Chronogramm die Jahreszahl 1651. (Städtiſche Sammlung zu Nürnberg.)

Dieſes Fried: und Freuden Mahl
Hielt hie auf dem Rhathaus Saal,
Carol Guſtav wegen Schweden,
alß die Blutbethrenten Federn

3. Pfalzgraf Karl Guſtav, ſchwediſcher Generaliſſimus. 1. Duca d'Amalfi, Fürſtl. Gnaden, (Octavio Piccolomini) als Vertreter Röm. Kaiſerl. Majeſtät. 2. Pfalzgraf Karl Ludwig.

„Aigentliche Abbildung des Fried- und Freudenmahls, welches der Durchlauchtigſte Hochgeborne tractaten in des heil. Reichs Stadt Nürnberg auff dem Rathhausſaal den 25. September Anno Gäſt in folgender Ordnung

Nach dem gleichzeitigen Gemälde J. von Sandrarts geſtochen von Wolfgang Kilian in Nürnberg. Intereſſant nicht damaligen



Anfangs wurden abgethan
und der fried gefangen an
Das die vo Ergrimmten feinde
wurden Neu vertraute freunde.

Sandrart, der Maler des Bildes.

Fürſt und Herr, Herr Carl Guſtav, Pfalzgrav bey Rhein ꝛc. nach Abhandlung der Präliminar-
1649 gehalten, und ſeind die dabei ſich befundenen Höchſt- Hoch- und wohlanſehnlichen Herren
geſeſſen (folgt dieſelbe).

allein für den Vorgang ſondern auch wegen des Einblicks in das ganze Arrangement eines feierlichen Mahles der
Zeit.

Digitized by Google

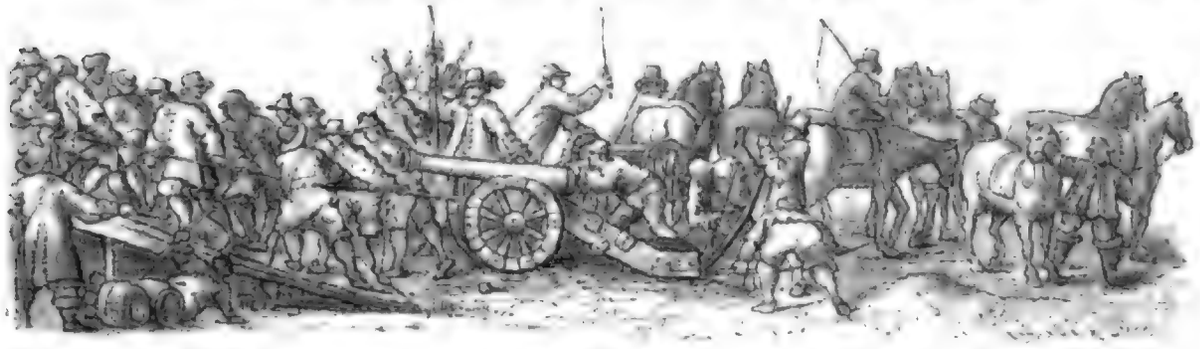
30. Zustände und Nothstände während des dreißigjährigen Krieges.

Daß der Krieg, den man nun endlich hinter sich hatte, eine so entsetzliche Dauer erreichte, lag zum Theil daran, daß auf deutschem Boden der europäische Kampf gegen die spanisch-habsburgische Monarchie ausgefochten wurde, zum Theil aber auch an dem Umstande, daß keine der kämpfenden Parteien durch überwiegende militärische Machtentfaltung eine schnelle, wenn auch gewaltsame Entscheidung herbeizuführen vermochte. Die geworbenen Heere jener Tage waren zu kostspielig, als daß man Massen aufstellen konnte, die ausgedehnte Kriegstheater beherrschten: außerdem befanden sich die Parteien schon beim Ausbruch des Krieges fast alle in Geldverlegenheiten. Ueber die Heere selbst müssen hier wenige Andeutungen genügen.

Seit den Burgunderkriegen und den Feldzügen Maximilians I. und Karls V. hatte das bürgerliche Fußvolk der Landsknechte die adlige Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Obwol auch die Landsknechtsheere bald in Verfall geriethen, behauptete die eigentliche Waffe des Landsknechts, die achtzehn Fuß lange Pike, noch geraume Zeit ihre Bedeutung. Denn da die Handfeuerwaffen der Schützen noch zu schwer und unbehilflich waren, hing der letzte Erfolg doch großentheils von dem Ansturm der Gewalthaufen und dem Kampf mit der scharfen Waffe ab. Aber freilich wurden die „Pikeniere" zu einem entscheidenden Angriff wieder dadurch ungeeignet, daß sie zum Schutz gegen feindliche Kugeln sich in Stahl und Eisen hüllen mußten. Der Pikenier, der bei Beginn des Krieges ausschließlich als schwerer Infanterist galt, wird späterhin als schwerfällig bespöttelt, als „Schiebochse" bezeichnet, und es heißt wol, Gott müsse denjenigen arg mit Blindheit gestraft haben, der solchem Pikenier geradewegs in seine Lanze laufe. Gleichwol war die Massenwirkung der Pikeniere noch immer gewaltig, wenn sie ungeschwächt an den Feind kamen.

Dies zu verhindern, die feindlichen Massen vorher aufzulockern, war die Aufgabe der Schützen. Sie führten entweder die schwerfällige Muskete, die auf einen Gabelstock aufgelegt werden mußte, oder das kürzere und leichtere Handrohr, die Arkebuse. Vereinzelt werden Grenadiere genannt, die Handgranaten warfen. Die Beweglichkeit des Fußvolks durch Erleichterung der Bewaffnung zu erhöhen war besonders Gustav Adolfs Bestreben und verschaffte ihm große Vortheile. Das gleiche versuchte er in Bezug auf die Reiterei, deren Bedeutung während des Krieges wieder stieg, und vornehmlich bei der Artillerie. Denn auch bei der Reiterei bekämpften sich zwei entgegengesetzte Grundsätze: die Lanziers und Küraſſiere waren die schwere Reiterei, eine aristokratische Truppe. Daneben hatte man berittene Arkebusiere, bei denen die Feuerwaffe die Hauptsache war: denn schwere Sattelpistolen führten auch die erstgenannten. Endlich gab es Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, die sowol zu Pferde als zu Fuß kämpften. Im allgemeinen bewährte sich aber im dreißigjährigen Kriege die schwere Kavallerie, namentlich im eigentlichen Reiterkampfe, und nichts ist irriger, als der Glaube, Gustav Adolf habe seine Siege insbesondere der leichteren Reiterei verdankt; seine Reiterei war weder den schweren Pappenheimern, noch den ganz leichten Kroaten gewachsen. Seine Hauptreformen galten der Artillerie, und seine Siege gewann er durch eine geschicktere Verwendung, namentlich durch Mischung der verschiedenen Waffengattungen, sowie durch eigentliche taktische Manöver.

Die Geschütze waren von sehr verschiedenem Kaliber und hatten die mannigfachsten Benennungen: am häufigsten begegnet der Name „Kartaune." Man hatte ganze, halbe, viertel, Achtelkartaunen. Von anderen Mängeln abgesehen waren alle Geschütze übermäßig



Schwediſche Artillerie.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

lang. Guſtav Adolfs halbe Kartaunen hatten zwölf Fuß lange Rohre und brauchten vierundzwanzig Pferde zur Beſpannung. Aber er führte leichte Feldgeſchütze ein, die von einem Pferd oder drei Menſchen transportirt werden konnten. Außer dieſen „Eiſenſtücken“ hatte er ebenſo leichte Lederkanonen, — Kupferrohre mit Eiſenringen umgittert, mit Hanf überſponnen und mit Leder überzogen —; doch wurden ſie nach der Schlacht bei Breitenfeld abgeſchafft.

Guſtav Adolf war nun, wie angedeutet, der erſte, welcher es verſtand, ſowol eine Wechſelwirkung von Reiterei und Infanterie, als auch ein planmäßiges Zuſammenwirken von Muskетieren und Pikenieren zu bewerkſtelligen. Die Musketiere empfingen den anſtürmenden Feind mit kräftigen Salven, dann brachen die Reiter mit blanker Waffe vor, die Piſtole für das Handgemenge geladen, im Falle des Rückzugs deckten die beiden Waffen einander aufs trefflichſte. Ebenſo unerhört wie dieſe Zuſammenſtellung waren Guſtav Adolfs kleine bewegliche „Brigaden“ gegenüber den maſſigen ſpaniſchen „Bataillonen.“ Während dieſe, ſchwerfällige Vierecke oder zehn Glieder tiefe Reihen, allein durch ihre Wucht wirken konnten, zu dieſem Zwecke aber unmittelbar an dem Feinde ſein mußten, geſtattete die kunſtfertige Zuſammenſetzung der ſchwediſchen Brigade ein furchtbares Pelotonfeuer, das die Reihen der Angreifer ſchon vor dem unmittelbaren Zuſammenſtoß lichtete.

Die Aufſtellung einer Brigade (1224 Mann) war ſo, daß drei Pikenierabtheilungen drei feſte Punkte eines Dreiecks bildeten; die Verbindung zwiſchen Spitze und Baſis und die Flankendeckung geſchah durch Musketierabtheilungen. Etwa in folgender Form: (P = Pikenier, M = Musketier.)

P

M

M P M P M

Den letzteren Vortheil erzielte der König auch dadurch, daß die ſchwediſche Infanterie nicht in zehn Gliedern, wie die ſpaniſchen Bataillone, ſondern nur in drei Gliedern geordnet ſtand. Dazu kam, daß der König die Handhabung des Feuergewehres erleichtert hatte: urſprünglich hatte der Musketier neunundneunzig Griffe zu machen, ehe er zum Schuſſe gelangte.

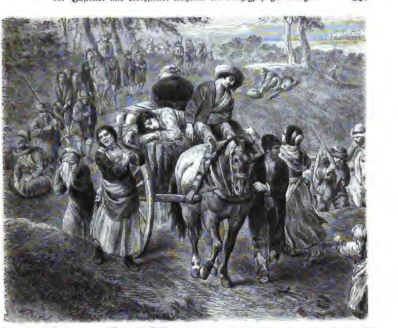
Die Soldaten des dreißigjährigen Krieges ſtanden in Fähnlein oder Kompagnien und waren zu Regimentern verbunden. Oberſt des Regimentes hieß, wer das Regiment ſeinem Kriegsherrn geworben hatte: der Vater des Fähnleins war der Hauptmann, der auch die Soldzahlung beſorgte. Uniformen gab es noch nicht; man erkannte einander an Feldbinden oder anderweitigen Abzeichen. Man hatte ja einfach der „Fahne“ zu folgen, — bei der Reiterei Cornet genannt, — nach der Fahnenfarbe wurden die Regimenter benannt, ſpäter freilich mit Vorliebe nach dem Namen der Oberſten.

Die Kriegszucht der Deutſchen ſtand ſchon beim Beginn des Krieges im ſchlechteſten Ruf: aber auch die Truppen, welchen urſprünglich die ſtraffſte Zucht innewohnte, verwilderten ſehr bald; ſelbſt Guſtav Adolf konnte ſeine Schweden kaum ein Jahr lang im Zaume halten: Tillys

Plünderung der Schlachtfelder.
Von einem Bilde von Sebaſtian Vrancx aus der erſten Zeit des dreißigjährigen Krieges. (Kaſſeler Gemäldegalerie.)

Bagage und Troß im dreißigjährigen Kriege.
Von einem Merianſchen Kupferſtich von 1638.

Scharen waren von Anfang an berüchtigt, doch ſtanden ihnen die des Mansfelders gewiß nicht nach. Die Schonung, welche die Kriegsgeſetze faſt aller Feldherren ſelbſt in Feindesland anbefahlen, wurde nicht geübt und konnte, je länger je mehr, kaum geübt werden, wenigſtens ſoweit die unentbehrlichen



Von einem Beutezug zurückkehrende Soldaten (rechts Zeit des dreißigjährigen Krieges); im Vordergrund ein von jammernden Weibern des Trosses umringter Karren mit Verwundeten.
(Aus einem Gemälde von Philipp Wouverman, Kasseler Galerie.)

Lebensbedürfnisse des Soldaten in Frage kamen. — Zu den Plünderungen und Räubereien, welche die Heere verübten, trug vor allem der Troß mit bei: Scharen von Weiberbuben, Soldatenfrauen mit ihren Kindern, begleiteten die Truppe; wie hätte dies Gesindel ohne Diebstahl und Raub existiren sollen? Auf ein Regiment deutscher Soldaten kann man 4000 Personen vom Troß rechnen.

Diese Mißstände hat der dreißigjährige Krieg aber keineswegs geschaffen, er fand sie bereits vor.

Die Heere, das schwedische in seiner ursprünglichen Gestalt ausgenommen, bestanden bald aus den Angehörigen der verschiedensten Nationen: unter den „Stradioten" waren sicher auch Muhamedaner; am verhaßtesten waren die Kroaten. Das abenteuerliche Leben des Kriegsmannes, der nur den Augenblick kein nennt, steigerte die Genußsucht aller und erzeugte ungeheuere Lasterhaftigkeit. Die Sehnsucht, diesem zügellosen Genießen möglichst lange zu fröhnen, befiederte den Aberglauben. Durch allerlei Zauber glaubte man unverwundbar „fest" werden zu können. Der „Paßauer Zettel" führte meist den Reim: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb' ich dir." Tilly und Wallenstein galten für „fest", auch Gustav Adolfs Schwert für gefeit. So verwilderte in dem Heer das religiöse Gefühl, wie das moralische; auch die Sprache wurde durch italienische, spanische und ungarische Worte, namentlich Flüche, verunstaltet.

Nicht die Fahne, auf die man freilich schwur, hielt diese Banden zusammen, sondern nur

Lagerſcene im dreißigjährigen Kriege.
Gemälde von Sebaſtian Bourdon aus dem Jahre 1643. (Kaſſeler Galerie.)

der Wunſch nach Beute: darum trat man ohne Bedenken von einer Partei zur andern über; nach verlorenen Schlachten liefen die Soldaten maſſenhaft davon, um dann auf eigene Fauſt zu rauben und zu ſtehlen. Die, welche unter der Fahne ſtanden, unterſchieden ſich von jenen nur dadurch, daß ſie, vom General bis zum gemeinen Reiter hinab, ſyſtematiſch und methodiſch die Ausſaugung der überfallenen Gebiete vornahmen. Von den ſchrecklichen Mitteln, die armen Opfer zu Geſtändniſſen zu zwingen, ſei als das mildeſte „der ſchwediſche Trank“ — ekelhafte Jauche — erwähnt. Wer ſich und die Seinigen nicht in das unzugängliche Dickicht und Moor, in undurchdringlichen Wald flüchten konnte, verfiel dem Kriege.

Es bedarf keiner Erläuterung, was unter ſolchen Verhältniſſen aus dem platten Lande, aus dem Bauer werden mußte. Wo die Soldaten verheerend durchzogen, ließen ſie eine verzweifelnde Bevölkerung zurück, die ſchon aus Noth ſich gleichfalls auf Diebſtahl und Raub verlegte. So nahm die Bevölkerung ab, Theuerung, Hungersnoth entſtand, als nothwendige Folge verheerende Seuche. Man möchte ſich wundern, daß bei ſolchen Verluſten auf dem Lande noch ein Reſt deutſchen Volkes übrig blieb; drei Gewalten aber riefen den Landmann immer wieder nach ſeinem Dorfe zurück: die Bemühungen der Obrigkeit, die eigene Heimatliebe und der Eifer des Dorfpfarrers. Was auch dieſer Stand in der Zeit vor dem Kriege durch ſeine Streitſucht und Unduldſamkeit geſündigt, er hat es durch Heroismus im Ertragen, durch unabläſſige Belebung aller beſſeren Gefühle wettgemacht.

Das Elend, welches die Kriegsvölker allenthalben über Deutſchland brachten,

Digitized by Google

Soldaten mit Beute und gefangenen Bauern.

Aus einem Bilde Ph. Wouvermans aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges (Kaſſeler Galerie); unter den erbeuteten Feldzeichen iſt eine ligiſtiſche Standarte (mit dem Muttergottesbilde) zu erkennen.

war freilich das ſchwerſte und ſchlimmſte, aber in manchen Gegenden wurde die Entſittlichung und Verarmung des Volkes ſchon in den erſten Kriegsjahren vermehrt und befördert durch einen beſonderen Uebelſtand. Dies war das Unweſen der ſogenannten „Kipper und Wipper“ d. h. der Münzwucherer und Münzverſchlechterer, die namentlich von Niederſachſen aus alle Welt mit werthloſem Gelde überſchwemmten.

Das Uebel war nicht neu: die Menge der Münzſtätten, welche die Kontrole erſchwerte, die Gewinnſucht der Münzmeiſter und ihrer fürſtlichen Herren hatte ſchon während des ganzen Mittelalters fortwährend Münzverſchlechterungen zur Folge gehabt. Am leichteſten ließen ſich die kleineren Silberſtücke fälſchen: wer achtete denn im Kleinverkehr auf einen unbedeutenden Unterſchied des wahren und des Sollgehaltes? Aber auch die Guldenmünze verringerte ſich ſchon während des XV. Jahrhunderts. Reichsgeſetze, Münzvereinigungen ſuchten vergeblich dem Unweſen zu ſteuern, welches ſich früh dahin erweiterte, daß man alte vollwichtige Münzen von gutem Schrot und Korn aufkaufte und beim Umprägen ihren Feingehalt verringerte. Gegen derartige Verfälſchungen half nur ein Mittel, das „Verrufen“ d. i. das Außercourserklären minderwichtigen Geldes, und nicht ſelten

Digitized by Google

„Epitaphium oder deß guten Geldes Grabſchrifft.“
Spottblatt auf die Kipper und Wipper, gedruckt „Zu Augſpurg, bey Martin Wörle, Brieffmaler in Stangäßlin.“

kam ein Landesfürſt, mit deſſen Billigung der Betrug geſchehen war, in die unangenehme Lage, ſein eigenes Geld verrufen zu müſſen, um nicht den Handel und Verkehr ſeiner Unterthanen oder in ſeinem Lande völlig zu vernichten. Das Unweſen nahm zu, je mehr die kaiſerliche Gewalt ſich minderte und die Reichsverfaſſung ihrer Auflöſung entgegen ging, erreichte aber ſeinen Höhepunkt in den Jahren 1618—1623. Die Landesregierungen beſchloſſen, den Betrug, den ſie nicht zu hindern vermochten, mitzumachen und am Profit theilzunehmen.

Die großen, wie die kleinen Landesherren brauchten Geld: jetzt ließen ſie, — die braunſchweigiſchen Fürſten zuerſt — Münzen ſchlagen, die ſtatt aus Silber, aus einer ſchlechten Miſchung von Silber und Kupfer, bald aus verſilbertem Kupfer beſtanden. Die Stadt Leipzig gab ſogar, weil ſie das Kupfer beſſer verwerthen konnte, eckiges Blech mit einem Stempel aus. Viele neue Münzen entſtanden: wetteifernd beeilten ſich Kurfürſten und Fürſten, Herren und Städte, aus Kupfer Geld zu machen. Aus altem Kupfergeräthe ließ man ſich neue Münzen ſchlagen und bezahlte damit eiligſt frühere Schulden. Alle Welt legte ſich auf den Geldhandel. Wer alte Thaler, Goldgulden oder ſonſt gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Sparkaſſe hatte, ſetzte ſein Geld ſchleunig in neues um, da der Preis für gutes Silber im Verhältniß zur Verſchlechterung der Münze ſtieg. Der müheloſe Gewinn wurde meiſt verpraßt und verjubelt. Niemand achtete auf die Steigerung der Lebensmittelpreiſe, bis man aus dem allgemeinen Taumel ſchrecklich erwachte. Nun verrieſen die Landesherren die neuen Münzen, die doch in aller Händen waren: das betrogene Volk ſollte in altem Gelde ſeine Abgaben zahlen. Natürlich erhob ſich allgemeine Entrüſtung gegen die Münzer und die Geldwechsler: Handel und Gewerbe hörten auf, die Stadtgemeinden geriethen in Bankrott: überall entſtanden Unordnungen und Tumulte. Die öffentliche Meinung verfolgte die Kipper und Wipper, die Geiſt-

Digitized by Google

lichen predigten wider die Teufelsbrut. Aber das kam alles zu ſpät. Die Beſſerung war nur möglich, indem das gewaltſame Mittel der Ungiltigkeitserklärung neuen Geldes ſtreng angewendet wurde. In den am meiſten betroffenen Gegenden waren einige wenige, die Schuldigſten, reich geworden, der gemeine Mann, verarmt und verzweifelnd, war nun trefflich vorbereitet, die ehrliche Arbeit zu verlaſſen und im abenteuerlichen Kriegerleben neue Mittel zu üppigem Genuß zu erwerben.

31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geiſtesleben in Deutſchland.

Die nächſte Folge des entſetzlichen Krieges war eine ungeheure Entvölkerung Deutſchlands. Was der Krieg nicht unmittelbar verzehrte, rafften Seuchen, Mangel und Obdachloſigkeit dahin. In Würtemberg gingen in den ſieben Jahren 1634—1641 an 345,000 Menſchen zu Grunde, in Sachſen ſollen binnen zwei Jahren (1631 und 1632) über 900,000 Menſchen erſchlagen, oder dem Hunger und Kummer erlegen ſein. Die Pfalz hatte vor dem Kriege eine halbe Million Einwohner, zur Zeit des weſtfäliſchen Friedens nicht mehr 50,000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung Deutſchlands in den Kriegsjahren von ſiebenzehn auf vier Millionen zuſammengeſchmolzen iſt. Dem Verluſt an Menſchenleben entſprach der Verluſt an Häuſern und Heimſtätten. In Würtemberg waren allein 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuſer, 65 Kirchen und 36,000 Häuſer abgebrannt. Viele Dörfer ſind nie wieder aus der Aſche erſtanden, viele Städte und Städtchen haben erſt im XIX. Jahrhundert die Einwohnerzahl wieder erreicht, die ſie vor dem Kriege beſaßen.

Heimatloſe Leute nach dem Kriege.
Gemälde von Wouverman in der Kaſſeler Galerie.

Die eigentlichen Verheerungen trafen vornehmlich das platte Land. Es iſt unmöglich für ganz Deutſchland den Schaden zu berechnen, den die Landwirthſchaft nicht allein durch die Ver-

Ausraubung und Zerſtörung eines Dorfes im dreißigjährigen Kriege.

Aus der im Jahre 1633 veröffentlichten Folge von Radirungen des Lothringers J. Callot: „les misères et malheurs de la guerre.“

wüſtungen der Felder, ſondern vor allem durch den Ruin der Viehzucht erlitten hat. Wo man die Thatſachen feſtſtellen kann, ergiebt ſich das grauſenhafte Reſultat, daß über achtzig Prozent an Pferden, Kühen und Ziegen eingegangen war; die Schafe aber waren an allen Orten ſämmtlich vernichtet. Für ſolche Gegenden ſind dann freilich zwei Jahrhunderte kaum hinreichend geweſen, um den früheren Wohlſtand auch nur annähernd wieder zu erzeugen.

Aber weit ſchlimmer noch, als die materiellen Verluſte, waren die moraliſchen Folgen, welche ſich nach dem Kriege auf allen Gebieten und bei allen Ständen geltend machten. Es hing mit dem Ruin der Landwirthſchaft zuſammen, daß der Gutsherr den ohnehin ſchwer belaſteten Bauer, welcher ſich bei dem Geldmangel und den niedrigen Getreidepreiſen kaum über dem Waſſer halten konnte, mit Frohnden und Abgaben noch weit mehr drückte als je zuvor. Der Herr beſaß wenig oder nichts, mochte der Bauer zuſehen, wie er den Anforderungen des Gebieters nachkam. Er durfte nicht murren, wenn ihm das Wild, welches der Gutsherr zu Gunſten ſeiner Jagdvergnügungen ſich reichlich mehren ließ, ſeine Saaten verwüſtete; wehe ihm, wenn er Selbſthilfe wagte! Eiſern laſtete auf ihm die Hand des Gebieters, der ihn als einen Menſchen zweiter Klaſſe betrachtete: im Stillen ballte der Bauer wol die Hand und meinte verſtohlen: „jungen Edelleuten und jungen Sperlingen müſſe man bei Zeiten die Köpfe eindrücken“; — aber er litt und gehorchte. Es iſt begreiflich, daß in einem ſolchen Bauernſtande jedes tiefere Gefühl, jeder höhere Gedanke erſtarb. Und doch bildete er den Hauptbeſtandtheil der ſogenannten „deutſchen Nation.“

Auch das Bürgerthum hatte einen anderen Charakter gewonnen: nicht allein durch die materiellen Verluſte, obwol ſelbſtverſtändlich wiederholte Belagerungen die Vermögensverhältniſſe gerade der Wohlhabenden weſentlich beeinträchtigten. Aber das Bürgerthum hatte die Freude an der Selbſtverwaltung verloren. Dazu kam, daß die ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden geſteigerte landesherrliche Hoheit ſelbſtbewußtem Bürgerſinn wenig hold war und mit Verordnungen und Steuererlaſſen ſo viel als möglich eingriff. Der Bürger, den die Kriegszeit

Ergebung in fremden Willen längst gelehrt, unterwarf sich gehorsam: wie hätte er gegen die Obrigkeit ankämpfen können? Wenn er zu leben hatte und etwas für seine bescheidenen Vergnügungen erübrigte, war er zufrieden. Oder aber, er suchte sich in die Kreise der Regierenden emporzuschwingen und irgend ein kleineres oder größeres Amt in dem Beamtenstaat zu erlangen, welcher jetzt erst seine völlige Ausbildung erhielt. Ein solches Amt, und war es selbst durch die demüthigste Kriecherei erbettelt, erhob den Bürger doch weit über die Menge „gemeiner" Sterblichen, über den „schlechten" Bauer. Das Amt gewährte Gelegenheit zu redlichem und unredlichem Nebenerwerb, es brachte dem Inhaber oft das begehrenswerthe, vielbeneidete Glück, sich höheren, adligen Genossen zu nähern, wol gar, in unmittelbarer Nähe des Durchlauchtigsten oder Serenissimus, in die Reihen des Adels einzutreten. Die Sucht nach Rang und Titeln wurde jetzt allgemein und erzeugte die erbärmlichste Servilität.

Außer solchen egoistischen Interessen beschäftigte den Bürger wenig mehr, als das Geklätsch über Familienereignisse und auffallende Neuigkeiten. Allerdings fuhr er fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tagesblätter mehrten sich, ja die Zahl der Flugschriften steigerte sich außerordentlich, als Ludwig XIV. die öffentliche Meinung aufregte, aber es kam doch nur zu Weherufen, allenfalls zu patriotischer Entrüstung, und es wäre verfehlt gewesen, auf diese Stimmung eine große Aktion zu bauen. Auch war es mit der Wehrhaftigkeit des deutschen Bürgers vorbei; noch im Beginne des Krieges hatten einzelne Städte sich mannhaft gewehrt, der Sinn für das Waffenhandwerk und die Waffenübung mußte ersterben, sobald stehende Heere ins Leben traten.

Der Adel, begünstigt namentlich durch diese neuen militärischen Einrichtungen der Fürsten und des Kaisers, führte in den einzelnen Territorien förmlich das Regiment seit 1648, aber diese Periode, in welcher er am meisten oder ausschließlich galt, ist die schlechteste der neueren deutschen Geschichte. Indes war es natürlich, daß der Wunsch, adlig zu sein, ungemeine Dimensionen annahm. Schon während des Krieges hatten Offiziere, die durch Plünderungen reich geworden waren, sich den Adelsbrief und verwüstete Güter erkauft. Seit dem Frieden betrieb der Kaiserhof, um die leeren Kassen zu füllen, die Nobilitirung fast geschäftsmäßig, namentlich drängten sich die eitlen Stadtbürger dazu, um durch den Brief des Kaisers die Turnier- und Stiftsfähigkeit und andere Privilegien zu erwerben. Durch diesen Mißbrauch, gegen den Fürsten und Stände auf dem Reichstag von 1654 protestirten, kam es dahin, daß grade die eigentlich adligen Korporationen, wie die Stifter, nur solche anerkannten, die zur Erweisung ihres Adels keines Briefes bedurften. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer länger im Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborene Gestrengigkeit" nennen. An Luxus und äußerem Prunk suchten es die Neugeadelten ihren älteren Standesgenossen zuvorzuthun, aber das Volk spottete über die glänzenden Karossen mit den neuen Wappenschildern.

Was den alten Adel betraf, so hatte sich an seinen Gewohnheiten wenig verändert, und wenn er noch über größere Güter verfügte, führte er ein ganz behagliches Leben. Der Edelmann hatte seine „europäische Tour" gemacht, vielleicht irgendwo Kriegsdienste geleistet, irgend welche Gelehrte näher kennen gelernt, gehörte wol gar einer gelehrten Gesellschaft an, machte den Gönner junger Dichterlinge. Seine Söhne erwarben einträgliche und angesehene Hofämter oder höhere Offizierstellen. Lag in diesem Adel auch eine gewisse Vornehmheit, so trug er doch zur Nachahmung des Fremden in Mode, Sitte und Denkart erheblich bei und wirkte durch sein Vorbild zum Schaden der Nation.

Weit übler war der kleine Landadel daran, der sich von dem bäuerlichen Landmann eigentlich nur durch seine höheren Ansprüche und seine Unlust zur Feldarbeit unterschied. Diese Gutsherren, die oft nur über wenige Bauern geboten, vor dem Kriege arm, durch den Krieg ruinirt, führten ein trauriges Dasein. Zur Verbesserung ihrer Güter erhielten sie nur mit Mühe Darlehen; eine Mißernte, ein Viehsterben brachte sie an den Bettelstab. Mit Nothwendigkeit mußten die jüngeren Söhne den Kriegsdienst aufsuchen; namentlich der kaiserliche

Dienſt gegen die Türken bot Ausſicht auf Beute und Beförderung. Oft genug kehrten ſie aber ohne Ruhm und Geld heim und mußten ſich mit ihren verarmten Vettern Krippenreiter und Miſthammel ſchelten, von reicheren Verwandten durchfüttern laſſen.

Die Vertretung des Adels und ſeiner Intereſſen bildeten die Landſtände, die freilich die Wohlfahrt des geſammten Landes hätten berückſichtigen ſollen. Aber, ſelbſt ſteuerfrei, ſuchten ſie alle unvermeidlichen Geldbewilligungen der Maſſe des Volkes, vorzüglich dem Bauer aufzubürden und die Finanzreformen, die ihnen ſelbſt Opfer zumutheten, zu hintertreiben. Ueberhaupt kümmerten ſich die Stände ſehr wenig um die Willensmeinung ihres Landesherrn: als dieſe jedoch ihrem großen Meiſter Ludwig XIV. nachmals die Kunſt der abſoluten Regierung abgelernt hatten, ſetzten ſie, was ſie für gut hielten, auch trotz der Stände durch, beugten ſie oder beriefen ſie gar nicht mehr.

Ueber die Reichsfürſtlichkeit läßt ſich etwas allgemeines nicht ſagen: unter dem Begriff der „Staatsraiſon" verſtanden die Fürſten meiſt ihr dynaſtiſches oder perſönliches Intereſſe, wenig bekümmert um das Wohl und Wehe der gehorſamen Unterthanen. Nur der Große Kurfürſt Friedrich Wilhelm fand ſeinen Herrſcherberuf und ſein Lebensglück in der Begründung eines Staats, der an jeden Einzelnen große Anforderungen ſtellte, aber dafür auch die Wohlfahrt der Geſammtheit förderte. Darum zeigen ſich auch in ſeinem Lande zuerſt Spuren freiwilliger, aufrichtiger Hingabe an den Herrſcher: der Bauer, der anderwärts ſo gedrückte Bauer, greift zur Wehr gegen den Feind, denn er „dient ſeinem Kurfürſten mit Gut und Blut." Etwas Unerhörtes in einer Zeit, da keiner mehr leiſtet, als er muß, und nichts thut, was nicht von oben befohlen wird.

Die Schwäche und Unſelbſtändigkeit des deutſchen Volksgeiſtes offenbart ſich nirgends deutlicher, als in der Literatur des XVII. Jahrhunderts. Proſa und Poeſie, Lyrik und Drama, ebenſo der Roman, ſind dem Auslande und dem fremden Geſchmack faſt völlig unterworfen: Verſe, Strophen, Stoffe werden dem Fremden abgeborgt. Es war dies ganz natürlich: die nationale Vergangenheit bot keine Anknüpfungspunkte. Nur wo es ſich um das Jüngſterlebte handelt, iſt Dichtung und Erzählung echt, ſei es, daß die Dichter, wie Opitz (1597 bis 1639), P. Gerhardt, Flemming (1609—1640) von den Leiden des Krieges, dem Elend des Vaterlandes, dem Tode des Schwedenkönigs ſingen, dem Allmächtigen ihre Noth klagen, ihr Vertrauen, ihren endlichen Dank künden, ſei es daß Schriftſteller, wie Chriſtoffel von Grimmelshauſen in ſeinem „Abenteuerlichen Simplicius Simpliciſſimus" (1669) die traurigen Erlebniſſe des großen Krieges mit humoriſtiſchen Arabesken umgeben: ſei es endlich, daß der Dramatiker A. Gryphius (1616—1664) den ſoldatiſcher Großſprecher (im Horribilicribrifax) durchzieht. Abgeſehen von ſolchen Erſcheinungen trifft nur ſelten ein voller, warmer Laut unſer Ohr, wie in dem herzigen „Aennchen von Tharau" des Königsbergers Simon Dach († 1659); vereinzelt erſchallt das ſchneidige mahnende Wort des patriotiſchen Epigrammatiſten Friedrich von Logau (1604—1655). Im übrigen nichts Nationales. Auf den Muſenſitz der romaniſchen Völker, nach dem klaſſiſchen Parnaß führt uns Martin Opitz, der Tonangebende und Führer dieſer Geiſter. Er bietet uns Eklogen, Sonette, Madrigale, Schäferſtücke und Liebeslieder nach fremder Schablone: talentvoll, — wenn auch kein dichteriſches Genie — und charakterlos eröffnet er den Reigen der Gelegenheitsdichter, die um ein Stück Geld, einen Titel oder die Ehre der Dichterkrönung die alltäglichſte Begebenheit oder auch die erbärmlichſte Sache feiern. Dabei die größte Selbſtüberhebung, wie in allen Zeiten des Verfalls. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und Kaspar von Lohenſtein (1635—1683) ſetzten die „galante" Abgeſchmacktheit, ſchamloſe Zweideutigkeit auf den Altar der Dichtkunſt und beſtätigten den moraliſchen Verfall der Nation. Nur zum kleinſten Theil hat Lohenſtein durch ſeinen langweiligen Roman vom heldenmüthigen Arminius und der durchlauchtigen Thusnelda jene Sünden geſühnt.

Selbſt die Sprachgeſellſchaften, welche den an ſich heilbringenden Plan verfolgten, die deutſche Sprache in ihre Rechte wieder einzuſetzen, waren nur Nachahmungen fremder —

italieniſcher — Inſtitute und gefährdeten ihr Werk durch Uebertreibungen. Der Verwahrloſung des proſaiſchen Ausdrucks konnten ſie ohnedies nicht vorbeugen, und die Alamode-Sprache erhielt bald ein ebenſo fremdartiges Gepräge, wie Tracht und Sitte.

Dennoch dürfen wir weder über Opitz, noch über dieſe Zeit der Nachahmung unbedingt den Stab brechen. Denn trotz aller Mängel führt Opitz mit Recht den Namen „Vater der neudeutſchen Dichtkunſt"; durch ſeine metriſchen Theorien (Büchlein von der deutſchen Poeterei, 1624) machte er der elenden Knüttelversdichtung des XVI. Jahrhunderts ein Ende. Andererſeits war es immerhin auch ein Gewinn, wenn die Deutſchen noch irgendwie geiſtige Intereſſen pflegten. Die Nachahmung hat die Nation wenigſtens vor äußerſter Roheit bewahrt, die ſittliche Verwilderung zu hemmen vermochte ſie allerdings nicht.

---

32. Die Reichsverfaſſung ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden.

Der Weſtfäliſche Frieden war der erſte europäiſche Friedensſchluß und iſt daher für alle europäiſchen Staaten bedeutungsvoll geweſen; ſeine beſondere Bedeutung beſitzt er aber für Deutſchland, inſofern die meiſten der Friedensartikel der Feſtſtellung der inneren deutſchen Verhältniſſe gewidmet ſind und die Reichsverfaſſung dadurch zum Theil eine neue Geſtalt gewinnt: eine Geſtalt, an der ſpätere Jahrhunderte wenig geändert haben.

Etwas weſentlich Neues wurde zwar nicht geſchaffen, aber der allmählich gewordene, thatſächliche Zuſtand reichsrechtlich beſtätigt. Seit den Tagen Karls V., ja ſchon Maximilians I, hatte das Haus Habsburg verſucht, die kaiſerliche Würde ſtreng monarchiſch zu geſtalten, während die Reichsſtände eiferſüchtig ihre Landes-(Territorial-)Hoheit zu wahren und zu erweitern ſtreben, die Verwaltung der Reichsgeſchäfte aber durch ihren Beirath, ja durch ſtändiſche Mitregierung regeln wollen. In den Tagen, als Ferdinand II. über Kurpfalz, über Mecklenburg ſelbſtändig verfügte, ſchien das Haus Habsburg am Ziele zu ſein; der weitere Verlauf der Dinge ſtürzte es aus dieſer Stellung. Nicht das Reich, noch weniger der Kaiſer für das Reich, hat den Frieden mit dem Ausland abgeſchloſſen; ſowol auf der kaiſerlichen Seite, wie auf der ſeiner Gegner werden die „Kurfürſten, Fürſten und Stände" als ſelbſtbetheiligt genannt. Die Landeshoheit der Fürſten wird in der franzöſiſchen Friedensurkunde als Souveränetätsrecht bezeichnet, d. h.: fortan iſt jeder Reichsſtand „Kaiſer in ſeinem Territorium." Er darf Krieg führen, Bündniſſe ſchließen, wie es ihm beliebt: nicht mehr das Reichsrecht, ſondern das europäiſche Völkerrecht beſtimmt unmittelbar ſeine Stellung. Damit zerfällt das alte Reich in einzelne Territorien und iſt kraftlos und wehrlos, ſo lange nicht ein Reichsſtand die Mittel und den guten Willen beſitzt, das Intereſſe des Reiches dem Ausland gegenüber zur Geltung zu bringen. Denn nur dem Ausland kam der neue Zuſtand zu gut: um ungeſtört in Deutſchland ſchalten und walten zu können, hatte es nach Kräften dafür geſorgt, daß kein einzelner deutſcher Staat derartig erſtarke, um für Recht, Ehre und Freiheit der Nation eintreten zu können. Erſt als der junge brandenburgiſche Staat dazu fähig war, konnte ſich Deutſchland aus ſeiner Erniedrigung erheben.

So beruhte denn in Zukunft die gesammte Reichsverfassung auf dem Einverständniß des Kaisers und des Reichstages, der nach wie vor in drei Kollegien gegliedert war. Was das Kaiserthum an Macht einbüßte, gewann aber diese aristokratisch-republikanische Versammlung keineswegs: vielmehr erstarb hier in todtem Formelkram und eifersüchtigen Etikettenfragen jeder nationale Lebenshauch, und jeder gesunde Gedanke wurde hier im Keime erstickt.

Der Reichstag von 1582 galt als maßgebend für die Stimmenführung: jedes Fürstenhaus führte soviel Stimmen, als es damals besessen. Die Kurstimme Böhmens ruhte bis 1708; im Jahre 1692 kam die neunte (hannoversche) Kur hinzu. Neue Reichsstände zu ernennen wurde dem Kaiser sehr schwer gemacht, namentlich wenn die Betreffenden nicht reichsunmittelbaren Besitz hatten, sondern Landsassen waren. Seit 1653 wurde die Einführung neuer Reichsstände direkt an die Genehmigung der Kollegien geknüpft.

Zu giltigen „Reichsschlüssen" konnte man nur sehr schwer gelangen, weil dazu die Uebereinstimmung aller drei Kollegien, außerdem die kaiserliche Ratifikation, erforderlich war. In den einzelnen Kollegien galt die Mehrheit, außer in Religionssachen: dadurch waren die Evangelischen, die im kurfürstlichen und fürstlichen Kollegium die Minderheit bildeten, vor religiöser Vergewaltigung dauernd geschützt. Wo rascheres Handeln erforderlich war, wurden, wie schon früher, „Reichsdeputationen" gebildet: aber meistens haben grade diese die wichtigsten Aufgaben gehemmt und verschleppt.

Wegen der Weitläufigkeit der Verhandlungen wurde der Reichstag seit 1663 in Regensburg permanent: ständige Gesandte führten die Geschäfte der Fürsten, und den

Regensburg, seit 1663 ständiger Sitz des Reichstags. Stich von Hulsius vom Jahre 1632.

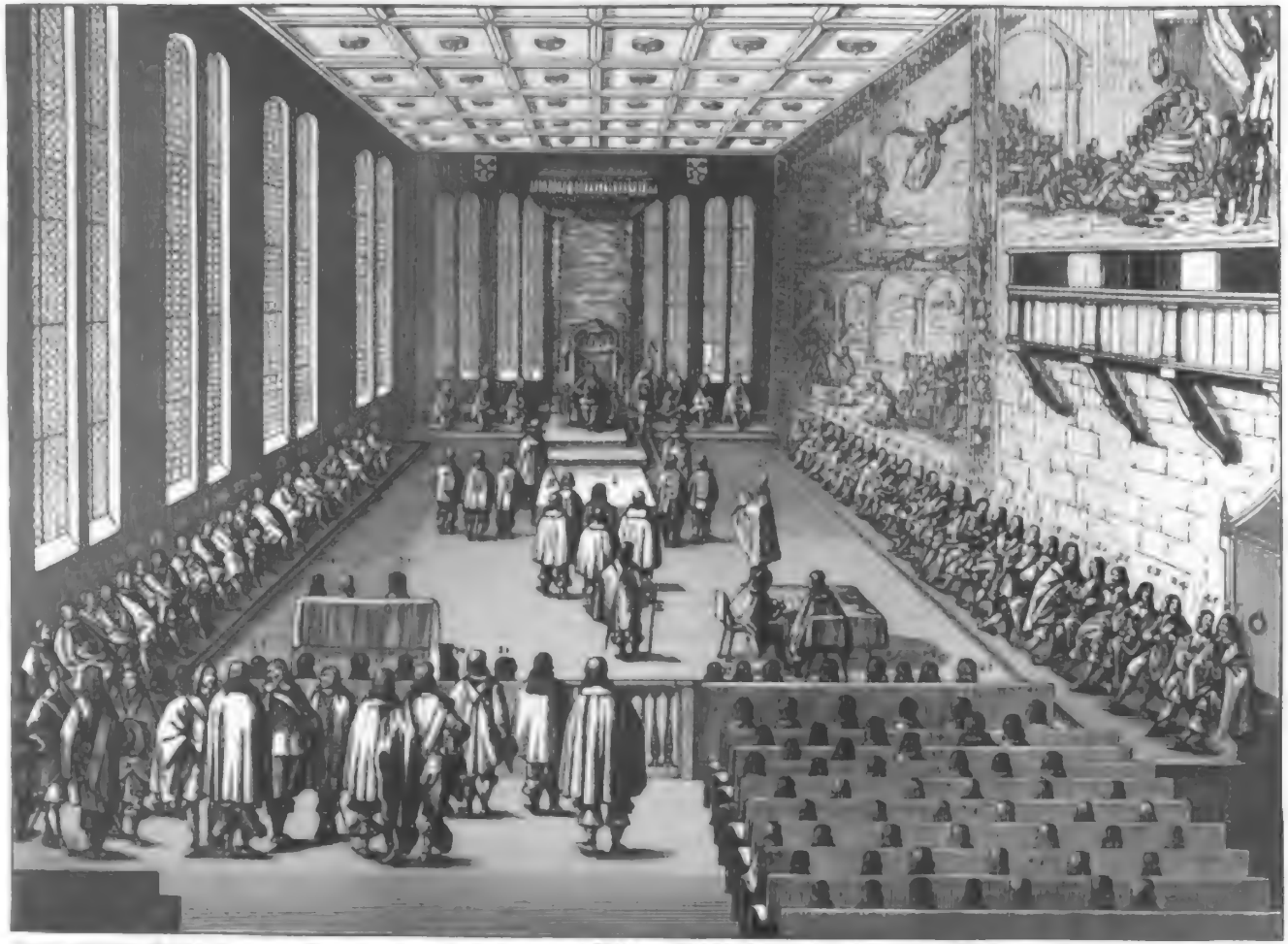
fremden Mächten wurden ihre Intriguen wesentlich erleichtert. Brachte dieser Gesandtenkongreß, dessen Mitgliedern es oft an der nöthigen Instruktion gebrach, wirklich einmal einen Reichsschluß zustande, so war es Sitte, ihm nicht zu folgen; schließlich wurde der Reichstag nur noch von wenigen Ständen beschickt und für die Fremden ein Gegenstand des Spottes.

Von der oberrichterlichen Hoheit des Kaisers blieb ihm auch nur ein kleiner Rest, die Gerichtsbarkeit über die Reichsunmittelbaren in höherer Instanz; nur an wenigen Stellen Süddeutschlands bestanden kaiserliche Gerichte erster Instanz und gaben zu vielen Beschwerden Veranlassung. Die beiden

Ihre Römische Kayserliche Mayestät.

7 Chur-Brandenburgischer Abgesandter. 5 Chur-Bayerischer Abgesandter. 1 Ihre Churf. Gnaden Ertzbischoff zu Mainz. 3 Ihre Churf. Durchl. Pfaltzgraf bey Rhein. 4 Chur-Cölnischer Abgesandter. 6 Chur-Sächsischer Abgesandter.

2 Ihre Churfürstl. Gnaden Ertzbischoff zu Trier.



Links geistliche Bank: 8–31 die Vertreter der geistlichen Stifter.

A B C D E verschiedene Reichswürdenträger (Reichsmarschall, Reichsschenk u. a.

Auf der Querbank: 32–34 „der Secularische Stiffter Abgesandte" (Magdeburg, Lübeck).

Rechts weltliche Bank: 1–33 die weltlichen Fürsten, Grafen und Kreise.

Auf den übrigen Bänken (34–41) die Vertreter der Reichsstädte.

„Eigentlicher Abriß des Reichstags 1653 zu Regensburg. Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürsten, Kunsthändlern, 1653."

obersten Gerichtshöfe, das Kammergericht und der Reichshofrath, hatten auf dem Frieden von 1648 reformirt werden sollen.

Die erstgenannte Behörde sollte in Zukunft zu gleichen Theilen aus Beisitzern beider Konfessionen bestehen; die Stände hatten sie zu präsentiren, nur den Vorsitzenden und zwei Beisitzer ernannte der Kaiser. In Bezug auf den Reichshofrath konnte man dem Kaiser weniger Vorschriften machen. Doch unterblieb die eigentliche Reform, und bald wurden diese Behörden, besonders das Kammergericht, durch die Bestechlichkeit der Richter und die Verschleppung der Prozesse Zerrbilder der Gerechtigkeitspflege.

Wie die Reichsjustiz, waren auch die Reichsfinanzen und das Kriegswesen in erbärmlichem Zustande. Eigene Einnahmen besaß das Reich nicht; im Falle des Bedürfnisses mußten mit Bewilligung des Reichstages außerordentliche Steuern ausgeschrieben werden. Nach einem uralten Anschlag vertheilt, enthielten die „Römermonate" die größten Ungerechtigkeiten und brachten niemals die Hälfte des Geforderten ein.

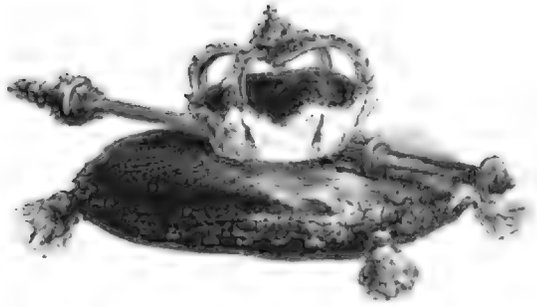
Als Karl V. im Jahre 1521 nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichniß der Reichsstände entworfen und jedem die Stellung eines Kontingentes und der dazu erforderliche Sold auferlegt. Ein Römermonat sollte 128,000 Gulden ertragen.

Da ein Reichsheer nur im Falle eines Reichskrieges aus den Kontingenten der einzelnen Stände gebildet wurde, diente es, eine buntscheckige Masse feigen und zuchtlosen Gesindels, den Feinden zum Spott, wo es je im Felde erschien.

Durch einen Reichsschluß von 1681 wurde das Reichsheer „im Simplum" auf 12,000 Mann zu Pferd und 28,000 zu Fuß festgesetzt und die Stellung der Mannschaft auf die zehn Kreise vertheilt.

Es fehlte viel, daß die Bestimmungen des Westfälischen Friedens das vollständige System eines deutschen Staatsrechtes enthielten. Manche wichtige Frage blieb unentschieden. So kam der Vorschlag, eine beständige kaiserliche Wahlkapitulation von sämmtlichen Reichsständen abfassen zu lassen, erst im nächsten Jahrhundert (1711) zur Ausführung: gleichfalls erst dann wurde beschlossen, eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers nur in dringenden Nothfällen vorzunehmen. Aber damals war es längst ziemlich gleichgiltig geworden, ob das Haus Habsburg durch derartige Wahlen die Kaiserkrone erblich machte; das deutsche Reich war und blieb, als was es zu großer Entrüstung aller kaiserlich-gesinnten Reichspublizisten der geistvolle Pufendorf bezeichnete, „ein schauerliches, ungefüges, ungeheuerliches Monstrum, das man der Sehkraft beraubt hat."

In seiner Schrift „de ratione status in Imperio nostro Germanico" (Ueber die Staatsform des deutschen Reiches) giebt Samuel Pufendorf, der Begründer des Natur- und Völkerrechts und der Geschichtsschreiber Karl Gustavs von Schweden und des Großen Kurfürsten eine ruhige, aber schonungslose Kritik der deutschen Verfassung und Winke zur Besserung.



Kurhut und Szepter von Brandenburg.

XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.

Wenn das niedergeworfene Deutschland wieder zu Ehre, Macht und Ansehen gelangen sollte, so war dies nur dadurch möglich, daß unter den nur lose zusammenhangenden deutschen Territorialstaaten der eine stark genug wurde, um seinem Herrscher auch ohne kaiserlichen Titel wahrhaft kaiserliche Macht und Bedeutung zu gewähren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese patriotische Aufgabe erfassen mochte, ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm bevor. Es galt, emporzukommen dem Hause Habsburg zum Trotz: es galt, sich zu erheben über viele neidische und eifersüchtige gleichberechtigte Fürstenhäuser: endlich war die Mißgunst des Auslandes zu besiegen, das ein mächtiges deutsches Reich nicht wiedererstehen lassen wollte und daher jeden Versuch einer Neugründung bekämpfen mußte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte lang gedauert und erst nach Besiegung Oestreichs, der deutschen Kleinstaaten und Frankreichs in dem neuen deutschen Reich des preußischen Hohenzollernstaates seinen Abschluß gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem Westfälischen Frieden ist nichts anderes, als die Geschichte von dem Kampf und Sieg des brandenburgisch-preußischen Staates. Die Persönlichkeiten der Kaiser aus dem Hause Habsburg, das mehr europäische Politik treibt, treten gegen die hohenzollernschen Regenten zurück, welche, allerdings nur durch Stärkung und Konzentration ihrer eignen Macht, der Nation auf deutschem Boden ein neues Reich zu gründen versuchen.

Niemand hätte während der Kriegsjahre von 1618—1640, kaum einer zur Zeit des Friedensschlusses ahnen können, daß der brandenburgische Staat jene hohe Aufgabe erfassen, geschweige denn lösen werde. Allerdings war das Kurhaus Brandenburg stets ein vornehmes Glied des Reiches gewesen: gar mancher Kurfürst von Brandenburg hat im Reiche eine hervorragende Rolle, bezeichnend genug stets auf kaiserlicher Seite, gespielt und wiederholt haben die Brandenburger bei den Kaiserwahlen die Hand nach der Krone ausgestreckt. Der ehr-

geizige Joachim I. war für geraume Zeit der letzte der auch im Reiche thätigen oder bewährten Brandenburger, als deren hervorragendster Albrecht Achilles (1470—1486) erscheint. Die weiteren Hohenzollern des XVI. Jahrhunderts, zum Theil tüchtige Landesherren, können für ihre reichsfürstliche Thätigkeit besondere Werthschätzung nicht beanspruchen; George Wilhelm, der Zeitgenosse des dreißigjährigen Krieges, war einer der schwachmüthigsten des ganzen Geschlechtes: den Stürmen seiner Zeit wäre auch ein Besserer vielleicht nicht gewachsen gewesen, aber auch unter friedlichen Verhältnissen würde George Wilhelm niemals die Hoffnungen verwirklicht haben, welche die bedeutsamen Erwerbungen von 1614 und 1618 erregen mußten.

Durch die Theilung der Jülich-Kleveschen Erbschaft, wie sie im Jahre 1614 vorläufig und unter Vorbehalt aller Rechte erfolgte, hatte Johann Sigismund Kleve, Mark und Ravensberg bekommen, d. h. Stellung erhalten in einem der Brennpunkte der europäischen Politik. Hier kreuzten sich die Interessen Frankreichs, Spaniens, Oestreichs, der Niederlande: fortan mußte man mit dem neuen Faktor Brandenburg rechnen. Ebenso vielverheißend war die Erwerbung Preußens. Nach dem Aussterben der fränkischen Nebenlinie erwarb hier das Kurhaus ein deutsches Land, das nicht ein Lehn des Reiches, sondern der Krone Polen war: es erhielt den Zugang zur See und wurde in die Kreise der baltischen, der nordischen Politik eingeführt.

Der Sohn Albrechts, des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen, Albrecht Friedrich, war im Jahre 1568 fünfzehnjährig zur Regierung gekommen. Am 19. Juli 1569 erwarb Joachim II. durch seinen klugen Kanzler Distelmeier von dem König von Polen die Mitbelehnung. Für den gemüthskranken Fürsten, der von seiner Gemahlin Marie Eleonore von Kleve keine Söhne hatte, führte erst Markgraf Georg Friedrich von Jägerndorf, seit 1605 Kurfürst Joachim Friedrich, seit 1609 Johann Sigismund die Vormundschaft. Dieser hatte sich mit Anna, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs vermählt und nahm 1618 nach dem Tode seines Schwiegervaters das Land ein.

Aber die Zeitumstände, wie die Persönlichkeit George Wilhelms gestatteten dem brandenburgischen Adler noch nicht, in freiem Fluge die Schwingen zu regen. Der Kurfürst stand gänzlich unter dem Einflusse seines allmächtigen Ministers Schwarzenberg, welcher den festen Anschluß an den Kaiser als die einzig richtige Politik empfahl. Nur gezwungen, wie erwähnt, trat George Wilhelm vorübergehend in ein Bündniß mit Gustav Adolf; im Prager Frieden hatte er sich von den Schweden losgesagt, in der Hoffnung, dadurch sich den dereinstigen Besitz Pommerns zu sichern. Es ist erzählt worden, daß dies nicht gelang: der Kurfürst hatte nur den Krieg in sein Land gezogen, indem er Pommern zu erobern meinte. Fern von den Stürmen des Krieges beschloß er in seinem preußischen Herzogthum seine Tage: die Hoffnung einer bessern Zukunft ruhte auf seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, der unlängst von seinen Studienreisen heimgekehrt war.

Friedrich Wilhelm, des Kurfürsten einziger Sohn, ward am 16. Februar 1620 geboren. Fern von den Zerstreuungen des Hofes erhielt er in Küstrin unter kundiger

Leitung eine vortreffliche Erziehung: er war ein lebhafter, munterer Knabe, dabei ein frommes Gemüth. Im April 1631 wurde er Guſtav Adolf in Frankfurt vorgeſtellt, der in dem heranwachſenden Kurprinzen ſchon den künftigen Gemahl ſeiner Tochter Chriſtine erblickte. Nach dem Tode des Schwedenkönigs beſchloß man, namentlich auch auf den Wunſch der Mutter (Eliſabeth Charlotte, einer Schweſter des unglücklichen Böhmenkönigs) den Prinzen zur Vollendung ſeiner Erziehung nach den Niederlanden zu ſchicken. Im Sommer 1634 trat er, begleitet von ſeinem getreuen Erzieher Gerhard von Leuchtmar die Reiſe an; vier wichtige Jahre verbrachte er dann theils in Leyden, Arnheim und im Haag, theils im Feldlager des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Schwerlich verſtand der heranwachſende Jüngling die Eigenart des jungen niederländiſchen Freiſtaates in vollem Umfange zu würdigen, aber dennoch waren die Eindrücke, die er hier empfing, in Verbindung mit den Erläuterungen ſeines Erziehers, entſcheidend für ſein Leben. Namentlich erfüllte er ſich in dieſem Lande, das ſich im Kampf gegen das katholiſche Spanien zugleich die politiſche Freiheit errungen, mit echt proteſtantiſchen Anſchauungen. Darum haßte er auch das Syſtem des Prager Friedens und deſſen Träger, den Grafen Schwarzenberg. Schon dies war dem Vater nicht genehm; da ſich nun gar noch das Gerücht verbreitete, eine Herzensneigung feſſele den Prinzen an die Tochter des Pfalzgrafen, Ludowika Hollandine, ward Friedrich Wilhelm im Sommer 1638 in die Heimat abberufen. Vater und Sohn waren einander auch innerlich fremd geworden: von allen Staatsgeſchäften gefliſſentlich fern gehalten, in beſchränkten pekuniären Verhältniſſen, voller Groll gegen Schwarzenberg, verlebte der Prinz keine ſehr erfreulichen Tage, bis George Wilhelm am 1. Dezember 1640 zu ſeinen Vätern verſammelt wurde.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg als zwölfjähriger Knabe.

(Nach dem Originalbildniß im Königl. Schloß zu Berlin.)

Vorſichtig, ohne Uebereilung, bereitete der junge Regent einen gründlichen Wechſel des Regierungsſyſtems vor, ſelbſt den verhaßten Schwarzenberg behielt er bis zu ſeinem — bald darauf erfolgten — Tode im Amte. Dann verabſchiedete er mit Unterſtützung des Küſtriner Kommandanten Konrad von Burgsdorf das aufſäſſige Kriegsvolk, welches dem Kaiſer und dem Kurfürſten geſchworen hatte, um keinem recht zu gehorchen. An den kaiſerlichen Hof durch nichts mehr gebunden, gab er den ausſichtsloſen Widerſtand gegen Schwedens pommeriſche Pläne auf und ſchloß mit dieſer Macht (Juli 1641) einen Waffenſtillſtand, der bis zum endlichen Frieden dauerte. So ward es dem jungen Fürſten möglich, ſchon jetzt an die Neugründung des Hohenzollernſtaates zu gehen, falls man dieſe verſchiedenartigen Provinzen, welche der Einigung ge-

flissentlich widerstrebten, überhaupt so nennen darf. Da die Finanzlage verzweifelt, die Erschöpfung allgemein war, hatte Friedrich Wilhelm eine Aufgabe von unendlicher Schwierigkeit zu lösen: auf seine persönliche Thätigkeit kam alles an: seine Person war das einzige Band, das jene lose gefügten Theile verknüpfte.

Längst war im Inland und Ausland das Gefühl verbreitet, daß dieser Fürst seine eigenen Wege gehen werde, und so sah alle Welt der Vermählung Friedrich Wilhelms mit Spannung entgegen: es erschien von hervorragender politischer Bedeutung zu sein, wo er wählen würde. In der That wäre dies in vollem Maße der Fall gewesen, wenn Gustav Adolfs Plan geglückt wäre, den Kurfürsten mit seiner Tochter Christine zu vermählen. Unstreitig übte die Aussicht auf eine Krone ihren Reiz auf den hochstrebenden Friedrich Wilhelm, aber die schwedische Prinzessin mochte ihre Freiheit nicht aufgeben und die schwedische Aristokratie, die nach Gustav Adolfs Tode zu großem Ansehn gelangt war, sehnte sich auch nicht gerade nach einem thatkräftigen Herrscher. So ließ man den Plan im Jahre 1646 fallen, gewiß zum Segen des brandenburgischen Kurstaates, der bei einer Verbindung mit Schweden doch nur fremden Interessen dienstbar geworden wäre. Auch die Heirath, welche Friedrich Wilhelm im Dezember 1646 wirklich schloß, war wesentlich durch die Politik empfohlen: indem der Brandenburger sich mit Luise Henriette, der ältesten Tochter des Statthalters der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, vermählte, trat sein Staat an die Seite dieser ausgesprochen protestantischen Macht, welche zudem die niederrheinischen Besitzungen des Kurfürsten deckte.

Inzwischen hatte der Westfälische Friedenskongreß seine Thätigkeit begonnen: es ist erwähnt worden, daß Brandenburg sich glücklich preisen mußte, wenigstens einen Theil von Pommern und für den Rest Entschädigung zu erhalten. Was der Kurfürst bekam, verdankte er lediglich sich selbst und der Zähigkeit seines gelehrten Vertreters, des Grafen von Sayn-Wittgenstein. Aber es dauerte noch Jahre, bis Brandenburg sich des Besitzes erfreute, der ihm zugesprochen war; die Niederländer behaupteten allen Vorstellungen zum Trotz in den wichtigsten klevischen Plätzen ihr Besatzungsrecht: die Schweden warteten fünf Jahre mit der Räumung von Hinterpommern. Dazu kam, was die Klevesche Erbschaft betraf, daß eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Neuburger noch nicht erfolgt war; beide Theile hofften noch immer, dereinst das Ganze an sich zu bringen. Etwas übereilt griff Friedrich Wilhelm schon im Jahre
1651 1651 zum Schwert; aber sein Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen mißlang, und der Kurfürst mußte noch Gott danken, daß wenigstens alles beim Alten blieb.

Der kurze Feldzug, bei dem der Kurfürst allerdings schon 16,000 Mann hatte ins Feld stellen können, bewies, daß der Staat zu seiner Stärkung noch langer Friedensjahre bedürfe und die allseitigste Thätigkeit, die Anspannung aller Kräfte von Seiten des Herrschers erheischte. Wohl mit den in Holland erhaltenen Eindrücken hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm schon jetzt daran dachte, seinen pommerschen und preußischen Unterthanen durch Betheiligung an dem Welthandel neue Hilfsquellen zu erschließen.

Der Große Kurfürſt im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre mit ſeiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Luiſe Henriette von Oranien zu Pferde auf der Falkenjagd.

Nach dem ſehr ſeltenen gleichzeitigen holländiſchen Stiche von C. B. Dalen vom Jahre 1647.

Johannes, Graf zu Sayn-Wittgenstein, kurbrandenburgischer Gründer und Bevollmächtigter zum Westfälischen Friedenskongreß zu Münster. Holländischer Stich nach dem Gildnisse Rembrandts von Hulles von Goes, Gaste.

Bereits im Jahre 1647 hatte er eine ostindische Handelsgesellschaft gegründet; im Jahre 1650 kaufte er von den Dänen das Fort Tansburg (Trankebar) an der Küste Koromandel.

Aber die Hauptsache blieb doch weise Sparsamkeit im landesfürstlichen Haushalt, der aufs äußerste eingeschränkt wurde, sorgfältige Kassenführung und

Digitized by Google

einsichtige Domänenverwaltung. Den eigentlich schöpferischen Gedanken, an die Stelle der herkömmlichen Kontributionsverfassung, welche auf den ständisch-feudalen Einrichtungen beruhte und die Geldleistungen höchst ungerecht vertheilte, indirekte Steuern (die „Konsumtionsaccise") zu setzen, hat der Kurfürst jedenfalls schon im Anfange seiner Regierung gehegt, aber erst weit später zur Ausführung bringen und nur durch schwere, langwierige Kämpfe verwirklichen können.

Einstweilen mußte der Kurfürst auch hier mit den bestehenden Verhältnissen rechnen und zwar um eines höheren Interesses willen: es galt die Mittel zu erhalten, um die verrottete Lehnsverfassung dauernd durch ein stehendes Heer zu ersetzen. Da war es denn für die ganze Folgezeit von entscheidender Bedeutung, daß die brandenburgischen Stände im Jahre 1653 zum ersten Mal 1653
zur Erhaltung des Heeres eine Geldbewilligung auf sechs Jahre machten; nach Ablauf dieser Zeit fand der Kurfürst, wie wir sehen werden, andere Mittel, den Fortbestand des Heeres zu sichern.

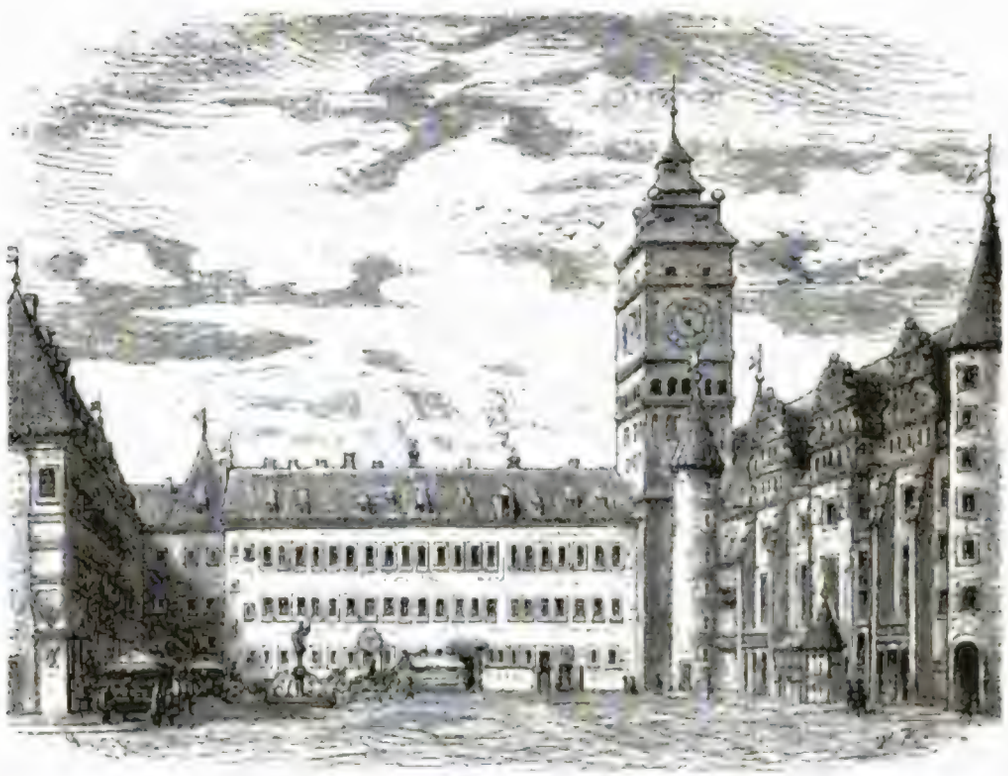
Endlich wurde die gesammte Staatsverwaltung sorgfältig gegliedert und eine einheitliche Thätigkeit der Behörden angestrebt, soweit dies die Autonomie der einzelnen Provinzen irgend zuließ. Eine neue Schule tüchtiger Beamten wuchs heran, die von ihrem Fürsten lernte, stets auf das Ganze zu sehen und die trotzige Eigenart zu überwinden.

An der Heeresreform wirkten namentlich mit der General Sparr, — früher in kaiserlichen Diensten, — und der östreichische Exulant Derfflinger, der — von der Volkssage zum Schneidergesellen gemacht — seit seinem sechzehnten Jahre in der schwedischen Armee gedient und es daselbst durch ungestüme Tapferkeit früh zum General gebracht hatte. Unter den Räthen des Kurfürsten sind hervorzuheben der Reichsgraf Georg von Waldeck, Otto von Schwerin, Somnitz, Jena, Kleist, Weiman, Wallenrodt und Raban von Canstein, ein trefflicher Finanzmann.

Derfflingers Büste (aus Schlüters Schule) auf seinem Grabmal in der Kirche seines Gutes Gusow.

Von einer großartigen, selbständigen Politik Brandenburgs konnte natürlich nicht die Rede sein, so lange der Staat noch Kräfte sammeln mußte. Allerdings nahm der Kurfürst den Gedanken der „dritten Partei" von 1647 im Jahre 1652 noch einmal auf und knüpfte Verhandlungen mit Braunschweig an, um neben dem Kaiser eine achtunggebietende protestantische Fürstenpartei im Reich zu begründen. Aber, um die Räumung Pommerns durch den Kaiser zu erzwingen, — er versprach, daß die Schweden nicht eher als dies geschehen, zum Reichstag zugelassen werden sollten, — sah sich der Kurfürst veranlaßt, in die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zu willigen (Mai 1653). Daß man mit 1653
dem Kaiserhause, welches Brandenburgs Emporkommen neidisch bewachte, auf die Dauer keine Freundschaft halten konnte, zeigte sich freilich bald, und schon im Jahre 1654 trat Brandenburg auf die Seite der Reichstagsopposition. 1654

Indessen fehlte viel, daß Friedrich Wilhelm nunmehr die Bahnen einschlug, auf welche ihn sein hochstrebender Minister, Graf Waldeck, so gerne geleitet hätte. Denn dieser plante, des Kurfürsten früheres Projekt erweiternd, einen umfassenden Bund aller Protestanten im Reich unter brandenburgischer Führung. An der Spitze dieses Bundes, in dem man heutzutage mit Unrecht das Vorbild des Fürstenbundes von 1785 oder gar des Norddeutschen Bundes hat entdecken wollen, sollte der spanisch-habsburgischen Macht diesseit des Meeres „die letzte Oelung" gegeben werden. Kein genialer, sondern ein chimärischer Plan, dessen Ausführung jedenfalls die nächsten Zeitereignisse verhindert haben würden, hätte Friedrich Wilhelms staatsmännisches Urtheil ihn vor derartigen Phantastereien nicht ohnehin schon bewahrt.



Das Herzogliche Schloß in Königsberg.
Nach gleichzeitigen Darstellungen.

2. Der Kampf um die Souveränetät Preußens. Friede zu Oliva (1660).

Den Kampf um das werthvollste Gut brachten die nächsten fünf Jahre: der Siegespreis war die Souveränetät in Preußen, der Anfang zur Großmachtsstellung des brandenburgischen Staates. Die Eroberungsgelüste eines fremden Herrschers ermöglichten die Begründung eines souveränen Staates außerhalb des Reichsverbandes.

Als die Schwedenkönigin Christine im Jahre 1654 die Krone ihrem 1654
Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken abtrat, nahm dieser
ehrgeizige Fürst und Kriegsmann aus der Schule des dreißigjährigen Krieges
die Eroberungspläne Gustav Adolfs wieder auf: im Sommer des Jahres 1655 1655
wandte er sich gegen das zerrüttete Polen. Der Krieg mußte unfehlbar das
Herzogthum Preußen, für welches Friedrich Wilhelm ein Lehnsmann der Krone
Polen war, in Mitleidenschaft ziehen. Was sollte der Kurfürst thun? Sollte
er seinem Lehnsherrn helfen, auf die Gefahr hin, Preußen zu verlieren, oder
sollte er sich dem Eroberer fügen, ihm die wichtigsten Häfen, Pillau und Memel
öffnen, um beide Plätze nie wieder zu erhalten?

Aber vielleicht ließ sich aus der klugen Ausnutzung aller Umstände ein
großer politischer Vortheil gewinnen. Von vornherein wurde am kurfürstlichen
Hofe der Gedanke ausgesprochen, sich die Befreiung von der polnischen Lehns-
hoheit zu erringen. Vorsichtig fragte man bei Karl Gustav an, aber dieser
glaubte keines Bundesgenossen zu bedürfen. Der Kurfürst beschloß zu warten:
er schloß einstweilen ein Bündniß mit den Ständen des polnischen Preußen,
die gleichfalls neutral zu bleiben wünschten, und mit den Niederlanden, welche
im Hinblick auf ihren Ostseehandel dem schwedischen Beginnen feindselig zusahen.

Aber die überraschend schnellen Erfolge Karl Gustavs verschlechterten
Brandenburgs Stellung. Nach der Niederwerfung Polens wandte sich der
König noch im December gegen Preußen: der Kurfürst war nicht recht entschlossen;
es kam zu kleinen unentschiedenen Gefechten, zuletzt doch zum Vertrage mit
Schweden (zu Königsberg 17. Januar 1656). Statt große Hoffnungen ver- 1656
wirklichen zu können, mußte sich Friedrich Wilhelm demüthigende Bedingungen
gefallen lassen. Karl Gustav ward als Lehnsherr für Preußen anerkannt, das
ihm seine Häfen öffnete; der Kurfürst sollte die Hafenzölle mit dem Sieger
theilen, ihm auch Lehnsfolge leisten; dafür war das Bisthum Ermeland — als
schwedisches Lehn — ein karger Ersatz. Obendrein hatte man die milde polnische
Herrschaft mit dem straffen schwedischen Regiment vertauscht.

Da erhob sich das niedergeworfene Polen, die Geistlichen predigten den
Religionskrieg; Karl Gustavs Lage in dem empörten Lande war bedenklich, die
Bundesgenossenschaft Friedrich Wilhelms stieg im Preise. Jetzt konnte er seine
Bedingungen stellen; er kam auf die früheren Forderungen zurück: wenigstens
wurden ihm in dem neuen Vertrage (von Marienburg, 25. Juni 1656) vier 1656
vortheilhaft gelegene Wojwodschaften von Großpolen als souveräner Besitz
zugesichert.

Am 1. Juli war Warschau wieder in die Hände der Polen gefallen.
Siegesgewiß verkündete König Johann Kasimir, die Schweden habe er den
Tataren zum Frühstück geschenkt, und den Kurfürsten wolle er in ein Loch
werfen, da ihn weder Sonne noch Mond beschiene. Das brandenburgisch-
schwedische Heer, nur 18,000 Mann stark, brach gleichwohl gegen den fünfmal
stärkeren Feind auf. In der furchtbaren, dreitägigen Schlacht bei Warschau
(28.—30. Juli) brachen schwedische Strategie und brandenburgische Tapferkeit 1656

die Uebermacht; in wilder Flucht eilten Polen, Tataren, Kosaken davon, am 31. Juli zogen die Sieger in Warschau ein.

Am 28. Juli kam es nur zu kleinen Scharmützeln, in der Frühe des folgenden Tages begann der Entscheidungskampf. Friedrich Wilhelm kommandirte den linken Flügel und nahm gleich im Anfang einen wichtigen Hügel. Karl Gustav wechselte während der Schlacht, um den Feind an einer schwächeren Stelle zu fassen, seine Positionen und zog

Schlacht bei Warschau, zweiter Tag: Angriff der Tataren auf die von Karl Gustav geführte schwedische Reiterei.

Aus einer Zeichnung des schwedischen Generalquartiermeisterleutnants Erich Jönson Dahlbergh „nach dem leben", in Kupfer gestochen von W. Swidde in Stockholm für Pufendorf's „Caroli Gustavi vita et res gestae."

hinter dem brandenburgischen linken Flügel auf die andere Seite. Während dieses gefahrvollen Manövers hatte der Kurfürst ganz allein den Sturm der feindlichen Uebermacht auszuhalten. Obwol beide Heere im wesentlichen ihre Stellung behaupteten, war die Widerstandskraft der Polen gebrochen: entscheidend war am 30. die Erstürmung des Holzes von Praga durch die Brandenburger unter Sparr.

Wie ruhmvoll der Sieg auch war, so hatte er keine nachhaltigen Folgen: die polnische Armee, bald wieder gesammelt, bedrohte Preußen, Zar Alexei von Rußland fiel in Livland ein. Man kann es dem Kurfürsten nicht verübeln, daß er nicht weiter nach Polen vordringen wollte. In der That machten die Polen in den letzten Monaten des Jahres außerordentliche Fortschritte, die schwedischen Eroberungen waren verloren oder standen auf dem Spiel. Noch hielt Friedrich Wilhelm an der Bundesgenossenschaft fest; da aber die Eroberungen in Großpolen höchst wahrscheinlich für immer verloren waren, verlangte er jetzt von Karl Gustav, er solle auf die Lehnshoheit über Preußen verzichten. Der Schwedenkönig konnte den Brandenburger nicht entbehren; im Vertrage
1656 von Labiau (20. November) wurde das Lehnsverhältniß für Preußen und Ermeland aufgehoben. Dadurch war ein fester Standpunkt gewonnen, den man auch bei dem dereinstigen Friedensschluß mit Polen geltend machen konnte. Uebrigens hatte der Kurfürst auf das Recht verzichten müssen, auf der Ostsee Kriegsschiffe

zu halten: ein deutlicher Beweis, daß der König dem jungen Aar nicht gestatten wollte, die Flügel zu regen.

Wenn es nur gelang, fürs erste das Erworbene zu behaupten! Die nächste Zukunft sah drohend genug aus. Im Mai 1657 kam nach langen Verhand- 1657
lungen ein Bündniß zwischen Oestreich und Polen zu stande, zugleich entschloß sich der Dänenkönig Friedrich III. zum Kampfe gegen Schweden. Nothgedrungen mußte Karl Gustav den polnischen Kriegsschauplatz verlassen: für Friedrich Wilhelm ein willkommener Entschuldigungsgrund, um mit seinen bisherigen Gegnern in Unterhandlung zu treten. Er verlangte von ihnen einfach Bestätigung der Rechte, welche er in der schwedischen Waffenbrüderschaft errungen: unerschütterlich hielt er an seinen Forderungen fest. In den Verträgen von Wehlau und Bromberg (19. September und 6. November 1657) — östreichische Staatskunst brachte die Einigung zuwege — verzichtete der Kurfürst auf Ermeland und alle anderen versuchten Eroberungen, schloß ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Krone Polen und erhielt dafür die Anerkennung der Souveränetät Preußens.

Die Zeitgenossen vermochten nicht zu ermessen, welche Folgen die Zurückgewinnung dieses alten deutschen Landes dereinst haben würde, aber auch jetzt noch standen schwere Kämpfe bevor, ehe die Erwerbung sicher unter Dach und Fach gebracht werden konnte.

Zunächst mußte der Kurfürst die Waffen gegen den alten Bundesgenossen kehren. In stürmischem Siegeslaufe hatte Karl Gustav den Dänenkönig niedergerannt und zu dem demüthigenden Frieden von Roeskilde gezwungen. Beide Parteien aber waren mit dem Abkommen gleich unzufrieden, und Karl Gustav, der außerdem noch dem Kampf mit Dänemarks Verbündeten entgegensah, beschloß ihrem Angriff durch eine kühne That zuvorzukommen. Im August 1658 lief 1658
er plötzlich von Kiel aus und erschien vor Kopenhagen, aber der Handstreich mißlang, und der Friedensbrecher rief nun erst recht seine Gegner auf den Kampfplatz. Im September begann der Feldzug, bald warf Friedrich Wilhelm, persönlich an der Spitze des Bundesheeres, den Feind aus Holstein und Schleswig und erstürmte im Dezember mit glänzender Heldenkraft die starkbesetzte Insel Alsen. Im Mai 1659 fiel die letzte Position auf dem dänischen 1659
Festlande. Gern hätte der Kurfürst den Feind auch auf den Inseln aufgesucht, aber er besaß keine Flotte; ein niederländisches Geschwader, das längst erschienen war, wagte, gedrängt von England und Frankreich, nicht, es zum Äußersten kommen zu lassen. Nach zwei mißglückten Versuchen auf die Insel Fünen beschloß man den Feind in Pommern zu fassen; bald war Vorpommern, bald der größte Theil der preußischen festen Plätze in den Händen der Verbündeten. Da führte das Eingreifen Frankreichs eine Wendung herbei. Längst hatte es im Bunde mit England zu Gunsten Schwedens vermitteln wollen, auch die Niederlande dafür gewonnen (im Haager Konzert, Mai 1659), aber Karl Gustav 1659
wollte davon so wenig wissen wie der Däne: die Niederländer wollten seine Hartnäckigkeit brechen: in der blutigen Schlacht bei Nyborg verlor Karl Gustav

fast sein ganzes Heer, aber er blieb ungebeugt. Jetzt rettete ihn Frankreich vor völligem Verderben.

Mazarin hatte mit dem pyrenäischen Frieden, der den langjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich endete (November 1659), seinen letzten, glänzendsten Triumph gefeiert: jetzt hatte er freie Hand. Als Bürge des Westfälischen Friedens verlangte er die Räumung Vorpommerns: eine an der Grenze aufgestellte Armee gab seinen Forderungen Nachdruck. Schwedens Machtstellung an der Ostsee sollte nicht angetastet werden. Der Kaiser sah es gern, daß die Schweden die Nachbarn des hochstrebenden Kurfürsten blieben, die Polen hatten an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse, seit der Eindringling aus ihrem Lande gewichen war. Von beiden verlassen, mußte Friedrich Wilhelm, der auch im Haag vergebens angeklopft hatte, sich zu dem Frieden von Oliva, dem
1660 altberühmten Kloster bei Danzig, bequemen (3. Mai 1660). Zwar war der heißblütige Karl Gustav im Februar gestorben, aber die französischen Diplomaten traten um so nachdrücklicher für seinen Erben ein. Von all dem früheren Gewinn blieben dem Kurfürsten nur die Souveränetät Preußens, die Lande Lauenburg und Bütow, sowie die Stadt Elbing, welche aber erst vierzig Jahre später wirklich in seinen Besitz gelangte.

Was auch immer unerreicht geblieben sein mochte, die Erwerbung der Souveränetät wog alle Opfer des Krieges auf. Hier in Preußen war Friedrich Wilhelm keines Herrn Lehnsmann mehr, selbst vom Kaiser unabhängig stand er hier auf eigenen Füßen. Und alles war ohne Unterstützung des Auslandes erreicht. Noch zwei nicht verächtliche Vortheile brachte ihm dieser Krieg: er hatte sich eine tüchtige Armee geschaffen und die Künste der Diplomatie kennen gelernt. Er hat es nachmals darin zu einer Meisterschaft gebracht, die nicht selten die ganze Wuth seiner französischen Lehrer herausforderte.

Die Einfügung des Herzogthums Preußen in den Staat des Großen Kurfürsten bereitete noch viele Schwierigkeiten, gehört aber in ihren Einzelheiten mehr der preußischen Spezialgeschichte, als der deutschen an. Die preußischen Stände hatten an dem polnischen König stets einen festen Rückhalt gegen ihren Herzog gehabt und so eine ungemein freie Stellung behauptet. Im Kriege waren sie jetzt ungefragt zu Leistungen aller Art herangezogen worden: aus gerechtfertigter Besorgniß, daß dieses Verhältniß dauernd werden möchte, protestirten sie gegen die brandenburgische Souveränetät, da der polnische König ohne Befragung der Stände seine oberlehnsherrlichen Rechte einseitig aufzugeben gar nicht befugt gewesen sei. Die lutherische Geistlichkeit bestärkte die Stände in der Widersetzlichkeit gegen den neuen Herrn und der polnische Hof benahm sich äußerst zweideutig gegenüber diesen hochverrätherischen Bestrebungen. Der Führer der städtischen Agitation war der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth (Rhode), an der Spitze des aufsässigen Landadels standen zwei Herren von Kalkstein, Vater und Sohn, Männer von keineswegs fleckenloser Vergangenheit. Da alle Versuche des Kurfürsten, durch milde Maßregeln den Ständen das Uebergangsstadium zu erleichtern, fehlschlugen, erschien er im
1662 Oktober 1662 mit Truppenmacht in Königsberg, bemächtigte sich des Schöppenmeisters und ließ ihm als Hochverräther den Prozeß machen. Er kam als Staatsgefangener nach Peitz und hat die Freiheit nie wieder erlangt, da er von Gnade nichts wissen wollte, sondern unerschüttert auf sein Recht pochte († 1678). Soviel erreichte der Kurfürst durch sein

Bildniß des großen Kurfürſten aus dem Jahre 1659.
Von dem Holländer Adriaen Hanneman. Das Originalgemälde in Wörlitz bei Deſſau.

1663 energisches Eingreifen aber doch, daß sich die Stände im Jahre 1663 zur Erbhuldigung bequemten. Die Gährung dauerte freilich fort, namentlich durch den jüngeren Kalkstein rege erhalten, der nach Polen geflüchtet und katholisch geworden war. Nicht ohne Verletzung des Völkerrechtes bemächtigte sich der Kurfürst des Hochverräthers durch Vermittlung des brandenburgischen Residenten in Warschau, Eusebius von Brandt; dann ließ er ein peinliches Verfahren gegen ihn eröffnen, selbst die Tortur kam in Anwendung: im November 1672 ward der Unbesonnene zu Memel enthauptet.

Wappenadler des Herzogthums Preußen.

Frankfurt, Silhouette eines Theiles der Stadt aus dem Stich: „Churfürstlich Maintzischer Einzug zu dem außgeschribnen wahltag in Franckfurt den 7/17 Augusti. 1657. Caspar Merian fecit."

3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664. Der Rheinbund und die Wahl von 1658. Schlacht bei St. Gotthard (1664).

Während des Krieges gegen den Schwedenkönig hatte Friedrich Wilhelm sich mehr und mehr, endlich ganz auf die Seite des Kaisers gestellt. Noch im Jahre 1657 hatte er einen großartigen Bund katholischer und protestantischer

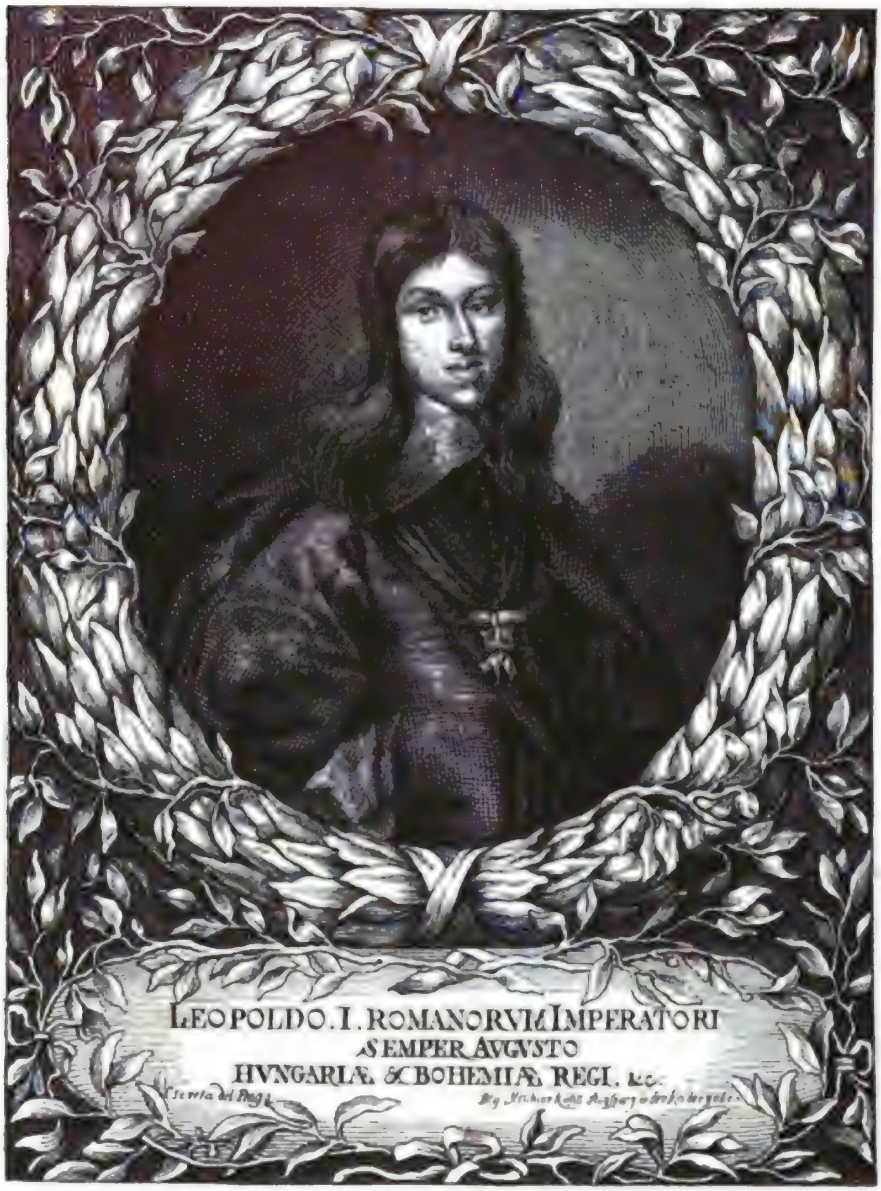
deutscher Fürsten geplant, der sich zwar nicht direkt gegen den Kaiser richten sollte, aber den verbündeten Fürsten größere Selbständigkeit gewährt und eine Vertretung der eigentlichen Reichsinteressen geschaffen haben würde. Dies war aber für die katholischen Fürsten, von denen Mainz, Köln, Trier, Baiern und Pfalz-Neuburg bereits seit 1651 ein Vertheidigungsbündniß hatten, das Signal dem Kurfürsten entgegenzuarbeiten. Namentlich der Kurfürst Johann Philipp von Mainz, ein Staatsmann, der mit seiner beschränkten Einsicht ein Menschenalter hindurch nur den Franzosen in die Hände gearbeitet hat, hielt ein umfassendes Bündniß im Reich für geeignet, die Selbständigkeit des Reiches, die „Libertät" der Reichsstände zu gewährleisten, der Kaisermacht eine feste Grenze zu ziehen. Natürlich nahm Frankreich, das sich vorher an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm gedrängt hatte, den Plan mit Begeisterung auf: was konnte Mazarin erwünschter sein, als eine dauernde Beschränkung des habsburgischen Kaiserthums, zumal wenn Frankreich, das auf dem Reichstag keine Stimme hatte, vollberechtigtes Mitglied des Rheinbundes wurde. Die Frage wurde brennend, als Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 gestorben war.

Die Königswahl wurde Gegenstand weitausgedehnter Intriguen, namentlich von Seiten Frankreichs. Dem Kaiser Ferdinand war es nämlich nicht gelungen, nach dem Tode seines 1653 zum römischen König gewählten Erstgeborenen bei seinen Lebzeiten die Wahl seines zweiten Sohnes Leopold Ignatius durchzusetzen. Der überkluge Johann Philipp von Mainz hielt jetzt den Augenblick

Galawagen aus C. Merians Stich: „Churfürstlich Maintzischer Einzug zu dem außgeschribnen wahltag in Franckfurt den 7/17 Augusti 1657."

für gekommen, die Wahl des Habsburgers von einer strengen Kapitulation abhängig zu machen und wurde in seinem „patriotischen" Bestreben durch Frankreich bestärkt, das freilich die Erwählung Leopolds am liebsten gänzlich verhindert hätte. Glückte das nicht, so war die Gründung eines solchen Rheinbundes ein unberechenbarer politischer Gewinn. Nun wandte man seine Blicke auch von dieser Seite auf Friedrich Wilhelm, der ja ursprünglich etwas ähnliches beabsichtigt zu haben schien, und an Schweden, dessen Interessen denen Frankreichs ähnlich waren.

Aber in dem Kurfürsten hatte man sich verrechnet. Der Bund, den die Ausländer und mit ihnen der Mainzer begründen wollten, war nicht im entferntesten der, welchen er im Sinne gehabt: sollte man dem fremden Einfluß eine zweite Thür ins Reich öffnen? Statt diesen Bestrebungen sich anzuschließen,



Jugendbild Leopolds I.
(Kupferstich aus der Anfangszeit seiner Regierung.)

trat er offen auf Oestreichs Seite: als endlich im Juli 1658 zu Frankfurt zur neuen Kaiserwahl geschritten wurde, entschied die brandenburgische Stimme, allen Gegenbemühungen Mazarins zum Trotz, für den habsburgischen Bewerber, und Kaiser Leopold I. ward gewählt.

Diese Wahl war für Deutschland nur insofern ein Glück, als sie verhinderte, daß das deutsche Reich ein Anhängsel der Krone Frankreich wurde. Sonst aber war Kaiser Leopold einer der unfähigsten, die je auf dem Throne Deutschlands gesessen. Als Privatmann tadellos, von strenger sittlicher Ueberzeugung, unbestechlichem Rechtssinn, wohlwollend und von Achtung für die Wissenschaft beseelt, war der schwächliche, wortkarge, pedantischförmliche und schwerfällige Jesuitenzögling nicht geeignet, in dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Interessen der deutschen Nation zu erkennen, geschweige denn zu vertreten. Von unglaublicher Vertrauensseligkeit hat er seine Gunst an zweideutige, allen Bestechungen zugängliche Räthe verschwendet, welche nicht einmal das Gedeihen des habsburgischen Hauses zur Richtschnur ihres Handelns machten. Dem Kaiser Friedrich III. in vielen Beziehungen vergleichbar, mußte er es dem Brandenburger überlassen, — wie jener dem Markgrafen Albrecht Achilles, — das Reichsinteresse zu wahren.

„Abbildung welcher geſtalt die Römiſche Kaiſerliche Majeſtät Leopoldus ꝛc. zu Nürnberg unter einem Rotſammeten Himmel von den Rathsherren daſelbſt allerunterthänigſt iſt eingeholet worden den 6/16 Auguſti im J. 1658.“ Gleichzeitiger Nürnberger Stich.

3. Herr Tobias Tucher.
9. Herr Georg Philip Harsdörfer.
2. Herr Georg Paulus im Hof.
8. Herr Wolff Jacob Pömer.
11. Herr Georg Friedrich Böhaim.
5. Herr Jobſt Wilhelm Ebner.
4. Herr Georg Sigmund Fürer.
10. Herr Johann Friedrich Löffelholz.

Vierzehn Tage nach der Krönung des neuen Kaisers, am 14. August 1658, kam unter den deutschen Fürsten, welche dem Mainzer anhingen, der Rheinbund zustande: am folgenden Tage trat ihm Frankreich bei, und der Abschluß wurde durch ein glänzendes Bankett bei dem französischen Gesandten gefeiert. Der Kurfürst, dem der Rheinbund sofort befahl, seinen Krieg gegen Schweden einzustellen, erklärte: „wir müssen es als eine sonderbare Strafe, so der allmächtige Gott über das römische Reich verhänget, achten, daß auch die vornehmsten Säulen sich von dem rechten Weg dasselbe in beständigem Frieden und sicherem Ruhstand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen." Der französische Gesandte Gravel aber hat nachmals offen gerühmt, der Rheinbund sei das große Rad gewesen, welches das ganze Reich zu Gunsten Frankreichs in Bewegung gesetzt habe. Nur so sei es möglich gewesen, alle Triebfedern, deren sich das Haus Habsburg gegen Frankreich bedient, aufzuspüren und zu zerstören. Es ist aber für das Elend der damaligen Zustände im Reich nichts bezeichnender, als daß der Große Kurfürst, völlig vereinsamt, im Jahre 1664 gezwungen wurde, um seiner Selbsterhaltung willen diesem Bunde beizutreten, dessen entschiedenster Gegner er war. Freilich hat er seine Stellung in dem Bunde dann nur benutzt, ihn zu sprengen.

Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hat sich nicht entblödet im Jahre 1664 sich des Rheinbundes, d. h. unmittelbar französischer Hilfe zu bedienen, um die Stadt Erfurt, welche sich von dem mainzischen Unterthanenverbande lösen wollte, zur Unterwerfung zu zwingen. Es gelang dies um so leichter, als sich der Kurfürst von Sachsen, der die Stadt hätte schützen sollen, um diese Zeit (1664) unter französischen Schutz gestellt und gegen ein Jahrgeld von 20,000 Thalern versprochen hatte, bei künftigen Kaiserwahlen seine Stimme nur gemäß dem Wunsche Ludwigs XIV. abzugeben.

In der wichtigsten Angelegenheit, welche das östreichische Kaiserhaus damals beschäftigte, beim Kampfe gegen die Türken, sollte Leopold inne werden, daß er mit dem Rheinbunde zu rechnen habe: im Türkenkriege gedachte Ludwig XIV. zu beweisen, daß die Wohlfahrt des Reiches einzig und allein auf dem unter seiner allmächtigen Protektion stehenden Bündniß beruhe. Während der Reichstag nicht schlüssig werden konnte, ob er dem Reichsoberhaupte
1663 Hilfe bewilligen sollte, stand die Rheinbundsarmee bereits im November 1663 schlagfertig in Steiermark.

Es ist keine Frage, auch im Türkenkriege war ein Reichsinteresse zu verfechten. Schuf man dem Kaiser an der Ostgrenze seiner Erblande endlich Frieden, so hätte er wenigstens die Möglichkeit gehabt, die Westgrenze des Reiches gegen den fränkischen Erbfeind zu wahren. Nach wie vor gestatteten die religiösen und politischen Verhältnisse Siebenbürgens und Ungarns den Türken, weiter und weiter vorzudringen. Von dem ruhelosen siebenbürgischen Fürsten Georg Rákóczy II., welcher die bedrohlichen Pläne Bethlen Gabors wieder aufgenommen, hatte freilich die Pforte selbst den Kaiser befreit. Bei Gyalu am Számos im Türkenkampfe tödtlich verwundet, war er am 6. Juni 1660 in Großwardein gestorben. Aber dafür verschlimmerten sich die Zustände

Ungarns zuſehends, und alle Mißvergnügten fanden einen Führer und Anwalt in dem Banus Nikolaus Zrinyi, dem Enkel des Vertheidigers von Szigeth, der, an Kriegserfahrung und wiſſenſchaftlicher Bildung allen Standesgenoſſen weit überlegen, für die ungariſche Ständefreiheit rückſichtslos eintrat und obendrein als feuriger Ungar die Langſamkeit des bedächtigen kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi unbarmherzig verurtheilte. Dennoch mußten beide gemeinſam ſich den Türken entgegenwerfen, die mit einem vierfach überlegenen Heer im Auguſt 1663 gegen Neuhäuſel vorbrachen. Trotz der heldenmüthigſten Vertheidigung fiel dieſer Platz, das koſtbarſte Bollwerk im nördlichen habsburgiſchen Ungarn, in die Hand der Türken. Schon rühmten ſie ſich, im nächſten Jahre Wien einen Beſuch abſtatten zu wollen, da endlich konnte ihnen Montecuculi im Frühjahr 1664 ein anſehnliches Heer entgegenſtellen. Es beſtand theils aus kaiſerlichen Soldaten, theils aus den Reichskontingenten, theils aus den erwähnten Rheinbundstruppen, die unter einem beſonderen General, Hohenlohe, ſtanden. Zu dieſen gehörten auch franzöſiſche Regimenter, die Leopold in ſeiner Bedrängniß anzunehmen nicht verſchmähte. Trotz einiger Erfolge ward der Feldzug eine Reihe von Jämmerlichkeiten. Vor allem fehlte es an Proviant, und der Reichsfeldmarſchall ſchrieb an Montecuculi: „Ich flehe Ew. Excellenz an, Sorge zu tragen, daß meine armen Leute nicht Hungers ſterben, gegen die Türken wollen wir gern unſer Leben laſſen.“ Dazu kam die Vielköpfigkeit des Oberbefehls. Der Rheinbundsgeneral Hohenlohe wollte vom kaiſerlichen Feldmarſchall nicht die Parole annehmen, obwohl er ſelbſt nur Generallieutenant war; natürlich beanſpruchte Graf Waldeck, der die eigentlichen Reichsvölker befehligte, die gleiche Rückſicht.

Raimund Graf von Montecuculi.
Gleichzeitiger Stich.

1663

1664

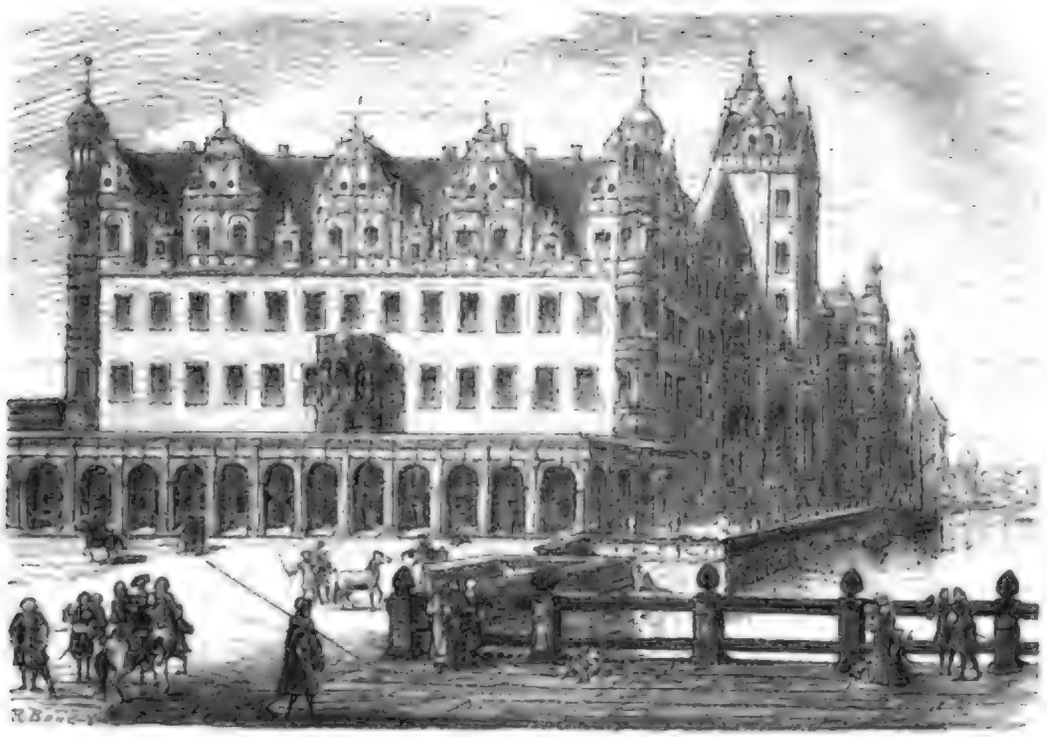
So darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn die mäßigen Errungenſchaften der großen Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. Auguſt 1664) alsbald verloren gingen. Allerdings fehlte ſehr viel, daß die Kaiſerlichen, die freilich das Schlachtfeld behaupteten, einen ſo glänzenden Sieg erfochten hätten, wie in der Chriſtenheit ausposaunt wurde und noch heute in allen Geſchichtsbüchern zu leſen ſteht: denn ſo vollſtändig büßte man das Gewonnene

1664

Schlacht bei St. Gotthard.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

ein, daß nach der Schlacht die Sieger und die Beſiegten die Rollen getauſcht zu haben ſchienen. Durch den Vasvárer oder Eiſenburger Frieden (vom 10. Auguſt) erhielt der Türke Neuhäuſel und Großwardein: der Kaiſer mußte dem Sultan ein „Geſchenk“ von 200,000 Thalern machen, das der Großherr hochherzig zu erwiedern verſprach. Das waren die Früchte des ſogenannten „köſtlichen Sieges von St. Gotthard!“

Der Friede findet zum Theil ſeine Erklärung in den Verhältniſſen Ungarns, wo aber das Haupt der Nationalpartei, Nikolaus Zrinyi, am 18. November deſſelben Jahres ſtarb. Erbe ſeiner Stellung war ſein Bruder Peter, der Schwager des Markgrafen Franz Frangepani: an der Spitze der ungariſchen Verſchwörer werden wir ihm weiterhin begegnen.



Kurfürſtliches Schloß zu Berlin. Nach einem Bilde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Schloß Monbijou zu Berlin.

4. Die Friedensjahre von 1660—1668.

Auch die Brandenburger hatten in dem Feldzug gegen die Türken ſich den Ruhm tapferer Soldaten erworben; in den nächſten Jahren aber bediente ſich der Kurfürſt ſeines Heeres nur, um ſeine landesfürſtlichen Rechte und den Frieden des Reiches zu ſichern.

Eigentliche Friedensjahre waren die Jahre von 1660—1668 überhaupt nicht, wenn man unter Frieden die Zeit träger Ruhe oder gefahrloſer Pflege der materiellen Intereſſen verſteht. Es iſt uns erinnerlich, daß einen Theil dieſes Zeitraumes hindurch der Kampf gegen die preußiſchen Stände (bis 1663) geführt wurde. Gleichzeitig mußten die ebenſo widerſtrebenden Kleveſchen Stände unter die brandenburgiſche Landeshoheit gebeugt werden, und dies war beſonders ſchwierig, ſo lange nicht die endliche Verſtändigung über die Jülich-Kleveſche Erbſchaft erfolgt war. In richtiger Erkenntniß, daß es heilſamer ſei, einen Theil des Beſitzes friedlich in das brandenburgiſche Staatsweſen einzufügen, als im Hader um das Ganze die gemachte Erwerbung in Frage zu ſtellen, ſchloß der Kurfürſt im Jahre 1666 mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einen Vergleich, 1666
durch welchen der bisherige Beſitzſtand als endgiltig feſtgeſtellt wurde.

Dieſer Ausgleich ſtand in inniger Verbindung mit einer anderen niederrheiniſchen Angelegenheit, durch deren Ordnung und Schlichtung der Kurfürſt nicht allein dem Reiche den ſo nothwendigen Frieden erhielt, ſondern auch über Ludwigs XIV. Staatskunſt einen glänzenden diplomatiſchen Sieg errang.

Bei der mangelhaften Sicherung der Weſtgrenze des Reiches war es natürlich, daß die proteſtantiſchen Niederländer nicht minder als das katholiſche Frankreich ſich auf Koſten

des Reiches zu vergrößern strebten. Namentlich seit die Oranier durch die aristokratische Partei bei Seite gedrängt waren und der Rathspensionar Jan de Witt das Ruder des Staates führte, begannen die Niederlande eine Art großer Politik, durch die sie bei möglichst geringem Risiko möglichst reichliche Vortheile zu erlangen strebten. Als sich aber ihre Großmannssucht gegen ihren nächsten Nachbar, den kriegerischen Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, wandte, kamen die Generalstaaten übel an. Der Bischof, ein Kriegsmann durch und durch, vor allem ein tüchtiger Artillerist, erwiderte die Feindseligkeiten durch einen Einfall in das staatische Gebiet und jagte die unter der Aristokratenwirthschaft verlotterte Armee auseinander. An sich war diese Lektion dem Krämervolke schon zu gönnen; da aber um diese Zeit auch England den Holländern den Krieg erklärte und Frankreich eine äußerst zweideutige Rolle spielte, drohte sich hier ein europäischer Krieg zu entzünden: es schien, als solle der Kampf der beiden Seemächte, die sich wüthend auf einander stürzten, auf deutschem Boden ausgefochten werden. Während das bedrängte Holland sich immer enger an Frankreich schloß, hätten der Kaiser und Spanien den münsterschen Krieg am liebsten zu einer Reichssache gemacht. Der Kurfürst mußte verhindern, daß zu Gunsten des gewaltthätigen Fürstbischofs deutsches Blut vergossen werde, aber er durfte auch nicht zugeben, daß die Niederländer verbluteten: das wäre allein Frankreichs Vortheil gewesen.

Da Ludwig XIV. im Jahre 1666 einen größeren Krieg noch zu vermeiden wünschte, wollte er wenigstens durch die Schlichtung des münsterschen Streites, den er selbst geschürt hatte, die Allmacht der französischen Krone bekunden. Großmüthig wollte er dem Rheinbund einen kleinen Theil seines Triumphes gönnen, um auch hier die heilsame Kraft der neuen Institution zu erweisen. Aber zuletzt brachte der Kurfürst den münsterschen Bischof zur Vernunft, schlug die kaiserlichen, rheinbündischen und französischen Vermittler aus dem Felde und brachte völlig selbständig den Frieden von Kleve (April 1666) zu stande. Die französischen Diplomaten hatten sich ausdrücklich gestanden, es sei nicht möglich, eine solche Ausgleichung zu bewerkstelligen, durch welche die Staaten sowol als auch der Bischof ihrem großen Herrscher zu Dank verpflichtet würden.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse, welcher die politische Machtstellung des Brandenburgers deutlich bewies, sah sich Friedrich Wilhelm in seinem eigensten Interesse zu einer unblutigen militärischen Demonstration genöthigt.

Die Stadt Magdeburg, welche dem Kurfürsten im Westfälischen Frieden zugefallen war, hatte in trotziger Erinnerung an ihre frühere Bedeutung allen Aufforderungen zum Trotz bisher den Huldigungseid verweigert. Jetzt beschloß der Kurfürst die widersetzliche Bürgerschaft, an deren Spitze der wissenschaftlich ausgezeichnete Otto von Guericke stand, durch eine Garnison zum Gehorsam zu zwingen. In aller Stille zog er im Mai
1666 1666 eine ansehnliche Truppenmacht zusammen, nöthigte den sächsischen Administrator, der zu Halle residirte, auf Grund eines demselben nicht ungünstigen Vergleiches seine Genehmigung ab, und nun bequemte sich auch der wohlweise Rath, die Garnison aufzunehmen (6. Juni 1666). Der Kurfürst bewilligte der Stadt gnädigst, daß sie nur einen Theil der Verpflegungskosten zu zahlen hatte. Die Stände machten Schwierigkeiten gegen diesen Akt der Selbstherrlichkeit, protestirten, — aber es half ihnen nichts. Die Huldigung verlief ohne Störung, die Stadt aber wurde eilends zu einer tüchtigen Festung umgeschaffen.

Diese Vorgänge machten im Reich ungemeinen Eindruck: hier zeigte sich eine Energie des Entschlusses und der Ausführung, die allerdings dem damaligen deutschen Wesen abhanden gekommen zu sein schien. Uebrigens hatte der östreichische Gesandte alles gethan, um den Plan zu verhindern, Hessen der Stadt sogar Kanonen und sonstige Hilfe angeboten!

Bernhard von Galen, Fürſtbiſchof von Münſter.
Gleichzeitiger holländiſcher Stich.

Wenden wir uns nun zu der friedlichen Thätigkeit, welche der Kurfürſt zum Wohle ſeiner Unterthanen in dem bezeichneten Zeitraum entfaltete.

Da der Weſtfäliſche Frieden weſentlich auch die Beſeitigung alles religiöſen Haders

hatte herbeiführen sollen, lag es nahe, daß der Kurfürst diese Absichten zunächst in dem engeren Bereich seiner Macht verwirklichte. Hier machte sich weit mehr, als der Streit mit den Katholiken, der Streit der beiden protestantischen Konfessionen geltend. Friedrich Wilhelm stand hoch über den Parteien mit der vollen Ueberlegenheit einer tief religiösen und darum wirklich toleranten evangelischen Gesinnung. Seine Meinung war, nach allen Seiten Gerechtigkeit walten zu lassen. Seinen katholischen Unterthanen gegenüber ist es ihm im allgemeinen gelungen, ein ungetrübtes Verhältniß zu erhalten. Aber an dem giftigen Haß zwischen Lutheranern und Reformirten scheiterten seine aufrichtigsten, redlichsten Bemühungen: auf allen Kanzeln tobte der Streit; durch gehässige Streitschriften wurde die Kluft erweitert. Ein Religionsgespräch, das Friedrich Wilhelm im Jahre 1662 zu Berlin abhalten ließ, hatte wie alle ähnliche Veranstaltungen der früheren Zeit keinen Erfolg, und nun verordnete der Kurfürst in einem strengen Edikt (1664) die Aufrechterhaltung des äußerlichen Friedens, verbot die öffentliche Verketzerung der beiden Bekenntnisse. Besonders die lutherische Geistlichkeit Berlins machte Schwierigkeiten, und es ist kennzeichnend für die Erregung der Gemüther jener Tage, daß der fromme Liederdichter Paulus Gerhard, der allverehrte Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin, wegen seiner unbeugsamen Renitenz abgesetzt und ausgewiesen werden mußte. Man kann nicht behaupten, daß die Märtyrerkrone, mit welcher nachsichtige Beurtheilung den unbeugsamen Lutheraner geschmückt hat, eine wohlverdiente ist. Die Absetzung dieses Predigers schüchterte seine Amtsgenossen zwar für den Augenblick ein, war aber allerdings auch nicht geeignet, den inneren Frieden wieder herzustellen.

Nicht minder, als die Aufrechterhaltung des religiösen Friedens ließ sich der Kurfürst die Pflege der Wissenschaft und humanen Bildung angelegen sein.

Mitten in einer umwölkten Zeit, — wie nachmals Friedrich Wilhelm III., — im Jahre 1655 — eröffnete er die Universität Duisburg in seinen neuen rheinisch-westfälischen Ländern, und wenn auch bei den beschränkten Mitteln das Gehalt der Professoren anfangs nur knapp bemessen war, ist es doch nicht die Schuld des Kurfürsten, daß diese Hochschule nur ein kümmerliches Dasein gefristet hat und aus Mangel an frischer, von lebendigem Geist durchwehter Luft erstickt ist.

Der Professor der Medizin, Dr. Daniels, hatte anfänglich nur 50 Thaler, Wirich Scriba, gleichfalls Mediziner und Professor des Hebräischen, bezog zuerst nur 25 Thaler Jahresgehalt. Als die Universität Ostern 1818 geschlossen wurde, zählte sie nur noch zwei Professoren der Medizin, die ein paar Studenten, meist Holländer, unterrichteten, und einen Juristen, der längst keinen Zuhörer mehr gehabt hatte.

Auch das Einkommen der durch den Krieg hart geschädigten Universität Frankfurt hob er durch Verleihung von Einkünften aus den halberstädtischen, mindenschen und magdeburgischen Stiftern. Mit Begeisterung ergriff er den ihm 1666 von dem schwedischen Reichsrath Skytte vorgelegten Plan, in einer bequem gelegenen Stadt der Mark einen förmlichen Musensitz zu gründen, welcher allen Gelehrten und Künstlern der Welt eine Freistätte gewähren sollte, und am 22. April 1667 verkündete das kurfürstliche Gründungspatent allen Nationen und Sekten den großartigen aber etwas phantastischen Gedanken. Die kriegerischen Zeiten, welche demnächst folgten, verhinderten die Ausführung des Entwurfes, welcher dem Kurfürsten immerhin zur Ehre gereicht.

Praktischer war, was der Kurfürst für das eigentliche Gelehrtenschulwesen that. Das Joachimsthalsche Gymnasium, welches im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstört worden war, erhielt in der Residenz ein neues Heim: daneben blühte das Gymnasium zum Grauen Kloster. Dem militärischen Zwecke zugleich diente ein Kollegium, das zu Kolberg errichtet wurde; hier sollte die Jugend des hinterpommerschen Adels zum Kriegsdienst wissenschaftlich vorgebildet werden. Schwieriger ist es, festzustellen, was der

Kurfürſt etwa zu Gunſten des Volksſchulweſens gethan. Auch die Anfänge der Königlichen Bibliothek zu Berlin fallen in dieſe Zeit. Im Jahre 1661 berief der Kurfürſt den gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar und ließ die auf dem Schloßboden gefundenen Bücher in beſonderen Räumen des Schloſſes aufſtellen.

Um den Handel zu fördern, erſchloß er dem Verkehr neue Wege. Schon im Jahre 1653 faßte er den Plan, Oder und Spree zu verbinden, um den Oderhandel in die Elbe zu leiten, weil die Schweden ja das wichtige Stettin behaupteten. In ſechs Jahren wurde dann der drei Meilen lange Friedrich-Wilhelmskanal (Müllroſer) vollendet (1662—1668); am 18. März 1669 durchfuhren die erſten Fahrzeuge die neue Waſſerſtraße; es waren fünf große Kähne aus Breslau, die am 25. März in Berlin ankamen. Für die Entwicklung des Verkehrs zu Lande ſorgte Friedrich Wilhelm durch die mit beſonderer Vorliebe gepflegte Poſt. Zum Trotz dem privilegirten Reichserbpoſtmeiſter Grafen von Taxis ſetzte er durch, daß die Poſtverwaltung in ſeinen Landen ſein ausſchließliches Regal blieb. Bald war die Verbindung zwiſchen den einzelnen Theilen des langgeſtreckten brandenburgiſchen Staatskörpers hergeſtellt, und die Verwaltung der Anſtalt galt in Deutſchland als Vorbild.

Dem platten Lande, das durch den Krieg entvölkert und erſchöpft war, führte der Kurfürſt ſeit Beginn ſeiner Regierung ſyſtematiſch neue Kräfte zu, namentlich durch holländiſche Koloniſten. Der Wiederanbau wüſter Hufen und herrenloſer Strecken wurde wie zu der Zeit der Askanier durch allerlei Vergünſtigungen erleichtert. Aber freilich durfte der Herrſcher die Lage des märkiſchen Bauern noch nicht menſchenwürdiger geſtalten, die unterdrückte Volkskraft noch nicht entfeſſeln: für die Zahlungen, die der märkiſche Adel zur Unterhaltung des Kriegsheeres leiſtete, hatte er die Zuſicherung erhalten, daß „die Leibeigenſchaft an den Orten, da ſie herkömmlich und gebräuchlich ſei, allerdings verbleiben ſolle."

Ueberhaupt mußte der Kurfürſt, ſo ſelbſtändig er zu Werke ging, dem Adel gegenüber den Fortbeſtand gewiſſer ſozialer Mißbräuche legitimiren. So gab er im Jahre 1653 nach, adlige Güter dürften nicht in bürgerlichen Beſitz übergehen, „ſintemalen doch Adel und Bürgerſtand nicht zuſammen wachſen und in vornehmen Zuſammenkünften und Aufwartungen ſich ſchwerlich vergleichen würden."

Eifrig wirkte Friedrich Wilhelm auch für die Hebung der gänzlich in Verfall gerathenen Induſtrie. Er ſelbſt gab zu neuen Unternehmen Anregung, Ermuthigung und baare Unterſtützungen. Die Tuchfabrikation ſuchte er durch das Verbot der Wollausfuhr, andere Induſtriezweige durch Einfuhrverbote in Schwung zu bringen.

Vor allem aber nahm der Kurfürſt gegen den Schluß dieſes Abſchnittes ſeine großartige Steuerreform, die Acciſe wieder vor.

Nach dem Frieden von Oliva hatten die Stände die Auflöſung des kurfürſtlichen Heeres verlangt; Friedrich Wilhelm ſtellte dagegen die Forderung einer gerechteren Vertheilung der Steuern. Im Jahre 1667 wurde damit der Anfang gemacht, indem die Konſumtionsacciſe, zunächſt nur verſuchsweiſe für ein Jahr, nicht auf alle Artikel, und nur für die Städte eingeführt wurde, welche den Wunſch darnach äußerten. Die Ritterſchaft, welche dieſe Art der Beſteuerung unbedingt vermeiden wollte, mußte zur Erleichterung der kleineren Städte, welche die Acciſe noch nicht einführen konnten, eine jährliche Beihilfe von 24,000 Thalern gewähren.

Durchgeführt war das Syſtem erſt im Jahre 1680, unter beſtändigem Widerſtande der adligen Stände. Gleichzeitig mit der Oppoſition gegen die neue Steuerverfaſſung dauerte der Kampf um das Recht der „oberen" Stände, ſich ohne kurfürſtliche Berufung zu verſammeln. Dieſer Streit endete auch erſt im Jahre 1683, ſelbſtverſtändlich mit der völligen Niederlage der Stände.

Anſicht von Berlin um 1660. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Um neben dem größeren das kleinere nicht zu vergeſſen ſei hier erwähnt, daß der Kurfürſt im Jahre 1660 durch eine neue „Gaſſenordnung" der ziemlich unreinlichen Hauptſtadt das Ausſehen einer Reſidenz zu geben ſtrebte, zehn Jahre ſpäter den ſumpfigen Friedrichswerder austrocknen und dann die Dorotheen- und Friedrichsſtadt erbauen ließ.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürſten, die oraniſche Luiſe Henriette, zugleich ſeine vertraute Helferin in vielen Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten geweſen. Zu früh für den Kurfürſten ſtarb ſie, noch nicht vierzigjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Kurfürſten aus der zweiten Ehe mit Dorothea von Holſtein-Glücksburg, einer Frau von nüchtern

Denkmünze auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürſten mit Dorothea von Holſtein-Sonderburg-Glücksburg.

praktiſcher Gemüthsart, auch noch ein reicher Kinderſegen, ſo hat ihm Dorothea die erſte Gemahlin nicht erſetzen können und als Stiefmutter ſelbſt ſchlimmen Unfrieden in das kurfürſtliche Haus gebracht.

Friedrich, 10 Jahr alt, (erster König v. Pr.) Ludwig, 1 Jahr alt, † 1667. Karl Emil, 12 Jahr alt. † 1674.

Luiſe Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.

Nach einem gleichzeitigen Bilde im Königl. Schloſſe zu Berlin.

Daß die fromme Kurfürſtin Luiſe Henriette die Verfaſſerin des Kirchenliedes „Jeſus, meine Zuverſicht“ ſei, muß nach den neueſten Forſchungen eher verneint, als bejaht werden.

Mit der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenſtadt hängt auch die Anlage der Straße „Unter den Linden“ zuſammen; die Kurfürſtin hat ſelbſt den erſten Baum gepflanzt.

Die Lindenallee um 1660. Nach gleichzeitigen Abbildungen.

Um die Zeit, als Luiſe Henriette ſtarb, ſah der Kurfürſt bereits das Reich von ſchweren Ungewittern bedroht. Würde der Kaiſer die Kraft haben, das ſchwerfällige Staatsſchiff, das die deutſche Nation barg, durch die erregten Fluthen ſicher zum Hafen zu ſteuern?

5. Der Devolutionskrieg und der Aachener Friede (1668). Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.

1667 Im Frühjahr 1667 hielt Ludwig XIV., der seit 1661 selbständig regierte, den Augenblick für gekommen, die Vergrößerungspolitik ins Werk zu setzen, zu welcher Mazarin durch den pyrenäischen Frieden die Grundlagen und Handhaben geschaffen hatte. Das Endziel der französischen Politik war kein geringeres als die Erwerbung der spanischen Monarchie. In jenem Friedensschluß war für den jungen König die Hand der spanischen Maria Theresia ausbedungen worden, die freilich ihr Erbrecht auf ihre jüngere Schwester, die spätere Gemahlin Kaiser Leopolds, übertragen mußte, bevor die Ehe vollzogen wurde. Aber an die Giltigkeit des Verzichtes glaubten die spanischen Stände nicht, auch Mazarin hat ihn schwerlich für verbindlich gehalten: Ludwig XIV. vollends sah in den feierlichen Gelöbnissen nur hinfälliges Wortgepränge. Nun konnte es scheinen, als würde die Frage der spanischen Thronfolge auf lange Zeit vertagt werden müssen, weil sich im Jahre 1665 beim Tode Philipps IV. das zarte Leben eines Knaben zwischen Ludwig und seine Erbansprüche stellte: daher beschloß der König zunächst den begehrenswertheſten Theil der spanischen Monarchie, die spanischen Niederlande, zu gewinnen.

Meisterhaft war der Schlag vorbereitet. Durch Einzelverträge, für deren Abschluß den betreffenden Fürsten und ihren vornehmsten Räthen glänzende Pensionen gezahlt wurden, hatte Ludwig dafür gesorgt, daß nicht etwa der Kaiser der bedrohten Schwestermacht zu Hilfe eilen konnte; denn die bestochenen Fürsten, an deren Spitze der „patriotische" Friedensfürst Johann Philipp von Mainz stand, hatten sich vor allen Dingen verpflichten müssen, keinem kaiserlichen Heere den Durchzug durch ihr Gebiet zu verstatten. Außerdem wurden der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg durch eine polnische Wahlintrigue beschäftigt und zugleich unter sich entzweit.

Bei dem herannahenden Ende des letzten Wasa, des Königs Kasimir von Polen, suchte Frankreich einem Prinzen von Condé, der Kaiser dem Herzog Karl von Lothringen, Brandenburg dem Pfalzgrafen von Neuburg die Nachfolge zu sichern. Schweden intriguirte gegen alle drei und nachmals wurde (1669) ein unbedeutender Edelmann, der Piast Michael Wisniowecki, gewählt.

Von den europäischen Mächten hatte Ludwig vollends nichts zu befürchten, denn England steuerte längst im Fahrwasser der französischen Politik, die Niederlande waren ohnmächtig durch den Hader der republikanischen und der oranischen Partei. So unternahm denn Ludwig einen anscheinend gefahrlosen Kampf,
1667 als er, gestützt auf das sogenannte „Devolutionsrecht", im Frühjahr 1667 die spanischen Niederlande anfiel.

Französische Flugschriften wiesen nach, daß nach einem jenen Landen eigenthümlichen Rechte (Devolution) auf Ludwigs Gemahlin das Herzogthum Brabant nebst Antwerpen und Limburg, Mecheln, das Oberquartier von Geldern, ferner Namur, Theile von Luxem-

burg und der Freigrafschaft vererbt seien. Es war das fast der ganze „burgundische" Kreis, der immer noch zum deutschen Reiche gehörte.

Rasch und vollständig waren die Erfolge, welche Ludwig und seine Feldherren im Laufe des Jahres 1667 theils in der Freigrafschaft, theils in Flandern errangen. Widerstand fanden sie nicht. Die Niederländer überlegten noch in dem Augenblick, als die französischen Waffen die belgischen Nachbarprovinzen überschwemmten, ob sie den Spaniern für eine Gebietsabtretung beispringen, oder gegen einen Antheil am Raube sich mit der Gewaltthat Ludwigs XIV. aussöhnen sollten. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, der bis zuletzt alle Gegner Frankreichs gegen den gemeinsamen Feind zu einigen gestrebt hatte, sah sich genöthigt, im Dezember 1668 Ludwig XIV. seiner Neutralität zu versichern. 1668

Um dieselbe Zeit bot Frankreich dem englischen Kabinet ein Bündniß an, dessen Spitze sich gegen die Niederlande richtete; aber nun hatten auch die Engländer vor Ludwigs Fortschritten Angst bekommen, ein völliger Umschwung erfolgte: zu Ende Januar 1668 legte das Dreistaatenbündniß Englands, Hollands und Schwedens (die „Tripleallianz") seine schirmende Hand auf die spanischen Niederlande und gebot den französischen Triumphen still zu stehen. Aber eine dauernde Abwehr der französischen Eroberungsgelüste hätte dies Bündniß nur gewähren können, wenn Spanien und Oestreich ihm beigetreten wären. Allein Spanien hatte den Abfall der Niederlande in altkastilianischem Stolz noch nicht verschmerzt: Oestreich hatte sich wenige Tage vor dem Abschluß der Tripleallianz mit Frankreich durch einen Sondervertrag geeinigt, welcher Spanien preisgab, das Uebergewicht Frankreichs erst recht inaugurirte und die kaiserliche Regierung auf lange Zeit zu einer hinterhaltigen und perfiden Politik nöthigte.

Längst hatte Frankreich dem östreichischen Hofe den Antrag gemacht, mit ihm einen Theilungsplan der spanischen Monarchie für die Zukunft zu entwerfen: großmüthig versprach man Oestreich die Hälfte dessen, was ihm Frankreich voll und ganz nun und nimmermehr gewähren wolle noch dürfe. An Leopold I. wagte man sich freilich nicht, aber man hatte auch gar nicht nöthig, den ängstlichen Monarchen zu beunruhigen. Die Seele des Kabinettes war Fürst Lobkowitz, Frankreich völlig ergeben: nur die Verantwortlichkeit der Sache mochte er nicht tragen: darum wies er den französischen Gesandten, den geriebenen Jacques Brethel von Grémonville, an seinen eigenen Nebenbuhler, den eiteln Grafen Auersperg. Durch die Aussicht auf den Kardinalshut wurde er geködert, und für diese Zier, welche er nie erhalten, verrieth der erste Minister Leopolds I. seinen Herrn und das Gesammthaus Habsburg!

In dem verhängnißvollen geheimen Theilungsvertrag, dessen Existenz bis in die neueste Zeit verborgen geblieben ist, wurde für Oestreich in Aussicht genommen: Spanien, Mailand, Finale, die toskanischen Plätze, Sardinien, die kanarischen und balearischen Inseln, endlich Westindien. Frankreich sollte erhalten: die Niederlande, Navarra, Neapel und Sizilien.

Man würde Auersperg nur unvollkommen entschuldigen, wenn man annähme, er habe Ludwig XIV. durch einen solchen Vertrag den Abschluß des Friedens

erleichtern und eine Allianz der katholischen Hauptmächte gegen die protestantischen Staaten ermöglichen wollen. Nicht um religiöse Interessen handelte es sich jetzt, sondern um das drohende Uebergewicht Frankreichs.

Aber allerdings erleichterte der Theilungsvertrag die augenblickliche Verständigung: was sollte Ludwig um Gebiete hadern, die ihm einst ohne Kampf zufallen mußten. So wurde im Mai 1668 der Aachener Friede unterzeichnet, durch welchen Ludwig die Freigrafschaft den Spaniern zurückgab und nur die Plätze Charleroi, Douai, Tournai, Lille und Oudenarde behielt: — Vauban verwandelte sie sofort in unüberwindliche Festungen. Mochten immerhin die Mächte der Tripleallianz sich einbilden, Frankreich sei durch sie eingeschüchtert worden, mochten insbesondere die kurzsichtigen Niederländer frohlocken, ihr verehrter Jan de Witt habe, einem Josua vergleichbar, der Sonne Frankreichs Stillstand geboten, — thatsächlich verließ Ludwig als Sieger aus freien Stücken das Schlachtfeld. Sein erster Ansturm war gelungen, der zweite sollte den eitlen Thoren gelten, welche in vollständiger Verblendung das aufsteigende Unwetter nicht einmal bemerkten.

---

6. Die Vorbereitungen zum Rachekrieg gegen Holland (1668—1672).

Die nächsten Jahre wendete Ludwig XIV. lediglich dazu an, das Gelingen seiner weiteren Entwürfe, seinen Kampf gegen die Niederlande, vorzubereiten. Vortrefflich glückte ihm das am kaiserlichen Hofe. Zwar ward Auersperg,
1669 besonders durch spanischen Einfluß, am 16. December 1669 gestürzt, aber an seinem Nachfolger Lobkowitz hatte Frankreich einen weit zuverlässigeren Gönner gewonnen. Für Lobkowitz gestaltete sich das Zusammengehen mit Frankreich zum förmlichen politischen System; außerdem war er von persönlicher Bewunderung für den glänzenden Franzosenherrscher erfüllt. Wol trat ihm zuweilen der richtige Wille und Sinn des Kaisers entgegen: wol bekämpfte der östreichische Diplomat Lisola (dell' Isola, aus Salins in der Franchecomté) unermüdlich die Politik des leitenden Ministers, aber diese Gegenbestrebungen bewirkten nur ein heilloses Schwanken, und Lobkowitz behielt bis zum Jahre 1674 trotz alledem das Steuer des Staates in seiner Hand.

Oestreich wurde von 1665—1670 außerdem noch beschäftigt durch eine Verschwörung ungarischer Magnaten, an deren Spitze der Palatin Wesselényi, nach dessen Tode namentlich der Banus Peter Zrinyi, der Hofrichter Franz Nádasdy, ein Liebling des Kaisers, Frangepani, der Schwager Zrinyis, Franz Rákóczy, Stephan Tökölyi und der Deutsch-Oestreicher Graf Erasmus von Tattenbach, ein eitler Wüstling, standen. Zweck der Verschwörung war die Losreißung Ungarns: man rechnete auf die Hilfe der Türken und Frankreichs, das hier anfangs auch die Hand im Spiele hatte und sich erst im Jahre 1669 zurückzog. Der Plan wurde verrathen, und die Rädelsführer wurden im Jahre 1671 mit dem Schwert gerichtet, ihre Güter eingezogen. Frangepani war der letzte seines berühmten Hauses, aus dem der Verräther Konradins entsprossen war: auch der Sohn Peter Zrinyis, der 1703 als Staatsgefangener in Kufstein starb,

war der letzte männliche Nachkomme des Vertheidigers von Szigeth. Die Entdeckung der Verschwörung benutzte die kaiserliche Regierung zu einer grausamen Protestantenverfolgung und zur Vernichtung der ständischen Rechte Ungarns.

Auch das Dreistaatenbündniß trennte Ludwig XIV. mit geringer Mühe. Schweden hatte kein Interesse, die Niederlande zu schützen und kehrte zur französischen Freundschaft zurück, sobald in Polen der Kandidat Frankreichs unterlegen war. Karl II. von England stand mit allen seinen Sympathien auf Seiten des absoluten katholischen Herrschers von Frankreich: ingrimmig haßte er die Niederlande; jetzt verbündete er sich mit Ludwig XIV. aufs engste gegen die Republik. In ähnlicher Weise wie vor dem Devolutionskriege, wurden auch die weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und in Westfalen für Frankreich gewonnen; wirkte auf die geistlichen Fürsten der Haß gegen die unbezwungene Burg des reformirten Bekenntnisses, so lockte die Aussicht auf Landerwerb die beutelustigen weltlichen Herren. Es kümmerte sie nicht im geringsten, daß Frankreichs selbstsüchtige Absichten immer deutlicher hervortraten: besetzte es doch im August 1670 ganz Lothringen ohne jede Veranlassung, ohne Kriegserklärung.

Vor dem deutschen Reich brauchte sich Ludwig XIV. wahrlich nicht zu fürchten. Der schläfrige Reichstag in Regensburg berieth über Reichsreformen, über eine beständige Wahlkapitulation, aber das bestehende Reich ließ er mitleidslos und theilnahmlos zu Grunde gehen. Die Nation war freilich noch nicht so verkommen, daß sich keine Warner und Mahner gefunden hätten: im Gegentheil, seit der Franzose Aubery die Behauptung aufgestellt hatte, das deutsche Reich sei seit den Zeiten Karls des Großen ein Anhängsel Frankreichs und der König Ludwig mit Fug und Recht Kaiser des Gesammtreiches, waren patriotische Schriftsteller unablässig bemüht, solche Prätensionen zu bekämpfen und die französische Prahlerei in ihrer ganzen Hohlheit darzustellen. Aber diese Patrioten, denen sich auch vereinzelte Dichter anschlossen, gehörten nicht zum offiziellen Reich und hatten mit der Leitung der Staatsgeschäfte nichts zu thun. Die Machthaber und ihre Räthe standen im Solde Frankreichs: bis auf einen, — es war der Große Kurfürst.

In der Kette, welche die Niederlande umschließen sollte, fehlte das wichtigste Glied, wenn es Frankreich nicht gelang, Brandenburg völlig zu gewinnen. Seit dem 31. Dezember 1669, wo auch Friedrich Wilhelm Frankreich die Hand zu reichen sich genöthigt sah, machte Ludwig XIV. die größten Anstrengungen, ihn zum Bundesgenossen gegen die Niederlande zu werben. Man erinnerte ihn an all die Beleidigungen, welche er von dem hochmüthigen Krämervolk hatte hinnehmen müssen, — es war vergebens; man bot ihm bei der bevorstehenden Theilung der Niederlande das reichste Stück der Beute an: — umsonst. Gewiß hatte Friedrich Wilhelm keine Ursache zum Dank gegen Jan de Witt und die aristokratischen Wortführer; als Verwandter der bei Seite gedrängten Oranier hatte er allerwegen ihre Mißgunst erfahren. Aber er dachte hochherzig und staatsmännisch genug, um trotz alledem den Staat zu schirmen, der nun einmal

zum Bollwerk religiöſer und politiſcher Freiheit in Europa geworden war. Nach dem Fall der Niederlande hätte Ludwig XIV. ungehindert ſeinen Triumphzug durch Europa antreten können; zur Unterdrückung des ketzeriſchen Freiſtaates ſandte auch der Papſt bereits ſeinen Segen und reichliche Geldunterſtützung. So waren alle Anſtrengungen Frankreichs am brandenburgiſchen Hofe fruchtlos; unausgeſetzt warnte der Kurfürſt den verblendeten Jan de Witt und ſetzte ſein Heer in Kriegsbereitſchaft. Vielleicht ſollte es ihm jetzt beſchieden ſein, für das Reich ſtatt des Kaiſers einzutreten: und wenn auch die Niederländer jetzt noch von Gefahr und Hilfe nichts wiſſen wollten, möglicher Weiſe konnte die Hilfe gar bald begehrt, und wenn nicht, ſelbſt aufgedrungen werden.

Greuelthaten der franzöſiſchen Soldateska in Holland.

Aus „Das verwirrte Europa“ (Geſchichte der durch Ludwig XIV. herbeigeführten Unruhen und Kriege von 1664 bis 1673) von Petrus Valckenier, Niederländiſcher Reſident zu Frankfurt a. M.

7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Vertrag von Voſſem (1675). Der Reichskrieg am Rhein bis zum Jahre 1675.

Endlich ſollte die hochmüthige Republik die Mißgriffe ihrer Regenten entgelten und erkennen, wie unklug es geweſen war, ohne die Mittel und ohne den Willen zu nachhaltigem Widerſtande einen ſelbſtſüchtigen Genoſſen zu einem

unversöhnlichen Gegner umzuwandeln. Jan de Witt hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, wenigstens England in der Gunst Frankreichs den Vorrang abzulaufen; wiederholt abgewiesen, schritt man heute zu Rüstungen, morgen zu den demüthigendsten Anerbietungen. Frieden, Frieden um jeden Preis, selbst um den der nationalen Ehre, war jetzt die Parole des „großen" de Witt, bedingungslose Unterwerfung die Frucht seiner „genialen" Politik. Aber Ludwig XIV. wollte Rache und hatte keine Veranlassung die Gegner zu schonen. Wohl ahnte man auch in den Kreisen der holländischen Regenten die Gefahr, aber dann hätte man mit dem nationalen Volksgeist und seiner patriotischen Widerstandskraft der Anhänglichkeit an das Haus Oranien freien Lauf lassen müssen. Eher mochte das Vaterland zu Grunde gehen!

Die aristokratische Regierung hatte Armee und Flotte wissentlich und geflissentlich in Verfall gerathen lassen: die Offizierstellen befanden sich, wie das in den aristokratischen Republiken zu geschehen pflegt, im Besitze unerfahrener verweichlichter Muttersöhnchen, die für das „Geschäft" untauglich waren. Man war völlig unvorbereitet, als Ludwig XIV. im April 1672 den Feldzug er- 1672
öffnete; bald war bis auf Holland und Seeland das staatische Gebiet erobert: den Rest schützte nur eine eilig bewerkstelligte Ueberschwemmung und das eben sich enthüllende Genie des jungen Oraniers Wilhelm III., der nach dem Sturz des aristokratischen Regiments und der Ermordung Jan de Witts die Zügel der Regierung ergriffen hatte.

In letzter Stunde hatte man mit dem Kurfürsten denn doch noch einen Hilfsvertrag geschlossen (16. Mai), aber durch das lange Markten rechtzeitige Truppenwerbungen verhindert. So war das brandenburgische Heer noch keineswegs schlagfertig, als die überraschend schnellen Erfolge der Franzosen auch den Kurfürsten mit schweren Besorgnissen erfüllten. Jetzt war es für ihn unmöglich, selbständig in die Aktion einzutreten, er mußte Bundesgenossen werben. Unglücklicher Weise suchte und fand er sie in Wien. Denn der Kaiser hatte auf Lobkowitz' Rath (am 1. November 1671) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich geschlossen; wenn er sich jetzt (12. Juni 1672) zu einem Bündniß mit Brandenburg drängen ließ, konnte dies nur den Zweck haben, die Hilfsleistung zu verzögern und abzuschwächen. Schon der Abmarsch der Brandenburger wurde gehemmt, weil sie auf die Kaiserlichen warten mußten; dann mußte der kaiserliche Feldherr Montecuculi den Kurfürsten zu einem nutzlosen Spaziergang an den Oberrhein verlocken. Montecuculi hatte die geheime Weisung, jeden ernstlichen Zusammenstoß zu vermeiden und mußte, wiewol innerlich erbost, diesen Scheinkrieg führen. Man erzählte später von ihm die Aeußerung, künftig möchte ihm jeder Befehl lieber direkt von Paris zugesandt werden.

So ward denn dieser Feldzug eine Reihe von Jämmerlichkeiten. Während der Prinz von Oranien durch einen glänzenden Vorstoß auf Charleroi seinen Feldherrngeist bekundete, wand sich die brandenburgisch-kaiserliche Armee schneckenartig nordwärts nach Westfalen; hier wollte man den mit Frankreich verbündeten Bischof von Münster züchtigen und einem aus Holland erwarteten

1673 Hilfskorps die Hand reichen. Dies blieb aus, und als im Anfang des Jahres 1673 der französische Feldherr Türenne erschien, gab der Kurfürst zu allgemeinem Erstaunen ohne Kampf die Grafschaft Mark auf und trat den Rückzug an.

Dieser Rückzug demoralisirte das Heer vollends, scharenweise wurde desertirt. Man kann es den Holländern nicht verdenken, wenn sie auf den Kurfürsten höchst erbittert waren: in der That waren die Hilfsgelder, die sie ihm gezahlt, völlig verschleudert. Aber bald gab der Kurfürst den Generalstaaten noch gerechteren Grund zur Klage. Obwol sein Bündniß mit Holland ausdrücklich vorschrieb, daß kein Theil Frieden oder Waffenstillstand schließen dürfe, bevor der andere in denselben Besitzstand, wie vor dem Kriege, eingesetzt sei, trat Friedrich Wilhelm mit Frankreich in Unterhandlungen. Trotz aller Abmahnungen der Generalstaaten, denen sich jetzt auch der verlogene Wiener Hof beigesellte, blieb der Kurfürst bei seinem Vorsatze, mit Frankreich nicht nur einen Waffenstillstand, sondern einen Frieden zu schließen. Nur die eigene Nothlage, der Mangel an ausgiebiger Unterstützung kann diesen Entschluß rechtfertigen, denn allerdings war der Kurfürst nicht verpflichtet, die Existenz seines Staates an die Rettung der Niederlande zu setzen; jedenfalls war er aber nicht zu den Vorwürfen berechtigt, die er seinerseits den Generalstaaten zu machen für gut
1673 befand. In dem Frieden von Vossem (6. Juni 1673) trat der Kurfürst von der Waffengemeinschaft mit den Staaten zurück und verpflichtete sich, sein Heer hinter die Weser zurückzuziehen. Dagegen gab Frankreich die eroberten Klevischen Festungen bis auf Wesel und Rees heraus und verpflichtete sich, zur Erhaltung des brandenburgischen Heeres 800,000 Lires zu zahlen. Ausdrücklich behielt sich Friedrich Wilhelm vor, wenn das Reich angegriffen werde, wieder in den Kampf einzutreten. Ohne Zweifel lag in dem Vertrag eine arge Demüthigung und alle Feinde des Kurfürsten frohlockten, daß der patriotische Sturmlauf gegen Frankreich solch' klägliches Ende genommen.

Zu solchem Jubel war keine Veranlassung: Friedrich Wilhelm zog sich nur zurück, um seine Wunden zu heilen. Sein Herz schlug unverändert für die Freiheit seiner theuern Religion, die Sicherheit des Reiches, die Unabhängigkeit Europas. Mit steigender Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er mit neuer Kraft für diese hohen Ziele in den Kampf wieder eintreten durfte.

Er sollte nicht gar lange warten. Gerade als der Kurfürst seinen Frieden schloß, regte sich in Spanien die Kriegspartei, und auch am Wiener Hofe wehte eine frischere Luft. Denn man sah endlich ein, daß man Gefahr lief, allen Einfluß im Reich an Frankreich zu verlieren; wie leicht konnte Ludwig selbst seine Erhebung zum Kaiser durchsetzen, da in dem von ihm umlagerten Reichsgebiet vier Kurfürsten angesessen waren. Ein Ultimatum des Kaisers blieb von Ludwig unbeantwortet; da trat der Kaiser, im August 1673, nebst Lothringen dem Bunde mit Spanien und den Generalstaaten bei. Es war ein Triumph Lisolas: Lobkowitz' verderblicher Einfluß war für den Augenblick gebrochen, der intriguante Grémonville erhielt seine Pässe, am 26. August rückte ein kaiserliches Heer in die Oberpfalz ein.

Zu Köln, wo ein Friedenskongreß tagte, äußerte Liſola, der Friede müſſe vor den Thoren von Paris geſchloſſen werden.

Ludwig XIV. erwartete den Feind in drei Poſitionen: in den Niederlanden, in Flandern und am Main; es galt dieſe Vertheidigungslinie zu durchbrechen oder eins der franzöſiſchen Heere zum Rückzug zu nöthigen. Montecuculi erwarb ſich dies Verdienſt und zwang im Spätſommer 1673 den franzöſiſchen Feldherrn Türenne durch einen glänzenden Feldzug zum Rückzug über den Rhein (25. Oktob.). Nach ſeiner Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien wurde Bonn eingenommen; ja man hätte den Marſchall von Luxemburg abſchneiden können, wenn Montecuculi dieſen Plan nicht vereitelt hätte. Indeß war der Erfolg auch ſo noch beträchtlich: der Kölner Friedenskongreß wurde nunmehr aufgelöſt.

Montecuculi und der Prinz von Oranien vor Bonn.

Aus „Des verwirrten Europae Continuation“ (Geſchichte der Jahre 1673—1676) von Andreas Mullern.

Die Gefangennahme und Wegführung des Prinzen Wilhelm von Fürſtenberg (14. Februar 1674, durch die Kaiſerlichen) der bis jetzt unermüdlich im Solde Frankreichs thätig geweſen war, gab den erwünſchten Vorwand zum Abbruch der erfolgloſen Unterhandlungen.

1674 Da am 19. Februar 1674 der engliſche König Karl II. von ſeinem Parlament genöthigt wurde, mit den Niederlanden Frieden zu ſchließen, in den nächſten Monaten auch Münſter und Köln ſich mit den Generalſtaaten vertrugen, ſtand Frankreich völlig iſolirt ſeinen Feinden gegenüber. Jetzt trat auch an den Kurfürſten Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit heran, in dem bevorſtehenden Entſcheidungskampf Stellung zu nehmen. Schon ſeit dem Auguſt des Jahres 1673 drang Ludwig XIV. in ihn, ein näheres Bündniß mit Frankreich einzugehen, ja ſich zum Angriff auf den Kaiſer zu verpflichten. Der Kurfürſt wich aus: er lehnte ſich vielmehr an Schweden, welches eine Vermittlerrolle ſpielen wollte: aber das Bündniß, das er mit dieſer Macht ſchloß, (11. Dezember 1673) hatte lediglich den Zweck, die Niederlande und den Kaiſer zu veranlaſſen,

Digitized by Google

Gefangennahme des Prinzen Fürstenberg.

Aus „Des verwirrten Europae Continuation", ein Kupferwerk über die Ereignisse der Zeit von 1673—1676.

sich etwas eifriger um seine Freundschaft zu bemühen; denn im Grunde konnte Friedrich Wilhelm nicht einen Augenblick zweifeln, auf wessen Seite er zu treten habe: daher verfingen auch alle weiteren Einflüsterungen nicht, welche der französische Gesandte machte, als sich der Kaiser und die Generalstaaten wenig willfährig gegen den Kurfürsten bezeigten. Endlich, am 1. Juli 1674 kam durch gegenseitige Nachgiebigkeit der Vertrag zu Stande, durch welchen sich der Kurfürst der Koalition anschloß.

Die Verständigung wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der Feldzug,
1674 den Türenne im Beginne des Jahres 1674 gegen den neuen kaiserlichen Feldherrn Bournonville am Oberrhein eröffnet hatte, für die Kaiserlichen wenig günstig war. Nach einem unentschiedenen Treffen bei Sinsheim (16. Juni) zog sich Bournonville bis nach Frankfurt zurück: das Rheingebiet von Basel bis Mainz war den Franzosen preisgegeben.

Da Türenne wußte, daß seine Gegner es auf die Eroberung von Elsaß und Lothringen abgesehen hatten, was er mit seinem kleinen Heere durch kriegerische Vorkehrungen nicht verhindern konnte, beschloß er, den Verbündeten einen Angriff von Osten her durch völlige Verwüstung der rechtsrheinischen Pfalz unmöglich zu machen. Mit unerbittlicher Energie vollzog er den grausamen Akt und fand die völlige Billigung des Kriegsministers Louvois, der sich der Hoffnung hingab, auf diese Weise könne vielleicht der Kurfürst von der Pfalz zum Anschluß an Frankreich bewogen werden.

Zu derselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm seine Verträge mit Spanien, den Niederlanden und dem Kaiser abschloß, wurde auch der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Aber die Hoffnungen, welche auf die neue Koalition gesetzt wurden, erfüllten sich nicht; vielmehr war der Feldzug von 1674 das traurige Abbild des ersten gemeinsamen Unternehmens. Es ist nicht unmöglich, daß von östreichischer Seite Verrath im Spiele war, wie die Brandenburger argwöhnten, denn Lobkowitz wurde erst im Oktober 1674 völlig gestürzt, aber auch davon abgesehen fehlte es dem Hauptquartier der Verbündeten an Einheitlichkeit und Sicherheit.

Die brandenburgischen Truppen, unter Führung des von jugendlichem Kriegseifer glühenden Derfflinger, hatten ursprünglich nach den Niederlanden, dem Prinzen von Oranien zu Hilfe, abgehen sollen. Unter den gegenwärtigen Umständen schien es aber dem Kaiser wünschenswerther, sie mit dem Heere des kaiserlichen Feldherrn Bournonville zu vereinigen. Dem Prinzen von Oranien kam diese Aenderung sehr ungelegen, und in der Folge stellte sich auch heraus, wie verkehrt man gehandelt hatte. Der Oranier wurde durch die unentschiedene Schlacht von Seneffe (11. August) aufs äußerste geschwächt und mußte im September die Belagerung von Oudenarde aufgeben: bei der Rheinarmee aber entstanden in Bezug auf die Heeresleitung jene Differenzen, welche entscheidende Erfolge verhinderten.

Ehe der Kurfürst zu dem kaiserlichen Heere stieß, — sein Abmarsch verzögerte sich, und erst am 23. August brach er von Magdeburg auf, — hatte Türennes meisterhafte Strategie über den bedächtigen Bournonville glänzende Triumphe gefeiert. Mit unzureichenden Truppen hatte er den Sommer hindurch Elsaß und Lothringen gegen die deutschen Truppen gedeckt. Aber nach ihrer Vereinigung mit den Brandenburgern würden sie ihm doch zu übermächtig geworden sein; daher beschloß er die Kaiserlichen durch eine siegreiche Schlacht zum Aufgeben des Elsasses zu nöthigen. Am 4. Oktober kam es bei Ensisheim zu blutigem Treffen, in dem beide Theile tapfer fochten und beide sich den Sieg zumaßen. Allerdings hatte Türenne seinen eigentlichen Zweck nicht erreicht, aber das moralische Uebergewicht war auf seiner Seite.

Als der Kurfürst sich endlich (Oktober) mit Bournonville vereinigt hatte, suchte er die Kaiserlichen umsonst zu einer Entscheidungsschlacht zu bewegen. Schließlich erhielt Türenne Verstärkungen, und als er nun die feindliche Armee in ihren Winterquartieren aufsuchte, folgte eine Schlappe auf die andere: nach einem letzten unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die Verbündeten über den Rhein zurück.

So hatte man einen völligen Mißerfolg zu beklagen; den Kurfürsten aber hatte außerdem ein schwerer persönlicher Verlust betroffen: der Kurprinz Karl Emil war während des Feldzuges in Straßburg an einem hitzigen Fieber, — man fabelte von französischem Gifte — gestorben. Indeß hatte Friedrich Wilhelm keine Muße, seinem Schmerze Raum zu geben: schon auf dem Rückzuge aus dem Elsaß erhielt er die Kunde, daß die Schweden in die Mark eingebrochen seien. Es war dies ausschließlich Frankreichs Werk. Die geldbedürftige schwedische Regierung hatte mit Ludwig XIV. einen Hilfsgeldervertrag abgeschlossen,

Schlacht bei Seneffe. Kupferstich aus demselben Jahre (1674).

Links ist dargestellt, wie der verwundete Feldmarschall Graf Waldeck, den ein französischer Rittmeister bereits als Gefangenen ergriffen hatte, durch einen Heiducken befreit wird, rechts der Tod des Grafen Rochefort.

der sie verpflichtete, auf Frankreichs Befehl jeden beliebigen deutschen Fürsten anzugreifen. Obwol Schweden keinen Grund und Vorwand zum Kriege mit Brandenburg hatte, mußte die Regierung trotz allen Sträubens den Willen des französischen Machthabers erfüllen. So sollte denn auch an der Havel und am Rhin der Hochmuth Frankreichs bekämpft und empfindlich gezüchtigt werden. Zum größten Unmuthe des Kaisers, aber nicht ohne Billigung des Prinzen von Oranien, beschloß der Kurfürst seine Rückkehr in die Mark.

In ähnlicher Weise, wie in Schweden gegen Brandenburg, hatte Frankreich in Ungarn, wo ja viele Elemente der Opposition und Empörung vorhanden waren, gegen Oestreich gewühlt. So entstand seit 1671 hier ein gräuelvolles Treiben, der sogenannte Kuruczen-Krieg (kuruczok = Kreuzfahrer), in dem wilde Banden von „Heimatlosen" gegen die Kaiserlichen (Labanczen = Fußknechte) einen räuberischen Kampf unternahmen zu Gunsten „der von Fremden mit Füßen getretenen goldenen Freiheit."

---

8. Fehrbellin. 1675 (28. Juni).

„Das kann den Schweden Pommern kosten", war Friedrich Wilhelms erstes Wort gewesen, als er von dem schwedischen Einfall Kunde erhielt: wir werden sehen, wie ohne Frankreichs Dazwischentreten sich dieses Wort glänzend bewahrheitet haben würde.

Die Schweden, welche anfangs ziemlich gemäßigt in den Marken aufgetreten waren, um auf den Kurfürsten einen gelinden Druck auszuüben, waren doch bald zu schlimmen Brandschatzungen übergegangen; das platte Land konnte sich ihrer nicht erwehren, nur die größeren Städte und die festen Plätze hielten sich. Im Mai hatten die Schweden die Havellinie von Havelberg bis Brandenburg besetzt, um von dort die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und sich mit dem französisch-gesinnten Herzog von Hannover zu vereinigen. Im Besitze der drei wichtigsten Havelpässe — bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg — hielt sich der schwedische Feldherr Wrangel völlig sicher, zumal er den Kurfürst selbst ja weit entfernt, in Franken, glaubte. Durch die Pässe von Fehrbellin und Kremmen hatten die Schweden nach Norden zu die Verbindung mit Pommern frei.

Der Statthalter in den Marken, Fürst Georg von Dessau, verfügte nur über ungenügende Streitkräfte, aber das Landvolk erhob sich selbständig gegen die verhaßten Schweden. Damals zuerst wieder zeigte sich hier eine Spur von patriotischem Gefühl. Mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, sammelten sich die Bauern der Altmark unter Fahnen, welche die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut Und dienen unserm Fürsten mit unserm Blut."

Aber längst hatte der Kurfürst die rächende Hand erhoben. In aller Stille traf er seine Vorbereitungen. In den letzten Tagen des Mai brach er von Schweinfurt auf, überschritt den Thüringerwald und marschirte in Eilmärschen nach Magdeburg, das, einem Gerüchte zufolge, von den Schweden belagert werden sollte. Am 21. Juni wurde die Stadt erreicht: nach kurzer Ruhepause ging es

in Eilmärschen weiter, der Havel zu; die Armee bestand zum weitaus größeren Theile aus Reitern. Noch immer hatten die Schweden keine Ahnung von der Nähe des Kurfürsten, der ihre Stellung in der Mitte, bei Rathenow, zu durchbrechen beschloß. List und Kühnheit führten zum Ziel. Derfflinger erschien am 25. Juni an der wohlbewachten Havelbrücke und verlangte Einlaß als schwedischer Offizier: der Posten ließ sich täuschen, und die Brandenburger drangen ein. Zu gleicher Zeit hatte eine andere Abtheilung sich den Einlaß erzwungen: nach einem erbitterten Straßenkampf mit der überraschten schwedischen Besatzung war der wichtige Platz in der Hand des Kurfürsten, die feindliche Stellung war gesprengt, der rechte Flügel — in Havelberg — vom linken — in Brandenburg — getrennt. Die Schweden mußten jetzt versuchen, schleunigst den Rhin zu erreichen und über den einen der genannten Pässe nach Norden zu entweichen, um sich dann weiter rückwärts wieder zu vereinigen. Dies gedachte der Kurfürst zu verhindern; er wollte die Schweden zwischen Havel und Rhin festhalten, bis der Kern seines Heeres angekommen sein würde. Seine Streifpartien zerstörten die Rhinbrücke bei Fehrbellin, auch der Kremmener Paß wurde besetzt. Vor allem aber galt es, sich an den eiligst abziehenden Feind zu hängen, damit
1675 er nicht dennoch entwich. Am 26. Juni begann der Kurfürst die Verfolgung: in der That hatten die Schweden, welche die Gefahr richtig erkannt hatten, bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen, als daß man vor ihnen die Pässe erreichen konnte: vielleicht nöthigte man sie noch zum Entscheidungskampfe, wenn man ihre Nachhut in ein Gefecht verwickelte. Dies war zwar nicht die Absicht des Kurfürsten, geschah aber doch durch den kampffrohen Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, welcher mit der brandenburgischen Vorhut dem Feinde auf den Fersen war. Am 28. Juni, morgens 6 Uhr, holte er die Schweden bei dem Dorfe Linum — östlich von Fehrbellin — ein und griff sie an, den Absichten des Kurfürsten entgegen: als dieser ihm die Weisung schickte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, war der Kampf längst entbrannt; nun mußte Friedrich Wilhelm eingreifen, obwol sein Heer dem der Schweden an Zahl nicht gewachsen war und nur aus Reiterei bestand.

Wrangel verfügte über 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze, der Kurfürst hatte nur 5000 Reiter, 600 Dragoner und 13 Geschütze: das brandenburgische Fußvolk traf erst nach Beendigung des Kampfes ein. Uebrigens war der Landgraf kein jugendlicher Hitzkopf, sondern ein bejahrter General, der schon 1658 vor Kopenhagen ein Bein verloren hatte. (Es war durch ein silbernes ersetzt.)

Zwischen Linum und Hakenberg, östlich von Fehrbellin, begann der denkwürdige Kampf, der in manchen Einzelheiten noch nicht völlig aufgeklärt ist, aber schon nach zwei Stunden zu einer völligen Niederlage der Schweden führte.

Wrangel hatte gleich im Anfang der Schlacht, durch die höher postirte brandenburgische Artillerie bedroht, sich weiter nach Hakenberg ziehen müssen, aber es gelang Derfflinger, seine Geschütze auf einer Anhöhe in der Flanke der schwedischen Aufstellung zu postiren und durch das Feuer seiner Batterie den Reiterangriff aufs wirksamste zu unterstützen. Um diesen Hügel, auf dem sich jetzt ein stattliches Denkmal erhebt, tobte der

„Der Hochwolgeborene Herr, Herr **Georg, Freyherr von Derflinger**, Churfürstl. Brandenburg. Geheimer Kriegs Rath, Statthalter des Herzogthums hinter Pommern, und Fürstenthums Camin, General Feld Marschall" ꝛc. ꝛc.
Gestochen von Johann Hainzelmann, Kurfürstlicher Kupferstecher zu Berlin 1690.

Entscheidungskampf. Denn Wrangel bestürmte die Höhe, deren Wichtigkeit er zuerst übersehen, mit überlegenen Kräften; die Reiter, welche die brandenburgischen Geschütze decken sollten, wandten sich zum Theil zur Flucht: der Oberst von Mörner, welcher sich an der Spitze seines Regimentes den Stürmenden entgegenstellte, fiel, zum Tode getroffen, sein tapferer Oberstlieutenant Henniges sank nach ihm schwerverwundet aus dem Sattel, — ein Moment höchster Gefahr! Allein eben war der Kurfürst selbst mit neuen Scharen an der bedrohten Stelle angelangt: er stürzte sich in das wildeste Kampfgetümmel; an seiner Seite ward sein treuer Stallmeister Froben erschossen, Friedrich Wilhelm, von schwedischen Reitern umringt, wurde mit Mühe von neun tapferen Dragonern wieder herausgehauen. Ein wildes Getümmel, in dem die schwedischen Soldaten ihre gerühmte Tapferkeit glänzend erwiesen, so wogte der Kampf noch eine Zeit hin und her: aber bald kämpften die Schweden nur noch um den Rückzug. Es gelang ihnen, sich aus den Krallen des brandenburgischen Adlers zu befreien, freilich zum Tode wund; Wrangels rechter Flügel war völlig vernichtet, der Rest zog nach Fehrbellin ab.

Der Kurfürst mußte auf die Verfolgung verzichten, denn „es war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin;“ — elf Tage lang hatten zuletzt seine Reiter nicht abgesattelt. Der Erfolg war auch so glänzend genug. Der Zauber der Unbesiegbarkeit, den die Schweden immer noch behauptet, war gebrochen; nun sang man vom Kurfürsten und der Schlacht bei Fehrbellin, welche die liebevolle Tradition späterer Geschlechter mit einem reichen Schmuck volksthümlicher Sagen umsponnen hat.

Die schönste derselben erzählt, wie der Kurfürst im letzten Hause von Hakenberg ein armes kleines verlassenes Bauerkind zu sich in den Sattel gehoben, wo es den ganzen Kampf mitgemacht habe. Nach Beendigung der Schlacht sei es, sonnenglänzend und den Kurfürsten segnend, gen Himmel entstiegen. Die Sage läßt ahnen, daß dies Wunderkind, der Schutzgeist der Hohenzollern, die märkische Treue gewesen sei. —

Vielfach gefeiert ist auch der Tod des treuen Emanuel Froben, der in der Schlacht

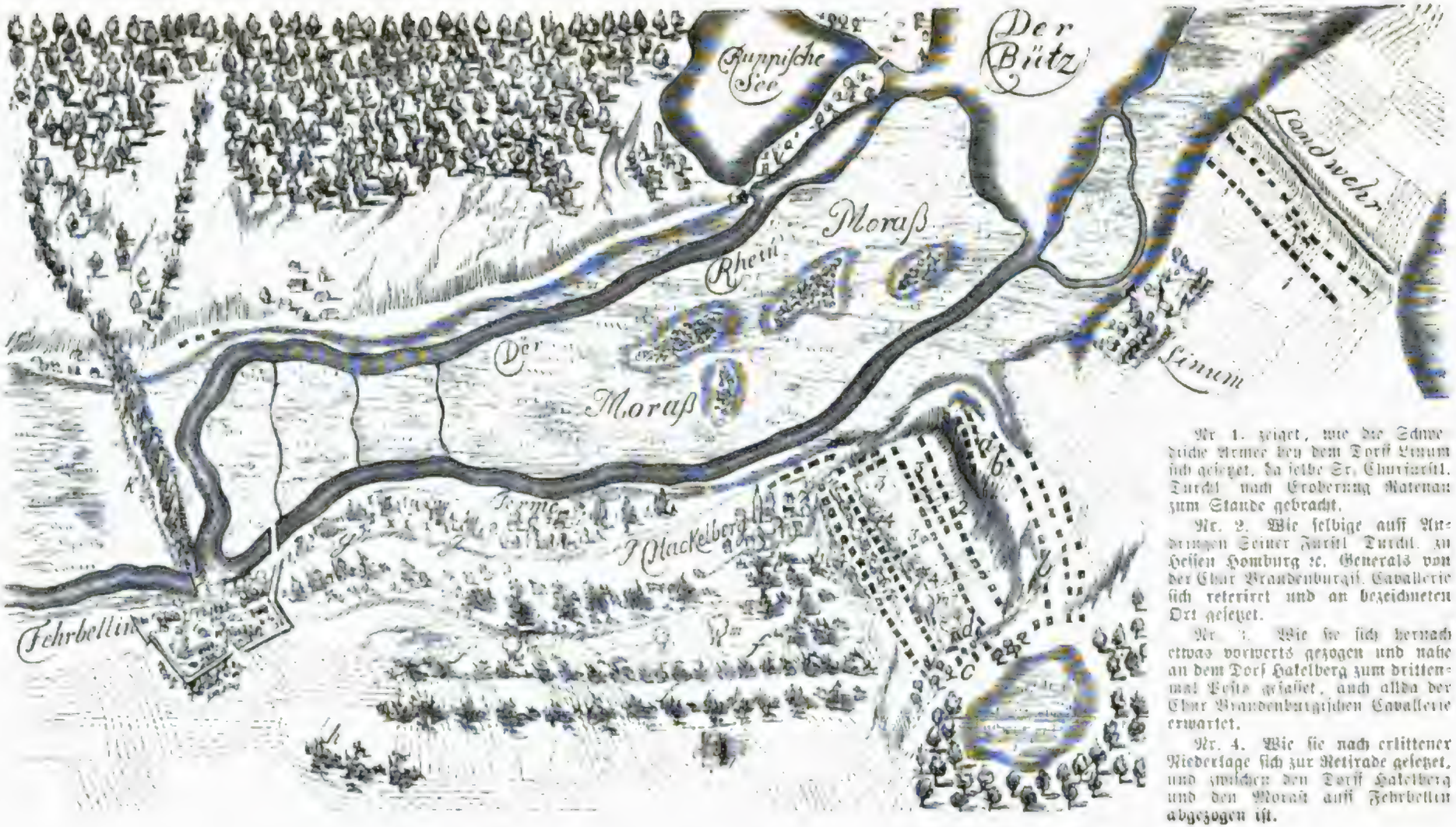
Frobens Fall auf den Gobelins im Hohenzollernmuseum im Schloß Monbijou in Berlin.

Die Gobelins mit den Darstellungen der Thaten des Großen Kurfürsten wurden unter seinem Sohne Friedrich III. angefertigt.

Digitized by Google

Copyright © 2023 Elsevier Ltd. All rights reserved.

Digitized by Google



Nr 1. zeiget, wie die Schwedische Armee bey dem Dorff Linum sich geleget, da selbe Sr. Churfürstl. Durchl. nach Eroberung Ratenau zum Stande gebracht.

Nr. 2. Wie selbige auff Anordnungen Seiner Fürstl. Durchl. zu Hessen Homburg ꝛc. Generals von der Chur Brandenburgis. Cavallerie sich reteriret und an bezeichneten Ort geseßet.

Nr 3. Wie sie sich hernach etwas vorwerts gezogen und nahe an dem Dorf Hakelberg zum drittenmal Poste gefasset, auch allda der Chur Brandenburgischen Cavallerie erwartet.

Nr. 4. Wie sie nach erlittener Niederlage sich zur Retirade geseßet, und zwischen den Torff Hakelberg und den Moraß auff Fehrbellin abgezogen ist.

Plan der Schlacht bei Fehrbellin. Aus Merians Theatrum Europaeum.

„Bezeichnung, Was zwischen der Königl. Schwedischen Armee und der Churbrandenb. Kavallerie den 18 und 19 Juny A. 1675 zwischen der Landwehr bey Linum und dem Passe Fehrbellin auff dem Ländlein Bellin passiret ist."

a. Die Brandenb. Commendirten. b. Die Brandenb. Cavallerie, wie selbe im Treffen gestanden und avanciret ist. c. Die Dörflingischen und Domstorffischen Dragoner, welche umb den Berg vor die 2 Stucke verspicket und gegen den Feind avanciret sind. d. Der Berg worauf die 2 Stucke gestanden. e. Die Commentirten wie selbige in der Schweden Flucht marschiret sein. f. Die Brandenb. Cavallerie wie solche gegen die Schwedische Armee marschiret ist. g. Die flüchtige schwedische Armee. h. Das Frankenbergisch Regiment welches nach dem treffen von Berlin nachkommen ist und zur Avantgarde commentirt war. i. Der Flecken Fehrbellin wie er mit der Schwedischen Bagage die Strahen versehen mit hinderlassung 5 metallener Stuck (das 6te Stuck ist bey wehrender Bataille erobert) Munitionswagen und anderer Bagage, einige Häuser in Fehr Bellin angesteckt und wie sie endlich über den Tham bey k. die fernere Flucht nehmen. l. Die Commendirten 500 Mann Infanterie unter Commando des Obrist Lentenants von Kann, welche nach dem treffen erst nachkommen sind, dann bei dem Treffen kein Mann zu Fuß gewesen. m. Brandenb. Stucke welche allezeit gleich denen Truppen den Feind mit verfolget und auf die höchten wieder gepflantzet worden.

an der Seite des Kurfürsten fiel; aber der Bericht von dem Pferdetausch zwischen Froben und dem auf seinem Schimmel allzu kenntlichen Kurfürsten kann nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht mehr aufrecht erhalten werden.

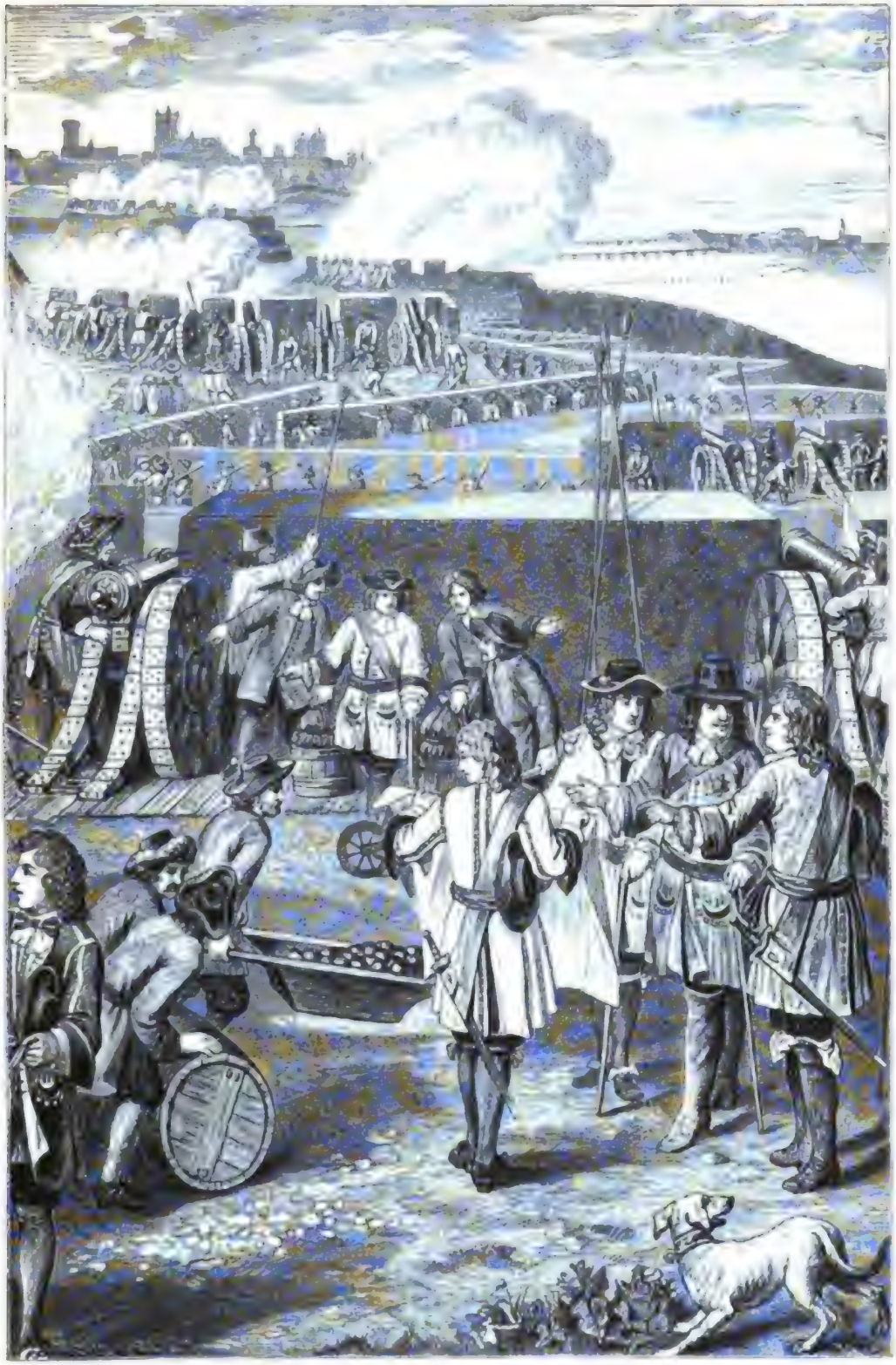
Die Marken waren befreit; im Reiche war der Eindruck des Sieges ein ungeheurer; in Regensburg ward der Reichskrieg gegen die Schweden beschlossen. Den braunschweigischen Herzogen, dem Bischof von Münster schienen die schwedischen Herzogthümer Bremen und Verden eine lockende Beute. Die Franzosen konnten Schweden nicht schützen: im Juli fiel Türenne bei Saßbach, um dieselbe Zeit ward Marschall Crequi bei Trier geschlagen und gefangen. Im Oktober schloß Dänemark mit dem Kurfürsten einen Bund.

Denkmünze auf die Schlacht bei Fehrbellin mit der Darstellung vom Falle Frobens. Vom Großen Kurfürsten geprägt 1675. Umschrift: Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Psalm 118, 23.

9. Von Fehrbellin (1675) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) und St. Germain (1679).

Nun galt es den Siegespreis: Pommern. Bis zum Sommer des nächsten Jahres war der größte Theil des Landes den Schweden entrissen: selbst zur See ließ der Kurfürst den Feind durch seinen „Admiral" Raule befehden: am 5. Juni 1676 brachten drei seiner Schiffe ein schwedisches Fahrzeug von zweiundzwanzig Kanonen und einen feindlichen Brander in der Ostsee auf: jubelnd führte man die Prise, den mit spanischem Salz beladenen „Leopard", in den Kolberger Hafen; zum erstenmale flatterte der brandenburgische Aar stolz über der schwedischen Flagge.

Schon Ende 1674 hatte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten ermächtigt, an „Lieb-



Der Große Kurfürst bei der Belagerung von Stettin.

Darstellung von den Gobelins im Hohenzollernmuseum zu Schloß Monbijou in Berlin.

Digitized by Google

haber" Kaperbriefe zum Seekrieg gegen Schweden und Frankreich auszugeben, und darauf hin hatte der Rathsherr Benjamin Raule zu Middelburg sofort ein solches Patent erworben und die Kaperei eröffnet. Die Generalstaaten aber legten sich aus Handelsinteressen ins Mittel und verboten ihren Unterthanen diese Art des Seekrieges. Darauf schloß denn der Kurfürst mit Raule einen neuen Vertrag zur Stellung von zunächst drei kriegsmäßig ausgerüsteten Fahrzeugen.

Das ganze nächste Jahr mußte an die Eroberung des wichtigen Stettin gewendet werden: ungeheure Vorbereitungen waren erforderlich, 140 schwere Geschütze wurden zur Stelle geschafft. Nach viermonatlicher Belagerung (August
1677 bis Dezember 1677), während der die Bürgerschaft mit der schwedischen Besatzung an Opfermuth und Tapferkeit gewetteifert hatte, mußte sich das Bollwerk Pom-
1678 merns dem Kurfürsten ergeben: am 6. Januar 1678 hielt er seinen Einzug in die bezwungene Feste, die Stadt lag fast in Trümmern. Im Spätherbst fiel auch Stralsund, das selbst Wallenstein nicht hatte zwingen können; nach der Einnahme von Greifswald (16. November) hatten die Schweden den letzten Platz in Pommern verloren. Jetzt machten die Feinde einen letzten Versuch: von Polen begünstigt, dessen neuer König Johann Sobieski von Frankreich völlig abhängig war, machten sie aus Livland einen Einfall in das Herzogthum Preußen. Um ihnen Einhalt zu thun sandte der Kurfürst den General Görtzke voraus und ließ ein auserlesenes Heer unter Derfflinger, Götze und Schö-
1679 ning folgen (Januar 1679). Als die Schweden den Rückzug antraten, wurden sie nachdrücklich verfolgt; das Fußvolk bestieg Schlitten und überschritt so das frische Haff. Um den Schweden den Rückzug abzuschneiden marschirte der Kurfürst mit dem Hauptheer über das kurische Haff nach der Mündung der Gilge und vereinigte sich dort mit der tapferen Schar des Obristen Henniges von Treffenfeld, der die Nachhut der Schweden bei Splitter vernichtet hatte. Schöning jagte, während das erschöpfte brandenburgische Heer zum größten Theil Winterquartiere bezog, den Schweden bis in die Nähe von Riga nach: nur 1500 Feinde hatten sich, ohne Geschütz und Gepäck, nach Livland gerettet.

Aber um die Frucht des Sieges, um den Lohn so großer Anstrengungen ward der Kurfürst doch betrogen. Seine Bundesgenossen ließen ihn im Stich. Schon seit dem Jahre 1676 war ein Friedenskongreß in Nimwegen versammelt. Das holländische Krämervolk seufzte nach Frieden, sobald der erste Hauptstoß Frankreichs abgewehrt war, das Reich theilte die Gesinnungen der Generalstaaten; man erkannte nicht, daß der Brandenburger in den Schweden einen Feind des Reiches bekämpfte. Die Wiener Regierung hatte mit den aufständischen Ungarn zu thun, an deren Spitze jetzt der junge stattliche Magnat Emerich Tököly getreten war (1678).

Wie sehr Frankreich hier, in dem Kuruczenkrieg, die Hand im Spiele hatte, zeigt der Umstand, daß die von Tököly geprägten Münzen auf einer Seite dessen Bild mit der Umschrift trugen: „Tököli princeps partium Hungariae dominus", („Tököly erster Herr der ungarischen Reichstheile") und auf der andern das Bild Ludwigs XIV. und die Worte: „Ludovicus XIV. Galliae rex, Protector Hungariae" („Ludwig XIV., König von Frankreich, Ungarns Beschützer.")

Der Große Kurfürſt im ſpäteren Lebensalter.

Nach dem gleichzeitigen holländiſchen Schabkunſtblatte von J. Gole.

Natürlich hatte Leopold I. auch keine Luſt, zur Vermehrung der brandenburgiſchen Macht beizutragen und den Kurfürſten gegen die Schweden zu unterſtützen. Den Krieg gegen Frankreich hatte der Kaiſer allerdings als Reichskrieg noch länger führen wollen, um Oeſtreichs Anſehen im Reiche zu heben: da aber die Generalſtaaten erſt Waffenruhe, dann (10. Auguſt) Frieden mit Frankreich ſchloſſen, bald auch Spanien dieſem Beiſpiele folgte, beſchloß der Kaiſer im Namen des Reiches den Kampf zu beenden. Am 5. Februar 1679 ſchloß 1679
Leopold mit Ludwig XIV. ab; zwar erhielt Herzog Karl von Lothringen ſein Land zurück, aber unter ſo demüthigenden Bedingungen, daß der Fürſt es vorzog, fern der Heimat in kaiſerlichen Dienſten zu verbleiben. Der Weſtfäliſche Friede, das heißt, auch der Beſitzſtand Schwedens im Reich, ſollte aufrecht erhalten werden: den Franzoſen wurde der Durchmarſch durch das Reich verſtattet, um den Kurfürſten nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen.

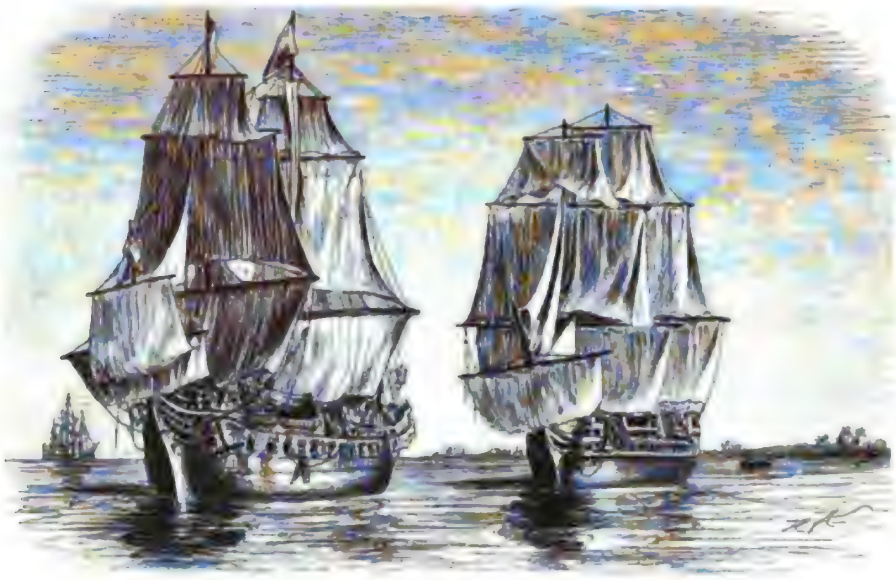
Noch einmal prüfte der Kurfürſt ſeine Lage, ſeine Ausſichten: noch einmal erwog er die Möglichkeit, den Kampf gegen Frankreich allein aufzunehmen: als er ſich allenthalben verlaſſen ſah, ein franzöſiſches Heer an die Weſer rückte, beugte er ſein Haupt vor dem franzöſiſchen Machthaber. Nicht einmal Stettin konnte er retten: nur eine unbedeutende Grenzberichtigung an der Oder gewährte der Friede von St. Germain en Laye (29. Juni 1679). 1679

Man erzählt, der Kurfürſt habe bei der Unterzeichnung des demüthigenden Vertrages verwünſcht, daß er ſchreiben gelernt; er ſoll den Virgilvers zitirt haben: „Einſt wird uns ein Rächer erſtehn aus unſerer Aſche“ („Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“). Zum Texte der Friedenspredigt wählte er die Worte des Pſalmiſten (118, 8): „Es iſt gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen.“

Für Brandenburg bedeutete dieſer Friede, zu welchem der Kurfürſt durch die Erbärmlichkeit ſeiner Verbündeten gezwungen war, einen förmlichen Wechſel des politiſchen Syſtems. Mannhaft hatte Friedrich Wilhelm gegen die wachſende Suprematie Ludwigs XIV. gerungen: nach ſeinen letzten Erfahrungen mußte er ſich geſtehen, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen an Sieg nicht zu denken ſei. Jetzt brach er mit ſeinen Bundesgenoſſen völlig: gegen Spanien, das ihm die Zahlung rückſtändiger Hilfsgelder weigerte, ſandte er ſeine Kreuzer in See; mit den Niederlanden kam es zur feindſeligſten Spannung. Auf den Kaiſer Rückſicht zu nehmen hatte er vollends keinen Grund: während des Krieges hatte der Wiener Hof die Verlegenheit des Kurfürſten benutzt, um Brandenburg in ſeinem unbeſtreitbaren Recht auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümen Liegnitz, Brieg und Wohlau zu kränken.

Brandenburgiſches Kanonenboot. — Von dem die Landung auf Rügen darſtellenden Gobelin in Monbijou.

Brandenburgs Anſprüche beruhten auf einer Erbverbrüderung, welche Joachim II. und der Herzog Friedrich von Liegnitz im Jahre 1537 bei einer Doppelvermählung



Kriegsschiffe des Großen Kurfürsten.

Nach den Modellen im Hohenzollernmuseum in Schloß Monbijou zu Berlin.

ihrer Kinder geschlossen hatten. Der Tod des letzten Fürsten aus dem alten piastischen Herrscherhause erfolgte in den Tagen der Schlacht von Fehrbellin, und der Kurfürst meldete acht Tage nach seinem Siege seine Ansprüche in Wien an. Trotzdem zog man die Lande als heimgestorbene Lehen der Krone Böhmen ein. Ebenso hielt der Wiener Hof die Konfiskation des Fürstenhauses Jägerndorf aufrecht, obwol es nach Lehnsrecht an Brandenburg hätte fallen müssen.

So unnatürlich es auf den ersten Blick erscheint, der Kurfürst wählte jetzt die Partei Frankreichs. Kein Freund der Halbheit, schreckte er, wie wir im schwedisch-polnischen Kriege von 1656 gesehen, vor einem schroffen Parteiwechsel nicht zurück, sobald ihn die Rücksicht auf das Wohl seines Staates gebieterisch
1679 forderte. In einem geheimen Allianzvertrage (vom 20. Oktober 1679) übernahm Ludwig XIV. die Garantie der brandenburgischen Besitzungen und versprach als „besonderen Freundschaftsbeweis" auf zehn Jahre je 100,000 Lires zu zahlen: Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, vorkommenden Falls den französischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten und bei der nächsten Kaiser- oder Königswahl für den französischen König oder Dauphin zu wirken.

Wie das Reich ihn selbst, so gab auch der Kurfürst das Reich preis: ein beklagenswerther Entschluß! So tief war das Reich jetzt gesunken, daß der französische Monarch auf die Anerbietungen in betreff der Wahlfrage seinem Gesandten Pomponne zuerst hochmüthig erwiederte, „die deutsche Kaiserkrone bringe nichts als Verdruß, Verwirrungen und keinen Vortheil."

Der Grosse Kurfurst mit seinen Offizieren.

Von dem die Eroberung von Wolgast darstellender Gobelin im Schloss Monbijou.

Diese die Thaten des Grossen Kurfursten darstellenden Gobelins wurden unter seinem [illegible]
Kurfurst Friedrich [illegible] Friedrich I [illegible] und befinden sich [illegible]
[illegible]

10. Von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und St. Germain bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes. Straßburgs Fall (1681). Die Türken vor Wien (1683).

„Friede von Nimm-weg" hatte der Volkswitz die letzten Friedensschlüsse mit Recht genannt. Denn allerdings lag in dem Zurücktreten von dem Kampfe die Aufforderung zu weiteren Uebergriffen. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Ludwig XIV. beschloß zunächst, sich die Herrschaft über den Elsaß im vollen Umfange anzueignen: um seine Gewaltthaten mit dem Scheine des Rechtes zu umkleiden, bediente er sich der sogenannten „Réunionskammern" und die königlichen Kommissionen zu Metz, Besançon, Breisach und Doornick beeilten sich alle Wünsche ihres Herrschers zu erfüllen.

Die Réunionskammern sollten untersuchen und entscheiden, welche Gebiete des deutschen Reiches zu den im Westfälischen oder Nymweger Frieden an Frankreich abgetretenen Herrschaften gehörten und demnach der französischen Krone zugesprochen werden müßten.

Das deutsche Reich wehrte sich nur durch langathmige Rechtsausführungen und mattherzige Proteste. Ludwig XIV. gab sich das Ansehen, als wolle er sich auf einen Rechtsstreit einlassen, setzte aber inzwischen seine Willkürakte fort und zwang endlich, am 29. September 1681, auch die alte Reichsstadt Straßburg 1681
zur Kapitulation.

Der im französischen Solde stehende Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg und ein Theil der Bürgerschaft hatten das Ereigniß herbeiführen helfen. Die Bürgerschaft wurde entwaffnet, das Zeughaus geleert und das herrliche Münster dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben. Der Bischof begrüßte den neuen Herrscher als Heiland. Die freche Gewaltthat rief im Reiche große Entrüstung, auch große Bestürzung hervor; nicht mit Unrecht wendete sich der patriotische Ingrimm gegen die Straßburger selbst, wie man aus den zeitgenössischen Liedern ersieht; denn alle Reichstreuen in der unglücklichen Stadt hatten das Unglück kommen sehen und am kaiserlichen Hofe inständigst um schützende Gegenmaßregeln gefleht. Kaiser Leopold hatte der Stadt ein halbes Jahr vor der Gewaltthat 6000 Mann Besatzung angeboten, aber der französisch-gesinnte Rath diesen Schutz abgelehnt unter dem Vorwande, dadurch könne Frankreichs Eifersucht und damit der Krieg erst recht wachgerufen werden.

So war der Lärm, der sich nun im Reiche erhob, „Oestreich sei unfähig des kaiserlichen Amtes zu walten, man müsse einen andern Kaiser wählen", durchaus nicht begründet, so oft auch nachmals derselbe Vorwurf wiederholt worden ist. Leopold I. trifft nur die Schuld, daß seine frühere Politik solche Ereignisse ermöglicht hat: in der Straßburger Sache that er, was in seinen Kräften stand. Es war nicht viel; denn noch war Ungarn nicht beruhigt, und ein drohendes Unwetter ballte sich schon im fernen Osten, in der Türkei, zusammen: er allein konnte nicht helfen. Das Reich aber wollte nicht helfen, denn trotz aller patriotischen Phrasen waren die Fürsten, denen in langer französischer Dienstbarkeit jedes nationale Gefühl verloren gegangen war, im allgemeinen der Ansicht, man dürfe es zum Kriege nicht treiben, der vielleicht noch größere Ver-

luste nach sich ziehen könne. Das entscheidende war, daß sich Friedrich Wilhelm dem Dienste des Reiches entzog: er allein hätte alle Patrioten unter seinem Banner zu erfolgreichen Thaten sammeln können, aber er stand grollend seitwärts und hatte auch keine Lust, von neuem für Kaiser und Reich einzutreten, um von beiden zum zweiten Male der Rache des Siegers preisgegeben zu werden.
1682 Indessen beklagenswerth war, was er that: am 11. Januar 1682 schloß er mit Frankreich einen definitiven Allianzvertrag. Rücksichtslos nutzte der Kurfürst die Situation aus, um mit dem Hause Habsburg Abrechnung zu halten: er forderte Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche (Frühjahr 1683).

Steuerlos trieb das Reich dem Untergange zu, den Stürmen preisgegeben, die der Machthaber von Versailles erregt hatte. Kein Mittel, das Wirkung versprach, schien dem französischen Könige zu schlecht, keinen Bundesgenossen wies er zurück, der zum Sturze des Kaisers beitragen konnte. Im Jahre 1682 hieß es, Ludwig habe der Pforte die Theilung der östreichischen Lande angetragen: Böhmen, Schlesien und Mähren solle der französische Dauphin, den Ludwig zum nächsten römischen König und Kaiser ersehen hatte, als Ausstattung erhalten. Gewiß übertrieb das Gerücht, aber am Schluß des Jahres 1682 äußerte ein französischer Diplomat, „sein Herr werde noch eine Zeit innehalten und laviren, sobald aber der Türke erscheine, werde er auf allen Ecken auf einmal losbrechen und vielleicht bis Böhmen vordringen."

Näher und näher rückte diese Gefahr: gegen Frankreich suchte sich der Kaiser durch das Luxemburger Bündniß zu sichern, das er mit zahlreichen Reichsständen abschloß, — Brandenburg blieb ihm fern. Der Werbung um Türkenhilfe aber
1682 war der Regensburger Reichstag (Dezember 1682) wenig günstig: den Beistand, den der Kurfürst wenigstens für diesen Zweck bot, lehnte man in Wien dankend ab: man befürchtete, diese Truppen würden sich Schlesiens bemächtigen, statt gegen die Türken zu ziehen.

So war der Kaiser zunächst auf die Streitmacht seiner eigenen Staaten
1683 angewiesen: außerdem war ihm die Hilfe Polens sicher, (seit 31. März 1683), dessen König Johann Sobieski sich endlich der französischen Freundschaft entwunden hatte. Gleichwol hätte Leopold den Kampf gern vermieden, allein Frankreich schürte unablässig die Kriegslust der Pforte: Ludwig XIV. hoffte, ehe Sobieski seine Rüstungen beendet, würde das Haus Oestreich durch die Türken und den Ungarn Tököly vernichtet sein. Wirklich brach das Türkenheer schon an demselben Tage, wo der Vertrag mit Sobieski geschlossen wurde, von Adrianopel auf: am 1. Mai musterte der Großherr und sein Feldherr, der Großvezier Kara Mustafa, bei Belgrad das größte Osmanenheer, das je in den Kampf gezogen (230,000 Mann mit 300 Geschützen). Das kaiserliche Hauptheer unter Karl von Lothringen nebst den kleinen Korps zählte höchstens 60,000 Mann und war nicht ausreichend, die langgestreckte östreichisch-ungarische Grenze zu decken. Am 26. Juni stand der furchtbare Feind vor Raab, nach einem Gefechte unweit Haimburg, wo „Prinz Eugen" zum ersten Mal unter kaiserlicher Fahne kämpfte, zog sich Karl von Lothringen auf Wien zurück. Ungeheuere

Bangigkeit bemächtigte ſich der Bürgerſchaft: an 60,000 Menſchen ſollen anfangs Juli geflüchtet ſein; auch der Kaiſer hielt es für das beſte, ſeine Familie und ſeinen Hofſtaat in Sicherheit zu bringen; am 7. Juli abends entwich er nach Linz zu, dann weiter nach Paſſau.

Schnell warf der Lothringer einen Theil des Heeres — gegen 14,000 Mann — in die Stadt, deren Beſatzung nun 22,000 Mann zählte; jetzt verſchloſſen ſich die Thore Wiens für jeden, der hinaus oder herein flüchten wollte: die Vorſtädte wurden angezündet, am 17. umſchloß der Feind die Stadt. Nun 1683
begann die tückiſche Minierarbeit, welche eine belagerte Stadt in bange Spannung verſetzt, bald auch der Kampf in den Minengängen und den Breſchen.

Zwar hatte man Zeit gehabt, die Stadt zu verproviantiren und die Befeſtigungen in vertheidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen, aber dennoch gehörte ein heroiſcher Muth und preiswerthe Standhaftigkeit dazu, der feindlichen Uebermacht, den Entbehrungen und den unausbleiblichen Seuchen auf die Dauer zu trotzen, und die Männer, welche den Muth der Beſatzung und der Bürgerſchaft aufrecht erhielten, ſind ewigen Ruhmes werth: vor allen anderen der Kommandant Rüdiger von Starhemberg, der Biſchof Kollonich und der Bürgermeiſter Liebenberg, welcher letztere den Tag der Rettung nicht mehr ſchauen ſollte. Auch Georg Kulczycki, der Kundſchafter, welcher den gefahrvollen Botendienſt von- und zum Lothringer leiſtete, verdient ehrenvolle Erwähnung.

Rüdiger von Starhemberg. Anonymer gleichzeitiger Stich.

Sieben Wochen lang dauerte die Belagerung, achtzehn Stürme waren abgeſchlagen, auf einen immer engeren Kreis ward die Vertheidigung beſchränkt, immer weiter in das Innere der Stadt ſchoben ſich die feindlichen Minengänge — die Kataſtrophe ſchien unvermeidlich. Schon ſtiegen Nothſignale vom Stephansthurme auf, und der Bote Starhembergs überbrachte dem Lothringer den inhaltſchweren Zettel: „Keine Zeit mehr verlieren, lieber gnädiger Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ da endlich war das vereinigte Entſatzheer am Fuße des Kahlenbergs angelangt (10. September), mit Jubel begrüßte man in der nächſten Nacht die Wachtfeuer der nahen Befreier.

Es waren 84,000 Mann, theils Kaiſerliche, theils Reichsvölker, theils Polen: die Kurfürſten von Baiern und Sachſen, neben ihnen viele Fürſten, waren perſönlich erſchienen.

Nach zäher Gegenwehr erlagen am 12. September die Türken im Entſcheidungskampf, in dem Deutſche und Polen wetteiferten. Die Beſatzung Wiens unterſtützte durch Ausfälle die Anſtrengungen des Entſatzheeres, am Abend endlich ſtürmten die Türken in regelloſer Flucht davon, unermeßliche Lagerbeute zurücklaſſend. Sie hatten während der Belagerung 50,000, in der Schlacht 25,000 Mann verloren. In Wien waren 14,000

„Georg Koltſchitzki, geweſter Dollmetſch bey der Orient. Comp.“, der tapfere Kundſchafter während der Belagerung Wiens 1683. Gleichzeitiger Hamburger Stich.

Menſchen todt oder verwundet, mehr als 20,000 aber an Seuchen geſtorben. Der türkiſche Anführer, Großvezier Kara Muſtafa, welcher anfänglich die Schuld der Niederlage auf den Paſcha von Ofen abzuwälzen gewußt hatte, den er hinrichten ließ, erhielt zu Belgrad ſelbſt die ſeidene Schnur. Unter den Beuteſtücken ſoll ſich auch ein franzöſiſcher Plan zur Belagerung Wiens befunden haben. Der Jubel der Befreiten wandte ſich namentlich dem ritterlichen Polenkönig zu: nicht ohne Neid gewahrtees der Kaiſer, welcher weder die Gefahren der Belagerten, noch die Ehren der Befreier getheilt hatte.

Es war begreiflich, daß der Kaiſer den Sieg über die Türken ausnutzen wollte: er ſuchte die Ungarn durch einen Amneſtie-

Gleichzeitige Denkmünze auf die Entſetzung Wiens.

Links der Halbmond von der aufſteigenden Sonne verſcheucht, darüber die Worte: „Er flieht vor der Sonne“; darunter das Datum. Rechts Plan der Belagerung und die Umſchrift (worin das Chronogramm 1683), verdeutſcht: „Beſtürmet wol, nicht erſtürmet ward Wien die gute Stadt | Dieweil der Himmel ſelbſt den Feind verdorben hat.“

Digitized by Google

Erk[illegible]ch die Turken ſtark verſchanzt hatten. 6. 6. 6. Aeußere Umwallung des turkiſchen Lagers. 7. 7ſt. 10. Kaiſerliches Schloß (Hofburg). 11. Ein großes Hauptgebaude, auf welches man eine Ba[illegible]ſche Mine, durch Contremine der Vertheidiger in die Luft geſprengt. 17. 17. 17. 17. Morſer- die Schottenbaſtei. 21. Hauptquartier des Großveziers.

Digitized by Google

Infelix **Kara Mustapha Bassa,** Magni Turcarum Imperatoris Minister Primarius; Post acceptam cladem ante Viennam ab Eodem obsessam, jussu Imperatoris supremo dicti Alba Graeca strangulatus et decollatus.

Der unglückliche Kara Muſtafa Baſſa, des türkiſchen Großherrn erſter Miniſter; nach erlittener Niederlage vor dem von ihm belagerten Wien auf höchſten Befehl ſeines Kaiſers zu Belgrad (Griechiſch Weißenburg) erdroſſelt und enthauptet. — Gleichzeitiges Kupferſtichbildniß von J. Gole.

Niederlage der Türken bei Wien.
Aus „les actions glorieuses etc. de Charles de Lorraine" (Karl von Lothringen).

erlaß zu gewinnen und sich gegen Frankreich durch ein Bündniß mit Baiern, Braunschweig, den Generalstaaten und Schweden zu decken (Haager Vertrag vom
1681 Januar 1684). Mit Frankreich wurde von Seiten des Kaisers und des Reiches der demüthigende Regensburger Friede geschlossen (15. August), in welchem Straßburg und die von den Réunionskammern verschlungenen Gebiete den Franzosen, wie es hieß, auf zwanzig Jahre überlassen wurden.

Dieses schmachvolle Abkommen findet seine Erklärung auch nur in dem noch immer nicht versöhnten Gegensatze zwischen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dem Kaiser. Glücklicher Weise kehrte der Kurfürst im Jahre 1685 zu seiner traditionellen nationalen Politik zurück. Sein Verhältniß zu Frankreich war ein gezwungenes und erkünsteltes: es wurde unmöglich, als Ludwig XIV. am
1685 18. Oktober 1685 das Edikt von Nantes aufhob und damit deutlich bewies, daß der französische Absolutismus als seine Aufgabe und sein Ziel auch die Knechtung der protestantischen Freiheit betrachtete.

Schon etwas vor jenem entscheidenden Akte des blinden Fanatismus hatte Friedrich Wilhelm sich seinen früheren Freunden zu nähern angefangen: jetzt im Innersten seines Gewissens schwer getroffen, trat er wieder an die Spitze der Gegner Ludwigs. „Wir und andere evangelische Püissancen", hatte er bei Beginn der Verfolgungen in Frankreich geschrieben, „würden es dermaleinst vor

dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehen wollten"; den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut dessen er versprach, allen aus Frankreich vertriebenen französischen Reformirten in seinen Landen eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten.

Ueber 15,000 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürsten; die eingewanderten Handwerker brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenstand eifriger Pflege wurden; die ländlichen Kolonisten förderten im besonderen die höhere Gartenkultur. Alle „Refugiés" haben dem brandenburgisch-preußischen Staat seine Gastlichkeit und dem Kurfürsten seine Hochherzigkeit in Zeiten der Noth reichlich vergolten.

Energisch beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Remonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

II. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 1685—1688.

Als hätte er eine Schuld zu sühnen, trat der Große Kurfürst opferfreudig auf Oestreichs Seite: zu Gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Erbansprüche auf und begnügte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umschlossenen Schwiebuser Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und un- 1686
mittelbar darauf zog ein brandenburgisches Hilfskorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind im Westen.

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Erstürmung Ofens aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg nutzte der kaiserliche Statthalter Ungarns Caraffa im Jahre 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen ungarischen Magnatenthums. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Bluttribunal von Eperies einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Kassierung der Todesurtheile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name zu einem Fluchworte in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbschaftsfrage betrog der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die niedrigste Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurprinzen, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Revers ausstellen, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testamentes den Schwiebuser Kreis wieder herausgeben werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, bestand aber gleichwohl auf der vereinbarten Gegenleistung.

Während Frankreich Miene machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichsland, der schönen Pfalz, auszustrecken, einten sich seine Gegner im Sommer 1686 1686
durch das Augsburger Bündniß; selbst Schweden erinnerte sich, was es der protestantischen Sache schuldig war. Der Abschluß dieser europäischen Koalition

protestantischer und katholischer Mächte ward dadurch erleichtert, daß selbst der Papst die Uebermacht des bourbonischen Hauses zu fürchten begann. Der Große Kurfürst aber entwarf auf Wunsch des Kaisers eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf: neben den kaiserlichen Truppen sollten 22,000 Brandenburger „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen."

Ehe man den Plan verwirklichen konnte, galt es, England aus dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich loszureißen: schon richteten sich aller Hoffnungen und Wünsche auf Wilhelm von Oranien, der berufen schien, die Volkskraft des protestantischen Inselstaates zu verjüngen und der Mißregierung der katholischen Stuarts ein Ende zu bereiten. „Der Nassauer wird die Krone Englands davontragen", verkündete der alte landflüchtige Herzog Karl von Lothringen: auch der Große Kurfürst sah es voraus.

Unter den geheimen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen zur entscheidenden Expedition des Oraniers verliefen die letzten Monate des Großen Kurfürsten. Eine höchst bedeutsame Rolle war ihm zugedacht: wenn Ludwig XIV., um dem katholischen Stuart beizuspringen, die Generalstaaten angriffe, sollte Friedrich Wilhelm die Niederlande decken. Seit den letzten Monaten des Jahres
1687 1687 sammelten sich in aller Stille seine Truppen in den klevischen Landen, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Triumph der guten Sache zu erleben. Seit zwei Jahren war er fast unablässig von Krankheit gequält, häuslicher Kummer war ihm nicht erspart geblieben: wie ihm das Leben nicht leicht geworden war, sollte es auch der Tod nicht sein. Seit dem Anfange des Jahres
1688 1688 war sein Leben fast nur noch ein Ringen mit dem Tode.

Die Zerwürfnisse in der kurfürstlichen Familie hingen mit Friedrich Wilhelms zweiter Ehe zusammen. Die Kurfürstin Dorothea verstand trotz mancher guter Eigenschaften nicht, sich in das richtige Verhältniß zu ihren Stiefkindern, namentlich zum Kurprinzen Friedrich, zu setzen. Als im April 1687 Markgraf Ludwig, der zweite noch lebende Sohn aus der ersten Ehe des Kurfürsten, plötzlich starb, verließ der Kurprinz mit seiner Gemahlin den Hof, begab sich nach Hannover und verweigerte hartnäckig die Rückkehr. Es war viel von Vergiftungsplänen, durch welche Dorothea ihren Söhnen die Nachfolge zuwenden wollte, die Rede. Auch die politische Intrigue benutzte und steigerte das peinliche Zerwürfniß; schließlich mußte der Kurprinz auf Befehl des Vaters und Souveräns doch nach Berlin zurückkehren.

In inniger Verbindung mit diesem Zerwürfniß steht die vielberufene Geschichte von dem Testament des Großen Kurfürsten. Ist auch die früher verbreitete Ansicht, der Kurfürst habe, entgegen dem Hausgesetz des Markgrafen Albrecht Achilles, den vier Söhnen zweiter Ehe ansehnliche Landestheile als selbständige Fürstenthümer zuweisen und so den Hausbesitz zersplittern wollen, durchaus unhaltbar, so hat man doch neuerdings die Gefahren und Nachtheile der letztwilligen Verfügungen des Kurfürsten zu sehr unterschätzt. Streit und Zank wären jedenfalls die Folge derselben gewesen, wenn nicht günstige Umstände und der brandenburgische Familiensinn eine anderweitige Regelung der Erbschaft ermöglicht hätten.

Bis zum letzten Tage seines Lebens leitete der Kurfürst die Staatsgeschäfte: mit welchen Gedanken seine Seele erfüllt war, zeigten die Namen, welche er noch am 7. und 8. Mai als Parole gab: „Amsterdam" und „London." Nachdem

Bildniß des Großen Kurfürſten in ſeinen letzten Lebensjahren.

Nach dem außerordentlich ſeltenen deutſchen Schabkunſtblatt von Benjamin Block.

Unterſchrift des Blattes: Hanc Serenit: Suae effigiem ad vivum expressam *alla maniera nuova*
Humillime offert et consecrat
Seren. s.
Devotissimus
Benjamin Block
(geb. Lübeck 1631, † Regensburg 1690).

Digitized by Google

er von den Seinigen Abſchied genommen, endete nach qualvollem Ringen am 9. Mai dies große Leben. „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt", waren die letzten 1688
Worte des Fürſten, der für die evangeliſche Wahrheit und Freiheit nicht weniger thatkräftig eingetreten war, als für das Wohl ſeines Staates und die Ehre des großen Vaterlandes und der deutſchen Nation.

„Der hat viel gethan", ſagte nachmals Friedrich der Große am Grabe ſeines Ahnherrn. Auch ſeinen Zeitgenoſſen konnte nicht entgehen, mit welcher Großartigkeit dieſer Fürſt den Staatsgedanken ergriff und mit welcher Energie er ihn verwirklichte. Sich ſelbſt ſo wenig ſchonend, wie ſeine Unterthanen, ſchuf er einen geordneten und blühenden, leiſtungsfähigen Staat, aus einem Chaos, das ſchlimmer war als ein Nichts. Aber nicht der brandenburgiſch-preußiſche Staat allein iſt dem Großen Kurfürſten zu ewigem Danke verpflichtet, ſondern die ganze Nation und das ganze Reich. In dem morſchen und unterwühlten Boden Deutſchlands legte er mit norddeutſcher Zähigkeit die Fundamente zu einem Territorialſtaat, der, in gleichem Sinn, mit gleichem Geſchick, nach gleichem Plane ausgebaut, den großen nationalen Aufgaben eine geſicherte Heimſtätte werden, der Nation ſelbſt dereinſt ein ſchützendes und ſchirmendes Obdach gewähren ſollte.

Sehr ſchön ſchließt der neueſte Biograph des Großen Kurfürſten (B. Erdmannsdörffer) ſein Werk, dem hier gar manches entnommen iſt, mit dem innigen Wort: „Geſegneten Andenkens ſoll er bei denen ſein, die unter den Fruchtbäumen wohnen, die er gepflanzt hat." Treffend hebt er auch hervor, das wahre Abbild des unvergleichlichen Mannes ſei nicht der von dem genialen Schlüter geſchaffene majeſtätiſche Triumphator, ſondern die neuere Darſtellung von Camphauſen, wie er im Kriegsſchmuck bei Fehrbellin die lange ſpaniſche Klinge aus der Scheide zieht zum entſcheidenden Angriff. „Der Sieg iſt noch nicht gewonnen, aber er blitzt ihm aus den Augen."

Sarkophag des Großen Kurfürſten im Dom zu Berlin.

12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (1688—1697).

Fast schien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne aufzunehmen: sein Angriff galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans vermählte Elisabeth Charlotte (die „Liselotte") beanspruchte; außerdem trat er für die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Fürstenberg ein, der, von dem überwiegend französisch-gesinnten Kölner Kapitel zum Erzbischof erwählt, sich gegen den bairischen Gegenkandidaten nicht hatte behaupten können.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1685) von der Simmernschen Linie hätte die Erbschaft den Reichs- und Hausgesetzen zufolge an die katholische Nebenlinie Pfalz-Neuburg fallen müssen: Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Schwester des Verstorbenen, außer dem Kurfürstenthum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar Mannlehen seien.

Noch war die große Koalition, die, den Oranier an der Spitze, Frankreichs
1688 Uebermacht brechen sollte, nicht geschlossen, — im November 1688 schiffte sich Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein, — die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt; wie hätte da die Pfalz wiederstehen können. Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu: wohl aber die Kriegführung, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Pfalz geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus später den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die sich endlich von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte, im Frühling
1689 des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchwühlten habgierige Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der regierende Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete sich nach Wetzlar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Mordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätte hilfreiche Hand zu leisten.

Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein marschiren und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 schien der Welt die Erlösung von dem Joche Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig geglückt, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnehin nicht länger müßig hätte zuschauen können, wurde zu einem Trutz- und Schutzbündniß gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland umfaßte die

Der Frantzöſiſche Mordbrener
Melac.

Der franzöſiſche Mordbrenner Melac. Gleichzeitiger Stich.

große Allianz auch das deutſche Reich und zwar ſeine angeſeheneren Fürſten als ſelbſtändige Mitglieder; Dänemark und Schweden, in Italien Piemont-Savoyen, bisher ein franzöſiſcher Lehnsſtaat, nahmen an dem Bunde theil. Welche Erfolge hätte er erringen müſſen, wenn Einigkeit und Energie zwiſchen allen Verbündeten gewaltet hätte und die einzelnen nicht obendrein durch die beſonderen Verhältniſſe in ihren eigenen Staaten behindert und gelähmt worden wären! Aber die Stellung des Oraniers in England war noch eine zu ſchwierige: das Parteigezänk der Parlamente, der Ehrgeiz nebenbuhleriſcher Staatsmänner lähmte ſeinen ſtarken Arm; kaum ſetzte er die Zahlung der Hilfsgelder durch, deren man zur Kriegführung bedurfte. Der Kaiſer mußte ängſtliche Sorge auf die Türken wenden, welche nach einer allerdings ſchweren Niederlage dennoch wieder ihr Haupt erhoben.

Am 19. Auguſt 1691 erfocht Markgraf **Ludwig von Baden** ſeinen glänzendſten Sieg, bei Salankemen; als er aber den ungariſchen Kriegsſchauplatz mit dem rheiniſchen hatte vertauſchen müſſen, gingen die Dinge reißend ſchnell rückwärts. 1691

Das Reich endlich war, wie immer, in ſich uneinig, beſonders ſeit der ehr-

geizige Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg den Ver-
1690 such machte (1690), sich seine geflissentlichen Dienstleistungen vom Kaiser durch Ertheilung der Kurwürde (Hannover) vergelten zu lassen.

Am 22. März 1692 kam er ins Reine mit dem Kaiser, nachdem er eine ewige Union zwischen den Häusern Habsburg und Hannover errichtet und sich zu bedeutenden Truppenleistungen und Geldzahlungen für den Franzosen- und Türkenkrieg verpflichtet hatte. Diese Ertheilung einer neunten Kur ohne vorgängige Einwilligung der Kurfürsten war unrechtmäßig und gab Ludwig XIV. nur Gelegenheit, sich von neuem in deutsche Reichsangelegenheiten zu mischen. Denn die „correspondirenden" Fürsten, welche dem Welfen seine Erhebung mißgönnten, traten in Verbindung mit Ludwig XIV., der ihnen seine Unterstützung angelegentlichst zusicherte und so, inmitten des Krieges, die Wehrkraft des Reiches zu zersplittern und zu schwächen wußte. — Die Katholiken strebten nun eine zehnte Kur ihres Bekenntnisses an (Salzburg); der Kaiser verlangte für Böhmen Sitz und Stimme im permanenten Reichstag.

Unter diesen Verhältnissen waren die kriegerischen Erfolge des großen Bündnisses unbedeutend und vorübergehend. Verhältnißmäßig am meisten leistete der
1689 Brandenburger, der am 12. Oktober 1689 nach mehrmonatlicher Belagerung das wichtige Bonn einnahm und im weiteren Verlauf des Krieges seine Truppen nach all den verschiedenen Kriegsschauplätzen entsendete; nicht nur am Rhein, auch in Ungarn und in der Lombardei (1694 bei der Eroberung von Casale) behaupteten sie ihren alten Ruhm.

Aber im übrigen schleppte sich der Krieg nur schwerfällig weiter: im Hauptquartier der kaiserlichen und Reichsarmee herrschte Zwietracht zwischen Leopolds Feldherrn Caprara und Hans Adam von Schöning; der Marschall von Luxemburg gewann in den Niederlanden einen Erfolg nach dem andern —
1693 so zuerst bei Fleurus und Stenkerken, dann 1693 den glänzenden Sieg bei Neerwinden über Wilhelm von Oranien; in Italien wurde der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen durch Catinat bedrängt und neigte seit seiner Niederlage bei Marsaglia (9. Oktober 1693) zum Ausgleich mit Frankreich. Vergeblich suchte ihn Eugen von Savoyen in der Treue zu erhalten: am 4. August 1696 schloß er mit Frankreich einen Sonderfrieden ab. Spanien war des Krieges müde, Wilhelm von Oranien ohne Geldmittel, der Kaiser mußte alle Kräfte für den Entscheidungskampf gegen die Türken zusammenraffen; so wurden unter schwedischer Vermittlung im Jahre 1696 Verhandlungen eröffnet, welche
1697 am 30. Oktober 1697 zum Frieden von Ryswijk führten.

Zwar hat der Volkswitz auch diesen Frieden als „Reiß-weg-Frieden" bezeichnet, aber im ganzen überraschte Ludwig XIV. Europa durch seine Mäßigung. Dieselbe erklärt sich aber sehr leicht dadurch, daß eine viel wichtigere Sache, die spanische Erbfolgefrage, ihm weit näher gerückt war und Freundschaft mit Spanien empfahl. Kehl, Philippsburg, Zweibrücken, Freiburg und Breisach wurden von Ludwig zurückgegeben.

Aber allerdings wünschte der französische König nicht, den Frieden zu bewilligen, ohne einen neuen Zankapfel ins Reich zu schleudern. Zu diesem Zwecke verlangte er, als „allerchristlichster" König, daß in allen Ortschaften, wo auch

nur vorübergehend während der Besatzung durch die Franzosen katholischer Gottesdienst gehalten sei, dieser Kultus auch fernerhin geduldet werden müsse. Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, ein echter Jesuitenzögling, war der eigentliche Urheber dieser Klausel, die wirklich in den Friedensvertrag aufgenommen wurde: das Gehässige der Bestimmung fiel aber in vollem Maße auf den Kaiser, dessen Unterhändler das Zustandekommen dieses Artikels nicht verhindert hatte. So erreichte Ludwig XIV., daß für die nächsten Jahre wenigstens im protestantischen Deutschland Erbitterung gegen den Kaiser herrschte.

---

15. Prinz Eugen von Savoyen. Die Schlacht bei Zenta (1697). Der Friede von Karlowitz (1699).

Während Leopold I. im Ryswijker Frieden die Interessen des Reiches den Franzosen preisgab, gelang es ihm endlich, den Türken gegenüber einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Bis zum Jahre 1696 hatte die östreichische Kriegsleitung in Ungarn gegen den Erbfeind nichts ausrichten können: das Heer litt an allem Nothwendigen Mangel und wurde schlecht geführt. Da bewirkte das Jahr 1697 einen völligen Umschwung, als man den genialen Prinzen Eugen von Savoyen an die Spitze der Armee berief. Es war ihm anfangs nur eine Stelle neben dem Oberkommandirenden, dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, zugedacht gewesen: aber zum Glück für die kaiserliche Sache wurde der genußliebende Fürst auf den polnischen Königsthron abberufen, (gewählt 27. Juni 1697) und so erhielt ein geborener Feldherr das Kommando des Heeres, dem er einen neuen Geist einzuflößen verstand.

Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, geb. zu Paris den 18. Oktober 1663, war der fünfte und letzte männliche Sprosse von Eugen Mauritius Grafen von Soissons und der eben so schönen als geistvollen Nichte Mazarins, jener Olympia Mancini, welche einst die Leidenschaft Ludwigs XIV. erregt hatte. Im Alter von zehn Jahren verlor Eugen den Vater, die Mutter wurde durch Intriguen aus Frankreich vertrieben. So erwuchs im Herzen Eugens früh eine gewisse Erbitterung gegen Frankreich und dieselbe wurde noch dadurch gesteigert, daß der von der Natur nicht gerade verschwenderisch ausgestattete Prinz sich vergeblich um ein militärisches Kommando bemühte, vielmehr als „petit abbé“ oder „l'abbé de Savoye“ bewitzelt wurde. Inzwischen vervollkommnete sich der Prinz in der Mathematik und den Militärwissenschaften, wandte dann dem Vaterlande den Rücken und begab sich nach Oestreich (1683), wohin ihm sein Bruder Ludwig Julius schon vorangegangen war. Der neunzehnjährige Jüngling traf im kaiserlichen Heere einen Verwandten und Altersgenossen, den Markgrafen Ludwig von Baden, und wurde auch dem Herzoge Karl von Lothringen bekannt. Markgraf Ludwig soll schon im Jahre 1685 vorausgesagt haben: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherrn betrachtet.“

Am 11. September 1697 errang Prinz Eugen den Sieg in dem Kampfe 1697
bei Zenta, der größten Türkenschlacht des Jahrhunderts. Die kaiserliche Armee erstürmte das von einem Theißarme umgebene Türkenlager, der Sultan Mustafa

Flucht der Türken bei Zenta.
Aus dem „Theatrum Europaeum."

mußte vom jenſeitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuſchauen, er floh über Temesvár nach Belgrad. Die kaiſerliche Armee hatte nur geringen Verluſt erlitten (2000 Mann), von den Türken deckten 20,000 das Schlachtfeld, 10,000 verſchlang der Strom, unermeßlich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des bedächtigen Wiener Hofkriegsrathes — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demſelben ein abmahnendes Schreiben erhalten, daſſelbe aber in richtiger Vorausſetzung ſeines Inhaltes unerbrochen in ſeine Taſche geſchoben und den Sieg gewonnen. Darauf ſei er vor ein Kriegsgericht geſtellt worden, weil er den Befehlen des Kaiſers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und ſeinen neuen Vezier — der Großvezier war vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt: die geſammte europäiſche Politik miſchte ſich ein, und ſo trat denn am 19. Oktober 1698 ein Friedenskongreß zu Karlowitz (einem Dorfe zwiſchen Peterwardein und Belgrad)
1699 zuſammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abſchluß des fünfundzwanzigjährigen Friedens, welcher für Oeſtreich äußerſt günſtig war. Es erhielt nicht allein alles Land zwiſchen Theiß und Donau, ſondern auch ganz Siebenbürgen zugeſprochen. Tököly, der ruheloſe Führer der ungariſchen Aufſtändiſchen, mußte nach Nikomedien in die Verbannung gehen. So im Oſten geſichert, konnte der Kaiſer daran denken, endlich auch den Kampf im Weſten aufzunehmen. Wo die „ſpaniſche Erbſchaft" als Siegespreis winkte, ſollte er da Bedenken tragen, ſich mit dem bisher unbeſiegten Gegner zu meſſen? Der Ausgang konnte

Prinz Eugen von Savoyen.

Von Matthäus von Merian nach dem Leben gemalt. Geſtochen von G. Balk.

Digitized by Google

zweifelhaft erscheinen. Wohl besaß der Staat Leopolds zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts die äußeren Bedingungen einer Großmacht ersten Ranges, aber es fehlte das eigentliche organisch-staatliche Gefüge, welches die verschiedenen Länder und Nationalitäten zu einem Ganzen verbunden hätte.

14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1. November 1700).

Nachdem Deutschland in der Mitte des XVII. Jahrhunderts der Schauplatz eines europäischen Friedenskongresses gewesen war, der einen nur seinem ersten Ursprunge nach deutschen Krieg beendigte, sollte es mit dem Beginne des XVIII. Jahrhunderts an den Kämpfen und Leiden eines neuen, europäischen Krieges betheiligt werden, der mit seinem innersten Wohl und Wehe nicht das geringste zu thun hatte. Jetzt kam die Zeit, wo die Nation die verhängnißvolle Wahl von 1519 zu büßen hatte; schwer sollten Fürsten und Völker Deutschlands für den Irrthum jener Generation gestraft werden, welche das spanisch-habsburgische Geschlecht auf den deutschen Kaiserthron berufen hatte.

Längst umdüsterte die Frage der spanischen Erbfolge als schwere Wetterwolke den politischen Horizont: für die Festsetzungen von Ryswijk, für den Frieden von Karlowitz war die Rücksicht auf diese Angelegenheit bestimmend gewesen. Frankreich hatte schon ein halbes Jahrhundert im geheimen gewühlt, um die Erbschaft an sich zu bringen; wenn das schwache Lebenslicht des kränkelnden Karl II. erlosch, stand ein europäischer Kriegsbrand in Aussicht, falls sich die rivalisirenden Mächte nicht vorher in Güte geeinigt hatten. Und dabei war eine jede Vereinbarung unerträglich, welche etwa die gesammte spanische Monarchie mit den Kolonien und den Nebenländern einem Einzigen zusprach: einen solchen Zuwachs an Größe durfte kein Staat dem andern gönnen, am wenigsten dem ohnehin schon übermächtigen Frankreich. Aber auch dem Kaiser nicht: das politische Gleichgewicht Europas wäre gefährdet worden. Gleichwol hatte der Staatsmann, der sich zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts des leitenden Einflusses in Europa bemeisterte, der große Oranier, im Jahre 1689, bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich, dem Kaiser gegenüber sich verpflichtet, Leopolds jüngerem Sohne Karl eventuell zur spanischen Erbfolge zu verhelfen. Der Kaiser verließ sich darauf, ohne zu ahnen, daß Wilhelm von Oranien seine Ansichten und Absichten in der Folge völlig änderte. Letzterer suchte die Krone dem bairischen Kurprinzen Joseph Ferdinand zuzuwenden, dessen Ansprüche nach spanischem Erbfolgerechte unantastbar waren. Ein bairischer Fürstensohn auf dem königlichen Throne zu Madrid, das war für Englands und Hollands politische- und Handelsinteressen die erwünschteste Lösung: auch für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas konnte sie nur ersprießlich sein.

Ludwig XIV. hatte, wie erwähnt, bei seiner Vermählung mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV. — auch Leopold I. hatte schon um die Hand dieser

Reichsstädtisches Gebiet.
Geistliches Gebiet.
Reichsgrenze
Schloss
Kloster
Abkürzungen.
KGR. Königreich. Hzg. Herzogthum.
Fsm. Fürstenthum, Gft. Grafschaft.
Btm. Bisthum.
B. zu Brixen
Ba. zu Bamberg
C. zu Cöln
E. zu Eichstedt
F. zu Freising
Mz. zu Mainz
N. zu Nassau
S. zu Salzburg
Sp. zu Speyer
Str. zu Strassburg
Maafsstab 1:4.900000
Geographische Meilen
20
22
24
26
28 Ost L.
52
50
48
N O R D
S E E
KGR. DÄNE
Holstein
Helgoland
Gft. Ost Friesld.
Emden
Groningen
Leeuwarden
Zuyder See
Amsterdam
Haarlem
Utrecht
Rotterdam
VEREIN. NIEDERLANDE
Middelburg
Dünkirchen
Calais
Brügge
Gent
Antwerpen
Mecheln
Brüssel
Löwen
Cambray
Ypern
Artois (1659 Französ.)
Arras
SPAN. NIEDERLANDE
Lüttich
Aachen
Namur
Charleroi
Btm. Lüttich
Luxemburg
Amiens
St Quentin
Soissons
Reims
Paris
K G R. F R A N K R E I C H
Troyes
Langres
Dijon
Chalon
Bremen
Hzm. Bremen
Oldenburg
Gft. Oldenburg
Hzm. Lüneburg
Celle
Hannover
Btm. Münster
Münster
Minden
Hameln
Paderborn
Btm. Paderborn
Hzm. Westfalen
Cleve
Wesel
Düsseldorf
Köln
Hzm. Jülich
Bonn
Coblenz
Erzbtm. Trier
Trier
Hessen Cassel
Cassel
Marburg
Giessen
Fulda
Frankfurt
Mainz
Worms
Mannheim
Heidelberg
Speyer
Pfalz
Saarbrücken
Metz
Nancy
Lothringen
Strassburg
Hzm. Würtemberg
Stuttgart
Tübingen
Freiburg
Colmar
Elsass
Basel
Besançon
Franche Comté
Pontarlier
Bern
Luzern
Zürich
Schweiz
Konstanz
Vorarlberg
Tyrol
Ansbach
Würzburg
Bamberg
Nürnberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Prinzessin geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Der Kaiser heirathete im Jahre 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, ohne sich zu solchem Verzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1685 seine aus dieser Ehe entsprungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstigten Kurfürsten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten der männlichen Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, sondern auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die dereinstige Ueberlassung der spanischen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. Allein die östreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht aber die Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahre 1692 geborener Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

Da besonders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen wollte, so zog Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in Erwägung und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam es zwischen ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen Bewerber den Löwenantheil, dem östreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht haben würde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Vereinbarungen nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

Indessen hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Monarchie zu verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König Karl von Spanien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der Schauplatz ränkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine zweite Gemahlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Kardinal Portocarrero im Mittelpunkte der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen Harrach, Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter Henry d'Harcourt.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her schwankte. Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine Theilung der Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So ließ er sich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kurprinzen testamentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Eintreffen wurde das Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Kaiser die Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den Theilungsvertrag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baier zum Thronfolger und ließ das Testament im Staatsrathe verlesen. Gleichwol behauptete Frankreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat durch den plötzlichen Tod des bairischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze Angelegenheit in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid arbeitete an der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die Seemächte zu einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habsburgischen Ansprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war Karl II. persönlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzuwenden; er sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-

fassen. Dennoch siegten zuletzt die französische Diplomatie und jesuitische Ränke. Der todkranke König wurde von dem Kardinal Portocarrero überwacht, die
1700 Königin sorgfältig ferngehalten: am 3. Oktober 1700 unterzeichnete Karl, von seinen Beichtvätern gedrängt, halb sinn- und willenlos das Testament zu Gunsten Ludwigs XIV.

Das nächste Anrecht war dem zweiten Sohne des Dauphin, dem jugendlichen Herzog Philipp von Anjou, zugewiesen; in zweiter und dritter Linie folgten Anjous Brüder, der Herzog von Berry und Karl von Oestreich, zu allerletzt ward das herzogliche Haus von Savoyen zum spanischen Throne berufen. Durch vorsichtige Klauseln war die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen oder kaiserlichen ausgeschlossen.

Am 1. November 1700 beschloß der letzte spanische Habsburger sein sieches Dasein: am 16. November ließ Ludwig seinem Enkel vom spanischen Botschafter huldigen; unverzüglich setzte die Regierung alles in Bereitschaft, um König Philipp V. auf den spanischen Thron zu führen. Die französische Kriegsmacht war in ihrem gegenwärtigen Friedensstand den vereinigten Streitkräften Englands, Hollands und des Kaisers überlegen; Ludwig XIV. konnte ohne Sorge abwarten, welche Maßregeln der Kaiser und Wilhelm von Oranien ergreifen würden.

---

15. Die Vorbereitungen zum Kampf. Das preußische Königthum (18. Januar 1701).

So erzürnt auch der Kaiser über die Wortbrüchigkeit und Hinterlist Ludwigs XIV. war, der bis zum letzten Augenblick sich gestellt hatte, als werde er den zweiten Theilungsvertrag inne halten, vermochte er doch nicht, sich gleich zu entscheidenden Schritten zu ermannen. Allerdings mußte er abwarten, ob Wilhelm von Oranien in der Lage sein werde, für ihn Englands und Hollands Macht in die Wagschale zu werfen; er mußte sich auch im Reiche nach Bundesgenossen umsehen. Denn so wenig dieser Streit das Reich anging, war das Haus Habsburg es längst gewohnt, für seine Interessen das Reich in Bewegung zu setzen, so weit dies glücken wollte. Auch jetzt gelang es dem Kaiser, einen Reichsfürsten an seine Sache zu fesseln, aber um einen Preis, der für das Kaiserhaus geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Im Reiche war wenig Lust vorhanden, sich mit dem Kaiser einzulassen; man kannte den Dank vom Hause Oestreich. Unter den Protestanten herrschte noch große Erbitterung wegen der berüchtigten Klausel des Ryswijker Friedens: die Begünstigung der Katholiken setzte man jetzt allein auf die Rechnung des Kaisers. Außerdem hatte sich die Aufregung der Fürsten, welche dem Herzog von Braunschweig seine hannöversche Kurwürde neideten, noch keineswegs gelegt. Da stieg denn zuverlässige Hilfe bedeutend im Preise, und solche bot der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Der Lohn, den aber Friedrich forderte, bestand in nichts geringerem, als in der Verleihung der Königskrone.

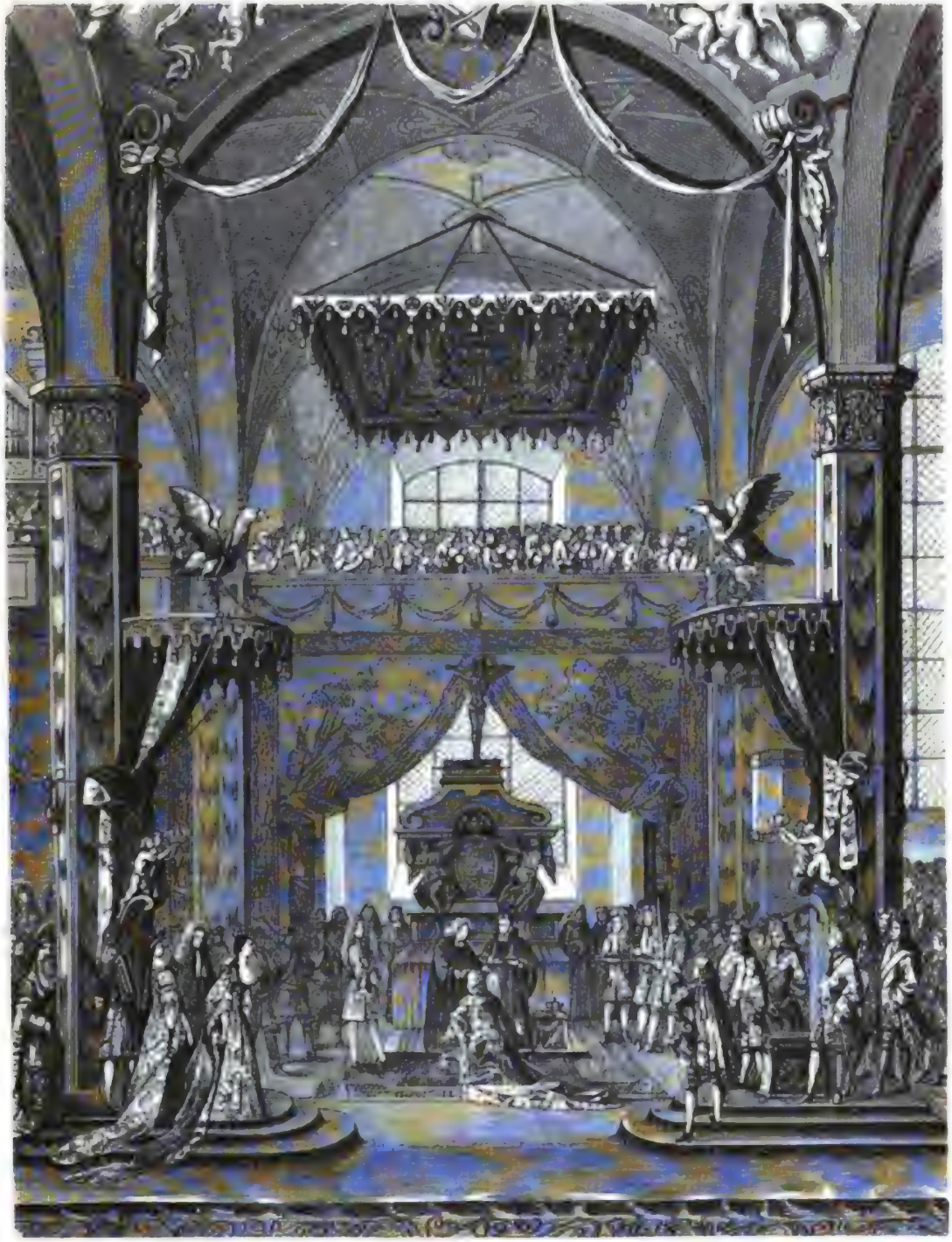
Denn der Kurfürſt, ſeinem großen Vater an Thatkraft, ſtaatsmänniſchem Blick und Regententugenden nicht im entfernteſten vergleichbar, unfähig zu ſelbſtändigen Entſchlüſſen und darum lange Zeit von elenden Günſtlingen abhängig, hatte um ſo mehr Sinn für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunſchweigiſche Herzog ihm als Kurfürſt an die Seite getreten war, noch mehr, ſeit Auguſt der Starke von Sachſen den polniſchen Thron beſtiegen hatte (1697), dünkte ihm ſeine Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt ſein ganzes Dichten und Trachten. Er hatte bisher ſich durchaus keiner beſonderen Freundlichkeit von Seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewol er in dem letzten franzöſiſchen Kriege Oeſtreich wacker zur Seite geſtanden. Grade ſeine ſchwächſte Seite, ſeine Eitelkeit, verletzte der Kaiſer während der Ryswijker Verhandlungen ſo ſehr, daß Friedrich ſeinen Groll darüber nicht verbergen konnte. Die Verſtimmung zwiſchen ihm und dem Wiener Hof nahm in der Folge nur noch zu, und ſo beſchloß der Kurfürſt, dem Beiſpiele ſeines Vaters folgend, durch gefliſſentliche Annäherung an Frankreich den Kaiſer fügſamer zu machen. Mit offenen Armen nahm man (April 1698) in Paris den brandenburgiſchen Geſandten Spanheim auf, der franzöſiſche Geſandte in Berlin erhielt den Befehl, dem Kurfürſten in allen Aeußerlichkeiten die größten Auszeichnungen und Artigkeiten zu erweiſen. Da erkannte man denn auch in Wien die Nothwendigkeit, ſich in den Kronverhandlungen willfähriger zu beweiſen, um ſo mehr, da man erfuhr, daß der Papſt Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus ſeiner Hand den Königstitel zu empfangen. So kam die Verſtändigung zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten an demſelben Tage zu ſtande, an dem Ludwig XIV. die verhängnißvolle ſpaniſche Erbſchaft annahm (16. November 1700). Der 1700
Kurfürſt ſagte ſeine Hilfe für den bevorſtehenden Krieg zu, — eine Truppenmacht von 8000 Mann — der Kaiſer verſprach, keine Einwendungen zu erheben, wenn ſich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen laſſe, ihn vielmehr als ſolchen zu ehren und ſeine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieſer Vertrag nicht im Sinne des Großen Kurfürſten; ſchwerlich würde er den Widerſachern Ludwigs XIV. im Jahre 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegengekommen ſein: am wenigſten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die er ſich aus eigener Macht und, geſtützt auf die brandenburgiſche Wehrkraft, im Getümmel zweier großer Kriege aufs Haupt ſetzen konnte. Denn ſchon war auch im Norden und Oſten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leidenſchaftlichen König Karl XII. von Schweden hatten ſich alle ſeine Neider und Rivalen erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar Peter, welcher nun auch für Rußland, den neueſten Staat Europas, um die Herrſchaft des baltiſchen Meeres rang.

Welche weite Perſpektive eröffnete ſich unter dieſen Umſtänden für den brandenburgiſchen Herrſcher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten konnte er ſeine Kriegsmacht in die Wagſchale werfen. Friedrich III. gebrach es an dem nöthigen Ueberblick, und ſo bezahlte er theuer, was er umſonſt nehmen konnte. Indeſſen ſo weit kam es denn doch nicht, daß er ſich von dem Kaiſer

förmlich hätte zum Könige erheben lassen: vielmehr setzte er sich am 18. Januar
1701 1701 zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten selbst die Krone aufs Haupt, krönte darauf seine Gemahlin und ließ sich durch seine beiden Oberhofprediger salben.

Aber auf der andern Seite war auch dem Kaiser aus politischen wie religiösen Gründen die Gewährung des kurfürstlichen Gesuchs nicht leicht geworden. Wenigstens die nächstliegenden Gefahren übersah er nicht. Mußte denn nicht die Erhebung des protestantischen Hohenzollern alle katholischen Mächte, in erster Linie den Papst verdrießen? Mußte sie nicht den Unwillen des ehrgeizigen bairischen Kurfürsten erregen und Max Emanuel vollends in Frankreichs Arme treiben? Die, welche weiter schauten, als Kaiser Leopold, sahen noch ganz andere, schwerere Gefahren voraus. Der Titel gab Ansprüche: wehe dem habsburgischen Kaiser, wenn dereinst ein Träger dieser Krone auf den Gedanken kam, den Titel zur Wahrheit zu machen, königliche Ansprüche mit dem Schwerte durchzukämpfen und seinen Vergrößerungsdrang am Reich, wol gar an Oestreich zu befriedigen. Mit verletzendem Spotte urtheilte selbst der große Oranier über Friedrichs I. Königstitel: wenn dagegen Prinz Eugen wirklich die Aeußerung gethan hat, „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth, welche dem Kaiser gerathen, die preußische Krone anzuerkennen", so hat er nicht allein vom östreichischen Standpunkte aus richtig geurtheilt, sondern auch damit bewiesen, daß sein staatsmännischer Blick soweit reichte, wie sein militärisches Genie.

In Folge des Kronvertrages durfte Kaiser Leopold aber wenigstens für den Augenblick auf Brandenburg trauen, und der neue König hat durch seine reichliche Hilfsleistung dies Vertrauen glänzend gerechtfertigt. In Norddeutschland stand auf Seite des Kaisers auch Georg Ludwig von Hannover, der Sohn des ersten Kurfürsten, dem auch in Lüneburg-Celle demnächst die Erbfolge zufallen mußte. Er war kein verächtlicher Bundesgenosse; verbürgte doch eine englische Parlamentsakte seiner Mutter, der geistreichen und stolzen Sophia und ihrer hannoverschen Nachkommenschaft die englische Krone. In Mitteldeutschland waren die hessischen Fürsten und das waldeckische Haus dem kaiserlichen Interesse aufrichtig ergeben. Am Rheine war der Kurfürst von der Pfalz, mit dem habsburgischen Hause verschwägert, jedem Winke des Wiener Hofes zu folgen bereit. Noch waren die Unthaten von 1689 nicht vergessen, außerdem rechnete der Pfalzgraf Johann Wilhelm auf bedeutende Belohnungen, wenn er zum Kaiser hielt: mindestens erwartete er, nach glücklichem Kriege die habsburgische Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden zu gewinnen: doch trug er sich auch mit dem Gedanken, die Oberpfalz zurückzuerhalten, wenn der bairische Vetter auf französischer Seite beharrte. In einem ausdrücklichen Vertrage hatte sich Trier den Verbündeten angeschlossen, denn der Kurfürst entstammte dem lothringischen Hause, dem der Haß gegen Frankreich angeboren war. Auch Mainz hielt zum Kaiser, und als Direktor des Reichstages leistete der Mainzer Kurfürst dem Kaiser erhebliche Dienste. In dem schwäbischen und fränkischen Kreise, wo so viele nichtige, aber anspruchsvolle Reichsstände ein



Die Krönung Friedrichs III., Kurfürſten von Brandenburg, zum erſten König von Preußen zu Königsberg am 18. Januar 1701: Salbung des Königs durch den Oberhofprediger Konſiſtorialrath Benjamin Urſinus.

Kupferſtich in Merians Theatrum Europaeum, entworfen von Coſander von Göthe, dem Anordner der Ausſchmückung der Schloßkapelle zu dieſer Feierlichkeit.

Friedrich I., König von Preußen.

Gemalt von J. F. Wenzel, Hofmaler des Königs, geſtochen von J. G. Wolffgang.

verkümmertes Daſein friſteten, hatte Leopold vor allem den Markgrafen von Baden-Baden und den Herzog von Würtemberg enger an das öſtreichiſche Intereſſe gefeſſelt.

So durchspannte im Frühjahre 1702 eine Kette gutgesinnter Fürstenhöfe 1703
das deutsche Reich: nicht ohne Mühe war sie geschmiedet worden, denn seit dem Jahre 1701 drängten sich allenthalben französische Agenten ein.

Entbehrlich waren sie an den Höfen des Kölners und des Kurfürsten von Baiern. Diese wittelsbachischen Fürsten, welche zwar im Dezember 1700 dem Kaiser formelle Ergebenheitsversicherungen hatten zugehen lassen, waren dem französischen Bündniß unwiderruflich verfallen. Es bleibe dahin gestellt, ob Max Emanuel an das alberne Mährchen glaubte, der Kaiser habe seinen Sohn, den eigentlichen Erben Spaniens, vergiften lassen, — der Kurfürst hatte noch andere, weniger persönliche Gründe zum Anschluß an Frankreich. Wie groß hatte der Herzog Maximilian im Jahre 1619 dagestanden, wie stolz derselbe Mann als Kurfürst auf dem Regensburger Fürstentage! Jetzt sah sich der Enkel des „treuen" Anhängers der ferdinandeischen Politik von Brandenburg-Preußen und Sachsen-Polen überflügelt: dem Welfenhause winkte bereits die englische Krone: Max Emanuel hätte kein Wittelsbacher sein müssen, wenn er nicht auch nach einer Krone ausgeschaut hätte. Frankreich bot sie ihm dar: nach Eroberung der pfalzneuburgischen und rheinpfälzischen Länder sollte das königliche Baiern der mächtigste Staat Süddeutschlands werden. Für jeden möglichen Verlust wurde sichere Entschädigung in Belgien in Aussicht gestellt. So verpflichtete sich denn der Wittelsbacher, mit einem Heere von 25,000 Mann das Haus Habsburg unausgesetzt anzugreifen. Zwischen Böhmen, Oestreich, Tirol und den wehrlosen Trümmerstaaten des schwäbischen und fränkischen Kreises nahm Baiern eine überaus bedrohliche Stellung ein. Indessen gelang es der Diplomatie, besonders der englischen, allen bairischen Umtrieben zum Trotz, die schwäbisch-fränkischen und die ober- und kurrheinischen Kreise dem Kaiser und seinen Verbündeten zuzuführen (Nördlinger Vertrag 22. März 1702). 1702

Auch in Norddeutschland waren die französischen Ränke nicht ganz erfolglos geblieben. Kurfürst August der Starke von Sachsen, der nicht ohne kaiserliche Gunst König von Polen geworden war, stattete Leopold seinen Dank dadurch ab, daß er von allen Reichsständen zuerst (17. Dezember 1700) sich mit Ludwig XIV. verbündete, um dessen Vermittlung bei Karl XII. zu gewinnen. Kaum drei Monate später (4. März 1701) schlossen die nächsten Anverwandten des Kurfürsten von Hannover, Rudolf August und Anton Ulrich von Wolfenbüttel unter dem Namen einer „bewaffneten Neutralität" ein förmliches Bündniß mit Frankreich: ihnen folgte sofort (13. April) Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Die braunschweigischen Brüder verpflichteten sich, falls die Kurwürde nicht auf das braunschweigische Gesammthaus ausgedehnt würde, so daß sie stets der älteste bekleidete, gegen Oestreich ein Heer von 8000 Mann aufzubringen. In einem späteren Vertrage (3. November 1701) wurde die Zahl auf 12,000 Mann erhöht, für deren Werbung und Unterhaltung Ludwig XIV. Hilfsgelder zusagte.

Aber all diese Früchte der französischen Diplomatie gingen in kürzester Frist verloren. Die französische Vermittlung wurde vom Schwedenkönige mit Ent-

schiedenheit zurückgewiesen; bald gerieth der Sachse in so arge Bedrängniß, daß er nicht einmal sich, geschweige denn anderen helfen konnte. Die Herzoge von Braunschweig, die schon 12,000 Mann zusammengebracht hatten, wurden gewaltsam entwaffnet (20. März 1702); Anton Ulrich wurde vertrieben, Rudolf August mußte die für französisches Geld geworbenen Truppen dem Kaiser überlassen. Auch der Herzog von Gotha trat von dem Bündniß mit Frankreich zurück und verstärkte mit seinen Söldlingen die kaiserlichen Regimenter. In Nord- und Mitteldeutschland hatte Leopold wenig zu fürchten, höchstens, daß vielleicht der mit Dänemark verfeindete Herzog von Holstein-Gottorp, auf schwedische und französische Hilfe gestützt, im niedersächsischen Kreise einen immerhin gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Kursachsens Stellung wurde durch die ersten und schnellen Erfolge Karls XII. eine äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden begann, wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste schloß mit dem Frieden von Travendahl (18. August 1700), in dem Dänemark genöthigt ward, vom Bunde mit Karls Gegnern abzulassen; dann vernichtete der Schwedenkönig bei Narwa das russische Heer (30. November), zerstreute die russisch-sächsischen Truppen, nahm 1701 Warschau, besiegte im Juli 1702 die polnisch-sächsische Armee bei Klissow, bemächtigte sich der Stadt Krakau und betrieb, auf weitere Erfolge gestützt, die Absetzung Augusts.

Was die anderen europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV. in Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7. September 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „große Allianz" geschlossen.

---

16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.

Obwol das Haager Bündniß eigentlich den Kampf gegen Frankreich bedeutete, dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd auftraten. Der Oranier sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold mißtraute ihm sogar: Oestreich mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich derselbe aber auf vier verschiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden und im deutschen Reich, endlich auch in Spanien abspielt, muß sich die eingehendere Darstellung hier auf die Begebenheiten beschränken, welche zunächst Deutschland angehen.

Als Vorspiel des allgemeinen Krieges entbrannte im Jahre 1701 der Kampf um Mailand, welches der Kaiser nach Karls II. Tode ohne weiteres als heimgefallenes Reichslehen einziehen wollte. Der französische Feldherr Catinat, der in Norditalien dem Prinzen Eugen gegenüberstand, zeigte sich ihm nicht gewachsen: er ward (9. Juli 1701) bei Carpi geschlagen und durch den prahlerischen Villeroi ersetzt. Aber dieser erlitt gleichfalls eine demüthigende Niederlage
1702 (am 1. September) bei Chiari und wurde sogar am 1. Februar 1702 durch einen gelungenen Handstreich in Cremona gefangen genommen. Im stolzen

Prinz Eugens Uebergang über die tridentiniſchen Alpen nach Oberitalien zum Feldzuge von 1701.
Aus dem „Theatrum Europaeum."

Siegesbewußtſein hätten ſich die kaiſerlichen Miniſter nun am liebſten gleich auf Neapel geſtürzt und nahmen es Wilhelm von Oranien ſehr übel, daß er von einem ſolchen Unternehmen nichts wiſſen wollte. Prinz Eugen jedoch war dem Plane auch entgegen; mit Mühe hielt er ſich gegen Villerois Nachfolger, Vendôme. Auch am Niederrhein war ſchon im Herbſt 1701 Waffenlärm laut geworden. Franzöſiſche Regimenter kamen unter dem Namen „burgundiſche Kreistruppen" dem Kurfürſten Clemens von Köln zu Hilfe: ſeine Stände und das Kapitel, welche beide dem franzöſiſchen Bündniß abhold waren, wurden durch Holländer unterſtützt, die ſich gleichfalls Kreisbundestruppen nannten. So begann hier auf dem engbegrenzten Gebiet des deutſchen Reichsfürſtenthums der europäiſche Kampf um die ſpaniſche Erbſchaft.

Höchſt nachtheilig für die kaiſerliche Sache hätte der am 19. März 1702 erfolgte Tod des Oraniers werden müſſen, wenn nicht Ludwig XIV. kurz zuvor die öffentliche Meinung Englands aufs äußerſte erregt hätte. Im September 1701 erließ er eine Anzahl Verordnungen, welche den engliſchen Handel ſchwer ſchädigten; am 16. September erkannte er am Sterbebette des vertriebenen Jakob II. den Prinzen Jakob Stuart als König Jakob III. von England an. Da einten ſich Whigs und Tories in nationaler Entrüſtung gegen Frankreich; die Königin Anna mußte an den Plänen Wilhelms feſthalten, überdies beeinflußt durch ihre Vertraute, die Herzogin von Marlborough, deren Gemahl an die Spitze ſämmtlicher engliſcher Truppen trat. Am 15. Mai 1702 ritt der 1702

englische Wappenkönig, von zahlreichen Herolden und Leibgarden umgeben, vom Palaste der Königin aus nach der City. Unter Trompetengeschmetter verkündete er die Kriegserklärung gegen Frankreich, und jubelnder Beifall der Massen antwortete ihm.

Während der Herzog von Marlborough sich zur Abfahrt nach den Niederlanden rüstete, hatten die Operationen in Deutschland schon begonnen. Mit welchen Hoffnungen trugen sich alle Patrioten! Gründlich wollte man sich an Frankreich rächen und ihm den Raub des letzten Menschenalters abnehmen. So wurde die Reichsarmee, welche unter dem Oberbefehle des erfahrenen aber allzu bedächtigen Türkensiegers Ludwig von Baden stand, zunächst beauftragt, die Festung Landau an der Queich, die nördliche Pforte zum Elsaß, zu erobern. Der Sohn Leopolds, der römische König Joseph, fand sich beim Heere ein, das in der Mitte des Juni die Belagerung begonnen hatte und trieb zur Eile.
1702 Wirklich fiel die Festung am 9. September, da traf eine Nachricht ein, welche die Ausnutzung dieses ersten Erfolges unmöglich machte. Man hatte auf kaiserlicher Seite noch immer gehofft, Max Emanuel von Baiern zu gewinnen und die Verhandlungen mit ihm fortgesetzt; da warf er im September die Maske ab; am 10. September gelangte nach Regensburg die Nachricht, daß der Kurfürst die Reichsfestung Ulm überfallen und genommen hatte. Dabei betheuerte Max Emanuel, er sei nicht im Kriege gegen das Reich begriffen; es widersprach auch am 19. September der bairische Gesandte der Kriegserklärung gegen Frankreich. Indessen ließ sich nichts mehr bemänteln, der Gang der Ereignisse nicht länger aufhalten. Am 28. September trat das Reich der Haager Allianz förmlich bei; es erfolgte Baierns Absage an den Kaiser und seine Helfershelfer (6. Oktober), worauf der Reichstag mit einem geharnischten Beschlusse antwortete. Am 19. November entband der Kaiser alle Unterthanen Max Emanuels von ihrem Treueid.

Nach dem Abfall des Baiern konnte man nicht mehr daran denken, von Landau aus die befestigten Lauterlinien zu durchbrechen; jetzt galt es nur, die Verstärkung Max Emanuels durch französische Truppen zu verhindern. Es war nicht das Verdienst des Markgrafen von Baden, daß der zur Unterstützung Baierns heranziehende Marschall Villars für diesmal noch unverrichteter Dinge zurückzog: wenn im nächsten Frühjahre die französische Ostarmee überlegene Streitkräfte nach Schwaben und dem Oberrhein warf, konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Auch Marlborough war mit seinen eigenen Erfolgen gegenüber den Franzosen unter Boufflers nicht zufrieden. Nach der Einnahme von Lüttich (31. Oktober) beherrschte er zwar die ganze Maas und weiterhin, im Osten, unterbrach nur noch die kurkölnische Festung Bonn die Verbindung zwischen der niederländischen Armee und den Kaiserlichen am Oberrhein, aber er betheuerte, unempfänglich für die übertriebenen Dankesbezeugungen der Holländer, „wenn Frankreich im nächsten Jahre seine Kräfte rührriger anspanne, müsse die Sache der Verbündeten in offenbaren Nachtheil gerathen."
1703 Die Ereignisse des nächsten Jahres schienen diese Voraussicht auf allen

Kriegsschauplätzen bestätigen zu wollen. Zuvörderst fehlte es der kaiserlichen Regierung an den nöthigen Geldmitteln. Die andauernden Kriege, namentlich gegen die Türken, ein zahlloses Beamtenheer hatten das Mark des Landes aufgezehrt: der Hof, selbst Kaiser Leopold, scheuten sich nicht, zu einer Zeit, in welcher der größte Theil der Jahreseinnahmen im voraus verpfändet war, große Summen zu kostspieligen Vergnügungen und für fromme Zwecke zu verschleudern. Natürlich machte sich die Geldverlegenheit am meisten fühlbar in ungenügenden Lieferungen, in verspäteter Soldzahlung an die Armee.

Zu diesen trostlosen Zuständen gesellten sich im Frühjahr 1703 neue Gefahren in Ungarn und Siebenbürgen, um so bedenklicher, als man alle irgendwie entbehrlichen Truppen auf die Kriegsschauplätze entsendet hatte. Nothgedrungen verhielt sich die Regierung schonend gegen die ersten Aeußerungen aufrührerischer Gesinnung, welche man im vorigen Jahrhundert nicht hatte austilgen können. Aber auf die Dauer konnte man den Umtrieben der Empörer nicht zusehen, die ihre Hoffnungen an den Namen Franz Rákóczy knüpften.

Theils die Kuruzzen, theils die geistlichen und weltlichen Magnaten beharrten in natinalem Widerstande gegen die östreichische Staatsidee. Volkstumulte erhoben sich schon 1697 und die Volksdichtung klagte: „Wo bleibt die ungarische Freiheit und des Königs Matthias (Corvinus) Gerechtigkeit?" An die Spitze der Bewegungspartei trat dann Franz Rákóczy II. (geb. 1676), aus edelstem Geschlecht, mit allen Familien verwandt, die je gegen den Kaiser die Fahne des Aufstandes getragen. (Sein mütterlicher Großvater war Peter Zrinyi, der von Henkershand starb, sein Stiefvater Emerich Tököly.) Neben dem zu melancholischer Reflexion geneigten Rákóczy stand als eigentlich treibende Kraft Graf Niklas Bercsényi von Székes. — Rákóczys Umtriebe wurden enthüllt, führten dann (18. April 1701) zu seiner Verhaftung und Flucht (November). Er entkam nach Polen, von wo aus er das Feuer der Empörung weiter schürte.

Es war zu begreifen, daß der Kaiser in so bedrohter Lage noch immer nicht die Versuche aufgab, Max Emanuel von Ludwig XIV. abzuziehen: jedoch waren diese Bemühungen nach wie vor fruchtlos. Zu seiner Unterstützung — denn die Nordgrenze Baierns bedrohten östreichische Truppen, das Reichsheer lagerte im Schwarzwald an seiner Westgrenze — wurde von Frankreich der Marschall Villars entsendet. Das Reichsheer war, wie immer, in trübseligster Verfassung, und Markgraf Ludwig verstand nicht, den Vormarsch der Franzosen zu hindern. Nachdem Villars Kehl erobert, zog er ungehindert durch die Schwarzwaldpässe und vereinigte sich am 12. Mai mit Max Emanuel. Dadurch änderte sich die ganze Situation: jetzt hatte der Kaiser zu fürchten.

Zum Glück für ihn waren Max Emanuel und Villars darüber nicht einig, welche weiteren Schritte sie thun sollten. Der französische Heerführer hatte ursprünglich den richtigen Plan, die Donau abwärts vorzudringen und den Kaiser in seinen Erblanden anzugreifen, während Rákóczy ihn von Ungarn aus fassen sollte. Vorübergehend trat Max Emanuel diesem Vorschlage bei, aber nur um ihn wieder fallen zu lassen: er mochte angesichts der Nähe des Feindes einen so kühnen Schritt nicht wagen, der ihn nöthigte, sein Baiernland preiszugeben. Darum schlug er erst einen Angriff auf Franken vor, dann einen Einfall in

Tirol. Auch das letztere Projekt hatte viel für sich; wenn es gelang, konnte man an den Alpen den Franzosen die Hand reichen, welche in Norditalien jetzt unbedingt die Sieger waren.

Zu den Meinungsverschiedenheiten über den Kriegsplan kamen persönliche Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten und dem Marschall. Der erstere war erfüllt von dem Bewußtsein eignen Werthes und seiner reichsfürstlichen Würde; der Marschall war anmaßend und von allen Feldherrn Ludwigs XIV. am allerwenigsten geeignet, an der Seite eines immerhin hilfsbedürftigen Herrschers die Anwandlungen souveränen Fürstendünkels zu ertragen. Indeß wurde der Angriff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch vom französischen Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und Wälschtirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriedenheit der Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erbittert waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhängig war. Nach der Einnahme des wichtigen Kufstein drang sein Fußvolk über Innsbruck zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte Aber dieser war mit üblicher Saumseligkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf unerwarteten Widerstand. Zum Unglück der Baiern erhob sich nun das ganze Landvolk Tirols: nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher beseelte es, aber ingrimmiger Stammeshaß gegen den bairischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstelligte Max Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Pfleger von Landeck: die erste That der Tiroler war ein Ueberfall ahnungsloser Baiern an der Pontlatzer Brücke (30. Juni). Als sich auch die Oberinnthaler erhoben hatten, kam es zu harten Kämpfen in der Gegend der Martinswand. Hier erschoß der Förster Lechleitner den Grafen Ferdinand von Arko, in der Meinung den Kurfürsten zu tödten. — Vendôme war überhaupt nur bis Trient gekommen.

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich gefährlicher Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen Truppen der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60,000 Mann, das unter Tallard schon den Rhein überschritten hatte, kehrte aus Mangel an Fourage wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf besetzte zu Anfang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen Truppen mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit 18,000 Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franzosen bevorstehend. Aber die Bedenklichkeiten des Markgrafen vereitelten den Erfolg. Villars wandte sich nach dem linken Donauufer und überfiel Styrum am 20. September in der Ebene bei Höchstädt. Die kaiserlichen Generale überrumpelte man im Bett, Styrums geschlagenes Heer floh auf Nördlingen zu. Nach diesem Erfolg vereinigte sich Villars von neuem mit dem Kurfürsten über den weiteren Kriegsplan. Max Emanuel drohte mit Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, da forderte der Marschall seine Entlassung. Ludwig XIV. ertheilte sie ihm, denn er war des Kurfürsten zu sehr benöthigt, als daß er ihn einem

noch tüchtigern Feldherrn zu Liebe, — und Villars war nicht einmal tüchtig — in die Arme Habsburgs getrieben hätte. Im Oktober ward Villars durch den Grafen Marsin ersetzt, welcher gleichfalls sofort in Meinungsverschiedenheiten mit Max Emanuel gerieth. So ließ man denn den Markgrafen Ludwig, der sich in dem Winkel zwischen Bodensee und Iller geborgen, unangefochten; ein einziger herzhafter Angriff der Feinde hätte ihn in den See werfen können. Während das Reichsheer unter seinem bedächtigen Führer auf jede Thätigkeit für jetzt verzichtete, fügte das neue französische Heer unter Tallard dem Kaiser im Herbste noch empfindliche Verluste zu. Am 6. September erlag die Festung Alt-Breisach der Umlagerung Vaubans; am 17. November wurde Landau von den Franzosen wieder erobert, nachdem sie bei Speyerbach ein Entsatzheer, das aus den Niederlanden herangerückt war, mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen hatten. Damit hatten denn die Franzosen wieder ebenso günstige Stellungen am Rhein erworben, wie in den früheren Kriegen. Und noch im Winter machten die feindlichen Waffen, an anderer Stelle, weitere Fortschritte. Am 1. Januar 1704 fiel Passau in die Hände Max Emanuels: bairische Truppen schwärmten 1704
über den Inn in die östreichischen Erblande hinein.

Auch die Hoffnungen, welche man auf Marlborough gesetzt, waren nur zum kleinsten Theil in Erfüllung gegangen: der Hader zwischen dem englischen Heerführer, der auf kühne Unternehmungen drang, und den zaghaften Holländern verdarb alles. Drei halbverfallene Festungen brachten die Verbündeten mit ihren überlegenen Streitkräften zu Fall: schon zu Ende September wollten die Holländer Winterquartiere beziehen. Dagegen hatten die französischen Heerführer Villeroy und Boufflers ihre Aufgabe aufs glücklichste gelöst und mit ihrem schwächeren Heere die belgischen Provinzen behauptet, deren wichtigste Waffen- und Handelsplätze Marlborough hatte einnehmen sollen.

Zu Ende des Jahres 1703 machte sich auch Erzherzog Karl bereit, die 1703
Reise nach seinem neuen spanischen Reich anzutreten, wo sein Nebenbuhler Philipp V. schon in den ersten Monaten seiner Regierung seine Unfähigkeit und seine Unlust zu den Geschäften deutlich bezeugt hatte. Die Fürstin Orsini allein, eine geborne Französin und Meisterin der politischen Intrigue, hielt das bourbonische Königthum über Wasser.

War auch die habsburgische Sache in Spanien nicht aussichtslos, so hatte sie doch wenige Sympathien, und die Expedition des Erzherzogs war nicht ohne Gefahr. Langwierige Verhandlungen waren ihr vorangegangen, theils mit Portugal, theils mit dem Kaiser. Leopold beanspruchte die ganze spanische Monarchie für sich oder seinen Erstgebornen und wollte nicht zu Gunsten Karls verzichten. Wenigstens Mailand verlangte der römische König als heimgefallenes Reichslehen. Endlich wurde mit Portugal ein Bündniß abgeschlossen und eine portugiesische Prinzessin zur Braut des Erzherzogs Karl ersehen (16. Mai 1703); am 16. September verzichtete der Kaiser endgültig auf die gesammte spanische Erbschaft; in einem geheimen Artikel wurde Joseph Mailand gesichert. Furchtbare Winterstürme verzögerten die Abfahrt Karls bis zum Januar 1704; als

er am 8. März im Tajo einlief, empfing ihn, eine unglückliche Vorbedeutung, die Trauerkunde, daß seine Braut den Blattern erlegen sei.

Im ganzen stand es zu Ende des Jahres 1703 trübe mit Oestreichs Hoffnungen; nur an zwei Stellen zeigte sich die Aussicht auf eine bessere Zukunft. Die französische Brutalität, die sich des Herzogs von Savoyen versichern wollte, veranlaßte diesen grade zum Bunde mit dem Kaiser (8. November); in Oestreich trat an die Spitze der Finanzverwaltung der redliche Graf Gundaker von Stahremberg, die Oberleitung des Heeres wurde dem Prinzen Eugen übertragen. An diesen Wechsel knüpften sich die größten Erwartungen, die denn auch zum Theil bestätigt wurden.

---

17. Die Schlacht bei Höchstädt (1704). Leopolds I. Tod (1705).

Nicht sofort konnte Prinz Eugen alle Mißstände beseitigen, aber er hauchte doch dem Heere einen Theil seines Geistes ein. Mit richtigem Blick erkannte er, daß zuvörderst der Baier niedergeworfen werden müsse, und er ver-
1704 zagte auch nicht, als Tallard den Rhein überschritt (13. Mai 1704) und eine Woche später sich bei Donaueschingen mit Max Emanuel vereinigte. Aber allerdings war es nothwendig, daß Prinz Eugen selbst auf dem deutschen Kriegsschauplatze erschien: war doch der Rheinübergang der Franzosen unter den Augen des Markgrafen Ludwig vor sich gegangen, und nur der elende Zustand des Reichsheeres entschuldigte seine Unthätigkeit. Die bedeutsamste Rolle aber neben dem Prinzen Eugen war Marlborough zugedacht. Er hatte nach dem holländisch-englischen Kriegsplan eigentlich gegen die französischen Moselfestungen vorgehen sollen: das setzten die Franzosen voraus, das nahmen die holländischen Felddeputirten als gewiß an: nie hätten sie freiwillig zugegeben, daß der Herzog mit Preisgebung ihres Landes an die Donau marschierte, um an der Seite des Prinzen Eugen und des Reichsfeldherrn die Baiern und Franzosen zu bekämpfen. Aber grade dies beabsichtigte der Herzog, welcher die Richtigkeit von Eugens Kriegsplan völlig anerkannte. Unter allerlei Vorwänden, unter Entschuldigungen wegen der nothwendigen Ueberschreitung seiner Instruktion führte er sein Vorhaben aus, überschritt bei Koblenz den Rhein, dann den Main; am 3. Juni
1704 stand er am rechten Ufer des Neckar, am 12. Juni traf er in Großheppach ein zu der denkwürdigen, folgenreichen Begegnung mit dem Prinzen Eugen und dem Markgrafen von Baden. Der Reichsfeldherr, dessen Stern längst im Erbleichen war, trat hinter den andern beiden Heerführern zurück. So verschieden diese in ihrem äußeren Erscheinen und in ihrer Sinnesart auch waren, — der Herzog einer der schönsten Männer seiner Zeit, glänzend und stürmisch, der Prinz unansehnlich, aber von schwungvoller Seele, die ihren Adel, ihre Mäßigung und Spannkraft nie verlor — sie schienen durch ihre militärischen Talente zur Waffenbrüderschaft wie geschaffen. Bescheiden und gefällig trat der stolze Herzog den deutschen

Heerführern entgegen: hatten sie doch einen Kriegsruhm aufzuweisen, den er noch erst zu erringen strebte. Der eigensinnige Reichsfeldherr setzte durch, daß der Prinz Eugen am Rheine Stellung nahm, um die Schwarzwaldpässe zu decken: er selbst vereinigte am 22. Juni sein Heer mit dem Marlboroughs; gegen Ende des Monats rückten die Verbündeten auf Donauwörth zu gegen die bairische Grenze. Am 2. Juli erreichten sie die Verschanzungen auf dem Schellenberge, einer beherrschenden Hügelstellung vor den Thoren der genannten Stadt. Max Emanuel war in einem Parallelmarsche den Gegnern donauabwärts gefolgt und hatte, mehrere Stunden von Donauwörth aufwärts, bei Lauingen ein festes Lager bezogen. Um ihn womöglich noch hier zu fassen, unternahm das ermüdete Heer der Verbündeten noch am Abend des 2. Juli den Sturm auf den Schellenberg. An der Spitze seiner Bataillone fiel unter anderen Tapferen der holländische General von Goor: ein Flankenangriff des Markgrafen unterstützte den Hauptstoß Marlboroughs: die Baiern räumten die Verschanzungen, um sich durch Donauwörth auf das andere Donauufer zu ziehen. Die englische Reiterei verwandelte den Rückzug in wilde Flucht. Während der Kurfürst sich auf Augsburg warf, drang Marlborough über den Lech in sein Kurfürstenthum ein.

Zum größten Mißvergnügen des Herzogs wurden jetzt aufs neue von Wien aus mit dem Kurfürsten Verhandlungen angeknüpft, die ihm sogar äußerst günstige Bedingungen gewährten. Fast schien es, als sollte die Verhandlung glücken: schon flehte die Kurfürstin, aus München geflüchtet, ihren Gemahl an, dem Lande den Frieden zurückzugeben: jeden Tag konnte Marlborough den Gegner erreichen, Tallard zauderte mit dem versprochenen Hilfskorps, — wirklich verpflichtete sich Max Emanuel am 15. Juli zur Unterzeichnung des Vertrages, — da kam die Nachricht, Tallard rücke an, sei in größter Nähe. Verstandesgründe und Leidenschaft ließen den wetterwendischen Kurfürsten sein Wort brechen.

So sollte denn auf dem Schlachtfeld die Entscheidung fallen. Marlborough war's zufrieden; jetzt ergossen sich seine Streifkorps plündernd und brennend über das bairische Flachland. Als aber Tallards Heer sich wirklich mit dem Kurfürsten vereinigt hatte, mußte man dieses System aufgeben und sich zu einer Hauptschlacht entschließen. Der Markgraf Ludwig wollte davon nichts wissen, wol aber war Marlborough dieser Meinung und ebenso Prinz Eugen, der nach Tallards Aufbruch seine nutzlose Stellung im Schwarzwald aufgegeben hatte und ihn auf dem linken Donauufer begleitete. Als der Marschall in Augsburg anlangte, stand der Prinz in der Nähe von Höchstädt und Donauwörth.

Die Sachlage war aber dadurch nicht einfacher geworden. Wandte sich Max Emanuel gegen den Prinzen, so konnte dieser leicht erdrückt werden; zogen Marlborough und der Markgraf ihm zu Hilfe nach Donauwörth, so gaben sie alle bisherigen Erfolge wieder auf, und Max Emanuel konnte von Baiern aus in die östreichischen Erblande einbrechen. Um sicher zu gehen empfahl Markgraf Ludwig die Belagerung von Ingolstadt und man mußte ihm zu dem kleinlichen Unternehmen wirklich 20,000 Mann überlassen. Aber dadurch wurden wenigstens Marlborough und Eugen Herren ihrer eigenen Entschlüsse. Sie kamen überein,

mit vereinten Streitkräften dem Feinde die Entscheidungsschlacht anzubieten. Für einige Tage kam der Prinz in eine sehr gefährdete Lage: er mußte, als die französisch-bairischen Truppen am 10. August die Donau bei Lauingen überschritten, gegen vierfach überlegene Streitkräfte das linke Donauufer hüten, bis Marlborough herankam. Wol eilte der Herzog, so sehr er konnte, aber der Prinz hatte sechsunddreißig bange Stunden zu überstehen. Zu seinem Glück waren die feindlichen Feldherrn uneinig und versäumten, den verhängnißvollen 11. August auszunutzen: bei Sonnenuntergang vereinigte sich Marlborough, der die Donau bei Donauwörth überschritten, mit dem Prinzen Eugen.

An Truppenstärke, wie an der Zahl der Geschütze waren die Franzosen den Verbündeten weit überlegen, aber diesen Vortheil glich die Genialität und die Einmüthigkeit der Feldherrn wieder aus. Ihre Gegner dagegen glaubten in unbegreiflichem Eigendünkel noch am Morgen des Schlachttages, die Verbündeten würden sich vor ihnen nach Nördlingen zurückziehen. Diese begannen um Mittag die Schlacht bei Höchstädt, welche vier Stunden tobte, ohne ihnen die mindeste Aussicht auf den endlichen Sieg zu gewähren: ja der von Eugen geführte rechte Flügel, dem die härteste Arbeit zu Theil geworden, war in entschiedenem Nachtheil. Eugen, der in einem hügligen und bewaldeten Theile des Schlachtfeldes operiren mußte, hatte von Marlborough zu wenig Fußvolk zugetheilt erhalten und mußte außerdem den Kampf mit dem besten der feindlichen Feldherrn, dem Kurfürsten, bestehen. Hier zeichneten sich auch die straffen Regimenter des preußischen Fußvolks unter Leopold von Dessau durch ihre sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus. Aber doch zeigte sich, daß hier am Gebirge der entscheidende Stoß nicht geschehen könne: er mußte von Marlborough ausgehen. Dieser hatte alle seine Kräfte bisher an die Erstürmung der Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung, Oberglauheim und Blindheim, wiewol vergeblich gesetzt. Er gab trotzdem seinen Plan nicht auf, und das gewann den Sieg. Er zog alle Truppen nach dem Zentrum zusammen und stellte die sämmtliche Reiterei in das Vordertreffen, während das Fußvolk unter Lord Churchill folgte. Eine Viertelstunde lang wogten seine Heeresmassen wie in Unordnung durcheinander, dann war die Umformung der Schlachtordnung bewerkstelligt; um sechs Uhr abends brachen seine Schwadronen vor. Dreimal stürmten sie auf die feindliche Linie ein, die Kavallerie derselben in ihrer ganzen Ausdehnung von Blindheim bis Oberglauheim mit furchtbarem Stoße treffend. Der dritte Angriff zerriß die Linien, Oberglauheim ward erstürmt. Zu gleicher Zeit war es auch dem Prinzen Eugen gelungen, die ihm gegenüberstehenden Baiern zu werfen und so wurde die Niederlage allgemein. Der letzte Akt des Kampfes bestand darin, daß die nur aus Fußvolk bestehende Besatzung von Blindheim, die sich bis jetzt wacker vertheidigt hatte, 9000 Mann stark, die Waffen strecken mußte. Der Sieg war vollständig: den Marschall Tallard selbst nahm ein hessischer Offizier, von Boyneburg, gefangen, die Franzosen und Baiern verloren an 30,000 Mann.

Diese Niederlage war der erste größere Schlag, der Frankreich in den Tagen Ludwigs XIV. traf, der moralische Eindruck des Sieges daher ein außerordentlicher. Fürsten und Völker Europas erkannten, daß auch französische Heere überwindlich seien. Kurbaiern lag als Siegesbeute dem Kaiser offen, die kleineren Reichsstände Schwabens und Frankens athmeten wieder auf; in England und Holland erhob sich berechtigter Jubel, in Spanien gewann der Sieg dem Erzherzog Karl unter den Granden Anhänger.

Der Kaiser feierte Marlborough als den Befreier Deutschlands und erhob ihn in den unerwünschten Reichsfürstenstand: wie die Türken in Eugen den Sieger von Zenta

fürchteten, trug man fortan in Frankreich den Namen Marlboroughs mit unheimlichem Grauen umher; ja selbst an der schwäbischen Donau erzählte man noch lange von dem unüberwindlichen Britenherzog, bis diese Heldengestalt vor den größeren Thaten des Preußenkönigs Friedrich II. allmählich verblaßte.

Nur in Italien behaupteten sich die Franzosen noch, weil man für diesen Kriegsschauplatz keine Truppen verfügbar hatte. Schwer dagegen lastete die Hand des Siegers auf dem unglücklichen Baiern, wo östreichische Kommissare sich schonungslose Erpressungen erlaubten. Für eine harte Behandlung des Landes war namentlich der römische König Joseph, der nebst seinem Vater am liebsten die mittelalterliche Aechtung gegen den Kurfürsten vollzogen hätte: man würde Baiern als fette Beute eingezogen und höchstens die Oberpfalz dem pfälzischen Kurfürsten zurückgegeben haben. Aber davon wollten weder die Seemächte wissen, noch die deutschen Reichsstände, Preußen voran. Aber wenigstens ein furchtbares Schreckensregiment trat in Baiern ein, als sich die Kurfürstin verleiten ließ, den Vertrag von Ilbesheim (7. November 1704) zu brechen und 1704
ohne Erlaubniß nach Venedig abzureisen. Unter dem Vorgeben, daß man einen Volksaufstand befürchte, wurde München besetzt, aber die weiteren Maßnahmen führten grade die Empörung (im Herbst 1705) herbei.

Ein Mandat der östreichischen Regierung, die eine Aushebung von 12,000 Mann in Baiern anordnete, rief das verzweifelnde Volk zur Empörung. Unter Anführung des Studenten Meindl, des Wirths von Ried und einiger abgedankter bairischer Unteroffiziere nahmen die allmählich auf 30,000 Mann angewachsenen „Landesvertheidiger" die Festungen Burghausen, Braunau und Schärding. Aber da der Adel und die hohe Geistlichkeit es mit Habsburg hielten, blieben die Oestreicher zuletzt Sieger. Als Vaterlandsverräther ist besonders der Freiherr von Prielmaier zu nennen, welcher den Vormarsch des siegreichen Volkes auf München durch Vermittlung eines Waffenstillstandes hemmte; ein zweiter Anschlag auf die Hauptstadt wurde durch den Pfleger zu Starnberg, J. J. Oettlinger, verrathen. Die Aufständischen in München, die mit den Oberländern trotzdem gemeinsame Sache machten, wurden (24. Dezember 1704) nach dem Dorfe Sendling gedrängt; auf dem dortigen Kirchhof kam es zum Verzweiflungskampf („Sendlinger Mordweihnachten").

Die nächsten Folgen des Höchstädter Sieges waren glänzend. Die bei Höchstädt erbeuteten Geschütze wurden von den Siegern zu einer neuen Belagerung Landaus verwendet, das freilich erst am 25. November 1704 zur Uebergabe gezwungen wurde; Ulm hatte sich schon am 10. September ergeben. Nach dem weiteren Falle von Trier (29. Oktober) und Trarbach (18. Dezember) befand sich kein Franzose mehr auf deutschem Boden.

Dies waren die letzten Erfolge, die Kaiser Leopold erlebte; am 5. Mai 1705 1705
schied er, fünfundsechzig Jahre alt, aus dem Leben.

Deutschland verlor nichts in dem mittelmäßig begabten, schwachmüthigen Herrscher. Ernsthaft, gemessen und spröde, war er auch in Oestreich nie populär gewesen. In dem fatalistischen Glauben an die Zukunft seines Hauses und in dem lebhaften Gefühl für die äußere Würde der kaiserlichen Majestät war er ein völliges Ebenbild des Schattenkaisers Friedrich III.

LEOPOLDUS I.
ROM· IMPERATOR
GERMANIÆ. HUNGARIÆ
D.G. ELECTUS
SEMP. AUGUST
BOHEMIÆ Etc REX
DA VICTORIAM POPULO TUO DEI

Kaiſer Leopold I. in ſpäteren Jahren.
Kupferſtich von Philipp Bautterts.

18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgang Josephs I. (1711).

Joſeph I. war in der Fülle der Manneskraft, ſechsundzwanzig Jahre alt, als ſein Vater aus dem Leben ſchied: er war äußerlich und innerlich der vollſtändige Gegenſatz zu dem Verſtorbenen. Beſonders in geiſtiger Hinſicht war er ein ſeltenes Phänomen unter den Habsburgern, frei von der Bigotterie ſeiner Vorfahren; er war beweglich und wißbegierig, ſein Geiſt ſtets auf das Weſentliche und Nothwendige gerichtet. Er konnte ſich für die Freundſchaft, für alles Hohe und Außerordentliche begeiſtern.

Digitized by Google

Joſeph I. war klein von Statur, mit blondem, faſt röthlichem Haar, blauen, ungemein lebhaften und glänzenden Augen, von einnehmenden Zügen, die meiſt ein freundliches Lächeln umſpielte. Die Anſtrengungen der Jagd, der er mit Leidenſchaft oblag, feſtigten allmählich die lang entbehrte Geſundheit und gaben ſeiner beinahe weiblichen Schönheit ein männliches Anſehen.

Joſeph I. als Kind 1690, mit den Inſignien des römiſchen Königs. Stich von Leonhard Heckenauer.

Es war klar, daß ein Herrſcher von ſolchen Anlagen ſeine kaiſerliche Aufgabe, ſeine Stellung zu dem Papſt, zu den europäiſchen Mächten und dem Reiche anders auffaſſen würde, als die ganze Reihe ſeiner letzten Vorgänger. Seine Wahlkapitulation verpflichtete Joſeph, mindeſtens Straßburg und die elſäſſiſchen Reichsſtädte zurückzugewinnen: alle Vaterlandsfreunde erwarteten von ihm die Wiederherſtellung der Waffenehre im Kampfe gegen Frankreich. Joſephs kriegeriſcher Ehrgeiz zielte auf Größeres: und wahrlich, ein Kaiſer, der als Sieger am Rhein Elſaß und Lothringen dem Reiche zubrachte, hätte ſelbſt noch in dieſer trüben Zeit, und trotz des jungen preußiſchen Königreichs eine achtunggebietende Hoheit erwerben, die wirkliche Führung im Reiche übernehmen können.

Aber bis dahin — welch weiter, mühevoller Weg! Die Waffen Rákóczys waren ſiegreich geweſen; von Frankreich unterſtützt, breitete ſich der ungariſche Aufſtand im Jahre 1704 weiter aus, auch in Siebenbürgen erhob ſich eine dem

Digitized by Google

Kaiserhause feindliche Partei und wählte Rákóczy zum Fürsten. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Schwedenkönig in Verbindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Wojwoden Stanislaus Leszinski erhoben hatte (12. Juli 1704). Vor allem aber war in Italien Hilfe nöthig; in immer größere Noth gerieth, nach dem Verlust seiner Festungen, der Savoyer: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Preußenkönig sich verpflichtete, dem Bedrängten 8000 Mann zur Hilfe zu senden (3. Dezember).
1705 Bis sie ankamen — unter Leopold von Dessau — (März 1705), stand hier gleichwol alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge noch nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zwischen Vendôme und dem Prinzen Eugen, der hier wieder den Oberbefehl übernommen hatte, zur Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf italienischem Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die Gegner, deren Heere beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen hatten, ohne Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag der Preußen, deren Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit entfaltete und seine Truppen zu Leistungen anfeuerte, deren Gedächtniß noch heute in der preußischen Armee wach erhalten wird.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, in denen viele ertranken. Da die Munition völlig durchnäßt war, blieb den Preußen, am jenseitigen Ufer angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchbrachen drei Bataillone die feindlichen Brigaden Grancey und Bourk. Zum Andenken an diese That tragen die siebente und achte Kompagnie des Alexander Garde-Grenadier-Regiments noch heute die damals den Tapferen verliehenen juchtenen Säbelhandriemen.

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich in Folge der Lässigkeit, die nach dem Siege von Höchstädt bei den verbündeten Regierungen sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur karge Mittel, das Reichsheer war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough hatte von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich einbrechen wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen bewehrt war, um dann geraden Weges auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der Mitwirkung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Baden ohnehin schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte seine Erkrankung nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborough
1705 in Lothringen anlangte (Juni 1705), fand er, daß Marschall Villars die bedrohte Grenze längst mit überlegenen Streitkräften gedeckt hatte; da die Verpflegung in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte, gab Marlborough den Plan auf und langte unter entsetzlichen Regengüssen Ende Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen glich. Der große Herzog war so kleinlich, das Fehlschlagen allein dem bösen Willen des kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die Holländer zu

Leopold von Deſſau bei der Eroberung der kleinen franzöſiſchen Feſtung Aire, 1710 von den Preußen erſtürmt.

Jugendbildniß gemalt von Antoine Pesne, Kgl. Pr. Hofmaler.

Digitized by Google

beklagen. In den Niederlanden war während seiner Abwesenheit alles rückwärts gegangen; jetzt (Juli) verscheuchte der bloße Schrecken des Namens „Marlborough" den Marschall Villeroi und den Kurfürsten Max Emanuel. Seine wirklichen Erfolge in demselben Monat konnten aber theils wegen der Erschöpfung seiner Armee nicht ausgenutzt werden, theils wegen der Böswilligkeit und Widerspenstigkeit der holländischen Generale und Aengstlichkeit und Eifersucht der holländischen Militärbevollmächtigten.

Etwas besser ließen sich die Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze an. Dem Markgrafen Ludwig von Baden, der eben nur halb genesen aus Schlangenbad zurückgekehrt war, gelang es, im Laufe des Sommers und Herbstes einige Vortheile über die Franzosen zu erringen. Im August trieb er den Marschall Villars, der eben den Rhein überschritten, in seine frühere Stellung zurück, ging dann selbst zum Angriff vor und stürmte (28. August) den Schlüsselpunkt der französischen Position (die Pfaffenhofener Linien). Da obendrein im Reichsheere Verstärkungen anlangten, zog sich Villars unter die Kanonen von Straßburg zurück, der Markgraf aber nahm Hagenau und den Unterelsaß mühelos ein. Da er aber voraussah, daß ihm die Franzosen im nächsten Frühjahr seine Errungenschaften zu entreißen suchen würden, war er während des Winters eifrig bemüht, die Stände und das Oberhaupt des Reiches zu reichlicher Verstärkung seiner Streitkräfte zu vermögen. Aber die Stände markteten um jeden Mann, der Kaiser war aus Geldnoth unfähig zu helfen.

In Spanien hatten sich die Angelegenheiten Oestreichs günstiger gestaltet: Erzherzog Karl konnte endlich Lissabon verlassen und hielt am 23. Oktober 1705 seinen Einzug in Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Trotz der im allgemeinen sehr geringfügigen Erfolge setzte der Kaiser in Bezug auf den bairischen und kölnischen Kurfürsten seinen Willen durch. Am 27. November ertheilten die Kurfürsten ihre Zustimmung zu der rechtlich vollkommen begründeten Aechtung der Reichsverräther. Die Achtbriefe selbst erfolgten erst am 29. April 1706.

1705 Schloß das Jahr 1705 für den Kaiser mit banger Sorge, so überstieg das folgende, welches die Engländer das „wundervolle" nennen, all seine Erwartungen.
1706 Am 23. Mai 1706 nöthigte Marlborough den unfähigen Villeroi zur Entscheidungsschlacht bei Ramillies (unweit Tongern) und gewann in drei Stunden einen Sieg, dessen Folgen nicht weniger bedeutsam waren, als die des Höchstädter Tages. Am 28. Mai hielt er seinen Einzug in Brüssel, nachdem schon zwei Tage vorher daselbst die Stände von Brabant dem Habsburger Karl als ihrem Landesherrn gehuldigt hatten: bald folgten diesem Beispiele die wichtigsten Städte von Brabant und Flandern: ohne Schwertstreich nahm der Herzog am 11. Juni das gewaltige Antwerpen ein. Ostende kapitulirte bald darauf, es folgten Menin, Dendermonde und Ath: am Schlusse des Feldzuges besaß Ludwig XIV. außer Mons keinen einzigen wichtigen Platz in Brabant und Flandern.

Diese Erfolge übten eine ersprießliche Rückwirkung auf die Ereignisse des deutschen Kriegsschauplatzes aus. Denn die Befürchtungen des Markgrafen hatten sich vollkommen bestätigt; im April 1706 ward er von weitaus überlegenen

Streitkräften unter Villars und Marsin angegriffen und mußte sich glücklich schätzen, mit seinen 6000 Mann eben noch über den Rhein zu entkommen. Villars verheerte nun das Bisthum Speier und die Rheinpfalz, bis er in Folge der Schlacht von Ramillies erhebliche Truppen nach den Niederlanden entsenden mußte. Dadurch wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wieder hergestellt und das sonst wehrlose Süddeutschland vor weiteren Leiden bewahrt.

Im August 1706 mußte der Markgraf Ludwig wegen zunehmenden Siechthums den Oberbefehl aufgeben und nach Schlangenbad gehen: zu Rastatt verschied der einst so berühmte Türkensieger am 4. Januar 1707.

Aber am herrlichsten bewährte sich in diesem Jahre doch das Feldherrntalent des Prinzen Eugen. Er errang in Italien, wo der östreichische General Reventlow (am 19. April bei Calcinato) eine empfindliche Schlappe erlitten hatte und das wichtige Turin belagert wurde, am 7. September 1706 bei der genannten Stadt einen glänzenden Sieg; in weit ausgedehnten Linien ließ er das französische Heer angreifen, welches der Herzog von Orleans und Marsin herbeiführten, um Turins Fall zu beschleunigen. Da die französischen Heerführer beide im Beginne der Schlacht verwundet wurden, riß bei ihrem Heere alsbald Verwirrung ein und der Rückzug der Geschlagenen artete in völlige Auflösung aus. Der Verlust der Franzosen war denn auch ungeheuer, namentlich ihre Einbuße an Artillerie, noch größer aber war der moralische Eindruck des Sieges in Italien und Europa. Ehe das Jahr zu Ende ging, hatten die französischen Feldarmeen fast ganz Italien geräumt; im Anfang des nächsten Jahres mußte sich Ludwig XIV. glücklich schätzen, daß auch seinen Garnisontruppen erlaubt wurde, mit kriegerischen Ehren aus der Lombardei abzuziehen.

In diesem Augenblicke aber verdüsterte eine neue schwere Wetterwolke den politischen Horizont: der nordische Krieg drohte in den spanischen Erbfolgekrieg überzugreifen: alle Früchte des Turiner Sieges gingen verloren, wenn es Ludwigs XIV. Staatskunst gelang, den nordischen Eroberer Karl XII. zu sich herüberzuziehen und Schweden an die gemeinschaftlich übernommene Garantie des Westfälischen Friedens zu erinnern. Schon stand er an der Elbe: in Wien vernahm der Kaiser mit Unmuth die Beschwerden, die sich der Schwedenkönig über die Bedrückung der schlesischen Protestanten herausnahm.

Karl XII. passirte Schlesien nämlich auf seinem Siegeszuge gegen August von Sachsen-Polen: er lag jetzt (April 1707) im Sachsenlande im Hauptquartier zu Altranstädt, um dem völlig besiegten Gegner die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Zum Glück für den Kaiser war Karl XII. nur Soldat, nicht Staatsmann; sein ganzer Groll galt dem Zaren Peter, was kümmerte ihn Frankreich, was die große europäische Politik! Marlborough suchte, um den französischen Ränken entgegenzuwirken, den Schwedenkönig in seinem Hauptquartier zu Altranstädt auf, überbrachte ihm ein höchst verbindliches Schreiben seiner Königin und bestach Karl XII., indem er der militärischen Eitelkeit desselben schmeichelte. Karl vergalt diese Aufmerksamkeiten, ehrte er doch in Marlborough einen der größten Feldherrn seiner Zeit. Bestechung wirkte nebenbei mit, um Marlborough seinen vollständigen Erfolg zu sichern.

Karls Günstling, Graf Piper, erhielt 100,000 Pfd. Sterl. und für seine Gemahlin

einen kostbaren Brillantring. Karl ermächtigte Piper zur Annahme dieser ansehnlichen „Verehrung", da sein Plan, den Zaren zu entthronen, ohnehin feststand.

So begnügte sich Karl XII., mit dem Wiener Hofe eine sehr billige Abrechnung zu halten. So sehr sich das Selbstgefühl Josephs gegen die herrische Sprache des Schwedenkönigs aufbäumte, er mußte nach mehrmonatlichen Verhandlungen, unter dem Drucke der Seemächte, im wesentlichen die Forderungen bewilligen, welche Karl zu Gunsten seiner schlesischen Glaubensgenossen gestellt hatte. Dann aber zog auch der Schwede, dem Vertrage treu, pünktlich aus Deutschland ab und Joseph konnte sich freuen, die größte Gefahr, die während dieses ganzen Krieges über seinem Haupte geschwebt, so wohlfeilen Kaufes abgewendet zu haben.

Aber um einen großen Erfolg hatte Karl XII. die Verbündeten während jener letzten
1707 Verhandlungen doch gebracht. Gleich nach der Einnahme Italiens, im Frühling 1707, war eine Unternehmung auf Frankreichs größten Mittelmeerhafen, Toulon, geplant worden. Längst drangen die Engländer im Interesse des eigenen Seehandels auf die Zerstörung der Stadt, und an und für sich wäre es Frankreich wol zu gönnen gewesen, wenn es die Leiden des Krieges endlich einmal am eigenen Leibe empfunden hätte. Im Juli erschienen Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen vor den Mauern Toulons, eine mächtige englisch-holländische Flotte sollte den Angriff von der Seeseite her unterstützen. Da ließ Karl XII. auf Veranlassung des durch Ludwig XIV. bestochenen Staatsrathes Piper dem Savoyer die Mittheilung machen, er werde in die östreichischen Erblande einfallen, wenn man das Unternehmen nicht aufgäbe: die Flotte allein aber konnte die Aufgabe nicht lösen.

Allein immerhin zwang die Belagerung Toulons die Franzosen ihre Kräfte zu theilen, und so gelang dem Grafen Daun mühelos die Einnahme von Neapel und zuletzt auch die Eroberung des festen Gaëta (30. September 1707). Auch in den Niederlanden mußten sich die Franzosen auf die Vertheidigung beschränken. Nur an zwei Stellen behielten sie in diesem Jahr die Oberhand. In Spanien konnte sich Karl III. nach dem Verlust der Schlacht bei Almanza (25. April 1707) kaum noch behaupten: in Deutschland waren trostlose Zustände bei der Reichsarmee eingetreten, als man dem katholischen Markgraf Ludwig von Baden auf das Drängen der evangelischen Stände in dem abgelebten, vom Podagra geplagten Christian Ernst von Baireuth einen zwar protestantischen, aber gänzlich unfähigen Oberfeldherrn gegeben hatte. Ohne Anstrengung nahm Villars, der doch auch kein Genie war, die berühmten Stollhofener Linien ein, die Ludwig von Baden 1701 angelegt und sechs Jahre lang mit ungleich schwächeren Streitkräften behauptet hatte. Ohne Widerstand zu finden überschritten die Franzosen den Schwarzwald, verwüsteten und brandschatzten die Pfalz, Baden und Würtemberg. Zwar wurde im August der unfähige Feldherr durch den tüchtigeren Georg Ludwig von Hannover ersetzt, aber ehe sich der Regensburger Reichstag über das Maß seiner Hilfsleistung schlüssig gemacht, lag die Reichsarmee bereits in den Winterquartieren.

1708 Zu Deutschlands Glück ward es im nächsten Jahre (1708) nicht zum Schauplatz des Krieges gemacht; vielmehr war es dem Prinzen Eugen und Marlborough vorbehalten, dem ermattenden, friedenlechzenden Frankreich weitere

Schläge beizubringen. Mit vereinter Kraft schlugen sie am 11. Juli 1708 den Herzog von Burgund und Vendôme bei Oudenarde und konnten sich nun an die Belagerung von Lille machen, bei dessen Befestigung der geniale Vauban sein Meisterstück geliefert. Das Unternehmen zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; vornehme Freiwillige wohnten im Heere der Verbündeten dem interessanten Schauspiele bei. Nach heldenmüthigster Vertheidigung übergab Boufflers am 23. Oktober die Stadt, am 11. Dezember auch die Citadelle. Zwar betrug der Verlust der Verbündeten an 20,000 Mann, aber nun begann Frankreich für seine eigene Sicherheit zu zittern. Gent, Brügge wurden geräumt, ganz Spanisch-Flandern war erobert.

Zu dem militärischen kam elementares Mißgeschick. Eine furchtbare Kälte überfiel Frankreich im Januar 1709, dauerte bis zum Frühling, vernichtete 1709
alle Erntehoffnungen und hatte eine furchtbare Hungersnoth zur Folge. Nur schleuniger Friedensschluß schien Rettung zu gewähren und Ludwig XIV. mußte sich entschließen, durch Vermittlung des verachteten Krämerstaates der Holländer diesen Frieden zu erbitten. Er verlangte für seinen Enkel (durch den gewandten Torcy) nur noch Neapel und Sizilien. Wol waren die Holländer zum Frieden geneigt, auch in England sank der Einfluß der kriegslustigen Whigs und der Partei Marlboroughs, aber dem Kaiser war nicht zu verdenken, daß er den vollständigen Sieg auch zum vollständigen Triumph ausnützen wollte. Seine Absichten gingen auf die ganze spanische Erbschaft, auf die Demüthigung Frankreichs; die Reichsgrenze, wie sie vor 1552 gewesen, sollte wieder hergestellt, Metz, Toul und Verdun zurückgewonnen werden. Joseph fühlte sich als Kaiser: das zeigte er nicht allein bei dieser Gelegenheit, das hatte er in diesen letzten Jahren auch dem Papste deutlich bewiesen.

Da Joseph kein Jesuitenfreund war, so war er dem Papst schon an sich keine angenehme Persönlichkeit. Dazu kam, daß Clemens XI. die Anerkennung des habsburgischen Karl beharrlich verweigerte und mit dem Kaiser auch sonst in Besitzstreitigkeiten gerieth, — er beanspruchte das Oberlehnsrecht in Parma und Piacenza. Joseph erklärte diese Ansprüche und ebenso die päpstlichen Drohungen für „lächerlich." Clemens XI. brachte eine buntscheckige Truppenmasse — vom Volk spöttisch „Papagalli" genannt — auf, die aber im November 1708 vor dem General Daun auseinanderlief. Schon dachte der Papst daran, Joseph mit dem Banne zu belegen, da führten Habsburgs Verbündete, denen jener Akt um der strenggläubigen Spanier willen sehr unangenehm gewesen wäre, einen für Joseph immerhin vortheilhaften Vergleich herbei (15. Januar 1709), durch den Clemens den Erzherzog endlich als König von Spanien anerkannte und sogar mit der Krone von Neapel und Sizilien belehnte.

So wurde noch einmal die Entscheidung der Waffen angerufen. Bei Malplaquet, unweit Mons, erlagen am 11. September 1709 Boufflers und Villars dem überlegenen Genie Marlboroughs und Eugens. Zwar fiel in Folge des Sieges auch das feste Mons, aber er war doch ein „Pyrrhussieg": zu große Opfer — 20,000 Mann — hatte der Sturm auf die Verschanzungen der Franzosen gefordert.

Villars schrieb am 14. September seinem Könige: „Wenn Gott uns die Gnade ver-

leicht, uns noch eine solche Schlacht verlieren zu lassen, so kann Ew. Majestät darauf rechnen, die Feinde vernichtet zu sehen."

Immerhin hatte Frankreich sein letztes Heer verloren, und die völlige Erschöpfung nöthigte Ludwig XIV. von neuem Verhandlungen einzuleiten (März
1710 1710 in Gertruidenburg). Er war jetzt gewillt, auf die ganze spanische Erbschaft zu verzichten. Als aber die Verbündeten seine Hilflosigkeit in der Weise ausbeuten wollten, daß der Franzosenherrscher zur Vertreibung seines Enkels thätig mitwirken sollte, brach er mit Entrüstung die Verhandlungen ab. Er wollte denn doch lieber seine Feinde, als sein eigenes Fleisch und Blut bekriegen, außerdem rechnete er auf einen politischen Umschwung in England.

Dennoch schien das Maß seiner Leiden noch nicht voll zu sein. Im Laufe des Jahres 1710 fielen noch mehr französische Plätze in die Hände der Verbündeten, in Spanien feierte Graf Stahremberg Triumphe und bahnte durch zwei Siege (bei Alemenara und Saragossa) dem Könige Karl zum zweiten Mal den Weg nach Madrid, das Philipp V. flüchtend verließ.

Aber dennoch sollte Ludwig XIV. noch vor Ablauf des Jahres die Standhaftigkeit, mit welcher er die demüthigenden Bedingungen der Verbündeten zurückgewiesen hatte, glänzend belohnt sehen. Schon während der Verhandlungen von Gertruidenburg hatten Marlboroughs politische Gegner einen erfolgreichen Sturm auf dessen Stellung unternommen: ein kaiserliches Handschreiben (16. Juli) konnte an der ungünstigen Sachlage nichts ändern, am 19. August wurden die Minister schimpflich entlassen, und ihre Gegner aus den Reihen der Tories traten an ihre Stelle. Die Abberufung des whigistischen Heerführers konnte täglich erfolgen, wenn man ihn auch zunächst in seiner Stellung zu belassen für gut befand.

John, Herzog von Marlborough.
Schabkunstblatt von J. Smith nach dem Bildniß von Kneller vom Jahre 1705.

Der Sturz Marlboroughs ist zum Theil auf weibliche Hofintriguen zurückzuführen; die Königin Anna war der täglich wachsenden Anmaßungen der Herzogin von Marlborough überdrüssig, und die Tories benutzten diese Verstimmung auf geschickte Weise, um den völligen Bruch herbeizuführen. Aber die Entscheidung ist dadurch nicht herbeigeführt worden. Das Whigministerium stand von Anfang an auf schwachen Füßen, durch den Krieg wuchs die Staatsschuld, und die Steuern steigerten sich um das Dreifache, — Marlborough hatte die öffentliche Meinung gegen sich, welche ihn nach seinem Sturze bitter verspottete. Auch bildete sich die Königin ein, mit Hilfe eines Tory-Ministeriums würde es ihr gelingen, die

Nachfolge auf dem Thron des protestantischen England ihrem Bruder, dem katholischen Prätendenten Jakob (III.), zu sichern.

Auch in Spanien trat noch im Jahre 1710 ein Rückschlag ein. Zwar gewann der Graf Stahremberg bei Villaviciosa (10. Dezember) einen vollständigen Sieg über die doppelt so starke bourbonische Armee, aber seine eigenen Verluste zwangen ihn den Rückzug nach Catalonien anzutreten. Hier behauptete Stahremberg bis zu seiner Abberufung (1713) außer Barcelona nur noch wenige feste Plätze; thatsächlich war der spanische Erbfolgekrieg in Spanien selbst schon beendigt und zu Gunsten Philipps V. entschieden, dem ganz Spanien zufiel.

Mitten hinein in die Friedensverhandlungen, welche unter diesen Umständen angeknüpft waren, fielen zwei folgenschwere Ereignisse. Innerhalb dreier Tage wurden der Dauphin (14. Apr. 1711) und der römische Kaiser (17. April) von den Blattern dahingerafft. Wohlbegründet waren die Worte, welche Papst Clemens mit Bezug darauf an die Kardinäle richtete: „So lehrt die göttliche Weisheit auf Erden, daß hienieden nichts so groß und herrlich ist, daß es nicht zugleich auch vergänglich und hinfällig sei.“ Mochte für Ludwig XIV. der Verlust des Dauphin

1711

Kaiser Josef I. gegen Ende seines Lebens, gleichzeitige Darstellung. Beispiel der damaligen spanischen Hoftracht.

immerhin schmerzlich sein, der Tod des Kaisers war für ihn ein ungleich größerer Gewinn. Derselbe Karl, für den die Seemächte die spanische Erbschaft hatten erobern wollen, war jetzt zur Regierung in den deutsch-habsburgischen Landen, wol auch zum Kaiserthron berufen, — man konnte die Vereinigung einer so großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England wenigstens ließ selbst in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nunmehr für die Theilung der spanischen Erbschaft eintreten werde.

Da England und Holland wetteifernd dem Franzosenherrscher den Frieden antrugen, steigerte Ludwig XIV. seine Forderungen natürlich von neuem, und erst der durch Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Festung Bouchain nöthigte ihn, den hohen Ton herabzustimmen. Bereits nach drei Wochen (8. Oktober) wurden zwischen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieselben dem französischen Könige Vortheile gewährten, die er kaum als Früchte vieler Siege hätte beanspruchen dürfen, gelang es in England der gestürzten Partei, noch einen Sturm gegen das neue Kabinet und die Präliminarien heraufzubeschören. Schon schwankte die Königin, da entschloß sich der neue Minister Lord Oxford zu einem Staatsstreich. Im Unterhause erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Unterschleifs in der Heeresverwaltung, die Königin entsetzte ihn, ohne den Ausgang der parlamentarischen Untersuchung abzuwarten, aller seiner Aemter und ernannte zwölf neue Pairs, um die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu ersticken und die Annahme der Friedenspräliminarien durchzusetzen. Dies gelang, und das Unterhaus erklärte den Herzog am 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgebürdeten Gesetzwidrigkeiten schuldig, und die Königin befahl ihn gerichtlich zu verfolgen.

Dabei blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Anklagestand zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten völlig ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

1711 In der Zwischenzeit hatte Karl III. Spanien verlassen (27. September 1711), seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Stahremberg als treuen Berather zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. An demselben Tage, wo er in Vado landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Frankreich hatte alles mögliche aufgeboten, um dieses Ergebniß zu verhindern: es hatte versucht, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen: es hatte den Marschall Villars an den Oberrhein geschickt, um die Kurfürsten zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Nieder-
1712 landen völlig eingeschlafen, ein Friedenskongreß zu Utrecht für Januar 1712 zwischen England und Frankreich vereinbart worden.

19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Prinzen Eugen nach London, um Englands Abfall von der großen Allianz zu verhindern.

Kaiſer Karl VI. Kniestück (in Rüſtung mit Mantel).
Gemalt und geſtochen von Antonius Birckhart.

Digitized by Google

Aber als Eugen ankam, war es zu spät: der berühmte Feldherr wurde zwar von der Königin aufs höchste ausgezeichnet und von der Bevölkerung mit Beweisen der Achtung überhäuft, aber man änderte die Politik nicht und der Utrechter Kongreß ward dennoch eröffnet, der Friedensschluß zwischen Frankreich und den hier vertretenen Mächten durch eine Reihe bedeutsamer Zwischenfälle aber um mehr als ein Jahr verzögert.

Am 18. Februar 1712 starb der Erbe Frankreichs, Ludwigs XIV. ältester Enkel, der Herzog von Burgund, bald darauf auch der ältere seiner beiden Söhne, so daß nur noch ein zweijähriges Kind, der nachmalige König Ludwig XV., zwischen Philipp V. und dem französischen Throne stand. Um der Vereinigung der spanischen und der französischen Krone vorzubeugen, mußten die beiden Linien des bourbonischen Hauses erst zu gegenseitigen Verzichtleistungen genöthigt werden. Dies Abkommen wurde erst im November 1712 von den Cortes genehmigt und am 15. März 1713 vom Pariser Parlamente registrirt.

England sah sich in Folge der Utrechter Verhandlungen — schon im Juni wurden die Präliminarien dem Parlamente vorgelegt — zu einer höchst zweideutigen Haltung genöthigt. Das Kabinet ertheilte dem neuen Befehlshaber der britischen Streitkräfte in den Niederlanden, dem Herzog von Ormond, die geheime Weisung, den Franzosen möglichst wenig zu schaden und brachte dies auch zur Kenntniß des französischen Herrschers. Als nun Prinz Eugen die Belagerung von Quesnoy beschloß (Mai 1712), verweigerte Ormond jede Mitwirkung und schloß für die britischen Truppen mit Villars einen zweimonatlichen Waffenstillstand. Zwar fiel Quesnoy trotzdem, aber in der Folge erlitten die Kaiserlichen hier nur Niederlagen, und in den Kirchen zu Paris sah man seit langer Zeit wieder eroberte Fahnen aufgehängt.

Ormond wollte auch die deutschen Soldtruppen Englands in den Waffenstillstand einschließen, aber das verhinderte Eugens Bewunderer, Leopold von Dessau; er entflammte das Nationalgefühl der deutschen Söldner, die fast alle bei Eugens Fahnen blieben, aber ohne Glück unter ihnen kämpften.

Die Friedensbedingungen, für welche England gleichzeitig den Kaiser zu gewinnen suchte, hielt Karl VI. für unannehmbar. Er beschloß den Kampf um die ganze Erbschaft fortzusetzen, obwol die spanischen Verhältnisse den Verzicht Karls auf dieses Land nahe genug legten.

1713 So schlossen denn am 11. April 1713 Frankreich einerseits, Großbritannien, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen andrerseits, zu Utrecht einen Sonderfrieden ab. Spanien und die amerikanischen Kolonien sollten Philipp V. verbleiben, die italienischen Besitzungen außer Sizilien und Sardinien, auch Belgien an den Habsburger fallen. Vergebens erklärte sich Graf Sinzendorf, der Vertreter des Kaisers, gegen eine solche Preisgebung der Interessen seines Herrn.

Es war nicht allein die Besitzfrage, welche den Kaiser abhielt, in jene Abmachungen zu willigen. Er betrachtete es mit Recht als eine Ehrensache, die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Köln und Baiern aufrecht zu erhalten; auch hatte man sich in Wien nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich für die Leiden und Verluste des Krieges durch das fette Baiernland zu ent-

schädigen. Ebenso war es auch für Ludwig XIV. eine Ehrensache, jene deutschen Verbündeten nicht im Stiche zu lassen, und auch die Seemächte drangen auf die Restitution der beiden Kurfürsten.

Die Fortsetzung des Kampfes bot dem Kaiser wenig Aussichten auf Erfolg. Er stand fast ganz vereinsamt da; seine einzige Hilfe bestand in der unzuverlässigen Kriegsmacht des Reiches. Denn die von Wien aus stark beeinflußte Mehrheit des Regensburger Reichstages faßte am 31. März 1713 den mann- 1713
haften Beschluß, „kaiserlicher Majestät mit äußerster Macht und Kraft, mit allem Ernst und Eifer beizustehen." Umsonst hatte der Preußenkönig gewarnt, „Dinge zu beschließen, die unausführbar seien; von der Mehrheit der Kleineren beschließen zu lassen, was die Größeren ausführen sollten und weder fähig, noch gewillt sein würden zu leisten." Wie begründet diese Warnung war, zeigte sich bald. Die reichen englischen Hilfsgelder flossen nicht mehr, die kleinen Reichsstände waren erschöpft und leisteten noch weniger, als in ihren schwachen Kräften stand. Die geringe Streitmacht, die Karl den 125,000 Franzosen des Marschalls Villars am Rhein gegenüberstellte, konnte selbst unter einem Feldherrn wie Eugen nicht siegen. Speier, Worms, Landau und Freiburg fielen bis zum November 1713 in die Hände der Franzosen.

Jetzt mußte auch Eugen dem Kaiser zum Frieden rathen, und es war für Karl VI. ein Glück, daß auch Ludwig XIV. dazu geneigt war, weil er den Tod der englischen Königin und damit die Rückkehr eines kriegslustigen Whigministeriums befürchtete. Daher traten bald nach dem Falle Freiburgs Villars und Prinz Eugen zu Rastatt in Verhandlungen, die nach manchen Schwierigkeiten am 7. März 1714 den Frieden herbeiführten. 1714

In Bezug auf die Erbschaftsfragen blieb es im wesentlichen bei den Utrechter Abmachungen. Ludwig XIV. gab Altbreisach und Freiburg dem Kaiser, Kehl dem Reiche zurück und ließ die Befestigungen von Hüningen und andern oberrheinischen Plätzen endlich schleifen, behielt aber Landau mit drei dazu gehörigen Dörfern. Die Kurfürsten von Baiern und Köln mußten völlig restituirt werden.

Er entsprach wenig den großen Siegen, welche in den letzten Jahren erfochten waren. Namentlich das Reich kam schlecht dabei weg: von der Abtretung des Elsasses war nicht die Rede. Aeußerlich wahrte das „heilige römische Reich deutscher Nation" seine Selbständigkeit, indem es dem kaiserlichen Frieden nachhinkte und erst ein halbes Jahr später (7. September 1714) zu Baden — im jetzigen Kanton Aargau — mit Frankreich abschloß.

Der Friedensschluß von Rastatt war auch das Grab der Hoffnungen Franz Rákóczys. Bis zum Jahre 1707 war sein Stern im Aufgehen und Steigen gewesen, erloschen aber im Jahre 1709, wo Rákóczy geächtet wurde. Er begab sich flüchtig nach Polen, verwarf im Jahre 1711 einen vom Grafen Palffy vermittelten Vergleich und begab sich über Danzig nach Frankreich. Ludwig XIV. setzte ihm ein Jahrgeld aus und Rákóczy, der sich jetzt Graf von Sáros nannte, blieb mit den Männern der Politik in Verbindung. Im September 1717 verließ Rákóczy sein Asyl, um sein Geschick an das der Pforte zu knüpfen, wurde aber im Passarowitzer Frieden (1718) preisgegeben und endlich am Gestade des Marmarameeres internirt.

20. Preußen und Oestreich bis zu den Friedensschlüssen von Stockholm (1720) und Passarowitz (1718).

Bei den Utrechter Friedensschlüssen war von allen den Mächten, die in dem Erbfolgekriege gegen Frankreich in Waffen gestanden hatten, der junge preußische Königsstaat am wenigsten berücksichtigt worden. Es entsprach dies ganz der schwächlichen Haltung, welche König Friedrich I. in diesem, wie in dem gleichzeitigen nordischen Kriege beobachtet hatte. Hier hatte er sich nur einmal für einen Moment, — nach Karls XII. Niederlage bei Pultawa (1709) — zu einer thatkräftigen Politik ermannt, während er bis dahin eine mit schmählichstem Undank belohnte Neutralität inne gehalten hatte. Er schloß sich den alten Feinden Schwedens an, in der Absicht, nun doch noch an der Ostsee Erwerbungen zu machen, wenigstens das ihm so lange vorenthaltene Elbing in seinen Besitz zu bringen, veranlaßte aber dann selbst durch das „Haager Konzert" (31. März 1710) einen Neutralitätsvertrag, der von Karl XII. nicht respektirt wurde. Schweden, Russen und Polen verletzten ungescheut und ungestraft seine Erblande, ein Appell an den Kaiser und die Seemächte verhallte wirkungslos. Friedrich I. war eben nicht der Mann, um die Grenzen seines Staates mit dem Schwerte zu erweitern. Sein engeres Verdienst beschränkt sich darauf, von gelegentlichen Erwerbungen abgesehn, die westlichen Besitzungen einigermaßen arrondirt zu haben.

Er erkaufte schon im Jahre 1698 von dem geldbedürftigen König August von Polen das Amt Petersberg bei Halle, die Erbvogtei über die Reichsabtei Quedlinburg, die Vogtei und das Schulzenamt der freien Reichsstadt Nordhausen und einige Aemter am Harz. Im Jahre 1707 erkaufte er Tecklenburg: aus der Erbschaft des großen Oraniers, der den jungen Prinzen von Nassau-Friesland zum Erben eingesetzt, erhielt er erst nach dem Verzicht auf den eigentlichen Kern der Erbschaft die Kleve benachbarten Grafschaften Lingen und Mörs.

Hervorgehoben zu werden verdient aber, daß gerade der Kaiser, für dessen spanisches Erbrecht die Preußen so lange und so tapfer gefochten hatten, der seine Wahl der loyalen Haltung Friedrichs I. verdankte, dem Könige seinen kärglichen Erwerb am meisten und längsten bestritt. Es gereicht den mannigfachen Versehen und Versäumnissen Friedrichs einigermaßen zur Entschuldigung, daß er auf keinen einzigen aufrichtigen Freund zu zählen hatte. Auch das Walten dieses Herrschers im eignen Lande, lange Zeit hindurch einseitig verurtheilt, findet auf Grund genauer Forschung jetzt gerechtere Würdigung. Denn trotz des Aufwandes, den Friedrich I. für nöthig hielt, und trotz der Mißwirthschaft seines Günstlings Kolbe von Wartenberg, trotz der Theilnahme Preußens an verheerenden Kriegen waren am Schlusse seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung, trotz andauernden Mißwachses in den östlichen Provinzen die Staatseinkünfte von zweieinhalb auf vier Millionen jährlich gestiegen. Dabei war das Heer bis auf 40,000 Mann gebracht worden.

Allerdings liegen Friedrichs Hauptverdienste auf einem andern Gebiete als dem der Politik. Er besaß eine lebhafte Empfindung für das Schöne und Große, und es war keineswegs leere und eitle Nachahmung Ludwigs XIV., wenn er diesen Sinn in der Beförderung von Wissenschaft und Kunst bethätigte. So beauftragte er gleich bei seinem Regierungsantritt den großen Samuel von Pufendorf, die Geschichte seines Vor-

gängers, dann ſeiner eigenen Regierung zu ſchreiben. An ſeinem Geburtstage (11. Juli) im Jahre 1694 eröffnete er die Univerſität zu Halle; aus dem Kreis der an ſeinem Hof ſich ſammelnden Künſtler bildete er im Jahre 1696 die Akademie der Künſte; vier Jahre ſpäter entſtand auf Anregung ſeiner Gemahlin, der feinſinnigen Sophie Charlotte, und des Philoſophen Leibnitz die Akademie der Wiſſenſchaften „zur Beobachtung der Natur, zur Ausdehnung des chriſtlichen Glaubens bei den Völkern des Oſtens und, nach des Königs eigenem Zuſatz, zur Erhaltung der Reinigkeit der teutſchen Hauptſprache.“

Immerhin war der Thronwechſel (25. Februar 1713) ein glückbringendes Ereigniß für den preußiſchen Staat. Es war lediglich der Rückſicht auf die ſtraffe Perſönlichkeit, die nunmehr Preußens Geſchicke lenkte, zu danken, daß dieſe Macht beim Utrechter Friedensſchluß nicht völlig übergangen wurde: man entſchädigte Preußen für ſeine Anſprüche auf die in Frankreich gelegenen Güter des Hauſes Oranien mit dem größeren Theile von Geldern; auch erkannten Frankreich und Spanien die preußiſche Königskrone an.

Kaum iſt es nöthig, die Perſönlichkeit des neuen Herrſchers Friedrich Wilhelms I. eingehender zu ſchildern. Denn wiewol dieſer Fürſt gleich ſeinem Vorgänger in Bezug auf ſeine Regententhätigkeit und Regententüchtigkeit lange

Prinz August Wilhelm. Der König Kronprinz Friedrich.
Prinz Heinrich. (dritte Perſon links).

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Nach dem gleichzeitigen Oelbilde im königl. Schloß zu Charlottenburg.

Friedrich Wilhelm I. Gleichzeitiger Stich von Mentzel.

Digitized by Google

und ſchwer verkannt worden iſt, ſo ſtehen die Grundzüge ſeines Charakters dennoch längſt feſt. Wie hoch man auch jetzt den Geiſt bewundern mag, welcher der preußiſchen Armee ihre Schulung und ihren Korpsgeiſt, dem preußiſchen Beamtenthum ſeine Pflichttreue und Uneigennützigkeit, dem ganzen Volke ſelbſt ſeine Zucht und ſeinen Fleiß gegeben hat, das alles ändert wenig an dem Bilde, welches früher von der Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms entworfen worden iſt.

Er ſteht vor uns als ein ſtraffer, ſtrenger Gatte, Vater und Landesherr, durchdrungen allerdings von den Pflichten, welche ihm dieſe Stellungen auferlegen, aber auch mindeſtens ebenſo ſehr erfüllt von den ihm zuſtehenden Rechten und Vorrechten. Soldat durch und durch, kennt er für die Verhältniſſe des privaten Lebens und der bürgerlichen Verwaltung keinen andern Standpunkt als den militäriſchen: durch keinen Zug von Milde wird die Härte dieſer ſoldatiſchen Anſchauung gemäßigt: das bürgerliche Strafrecht übte der König ſtrenge und blutig, nicht ſelten in Hitze und Uebereilung, ja ſelbſt die Liebe und Zuneigung ſeiner Unterthanen glaubt er anbefehlen, womöglich gewaltſam erzwingen zu können. Selbſt ſeine heutigen Bewunderer müſſen zugeben, daß ſeine geiſtigen Intereſſen nicht dem zugewandt waren, was nun einmal ewig unter den Menſchen als hoch und groß gelten wird. „Seine Erholung ſucht er nicht in äſthetiſchen Genüſſen, nicht im Gedankenaustauſch mit Schöngeiſtern und Gelehrten, ſondern in jenem Tabakskollegium, beim Bierkruge, den derbe Wachtſtubenwitze und die Schwänke einiger albernen Pedanten würzen.“ Die luſtige Perſon in dieſem Tabakskollegium war jener vom Könige zum Freiherrn und ſpöttiſcherweiſe zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften erhobene gelehrte Charlatan J. P. von Gundling, der ſich in der Trunkenheit bei Eimbecker Bier und holländiſchem Tabak zu vielen derben Späßen mißbrauchen laſſen mußte.

Freiherr J. P. von Gundling, des Königs Hofnarr im Tabakskollegium. Gleichzeitiger ſatiriſcher Stich.

Bekannt iſt die Vorliebe des Königs für „lange Kerle“, die er oft mit Liſt und Gewalt aus aller Herren Ländern zuſammen werben und preſſen ließ, und aus denen er ſeine Potsdamer Rieſengarde bildete. Dieſes Bataillon, welches große Summen verſchlang, war Vorbild und Muſterſchule für die ganze Armee; es leiſtete das unerhörte in Gleichmäßig-

Ein Riesengardist Friedrich Wilhelms I. — („John Henrichsohn aus Norwegen mest 6 fusz 9 Zoll R. L. Maas." Originalgemälde in Lebensgröße im Kgl. Schloß zu Charlottenburg.)

keit der zahllosen Griffe und Ausführung des Parademarsches. Bei aller Uebertreibung hatte diese Liebhaberei des Königs doch ihre sehr ernste Seite und obschon der Sohn bald das kostbare Spielzeug bei Seite warf, so war es doch die Schule des Vaters, welche ihn seine ersten Siege erringen ließ. Noch heute sind in den königlichen Schlössern kunstlose lebensgroße Oelbilder einzelner dieser „blauen Kinder" des Königs von seiner eignen Hand gemalt erhalten, Kunstübungen, mit denen er sich die Zeit des Podagras kürzte. Sie tragen die Unterschrift: in tormentis pinxit F. W. R.

Indessen haben die Herrscher das Vorrecht, in der Geschichte lediglich nach ihren Herrscherthaten gemessen zu werden, und da erheischt denn allerdings die Gerechtigkeit ein günstiges Urtheil über das Thun und die Schöpfungen Friedrich Wilhelms. Seine Straffheit, Spannkraft und Zähigkeit pflanzte er dem Staate ein, der dadurch größeren Leistungen gewachsen wurde. Das sollte sogleich dem Auslande begreiflich werden.

Da durch die Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die preußischen Truppen, die bisher in Italien und Brabant gestanden hatten, für andere Zwecke verwendbar wurden, konnte der König in dem immer noch fortdauernden nordischen Kriege Stellung nehmen. Er that es mit Sicherheit und Geschick. Durch den Schwedter Vertrag (6. Oktober 1713) wurde zunächst die von den Russen eroberte Festung Stettin gegen Erstattung der Belagerungskosten einer neutralen Besatzung preußischer und gottorpischer Bataillone eingeräumt und das schwedische Pommern bis zur Peene unter preußisches Sequester gestellt. Damit wurde thatsächlich anerkannt, daß das Gleichgewicht der baltischen Welt auf Preußen beruhte, und mit Recht gilt jener Vertrag als einer der folgenreichsten, den die Hohenzollern je geschlossen.

1715 Da Karl XII., aus dem freiwilligen Exil in der Türkei zurückgekehrt, diesen Abmachungen nicht beipflichtete, kam es im Jahre 1715 zum Kampfe, der mit der Einnahme der Insel Rügen und der Eroberung Stralsunds seinen ersten Abschluß fand. Schon während dieses Feldzuges hatte Friedrich Wilhelms bisheriger Freund, der Zar Peter, durch seine Theilnahmlosigkeit deutlich gezeigt, daß ihm weitere Fortschritte Preußens keineswegs erwünscht waren. Im nächsten Jahre ließ sich bereits erkennen, daß Peter seine Verbündeten zu Untergebenen herabzudrücken strebte. Er wollte Gebieter an der Ostsee werden, und

Digitized by Google

ein deutſcher Fürſt, der verächtliche Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, gab ihm Gelegenheit hier feſten Fuß zu faſſen: ſprach man doch im Jahre 1716 davon, daß der Herzog bereit ſei, Mecklenburg mit Livland zu vertauſchen. Wie leicht konnte der Zar, wenn der Plan gelang, von hier aus verſuchen, Preußen aus Pommern ganz zu verdrängen! Mit berechneter Kälte zog ſich der König für jetzt von dem Zaren zurück, bis ihn die Nothwendigkeit wieder zur Annäherung zwang. Preußens Stellung war nämlich dadurch eine beſonders ſchwierige, daß das Haus Hannover, welches jetzt (ſeit 1715) auch dem Inſelreich England gebot, darnach ſtrebte, die führende Stellung in Norddeutſchland anſtatt Schwedens zu übernehmen. Natürlich trat es dadurch in ſcharfen Gegenſatz zu Preußen, und als im April 1718 England, Frankreich und der Kaiſer den Plan faßten, in Gemäßheit der Friedensſchlüſſe von Utrecht und Raſtatt allen noch im Kriege befindlichen Mächten einen Vergleich aufzuzwingen, einte ſich Friedrich Wilhelm nach einer perſönlichen Beſprechung mit dem Zaren von neuem mit Rußland (28. Mai 1718). 1718

Die Einung hatte den Zweck die Exekution zu verhindern, welche die mecklenburgiſche Ritterſchaft, geſtützt auf Hannover, gegen ihren Herzog beantragt hatte. Allerdings ſollten die Truppen erſt zuſammengezogen werden, wenn man die Kunde erhielte, daß ein kaiſerliches Heer nach Böhmen und Schleſien anrücke, aber immerhin ſchien ein ſchwerer Konflikt bevorſtehend.

In dieſer Zeit erſchien in Berlin der Abenteurer Kleement, der den König durch die Enthüllungen über ein gegen ſein Leben gerichtetes Komplott der Höfe von Wien und Dresden beunruhigte. Der König verfiel darüber in Schwermuth, bis er Leopold von Deſſau die Urſache ſeines Kummers entdeckte. Kleement geſtand ſeine Betrügerei ein und wurde gehenkt (1720).

Wirklich verabredeten die Bevollmächtigten des Kaiſers, Hannovers und Sachſens zu Wien am 5. Januar 1719 ein förmliches Attentat auf Preußen. Falls Preußen und Rußland der mecklenburgiſchen Exekution, welche Braunſchweig und Hannover übertragen wurde, Widerſtand entgegenſetzte, ſollte Friedrich Wilhelm von den Verbündeten mit aller Macht angegriffen werden: beſonders die hannoverſchen Miniſter hatten es auf eine großartige Plünderung Preußens abgeſehen. Indeſſen wollte das engliſche Kabinet davon nichts wiſſen, auch der Kriegseifer des Wiener Hofes kühlte ſich ab, und unter engliſcher Vermittlung ſchloß Friedrich Wilhelm mit Schweden am 1. Februar 1720 den nicht ungünſtigen Frieden von Stockholm. Der König hatte erreicht, was der Große Kurfürſt umſonſt erſtrebt: er hatte am baltiſchen Meer einen Platz erworben, von dem aus er ſeinen Staat am Welthandel betheiligen konnte.

Gegen Zahlung von zwei Millionen Thaler bekam Friedrich Wilhelm den Strich Vorpommerns zwiſchen Peene und Oder nebſt Stettin und den Inſeln Uſedom und Wollin. — Der Zar ſchloß erſt am 10. September 1721 den Frieden zu Nyſtadt, der ihm den Beſitz der Oſtſeeländer zwiſchen Düna und Ladogaſee ſicherte.

Trotz dieſer kriegeriſchen Verwicklungen fand Friedrich Wilhelm Zeit, ſchon während dieſes Abſchnittes an der inneren Organiſation ſeines Staates rüſtig

zu arbeiten; eine Anzahl der wichtigsten Maßregeln und Einrichtungen stammt bereits aus diesem Zeitraum.

Aus dem Jahre 1715 stammt eine Verordnung über das städtische Bauwesen, aus dem Jahre 1716 ein Patent über die Verpachtung der Kämmereigüter. Am 23. Oktober 1717 führte er den berühmten Schulzwang ein, durch welchen wesentlich dem Landvolk die elementare Bildung aufgenöthigt wurde: in den königlichen Amtsdörfern wurden die Schulen vom Fiskus mit Grund und Boden ausgestattet. In demselben Jahre traf der König die Anordnung, daß die Besitzer der Lehnsgüter, die eigentlich zum persönlichen Heerdienst verpflichtet waren, statt dieser nicht mehr zeitgemäßen Leistung jährlich vierzig Thaler zahlen sollten. Zögernd gingen die Ritterschaften darauf ein; am längsten und hartnäckigsten wehrte sich die Magdeburgische Landschaft: sie erwirkte sich zwar in Wien ein günstiges Mandat, doch war dasselbe dem preußischen Selbstherrscher gegenüber völlig bedeutungslos.

Während Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg eingriff, machten die Oestreicher gegen die Türken einen Feldzug, der vom glänzendsten Erfolge gekrönt wurde. In dem ersten Kriegsjahre (1716) führte die Schlacht von Peterwardein die vollständige Niederlage der prahlerischen Türken und den Tod des Großveziers herbei: am 12. Oktober fiel Temesvár, das letzte Bollwerk der Türkenherrschaft in Ungarn; Prinz Eugen hatte das ganze Banat zurückerobert, und Papst Clemens XI. übersandte dem christlichen Feldherrn, der die Ungläubigen ganz verdrängen zu wollen schien, einen geweihten Hut und Degen. Ein Vorstoß gegen die wichtigsten Nebenländer der Pforte, die Moldau und Walachei, hatte zwar keine wirklichen Resultate, versetzte aber den Sultan in nicht geringe Angst. Die eigentliche Entscheidung brachte erst der August des nächsten Jahres (1717) vor Belgrad. Prinz Eugen hatte beschlossen, die Festung zu erstürmen, mit einem Entsatzheere von 200,000 Mann näherte sich der neue Großvezier. Zufällig erhielt Prinz Eugen Kunde, daß der Vezier den 16. August zum Hauptschlage bestimmt hatte. Er kam dem Angriff zuvor, errang einen vollständigen Sieg, und wieder wurde unermeßliche Beute gemacht. Am 22. August räumten die Türken Belgrad, und bald durchhallte die Welt von dem Lobe des „Prinzen Eugen, des edlen Ritters." Zwar rüsteten sich beide Parteien noch zu einem
1718 dritten Waffengange, aber den 21. Juli 1718 kam unter venetianischer, holländischer und englischer Vermittlung zu Passarowitz ein Frieden zu stande, der Oestreich endlich für so viele Mühen und so lange Gefahren reichlich entschädigte.

Oestreich behauptete das ganze Banat, den Nordtheil Serbiens mit Belgrad, — bis an die Morawa und Unna reichten seine Grenzen — auch erhielt es beträchtliche Handelsvortheile im ganzen türkischen Reiche eingeräumt. Venedig, dem seine dalmatinischen Besitzungen wenigstens durch diesen Friedensschluß erhalten wurden, war so undankbar, gegen ihn Protest einzulegen.

21. Preußen und Oeſtreich bis zum Jahre 1732. Die pragmatiſche Sanktion und die Jülichſche Erbfolge.

Die Erfolge, welche Friedrich Wilhelm in dem Stockholmer Frieden errang, ſind die einzigen, die er auf dem Felde der Politik davongetragen. Es war ja auch keine ſchwere Aufgabe geweſen, nach dem Tode Karls XII. bei Ulrike Eleonore die Berückſichtigung Preußens durchzuſetzen; der öſtreichiſchen Staatskunſt war Friedrich Wilhelm nicht gewachſen. Es gereicht ſeinem Charakter keineswegs zum Nachtheil, daß er auf diplomatiſche Kniffe und Feinheiten ſich nicht verſtand; aber der Mangel dieſer Befähigung hat ihm ſelbſt die ſchwerſten Enttäuſchungen, die bitterſten Demüthigungen bereitet. Bei den Verhandlungen war er oft zu mißtrauiſch, öfter zu leichtgläubig, zu ungeduldig und zu wenig zurückhaltend: vor allem aber zu unſelbſtändig. Er war auf fremde Rathſchläge angewieſen, und Oeſtreich ſparte ſelbſt das elende Mittel der Beſtechung nicht, um den König durch ſeine Vertrauten und Günſtlinge dahin zu bringen, daß er ſeinen eigenen Intereſſen entgegenhandelte.

Friedrich Wilhelm hielt es für geboten, die althergebrachte Politik der Hohenzollern zu befolgen, welche darin beſtand, dem kaiſerlichen Hauſe bis an die Grenze der Möglichkeit hold und gewärtig zu ſein. Wahrlich kein verächtlicher, kein tadelnswerther Grundſatz! Allein die Staatsmänner unter den Hohenzollernſchen Regenten waren ſich ſtets, — ſchon im XV. Jahrhundert Albrecht Achilles, im XVII. der Große Kurfürſt — völlig klar über die Grenzen jener Möglichkeit. Dieſe Grenzen waren enger und enger geworden, ſeit ſich Friedrich III. die Königskrone aufgeſetzt hatte; das eigenſte Intereſſe des Kaiſers heiſchte gebieteriſch, den jungen Königsſtaat nicht allzu mächtig werden zu laſſen. Darum mußte jeder Preußenherrſcher täglich und ſtündlich auf der Wacht ſein, daß ihn der Kaiſer nicht wieder herabdrücke, ihn zum Schleppenträger der öſtreichiſchen Hauspolitik erniedrige. Immerhin mochte ein König von Preußen ſeine Tapferen unbedenklich marſchiren laſſen, wenn es wieder einmal ein Lebensintereſſe des Reiches galt; aber bei allen anderen Fragen war ſpröde Zurückhaltung geboten, oder, noch beſſer, energiſches Geltendmachen des eigenen Werthes.

Auch hatte Preußen für alte Verſündigungen des Hauſes Habsburg Sühne zu fordern, Oeſtreich die Vergeltung zu fürchten. Der Miniſter Rüdiger von Ilgen, der ſeit 1679 an allen wichtigen Staatsereigniſſen hervorragenden Antheil genommen, hatte gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms eine Denkſchrift verfaßt „von den gefährlichen Abſichten des Hauſes Oeſtreich gegen das Haus Brandenburg“; in zwangloſem Geſpräch kam er wol auch auf die ſchleſiſchen Erbanſprüche zurück. Hier hatte Habsburg die Hohenzollern ſchon einmal betrügeriſch geſchädigt. Und bedurfte man etwa der Gunſt des Kaiſers, um das unleugbare Recht auf die Jülichſche Erbſchaft zu behaupten? Mochte der Pfalzgraf Karl Philipp den Vertrag von 1666 immerhin parteiiſch

auslegen: wenn Preußen im gegebenen Falle ein schlagfertiges Heer und allenfalls noch einen zuverlässigen Bundesgenossen besaß, wer vermochte ihm die Erwerbung streitig zu machen?

Karl Philipp von Neuburg, der im Jahre 1716 die beiden Herzogthümer Jülich und Berg nebst der pfälzischen Kur erbte, war ein sechzigjähriger Mann und hatte nur Töchter; seine beiden Brüder gehörten dem geistlichen Stande an. Er behauptete, die Nachfolge in den Herzogthümern gebühre auch der weiblichen Nachkommenschaft und vermählte, um den Besitz beisammen zu erhalten, im Jahre 1717 seine älteste Tochter mit dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach, dem präsumtiven Erben der Kur.

Allerdings war es von nicht geringem Werth, wenn man in dieser Angelegenheit an dem kaiserlichen Hofe einen starken Rückhalt besaß: wenn für das Haus Habsburg ein Interesse von ähnlicher oder noch größerer Wichtigkeit in Frage kam, was wäre natürlicher gewesen, als daß Kaiser und König, wie im spanischen Erbfolgekriege, zur Erreichung gleichartiger Ziele sich freundschaftlich vereinigt hätten?

Wirklich existirte solch habsburgisches Hausinteresse, für dessen Unterstützung die Jülich-Bergschen Lande kein allzu hoher Preis gewesen wären. Schon im Jahre 1712 hatte man am Wiener Hof den Plan gefaßt, die zwischen Leopold I., Joseph I. und Karl III. von Spanien vereinbarte Erbfolgeordnung umzustoßen. Die Neuerung bezweckte, die Herrschaftsansprüche der gesammten weiblichen Nachkommenschaft des Hauses Habsburg zu vereinigen, so daß dieser weibliche Thronfolger alle deutsch-östreichischen Erblande, einschließlich Böhmens einheitlich und untheilbar besitzen sollte. Im Jahre 1713 wurde der Entwurf der späteren „pragmatischen Sanktion", im Kabinet vorgetragen, zunächst aber noch als Staatsgeheimniß betrachtet. Aber seit 1720 verhandelte man darüber mit den östreichischen Provinzen, seit 1725 mit den auswärtigen Mächten. Die Anerkennung war um so wichtiger, als der im Jahre 1716 geborene Thronerbe nach wenigen Monaten gestorben war und seitdem nur weibliche Nachkommenschaft — im Jahre 1717 Maria Theresia — der Ehe Karls VI. entsprossen war.

Die Abweichung der pragmatischen Sanktion von der Erbfolgeordnung des Jahres 1703 besteht darin, daß die dem Kaiser Karl VI. von Leopold I. und Joseph I. angefallenen Erbkönigreiche und Länder bei dem Mangel männlicher Erben zunächst auf seine ehelichen Töchter, und erst bei Abgang derselben auf die Töchter Josephs und deren Nachkommenschaft, und weiterhin auf die andern Nebenlinien übergehen sollen.

So natürlich unter diesen Verhältnissen das Zusammengehen Oestreichs und Preußens gewesen wäre, war der Kaiser gleichwol seine eigenen Wege gewandelt, und das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu Karl VI. war schon in dessen ersten Regierungsjahren ein äußerst gespanntes geworden. Vorher wurde bemerkt, bis zu welcher Schärfe sich der Gegensatz zu Ende des nordischen Krieges zuspitzte. Der König empfand es damals als eine schwere Kränkung, daß der Kaiser die erwähnte mecklenburgische Exekution, die ihm als Herzog von Magdeburg und Direktor des niedersächsischen Kreises zustand, beliebigen Ständen, obendrein den welfischen Rivalen übertrug. Dann nahm der Kaiser die magdeburgische Ritter-

ſchaft in Schutz, erdreiſtete ſich ſelbſt zu einer Exekutionsdrohung (1725). Im Jahre 1724 beklagte ſich Friedrich Wilhelm bereits, „man ſuche am kaiſerlichen 1724
Hofe alle verdrießlichen Affairen wider ihn zuſammen, man chikanire ihn gleichſam mit Fleiß ärger als zuvor.“

Nun hatte Friedrich Wilhelm bis zum Jahre 1725 an Rußland einen 1725
Rückhalt gehabt, der dem brandenburgiſch-preußiſchen Intereſſe noch weit beſſer entſprach, als die Anlehnung, welche der Große Kurfürſt dereinſt — nach 1679 — bei Frankreich geſucht und gefunden hatte. Mit Recht beklagte der König den Tod des Zaren Peter (8. Februar 1725), deſſen gewaltige, wiewol gewaltthätige Natur er aufrichtig bewundert hatte. Gerade jetzt hätte der König eines ſolchen Freundes bedurft, denn im April des Jahres 1725 ſöhnten ſich Spanien und Oeſtreich völlig aus. Spanien gab die Verbindung mit dem franzöſiſchen Hof, der Kaiſer ſeine alten Waffengenoſſen England und Holland auf. Man nahm die Vermählung des ſpaniſchen Infanten Don Carlos mit der Kaiſertochter Maria Thereſia in Ausſicht, das heißt, die Vereinigung beider Monarchien, welche der ſpaniſche Erbfolgekrieg hatte verhindern ſollen. Spanien erkannte ſelbſtverſtändlich die pragmatiſche Sanktion an.

Dieſes Bündniß, welches nach den Abſichten Spaniens gegen Türken und Proteſtanten nutzbar gemacht werden ſollte, verletzte die Intereſſen Englands und Preußens auf das empfindlichſte. Abgeſehen, daß die Vortheile, welche fortan dem öſtreichiſchen Handel zu gute kommen ſollten, den Engländern zum Nachtheil gereichten, hatte der Kaiſer verſprochen, dieſe Seemacht zur Herausgabe von Gibraltar und Minorka zu bewegen. Was Preußen betraf, ſo garantirte ein geheimer Artikel der Wiener Allianz die dereinſtige Nachfolge in Jülich und Berg dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach.

Da nun auch Rußland und Schweden bereits 1724 ein Bündniß (zu Stockholm) geſchloſſen hatten, deſſen Spitze gegen England gerichtet war, näherte es ſich begreiflicherweiſe dem preußiſchen König, und als dritte Macht geſellte ſich ihnen das von Spanien aufgegebene Frankreich zu, welches plötzlich lebhafte Sympathie für Preußens Anſprüche auf Jülich und Berg fühlte. Die drei Mächte verbanden ſich (zu Herrenhauſen bei Hannover) am 3. September 1725 demnach auf fünfzehn Jahre zu gegenſeitiger Vertheidigung; die Jülichſche 1725
Erbfolgefrage wurde in einem Separatartikel einem Schiedsgerichte unparteiiſcher Mächte unterworfen.

Dieſes Bündniß war, wenn alle Verbündeten ihre Schuldigkeit thaten, vortrefflich geeignet, der Wiener Allianz die Wage zu halten, ſelbſt falls es nicht gelang, Holland zu gewinnen, das allerdings der Vergrößerung des preußiſchen Staates entſchieden abgeneigt war. Freilich hätte Preußen im Kriegsfalle den erſten, härteſten Stoß aushalten müſſen, aber beſaß der Staat ein ſo großes Heer nur zu dem Zwecke, es für kaiſerliche Intereſſen ins Feld zu führen?

Sehr wohl erkannte der Wiener Hof, wie gefährlich es für Oeſtreich ſein würde, wenn Friedrich Wilhelm bei dieſem Bündniß beharrte, und beeilte ſich den König von demſelben abzuziehen. Am preußiſchen Hofe beſtand ſchon an

sich eine starke kaiserliche Partei, deren Mittelpunkt der alte Dessauer war, und nun wurde noch der gewandte Seckendorf nach Berlin geschickt, um die kaiserliche Sache zu fördern. Er gewann durch Bestechung den General von Grumbkow, Friedrich Wilhelms einflußreichsten Günstling, und verstand es vortrefflich, den Widerwillen des Königs gegen seinen Schwiegervater, den dünkelhaften Georg I. von England, zu erregen.

Auch in den traurigen Familienkonflikt innerhalb des preußischen Königshauses, die englische Doppelheirath betreffend, griffen Grumbkow und Seckendorf ein, um die Erbitterung des Vaters gegen den Sohn zu steigern.

Bald wurde Friedrich Wilhelm gegen seine Verbündeten mißtrauisch, zumal Seckendorf und Grumbkow ihm einredeten, der Herrenhauser Bund ziele nicht auf Vertheidigung, sondern solle einer Angriffspolitik dienen, deren Kosten er zuletzt zu tragen haben würde. Da begann der König denn von französischen Schelmenstücken, von englischen Betrügereien zu reden. So wurde das Terrain tüchtig bearbeitet, und bald zeigte sich Aussicht auf Erfolg, dessen Oestreich um so mehr bedurfte, als sich seine innigen Beziehungen zu Spanien schon im Mai 1726 zu lockern begannen. Wie unaufrichtig der Kaiser zu Werke ging, ersieht
1726 man daraus, daß er im August 1726 dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz in Bezug auf die Jülichsche Erbschaft, mit der man zugleich Friedrich Wilhelm köderte, bedeutsame Zusagen machte.

Bei einer zweiten Mission, im Herbst 1726, brachte dann Seckendorf den Wusterhausener Vertrag zu Stande, der eigentlich schon den König wieder völlig den Fahnen Oestreichs zuführte. Die endgiltigen Abmachungen aber
1728 brachte erst das „ewige Bündniß", vom 23. Dezember 1728. Preußen übernahm die Garantie der „pragmatischen Sanktion" und verzichtete auf Jülich; der Kaiser gewährte dem Könige einige kleine Zugeständnisse in Reichsangelegenheiten und sicherte ihm den Besitz von Berg zu.

Damit hatte denn Friedrich Wilhelm die Freiheit seiner Bewegung vollständig aufgegeben; das Verhältniß zu England, wo 1726 Georg II. auf den Thron gekommen, ward immer schroffer, obwol diese Macht der natürliche Bundesgenosse Preußens war.

Im Anschluß an diese Veränderung in der politischen Stellung des Königs steigerte sich das Elend des Kronprinzen Friedrich, und die unter anderen Verhältnissen in Aussicht genommenen Ehebündnisse zwischen dem englischen und preußischen Königshause wurden jetzt endgiltig aufgegeben. Es war das Bestreben der kaiserlichen Politik, dem Könige die Unterstützung zu entziehen, die er aus solchen Ehebündnissen allenfalls gewinnen konnte; darum drangen die kaiserlichen Bevollmächtigten darauf, daß die preußischen Königskinder kaum standesgemäße Ehen schlossen. So verheiratete Friedrich Wilhelm seine zweite Tochter Luise im Jahre 1729 mit dem Markgrafen von Ansbach, die Prinzessin Wilhelmine 1731 mit dem Erbprinzen von Baireuth; der Kronprinz verstand sich nach seiner verunglückten Flucht (im Jahre 1730) dazu, sich mit der ungeliebten Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern zu verloben, um die Huld des Vaters wiederzugewinnen.

Der Werth der preußischen Allianz war für den Wiener Hof nicht gering,

als ſich (1729) ſein früherer Verbündeter, der ſpaniſche Bourbon, an England 1729
und Frankreich anſchloß (zu Sevilla); aber er ſank, als ſich (16. März 1731) 1731
England mit dem Kaiſer verglich und Spanien dieſem Traktate beitrat.

Noch ließ man es ſich gefallen, daß Friedrich Wilhelm trotz der Proteſte Baierns, Sachſens und der Pfalz für die pragmatiſche Sanktion die Garantie des Reiches erzielte (Januar 1732), dann ſollte auch dieſer Hohenzoller inne werden, was der „Dank vom Hauſe Habsburg“ bedeute. Schon im April 1732 1732
lüftete Seckendorf bei einer Zuſammenkunft mit dem Könige — in Priort im Oſthavellande — die Maske, und Friedrich Wilhelm hat nachmals ſeinem Sohne geſagt, daß er dort den tödtlichen Stoß erhalten, dort ſich den Tod geholt habe. Allein, was er im Auguſt darauf erleben mußte, übertraf alle Erwartung. Auf der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer in Prag wurde ihm mit dürren Worten erklärt, daß er ſich mit einem Theile des ihm 1728 garantirten Herzogthums Berg begnügen, auch auf die Hauptſtadt Düſſeldorf verzichten müſſe.

Man ſollte glauben, daß der König ſich in Unmuth von Oeſtreich abgewendet hätte: zeigte ſich doch zu gleicher Zeit, daß zwiſchen dem katholiſchen Kaiſerſtaat und dem proteſtantiſchen Preußen ein weiterer unverſöhnlicher Gegenſatz beſtand: der Kaiſer geſtattete dem verfolgungsſüchtigen Erzbiſchof Firmian von Salzburg, ſeine proteſtantiſchen Unterthanen als „widerſpenſtige und treuloſe Rebellen“ aufs grauſamſte auszutreiben: Friedrich Wilhelm nahm für die Unglücklichen Partei und, den Traditionen des Großen Kurfürſten treu, erhob der König zuerſt Proteſt gegen dies Verfahren und forderte dann, im Februar 1732, den Erzbiſchof auf, die Auswanderer als ſeine Schützlinge und Unterthanen ungehindert ziehen zu laſſen. Ein preußiſcher Beamter, der Legationsrath von Plotho, rettete den Vertriebenen, was von ihrem Vermögen zu retten war: an 16,000 ließen ſich in Oſtpreußen nieder. Mit größtem Aerger ſah die kaiſerliche Regierung, wie die Auswanderungsluſt zunahm, und ſuchte durch lügenhafte Berichte über die angeblichen Enttäuſchungen der Ausgewanderten dem Strom einen Damm entgegenzuſetzen. Allein, wenn ſich auch hier die Unvereinbarkeit des öſtreichiſchen und preußiſchen Weſens deutlich bekundete, König Friedrich Wilhelm konnte ſich nicht zu förmlicher Oppoſition gegen den Kaiſer erheben, ließ ſich vielmehr von neuem bewegen, für öſtreichiſche Intereſſen einzutreten.

Im Salzburgiſchen war die Gegenreformation nie gelungen und hatte nur einen gewiſſen Scheinkatholizismus erzielt. Schon zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts waren hier vereinzelte Schläge gegen die Evangeliſchen geführt worden, aber erſt jener Erzbiſchof Firmian (1727 erwählt) machte ſich an die radikale Ausrottung derſelben. Er begann ſchon 1728 und erregte damit lebhafte Beſchwerden von ſeiten des corpus evangelicorum, verſchanzte ſich aber hinter ſeine landesfürſtlichen Hoheitsrechte. Trotz ihrer bedrohten Lage ließen ſich über 20,000 Bauern als lutheriſch aufzeichnen und am 5. Auguſt 1731 beſchwuren die Vertreter derſelben zu Schwarzach den „Salzbund“ zur Wahrung ihres Glaubens im Leben und Sterben. Auf Erſuchen des Erzbiſchofs erließ der Kaiſer am 26. Auguſt eine Vermahnung an die Salzburger „Rottierer“ und warnte das corpus evangelicorum, die aufrühreriſchen Geſinnungen der Salzburger ja nicht durch Partei-

nahme zu stärken. Trotzdem erhob dasselbe Protest, zumal auch die Salzburger durch zwei Abgesandte am Reichstag wirken ließen. Ohne die Erlaubniß des Kaisers erließ der Erzbischof am 31. Oktober das berüchtigte Emigrationspatent, demzufolge alle, welche sich nicht binnen vierzehn Tagen unterwarfen und bekehrten, innerhalb dreier Monate das Land räumen mußten. Auf weiteres Einschreiten des corpus evangelicorum wurde bloß eine dreijährige Frist gewährt, innerhalb dessen die Evangelischen ihre Güter veräußern könnten. Indessen zogen die meisten schleunige Auswanderung vor, wurden aber noch beim Abzuge in unverantwortlichster Weise gequält. Friedrich Wilhelm hatte zur Nachgiebigkeit des Erzbischofs hauptsächlich dadurch beigetragen, daß er drohte, er werde in seinen Landen gegen katholische Unterthanen Repressalien ergreifen. Dies allein zeigt schon, daß der König sich als Beschützer des evangelischen Bekenntnisses für die Salzburger verwandte und nicht, wie östreichische Historiker glauben machen möchten, durch den eigennützigen Wunsch geleitet wurde, für entvölkerte Gegenden des preußischen Staates, namentlich Ostpreußens, auf bequeme Art neue Kolonisten zu bekommen. Das war vielleicht für Dänemark und Schweden maßgebend, aber nicht für Preußen. Denn schon vor der Salzburger Angelegenheit hatte der König bewiesen, daß er sich als Haupt der Evangelischen betrachtete. Es war dies im Jahre 1724 bei Gelegenheit des „Thorner Blutbades", wo die Jesuiten wegen der durch eine Prozession erregten Unruhen bei dem polnischen Hofe den Ruin der dortigen Evangelischen und die Hinrichtung von zehn unbetheiligten angesehenen Bürgern durchsetzten. Damals hatte Friedrich Wilhelm sowol vor der Katastrophe für die unglückliche Stadt gewirkt, als auch nach derselben an einen rächenden Krieg gedacht; nur der Tod Peters des Großen zwang ihn, davon abzustehen. Auch nachher verwandte er sich für seine Glaubensgenossen in Polen und in den kaiserlichen Staaten, nur daß Karl VI. auf ihn nicht die geringste Rücksicht nahm.

---

22. Der polnische Erbfolgekrieg (1733—1735). Das Ende Friedrich Wilhelms (1740).

Eine vortreffliche Gelegenheit, Preußens Bedeutung einmal wieder geltend zu
1732 machen, hätte die im Jahre 1732 erfolgte Regelung der polnischen Erbfolge dargeboten. Es war bekannt, daß Frankreich für den Fall, daß der Thron durch den Tod des gegenwärtigen Königs August erledigt werden sollte, dem im Jahre 1710 entthronten Stanislaus Leszinski, Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich, zur Krone verhelfen wolle. Diesem Plane waren Oestreich, Rußland und Preußen gleichmäßig abgeneigt: von sächsischer Seite wurde bei Preußen der Plan einer Theilung Polens in Vorschlag gebracht. Von dem gleichnamigen Sohn des regierenden Königs hatte man namentlich deswegen absehen müssen, weil Preußen davon nichts wissen wollte: denn obwol Friedrich Wilhelm mit dem Dresdner Hofe und dem König August zuletzt in ganz freundschaftlichen Beziehungen stand, lag die dauernde Vereinigung Sachsens mit Polen durchaus nicht im preußischen Interesse. Oestreich und Rußland hatten schon vor dem Tode Augusts II. in diesem Punkte Preußen nachgegeben, verweigerten aber nachträglich die Unterschriften für die getroffene Vereinbarung. Der russische Diplomat, Graf von Löwenwolde, gewann nämlich Friedrich Wilhelm im
1732 Vertrage von Königswusterhausen (Dezember 1732) für die Kandidatur des

portugiesischen Infanten Emanuel. Der König sollte als Lohn seiner Unterstützung Berg und Düsseldorf, und für einen seiner Prinzen die Anwartschaft auf Kurland erhalten. Oestreich aber hintertrieb die Ratifikation des Vertrages, weil der Prinz August Hoffnung machte, zum Dank für den Beistand des Kaisers die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, und dies war um so wichtiger, weil er mit Josephs I. älterer Tochter vermählt war. Als nun August II. am 1. Februar 1733 gestorben war und die Wahlstimmen sich auf 1733
seinen Sohn und Leszinski zersplitterten, trat Oestreich sofort für August III. ein, nicht minder Rußland, unter dessen Schutz der sächsische Prinz in Warschau zum König proklamirt wurde. Frankreich bot Preußen für die Unterstützung seines Klienten das polnische Westpreußen an. Trotz der neuen Vertragsbrüchigkeit Oestreichs mochte Friedrich Wilhelm sich nicht dazu verstehen, sich an Frankreich anzuschließen, vielmehr blieb er dem Kaiser treu und erbot sich, statt mit dem vertragsmäßig festgesetzten Hilfskorps von 10,000 Mann mit seinem ganzen Heere, 40,000 Mann, für den Kaiser einzutreten.

Theils mit Rücksicht auf den Geldpunkt, theils aus Mißtrauen lehnte der Kaiser dies Erbieten ab: sehr zu seinem Schaden, denn ein neuer Weltkrieg wurde entfesselt. Frankreich hielt 120,000 Mann in drei Heeren für den Kampf bereit, Spanien wartete auf den günstigen Augenblick, in Italien über Oestreichs Besitzungen herzufallen, Savoyen ließ sich durch den greisen Villars zu dem vortheilversprechenden Waffengange gewinnen.

In zwei schlaffen Feldzügen (1734/35), bei denen der an Leib und Seele 1734
gealterte Prinz Eugen, bedächtig und seinem Kriegsglück mißtrauend, wahrlich keine Lorbeeren erwarb, wurde der Streit entschieden. Besonders schwerfällig entwickelte sich der Reichskrieg, zumal die drei wittelsbachischen Fürsten von Baiern, Pfalz und Köln gegen denselben protestirten. Der Feldzug am Rhein war höchstens für den preußischen Kronprinzen von Bedeutung; unter den Augen des abgelebten Prinzen Eugen machte Prinz Friedrich hier den ersten Feldzug mit: die preußischen Hilfstruppen erregten durch ihre Ausstattung und Tüchtigkeit allgemeine Bewunderung: noch ahnte keiner, auf welchen Schlachtfeldern sie den Ruhm ernten würden, der ihnen hier versagt blieb.

Die Schauplätze, auf denen die ersten Entscheidungen sich vollzogen, waren aber nicht am Rhein, sondern in Polen selbst und Italien. Russische Waffen befestigten Augusts Königthum, Leszinski (erst am 12. September 1733 gewählt) mußte sich nach Danzig werfen, das sich aber auch nach hartem Widerstande am 9. Juli ergab und mit schweren Strafgeldern seine Treue büßte: verkleidet entkam Stanislaus mit Mühe auf preußisches Gebiet. In Italien schloß das erste Kriegsjahr mit dem Verlust der Lombardei; zu Ende des Jahres 1734 war auch Neapel und Sizilien dem Kaiser verloren.

Bereits jetzt drang Prinz Eugen auf Frieden, aber eine Gegenpartei, unter Führung des Hofkanzlers Sinzendorf, erzwang die Fortsetzung des Kampfes, und im Mai 1735 mußte Eugen das Kommando des Reichsheeres wieder übernehmen. Aber zum Angriffskrieg ließ er sich nicht bewegen, selbst als im August

ein russisches Hilfskorps bei ihm eintraf und auch Baiern, etwas spät sich seiner reichsfürstlichen Verpflichtungen erinnernd, Truppen anbot. Mit schwerem Herzen entschloß sich der Kaiser endlich zu unmittelbaren Verhandlungen mit Frankreich, das, unbekümmert um seine Verbündeten, auf dieselben einging. Auch der Kaiser hielt es nicht für nöthig, die Reichsfürsten zu befragen, sondern schloß am 3. Oktober 1735 den Wiener Frieden, bei dem in hergebrachter Weise das deutsche Reich die Kosten der Niederlage Oestreichs zu tragen bekam, während die pragmatische Sanktion von Spanien und Frankreich anerkannt ward.

Stanislaus Leszinski verzichtete zu Gunsten seines Gegners auf Polen, erhielt dafür das deutsche Herzogthum Bar und auch Lothringen, sobald dem lothringischen Hause durch den Tod des letzten kinderlosen Medici das Großherzogthum Toskana zugefallen sein würde. Beide Herzogthümer sollten nach Stanislaus' Ableben an die Krone Frankreich fallen, und der Kaiser versprach, dafür die Genehmigung von seiten des Reiches zu er-
1736 wirken. (Geschah 19. Mai 1736.)

Der König von Preußen war über den Friedensschluß empört: im höchsten Unmuth rief er aus: „Der Kaiser traktirt mich und alle Reichsfürsten, wie Schubjacks, was ich gewiß nicht verdient habe." Aber das Maß der Kränkungen und Demüthigungen, welche dem nur zu loyalen Fürsten bereitet werden sollten, war auch jetzt noch nicht voll.

Wollte der Kaiser sich der dauernden Freundschaft Frankreichs versichern, so mußte auch etwas für das von diesem begünstigte wittelsbachische Haus geschehen, welches obendrein nach dem dereinstigen Tode Karls VI. die nächsten Ansprüche auf die östreichischen Erblande zu haben vermeinte. Wie konnte er dies Haus besser entschädigen, als wenn er der pfalz-sulzbachischen Linie die Herzogthümer Jülich und Berg zuwandte? Dies war sowol dem Papst erwünscht, der das katholische Land nicht in die Hände des protestantischen Herrschers gelangen lassen wollte, als auch der französischen Regierung, welche eine weitere Verstärkung Preußens am Niederrhein höchst ungern gesehen hätte. So wurden
1738 denn auf Antrieb des Kaisers und Frankreichs am 10. Februar 1738 in Berlin gleichlautende Noten übergeben, in denen der Kaiser, Frankreich und Holland forderten, daß die jülich-bergische Frage ihrer Entscheidung überlassen werde.
1739 Friedrich Wilhelm wies dies Ansinnen entschieden ab; aber am 13. Januar 1739 verständigten sich die Bevollmächtigten Frankreichs und des Kaisers zu Versailles dahin, daß nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz Jülich und Berg wenigstens vor der Hand in den Besitz des Pfalzgrafen von Sulzbach übergehen sollten.

Jetzt erst erkannte Friedrich Wilhelm die Freundschaft Oestreichs in ihrem wahren Werth; in diesen Tagen mag es geschehen sein, daß er, auf den Kronprinzen deutend, das prophetische Wort aussprach: „Da steht einer, der mich rächen wird." Jetzt wandte er sich, ähnlich dem Großen Kurfürsten im Jahre 1679, an das verhaßte Frankreich, welches — leichtsinnig genug — ihm am 5. April 1739 wenigstens Berg ohne Düsseldorf zusicherte.

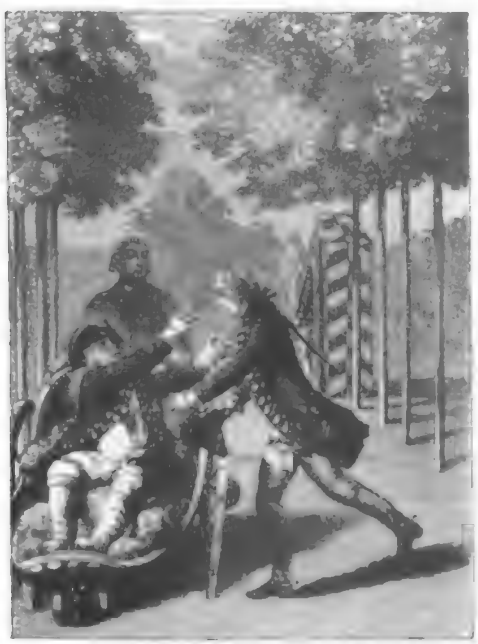
Ob Frankreich sein Wort besser halten werde, als der Kaiser, sollte Friedrich Wilhelm

nicht mehr erleben. Seit er im Jahre 1734, an der Wassersucht schwer erkrankt, den Tod erwartet hatte, lebte er nur noch durch die Kunst der Aerzte: von Natur reizbar und aufbrausend, verbittert durch sein körperliches Leiden und gequält von Todesgedanken, die für den kaum Fünfzigjährigen etwas unendlich Verdüsterndes hatten, machte er sich und den Seinigen das Leben recht schwer. Das einzige, was ihm reine Freude machte, war das Wohlgefallen an dem Kronprinzen, mit dem ihn nach den langen Jahren schwerer Verkennung innige Liebe verband. Nach schlimmen Zweifeln hatte er endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß das Werk seines eigenen Lebens in den Händen des Kronprinzen wohl aufgehoben sein werde.

Ende April 1740 ließ sich der König nach seiner geliebten Soldatenstadt überführen: „lebwohl, Berlin", rief er, „in Potsdam will ich sterben." Am 26. Mai sandte die Königin dem Kronprinzen nach Rheinsberg die Nachricht, er müsse eilen, wenn er seinen Vater noch lebend antreffen wolle. In der Frühe des nächsten Tages fand das rührende Wiedersehen zwischen Vater und Sohn in Potsdam statt. An dem folgenden Tage besprach der König mit dem Thronfolger eingehend

1740

Chodowieckische Kupfer zur Geschichte Friedrich Wilhelm I.: „Der König ordnet kurz vor seinem Tode sein Leichenbegängniß selbst an. (Auf einen Sarg deutend): In diesem Bette werde ich recht ruhig schlafen."



Chodowieckische Kupfer zur Geschichte Friedrich Wilhelm I.: „Der kranke König umarmt seinen Sohn, den Kronprinzen, den er gleich darauf von seinem künftigen bald anzutretenden Reiche unterrichtet."

die Lage des Staates und betheuerte wiederholt, daß er zufrieden sterbe mit Dank gegen den Himmel, der ihm einen so würdigen Erben beschert habe. Am 30. Mai übergab er ihm die Regierung, „Staat, Land und Leute, die volle Souveränität." Am 31. Mai früh morgens nahm er von seiner Familie den zärtlichsten Abschied, sagte seinen Ministern, Räthen und Offizieren lebewohl, ließ sich dann aufs Sterbelager bringen und beobachtete — soll man es philosophische Ruhe oder soldatische Festigkeit nennen? — in einem Spiegel das Herannahen des Todes. „Herr Christus, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben", waren seine letzten Worte.

Als Text seiner Leichenpredigt hatte er sich den Spruch gewählt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft."

„Er starb", sagt Friedrich der Große, „mit der Festigkeit eines Philosophen und der Ruhe eines Christen. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart bis zum letzten Lebenshauche, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt, und über den Tod triumphirend als ein Held."

Digitized by Google

Hatte die siebenundzwanzigjährige Regierung des Königs auch noch keine Früchte gezeitigt — wenigstens in der äußeren Politik Preußens, so war doch eine Saat ausgestreut, welche die reichste Ernte verhieß, sobald die rechte Zeit und der rechte Schnitter kam.

Die Einnahmen des Staates betrugen jetzt über sieben Millionen Thaler, das Heer, trefflich geschult und ausgerüstet, zählte über 80,000 Mann. Außerdem hinterließ der König einen baaren Staatsschatz von 8,700,000 Thalern. Aber fast noch wichtiger war, wie bereits bemerkt, daß er durch seine Verwaltung und sein Beispiel jenen altpreußischen Geist strengster Pflichterfüllung, ernster Arbeitsamkeit und militärischer Einfachheit und Abhärtung erzeugt hatte.

Drillszene aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. Kupfer von Daniel Chodowiecki.

23. Der Krieg Oestreichs gegen die Türkei (1736—1739).

Am 21. April 1736 war der greise Türkensieger, Prinz Eugen, gestorben. Mit dem Wohl und Wehe Oestreichs innig verwachsen, war er auch in politischen Dingen ein unbestechlicher Rathgeber gewesen. Gewiß hatte er in den letzten Jahren, da Karl VI. sich um die Garantie der pragmatischen Sanktion abmühte, mit schwerer Sorge in die Zukunft geschaut: soll er doch geäußert haben, die besten Garantieen seien ein schlagfertiges Heer und ein voller Schatz: an beiden sollte es dem Staate bald völlig gebrechen. Er hätte es am liebsten gesehen, daß man die muthmaßliche Thronerbin Maria Theresia mit dem bairischen Kurprinzen vereinigt hätte: aber er mußte noch erleben, daß sie dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt wurde (Februar 1736). Indeß am meisten vermißte man den Prinzen Eugen, als man im Jahre 1736 einen neuen Türkenkrieg unternommen hatte, in dem die Errungenschaften glänzender Feldzüge und des Passarowitzer Friedens durch eine schmähliche Kriegführung und einen noch schmählicheren Friedensschluß dahingeopfert wurden.

Aeußerlich betrachtet trat Oestreich als Hilfsmacht Rußlands in die Aktion, denn gemäß dem Vertrage vom 6. August 1726 forderte die Kaiserin Anna

30,000 Mann Hilfstruppen: auch auf die durch den Karlowitzer Frieden beſiegelte Quadrupelallianz gegen die Pforte griff Oeſtreich zurück und forderte demgemäß Venedig und Polen zur Betheiligung auf. Aber die altersſchwache Republik war jedem Wagniß abgeneigt, das zerrüttete Polen hatte nicht dasſelbe Intereſſe am Kriege wie der Kaiſerſtaat. Denn in Wahrheit beabſichtigte Oeſtreich, im Bunde mit Rußland das Werk, das der Prinz Eugen nur zur Hälfte vollbracht, zu vollenden. Dazu trieb Karls einflußreichſter Günſtling Bartenſtein, und der Prinz von Hildburghauſen wollte Lorbeeren ſammeln. Die Vielköpfigkeit der Heeresleitung, die Zerſplitterung der Armee, Gewiſſenloſigkeit in der Ausrüſtung der Feſtungen und der Beſchaffung von Proviant und Munition führten den kläglichſten Ausgang herbei.

Im erſten Jahre (1736) kam es eigentlich nur zu vorbereitenden Schritten. Oeſtreich ſtellte ſeine 30,000 Mann in der Gegend von Peterwardein und an der ſerbiſchen Morawa auf. Die Pforte bemühte ſich, mit Hilfe des Joſeph Rákóczy, — er war der ältere Sohn des im Jahre 1735 verſtorbenen Franz und nannte ſich Erbprinz von Siebenbürgen, — Ungarn in Aufſtand zu verſetzen. Bei ſteigendem Kriegseifer vermehrte man die Armee, welche man in drei Korps theilte, auf 50,000 Mann und übertrug Seckendorf die Würde eines Generaliſſimus. Nach anfänglichen Erfolgen im Jahre 1737 ſah er ſich aus Serbien und Bulgarien zurückgedrängt, ward abberufen, feſtgeſetzt und vom Pöbel als „proteſtantiſcher Verräther" gebrandmarkt. Zwar erhob ſich Ungarn nicht, aber die Pforte ſchritt zum Angriff; im Auguſt 1738 war Orſowa genommen, der Großvezier rückte auf Temesvár. Das dritte Kriegsjahr, wo Wallis die Oberleitung hatte, enthüllte den großartigſten Unterſchleif in der Heeresverwaltung. In Belgrad ſoll Wallis nur ein Drittel des angeblich gelieferten Getreides, und unter dem Pulver zu zwei Drittheilen ſchwarze Erde eingemiſcht gefunden haben. Nach der Niederlage bei Krocska (23. Juli 1739) verlor er ganz den Kopf, und als Suckow, der feige Kommandant von 1739
Belgrad, die Feſtung nicht halten zu können erklärte, eilte er die Friedensvermittlung des franzöſiſchen Geſandten Villeneuve in Anſpruch zu nehmen. Indem ihm der Kaiſer jetzt ſeine Vollmachten entzog, fiel die Verantwortlichkeit für den ſchmachvollen Frieden auf die Schultern des Grafen Neipperg.

Der Friede von Belgrad (18. September 1739) beraubte Oeſtreich der Er- 1739
rungenſchaften des Paſſarowitzer Friedens und warf es auf die Karlowitzer Abmachungen zurück. Was half es, daß Wallis auf dem Spielberg, Neipperg auf der Grazer Feſtung büßten? Der Geiſt der Armee war durch den unglücklichen Krieg geſunken, die wohlthätigen Reformen des Prinzen Eugen im Heerweſen mußten bei der ſteigenden Finanznoth erlahmen. Wehe dem Kaiſerſtaate, wenn Karl VI. die Augen ſchloß und es dem jungen Preußenkönig einfiel, von ſeinem Heer und ſeinem Staatsſchatz den Gebrauch zu machen, zu welchem Oeſtreichs langjährige Perfidie ihn beinahe herausforderten!

Vor allem Belgrad mußten die Oeſtreicher in dem nach dieſer Stadt genannten Frieden den Türken überlaſſen, aber auch die kleine Walachei abtreten. Ebenſo nahm die Pforte Inſel und Feſtung Orſowa ſammt dem Vorwerke der heil. Eliſabeth.

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.

So schonend auch Friedrich der Große stets seines Vaters gedenkt, mit dem ihn zuletzt die zärtlichste Liebe verband, zeigte er doch sofort bei dem Antritt seiner Regierung, daß ein neuer Geist fortan in ihr walten werde. Wie hätte der achtundzwanzigjährige Jüngling, dessen blaue Augen so frei und stolz in die Welt strahlten, der seine allem Edlen zugängliche Seele den Meistern im Reich der Künste und Wissenschaften früh erschlossen, der aber auch in der inneren Staatsverwaltung, wie in der äußeren Politik gar manches hatte geschehen lassen müssen, was er nicht billigte, seine eigenen Ideale nicht sofort verwirklichen sollen, immerhin unter dankbarer und pietätvoller Anerkennung der Thätigkeit Friedrich Wilhelms I.? Er hatte einen vollgiltigen Anspruch erworben, sich als Herrscher zu fühlen und als Herrscher zu zeigen, denn er hatte seit länger als einem Jahrzehnt dienen gelernt und war durch die schwere Schule des Unglücks gegangen. Von dem Moment an, wo er als begnadigter Deserteur der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer zugewiesen wurde, hatte er seine eigenen Wünsche hinter die Befehle seines Vaters zurücktreten lassen, und wenn er auch immer noch Zeit fand, in den Künsten, der Wissenschaft und Literatur die nothwendige Erholung zu suchen, war seine Zeit und seine Sorge vornehmlich den Dingen zugewandt, welche ihm der König als den Kreis seiner Pflichten vorgezeichnet hatte.

Es war ein eigenthümliches tragisches Verhängniß gewesen, daß Friedrich Wilhelm, der starre Selbstherrscher, in seinen persönlichsten Verhältnissen als Hausherr und Vater erfahren mußte, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, den eignen Geist willkürlich einem andern einzuflößen. Prinz Friedrich (am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren als dritter Sohn Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Sophie Dorothea) hatte in seiner frühesten Kindheit dem Vater, der ihn zu einem guten Christen, einem sparsamen Wirth und vor allem zu einem tüchtigen Soldaten erziehen lassen wollte, wenig Schwierigkeiten bereitet, und die Freude, welche er an seinen kleinen Kadetten fand, durfte die Hoffnung aufkommen lassen, daß der Lieblingswunsch des Vaters in Erfüllung gehen werde. Aber wenn man dem Prinzen nicht den Geschmack an solchen geistlosen und rein mechanischen Dingen, wie der Gamaschendienst ist, frühzeitig verderben wollte, wozu gab man ihm einen vielseitig gebildeten, mit hervorragendem Sinn für die schönen Künste begabten Deutschfranzosen wie Duhan de Jandun zum Erzieher? Er führte ihn nicht allein überhaupt auf das Gebiet der Literatur, er nährte in seinem Pflegling auch das Wohlgefallen an der Literatur

Friedrich der Große und ſeine Schweſter Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Mohren.
Gemalt vom Hofmaler Antoine Peſne zu Berlin.

der Franzoſen, welche als Volk dem Könige aufs tiefſte verhaßt waren. So ward der Prinz, den Wünſchen ſeines Vaters entgegen, kein Soldat, ſondern ein Poet, und, als ihm die Nachſicht der zärtlichen Mutter den Unterricht des berühmten Flötenſpielers Quanz verſchaffte, ein „Querpfeifer“ dazu. Mit den verbotenen franzöſiſchen Büchern fand ſich die franzöſiſche Mode ein, der ſeidene Schlafrock und der unſoldatiſche Haarbeutel. Der Prinz wurde auch kein Chriſt nach dem Herzen ſeines Vaters: aber freilich hätte man dieſem Geiſte, welchem die dogmatiſchen Spitzfindigkeiten der damaligen Orthodoxie ohnehin zuwider waren, den Inhalt

Digitized by Google

der chriſtlichen Religion nicht dadurch verleiden ſollen, daß man ihm Pſalmen und Lieder zur Strafe zu lernen gab. Weniger Entſchuldigung verdient es, daß der Prinz auch die ökonomiſchen Grundſätze, die man ihm einprägen wollte, ſo wenig beherzigte, daß er kein Bedenken trug, Schulden zu machen; und ſoweit ſich der Zorn des Vaters gegen dieſes Unweſen richtete, war er nicht ungerechtfertigt. Auch in dem Verhältniß zum weiblichen Geſchlecht trat der Prinz nicht in die Fußſtapfen des ſittenſtrengen Königs. Trotz alledem hätte das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ſich nicht ſo verzweifelt geſtaltet, wenn beide nicht auch von einem ganz verſchiedenen Temperament geweſen und neben ganz verkehrten pädagogiſchen Maßregeln auch noch andere Uebelſtände hinzugekommen wären. Es wurmte den König, daß ſein Sohn ihm nichts zu Willen thun wollte, außer gezwungen: den zarten feinfühligen Knaben und Jüngling traktirte er mit körperlichen Mißhandlungen, welche zum mindeſten Widerwillen hervorrufen mußten. Und nun der Zwiſt im Vaterhauſe wegen der engliſchen Doppelheirat, um derentwillen zwiſchen dem König und der Königin die häßlichſte Disharmonie herrſchte. Es war natürlich, daß der gemißhandelte Prinz ſich der Mutter zuwandte und mit ihr und der geliebten Schweſter Wilhelmine, als ſeiner Leidensgefährtin, gegen das Familienoberhaupt Partei nahm. Den eigentlichen Bruch führte der König obendrein ſelbſt herbei: als er dem Prinzen nach einer empörenden Mißhandlung ſagte, er würde ſich erſchoſſen haben, wenn ihn ſein Vater ſo behandelt hätte, war Friedrichs Entſchluß gefaßt, und auf einer Reiſe, die er in Süddeutſchland mit ſeinem Vater machte, verſuchte er (4. Auguſt 1730) den bereits früher gehegten Fluchtplan zu verwirklichen. Es iſt bekannt, wie ein aufgefangener Brief an ſeinen Freund, den Lieutenant von Katte, über die Abſichten des Prinzen völlige Klarheit brachte und der König nun über den Sohn herfiel und ihm den Degen durch den Leib geſtoßen hätte, wenn ein General nicht dazwiſchen getreten wäre. Man möchte heute gern in Abrede ſtellen, daß Friedrich Wilhelm jemals die Abſicht gehabt habe, den Prinzen

Friedrich der Große als Knabe.
Nach dem Leben gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne in Berlin.

wirklich mit dem Tode zu beſtrafen, weil eben ausdrückliche Beweisſtellen fehlen. Es iſt aber ſchon charakteriſtiſch genug, daß für den König eine ſolche Frage überhaupt entſtehen konnte. Wir laſſen es unentſchieden, ob wirklich die Fürſprache der fremden Mächte ſo überflüſſig war, ob die Feſtigkeit des Kriegsgerichts, das ſich für inkompetent erklärte, nicht die höchſte Bedeutung hatte. Genug, am 1. November ließ der König „Gnade für Recht“ ergehen: der Prinz kam als Gefangener nach Küſtrin, aber Kattes Haupt fiel, und wenn es nach Friedrich Wilhelms Wunſch gegangen wäre, hätte der unglückliche Prinz den Opfertod ſeines Freundes mit eigenen Augen ſehen müſſen.

Friedrich ſah ein, daß er ſich unterwerfen müſſe, und wenn es auch für jeden Menſchenkenner ſtets fraglich bleiben wird, ob er durch eigenes Nachdenken und geiſtlichen Zuſpruch zu aufrichtiger Reue und der Erkenntniß gelangte, daß er ein himmelſchreiendes Unrecht begangen, ſo betrachtete er doch die ihm angewieſene Arbeit auf der Kriegs- und Domänenkammer als die halbe Erlöſung und eignete ſich durch aufmerkſames Zuhören, eifrige Beſprechungen einen werthvollen Schatz volkswirthſchaftlicher Kenntniſſe an. Zwar wurde der König allmählich milder gegen ſeinen Sohn, aber die Freiheit erlangte er nur dadurch wieder, daß er ſich ein unerträgliches Ehejoch aufzwingen ließ. Am 10. März 1732 verlobte er ſich mit der an ſich nicht unliebenswürdigen, aber ungeliebten Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, welche die kaiſerliche Politik ihm beſtimmt hatte. So brachte ihn der Vater nicht allein um eine frohe Jugend, ſondern auch um die Freuden, welche eine auf inniger Zuneigung beruhende Ehe dem Manne gewährt haben würde. Nach ſeiner Verheirathung (12. Juni 1733) durfte er in Rheinsberg bei Ruppin einen eigenen Hofhalt führen und verlebte hier im Verein mit gleichfühlenden, edlen Männern unvergleichlich ſchöne Tage. Zwar hatte er auch als Oberſt eines in Ruppin ſtehenden Regimentes militäriſche Pflichten, mit denen er es ſehr genau nehmen mußte, aber er fand doch noch genug Muße für die ernſte Wiſſenſchaft, die ſchöne Literatur, die edle Kunſt und jene Vergnügungen, welche das Herz erheitern und dem Geiſte neue Friſche verleihen. Geſchichte, Kriegswiſſenſchaft, Staatskunſt beſchäftigten ihn gleichmäßig und regten ſeine natürliche Schaffenskraft an. Mit ſeinen militäriſchen Freunden, die er zu einem Ritterorden vereinigte, ſtudirte er die Kriegskunſt, deren Bedeutung für ſeinen Staat und einen preußiſchen Regenten er längſt erkannt hatte. Durch ſeine Widerlegung des Buches „vom Fürſten“, in welchem der Florentiner Machiavelli im Anfange des XVI. Jahrhunderts eine raffinirte Regierungskunſt zu empfehlen ſchien, bewies Friedrich die edelſten Geſinnungen und erweckte die beſten Hoffnungen für ſeine dereinſtige Regententhätigkeit. Auch hat er nie den Grundſatz ſeines Anti-Machiavell (erſchien 1738) vergeſſen, daß „der Fürſt nur der Diener ſeines Volkes ſei.“ Aber ſein vornehmlichſtes Intereſſe galt doch der franzöſiſchen Literatur, da ſein Ohr von Jugend auf an den vermeintlichen Wohllaut dieſer Sprache gewöhnt war und ihn außerdem die Schriften der Franzoſen, beſonders des geiſtreichen und witzigen Voltaire anzogen. Im Jahre 1736 trat er mit dem ebenſo eiteln, als talentvollen Manne in Brief-

Zeitgenöſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs: „Friedrich II. wird als Kronprinz im Juni 1733 mit der Prinzeſſin Eliſab. Chriſtiane von Braunſchweig zu Salzthal vermählt.“ Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

wechsel, und dieser geistige Verkehr blieb nicht ohne Folgen für die Anschauungsweise des Prinzen, namentlich für seine von jeher nicht sehr festen religiösen Ueberzeugungen. Ohne dem frechen Gottesleugner beizupflichten, ist Friedrich zu einer unbedingten Annahme dessen, was als christliche Heilswahrheit gilt, nie gelangt, wennschon seine Briefe häufig eine religiöse Stimmung verrathen. Dagegen beförderte sein Skeptizismus hinsichtlich der wahren Erkenntniß und des rechten Glaubens seine Toleranz gegen alle Bekenntnisse und ließ ihn echter Frömmigkeit seine Achtung nicht versagen. An die Stelle der christlichen Ethik trat für ihn ein höchstes, nie zu erreichendes Pflichtideal.

Nur einmal, im Jahre 1734, wurde der Prinz, wie erwähnt, auf längere Zeit dem Rheinsberger Kreise entrückt, um unter den Augen des alten Prinzen Eugen zum ersten Mal einem Feinde ins Auge zu schauen. Einen Einfluß auf die Regierung gewann er bei Lebzeiten seines Vaters nicht und mußte der unthätige Zeuge der Verunglimpfungen sein, welche Preußen unausgesetzt von seiten des Kaisers erfuhr. Um so besser konnte er über die Maßnahmen, welche dem Wiener Hofe gegenüber zu ergreifen seien, mit sich zu Rathe gehen; und einem oder dem andern Scharfsichtigen entging schon in Rheinsberg nicht, daß der Kronprinz von dem stolzen Ehrgeiz erfüllt war, an der Erhöhung des Hauses Hohenzollern zu arbeiten, wie dereinst der Große Kurfürst.

Zwar täuschten sich diejenigen, welche von dem Regierungsantritt Friedrichs ein goldenes Zeitalter der Musen erhofft hatten, wie es die Rheinsberger Tage zu verkündigen schienen, aber insofern blieb der junge König seiner Vergangenheit und seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, als seine ersten Regierungshandlungen Akte der Humanität, der Toleranz und Aufklärung waren.

Um dem Nothstande, den der letzte strenge Winter hervorgerufen, zu steuern, ließ er aus den väterlichen Magazinen den Unbemittelten das Korn zu ermäßigtem Preise verkaufen und gewährte den Armen auch Geldunterstützungen. Die Folter ward abgeschafft, die gewaltsame Werbung, die Mißhandlung des gemeinen Soldaten verboten. Die Akademie der Wissenschaften erhielt die ihr entzogenen Einkünfte zurück, der berühmte Gelehrte Maupertuis wurde eingeladen, die Anstalt zu reorganisiren; der aus Halle vertriebene Philosoph Wolff wurde als Vizekanzler dahin zurückgerufen. Auf Anregung des Königs, der die „Gazetten nicht geniren wollte", erschien die Haudesche (Spenersche) Zeitung im Juni 1740. Am 22. Juni ertheilte er auf Anfrage des geistlichen Ministeriums den so oft zitirten Bescheid: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon selig werden." Auch der Familie des unglücklichen Katte bewies er jetzt seine Dankbarkeit.

Aber in zwei Punkten hielt er die Traditionen des Vaters fest: er wünschte dem Volke neue Auflagen zu ersparen; er beschloß an dem Truppenbestande nicht zu rütteln. Zwar wurde mit der kostbaren Spielerei der „langen Kerls" ein Ende gemacht, aber das Kriegsheer durch Errichtung neuer Regimenter erheblich verstärkt (um 10,000 Mann). Er deutete damit an, was die Welt von ihm zu erwarten habe; er wies seinen Gesandten, den er aus Anlaß des
1740 Thronwechsels nach Frankreich schickte an, recht geflissentlich von diesen Rüstungen Erwähnung zu thun und die Befürchtung auszusprechen, daß die Vermehrung der preußischen Truppen einen europäischen Kriegsbrand entzünden könne. So beanspruchte er vom ersten Augenblicke an für seinen Staat eine Großmachtsstellung: mitleidig lächelten die Franzosen, aber in ihren Spott mischte sich doch Unbehagen, wie wenn der Leiter der französischen Politik, Kardinal Fleury

(November 1740) einem Vertrauten schrieb: „Der König von Preußen ist eitel bis zum höchsten Grade und glaubt sich den größten Kronen zum mindesten gleich."

Schon im September 1740 zeigte Friedrich, daß er nicht gewillt sei, auch 1740
nur den geringsten Anspruch Preußens ohne Kampf aufzugeben. Als die Bewohner der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstall ihm die unbedingte Huldigung verweigerten, weil dieselbe ein Lütticher Lehen sei, und der Bischof von Lüttich sie in ihrem Ungehorsam unterstützte, ließ Friedrich marschieren: es war ihm nicht um das abgelegene Ländchen zu thun, das er dem Bischof gegen eine angemessene Entschädigung überließ: aber es machte Eindruck, daß zu einer Zeit, wo ein allgemeiner Konflikt wie ein Gewitter in der schwülen politischen Atmosphäre lag, dort im Grenzgebiet zwischen französischem, holländischem und englischem Besitze, gleichsam an der empfindlichsten Stelle Europas, preußische Bataillone zu erscheinen wagten. — Bald sollte Europa noch mehr staunen, als es sich um einen größeren Preis handelte.

Am 25. Oktober traf in Berlin die Nachricht ein, Kaiser Karl VI. sei am 1740
20. Oktober verschieden: die Gelegenheit, am Hause Habsburg Vergeltung zu üben, war da.

---

2. Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.

Daß der Tod Karls VI. für Preußen eine ausnehmend günstige politische 1740
Konstellation schuf entging schon den Ministern des jungen Königs nicht; der arbeitstüchtige, aber ängstliche Podewils machte den König darauf aufmerksam; der Staatsminister von Rochow in Kleve erinnerte sich an einen alten Entwurf des Großen Kurfürsten zur Besitzergreifung von Schlesien und wies Friedrich darauf hin: der alte Kanzler der Universität Halle, Ludewig, theilte am 1. November mit, er habe auf Veranlassung des verstorbenen Ministers von Ilgen seit vierzig Jahren die Belege für die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien gesammelt. Friedrich berief ihn nach Berlin und übertrug ihm die Ausarbeitung einer gelehrten Deduktion jener Ansprüche. Aber alle jene Erinnerungen waren überflüssig. Er hatte sich schon erkundigt, ob in Schlesien beide Geschlechter zur Nachfolge berechtigt seien, und als sich herausstellte, daß gerade die Habsburger stets behauptet hatten, Schlesien sei ein Mannlehen, folgerte er einfach: „Da Maria Theresia nur kraft der pragmatischen Sanktion in Schlesien folgen kann, meine Garantie derselben aber hinfällig ist, so trete ich in die Rechte meines Stammes wieder ein."

Die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern sind bereits bei der Geschichte des Großen Kurfürsten erläutert worden und bedürfen hier um so weniger einer genaueren Darstellung, als der König in erster Linie an sein moralisches Recht dachte und sich daneben, wie er selbst eingestand, von Ehrgeiz und Thatendrang leiten ließ. Die gelehrten Auseinandersetzungen des halleschen Kanzlers waren aber für das Publikum und das offizielle Europa unentbehrlich.

Die östreichische Staatskunst war selbst daran Schuld, daß der König die Garantie, welche sein Vater gewährt, für nichtig erklären konnte: der vorausgesetzte Preis — Jülich-Berg — war vorenthalten worden. Einsichtige östreichische Staatsmänner hatten vorausgesagt, daß Preußen den Vertragsbruch dereinst ahnden werde, aber man glaubte, Baiern und seinen Schirmherrn Frankreich nicht kränken zu dürfen und, gedeckt durch Rußland, Preußen entbehren zu können. Man hatte das Spiel nicht gescheut, welches man mit dem Großen Kurfürsten getrieben und das diesen veranlaßt hatte, bei Gelegenheit des Friedens von St. Germain jene Denkmünze mit der Inschrift zu prägen: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Einst aus meiner Asche wirst du mir, o Rächer, erstehen.) An diesen Frieden ließ der König, gewiß bezeichnend, im Dezember
1740 1740 in Wien erinnern.

Zu dem moralischen Rechte kamen politische Erwägungen: sollte er ruhig abwarten, ob etwa Sachsen bei dem allgemeinen Ansturm aller Gegner der pragmatischen Sanktion Schlesien erbeuten würde?

Endlich, und nicht im kleinsten Maße, trieb den König, wie er selbst eingestanden hat, die Begier nach Ruhm und kriegerischen Ehren. Seit dem Tage, wo die wichtige Todesbotschaft in Rheinsberg anlangte, sehen wir Friedrich in der freudigsten Erregung, dem zuversichtlichsten Hochgefühl. „Ich denke“, schreibt er an Podewils, „die kühnste schneidigste Unternehmung zu beginnen, der sich je ein Fürst meines Hauses unterzogen hat.“

Wie hätte gegenüber den politischen Erwägungen, welche den Moment zu benutzen empfahlen, der Gedanke, daß man im Begriff war, ein hilfloses Weib anzugreifen, den König von seinem Vorhaben abbringen sollen! Die Gesetze der Galanterie sind weder für Oestreich je maßgebend gewesen, noch können sie bei den großen Fragen der Weltgeschichte die Entscheidung zu geben beanspruchen.

Wol hätte man Maria Theresia gönnen mögen, im Frieden ihrem Lande eine segensreiche Mutter zu sein, aber hat der Preußenkönig nicht auch für lange Zeit auf das Glück verzichten müssen, die Wohlfahrt seines Volkes als milder und gerechter Landesvater zu fördern und zu pflegen? Die Kaisertochter war bestimmt, für die jahrhundertelangen Versündigungen ihres Hauses zu büßen, wie König Friedrich berufen war, seinem Staate die Stellung zu sichern, die ihm längst zukam. So erlebte die Welt das großartige Schauspiel, daß zwei einander ebenbürtige Gegner in die Schranken traten, um ihre Machtansprüche mit den Waffen zu entscheiden.

Die Kaiserin schildert in sympathischer Weise ein moderner östreichischer Geschichtsschreiber: „Die besten Gaben des Weibes waren der ältesten Tochter Karls VI. eigen; blühende Gesundheit, körperliche Schöne, ein reiches und starkes Gemüth, das, gläubig und nach Selbstachtung ringend, Freuden und Leiden genießen und ertragen kann, ohne überschwänglich oder verzagt zu werden: klarer praktischer Verstand, der vieles rasch erfaßt und durchdringt, und wo er nicht ausreicht, an dem richtigen Gefühle einen Bundesgenossen besitzt; ein kräftiges Wollen, das der Launenhaftigkeit und auch der heftigsten Regungen, der Kränkung und Eifersucht Meister wird, und vor allem jene liebreizende Natürlichkeit und Anmuth, welche das früh entwickelte Hoheitsbewußtsein, den Ehrgeiz, die weibliche

Hast und frauenhafte List der späteren Herrscherin auf dem schwierigsten Throne adelt und mildert, und die um so unwiderstehlicher wirkt, je ungekünstelter sie in Wort und Geberde erscheint."

Trefflich stellt dagegen ein preußischer Historiker ersten Ranges den Gegensatz zwischen Maria Theresia und Friedrich dar. Hier nur den Anfang der Charakteristik. „Auch sie wußte, was sie wollte, und sie wollte es, mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, rücksichtslos. Sie glaubte an ihre Sache; sie wagte es darauf, unbeirrt um die Bedenken, ob sie durchzuführen sei, die die Vorsichtigeren unter ihren Räthen erhoben, unbekümmert um die Rechtserörterungen, die ihre Gegner ihr entgegenstellten, in dem echt politischen Gefühl, daß die ihr vererbte Macht des Hauses Oestreich etwas anderes sei, als eine Summe von Erbrechten und Besitztiteln. Darum ihr tiefer Groll gegen den, der sich gegen sie gewandt, als sei nicht ihr Recht, sondern ihre Macht nichts, der ihr zugemuthet hatte, was sie für Erniedrigung hielt. Er in der militärischen Ueberlegenheit der Offensive, sie in der moralischen und herzgewinnenden der Vertheidigung, so rangen sie gegen einander; sie mit wachsender Glut des Hasses, voll Stolz, zu allem Aeußersten bereit, unversöhnlich; er kalten Blutes, bei aller Kühnheit vorsichtig, seine Mittel berechnend."

Es war nicht Friedrichs Absicht, den östreichischen Gesammtstaat über den Haufen zu werfen, und wenn er auch aus persönlicher Ehrbegier die Entscheidung mit den Waffen herbeisehnte, unterließ er doch nicht, auf dem Wege der Verhandlungen zu versuchen, was er andernfalls mit dem Schwerte zu erwerben entschlossen war. Als der Großherzog Franz, der Gemahl der Erbtochter, gleich nach des Kaisers Tod ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte, erwiederte Friedrich bedeutsam, daß man ihn dazu in den Stand setzen müsse. Es war Maria Theresia klar, daß der König seine Freundschaft von Abtretungen abhängig machte, welche sie nicht bewilligen konnte, ohne der Würde ihres Hauses zu vergeben.

So wurde Friedrichs Erbieten zu einem Abkommen, mit dem Maria Theresia „gegen angemessene Zugeständnisse" die preußische Stimme für die Kaiserwahl ihres Gemahls, den Beistand der preußischen Kriegsmacht gegen alle Feinde der pragmatischen Sanktion gewonnen hätte, in Wien nicht gewürdigt; man zögerte mit der Antwort, um Zeit zur Zusammenziehung von Truppen in Schlesien zu gewinnen.

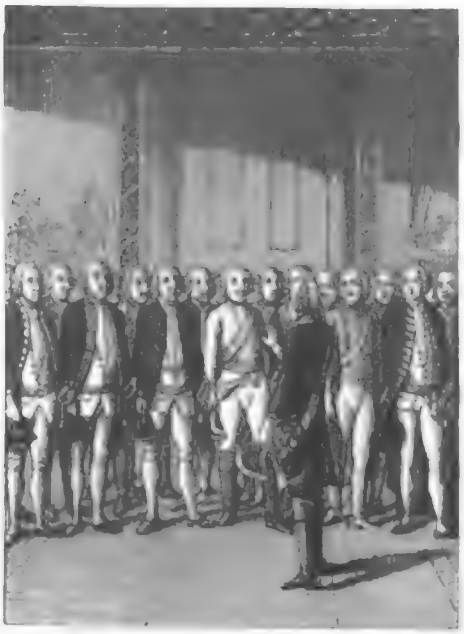
In dieser Hinsicht war ihr aber der König zuvorgekommen: seinem Grundsatz gemäß „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente" hatte Friedrich schon am 8. November einigen Regimentern Marschbefehle ertheilt 1740
und umfassende Rüstungen vorgenommen.

Die Lage der Kaisertochter war um so mehr gefährdet, als von allen Seiten Erbansprüche erhoben wurden; es zeigte sich, auf wie schwachen Füßen die Garantie der pragmatischen Sanktion gestanden. Da war zunächst Baiern, welches zu älteren, ziemlich bedeutungslosen Ansprüchen im Jahre 1722 einen neuen erworben hatte, indem der Kurprinz Karl Albrecht Josephs I. jüngere Tochter Maria Amalia heimführte. Nur vorübergehend hatte Baiern die pragmatische Sanktion anerkannt und gleich nach dem Tode Kaiser Karls in Wien erklärt, es betrachte Maria Theresia nicht als Thronfolgerin. Sachsen stand in erbrechtlicher Beziehung auf gleicher Stufe mit Baiern; zögernd wog es ab, wie es durch Opposition gegen Maria Theresia das vortheilhafteste Geschäft machen könne. Auch das bourbonische Spanien schob seine Garantie von 1725 und 1735 bei Seite, indem

es behauptete, in alle Rechte der habsburgisch-spanischen Linie eingetreten zu sein und berief sich auf den Vertrag, welchen dieselbe im Jahre 1617 mit der deutsch-habsburgischen geschlossen. Auch Frankreich nahm seine alte antiöstreichische Politik wieder auf, ohne selbst Ansprüche zu erheben; es hatte die pragmatische Sanktion nur „unbeschadet der Rechte eines Dritten" bestätigt. Indem der Kardinal Fleury die neue Herrscherin als „Königin Böhmens und Ungarns" begrüßte, versetzte er das Wiener Kabinett in einen verhängnißvollen Irrthum und veranlaßte dasselbe, den Ansprüchen Friedrichs erst recht schroff entgegenzutreten.

In Oestreich war namentlich Bartenstein, der im Jahre 1735 das Einvernehmen mit Frankreich hergestellt hatte, gegen jedes Eingehen auf die preußischen Anträge, um sich mit Frankreich, dem einzigen zuverlässigen Bundesgenossen, nicht zu überwerfen.

Ueber die Intensität und Schnelligkeit der preußischen Rüstungen hatte man sich in Wien in verhängnißvollster Weise getäuscht. Trotz der Warnungen des östreichischen Residenten in Berlin, Fr. von Demeradt, hatte man geglaubt, Friedrich „wolle den Hahn nur spannen, nicht losdrücken" gleich seinem Vater. Als Maria Theresia endlich den Marchese Botta d'Adorno nach Berlin schickte, um über den Zweck der Rüstungen Kunde einzuziehen, traf dieser die
1740 Truppen bereits im Marsch. Am 6. December kündigte Friedrich den auswärtigen Mächten an, er werde Schlesien durch ein Armeekorps besetzen lassen; trotz aller Vorstellungen Bottas ging er am 13. December nach Frankfurt ab, wo er an 30,000 Mann gesammelt hatte.



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Friedrich II. feuert bei dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges durch eine Rede seine Offiziere zur Tapferkeit an."
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Von dort aus erließ er ein Beschwichtigungsmanifest an die Schlesier, denen er von der bevorstehenden Besetzung ihres Landes, den Gründen dieser Maßregel Kenntniß gab und seinen Schutz versprach; auch verhieß er die strengste Mannszucht. Seine eigentlichen Absichten verrieth er aber nicht; er erklärte, er sei nicht gewillt die Königin von Ungarn zu beleidigen, sondern geneigt, ihr wahres Beste zu befördern. Er besetze, da das Erzhaus Oestreich von einem allgemeinen Krieg bedroht sei, das Land, um es gegen allen Eingriff und Einfall sicher zu stellen.

1740 Am 15. Dezember war Friedrich bereits in Krossen, wo er an seine Offiziere eine begeisternde Ansprache hielt. „Ich habe keine anderen Verbündeten als Euch", sagte der König: dann ward die schlesische Grenze mit fliegenden Fahnen und unter Trommelklang überschritten.

Wirklich war der König, ohne sich mit irgend einer andern Macht zu verständigen, „über den Rubikon gegangen," und wie leicht ihm auch zuerst der militärische Erfolg ward, in politischer Hinsicht war seine Unternehmung so be-

Digitized by Google

denklich, daß sie zu den kühnsten und gewagtesten aller Zeiten gerechnet werden muß. Die Minister des Königs waren in der aufgeregtesten Stimmung, den König selbst erfüllte die ruhigste Zuversicht. „Mein Herz sagt mir alles beste der Welt voraus," schreibt er vom ersten Standquartier auf schlesischem Boden, „ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und ein günstiges Loos, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen."

3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741).

In zwei Kolonnen, von denen der König die eine, Graf Schwerin die andere befehligte, rückte Friedrich in Schlesien ein. Er traf fast auf keinen Widerstand. Der protestantische Theil der Bevölkerung, der jahrhundertlangen Glaubenstyrannei der Habsburger müde, stand mit seinen Sympathien auf preußischer Seite; bei den Katholiken und besonders bei den Klosterinsassen brach freilich eine Panik aus. Die gute Mannszucht der Truppen, die Leutseligkeit des Königs thaten das Uebrige. Der Vertheidigungszustand des Landes bot keine Hindernisse. Nur die Festungswerke von Breslau und Neiße befanden sich in leidlichem Stande; die von Glogau und Glatz waren halb verfallen. Durch die Verstärkungen, die man in letzter Stunde in die bedrohte Provinz geworfen, hatte man die östreichische Heeresmacht in Schlesien nur bis auf 7000—8000 Mann gebracht. So durchschritt der König im Siegeslaufe das Land und hielt schon am 3. Januar 1741 seinen Einzug in Breslau, welches sich vor- 1741
her östreichische Besatzung verbeten hatte und jetzt Neutralität zugesagt erhielt.

Um diese Zeit machte Friedrichs Gesandter Gotter in Wien Friedenserbietungen. Es war schon das zweite Mal, daß der König Vertragsvorschläge nach Wien gelangen ließ. Denn unmittelbar nach seinem Einmarsch in Schlesien überbrachten Borcke und Gotter Anträge, welche dem Großherzoge Franz Friedrichs Beistand versprachen, wenn jener für Verlust und Gefahr angemessenen Ersatz leisten wolle: es zeigte sich, daß man darunter preußischerseits ganz Schlesien oder doch einen großen Theil davon verstand.

Friedrich bot 1) die Garantie Preußens zu Gunsten aller Besitzungen Oestreichs auf deutschem Reichsboden und deren Vertheidigung gegen alle Angreifer, 2) eine Allianz mit Oestreich, Rußland, England und Holland, 3) seine Bemühungen für die Kaiserwahl Franz Stephans 4) zwei Millionen Gulden zu Kriegsrüstungen.

Friedrich rechnete nicht auf die Annahme seiner Vorschläge. „wir werden uns blamiren, wenn wir in Wien unterhandeln wollen," sagte er von vornherein zu Podewils. Dennoch war man dort näher daran, auf den Antrag einzugehen als er selbst glaubte. Aber Stahremberg und Bartenstein, vor allem Maria Theresia selbst hielten die Kombination für unannehmbar, und von ihrem Standpunkte mit Recht. Gab man Preußen gegenüber die pragmatische Sanktion

preis, so brauchte sich keine Garantiemacht mehr um sie zu kümmern: gewährte man Friedrich einen Theil von Schlesien durch eine Konvention, so beanspruchte er den Rest nachher wol als Kriegskostenentschädigung. Aus demselben Grunde wurden auch die neuen Angebote Gotters abgelehnt. Hat diese Ablehnung auch Maria Theresia um ganz Schlesien und Glatz gebracht, man darf ihr doch nicht Eigensinn und Kurzsichtigkeit vorwerfen: sie konnte den Ausgang, namentlich Frankreichs Haltung nicht voraussehen, und daß ihr der Frieden auf der Spitze des Schwertes entgegengehalten wurde, machte ihn nicht annehmbarer.

So rückten denn die preußischen Truppen weiter vor, machten bald sogar einen Vorstoß bis an den Jablunkapaß, um ungarische Verstärkungen abzuhalten. Ende Februar besaßen die Oestreicher in Schlesien nur noch Glatz, Brieg, Glogau und Neiße. Es ist begreiflich, daß König Friedrich von Freude und Stolz über seinen leichten Sieg erfüllt war: er ließ seine Armee Winterquartiere beziehen
1741 und kehrte im Januar nach Berlin zurück. Es war aber klar, daß dies militärische Uebergewicht nur so lange dauern würde, als die Kaisertochter noch nicht genügende Truppen zur Hand hatte und es fragte sich, welche Stellung die einzelnen deutschen und europäischen Mächte einnehmen würden, sobald sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten. Zweifelhaft war schon Sachsen: denn obwol es vermöge seiner Ansprüche Oestreich feindlich war, erregte Friedrichs schneller Erfolg seine Eifersucht und Unruhe: an dem intriguenreichen russischen Hofe bekämpfte der preußische Gesandte den östreichischen vorläufig noch mit einigem Erfolg. Der schlimmste Feind Friedrichs war König Georg II. von England, welcher unter dem Vorwande einer bewaffneten Mediation im Februar
1741 1741 nach Wien einen großartigen Bündnißplan einsandte, bei dem es auf eine Verkleinerung Preußens, wenn nicht auf eine Auftheilung des Staatsgebietes abgesehen war.

Von östreichischer Seite wird dieser Entwurf, welcher besonders Rußland, England und Sachsen mit Oestreich einen sollte, auch auf Holland rechnete, nur als ein Schreckschuß bezeichnet. War dies wirklich der Fall, so hatte er jedenfalls eine andere, als die gewünschte Wirkung.

Um Preußen gegen Hannover und Sachsen zu sichern, wurde ein Heer unter dem alten Dessauer aufgestellt; der König selbst begab sich im Februar wieder nach Schlesien, um dem Heere die Spitze zu bieten, das ihm unter Neipperg entgegentreten sollte. Bei einem Rekognoscirungsritt brachte ihn, bei Baumgarten, am 27. Februar seine Waghalsigkeit in die Gefahr, von östreichischen Reitern, die ihm schon einige Tage aufgelauert hatten gefangen zu werden; doch wurde der Anschlag durch die voreilige Hitze der Husaren unter Komárony vereitelt. In der Nacht vom 8. zum 9. März erstürmte der Prinz Leopold von Dessau Glogau, der König wandte sich auf Neiße. Neipperg, der anfangs sehr langsam vorgerückt war, hatte Neiße aber früher erreicht und sich zwischen das preußische Hauptheer unter dem König und Schwerin und
1741 das Korps des Herzogs von Holstein geschoben. Am 10. April griff Friedrich bei Mollwitz nahe Ohlau den Feind an, der ihm an Gesammtstärke und

Artillerie nach stand, an Reiterei aber überlegen war. Diese, von dem tapferen Johann von Römer geführt, stürmte auf den rechten Flügel der Preußen ein, warf ihn über den Haufen und richtete unter Schulenburgs Reitern die größte Verwirrung an, in welche Friedrich selbst gerissen wurde. Auf das Drängen seiner Generale verließ er das Schlachtfeld, Schwerin übernahm das Kommando. Der König war, wie Napoleon nachmals gesagt hat, vor seinem Siege geflohen, denn die Infanterie glich durch ihre Kaltblütigkeit und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Feuerwaffe gebrauchte, die erste Schlappe wieder aus; alle östreichischen Angriffe scheiterten; und nach dem Fall des tapferen Römer gab Neipperg den Kampf auf; gegen 8 Uhr Abends trat er eiligst den Rückzug an, ohne indeß von Schwerin verfolgt zu werden.

Friedrich, der erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten war, gerieth bei letzterer Stadt in ernstliche Gefahr. Oppeln war bereits von östreichischen Truppen besetzt, und Friedrichs Aufforderung ihn einzulassen, wurde mit Schüssen beantwortet; durch die Schnelligkeit seines Pferdes kam er glücklich davon.

---

4. Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (28. Juli 1742).

So geringfügig die bei der Schlacht aufgewendete Truppenzahl gewesen war, hatte dieser erste Sieg Friedrichs die größte Bedeutung. Er bewies den europäischen Mächten, daß Preußens Heer sich auf dem Schlachtfelde ebenso trefflich zu behaupten wisse, wie auf dem Paradeplatz, und daß Preußens König ein ebenso gefährlicher Feind, wie brauchbarer Bundesgenosse sei. Daher ward Friedrichs Lager bei Strehlen jetzt der Schauplatz politischer Intriguen, der Kampfplatz zweier diplomatischer Strömungen, Frankreichs und Englands. Friedrich für seinen Theil hatte früher, wiewol der im Jahre 1739 mit Frankreich hinsichtlich Bergs geschlossene Vertrag auf ein Bündniß mit dieser Macht hinwies, mehr Neigung zu einer Allianz mit England gehabt und diesen Gedanken um so mehr festgehalten, als der Gesandte, den er im Sommer 1740 nach Paris schickte, daselbst wenig Entgegenkommen gefunden hatte. Als Friedrich von dem hannoverschen Theilungsplan des Februar 1741 Kenntniß bekam, wandte er freilich seinen Blick auf Frankreich, jedoch nach dem Erfolge von Mollwitz war er gewillt mit England abzuschließen. Aber die Voraussetzung dabei war, daß König Georg auch seinerseits ehrlich zu Werke ging; indeß grade das war nicht der Fall, obwol die englischen Minister nicht grade die Absicht hatten den König zu betrügen. So wandte sich Friedrich von England ab, behielt aber trotz aller Anstrengungen Belleisles auch Frankreich gegenüber freie Hand.

Dies hatte bereits (2. April) in Wien erklärt, es fühle sich nicht an die pragmatische Sanktion gebunden und zu Nymphenburg (bei München) am 18. oder 22. Mai mit dem zweiten Gegner der pragmatischen Sanktion, dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, ein enges Bündniß verabredet. Der Kurfürst, ein oberflächlich gebildeter, aber ehrgeiziger

Mann, verſprach den Franzoſen, wenn ſie ihm zur Erlangung der Kaiſerwürde behilflich wären, die Eroberungen, welche ſie etwa am Rhein machen würden, zu überlaſſen.

Der eigentliche Nymphenburger Vertrag, der lange als echt gegolten, wird zwar nicht mehr als authentiſch betrachtet, zeigt aber die am Münchener Hofe herrſchenden Stimmungen und Abſichten. Erſt am 16. Auguſt kam es zu einem auf anderer Grundlage ruhenden Vertrag.

Spanien und Sardinien, die in Italien Beute zu machen hofften, wurden als weitere Bundesgenoſſen in Ausſicht genommen; 12000 Mann bairiſche Truppen ſollten ihre Kriegführung unterſtützen. Am 4. Juni ſchloß nun auch Friedrich mit Frankreich ein Bündniß auf fünfzehn Jahre, erhielt gegen den Verzicht auf Berg Schleſien gewährleiſtet und verpflichtete ſich, dem bairiſchen Kurfürſten bei der Kaiſerwahl ſeine Stimme zu geben, ſowie Schweden zum Bruche mit dem zweideutigen Rußland zu veranlaſſen.

Das Bekanntwerden des preußiſch-franzöſiſchen Bündniſſes erregte in Wien die größte Beſtürzung, und auf das Drängen der Friedenspartei und der engliſchen Diplomaten, welche den Kriegsbrand gern erſtickt hätten, ließ ſich ſelbſt Maria Thereſia zu Verhandlungen herbei, die aber zu keinem Reſultat führten. König Friedrich aber beſetzte am 10. Auguſt das militäriſch wichtige Breslau und nahm den Titel eines Herzogs von Schleſien an.

Daß Maria Thereſia nicht verzagte, hatte ſeinen Grund ſowol in der natürlichen Feſtigkeit der Kaiſertochter als auch darin, daß ſie an dem früher ſo häufig unzuverläſſigen und darum oft mißhandelten Ungarvolke treue Helfer in der Noth fand.

Als ſie am 25. Juni zu Preßburg, wo ſie die Krone Ungarns empfing, nach altem Brauch den Krönungshügel hinanritt und das hiſtoriſche Schwert nach allen Weltgegenden ſchwang zum Zeichen, daß ſie das Reich zu vertheidigen entſchloſſen ſei, da übte der Zauber der jugendſchönen Königin auf das erregbare Magyarenvolk einen unwiderſtehlichen Eindruck aus und riß alle zu ſtürmiſchem Jubel fort. Aehnliche Szenen wiederholten ſich, als Maria Thereſia ein Vierteljahr ſpäter (11. September) vor die ungariſche Ständeverſammlung trat, um Hilfe zu erbitten. Wie da nach den Worten des Hofkanzlers Batthiány und des Primas die lateiniſche Anſprache der Königin folgte, welche im Trauergewande mit klangvoller Stimme all ihr Leid klagte und die rettende Hilfe des tapferen Ungarvolkes für ihre Rechte und ihren Thronerben thränenerſtickt beſchwor, da wallte nicht allein das Herz des alten treuen Palatin Pálffy über, ſondern hunderte von Stimmen einigten ſich in dem ſtürmiſchen Rufe: „Leben und Blut für unſere hohe Frau, die Krone und das Vaterland!“

1741 Dies iſt der hiſtoriſche Kern der Legende, welche die Juni- und Septemberereigniſſe in einen Moment zuſammendrängt und die Königin, den am 13. März geborenen Thronerben Joſeph auf den Armen, unter den ungariſchen Magnaten erſcheinen läßt, welche auf ihre bittflehenden Klagen, die Säbel ſchwingend, in den Ruf ausbrechen: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ („Laßt uns ſterben für unſeren König Maria Thereſia!“)

Allerdings bedurfte die Kaiſerin ſolcher Hilfe und ſolcher Feſtigkeit. Denn bereits hatte man begonnen, den genialen Kriegsplan König Friedrichs auszuführen. Karl Albrecht von Baiern ſollte das Kriegstheater in die öſtreichiſchen

Erblande verlegen: wenn Wien fiel, war die Macht Oestreichs in ihren Wurzeln durchschnitten, Böhmen, nur schwach besetzt, konnte sich auf die Dauer nicht halten. Am 14. September hatte Karl Albrecht bereits Linz erreicht, der Weg nach Wien stand ihm offen. Es war ein verhängnißvoller Fehler, daß er seine vortheilhafte Lage nicht besser ausnutzte und zuletzt (20. Oktober) nach Böhmen 1741
abschwenkte. Militärische Unfähigkeit und Frankreichs Ränke trieben hier ihr Spiel.

Aber immerhin war Oestreichs Lage Mitte September sehr gefährdet. Sachsen hatte seine Schwenkung vollzogen. Mitte August war ein französisches Heer dem Kurfürsten von Baiern zur Hilfe gezogen, ein zweites unter Maillebois wandte sich nordwärts, um die Holländer und Hannover zu bedrohen. Wenn Friedrich Neippergs Heer in Oberschlesien schlug und Wien nahm, war Maria Theresia rettungslos verloren: daher wandte sie, die vor drei Monaten noch zehnmal lieber die Niederlande an Baiern, als auch nur den kleinsten Theil Schlesiens an Friedrich abgetreten hätte, sich jetzt an diesen mit dem Gesuch um Unterhandlungen.

Friedrich hielt es für erlaubt, trotz seines Bündnisses mit Frankreich auf den Antrag einzugehen. Obwol er der Theorie huldigte, daß man erst nach reiflichster Erwägung ein Bündniß schließen, dann aber auch allen Verpflichtungen pünktlich nachkommen müsse, bestimmten ihn im vorliegenden Fall politische Erwägungen der ernstesten Art. Seine Meinung war nicht Oestreich zu zerstückeln um Frankreich in die Hände zu arbeiten; sollte man dieser Macht von neuem die Hegemonie Deutschlands übertragen? So wurde durch den unermüdlichen Lord Hyndford, mit dem Friedrich am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf — einem Stahrembergschen Schlosse bei Neiße — zusammenkam, das Protokoll über einen Separatfrieden zwischen Oestreich und Preußen abgefaßt. Dem Vertrage zufolge sollte Friedrich ganz Niederschlesien, Neiße und das Gebiet jenseits der Oder bis an die Grenze von Oppeln bekommen, dagegen dem Gemahle der Kaisertochter die bereits Karl Albrecht versprochene Kurstimme gewähren. Neipperg hatte bis zum 16. Oktober ganz Schlesien zu räumen, wo die Preußen ihre Winterquartiere angewiesen erhielten. Dies Protokoll sollte aber für Friedrich nur verbindlich sein, wenn es von östreichischer Seite geheim gehalten und bis zum Ende des Jahres in einen endgültigen Friedensvertrag verwandelt würde.

Der Vertrag war von beiden Seiten nicht ohne Hintergedanken abgeschlossen worden. Maria Theresia erhielt an der gefährlichsten Stelle Ruhe und vermochte ihr ganzes Heer zusammenzuziehen, um es gegen Baiern zu verwenden: wenn sie das Abkommen dann veröffentlichte, so säete sie Mißtrauen zwischen den Verbündeten und erregte Entrüstung gegen den bundbrüchigen Preußenkönig. Friedrich wird wol auch nicht darauf gerechnet haben, daß der Vertrag geheim blieb; aber einerseits verschaffte er ihm die Festung Neiße (31. Oktober) und Niederschlesien, wo er sich förmlich huldigen ließ (zu Breslau am 7. November): 1741
andrerseits betrachtete er es als kein allzu großes Unglück, wenn seine Verbündeten erfuhren, daß er für seine Person stets einen vortheilhaften Separat-

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die Huldigung zu Breslau am 7. November 1741.

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

frieden bekommen könne. Die Pression, welche man so auf sie ausübte, wog reichlich das Unbehagen auf, als ein unzuverlässiger Bundesgenosse erkannt zu werden.

Es dauerte nicht lange, so war der Klein-Schnellendorfer Vertrag kein Geheimniß mehr, und da man überdies in Wien keine Anstalt traf, den Frieden abzuschließen, so zog Friedrich doch vor, sich seinen Bundesgenossen wieder zu nähern. Aber die Lage derselben verschlimmerte sich jetzt zusehends, wiewol Ende November auch 21,000 Sachsen unter Rutowski im Felde gegen Oestreich erschienen waren. Nur ein kurzer Glückstraum war den Baiern beschieden. Da Neipperg seinen Marsch zur Deckung Prags nicht gehörig beeilte, konnte Karl Albrecht am 26. November Prag einnehmen und ließ sich hier am 7. Dezember zum König Böhmens proklamiren. Zu gleicher Zeit begab sich Belleisle nach Frankfurt, um Karl Albrechts Kaiserwahl durchzuführen.

Aber schon hatte Oestreich die Hand zum Schlage erhoben: unter Khevenhüllers Führung setzten sich seine buntscheckigen Scharen gegen Baiern in Bewegung: daneben sollten Freischarenführer, wie Franz von der Trenck in das unglückliche Land alle Schreckniſſe des Krieges tragen. Auf Umwegen gelangte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1742), wo er sich von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage überzeugen konnte; gleichwol brach er, statt Gegenanstalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt
1742 setzen zu lassen. Wol erfolgte am 24. Januar 1742 seine Wahl, aber an demselben Tage übergab der prahlerische Graf Segur das wichtige Linz den Feinden ohne Kampf; dann kapitulirte auch Passau, unter unerhörten Grausamkeiten überschwemmten die Oestreicher das Land, und während Karl Albrecht beim herrlichen Krönungsmahle saß, zogen die Feinde in seine Hauptstadt ein. (12. Februar 1742.) Auch in Böhmen war seine Herrschaft bereits verhaßt, das Landvolk erbittert über die Erpressungen des französischen Intendanten.

Unter diesen Umständen hatte Friedrich nicht unthätig bleiben dürfen. Schwerin nahm Olmütz und hier erschien der König Ende Januar, um gemeinsam mit Sachsen und Franzosen einen Winterfeldzug in Mähren zu unternehmen. Der Einfall umspannte das ganze Land und war zunächst erfolgreich; nach der Einnahme von Iglau konnte man zur Belagerung von Brünn übergehen, preußische Reiter schwärmten bis auf das Marchfeld. Aber das Einvernehmen der Verbündeten war nicht das beste, und auf die Dauer ließ sich

Mähren gegen größere Streitkräfte, wie sie Prinz Karl von Lothringen jetzt heranführte, nicht behaupten: die Belagerung von Brünn wurde aufgehoben, Olmütz geräumt, zu Anfang April zogen die Verbündeten aus Mähren ab.

Schon im März hatte Friedrich diesen Ausgang vorausgesehen und den Grafen Podewils zu Friedensverhandlungen ermächtigt, um nicht in ungünstigerer Lage sich den Bedingungen des Gegners anbequemen zu müssen; zu einem Abschluß war es nicht gekommen, man mußte suchen, aus der unerfreulichen Lage möglichst ohne Schaden herauszukommen. Eine Möglichkeit dazu bot die englische Diplomatie, welche Friedrich gegenüber zur Nachgiebigkeit rieth, damit die Franzosen desto wirksamer bekämpft werden könnten; ja die englischen Vermittler Hyndford und Robinson gingen in ihren Bemühungen so weit, daß sie die ihnen von östreichischer Seite ertheilte Vollmacht überschritten: da Maria Theresia die von ihnen bewilligten Zugeständnisse nicht anerkannte, wurden zu Anfang Mai die Verhandlungen abgebrochen; eine zweite Schlacht sollte die Entscheidung bringen. Sie erfolgte am 18. Mai zwischen Czaslau und 1742
Chotusitz; wieder waren die Heere einander ziemlich gleich; auch zeigte sich während des Kampfes, daß Friedrich seit der Schlacht von Mollwitz nicht umsonst an der Verbesserung seiner Kavallerie gearbeitet hatte: diesmal warf sie sich mit Erfolg auf den rechten Flügel des Feindes, aber gleichwol schwankte der Kampf, zumal der eilig entworfene Schlachtplan mancherlei Fehler hatte, unentschieden gar lange hin und her. Endlich gab doch wieder das Fußvolk den Ausschlag und nach vierstündigem Ringen trat Prinz Karl von Lothringen den Rückzug an: er hatte über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren.

Noch nach dem Siege war Friedrich zweifelhaft, ob er die kurz vor der Schlacht abgebrochenen Verhandlungen wiederaufnehmen oder den Kampf fortsetzen sollte. Er fühlte sich zu Rücksichtnahme auf die Franzosen nicht veranlaßt, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Fleury hinter seinem Rücken in Wien verhandeln ließ: es war nicht unmöglich, daß Frankreich sich auf seine Kosten mit Oestreich verständigte. Dazu kam, daß die Hilfsquellen Friedrichs, die Ersparnisse seines Vaters, nahe am Versiegen waren und die Lässigkeit der französischen Kriegführung den baldigen Eintritt einer Katastrophe ahnen ließ.

So legte er so wenig als Maria Theresia der englischen Vermittlung Hindernisse in den Weg, und die geheimen Verhandlungen zu Breslau führten bereits am 11. Juni zu einem Präliminarfrieden, welcher die Grundlage des eigentlichen Friedensvertrages (zu Berlin am 28. Juli) bildete. 1742

Die Bedingungen konnten kaum günstiger gedacht werden: mit schwerem Herzen opferte Maria Theresia das theure Schlesien, und Friedrich gewann den Preis, an welchen er seine und seines Staates Ehre gewagt hatte.

In dem Präliminarfrieden erhielt Preußen Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme der Fürstenthümer Troppau und Teschen, sowie die Grafschaft Glatz. Die katholische Konfession wurde in Schlesien gewährleistet. Im Berliner Frieden übernimmt Friedrich von den auf Schlesien haftenden Hypothekenschulden die englischen und holländischen Forderungen — an 4,800,000 Thaler. Maria Theresia und ihre Nachkommen sollten künftighin den

Titel „souveräner Herzog von Schlesien und Graf von Glatz" führen dürfen, aber die böhmische Oberherrlichkeit über das abgetretene Gebiet ward aufgegeben.

So ward Preußen um ein Gebiet von beinahe 700 Quadratmeilen mit mehr als 1,400,000 Einwohnern vergrößert, d. h. der Staat um ein Drittel seiner bisherigen Größe vermehrt. Nun erst war Preußen im Stande, die Ansprüche auf eine Großmachtsstellung, wie sie dem Königstitel gemäß war, zu verwirklichen.

Der Kardinal Fleury war wüthend, als die Nachricht vom Separatfrieden anlangte. Friedrich hatte angezeigt, „er habe zu seinem Bedauern sich aus dem unvermeidlichen Schiffbruch retten und den Hafen suchen müssen." Aber wenn Fleury behauptete, dupirt zu sein, so war ihm nur sein Recht geschehen. Denn ehe er noch die Nachricht vom Breslauer Frieden erhalten haben konnte, setzte er unter eine Instruktion an Belleisle eigenhändig die Worte: „Den Frieden um jeden Preis." Eher, als Frankreich, möchte man den Baiern bedauern, der aber doch nur ein Opfer eigner Verblendung wurde.

Friedrich war nun bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens zum Stillsitzen verurtheilt. Aber, wenn er nach dem Abschlusse seines Separatfriedens die Hoffnung aussprach, „sich mit Würde auf der Höhe des Machtaufschwunges behaupten zu können, in dem man sich dem Erdtheile angekündigt habe", so fragte es sich, ob die neue Großmacht jene Politik des Zusehens und Geschehenlassens durchführen könne, zu der eine Macht untergeordneten Ranges wol ihre Zuflucht nehmen darf.

---

5. Der östreichische Erbfolgekrieg bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges.

Für Frankreich und den Kaiser Karl VII. kam nun eine Zeit der schwersten Schläge und Demüthigungen. Umsonst sandte Ludwig XV. ein neues Heer unter Harcourt nach Baiern, umsonst zog Maillebois mit seinen 40,000 Mann vom Niederrhein heran, um die französischen Heerführer in Böhmen zu stützen.
1742 Beide Heere, vereinigt seit dem 19. September, konnten dem in Prag eingeschlossenen Belleisle die Schrecknisse des Rückzuges nicht ersparen: am 26. Dezember zog der letzte Rest der Armee nach Eger ab, Maria Theresia konnte in dem wiedereroberten Land nach Belieben schalten und war anfänglich wenig geneigt, über die zahlreichen Abtrünnigen aus den Reihen des hohen Adels, sowie über den Prager Erzbischof die Sonne ihrer Gnade scheinen zu lassen.

Erst bei ihrer Krönung und der Huldigung (11. Mai 1743) zeigte sich Maria Theresia gnädiger; aber die Krönungszeremonie verrichtete der Bischof von Olmütz, der Prager Erzbischof durfte während der Anwesenheit der Königin die Hauptstadt nicht betreten.

In Baiern drängte der Marschall von Sachsen die Oestreicher im Herbste

des Jahres bis Paſſau zurück, aber im Frühling 1743 ſchon änderte ſich die 1743
Lage: Karl VII. mußte ſein Erbland verlaſſen, das der „Evakuationstraktat“ ganz in Oeſtreichs Hände lieferte: im September ließ ſich Maria Thereſia von den bairiſchen und oberpfälziſchen Ständen huldigen und gab dem Lande einen Statthalter. Das war die Vergeltung für den kurzen Krönungstaumel von Prag. Auch der Kurfürſt-König Georg, welcher ſeine zweideutige Rolle gern noch länger fortgeſpielt hätte, um dann den allgemeinen Frieden zum Vortheile Englands diktiren zu können, ließ endlich ſeine Armee, die ſogenannte „pragmatiſche“ an den Main marſchieren, um ſich dort mit den Oeſtreichern zu vereinigen.

Bei Dettingen, unweit Aſchaffenburg, erlitt der Marſchall Noailles im Juni 1743 eine empfindliche Niederlage und mußte, da Karl von Lothringen die pragmatiſche Armee verſtärkte, zu Ende Juli den Rückzug über den Rhein antreten. Indeſſen nutzten die Verbündeten ihren Sieg nicht aus; zwar ward der Rhein noch überſchritten, und öſtreichiſche Reiterſcharen ſtreiften nach Frankreich hinein, aber der nicht unrühmlich begonnene Feldzug verlief jetzt im Sande. (Winter 1743.) Uebrigens hatten auch die Holländer nach dem Siege von Dettingen Muth bekommen und eine Hilfsarmee entſendet, ohne an Frankreich oder Kaiſer Karl den Krieg zu erklären.

Auch in Italien waren die Oeſtreicher im Laufe der Jahre 1742 und 1743 glücklich, ſowol mit den Waffen im Kampfe gegen die Spanier, als auch mit Unterhandlungen, durch welche ſie Sardinien auf ihre Seite zogen. Schon konnte dies den Vorſchlag wagen, Oeſtreich möge ſich für Schleſien an Baiern entſchädigen und das kurfürſtlich bairiſche Haus nach Toskana überſiedeln (Sommer 1743). Im September 1743 kam zwiſchen Sardinien, England und Oeſtreich das berüchtigte Wormſer Bündniß zu ſtande, das bereits auch Preußens neuen Beſitzſtand bedrohte.

Die offenen Artikel ſprachen nur von der Sicherung der italieniſchen Beſitzungen Oeſtreichs in Italien gegen bourboniſche Angriffe. Karl Emanuel verzichtete auf Mailand, erkannte die pragmatiſche Sanktion an und erhielt bedeutende Gebiete in Oberitalien zugeſtanden. Im geheimen wurde die Austreibung aller Bourbonen aus Italien in Ausſicht genommen. Der für Preußen bedrohliche Punkt des Vertrages lag darin, daß ſich der Wiener Hof unter anderm „alle Lande garantiren ließ, welche er gegenwärtig beſitze oder beſitzen ſollte kraft der früheren Verträge.“ Der Friede von Breslau war weislich mit Stillſchweigen übergangen.

Lange bevor Friedrich von dieſem Vertrage genauere Kenntniß erhielt, hatte er ſich mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er, ohne den Breslauer Frieden direkt zu brechen, den weiteren Fortſchritten Maria Thereſias ein Ziel ſetzen könne. Eine Zeit lang bemühte er ſich, das ſogenannte „Reich“ gegen Oeſtreich aufzubringen. Denn Karl VII. war immerhin rechtmäßig gewählter Kaiſer, und daher konnte man es ſo darſtellen, als richteten ſich die Angriffe der Maria Thereſia gegen Kaiſer und Reich. Nun war Friedrich zwar der letzte, der ſich für die trödelhafte Herrlichkeit des römiſchen Reiches begeiſtert hätte, aber einerſeits ließ ſich die reichspatriotiſche Phraſe vielleicht trefflich ausnutzen, andererſeits war es wirklich Friedrichs Meinung, daß womöglich das Reich ſeine Angelegenheiten ſelbſt ordnen und der Einfluß des Auslandes beſchränkt werden müſſe.

Jetzt war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Oestreich selbst eine unerträgliche Pression aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahre 1742 gegen den Einmarsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen erhoben; jetzt, im Jahre 1743 äußerte er: „Wenn der König von England den Méchanten macht, dann wird sein Kurland für immer ihm verloren gehen."

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Stände nutzbar gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1742/43) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich zur Vermittlung erbieten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsarmee" gehörigen Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach monatelangen Berathungen, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst durch Verständigung mit Oestreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen; sein Gesandter in Wien ward angewiesen (März 1743) die Aeußerung gelegentlich hinzuwerfen, sein Herr verlange für seine Hilfe keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn; „das heilige römische Reich aber sei groß genug und könnte man in der Nachbarschaft Sr. Kgl. Majestät Convenances vor dieselbe genug finden."

1743 Im Sommer 1743 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf; statt an die Gesammtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Kreise sollten eine Assoziationsarmee aufstellen, für sich begehrte Friedrich den Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hätte damit eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Subsidien stellen konnten; diese hätten sie höchstens von Frankreich bekommen können, welches aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

1744 Friedrichs Aeußerungen aus dem Anfange des Jahres 1744 machen ganz den Eindruck, als wolle er seine Schilderhebung für den Kaiser aufgeben; in dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Abschrift des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1743 zwischen Oestreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Versicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Vertheidigungsvertrag. Allerdings war in demselben Preußens nicht gedacht, aber wenn sich die Mächte Abwehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, „die zur Zeit nicht im Kriege befindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen möchten", so war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn Friedrich hatte längst erklärt, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Degen ziehen: wenn der von ihm miterwählte Kaiser in seiner Würde verletzt, oder seiner Erblande beraubt würde. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort zum Gespött werden lassen, um dann doch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, wenn Karl Albrechts Sache schon verloren war? Dann trat der in dem „unschuldigen" Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Hof durfte auf die

dort feſtgeſetzten, „proportionirten Vortheile“ rechnen, namentlich auf ſolche, die — das iſt der Wortlaut — „ohne Schaden der Königin von Ungarn die Kombination zwiſchen Sachſen und Polen herſtellen würden.“ Es waren die altbrandenburgiſchen Lande Kottbus, Croſſen und Sternberg gemeint.

Nach öſtreichiſcher Auffaſſung hätte Friedrich ſich freilich nicht rühren dürfen, bevor ſein früherer Bundesgenoſſe hilflos am Boden lag; nicht um ſeiner Sicherheit willen, ſondern von neuer Eroberungsluſt getrieben, ſoll er wieder in die Aktion eingetreten ſein. Dem iſt mit nichten ſo: in der Ueberzeugung, daß es in kürzeſter Friſt noch einmal zum Entſcheidungskampfe um Schleſien kommen werde, hielt er es für ſeine Pflicht, denſelben in dem Augenblicke zu provociren, wo er noch Bundesgenoſſen finden konnte. Am 15. April 1744 ſchloß er ſein 1744
Offenſivbündniß mit Frankreich. Die Reichspolitik war für ihn in den Hintergrund getreten: zwar ſchloß er am 22. Mai mit dem Kaiſer, Pfalz und Heſſen-Kaſſel die ſogenannte „Frankfurter Union“, angeblich „zur Erhaltung der Reichsverfaſſung, Herſtellung des Kaiſers und Beilegung des öſtreichiſchen Erbfolgeſtreites“, aber dieſe Union war nur ein Anhängſel des Bundes mit Frankreich, und Friedrich ſelbſt bezeichnet ſie als einen bloßen Vorwand zur Schilderhebung. Sein früherer Plan bezweckte nur eine bewaffnete Vermittlung, der jetzige den Krieg bis zum äußerſten. Jetzt ward die völlige Niederwerfung der öſtreichiſchen Macht, die Eroberung von Böhmen, Oeſtreichiſch-Schleſien, Oberöſtreich in Ausſicht genommen.

Zwar irrte Friedrich, indem er annahm, daß Oeſtreich es bereits 1744 auf Schleſien abgeſehen hatte; in Wahrheit waren die Gedanken der Königin von Ungarn lediglich auf Baiern gerichtet, welches ſie, engliſchen Rathſchlägen folgend, ſtillſchweigend behalten wollte. Selbſtverſtändlich würde Friedrich ſich auch dieſem Vorhaben, wenn er gekonnt hätte, energiſch widerſetzt haben.

Zum Ueberfluß drängte den König auch ein Theil ſeiner Umgebung zum Kriege. Uebrigens kam derſelbe auch dem Wiener Hofe weder unerwartet, noch unerwünſcht. Die Erfolge gegen die Franzoſen und Baiern hatten die Zuverſicht des Heeres ſo geſteigert, daß man auch dem Könige von Preußen überlegen zu ſein und Schleſien wiedergewinnen zu können glaubte.

Es muß von vornherein hervorgehoben werden, daß im Laufe des Krieges all die Vorausberechnungen, die Friedrich angeſtellt hatte, ſich als irrig erwieſen. Er hatte gehofft, daß die Franzoſen energiſch ihren Krieg führen würden, aber ſie bewieſen nur ihre alte Schlaffheit; er hatte die Verbindung mit Rußland, wo eine Palaſtintrigue die andere jagte, als nahe bevorſtehend betrachtet, ſtatt deſſen befeſtigten die Anhänger Englands und Oeſtreichs am ruſſiſchen Hofe ihre Stellung, der Vizekanzler Beſtuſchew, den Friedrich zu ſtürzen verſucht, ward zum Großkanzler ernannt und wirkte in engliſchem Solde. Er war faſt ſicher geweſen, daß ſelbſt Sachſen ſich ihm anſchließen werde, aber es ſandte den Oeſtreichern eine Hilfsarmee, die ſeine Rückzugslinie bedrohte. Endlich hatte er die Abſicht gehabt, durch ſchnelle wuchtige Schläge in kürzeſter Friſt die Entſcheidung herbeizuführen, aber der alte erfahrene Marſchall Traun, den er ſpäter ſeinen Meiſter in der Kriegskunſt nannte, verſagte ihm die Schlacht.

An dieſer Stelle mag eingefügt werden, daß König Friedrich im Mai 1744

Veranlassung erhielt, die seinem Ahn, dem Kurfürsten Friedrich III., ertheilte Anwartschaft auf Ostfriesland geltend zu machen. Als das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ der König sofort durch preußische Truppen sich den Besitz sichern. Die Stände huldigten ihm alsbald, und Ostfriesland, das seine alte Verfassung behielt und in ausnahmsweise vermindertem Maße zu den Lasten des preußischen Unterthanenverbandes herangezogen wurde, schloß sich mit besonderer Liebe dem König und dem neuen Vaterlande an.

Als „Beschützer des Kaisers und der deutschen Freiheit" fiel der König gegen Ende August in Böhmen ein, um es für seinen rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern, wie er in einem Manifest bekundete. Vor Prag vereinigten sich seine drei Heeressäulen, und am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung. Bald eroberte er ganz Böhmen, besetzte die Moldaulinie bis zu den Pässen, die nach Regensburg führen. Aber die Franzosen thaten ihre Schuldigkeit nicht und ließen das östreichische Hauptheer unter dem Prinzen Karl und Traun ungehindert über den Rhein ziehen (23. August) und nach Böhmen abmarschieren.

Friedrich, der mit Sicherheit auf schnelle Entscheidung gerechnet, hatte nichts gethan, um durch umfassende Verproviantirungsmaßregeln seine Stellung in Böhmen auf die Dauer haltbar zu machen. Bei der feindseligen Haltung der böhmischen Bauern gegen die „ketzerischen Brandenburger" machte die Verpflegung der Armee die größten Schwierigkeiten: östreichische Streifpartieen fingen alle Zufuhren auf, 20000 Sachsen kamen ihm von Norden her in den Rücken. Wie sehnte sich der König nach der erlösenden Schlacht! Aber viermal binnen wenigen
1744 Wochen ließ ihn (Oktober—November) Traun vergeblich zum Kampfe ausrücken, indem er ihm entweder völlig auswich oder sich ihm in unangreifbaren Positionen gegenüberstellte. So wurde Friedrich genöthigt, in den letzten Tagen des November ganz Böhmen zu räumen, mit beträchtlichem Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial.

Es war unter diesen Verhältnissen von geringer Bedeutung, daß die Oestreicher unter Batthiány noch einmal München hatten räumen müssen, wo Karl Albrecht am 23. Oktober unter dem Jubel seiner treuen Baiern seinen Einzug hielt, um sich nach so vielem Mißgeschick vor seinem Tode noch an einem letzten Lichtblick des Glückes zu erfreuen.

Der Mißerfolg wirkte demoralisirend auf Friedrichs junge Armee, deren Bestand durch Krankheit und Desertion ohnehin gelichtet war. Sie war, nach dem vollgültigen Urtheile des Ministers für Schlesien, „nur noch ein Haufen Menschen, bei einander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere, die aber selbst mißvergnügt waren." Auch in der Generalität zeigte sich ein Geist kleinlicher Aengstlichkeit; „unsere Reputation" schreibt der König
1745 am 8. Januar 1745 an den Erbprinzen von Dessau, „ist ebenso schnell dahin, wie wir sie gewonnen haben." An demselben Tage schlossen zu Warschau Oestreich, England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz; schon verlangte die letztgenannte Macht Theile der preußischen Monarchie als Lohn ihrer Hilfe.

Zu Leipzig wurden am 18. Mai 1745 die bezüglichen Feſtſtellungen getroffen; Sachſen ſollte Magdeburg, Kroſſen, Züllichau, Schwiebus bekommen, Oeſtreich Schleſien mit Glatz zurückerhalten.

Erſt dieſe Quadrupelallianz verſchlimmerte Friedrichs Lage in hervorragendem Maße, denn trotz des böhmiſchen Mißgeſchickes hatte man Schleſien behauptet. Zwar hatte Maria Thereſia im Dezember 1744 von dem Lande aufs neue Beſitz ergriffen und die Schleſier aufgefordert, unter die rechtmäßige Herrſchaft zurückzukehren, jedoch warf der alte Deſſauer im Januar den Feind zum Lande hinaus, deſſen Bevölkerung ſich zum größeren Theile durchaus nicht nach der Wiederkehr der habsburgiſchen Segnungen ſehnte.

Vergeblich hoffte Friedrich auf Verhandlungen, welche dadurch ermöglicht wurden, daß Kaiſer Karl am 20. Januar 1745 ſtarb. Seine Friedensvorſchläge, welche den Zuſtand, wie er vor dem Kriege geweſen war, wieder herſtellen wollten, wurden zurückgewieſen. Dagegen verglich ſich der junge Kurfürſt von Baiern zu Füſſen mit Oeſtreich (April): Lord Cheſterfield, ein befreundeter engliſcher Staatsmann, ließ dem König melden, er möge ſich auf einen harten Stoß gefaßt machen. Die franzöſiſchen Hilfsgelder blieben aus, Sachſen durch die Ausſicht auf die Kaiſerkrone zu ködern gelang nicht.

Im Füſſener Vertrag (22. April unterzeichnet, 2. Mai zu Salzburg ratifizirt) erkannte Maria Thereſia nachträglich das Kaiſerthum Karls VII. an und verzichtete auf Baiern. Max Joſeph dagegen garantirt für das ganze Haus Wittelsbach auf ewige Zeiten die pragmatiſche Sanktion, erkennt das böhmiſche Kurrecht der Kaiſertochter an und ſagt ihrem Gemahl die Stimme für die Kaiſerwahl zu.

Dennoch verließ den König ſeine Standhaftigkeit nicht; als ein ehrenvolles Zeugniß für ſeine Geſinnungen verdienen jene Worte überliefert zu werden, die er am 27. April an Podewils ſchrieb. „Wenn alle meine Hilfsquellen, alle meine Verhandlungen verſagen, wenn mit einem Worte alle Konjunkturen ſich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehre untergehen, als für mein ganzes Leben verloren ſein an Ruhm und Ruf. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachsthum meines Hauſes; ich habe eine hervorragende Rolle geſpielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das ſind ebenſo viele perſönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin und die ich voll entſchloſſen bin aufrecht zu halten, auf Koſten meines Glücks und meines Lebens.“

Noch eine zweite Aeußerung vom gleichen Tage — der ſchroffſte Ausdruck antiken Heldenſinnes, kann kaum übergangen werden. „Ich habe den Rubikon überſchritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles ſoll untergehen und alles, was preußiſch heißt, mit mir begraben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, ſo werden wir ihn ſo gewiß beſiegen, oder wir werden uns alle niederhauen laſſen für das Heil des Vaterlandes und für den Ruhm der Dynaſtie. Mein Entſchluß iſt gefaßt; was Ihr auch unternehmen mögt, es iſt unnütz, mir davon abreden zu wollen. Welcher Schiffskapitän iſt feige genug, wenn er ſich vom Feinde umringt ſieht, wenn er alle Anſtrengungen gemacht hat, ſich los zu machen, und keine Rettung mehr ſieht, daß er dann nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft um den Feind um ſeine Erwartung zu bringen?“

Diese Gesinnungen flößte der König seinen Ministern ein: „denkt an die Königin von Ungarn," schrieb er, „an diese Frau, die nicht verzweifelte, als die Feinde vor Wien standen und ihre blühendsten Provinzen überschwemmten: wollt Ihr nicht den Muth dieser Frau haben?" Auch verstand es der König, dem Heere den Glauben an sich selbst zurückzugeben: bald bewies es wieder den besten Willen und war so „brillant" wie nie zuvor.

1745 Seit dem Frühjahre 1745 bei dem Heere im Lager zu Kamenz trug Friedrich selbst die Last des Oberbefehls, da Schwerin in Folge von Reibereien mit dem Erbprinzen von Dessau heimgekehrt, der letztere aber erkrankt war. Da der König wieder eine schnelle Entscheidung wünschte, ließ er die Gebirgspässe unbesetzt, die Schlesien sperren, voll Begierde, den Feind, dessen Ausweichen ihm den vorjährigen Feldzugsplan verdorben hatte, in die schlesische Ebene herabsteigen zu sehen und erreichen zu können.

Es ist bekannt, daß der König bei einer vorläufigen Inspektion des Klosters zu Kamenz, wo er sein Hauptquartier nehmen wollte, in die äußerste Gefahr gerieth von herumstreifenden Kroaten aufgehoben zu werden. Der Abt Tobias Stusche merkte die Gefahr, ließ den König Mönchsgewand anlegen und hielt die Mönche beim Gebet zusammen, indessen die Kroaten das Kloster durchsuchten.

Endlich nahte der große Tag. Mit unerhörten Anstrengungen hatte Friedrich sein Heer wieder auf über 100000 Mann gebracht — selbst die kostbaren Silbergeräthe des Berliner Schlosses waren im geheimen in die Münze gewandert. In Schlesien verfügte er über 70000 Mann, nachdem er auch aus Oberschlesien die Truppen des Markgrafen Karl von Schwedt an sich gezogen hatte. Die Oestreicher und Sachsen hatten sich an der böhmischen Grenze vereinigt und zogen, etwas über 70000 Mann stark, Ende Mai über das Riesengebirge nach Schweidnitz um Niederschlesien zu erobern. Sie erwarteten, daß der König nach Breslau abmarschieren werde; dieser aber zog dem Feinde nach Striegau ent-
1745 gegen und warf sich am 4. Juni bei Tagesanbruch auf die dort befindlichen Sachsen: die Oestreicher standen südwestlich davon in Hohenfriedberg und konnten von Friedrichs linkem Flügel nicht gleichzeitig gefaßt werden, weil die Brücke über das Striegauer Wasser brach. Die Sachsen waren schon um fünf Uhr geworfen, in dem darauf folgenden Kampf mit den überraschten Oestreichern gab nach einem heftigen Infanterie- und Artilleriegefecht der Reiterangriff des Obersten Geßler den Ausschlag. Mit dem Dragonerregiment Baireuth warf er 20 Bataillone und erbeutete 66 Fahnen: um 8 Uhr zog Karl von Lothringen westlich ab ins Gebirge; sein Heer hatte 9000 Todte und Verwundete, 7000 Gefangene verloren, 91 Fahnen und Standarten eingebüßt. Unendlicher Jubel herrschte in Schlesien über den glänzenden Sieg; Friedrich war tief bewegt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in Schutz genommen," sagte er auf der Walstatt zu dem französischen Gesandten. Auch seinen Offizieren und Soldaten zollte er den innigsten Dank.

Der Sieg war um so wichtiger, weil um diese Zeit Maria Theresia die Kaiserwahl ihres Gemahls betreiben ließ. Friedrich, der sich jetzt mit ganzer

Kraft auf Sachſen hätte werfen können, ſchonte dieſe Macht nur noch Frankreich zu Gefallen, weil dies noch immer hoffte, den Kurfürſten durch die Ausſicht auf die Kaiſerkrone zu gewinnen. Als aber Frankreich (in der zweiten Hälfte des Juli) die Partie verloren gab und ſeine Truppen über den Rhein zurückgehen ließ, ſandte Friedrich ſein Kriegsmanifeſt gegen Sachſen zum Drucke nach Berlin. Durch ſeine Energie Sachſen gegenüber erreichte Friedrich wenigſtens ſoviel, daß die engliſche Regierung am 26. Auguſt die Konvention von Hannover unterzeichnete, durch welche ſie ſich verbindlich machte, den Wiener Hof binnen ſechs Wochen zum Friedensſchluß auf Grund der Breslauer Präliminarien zu beſtimmen. Allein am 29. Auguſt ſchloß Oeſtreich mit Sachſen ein engeres Bündniß, am 13. September wurde Franz Stephan gegen Preußens und des Pfälzers Widerſpruch zum Kaiſer gewählt, und der Dresdener Hof leitete nun auch die Verſtändigung zwiſchen Oeſtreich und Frankreich ein, um Preußen völlig zu iſoliren. Das Vertrauen auf die engliſche Vermittlung brachte den König in eine ſchlimme Lage und um einen großen Theil der Früchte des Sieges von Hohenfriedberg. Seit Ende Juni ſtand er im öſtlichen Winkel Böhmens zwiſchen Metau und Adler, unermüdlich in kleinen Scharmützeln. Nun harrte er vergebens, daß der Herzog von Lothringen den Befehl zur Einſtellung der Feindſeligkeiten aus Wien erhalten ſollte. Einer Schlacht nicht mehr gewärtig, hatte er ſein Heer durch Detachirungen bis auf 22000 Mann geſchwächt, während ſich der Gegner verſtärkte. Mit 33000 Mann überfiel Herzog Karl den König am 30. September bei Sonnenaufgang in ſeinem Lager zwiſchen 1745
Soor und Trautenau: er zwang die preußiſchen Kolonnen ſich unter dem Feuer der Batterien, welche ringsum die Berge krönten, zur Schlacht zu ordnen; er durfte hoffen, die Ueberraſchten und Umſtellten zur Kapitulation zu zwingen oder ſie ſämmtlich zuſammenzuhauen. Aber die Preußen ſtürmten mit Todesverachtung trotz des verheerenden Geſchützfeuers die Höhen hinan; „es war nicht anders," ſchrieb nachmals ein öſtreichiſcher Offizier, „als ob die Preußen mit klingendem Spiel ihrem ſicheren Tode entgegengehen wollten." Auch die Reiterei verrichtete Wunder von Tapferkeit und warf die doppelt überlegene Kavallerie des linken feindlichen Flügels. Nach vierſtündigem Ringen war die Schlacht gewonnen, Herzog Karl nach einem Verluſt von 7000 Mann auf dem Rückzuge. Aber auch von der preußiſchen Infanterie war der vierte Mann geblieben.

Vierzehn Tage vor der Schlacht hatte der öſtreichiſche Geſandte in London auf die Frage König Georgs, was für Nachrichten er aus Böhmen habe, geantwortet, Prinz Karl hoffe das preußiſche Heer durch ſtete Neckerei im kleinen Gefecht erheblich geſchwächt zu haben. Aber kopfſchüttelnd erwiederte der König: „Der König von Preußen wird an einem Tage mehr thun, als Prinz Karl in ſechs Monaten." Das Wort hatte ſich jetzt erfüllt, wie König Friedrich am Tag nach dem Siege an Podewils ſchrieb.

Die feindlichen Generale ſprachen von dem Könige nur mit der höchſten Bewunderung. Jetzt hatte König Friedrich jenen gefürchteten Namen des erſten Kapitäns ſeiner Zeit; einen Ruf, den neue glänzende Siege nur beſtätigen, ſpätere Niederlagen nimmermehr erſchüttern konnten.

„Der Friede ist so gut, wie sicher," schrieb Friedrich nach der Schlacht bei Soor. Bis zum 18. Oktober blieb er noch in Böhmen; als seine Vorräthe aufgezehrt waren führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Schlesien. Aber er täuschte sich doch über die Wirkung, welche die Nachricht von seinem Siege in Wien ausüben werde. Der mit Sicherheit erwartete Sieg des östreichischen Feldherrn hatte die Kaiserkrönung verherrlichen sollen, zu der sich Franz von Lothringen im September nach Frankfurt am Main begab. Jetzt brachte die Unglückskunde aus Böhmen allerdings einen Mißton in den Krönungsjubel des
745 4. Oktober, aber man empfand dort darum nicht minder lebhaft die Bedeutung des Tages, mit dem der Schwerpunkt der deutschen Dinge wieder nach Wien verlegt wurde. Maria Theresia blieb kriegerisch; noch für den Winter wurde ein gemeinschaftlicher Angriff der Oestreicher und Sachsen auf die Mark selbst geplant: durch den schwedischen Gesandten in Dresden erhielt Friedrich rechtzeitig davon Kenntniß.

Eine russische Note, die am 4. November in Berlin überreicht wurde, erklärte, daß die Kaiserin Elisabeth sich nach Veröffentlichung des Manifestes gegen Sachsen verpflichtet sehe, dem ihr verbündeten Dresdener Hofe die vertragsmäßige Hilfe zu leisten.

Die böhmische Armee, mit der sächsischen vereint, sollte theils an der Queis hinab, theils von der Saale aus gerade auf Berlin dringen, während auch schon ein russisches Heer, das sich auf Ostpreußen werfen sollte, bis Riga und Mitau vorgerückt war, und das hannoversche Korps aus seinen Winterquartieren am Rhein nach dem Eichsfeld marschierte, um bei dem großen Kesseltreiben über Halberstadt vorzugehen.

Aber der schöne Plan mißlang, da der König seinen Gegnern zuvorkam. Friedrich begab sich am 15. November wieder von Berlin zum Heere und führte es heraus aus den schlesischen Winterquartieren, überschritt die sächsische Grenze und schlug am 23. November die Vorhut des sächsisch-östreichischen Heeres bei Hennersdorf — unweit Görlitz; — er besetzte die Lausitz; der erschreckte sächsische Hof flüchtete nach Prag. In der That war seine Lage kritisch geworden denn auch der alte Dessauer setzte sich von Halle aus in Bewegung, um über Leipzig nach Dresden zu marschieren. Er beeilte sich grade nicht, er mußte förmlich mit Gewalt auf die Bahn des Sieges getrieben werden. Aber als er endlich den Feind vor sich hatte, zeigte er sich seines alten Feldherrnruhmes werth. Auf dem linken Elbufer bei Kesselsdorf, unweit Dresden, hatte die sächsische Armee, 26000 Mann stark, unter Rutowski eine feste Stellung bezogen: rechts neben ihm stand General Grünne in einer durch Moräste gesicherten,
1745 aber auch behinderten Stellung. Am 15. Dezember erfolgte der Angriff des alten Dessauers: durch Schnee und Eis stürmten die preußischen Bataillone einem mörderischen Kugelhagel entgegen die Höhen von Kesselsdorf hinan. Der erste Angriff mißlang, aber nach dreistündigem Ringen war die Schlacht gewonnen; nach einem Verlust von 3000 Todten und 6000 Gefangenen räumte Rutowski die Walstatt. Am 17. begrüßte der König auf dem Schlachtfelde den greisen Sieger und überhäufte ihn mit den schmeichelhaftesten, aber wohlverdienten Lobsprüchen.

Der Sieg von Keſſelsdorf war die letzte Heldenthat des alten Feldmarſchalls, der über ein halbes Jahrhundert drei Königen ruhmvoll gedient hatte, und als der Organiſator der preußiſchen Armee betrachtet werden muß. Am 9. April 1747 verſchied er nach kurzem Krankenlager im einundſiebzigſten Lebensjahre.

Am 18. Dezember zog Friedrich in Dresden ein, faſt ſelbſt erſtaunt über ſein unerwartetes Glück. Der Feldzug hatte ein Ende, ſoweit Sachſen und England in Betracht kamen: letztere Macht erklärte der Kaiſertochter ſogar keine Subſidien mehr zahlen zu wollen, wenn ſie jetzt nicht Frieden ſchlöſſe. Noch einen Winkelzug verſuchte die ſtarrſinnige Fürſtin; Graf Harrach, ihr Bevollmächtigter, erhielt den Auftrag, in Dresden mit Frankreichs Vertreter Vaulgrenant zu verhandeln und mit Preußen nur abzuſchließen, wenn er ſich mit jenem nicht verſtändigen könnte. Da aber die Franzoſen ihre Forderungen zu Gunſten des Infanten Philipp immer höher ſpannten, mußte ſich Harrach zum
1745 Abſchluß mit Preußen bequemen, der nach kurzen Verhandlungen am 25. Dezember zum Dresdener Frieden führte. Der König von Preußen bewilligte dieſelben Bedingungen, die er vor ſeinen letzten Siegen geſtellt hatte, zufrieden, daß er die Erwerbung des erſten Krieges trotz ſchwieriger politiſcher Konſtellationen behauptet hatte.

Sachſen mußte eine Million Thaler zahlen. — Zwiſchen Oeſtreich und Preußen blieb es weſentlich bei den Feſtſetzungen des Breslauer Friedens. Preußen erkannte die Kaiſerwahl Franz' I. und die böhmiſche Kurſtimme Oeſtreichs an. England ward Bürge des Friedens, in den außer Sachſen-Polen auch Heſſen-Kaſſel und Pfalz eingeſchloſſen wurden.

Am 29. Dezember zog der König unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein; wie ihm ſchon am 15. Juni 1742 in Jauer ein Transparent „Friderico Magno" entgegengeleuchtet hatte, ſo war ſein Volk jetzt noch weit mehr berechtigt, ihn als den „Großen" zu bewillkommnen.

---

6. Der Aachener Friede. König Friedrichs und Maria Thereſias Regierung von 1745—1756.

König Friedrich hatte gehofft, daß ſein Doppelfriede mit Sachſen und Oeſtreich, indem er die Kriegstheater in Italien und den Niederlanden durch eine breite Friedenszone trennte, die erſte Staffel zu einem allgemeinen Frieden ſein werde. Er hatte ſich darin getäuſcht und mußte ſich darauf beſchränken der öſtreichiſchen Politik im Reiche entgegenzuarbeiten, welches genöthigt werden ſollte, für die Intereſſen der Königin von Ungarn einzutreten, weil ihr Gemahl zufällig Kaiſer war. Schon dies mußte dazu führen, daß eine bedeutende Spannung zwiſchen den beiden Mächten fortdauerte. Sie äußerte ſich darin, daß man dem Könige, den man auf öſtreichiſcher Seite als unzuverläſſig und wortbrüchig erkannt zu haben glaubte, wiederholt feindſelige Abſichten unterſchob, während in Wirklichkeit Maria Thereſia nicht aufhörte an die dereinſtige Beſeitigung des ihr widerwärtigen Friedens zu denken. Es bedurfte der ganzen

Klugheit und Mäßigung Friedrichs, der ſteten Bereitſchaft ſeiner Kriegsmacht, um die Friedenspolitik durchzuführen, die er für ſeinen Staat nothwendig hielt.

J. Pesne pinx.
FRIDERICUS MAGNUS
REX BORUSSIÆ

Jugendbildniß Friedrichs des Großen vom Jahr 1746, im Paradeharniſch mit Hermelinmantel, ſchon mit der Bezeichnung „der Große.“

Gemalt vom Pr. Hofmaler Antoine Pesne, geſtochen vom Königlichen Kupferſtecher G. F. Schmidt.

Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg, von dem auch der zweite ſchleſiſche nur eine Epiſode geweſen, ſetzte ſich noch über zwei Jahre fort, **indem Frankreich und Spanien-Neapel das verbündete Oeſtreich und England in Italien und den Niederlanden bekämpften. Zwar vereitelte der Sieg der Engländer über den Prätendenten Karl Stuart bei Culloden (27. Apr.** 1746) das Beſtreben der Franzoſen, den verhaßten Gegner im eigenen Lande zu bekämpfen, aber nach dem Sieg bei **Raucoux** (11. Oktober 1746) 1746 drang der Marſchall von Sachſen bis an die **Grenze der General**ſtaaten vor. Seine Siege im nächſten Jahre und die zunehmende Erſchöpfung der Gegner machte auf beiden Seiten die Friedenswünſche **allgemein, und wenn es auch noch einmal den Anſchein gewann, als wolle das mit Rußland neuerdings verbündete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch am** 30. **April** 1748 1748 **die Verſtändigung dieſer Mächte und ein halbes Jahr ſpäter der allgemeine Friede zu Aachen. Oeſtreich erhielt zwar die Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion, Maria Thereſia mußte**

Franz I. (von Lothringen), Maria Thereſias Gemahl, zum deutſchen Kaiſer gekrönt zu Frankfurt am 4. Oktr. 1745.

aber zu ihrem größten Aerger darin willigen, daß ihrem verhaßteſten Gegner der Beſitz von Schleſien und Glatz ausdrücklich garantirt wurde.

Nunmehr begann zwiſchen Oeſtreich und Preußen ein friedlicher Wettſtreit, indem die Regenten beider Länder wohlthätige Reformen ins Leben zu rufen ſuchten. Aber freilich ließen ſie ſich dabei von verſchiedenen Motiven leiten. Was der König von Preußen ſchuf und wirkte, ſtand in keiner Beziehung zu ehrgeizigen Gelüſten der Zukunft: die Königin von Ungarn bewegte der eine Ge-

Maria Thereſia,

römiſche Kaiſerin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Oeſterreich.

Sehr ſeltener Stich von Philip Andr. Kilian nach dem Paradebildniß Martin de Meytens.

danke, durch die Hebung und Beförderung der Wohlfahrt ihrer Staaten ſich diejenigen Kräfte und Mittel zu verſchaffen, mit denen ſie ſich dereinſt an die Wiedergewinnung Schleſiens wagen könne.

Wenn Friedrich auch während der Friedenszeit unausgeſetzt an der Verſtärkung ſeines Heeres arbeitete, das er bis auf 133,000 Mann brachte, ſo hatte das eben einen rein defenſiven Charakter. Denn bei der engen Verbindung zwiſchen Oeſtreich, Rußland und Sachſen, ſowie der notoriſchen Schwäche von Frankreich konnte er kaum zweifeln, daß es noch einmal gelten würde, Preußens Großmachtſtellung zu vertheidigen.

Was beide Regenten für ihre Staaten gethan, gehört mehr der preußiſchen und öſtreichiſchen Spezialgeſchichte an, nur ein Punkt verdient beſonders hervorgehoben zu werden, weil in ihm einer der Hauptunterſchiede der beiden rivaliſirenden Großmächte liegt. Maria Thereſia, als perſönlich frommgläubige Tochter Roms, kann ſich ſelbſt in einer Zeit, deren Geiſt auf die Beſeitigung aller religiöſen Differenzen gerichtet iſt, nicht zu dem Grundſatze der unbedingten Toleranz emporſchwingen. Im Gegentheil: ſie iſt unbeirrt auf dem Wege der Ferdinande fortgeſchritten und hat ſich nicht geſcheut, gegen die Evangeliſchen in ſchroffſter Weiſe vorzugehen oder ein ſolches Vorgehen zu geſtatten. Der König von Preußen dagegen, ſich den Anſchauungen der Philoſophen des Jahrhunderts anſchließend, machte die religiöſe Toleranz zum Grundprinzip ſeines Staates, und ſo bedeutet nach wie vor das öſtreichiſche Weſen geiſtige Knechtſchaft, das preußiſche geiſtige Freiheit. Wie anders als einſt der Habsburger verfuhr der König in dieſer Hinſicht in dem neugewonnenen Schleſien, wo die katholiſche Geiſtlichkeit bei ſeinem erſten Nahen die Flucht ergriffen hatte! Die römiſche Kirche beließ der Sieger im Beſitz faſt des geſammten Kirchengutes, und abgeſehen davon, daß er die Zahl der katholiſchen Feiertage beſchränkte, erlaubte er ſich keinen Eingriff in den Kultus. „Ueberhaupt“, ſo lautet ein vollwichtiges Urtheil, „erprobte ſich an Schleſien wieder ſo recht jene Anziehungs- und Anbildungskraft, welche der preußiſche Staat nachmals wiederholt in deutſchen, wie halbdeutſchen Gebieten bewieſen hat. Die friſchen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die verwahrloſte, unter ſtändiſchem und geiſtlichem Drucke niedergehaltene Provinz; das monarchiſche Beamtenthum verdrängte die Adelsherrſchaft, das ſtrenge Recht den Nepotismus, die Glaubensfreiheit den Gewiſſenszwang, das deutſche Schulweſen den tiefen Seelenſchlaf pfäffiſcher Bildung.“

An allen Reformen aber, welche dieſe Friedenszeit aufzuweiſen hat, iſt dem Könige der allerperſönlichſte Antheil zuzuſprechen. Selbſtherrſcher, wie nur je ein Fürſt, erſtreckte er ſeine Thätigkeit, ebenſowol anordnend, wie kontrollirend auf alle Zweige der Verwaltung, und nur durch die ſorgfältigſte Zeiteintheilung ward er in den Stand geſetzt, die Anforderungen zu erfüllen, die er an ſich ſtellen zu müſſen glaubte. Denn den Grundſatz ſeines „Antimacchiavell“, daß der Herrſcher der Diener des Staates ſein müſſe, ſuchte er praktiſch durchzuführen. Man würde nur ein ſehr unvollkommenes Bild von dem Manne haben, nach dem ſeine Zeit genannt wurde, wollte man nicht wenigſtens einen Blick auf ſeine landesväterliche Thätigkeit werfen. Durchgreifende Reformen in adminiſtrativer, finanzieller oder ſozialer Richtung vorzunehmen war Friedrichs Abſicht nicht. So beließ er das Generaldirektorium in ſeiner Stellung als oberſte Verwaltungsbehörde, den Adel im Beſitz der höheren Beamten- und Offiziersſtellen: den Bauernſtand zu emanzipiren lag ihm zwar nicht fern, aber bei der Abneigung, welche der Adel gegen jede Lockerung des Unterthänigkeitsverhältniſſes bezeugte, mußte er ſich darauf beſchränken, auf den königlichen Domänen die Frohnlaſten der Bauern zu erleichtern. Bei einem Staate, der gezwungen war, ſeine Großmachtſtellung durch ein unverhätnißmäßig zahlreiches Heer zu ſichern, kam es weſentlich darauf an, die Hilfsquellen des Staates zu vermehren und ſeine Leiſtungsfähigkeit zu ſteigern, ohne doch durch übermäßige Inanſpruchnahme der

Steuerkraft den Fortſchritten des Wohlſtandes ein Ziel zu ſetzen. Als die beſte Art die Einkünfte des Landes zu mehren, betrachtete er, wie ſein Vater, umfaſſende Meliorationen; dahin gehört u. a. die Trockenlegung des Oderbruches. Daneben ſuchte er durch Beförderung der einheimiſchen Induſtrie zu verhindern, daß allzuviel preußiſches Geld ins Ausland ging: er rief geſchickte Arbeiter ins Land, legte ſowol ſelbſt Fabriken an, als er auch den Betrieb neuer Induſtriezweige wie der Zuckerſiederei, Baumwollenſpinnerei, Seiden- und Papierfabrikation beförderte. Trotz der Nachtheile, die ſolch Bevormundungsſyſtem mit ſich bringt, erreichte er ſeinen Zweck. Zu dem Plauenſchen Kanal, der ſchon während des zweiten ſchleſiſchen Krieges angelegt wurde, kam jetzt noch der Finowkanal. Bis zum Jahre 1752 hatten ſich die Staatseinnahmen bis auf zwölf Millionen jährlich gehoben und ein bedeutender Kriegsſchatz war wieder angeſammelt worden.

Samuel von Cocceji, Friedrich des Großen Juſtizminiſter und Großkanzler, Urheber des Codex Friedericianus und des Plans zum allgemeinen Landrechte.

Geſtochen von Haid in Augsburg.

Die wichtigſte Reform aber, die Friedrich in dem bezeichneten Zeitraum vornahm, war eine völlige Umgeſtaltung des Rechts- und Gerichtsweſens. Der König erhielt darin freie Hand, indem das der Kurmark zuſtehende Vorrecht, daß von den Entſcheidungen ihrer Gerichte nicht an die Reichsgerichte appellirt werden durfte, durch ein kaiſerliches Patent vom 31. Mai 1746 auf das ganze Königreich ausgedehnt wurde. Aber ſchon vorher hatte der König (März) den greiſen Juſtizminiſter Cocceji beauftragt, den Uebelſtänden des Gerichtsweſens nachzuſpüren und Verbeſſerungsvorſchläge einzureichen. Die neue Prozeßordnung wurde zuerſt in Pommern, und als ſie ſich dort bewährt hatte, auch in den anderen Provinzen eingeführt. Die Hauptverbeſſerung, welche der „Codex Fridericianus“ 1747 brachte, beſtand darin, daß die Rechtſprechung wiſſenſchaftlich gebildeten Juriſten übertragen, das Verfahren vereinfacht, die Gebühren ermäßigt wurden. Auch entwarf Cocceji den Plan (1749) eines allgemeinen preußiſchen Landrechts, doch war ihm nicht vergönnt das Werk durchzuführen. Er ſtarb als Großkanzler 1755. Der König überwachte mit größter Strenge die Unparteilichkeit der Rechtſprechung und nahm ſich vor, ſich von jeder Einmiſchung fern zu halten. In dem berühmteſten Falle, in dem er von dieſem Grundſatz abgewichen iſt, dem Müller Arnoldſchen Prozeß, hat er ſich durch allzu eifrige Parteinahme für den nach ſeiner — auf ſchiefen Berichten beruhenden — Meinung gekränkten Kläger zu einem bedauerlichen Eingriff in die Rechtspflege verleiten laſſen.

Bedauerlich bleibt, daß der König, welcher ſeinem landesväterlichen Walten nach als trefflichſter Fortbildner der altpreußiſchen Tradition zu betrachten iſt und in ſeinem Staate eine nationale Großmacht ſchuf, ſeinem Entwicklungsgange und ſeiner geiſtigen Richtung nach dem eben ſich regenden Geiſtesleben des deutſchen Volkes fern bleiben mußte. Während Deutſchland dem Genius Klopſtocks zujauchzte und über den 1748 erſchienenen Meſſias in ſeliges Entzücken gerieth, verſchwendete der König ſeine Gunſt an den ebenſo witzigen, wie charakterloſen Voltaire. Er bedurfte des Fremdlings zur ſtiliſtiſchen Durchſicht ſeiner franzöſiſchen Poeſieen — aus dieſer Zeit ſtammt das auch kriegswiſſenſchaftlich bedeutende Gedicht „Ueber die Kriegs-

kunſt“ —: die Freunde, wie die zu früh geſtorbenen Keyſerlingk, Jordan, Duhan, konnte er ihm nicht erſetzen. Auch die Akademie der Wiſſenſchaften trug einen überwiegend franzöſiſchen Charakter. Dagegen bewies der König in den hiſtoriſchen Werken, mit deren erſter Anlage er ſeine Muße füllte, wahrhaft deutſche Offenheit und Wahrhaftigkeit. So mußte ſich der König beſcheiden, für Preußen und Deutſchland die Thaten zu vollbringen, an denen ſich das Nationalbewußtſein ſtärken, der Nationalgeiſt emporranken konnte. Nicht gar fern war die Zeit, wo die preußiſche Leier ſein Lob tönen und die deutſche Zunge aller Welt vorrühmen ſollte, daß die Nation ihren Helden gefunden habe.

Um dieſe Zeit auch erbaute ſich Friedrich in der Nähe Potsdams ſeinen berühmten Ruheſitz Sansſouci, der fortan eng mit ſeinem Namen verbunden bleiben ſollte. Nach des Königs eigenen Angaben wurde der Plan von dem talentvollen Knobelsdorf, Friedrichs Lieblingsbaumeiſter, entworfen; 1745 wurde der Grundſtein gelegt und bald erhob ſich das

Friedrich der Große mit dem Baumeiſter von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci den Bauplan prüfend.

Farbenſkizze (aus dem Beſitze Sr. K. H. des Kronprinzen) im Hohenzollernmuſeum zu Monbijou.

einfache Roccocoſchlößchen auf den mächtigen Terraſſen, zu denen der Abhang des königlichen Weinbergs umgeſtaltet wurde. Hier ruhte fortan Friedrich von ſeinen Kriegszügen, hier faßte er Kraft zu neuem Ringen, von hier aus gingen die belebenden Strahlen durch den Körper der weitgliederigen Monarchie.

Schloß Sanssouci, Terrasse. Nach der Natur.

7. Die Vorgeſchichte des dritten ſchleſiſchen (ſiebenjährigen) Krieges.

Von welchen Geſinnungen und Wünſchen Maria Thereſia nach dem Abſchluß des Dresdener Friedens beſeelt war, zeigt am deutlichſten ein Bündniß,
1746 das ſie am 2. Juni 1746 zu Petersburg mit der Kaiſerin Eliſabeth, der ſittenloſen Tochter Peters des Großen, abſchließen ließ. Denn obwohl der Form nach nur eine Erneuerung der Allianz vom Jahre 1726 und dem Wortlaute nach nur auf Vertheidigung zielend, richtete ſich ein geheimer Artikel gegen Friedrich und ſeine Errungenſchaften. Falls der König nämlich Oeſtreich-Rußland oder Sachſen-Polen angriffe, ſollte die Dresdener Verzichtleiſtung auf Schleſien ungiltig und Maria Thereſia berechtigt ſein, den Beiſtand eines anſehnlichen Heeres und der ruſſiſchen Flotte zu verlangen. Man brauchte den König nur zum Kriege mit Rußland zu reizen, und Maria Thereſia war auf allerdings recht zweideutige Weiſe ihrer Feſſeln ledig geworden. Aber die Kaiſerinnen mußten mit Rückſicht auf den Verlauf des Krieges mit Frankreich ihren Kriegseifer zügeln. Nachdem aber erſt einmal der Aachener Friede geſchloſſen war, hing die Wiedereröffnung des Kampfes um Schleſien davon ab, ob die Verſtändigung zwiſchen Frankreich und England eine dauernde ſein werde oder nicht Denn ohne Bundesgenoſſen konnte Maria Thereſia einen Angriffskrieg gegen Preußen nicht unternehmen, und für jetzt hatten jene beiden Mächte den Beſitzſtand Friedrichs garantirt. Ueberdies war Maria Thereſia zweifelhaft geworden, ob ſie nicht überhaupt ihr politiſches Syſtem ändern, das engliſche Bündniß
1749 mit einem franzöſiſchen vertauſchen ſolle. Im Frühjahr 1749 wurde darüber in Wien ernſtlich verhandelt; Kaiſer Franz war dafür, im Bunde mit den Seemächten und Rußland ſich in das Geſchehene zu fügen und den Frieden, wie er nun einmal beſtand, zu beobachten, ſeine Gemahlin aber neigte ſich der

entgegengesetzten Ansicht zu, welche ihr jüngster Konferenzminister Graf Kaunitz verfocht. Er hielt es für das dringendste Bedürfniß Schlesien zurückzuerobern und empfahl die Allianz mit Frankreich, um Friedrich seines einzigen Bundesgenossen zu berauben. Noch drang er nicht durch, aber als Gesandter in Paris (1751—1753) konnte er an der Annäherung beider Mächte arbeiten und zum Werke schreiten, als die östreichisch-englischen Beziehungen sich gelockert hatten.

Das englisch-östreichische Bündniß beruhte keineswegs auf einer dauernden Gemeinschaft ihrer Interessen: die Verschiedenartigkeit derselben zeigte sich sehr bald auf politischem wie religiösem Gebiet. Bei der Verwaltung ihrer Niederlande wollte sich Maria Theresia von England weder militärisch noch finanziell Vorschriften machen lassen, dagegen behaupteten die Engländer, die Niederlande seien von den Seemächten für das Haus Oestreich erobert worden, welchem man die Sorge für diese wichtige Vormauer gegen Frankreich nicht allein überlassen dürfe.

Die östreichische Regierung zahlte den Holländern die Gelder nicht, welche diese nach dem Barrieretraktat zur Erhaltung der gegen Frankreich gerichteten Festungen zu fordern hatten, hielt nicht die vertragsmäßig festgesetzte Truppenzahl in den Niederlanden, und beeinträchtigte durch einen neuen Tarif den Vertrieb englischer Manufakturwaren.

Das bundesgenossenschaftliche Gefühl konnte auch wahrlich nicht gestärkt werden, wenn die Gesandten Hannovers neben denen Preußens auf dem Regensburger Reichstage (Dezember 1754) sehr energisch dafür eintraten, daß der evangelische Glaubensstand in 1754
Hessen-Kassel, wo der Erbprinz katholisch geworden war, von seiten des Reiches gesichert werde. Obendrein mischte sich Georg II. auch in innere östreichische Angelegenheiten, indem er für die bedrängten Protestanten in den Erblanden das Recht der Auswanderung in Anspruch nahm.

Freilich blieb England für jetzt noch mit Oestreich geeint, welches bereit war, im Fall eines Krieges Hannover zu decken: es war auch ganz im Sinne dieses bundesgenössischen Verhältnisses, wenn der englische Gesandte Sir Hanbury Williams im Sommer 1755 nach Rußland ging, um dort einen Subsidienvertrag zu schließen, der seine 1755
Spitze gegen Frankreich kehrte. Schon begann man in England zu merken, daß Kaunitz die britische Hilfe mehr gegen Preußen als gegen Frankreich ausnutzen wollte, da trat ein Ereigniß ein, welches die gesammte politische Konstellation der alten Welt veränderte. Der unvermeidliche Kampf in den amerikanischen Kolonien, lange künstlich hingezögert, brach zwischen England und Frankreich aus: die öffentliche Meinung zwang den englischen König ihn zu eröffnen. Und jetzt, wo er alle Kraft gegen Frankreich brauchte, sollte Georg auch noch mit Preußen anbinden, das ihn nicht im geringsten bedrohte? Und ohne diese neue Last war von Oestreich nichts zu erwarten? Georg beantwortete Kaunitz' Anträge nicht mehr, seine Beziehungen zu Oestreich erkalteten.

Die Streitigkeiten, welche in Nordamerika zwischen den Engländern und Franzosen über die Grenzen ihrer Besitzungen ausgebrochen waren, hatten bereits im Juli 1754 zu einem blutigen Zusammenstoß geführt; es handelte sich darum, welche der beiden Mächte jenseits des Ozeans die Hegemonie besitzen sollte. Verhandlungen führten zu keinem Ziel, im Frühjahr 1755 griff ein englisches Geschwader eine französische Flotte an, die Verstärkungen nach Amerika bringen sollte. Gleichzeitig warfen sich in allen Meeren englische Kaper auf die französischen Handelsschiffe.

Kaunitz' Entschluß war gefaßt; er hatte den Plan, sich mit Frankreich zu verständigen nie aufgegeben, vielleicht gewährte diese Macht, was England versagte. Das Unternehmen schien fast unausführbar. War es schon schwierig,

nach langer systematischer Bekämpfung der Bourbons plötzlich gemeinsame Interessen ausfindig zu machen, so schien es doch noch schwerer, Frankreich zur Aufgabe des Bündnisses mit Preußen, ja zur Aktion gegen dasselbe zu bewegen. Indessen hatte doch Kaunitz auch mancherlei zu bieten; für Ludwigs XV. Schwiegersohn, den Infanten Don Philipp, bot man statt seines kleinen italienischen Fürstenthumes die Niederlande, auf deren Besitz Oestreich keinen großen Werth mehr legte; für den Prinzen Conti, des Königs Vertrauten, die Krone Polens, wo sich Frankreich von jeher gern eingenistet hätte. Dazu kam die Gemeinsamkeit der katholischen Interessen gegenüber dem protestantischen England und Preußen, und auch der Eitelkeit Ludwigs mußte es schmeicheln, wenn ihn der Kaiserhof, der seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten bekämpft hatte, jetzt förmlich dazu einlud. Endlich rechnete Kaunitz auf den Einfluß der Pompadour, welche bei dem Könige jedes für Frankreich noch so nachtheilige Bündniß durchzusetzen vermochte.

So völlig unerwartet kam dem französischen Hofe die Annäherung Oestreichs, daß die französischen Staatsmänner nach den ersten Besprechungen zwischen Starhemberg und Bernis argwöhnten, Oestreich wolle nur eine Pression auf England ausüben und von diesem größere Hilfsgelder erzwingen. Aber so angenehm die östreichischen Anträge auch waren, erreichte Kaunitz in der Hauptsache zuvörderst nichts: die französische Regierung wollte nicht glauben, daß sich Friedrich mit England verbünden wolle, und hielt ihrerseits an dem preußischen Bündniß fest. Kaunitz kam erst zum Ziel, als der König von Preußen jene politische Schwenkung gemacht hatte, welche man in Frankreich für unmöglich hielt. Man nahm hier eine neue Sendung — des Duc de Nivernois — in Aussicht, der um Friedrichs Hilfe in dem Kampfe gegen England werben sollte.

Was den König von Preußen betrifft, so war er zu der Zeit, als Oestreichs Intriguen bereits im Gange waren, sehr friedlich gesinnt, wie aus seinem „politischen Testament“ (von 1752) hervorgeht. Er bezeichnet es als sein politisches System den Frieden zu erhalten, so lange es mit der Ehre seines Staates vereinbar sei. Er war zwar seit 1751 aufs neue mit Frankreich verbunden, hatte aber schon im Jahre 1755 dem französischen Gesandten de la Touche deutlich zu verstehen gegeben, er werde sich zu einem Angriff auf England, speziell auf Hannover nicht gebrauchen lassen. Es war nicht seine Meinung das Kriegsgetümmel in die Nachbarschaft seiner rheinischen und westfälischen Besitzungen zu ziehen, außerdem verletzten die Anträge des französischen Gesandten sein Selbstgefühl.

Nun bot ihm Georg II., dem es wesentlich darauf ankam, Hannover zu schützen die Hand, da, wie bemerkt, sein Verhältniß zu Oestreich erkaltet war. Nur war Georg und sein Ministerium in arger Verlegenheit wegen des russischen Subsidienvertrages, den Hanbury Williams vermittelt hatte, um die Russen ebensowol gegen Preußen, wie gegen Frankreich zu gebrauchen. Das Parlament, — denn das englische Volk war jeder Feindseligkeit gegen Friedrich abhold, den man bewunderte — genehmigte den Vertrag erst, nachdem die Regierung erklären

konnte, man habe ihn Preußen mitgetheilt, welches sich dadurch nicht bedroht fühle. Das war auch wirklich der Fall; die Verständigung war damit angebahnt und am 16. Januar wurde zu London der sogenannte Neutralitäts- 1756
vertrag von Westminster unterzeichnet. England willigte ein, keinen Einmarsch der Russen in Deutschland zu dulden, Friedrich sagte in Bezug auf die Franzosen das gleiche zu. Friedrich leistete damit dem König von England einen großen Dienst, denn dieser war nun aller Sorge um Hannover ledig; dagegen fragte sich sehr, inwiefern die Annäherung an England ein erträgliches Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich gestattete. Denn so wenig Friedrich den Franzosen den Krieg in deutschen Landen erlauben wollte, dachte er keineswegs daran sein Bündniß mit Frankreich aufzugeben. Er behandelte daher den Duc de Nivernois, als er im Januar 1756 nach Berlin kam, mit größter Auszeichnung und gab ihm genauste Kenntniß von dem Neutralitätsvertrag, um jedes Mißtrauen zu beseitigen. Der französischen Regierung war der Vertrag nicht angenehm, aber sie bezeugte auch keine Entrüstung, ja es wurde das Fortbestehen einer preußischen Allianz trotz des Neutralitätsvertrages in Aussicht genommen.

Dies hintertrieb Kaunitz, welcher jetzt fürchtete isolirt zu werden, wenn er sich nicht Frankreichs versicherte. Ludwig XV. hätte sich in ein Bündniß gegen Preußen speziell nicht eingelassen, wol aber ging er auf ein solches ein, bei dem er Hilfe gegen England fand. Er war bereit, Preußen fallen zu lassen, wenn Oestreich England aufgab.

Zu gleicher Zeit, wo sich in Versailles der Abschluß vorbereitete, erklärte auch die russische Kaiserin, im höchsten Grade aufgebracht über den Neutralitätsvertrag, welcher dem Subsidientraktat zuwiderlaufe, dem östreichischen Gesandten Esterhazy, sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als sich mit der Kaiserin-Königin zu einem Angriffsbündniß zu vereinigen. Nur mit Rücksicht auf die schwebende Verhandlung in Versailles wurde das Bündniß noch nicht geschlossen. In Versailles war eigentlich die Mehrzahl der Minister für Friedrich, aber durch geschickte Benutzung des Einflusses der Pompadour gelangte Kaunitz doch zum Ziel. Nachdem am 19. April 1756 die Allianz mit Oestreich in einem 1756
Ministerrath im Prinzip angenommen war, erfolgte der Abschluß am 1. Mai zu Jouy bei Versailles, am 28. Mai wurden die Ratifikationen ausgewechselt, obwol Kaiser Franz gegen einen so unnatürlichen Bund protestirt hatte.

Die öffentlichen Vertragsartikel handelten nur von einem Neutralitätsvertrag und einer defensiven Allianz: auch in den geheimen Artikeln, die lange unbekannt geblieben sind, ist das eigentliche Ziel der Verträge nicht scharf präzisirt. Daß Maria Theresia die Pompadour durch einen eigenhändigen Brief gewonnen habe, ist eine haltlose Tradition. Auch die Geschenke an sie waren nicht allzu bedeutend. Daß schließlich doch nur politische Erwägungen den Ausschlag gaben, ergiebt sich aus der vorhergehenden Darstellung.

Die Verträge, so unverfänglich sie lauteten, erregten doch allenthalben das größte Aufsehen, da sie eine vollständige Veränderung der europäischen Politik bedeuteten. Von östreichischer Seite erwartete denn auch namentlich England nichts

Gutes, glaubte aber immer noch auf Rußland zählen zu dürfen, deſſen Kaiſerin doch faſt öſtreichiſcher geſinnt war, als Maria Thereſia ſelbſt.

In den nächſten Monaten wurden in geheimen Verhandlungen zwiſchen Oeſtreich, Frankreich und Rußland die Einzelheiten der großen Aktion feſtgeſtellt, die man in das Werk ſetzen wollte. Auch Frankreich erklärte ſich endlich bereit, direkt gegen den König von Preußen eine Armee aufzuſtellen. Eine förmliche Theilung der preußiſchen Monarchie unter die drei Mächte und ihre eventuellen Bundesgenoſſen wurde in Ausſicht genommen; nach dem ruſſiſchen Entwurf ſollte Schweden Pommern, Polen Preußen erhalten; für Sachſen ward Magdeburg, für den Kurfürſten von der Pfalz Kleve-Mark beſtimmt. Der König von Preußen würde ein ſehr ſchwacher Kurfürſt von Brandenburg geworden ſein. Sachſen hatte freilich ſich noch nicht zu äußern gewagt und war daher mit den geheimen Plänen nicht bekannt gemacht worden, aber es konnte kein Zweifel ſein, daß es gegebenen Falls den Verbündeten beitreten werde. Nach Kaunitz' Plan ſollte Rußland zuerſt losbrechen, Oeſtreich folgen, ſo daß König Friedrich zwiſchen zwei Feinde gerieth.

Schon hörte man aber auch von preußiſchen Rüſtungen und mit weiſer Vorſicht rieth der ruſſiſche Kanzler Beſtuſchew, ein ruſſiſches Heer nach Schleſien einrücken zu laſſen. Zum Glück für den König von Preußen beging jetzt die öſtreichiſche Staatskunſt einen verhängnißvollen Fehler: ſie hielt die rechte Zeit noch nicht für gekommen und verſäumte ſie damit.

Friedrich war über die Abſichten ſeiner Gegner vollkommen unterrichtet: kannte er ihre Vereinbarungen und Pläne auch nicht im einzelnen, ſo konnte er über die feindſeligen Geſinnungen der drei Höfe nicht zweifelhaft ſein. Er that, was er konnte: verſicherte ſich der Freundſchaft Englands, das auch ihn um ſo nothwendiger brauchte, je weiter die Abſichten der Gegner gingen, und vermehrte ſein Heer, indem er die Regimenter verſtärkte.

Man hat lange Zeit den Informationen, welche Friedrich durch zwei erkaufte Elende, den ſächſiſchen Kanzliſten Menzel und den öſtreichiſchen Geſandtſchaftsſekretär Weingarten, über die Abſichten der verbündeten Kabinette empfing, allzu viel Wichtigkeit beigelegt. Dieſe Nachrichten waren freilich authentiſch, aber abgeriſſen. Weit mehr erfuhr der König aus den Geſandtſchaftsberichten. Vertrauliche Schreiben des Großfürſten Peter beſtätigten den Ernſt der Situation und brachten die erwünſchte Kunde, daß Rußland erſt im Frühling 1757 losſchlagen könne.

Auf den Rath des engliſchen Diplomaten Mitchell, der das volle Vertrauen ſeines Hofes beſaß und für Friedrich Bewunderung hegte, entſchloß ſich der König, trotz der beunruhigendſten Wahrnehmungen, nicht unmittelbar mit Oeſtreich zu brechen, ſondern bei Maria Thereſia mit diplomatiſcher Höflichkeit anzufragen, ob ihre Truppenzuſammenziehungen in Böhmen und Mähren den
1756 Zweck hätten, ihn anzugreifen. Am 26. Juli gab die Kaiſerin dem preußiſchen Geſandten eine nichtsſagende Antwort, deren Wortlaut ſie mit Kaunitz feſtgeſtellt hatte. Auf eine zweite Anfrage „ob die Königin beabſichtige, Preußen im laufenden oder nächſten Jahre anzugreifen," gab Kaunitz eine ausweichende Antwort. Friedrich war nicht gewillt der Kaiſerin Zeit zur Ausführung ihrer verderblichen Abſichten zu laſſen; ſowie der Kourier aus Wien eintraf, gab er den an der Elbe und Saale, den in der Mark verſammelten Regimentern den Marſchbefehl.

„Es lebe der König von Preußen.“

Gleichzeitige Radirung von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1758, eine der ſeltenſten Arbeiten des Meiſters. Derſelbe berichtet über deren Entſtehung: „In den Zeitungen erſchien eine Erzählung, daß die Mönche in einem Kloſter zu Marienfelde übel von dem König von Preußen geſprochen hatten, der Herzog von Braunſchweig, der nicht weit davon lag, ſchickte eine Partie ſchwarze Huſaren dahin um ſie zu ſtraffen. Dieſe, nachdem ſie das Kloſter ausgeplündert hatten, lieſſen ſie den Wein aus den Kellern herausbringen und zwangen die Mönche knieend auf des Königs Geſundheit zu trinken. Der Künſtler fand vor Gut nicht ſeinen Nahmen darunter zu ſetzen.“

8. Der Einfall in Sachſen. Die beiden erſten Kriegsjahre 1756 und 1757.

Was den König in ſeinem Entſchluſſe beſtärkte, war die Gewißheit, daß Graf **Brühl**, der allmächtige Miniſter Sachſens ihm allenthalben entgegenarbeite und dieſer Staat bei längerem Zuwarten die Zahl ſeiner Gegner vermehren werde. Dies wollte er durch die ſchleunige Beſetzung Sachſens zunächſt verhindern, dann aber auch ſeine Gegner zur Vernunft bringen, indem er ihren Anſchlägen zuvorkam. Wol konnte er durch ſein Losſchlagen die noch nicht gereiften Entſchließungen der Gegner zeitigen, aber er konnte ſie auch zerſtreuen. Am 28. Auguſt 1756, nachdem er in letzter Stunde dem Grafen Brühl angezeigt 1756 hatte, er müſſe ein Armeekorps durch Sachſen marſchieren laſſen, brach er mit 70,000 Mann und über 200 Geſchützen nach der ſächſiſchen Grenze auf: Schleſien war durch Schwerin hinlänglich geſichert. Gleichzeitig ließ der König noch einmal in Wien um Erklärungen erſuchen: eine befriedigende Antwort hätte ihn ſofort die Waffen niederlegen laſſen. Kaunitz berief ſich auf die letzthin abgegebene Erwiderung, — das Thor des Krieges war geöffnet. Daß es einen ſehr ernſten Kampf gelte, hatte der König ſchon vorausgeſetzt, als er ſich zur Armee

Digitized by Google

Est animus
rerumque
Temporibus

Heinrich, Graf von Brühl, kurſächſ. Premierminiſter Auguſt III., Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen.
Kupferſtichbildniß von G. F. Schmidt.

begab, aber auch wenn Friedrich all die Schreckniſſe vorausgeſehen hätte, mit denen ein ſiebenjähriger Krieg ihn und ſein Land an den Rand des Verderbens brachte, würde er gezögert haben, das Schwert zu ergreifen?

Zu ſpät ſah Brühl ein, daß ſich militäriſch ſichern muß, wer auf dem Felde der großen Politik intriguiren will. Bald war das ganze Land, deſſen Herrſcher den Bund mit dem Könige zurückwies und ſich auf den Königſtein flüchtete, in Friedrichs Hand; zwar gelang es nicht, die Armee gefangen zu nehmen, doch wurde ſie in einem feſten Lager bei Pirna eingeſchloſſen, und wenn nicht bald öſtreichiſcher Entſatz kam, mußte das Herbſtwetter und der Mangel an Lebensmitteln ſie bald zur Kapitulation zwingen.

Die Einnahme des Landes ſetzte Friedrich in den Stand, aus den Papieren des ſächſiſchen Archives die vollgiltigen Beweiſe für die Abſichten ſeiner Gegner zu ſeiner Rechtfertigung zu veröffentlichen.

Auch die Oeſtreicher waren überraſcht, traf doch die Nachricht von Friedrichs Einfall das kaiſerliche Paar an der mähriſch-ungariſchen Grenze: außerdem hatte man in Wien erwartet, das ſächſiſche Heer würde ſich nach Böhmen zurückziehen, nun mußte man dies Land decken, das zwei preußiſche Korps von Schleſien aus bedrohten, und außerdem auf die Rettung der Sachſen bedacht ſein.

Gleichwol brach der öſtreichiſche Feldmarſchall Browne mit 32000 Mann auf, um die Sachſen zu erlöſen. Friedrich theilte ſein Heer und traf bei Lobositz am 30. September auf den Feind. Zum Glück konnte Browne in dem gebirgigen Terrain ſeine numeriſche Ueberlegenheit nicht zur Geltung bringen, als am Morgen des 1. Oktober bei ſtarkem Nebel die Schlacht eröffnet wurde. Denn 1756
die Oeſtreicher bewieſen eine ſolche Tapferkeit, daß Friedrich ſeine Feinde von Mollwitz und Soor kaum wieder erkannte. Nach hartem, ſiebenſtündigem Ringen gab Browne den Kampf auf, und die Preußen konnten ſich inſofern den Sieg zuſchreiben, als Browne gehindert war, das Lager bei Pirna rechtzeitig zu entſetzen. Er gab zwar den Plan nicht auf und kam auf dem rechten Elbufer am 11. bis Lichtenwald bei Schandau, die Sachſen überſchritten die Elbe, ſahen ſich aber am Fuße des Lilienſteins von neuem eingeſchloſſen. Die von Hunger und Kälte erſchöpften Soldaten waren zu weiterem Widerſtande bereit, aber ihre Anführer erſparten ihnen das nutzloſe Beginnen, zumal es an Pulver fehlte. So kam am 15. Oktober die Kapitulation von Pirna zu ſtande, durch welche der Reſt der Armee kriegsgefangen wurde. Friedrich reihte die gemeinen Soldaten theils ſeinen Regimentern ein, theils nahm er ſie in ihren alten Regimentsverbänden in ſeine Armee auf, was ihm nachmals ſchlimme Früchte brachte. Der ſächſiſche Hof ging nach Warſchau, Friedrich nahm in Sachſen ſeine Winterquartiere und das Land mußte die ganzen Leiden einer feindlichen Okkupation ſchwer empfinden. Aber der Ausgang ſeines Unternehmens befriedigte den König nicht ganz; die Hartnäckigkeit der Sachſen verdarb ihm den ganzen Feldzugsplan, inſofern er urſprünglich gleich im Jahre 1756 in Böhmen den entſcheidenden Schlag hatte führen wollen.

Bis zum Frühling des nächſten Jahres blieb der König unbehelligt, da es

zwiſchen ſeinen Gegnern trotz aller Verträge an Einmüthigkeit fehlte. Zwar wurde zwiſchen der Zarin und Maria Thereſia ein Waffenbündniß geſchloſſen, aber theils erhoben ſich Differenzen über die Vortheile, die Rußland zugeſichert werden ſollten, theils beſaß der König an dem Großfürſten-Thronfolger Peter und ſeiner Gemahlin Katharina zwei geheime Verbündete, die auf die Operationen einen lähmenden Einfluß übten. Im März geſellte ſich den Gegnern des Königs Schweden zu, das ſich Pommern nicht entgehen laſſen wollte. Schon
1757 vorher (am 17. Januar 1757) war in Regensburg mit 60 gegen 39 Stimmen der Reichskrieg gegen Friedrich beſchloſſen worden: auch die Reichsacht wurde angedroht, iſt aber nie förmlich verkündigt worden.

Hannover, Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig-Wolfenbüttel, Koburg-Gotha und Lippe-Schaumburg proteſtirten gegen den Reichskrieg und nahmen engliſchen Sold, der größte Theil der Reichsſtände ließ ſich aber von Frankreich bezahlen und hat nicht geringe Summen von dieſer Macht bezogen.

Vor der Kriegsmacht des Reiches hatte nun Friedrich wol ſo große Angſt nicht, aber ſeine Lage verſchlimmerte ſich, als endlich zwiſchen Oeſtreich und Frankreich die definitive Verſtändigung erfolgte. Nun erſt (1. Mai 1757) einigte man ſich über alle Einzelheiten der Auftheilung der zu erwartenden Beute: Frankreich übernahm den größten Theil der militäriſchen Leiſtungen (über 100,000 Mann neben 80,000 Oeſtreichern), eine enorme Subſidienlaſt, und ſtellte ſeine eigenen Vortheile geduldig in die zweite Linie. Deutſchland ſollte jenſeits des Rheines preisgegeben, diesſeit desſelben durch die Zerſtückelung Preußens unſchädlich gemacht werden: die katholiſchen Mächte wollten den proteſtantiſchen Geſetze diktiren. Daß Frankreich dabei eine bedrohliche Uebermacht erlangen konnte, ahnte wol der 16jährige Erzherzog Joſeph, aber Maria Thereſia in blindem Haſſe überſah es. Grade in Rückſicht auf jenen Vertrag vom 1. Mai wurde Friedrichs Kampf ein Rettungskampf für Deutſchland.

Friedrich hatte ſeinen Feinden gegenüber auf keinen Bundesgenoſſen zu rechnen, auch auf England nicht, ſo lange Georg II. zwiſchen engliſchen und hannöverſchen Intereſſen unterſchied: konnte er ſein geliebtes Hannover vor den Franzoſen ſchützen, ſo war er bereit ſtill zu ſitzen: glücklicherweiſe waren die Bedingungen, die ihm Kaunitz ſtellte, zu demüthigend, und ſo entſchloß ſich Georg endlich, zur Sicherung Hannovers eine Armee aufzuſtellen, die wenigſtens einen Theil der Feinde von Friedrich ablenken mußte. Leider wurde der Oberbefehl dieſer Truppen, — mit Friedrichs Bewilligung — dem unfähigen Herzog von Cumberland anvertraut.

Daß der König von Preußen ſich über ſeine Situation keine Illuſionen machte, lehrt jene Inſtruktion an den Grafen Finkenſtein, die er ſchon am 10. Januar 1757 erließ, ehe er ſich zur Armee begab.

Es genügt, folgenden Satz hervorzuheben: „Wenn mir ein ſolches Unglück begegnet (Gefangennahme), ſo will ich mich für den Staat opfern, und man ſoll alsdann meinem Bruder Gehorſam leiſten, welchen ſowie die Miniſter und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch ein

Lösegeld biete, daß man vielmehr den Kampf fortsetze und alle Vortheile benütze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt."

General Browne.
Gleichzeitiger anonymer Stich.

Die Menge der Gegner zwang den König die Entscheidung zu suchen, und in der zweiten Hälfte des April 1757 ließ er sein Heer in mehreren Kolonnen in Böhmen einrücken, wo Prag den Vereinigungspunkt bilden sollte. Mit 64,000 Mann griff der König am 6. Mai den etwas überlegenen Feind, der unter dem Oberbefehl des wackern Browne und des unfähigen Karl von Lothringen stand, mit Todesverachtung an; nach einem furchtbaren Kampfe, der von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends dauerte, war der Sieg gewonnen, aber neben 16,000 Mann an Todten und Verwundeten hatte Friedrich den greisen Feldmarschall Schwerin verloren, — er war ihm mehr werth, als 10,000 Mann, er war grade jetzt unersetzlich. Aber gleichwol hatte der Sieg die wichtigsten politischen und militärischen Folgen. Mühsam verbarg Frankreich seine Schadenfreude, der kühne Oberst Mayr durfte ungestört „das Reich behelligen," in England steigerte sich die Sympathie für den preußischen Helden, nun wollte auch König Georg von schimpflichen Neutralitätsbedingungen nichts hören. Die Straße nach Wien schien dem Könige offen zu stehen, aber er glaubte sie nicht betreten zu dürfen, wenn das feste Prag unbewältigt in seinem Rücken lag. Denn da der größte Theil des geschlagenen Heeres in die Festung geflüchtet war, barg dieselbe eine ansehnliche Armee hinter ihren Wällen. Vergebens hatte Friedrich gehofft, unter dem ersten erschütternden Eindrucke seines Sieges sich die Thore zu erschließen: auf das Ansinnen zu kapituliren, erwiderte der Kommandant, „er hoffe sich durch seine Vertheidigung die Achtung des Königs zu erwerben." Auch der todwunde Feldmarschall Browne munterte zum Widerstande auf, und so mußte eine zeitraubende Belagerung eröffnet werden.

Dadurch gewann die östreichische Heeresleitung Zeit, eine feldtüchtige Entsatzarmee heranzuführen, und zum ersten Mal sollte dem König ein Feldherr gegenüber treten, der durch seine eigenthümliche Beanlagung ihm das Feld streitig machen durfte. Es war der vorsichtige, ja fast pedantische Graf Daun, ein strammer ernster Soldat von finsterer Frömmigkeit: durch Zaudern, wie einst Fabius dem größeren Hannibal gegenüber, ward ihm beschieden über das Genie

CURT CHRISTOPH GRAF von SCHWERIN KOENIGL. PREUSS. GENERAL FELDMARSCHALL.

Graf von Schwerin, Generalfeldmarſchall, gefallen bei Prag.
Gleichzeitiges Bildniß von J. G. Stranz, die Apotheoſe unten von B. Bode, beides geſtochen von E. Henne.

des Königs zu triumphiren. Vorſichtig war er trotz ſeiner Uebermacht anfangs vor dem Herzog von Braunſchweig-Bevern zurückgewichen, jetzt drängte er ihn mit ſeinen bis auf 54,000 Mann angewachſenen Heere zurück. Friedrich theilte ſein Heer; während er die größere Hälfte vor Prag zurückließ, rückte er mit nur 34,000 Mann gegen Daun, den er am 1757 18. Juni auf den Höhen von Kolin am linken Ufer der oberen Elbe antraf.

An dieſem Tage hatte der König alle die Umſtände gegen ſich, welche den Gewinn einer Schlacht bedingen, falls kein Wunder geſchieht. Daun hatte eine durch die Natur und Batterien geſicherte Stellung inne, von der aus er alle Bewegungen des Königs überſehen konnte. Friedrich war ihm namentlich an Infanterie nicht gewachſen, deren er in ſolchem Terrain beſonders bedurfte, endlich wurde ſeine wohldurchdachte Angriffsdispoſition nicht ausgeführt. Wol gelang es Zieten, den rechten Flügel des Feindes zu umfaſſen, wol gewann der tapfere Hülſen durch ſechs Angriffe gegen denſelben Flügel Terrain, und Daun gab bereits den

Feldmarſchall Graf Daun.
Gleichzeitiger Stich von Nilſon in Augsburg.

Rückzugsbefehl, da ſcheiterte aus Mangel an Infanterie Hülſens ſiebenter Angriff und Daun entdeckte die Unordnung, welche ſich in den gegneriſchen Reihen bemerkbar machte und den König zwang, die letzten Reſervebataillone ins Gefecht zu ziehen. Nun brach die öſtreichiſche, beſonders aber die ſächſiſche Reiterei mit wildem Anſturme hervor, zerſprengte die preußiſche Schlachtordnung in der Mitte — hier war alles verloren. Umſonſt ſuchte der König die Fliehenden zu ſammeln: „Wollen Majeſtät die Batterie allein erobern?“ fragt ihn Major Grant, als er an der Spitze einer zerſtiebenden Schar noch zum Angriff reiten will. Nur der Umſtand, daß Zieten den Feind im Rücken bedrohte und der rechte Flügel noch eine Zeit lang Stand hielt, rettete Friedrichs Heer vor völliger Vernichtung. Aber für den Augenblick empfand der preußiſche Grenadier die ganze Wucht der Niederlage, und auch der königliche Held wankte einen Augenblick. Es wird berichtet, wie er in dem Städtchen Nimburg, wo ſich die Seinigen ſammelten, auf einer Brunnenröhre ſitzend, mechaniſch mit ſeinem Stock Figuren in den Sand zeichnete.

Weniger eine — nicht recht aufgeklärte — Differenz mit Moritz von Deſſau verſchuldete die Unordnung auf preußiſcher Seite, als der Umſtand, daß General Manſtein in Folge einer mißverſtandenen Aeußerung des Königs mit ſeinem (rechten) Flügel angriff (das Dorf Chotzenitz). Dies war der Dispoſition entgegen, denn Friedrich wollte in der ſchiefen Schlachtordnung angreifen, d. h. hier, mit dem linken Flügel auf den Feind treffen und den rechten zurückhalten. Da Manſtein angriff, kam der Marſch (halblinks) ins Stocken, und in der Mitte entſtand jene Lücke, welche durch die Reſerve nur nothdürftig ausgefüllt wurde. — Man kann es begreifen, daß die Kaiſerin von größter Dankbarkeit gegen den Feldherrn erfüllt war, der ihr den erſten Sieg gegen Friedrich verſchaffte und ihn mit dem neugeſchaffenen Thereſienorden auszeichnete. Jedoch iſt klar, daß das Verdienſt Dauns bei Kolin ein ziemlich geringes iſt: man kann ſagen, nicht Daun hat die Schlacht gewonnen, ſondern Friedrich ſie verloren.

Wie der Prager Sieg günſtige Folgen auf politiſchem, wie militäriſchem Gebiet gehabt hatte, ward die Koliner Niederlage von ſchwerem Mißgeſchick begleitet. Zunächſt mußte die Belagerung von Prag, ja ganz Böhmen aufgegeben werden: während der König nach Sachſen abzog, um dies wichtige Land zu decken, übertrug er — diesmal ohne den nöthigen Scharfblick — die ſchwierige Aufgabe, die Räumung Böhmens langſam zu vollziehen, ſeinem Bruder, dem weniger begabten Prinzen von Preußen. Seine Unfähigkeit, ſowie die Uneinigkeit der Generäle ließen den Rückzug in eine Deroute ausarten, welche der König, hart und

erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Außerdem aber trat der Herzog von Cumberland, gegen den 10,000 Franzosen unter d'Estrées angerückt waren nach dem unentschiedenen Treffen bei Hastenbeck (unweit Hameln, am 26. Juli) den Rückzug an: um Hannover noch zu retten, schloß der Herzog am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Seven, durch welche das hannoversche Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden — wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention bedurfte noch der englischen Ratifikation. Bald verstärkte ein neues französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise die Reichsarmee, die sich in Thüringen gesammelt hatte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen hatten Muth bekommen: sie überschwemmten Ostpreußen und besiegten am 30. August den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück, weil im September das Ableben der Kaiserin Elisabeth befürchtet wurde. Dadurch bekam Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Oestreich zu Stockholm einen Subsidienvertrag geschlossen hatten, wieder aus dieser Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin auch häusliches Leid, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betroffen, mochte sich glücklich schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem hart mitgenommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausspricht: „Ich aber, vom Orkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König denken, leben, sterben" bedurfte er auch im vollsten Maße. Denn als der König aus der Lausitz nach Sachsen abmarschirt war, überfielen die Oestreicher unter Nadasdy am 7. September bei Moys (nahe Görlitz) den in der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe seinen Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Deckung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen und war selbst gegen die Franzosen aufgebrochen, welche sich am 25. August mit der Reichsarmee des Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zogen sie sich zurück. Während der König nothgedrungen unthätig bleiben mußte, machte der östreichische Feldmarschalllieutenant Haddik einen ziemlich ungefährlichen Spazierritt nach dem ungeschützten Berlin, zog aber nach Eintreibung einer mäßigen Brandschatzung wieder ab (16. Oktober), da es hieß König Friedrich nahe. Dieser trug sich bereits mit dem Gedanken nach Schlesien zu gehen, um dem schwerbedrängten Bevern zur Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinigte französische- und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntniß, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Feinde in Respekt setzen könne. Die buntscheckige Reichsarmee und die Franzosen des eiteln unkriegerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angriffsobjekt. Er lagerte jetzt — Anfang November — auf dem linken Ufer der Saale und ward
1757 am 5. November bei Roßbach, unweit Merseburg vom Könige angegriffen.

Generallieutenant Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Die Verbündeten ſchickten ſich an, Friedrichs kleine Schar (22,000 Mann) mit ihrer Uebermacht (60,000 Mann) einzuſchließen und beſorgten nur, daß der „Marquis von Brandenburg" entwiſchen möchte. Der König beſtärkte die Feinde in dem Glauben, als ahne er die ihm drohende Gefahr nicht, dann eröffnete er plötzlich — gegen 3 Uhr — die Schlacht. Seydlitz mit einem glänzenden Reiterangriff machte den Anfang; nach kaum drei Stunden befand ſich das ganze franzöſiſch-deutſche Heer auf der Flucht. Mit Mühe entkam Soubiſe: nie vorher

oder nachher hat Friedrich mit gleich unbedeutendem Verlust einen so vollständigen Sieg errungen. Allgemeiner Jubel durchbrauste Deutschland, denn die Franzosen hatten sich bei Freund und Feind gleich verhaßt gemacht; man kam zur Erkenntniß, daß in ihnen Deutschlands Erbfeind bekämpft und besiegt sei.

Nachdem die „Reißausarmee" vor Friedrichs Grenadieren zerstoben war, mußte er sich eiligst nach Schlesien wenden, wo seine Anwesenheit von Tag zu Tage nothwendiger wurde. Der Herzog von Bevern war seiner verantwortungsvollen Aufgabe, dem Könige diese wichtige Provinz zu erhalten nicht gewachsen: am 12. November wurde die Festung Schweidnitz den Oestreichern übergeben, zehn Tage später der Herzog bei Breslau mit Uebermacht angegriffen und geschlagen. Am 24. November ward der Herzog bei einer Rekognoszirung gefangen, am gleichen Tage übergab der Kommandant von Breslau voreilig diese wichtige Festung dem Feinde.

Maria Theresia glaubte schon den Besitz Schlesiens gesichert: von der Kanzel wurde Breslau „die verlaufene Magd" als eine zweite Hagar gemahnt: „Kehre um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihrer Hand."

Aber schon war der König auf dem Plane: zu Parchwitz vereinigte er am 1. Dezember sein Heer mit den Resten der schlesischen Truppen, die ihm Ziethen zugeführt hatte. Auch so noch zählte sein Heer erst 32,000 Mann, denen Karl von Lothringen fast das Dreifache gegenüberzustellen hatte. Aber der König war entschlossen, die Schlacht zu wagen, die ihn allein retten konnte. In einer Anrede an die Offiziere setzte er ihnen auseinander, „wir müssen den Feind schlagen oder uns unter seinen Batterien begraben lassen." Die Stimmung des Heeres gab sich in den Worten kund „morgen sind wir todt oder die Feinde geschlagen."

Am 5. Dezember zog die schmählich verachtete „berliner Wachparade" dem Feinde entgegen, der sich westlich von Breslau in langer von Norden nach Süden gezogener Schlachtlinie aufgestellt hatte. Fast genau vor der Mitte lag das Dorf Leuthen. Der König, der an diesem Tage sein ganzes Feldherrngenie bekundete, wählte wieder die schiefe Schlachtordnung, bedrohte den feindlichen rechten Flügel, warf sich unvermuthet auf den linken und rollte den Feind bis Leuthen auf. Während das Dorf bestürmt und genommen wurde, hatte auf dem andern Flügel auch die preußische Reiterei die östreichische geworfen, welche fliehend die Verwirrung vermehrte. Am späten Nachmittag hatte Friedrich die Schlacht gewonnen, nur die frühe Dunkelheit schützte das geschlagene Heer vor völliger Vernichtung. Karl von Lothringen hatte 10,000 an Verwundeten und Todten, 20,000 an Gefangenen verloren. Der preußische Soldat hatte mit wahrem Heldenmuth gefochten, aber einem solchen Erfolge gegenüber gestand der rohe Kriegsmann ein, daß hier eine höhere Macht geholfen: vieltausendstimmig klang durch die Winternacht ein „Nun danket alle Gott" über das Schlachtfeld: auch Friedrich war tief bewegt.

Der König entging einer augenscheinlichen Gefahr am Abend nur durch seine Geistesgegenwart. Er hatte sich mit ein paar Bataillonen aufgemacht, um bei Lissa die Weistritzbrücke zu besetzen, welche den Weg nach Breslau öffnete. In Lissa, das voller östreichischer Soldaten war, kam es zu einem bedenklichen Allarm. Der König aber ritt gerades Wegs nach dem Schlosse, begrüßte die überraschten östreichischen Offiziere mit einem sicheren „Bon soir, messieurs, kann man hier auch noch unterkommen?" und ehe sich die Herren

von ihrer Verwunderung erholt hatten, waren sie von dem inzwischen eingetroffenen Gefolge des Königs zu Gefangenen gemacht.

Von seinen 90,000 Mann hatte Prinz Karl nur gegen 35,000 glücklich heimgebracht: am 21. Dezember mußte Breslau kapituliren, fast ganz Schlesien war nun wieder in Friedrichs Hand. Und auf die Siegesnachricht hin blieb nun auch das hannöverisch-englische Heer zusammen, da König Georg die Konvention von Kloster Seven nicht bestätigte. Da an die Stelle des unfähigen Herzogs von Cumberland Ferdinand von Braunschweig trat, so wurden die Franzosen an der Weser und Aller festgehalten. Auch Pommern war, abgesehn von Stralsund und Rügen, bis zum Jahresschlusse von den Schweden gesäubert, 1757
und so behauptete der König nach schlimmen Schicksalsschlägen seine Staaten und Sachsen dazu.

9. Das dritte Kriegsjahr 1758.

Auf beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet, denn eine Entscheidung hatte das vergangene Jahr nicht gebracht. Für Friedrich kam alles darauf an, daß sich England entschloß ihn thatkräftig zu unterstützen. Es war das Verdienst des großen Pitt, sein Vaterland endlich auf die richtige Bahn zu lenken. Nach freilich sehr langwierigen und tiefgehenden Differenzen zwischen ihm und Friedrich wurde am 11. April der Londoner Subsidienvertrag abgeschlossen; zwar stellte er dem Könige gegen 5 Millionen Thaler jährlich zur Verfügung, aber Friedrichs dringendster Wunsch, die Absendung einer Ostseeflotte ward nicht erfüllt.

Vergeblich hatte Friedrich aber gehofft, daß die gegnerischen Verbündeten in richtiger Erkenntniß ihrer Interessen die Fesseln der verderblichen Allianz mit Oestreich zerreißen würden. Besonders ungünstig gestalteten sich die Dinge in Rußland. Oestreichs Beschwerden über die schlaffe Kriegführung Apraxins fanden bei der wiedergenesenen Kaiserin Gehör und führten zu einer strengen Untersuchung, welche dem Feldherrn einen frühen Tod, dem allmächtigen Bestuschew lebenslängliche Verbannung brachte. Schon im Januar 1758 nahm der neue Oberfeldherr Fermor Ostpreußen wieder ein, das Land allerdings noch schonend, weil die Russen es bereits als erworbene Provinz betrachteten.

Maria Theresia hielt unerschütterlich fest an ihrem Plan, Preußen zu zertrümmern: sie ersetzte den unfähigen Karl von Lothringen durch den bedächtigen Daun, neben dem der kühnere Loudon — in schlimmer Stunde wegen seines Aeußern von Friedrich einst zurückgewiesen — sich Lorbeeren erkämpfen sollte.

Nur an einer Stelle hatte sich vorübergehend eine für Friedrich erfreuliche Schwankung gezeigt. Der Graf Bernis, der Leiter der französischen Regierung, sah, durch Friedrichs letzte Siege belehrt, die Abenteuerlichkeit der bisherigen Politik ein; er wünschte der durch den geheimen Versailler Vertrag übernommenen Pflichten ledig zu werden und suchte im Januar 1758 auch den Wiener

General Gideon von Loudon.
Gleichzeitiger Stich von Nilson in Augsburg.

Hof friedlich zu ſtimmen. Die Kaiſerin war über Frankreichs Wankelmuth ſchmerzlich erregt, Kaunitz entrüſtet. Die Feſtigkeit des Wiener Hofes imponirte Ludwig XV., und Bernis lenkte ein; trotz der Erkenntniß, daß Frankreich ſchwer geſchädigt werde, fuhr er fort, für den deutſchen Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belaſtete das Land ſogar durch neue Subſidienverträge mit Schweden und Dänemark, während Oeſtreich dieſe Verträge nur zu garantiren hatte. Die bairiſchen Truppen blieben zur Verfügung der Kaiſerin; zu dem franzöſiſchen Heere ſtießen 10,000 ſächſiſche Söldlinge und die Würtemberger, welche ihrem Landesherrn eine hübſche Summe einbrachten.

Das franzöſiſche Heer machte den Preußen am wenigſten zu ſchaffen: nachdem es ſich durch Brandſchatzungen, beſonders im Halberſtädtiſchen, gütlich gethan, wurde es (Februar) in ſeinen Winterquartieren überfallen und in kaum ſechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunſchweig,
1758 welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Krefeld (23. Juni) aufs Haupt geſchlagen hatte, richteten die Franzoſen weder unter ſeinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubiſe irgend etwas entſcheidendes aus. So konnte ſich der König getroſt mit ganzer Kraft gegen Oeſtreicher und Ruſſen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schweidnitz (18. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz des Gegners zu führen. Er hoffte Olmütz im Fluge zu nehmen, doch wurde die Feſtungsſtadt von ihrem Kommandanten Marſchall wacker vertheidigt. Die Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das ſchwere Geſchütz, der Verluſt ſeiner Zufuhren zwang ihn angeſichts der drohenden Bewegungen der Oeſtreicher ſein Unternehmen aufzugeben. Nur ſeine Strategie verſchaffte dem Könige die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges: ſtatt den Weg nach Schleſien zu erzwingen, wie die Gegner vermutheten, zog Friedrich unvermuthet und daher ungehindert nach Böhmen ab und erreichte von dort aus ohne ſonderliche Verluſte Schleſien. Gegenüber der Saumſeligkeit in der kaiſerlichen Kriegführung iſt dieſer Zug gleich großartig in der Kühnheit der Konzeption und in der Meiſterſchaft der Ausführung.

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Bombardement von Schweidnitz durch General von Treskow. (Kapitulirte 18. April 1758.)
Titelkupfer Chodowieckis zu Tielckes Beyträgen zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756–1763.

Aber nun drohte von Osten her die gewaltigste Gefahr: Fermor nahm seine Aufgabe ernster als Apraxin. Allerdings war das barbarische russische Heer nur langsam und schwerfällig durch Westpreußen vorgerückt, aber es hatte doch Anfangs August die Neumark erreicht, welche es furchtbar verheerte. Vergeblich belagerte es Küstrin, in dessen Nähe sich Friedrich am 22. August mit den Truppen Dohnas vereinigte, der sich in Pommern nicht mehr behaupten konnte.

Am 25. August griff Friedrich den weit überlegenen, aber nicht gerade günstig aufgestellten Feind bei Zorndorf an. Der dreizehnstündige Kampf war ein furchtbares Morden: da die Preußen keinen Pardon gaben, die Russen sich gleichmüthig abschlachten ließen, ward die Schlacht die blutigste des Jahrhunderts. Mit einem Verluste von 11,000 Mann erkaufte Friedrich den Sieg, an dem nach seinem eigenen Urtheil Seydlitz den Hauptantheil hatte; 22,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Friedrichs Heer war zu erschöpft, als daß er den Sieg hätte ausnutzen können; unverfolgt traten die Russen den Rückzug an, bombardirten Kolberg und gingen über die Weichsel zurück. Die Schweden freuten sich, daß ihren alten Feinden solch Unheil widerfahren und stellten ihren Vormarsch nach der Uckermark ein.

Daß Friedrich diesen Feind ruhig abziehen ließ, hatte auch darin seinen Grund, daß er seinem Bruder Heinrich zu Hilfe kommen mußte, der durch seine Talente vorzüglich befähigt war, mit seinem kleinen Heere Sachsen auch gegen überlegene Kräfte zu decken. Aber jetzt kam er in Gefahr, sowol von Daun als auch von dem neugebildeten Reichsheer angegriffen zu werden. Vor dem heranmahenden Friedrich wich Daun zurück: vergeblich suchte ihn der König aus seinen gutgewählten Vertheidigungsstellungen zum Kampfe zu locken: endlich bezog Daun bei Hochkirch zwischen Bautzen und Löbau an der sächsisch-böhmischen Grenze ein vortrefflich gewähltes Lager.

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die ersten russischen Gefangenen aus der Schlacht bei Zorndorf in Berlin.

Nach dem Leben gezeichnet von Chodowiecki 1758. Eine der ersten und seltensten Radirungen des Künstlers. Nach einer erhaltenen handschriftlichen Notiz desselben waren „diese abgerissenen Russen aus dem abgebrannten Küstrin nach Berlin gebracht worden, um nach Magdeburg geführt zu werden. Sie standen auf dem Schloßplatz halb verhungert und erwarteten die Ordre des Gouverneurs." Links ein Grenadier, der die Gefangenen abwehrt, rechts ein zweiter Grenadier, der von einer neben ihm stehenden Dame, des Künstlers Gattin, Geld empfängt, neben ihr der Künstler selbst.

Mit einem unbegreiflichen Eigensinn lagerte sich Friedrich trotz des Widerspruchs aller Generale dem Feinde gegenüber, den er verachtete. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober brachen die Oestreicher in das Lager der Preußen ein, die, völlig überrascht, zudem von dichtem Nebel umschlossen, nicht widerstandsfähig schienen. Zwar bewährten sie ihre Mannszucht auch in dieser furchtbaren Bedrängniß, aber sie erkämpften damit nur einen geordneten Rückzug.

Den Schmerz, den Friedrich über dies selbstverschuldete Mißgeschick empfinden mußte, erhöhte noch die Nachricht von dem Tode seiner inniggeliebten Schwester Wilhelmine. Dennoch verlor der König den Muth nicht; denn wenn auch Daun für seine Heldenthat vom Papst mit einem geweihten Hut und Degen begabt wurde, so verstand er seinen Sieg so wenig auszunutzen, daß er dem schärfsten Tadel nicht entging und sogar daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen. Der König entsetzte das belagerte Neiße, ein Versuch Dauns gegen Dresden scheiterte, Schlesien wie Sachsen blieb in den Händen der Preußen.

Abgesehen von dem rheinisch-westfälischen Kriegsschauplatz, — der Herzog Ferdinand mußte über den Rhein zurückgehen und Contades nahm sein Winterquartier in Köln — konnte der König mit seiner Situation leidlich zufrieden sein.

Eine entschiedene Niederlage erlitt die kaiserliche Politik noch vor Ablauf des Jahres im Reich; als der Wiener Hof die verrostete Waffe der Reichsacht gegen Preußen, Hannover und seine Verbündeten gebrauchen wollte, wurde dieselbe gegen den Angreifer gekehrt. Der sächsische Gesandte Ponickau mußte, wenn auch widerwillig, die Rechtsverwahrung der evangelischen Reichsstände am 29. November zu stande kommen lassen und dieselbe dem Reichskanzleramte zur Diktatur am Reichstage übergeben; der Wiener Hof mußte erleben, daß eine Anzahl von Ständen, die ihre Kontingente zum Reichskrieg gegen Preußen gestellt, gegen das Vorgehen des Kaisers protestirte und die verfügte Acht für null und nichtig erklärte. Indeß trotz aller Empfindlichkeit über diese moralische Niederlage, — was kümmerten sich Kaunitz und Maria Theresia um die Ansicht der Reichsstände, wenn nur die auswärtigen Mächte fortfuhren, ihnen die Mittel zum Kriege zu liefern.

Und dazu waren Rußland, wie Frankreich nach wie vor bereit, wiewol sich der letztere Staat der drückendsten Verpflichtungen des Versailler Vertrages geschickt zu entledigen wußte. Freilich mußte Bernis sein Portefeuille an den Duc de Choiseul abgeben, der, ein geborener Lothringer, bisher Botschafter in Wien gewesen war: ja am 13. Dezember wurde Bernis verbannt, weil dieser Frevler Frankreich zum Frieden hatte helfen wollen. Aber der Duc de Choiseul schloß am 30. und 31. Dezember 1758 einen öffentlichen und einen geheimen Vertrag, durch welche beide der Versailler Traktat für null und nichtig erklärt wurde. Lag auch der augenblickliche Vortheil des neuen Uebereinkommens auf östreichischer Seite, so brauchte Frankreich doch in Zukunft nicht Krieg zu führen, bis Maria Theresia Glatz und Schlesien wiedergewonnen hatte. Man versprach nur seine guten Dienste; auch die Entschädigungen für Sachsen und Schweden ließ man fallen.

Friedrich war und blieb auf das englische Bündniß angewiesen: Georg II. war zwar kein zuverlässiger Bundesgenosse, aber glücklicherweise mußte er Pitt folgen, an dem Friedrich trotz mancher Meinungsverschiedenheit einen wahren Freund besaß.

---

10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.

Für das Jahr 1759 hatte König Friedrich von allen Kriegführenden die be- 1759
scheidensten Pläne. Er mußte sich nach so großen Verlusten an Offizieren und Mannschaften — mit Mühe hatte er 130,000 Mann aufgebracht — auf eine kluge Defensive beschränken.

Die Gegner waren über den Feldzugsplan nicht einig: die Oestreicher wollten erst nach der Eroberung Schlesiens sich auf Sachsen werfen, die Franzosen hielten für den Zweck gemeinsamer Operationen das Gegentheil für wünschenswerth. Das russische Heer war zwar außer Stande, vor dem Juni seine Thätigkeit zu beginnen, aber Maria Theresia erhielt wenigstens die Zusicherung, daß es am Ende dieses Monats zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreiten werde. Bis in Niederschlesien die Vereinigung der Russen mit einem östreichischen Korps stattgefunden haben würde, sollte Daun vor den böhmisch-schlesischen Pässen in der Defensive bleiben; dann hoffte man den König von Preußen erdrücken zu können. Im Frühjahr belästigten sich die streitenden Parteien durch kleinere Neckereien; der General Wobersnow zerstörte die russischen Magazine im

Posenschen, ein kaiserlicher General brandschatzte Hessen und Thüringen. Auf dem rheinisch-westfälischen Kriegsschauplatz erlitt am 13. April 1759 der Herzog von Braunschweig gegen Broglie bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt am Main) eine Niederlage, deren Folgen erst durch den Sieg bei Minden (1. Aug.) beseitigt wurden. Die Vortheile, welche Prinz Heinrich durch einen kühnen Zug nach Franken errang, konnte er nicht ausbeuten, weil ihn der Anmarsch der Russen nach Sachsen abrief. Friedrich selbst stand dem bedächtigen Daun gegenüber im Lager von Landshut auf der Wacht und wartete, ob die Russen die Entscheidung bringen würden. Wirklich kamen sie, 70,000 Mann stark unter Soltikow, wenngleich vier Wochen später als ausgemacht war. Weder gelang es dem General Wobersnow die Vereinigung der weit dislocirten Truppenkörper zu hindern, noch konnte der tapfere Wedell, den der König, mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, nach der bedrohten Mark geschickt hatte, ihren Vormarsch aufhalten: 8,000 Mann wurden von ihm am 23. Juli bei Kay (nahe Züllichau) nutzlos geopfert. Das Heer, mit dem Friedrich in Eilmärschen aus Schlesien herbeizog, konnte nicht verhindern, daß Loudon mit 18,000 Mann, größtentheils Kavallerie, zu Soltikow stieß (3. August).

Am 12. August griff der König den weit überlegenen Feind an, der obendrein auf den Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf eine vortheilhafte Stellung inne hatte. Den marschmüden preußischen Truppen gelang es durch äußerste Tapferkeit, wenigstens den linken russischen Flügel zu bezwingen, aber der König wollte sich mit einem halben Erfolge nicht begnügen und befahl den Angriff auf den rechten Flügel, der vom Judenberge aus das bisher gewonnene Terrain beherrschte. Ein Infanterieangriff ward abgeschlagen, auch Seydlitz mit seinen Braven konnte kein Wunder verrichten: als Loudon durch einen tiefen Grund den Preußen mit seinen frischen Truppen in die Flanke fiel, erlag das preußische Heer. Mit Mühe konnte man den König von dem Schlachtfelde entfernen, wo er den Tod zu suchen schien.

In der That hatte der König ein Recht zur Verzweiflung, denn nach dem Verlust seines halben Heeres und fast der gesammten Geschütze schien es unmöglich, dem östreichisch-russischen Heere einen Damm entgegenzusetzen. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Niederlage machte Friedrich in einer Bauernhütte sein Testament und gab den Befehl, den Hof und das Archiv aus Berlin zu flüchten, das er als sichere Beute der Feinde betrachtete. In dieser Stimmung ertheilte er auch dem Kommandanten von Dresden General Schmettau die Anweisung, unter günstigen Bedingungen nöthigenfalls zu kapituliren; eine Anweisung, deren Befolgung (5. September) dem General die höchste Ungnade des Königs zuzog. Denn allerdings besserte sich die Lage des Königs überraschend schnell durch die Versäumnisse der Gegner, die ihm gestatteten, seine Artillerie zu ergänzen, seine Truppen zu sammeln und sich in Sachsen mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Soltikow hatte trotz der Mahnungen Loudons nicht vorrücken wollen, er glaubte genug für die Bundesgenossen gethan zu haben und hatte seinen Sieg in der That nur mit schweren Opfern erkauft. Auf preußischer Seite erwarb sich das größte Verdienst Prinz Heinrich, der Daun in Sachsen festhielt: seine geschickten Operationen würden den bedächtigen Feldherrn ge-

Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.
1765 gemalt von Vanloo, geſtochen 1767 von G. F. Schmidt, Kupferſtecher des Königs.

zwungen haben, ohne Erfolge ſeine Winterlager aufzuſuchen, hätte nicht Friedrich mit dem Eigenſinn, der ihm in dieſem Unglücksjahre eigen iſt, den General **Fink** gezwungen, in den Rücken des weit überlegenen Feindes zu marſchieren und ſich erdrücken zu laſſen. Umſonſt lehnte der General den Auftrag ab, den

Digitized by Google

sein genialer König schwerlich selbst hätte mit Glück ausführen können; am 20. November wurde er mit seinem 12,000 Mann in dem Gebirgsthal bei Maxen (südwestlich von Pirna) zur Kapitulation gezwungen: als letztes Mißgeschick beschloß die Gefangennahme des Generals Dierike bei Meißen das Unglücksjahr. Fast ganz Sachsen war verloren; nur bei Kesselsdorf im Lager von Wilsdruf behauptete sich der König Daun gegenüber mit seinem bis auf 24,000 Mann heruntergekommenen Heere.

Und dabei war keine Hoffnung auf Frieden. Wol war wenigstens Frankreich dazu geneigt, aber Kaunitz hintertrieb einen auf Grund der Ryswijker Deklaration vorgeschlagenen Friedenskongreß. Vom östreichischen Standpunkte hatte er Recht: selbst wenn Friedrich allenthalben Werbungen veranstaltete und mit unsäglichen Opfern noch ca. 100,000 Mann aufstellte, so vermochten die vereinigten Kräfte der Gegner mühelos das Dreifache zu leisten und die neugeworbenen preußischen Truppen konnten unmöglich die Disziplin und den Soldatengeist der Armee besitzen, welche größtentheils auf den Schlachtfeldern eingescharrt lag.

1760 Noch mehr als beim Beginn des Jahres 1759 war Friedrich 1760 darauf angewiesen die Bewegungen seiner Gegner abzuwarten. Einig war die östreichische Heeresleitung nicht, aber man gestattete dem energischen Loudon den Angriff auf die Grafschaft Glatz und dieser sah sein Vorgehen von Erfolg gekrönt. Am 23. Juni überwältigte er mit seiner Uebermacht den ritterlichen Fouqué bei Landshut; der — wenn auch nicht unmittelbare — Preis des Sieges war die Festung Glatz. Prinz Heinrich deckte an der Oder die Mark gegen die Russen, die glücklicher Weise unthätig blieben. Er entsetzte auch das von Loudon bedrohte Breslau, dessen Kommandant, der tapfere Tauentzien, sich wacker gehalten hatte: am 5. August hob Loudon die Belagerung auf.

Der König hatte zuerst in Sachsen gestanden, war aber, weil er hier nichts ausrichten konnte, im Begriff gewesen nach Schlesien zu marschieren, als er die Nachricht von Fouqués Niederlage erhielt. Daraufhin änderte Friedrich seinen Plan und machte sich, da die Reichstruppen seinem Angriffe auswichen, an die Beschießung von Dresden. Nach vierzehntägiger Belagerung (14.—30. Juli) sah der König das Fruchtlose seines Unternehmens ein und beschloß nun doch nach Schlesien zu gehen. Es war ein seltsamer Marsch; dem König vorauf zog Daun, um sich schleunigst in Schlesien mit Loudon und den Russen zu vereinigen, ihm folgte auf dem Fuße ein zweites feindliches Heer unter Lascy, und es konnte einem Uneingeweihten scheinen, als bildeten die drei Truppenkörper Vorhut, Gros und Nachhut ein und derselben Armee. Der König erreichte zwar glücklich Schlesien, aber damit war noch wenig gewonnen: das nun vereinigte Heer Dauns und Loudons schnitt ihn ebenso von Breslau, wie von dem Prinzen Heinrich ab. Ein russisches Korps unter Tschernitschew hatte die Oder überschritten und war im Vorrücken. Gegen diese Uebermacht konnte sich Friedrich nur dadurch behaupten, daß er fortwährend seine Stellung wechselte. Aber dies konnte nicht ewig währen, da es bereits an Proviant mangelte. Am 14. August beschloß der König, der bei Liegnitz am linken Ufer der Katzbach

stand, nordwärts abzuziehen und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Da er aber erfuhr, daß Daun für den nächsten Morgen den Angriff beabsichtige und ihm ein zweites Hochkirch bereiten wolle, veränderte er in der Nacht nur seine Stellung, so daß Loudon, der in der Morgendämmerung des 15. August mit 30,000 Mann des rechten Flügels angriff, ganz unvermuthet auf die Preußen stieß. In einem dreistündigen Gefecht wurde er völlig geschlagen und zum Rückzug über die Katzbach genöthigt; Daun entging nicht dem Vorwurfe Loudon im Stiche gelassen zu haben. Der König konnte sich nun mit dem Prinzen Heinrich vereinigen, die Russen wichen aus Schlesien.

Der König bezeichnete seinen Sieg als eine leichte Schramme, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel bedeute. Allenthalben behaupteten seine Anführer trotz größter Tapferkeit höchstens das Feld, konnten aber zur Besserung der Lage nichts beitragen.

So hielt der tapfere Hülsen mit einem kleinen Korps die fünffach überlegene Reichsarmee drei Monate lang in Sachsen hin, doch hatte er die wichtige Festung Torgau nicht retten können. Ferdinand von Braunschweig konnte die Franzosen nicht hindern, in den Rheinlanden festen Fuß zu fassen. Kolberg bot einer russisch-schwedischen Belagerungsflotte und einem russischen Belagerungsheer trotzig die Stirn: der tapfere Kommandant Heyden und der wackere Seemann Nettelbeck sahen am 18. September ihre Standhaftigkeit belohnt, indem der Reitergeneral Werner den ersehnten Entsatz brachte.

Trotz aller Tapferkeit und aller strategischen Kunststücke hätte der Krieg schon längst eine verhängnißvolle Wendung nehmen müssen, wenn die Russen größere Energie bezeigt hätten. Nun bewirkten (Ende September) die nachdrücklichen Vorstellungen des Wiener Hofes, daß Soltikow den Befehl erhielt, direkt auf die preußische Hauptstadt loszubrechen.

Er entsandte den General von Tottleben, der aber bei seinem ersten Erscheinen durch die wenigen Garnisonbataillone Berlins, die Invaliden und die Bürgerschaft abgewehrt wurde und sich am 7. durch eine Abtheilung des Hülsenschen Korps zum Abzuge nöthigen ließ. Da nun aber auch ein östreichisches Korps unter Lascy in der Nähe der Hauptstadt stand, entschloß man sich am 9. Oktober zur Kapitulation. Tottleben behandelte die Stadt zwar mit anerkennenswerther Milde, aber er machte an Gewehren und Kriegsvorräthen erhebliche Beute. Uebler erging es der Stadt, als nun auch die Oestreicher eintrafen. Namentlich die Sachsen hausten schrecklich in Charlottenburg, auch Schönhausen ward verwüstet, nur Sanssouci schützte Esterházy als echter Kavalier.

Auf die Nachricht, der König nahe, zogen die Feinde am 13. Oktober wieder ab, Tottleben zu Soltikow, Lascy zu Daun nach Sachsen.

Obwohl der König mit Rücksicht auf die herbstliche Jahreszeit seine Truppen gern in die Winterquartiere gelegt hätte, sah er ein, daß er noch eine Schlacht wagen müsse, um vor Daun Ruhe zu bekommen und den Russen die Lust zu erneutem Vorrücken zu benehmen. Demgemäß brach er zu Anfang November aus seinem Lager bei Eilenburg auf und traf den Gegner am 3. November in 1760
fester Stellung auf den Höhen zwischen Süptitz und Torgau.

Da der König nicht nur die Besiegung, sondern die Vernichtung des Feindes bezweckte, ließ er Zieten mit dem rechten Flügel seines nicht sehr starken Heeres eine Umgehung der östreichischen Schlachtlinie ausführen. Diese Anordnung entschied den Erfolg. Denn

Hans Joachim von Zieten, General der Kavallerie.
Schabkunſtblatt von Townley, Berlin 1766.

der König ſetzte ſich und ſeine Tapfern, mit denen er die Front angriff, umſonſt dem vernichtenden Feuer der Oeſtreicher aus. Tauſende ſanken in den Tod, Friedrich ſelbſt ward leicht verwundet, aber die Dunkelheit brach herein, ohne daß er das geringſte erreicht hatte. Daun, gleichfalls verwundet, ſchickte bereits die Siegesnachricht nach Wien ab. Der König war entſchloſſen am nächſten Morgen die letzte Kraft an die Erneuerung des Kampfes zu ſetzen. Da traf die Nachricht ein, der Feind ziehe ſich zurück. Zieten hatte, auch erſt während der Dunkelheit, die Süptitzer Höhe nach unſäglichen Anſtrengungen und furchtbarer Blutarbeit erſtürmt.

Digitized by Google

Da sich das Resultat der Schlacht erst am folgenden Tage deutlich zeigte, andrerseits die winterliche Kälte den ermatteten und entkräfteten Soldaten beider Heere gleich zusetzte, sah man in der Nacht an den Wachtfeuern Freunde und Feinde sich nebeneinander wärmen; es ward abgemacht, daß diejenigen, deren Heer besiegt sei, sich am folgenden Tag unweigerlich ergeben sollten.

In Folge der Schlacht von Torgau behauptete Friedrich Sachsen mit Ausnahme von Dresden und sah sich auch in der Lage, Truppen nach der Mark und Pommern und an Ferdinand von Braunschweig abzugeben. Ueber Dauns Feldherrntalente entspannen sich zwischen dem französischen und dem wiener Kabinett sehr unangenehme Debatten, ohne jedoch zu einer völligen Entzweiung zu führen. Aber allerdings wurde auf das Drängen Frankreichs, das jenseits des Oceans große Verluste erlitten hatte, ein Friedenskongreß für den Sommer 1761 in Aussicht genommen. Bis dahin sollten die Waffen ihre Schuldigkeit thun: bis dahin hoffte Maria Theresia ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Denn da in England am 25. Oktober König Georg II. gestorben war, stand zu vermuthen, daß ein Systemwechsel stattfinden und nach dem Sturze Pitts auch die Entziehung der englischen Subsidien stattfinden werde.

Das Jahr 1761 verlief ohne größere Ereignisse auf den verschiedenen Kriegs- 1761
schauplätzen, gleichwol gestaltete sich Friedrichs Lage immer ungünstiger. Den größten Theil des Jahres hindurch hielt er sich in einem verschanzten Lager bei Bunzelwitz, nördlich von Schweidnitz; hätte der russische Oberbefehlshaber Butturlin Ernst machen wollen, so wäre Friedrich auch da durch die Uebermacht wohl erdrückt worden. Nach der Einnahme von Schweidnitz durch Loudon (30. September) konnten sich die Oestreicher in Schlesien einnisten, nach dem Falle von Kolberg (16. Dezember) die Russen in Hinterpommern. Aus dem Friedenskongreß war nichts geworden, dagegen hatte im Herbst Pitt dem Lord Bute Platz machen müssen, und der Subsidienvertrag war von englischer Seite gekündigt worden. Der Verlust von Schweidnitz veranlaßte den König eine neue Stellung einzunehmen, durch die er Breslau, Brieg und Neiße gleichmäßig decken konnte. Er bezog daher ein festes Lager in der Nähe von Strehlen und gedachte nun im Bunde mit Türken und Tataren der unversöhnlichen Kaiserin zu trotzen.

Im Lager von Strehlen entging der König nur durch das Zusammenwirken besonders glücklicher Umstände der Gefahr, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Der Baron von Warkotsch, auf dessen Gut der König einquartirt war, hatte sich anheischig gemacht, seinen fürstlichen Gast durch Verrath in die Hände der Oestreicher zu liefern. Der Leibjäger des Verräthers, Kappel, fühlte sich aber durch Gewissensbisse bewogen, die entscheidende Meldung nicht dem Obersten Wallich zu überbringen, der den König aufheben sollte, sondern sie durch Vermittlung eines evangelischen Predigers an Friedrich gelangen zu lassen. Friedrich ließ den Verräther entkommen, dem Maria Theresia nachmals ein Gnadenalmosen aussetzte.

Den Winter verbrachte der König in Breslau, emsig bemüht die Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Jahres zu treffen: weder hatte er den Glauben an sich verloren, noch auch das Volk die Zuversicht eingebüßt, daß sein Herrscher aus seiner verzweifelten Lage zuletzt doch als Sieger hervorgehen würde.

11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (15. Februar 1763).

1762 Die Zuversicht des Königs und seines Volkes sollte nicht getäuscht werden. Wie seine gefahrvolle Lage durch eine Kombination von Umständen, die keine innere Nothwendigkeit hatten, herbeigeführt war, trat jetzt eine andere Kombination ein, welche dem Könige Erleichterung verschaffte. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, deren persönlicher Haß gegen Friedrich dem Kriege seine verderblichste Wendung gegeben hatte. Ihr Nachfolger Peter III. verehrte den großen Preußenkönig in demselben Maße, wie ihn Elisabeth verabscheut hatte. Er wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus, lud von Petersburg aus zum Frieden ein, kündigte die östreichische Allianz, schloß mit Preußen zuerst einen Waffenstillstand und am 5. Mai den Frieden. Er gab alle russischen Eroberungen heraus und befahl sogar dem General Czernitschew, der noch in der Grafschaft Glatz stand, sich dem Heere Friedrichs anzuschließen. Umsonst hatte der elende Lord Bute in entgegengesetzter Richtung in Petersburg wirken lassen.

Friedrich theilte nun sein Heer: mit dem kleineren Theile sollte Prinz Heinrich in Sachsen gegen Oestreicher und Reichstruppen operiren, während er selbst mit beinah 80,000 Mann Schlesien, zunächst Schweidnitz wiedergewinnen wollte. Mit einer noch stärkeren Armee deckte Daun die Festung und ließ sich auf keine Weise bewegen, seine Stellung auf den Höhen bei Reichenbach aufzugeben. So mußte eine Schlacht die Entscheidung bringen, und daher war die Mitwirkung des Czernitschewschen Korps doppelt willkommen. Da trat ein unerwarteter Zwischenfall ein; am 9. Juli war Peter III. von seiner Gemahlin entthront worden. Während sich der König anschickte die Entscheidungsschlacht zu liefern, erhielt Czernitschew den Befehl, unverzüglich sich von dem Heere des Königs von Preußen zu trennen.

Aus persönlicher Verehrung für Friedrich ließ sich Czernitschew aber bewegen, den Befehl zu verheimlichen und noch einige Tage bei ihm auszuhalten, damit Daun gezwungen wäre, einen Theil seiner Truppen gegen die Russen aufzustellen. So nahmen diese noch am 21. Juli als Zuschauer an dem Gefecht von Burkersdorf theil, durch welches Daun zum Aufgeben seiner Stellung genöthigt wurde. Aber erst nach weiteren monatelangen Mühen und nachdem Dauns Versuch, Schweidnitz zu entsetzen, am 16. August bei Reichenbach blutig zurückgewiesen war, erreichte Friedrich das Ziel seiner Wünsche, den Besitz der Festung, mit deren Hilfe er Schlesien behauptete.

Etwas später als Friedrich in Schlesien, gelangten auch die übrigen preußischen Heerführer zum Siege. Am 29. Oktober schlug Prinz Heinrich bei Freiberg die vereinigten östreichischen und Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg; ein Streifzug, den General Kleist im folgenden Monat nach Franken machte, benahm den Reichsständen die Lust, für Oestreichs Interessen mit dem Ruin ihrer Länder einzustehen. Auch der Herzog von Braunschweig

beendigte seinen rühmlichen Sommerfeldzug mit einer glücklichen Waffenthat, der Einnahme von Kassel (31. Oktober.)

Diese Erfolge wurden nur dadurch ermöglicht, daß sich die Kaiserin Katharina, Peters Nachfolgerin, entgegen den anfänglichen Befürchtungen Friedrichs, nicht wieder in den Krieg mischte. Nicht grade, als ob Katharina aus Dankbarkeit gegen Friedrich, dem sie ihre Vermählung nach Rußland verdankte, so gehandelt hätte: aber sie war gewillt, sich schlechterdings nur von russischen Interessen leiten zu lassen, die eine Vernichtung Preußens keineswegs erheischten.

Da nun auch Frankreich, welches jenseits des Oceans Schlag auf Schlag erlitten hatte, am 3. November zu Fontainebleau einen Sonderfrieden mit England schloß, auf Grund dessen beide Mächte den Gang des deutschen Krieges sich selbst überließen, hielt es Maria Theresia für rathsam, mit Preußen eine Waffenruhe einzugehen (27. November.)

Bei dem Abschluß des Vertrages von Fontainebleau (eines Präliminarfriedens, der erst durch den Pariser Frieden vom 10. Februar 1763 endgiltig wurde) ließen die Engländer den König von Preußen aufs schmählichste im Stich. Sie zogen ihre Truppen aus Hannover, Hessen 2c. zurück, gestatteten aber den Franzosen, Kleve, Wesel und Geldern besetzt zu halten. Nur durch Frankreichs Ueberdruß am Kriege wurde verhindert, daß diese Handlung des herkömmlichen britischen Egoismus für Preußen schlimme Folgen nach sich zog.

Als dann ferner das deutsche Reich, von der Kaiserin im Stich gelassen, von der Sache Oestreichs abfiel, außerdem aber Maria Theresia besorgen mußte, daß die Türken, durch preußisches Geld und preußische Intriguen ermuntert, nach Ablauf des bestehenden Friedens sich regen würden, konnte sich die östreichische Regierung der Einsicht nicht verschließen, daß der Krieg um Schlesien aufzugeben sei. Sie ließ sich, ebenso auch der König von Preußen, die Vermittlung des Kurprinzen von Sachsen gefallen. Am 30. Dezember 1762 wurden auf dem sächsischen Schlosse Hubertusburg (zwischen Meißen und Leipzig gelegen) zwischen den Vertretern dieser drei Mächte Konferenzen eröffnet, die am 15. Februar 1763 zur Unterzeichnung des Friedens führten.

Im wesentlichen war der Frieden nur eine Bestätigung des Breslau-Berliner und des Dresdner Traktats, d. h. der König von Preußen hatte in einem dritten Kriege gegen die Macht von halb Europa behauptet, was er in zwei glücklichen Feldzügen gegen Oestreich errungen hatte. Nicht allein mit Bewunderung, mit Begeisterung und tiefer Verehrung wurde der frühgealterte Fürst, der seine und seines Staates Ehre unter den größten Anstrengungen auf Leben und Tod vertheidigt hatte, am 30. März 1763 in Berlin begrüßt: einige Tage später saß der große Denker der Schlachten einsam in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, um in den weihevollen Klängen des Graunschen Tedeums der höheren Macht zu huldigen, welche die Geschicke der Schlachten, der Völker und Könige lenkt.

In einem geheimen Artikel des Friedensvertrages versprach der König, bei der nächsten Kaiserwahl seine Kurstimme dem Erzherzog Joseph zuzuwenden.

Der siebenjährige Krieg, in seinen unmittelbaren Folgen verhältnißmäßig nicht weniger schrecklich, als der dreißigjährige Krieg, bedeutete aber weit mehr als die bloße Behauptung eines territorialen Anspruches; er hatte gleichmäßig die größte Bedeutung für die europäische Staatenfamilie und für das deutsche

Reich. In die Reihe der Großmächte trat eine fünfte ein, mit der Europa in Zukunft zu rechnen hatte: an Gebiet und Einwohnerzahl die kleinste, stand sie, groß durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung und das Genie ihres Herrschers, ebenbürtig neben den älteren Schwestern. — Für Deutschland, soweit sich die Nation die Fähigkeit zu denken bewahrt hatte, mußte der siebenjährige Krieg den politischen Bankerott des lothringisch-habsburgischen Kaiserthums bedeuten.

Gewiß haben die östreichischen Geschichtsschreiber Recht, wenn sie bestreiten, daß König Friedrich im Jahre 1740 oder 1756 für eine deutsche Sache das Schwert gezogen habe. Aber damit kann nicht geleugnet werden, daß die Königin von Ungarn und der lothringische Kaiser-Gemahl so undeutsch handelten als möglich. Hatte nicht das Kaiserthum, welches die frechen Franzosen und die beutelustigen Russen auf den Boden des heiligen Reiches lockte, den Anspruch verwirkt, als Verkörperung des nationalen Gedankens zu gelten?

Die Nation, deren politisches Bewußtsein beim Beginne der schlesischen Kriege noch im tiefen Schlummer lag, hat darauf eine vollgültige Antwort gegeben. Nach dem Siege bei Roßbach galt der Preußenkönig als deutscher Held, der einen der Erzfeinde des deutschen Volkes geschlagen: in denselben Staaten, deren Landesherrn ihre Unterthanen an Frankreich und Oestreich verkauften, frohlockte man über diesen Triumph Friedrichs: das Reich, dessen Armee vor den preußischen Kriegern Reißaus nahm, war „fritzisch" gesinnt. Von den abgelebten Formen der Reichsverfassung war der letzte Schleier gerissen, wenn der preußische Gesandte von Plotho den Boten des erlauchten Reichstages ungestraft die Treppe hinunter befördern konnte. Gewiß sind die allerwenigsten der damaligen Generation sich darüber klar geworden, daß die Reichsverfassung unter solchen Umständen doch nur als eine ersterbende, ja fast erstorbene Potenz gelten konnte: diese Generation hat nachmals der Krönung Josephs in herkömmlicher Bewunderung zugeschaut, als ob da wirklich etwas denkwürdiges vor sich ginge und nicht blos eine wesenlose Ceremonie, der Aufputz eines Schattenkaisers: aber das änderte an der Thatsache nichts, daß dies Reich sein Ende erreichte, als sich aus seiner Mitte eine deutsche, eine europäische Großmacht erhob.

Auch bedeutete es nicht wenig, daß aus einem Kriege, dem man absichtlich den Charakter eines Religionskrieges zu geben sich gemüht hatte, eine protestantische Macht siegreich hervorging. An und für sich hätte dem Zeitalter der Aufklärung ein solcher konfessioneller Gesichtspunkt fern gelegen: aber als erst der Papst die Waffen Dauns segnete, mußte man erkennen, daß die alten Gegensätze bestanden und daß insbesondere die Kurie mit den mittelalterlichen Anschauungen noch nicht gebrochen hatte, unter deren Einwirkung ein „heiliges" römisches Reich deutscher Nation entstanden war. Durch dieses konfessionelle Moment wurde der politische Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich erheblich geschärft, andrerseits besagte das Emporkommen Preußens den Sieg der freisinnigen protestantischen Tendenzen. Mit unabänderlicher Konsequenz mußte dieser Umstand auf Deutschland zurückwirken, wenn dereinst Preußen in Deutschland die Hegemonie errang, um die es zunächst noch mit Oestreich wetteiferte.

Friedrich der Große.

1764 gestochen von J. J. Bause.

Digitized by Google

Das Brandenburger Thor im Jahre 1764. Originalradirung von Chodowiecki.

12. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Thereſias in Preußen und Oeſtreich.

König Friedrich betrachtete nach Beendigung des großen Krieges ſeinen Staat als einen aus zahlreichen Wunden blutenden und durch ſeinen Blutverluſt zum Tode erſchöpften Körper, für deſſen Wiederherſtellung ſowol durch ſchleunige, außerordentliche Mittel zu ſorgen, als auch demnächſt eine andauernde Friedenszeit erforderlich ſei. Die Aufgabe, welche der König ſich ſtellte, war um ſo ſchwerer zu löſen, als er daran feſthielt, zur Sicherung des Friedens und zur Behauptung ſeines Anſehens ein verhältnißmäßig großes ſchlagfertiges Heer, — an 200,000 Mann nöthig zu haben. Um ſolche Ausgaben zu ermöglichen, wandte der König ſeine Sorge zunächſt auf die Neubeſiedlung durch den Krieg verödeter Gegenden, auf die Stärkung und Befeſtigung des ländlichen, beſonders des adligen Grundbeſitzes, auf die Beförderung der Fabrikthätigkeit und der vaterländiſchen Induſtrie.

Zu den augenblicklich wirkenden Heilmitteln gehörte es, daß der König gleich nach dem Friedensſchluß 40,000 Scheffel Getreide aus ſeinen Magazinen zur Ausſaat verabfolgte, ebenſo 35,000 Militärpferde den Bauern zur Landbeſtellung überließ. Zur Beſchäftigung Mittelloſer wurde der Bau des „Neuen Palais“ bei Sansſouci in Angriff genommen (1770 mit einem Koſtenaufwand von 3,000,000 Thalern vollendet); verarmte Provinzen erhielten Steuererlaſſe oder gar Zuſchüſſe, Schleſien allein 3 Millionen. Er fuhr fort, Koloniſten in ſein Land zu ziehen, er erreichte, daß die neumärkiſchen Gebiete, die im Kriege 57,000 Einwohner eingebüßt hatten, in zwölf Friedensjahren ihre urſprüngliche Bevölkerungszahl um 30,000 vermehrten. Durch die Einrichtung der „Landſchaften“ d. h.

Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.
Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

der Kreditverbände, deren „Pfandbriefe" dem baaren Gelde gleichgestellt wurden, erhielt der König dem Adel, dessen er für sein Heer bedurfte, seine verkommenen und verschuldeten Güter: er hielt den Besitz von Rittergütern für eine Prärogative des Adels und verbot den Bürgerlichen die Erwerbung adliger Güter. Um den Edelmann zu schonen nahm der König, wiewol er der Leibeigenschaft mit Abscheu gedenkt, Abstand, auch nur die Frohnden abzuschaffen: im Jahre 1773 beugte der König wenigstens neuen Frohndiensten vor. Um die Landwirthschaft erwarb sich Friedrich ein Verdienst, indem er den Anbau der Kartoffel, anfangs mit Anwendung von Gewalt, durchsetzte.

Friedrichs Unterschrift vom Jahre 1777.

Unter den Gewerben hob sich besonders die Leinenindustrie, doch nahm Friedrich auch Bedacht, die Wollenfabrikation zu heben; der Bergbau nahm in Oberschlesien unter dem Grafen von Reden hohen Aufschwung. Obwol der König von dem Merkantilsystem nicht so durchdrungen war, daß er für die Vortheile des freien Handels schlechterdings kein Auge gehabt hätte, hielt er es im Interesse seines Staates für geboten, durch hohe Zölle die Konkurrenz des Auslandes fern zu halten. Zum Besten des Handels ward auch schon 1764 die königliche Bank in Berlin gegründet.

An die Bevölkerung, deren Steuerkraft zu heben der König unabläßig bemüht war, stellte er freilich auch nicht geringe Anforderungen. Indem er das System der indirekten Steuern, das Accisewesen des Großen Kurfürsten auf alle Waaren ausdehnte und sie zugleich erhöhte, legte er der Bevölkerung eine schwere Last auf. Dieselbe wäre vielleicht, im Bewußtsein, daß der Ertrag der Steuern dem ganzen Staate wie dem Einzelnen zu Gute komme, als weniger drückend betrachtet worden, hätte nicht der König als Leiter und Beamten der „Regie" — so

Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs: Die Einwanderung der Franzoſen in Berlin zur Errichtung der Regie. Radirung nach dem Leben von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1771.

nannte man die Acciſeverwaltung — durchweg Franzoſen berufen, denen er größere Geſchicklichkeit auf dieſem Gebiete zutraute, als ſeinen Unterthanen. Das Spioniren und auch Erpreſſungen ſeitens der Fremdlinge erregte bei der Bevölkerung die größte Abneigung gegen das Syſtem, welches an ſich das einzig richtige war und iſt.

Auch aus der Tabaksverwaltung erzielte die Regierung anſehnliche Ueberſchüſſe.

Wie nach Beendigung der erſten ſchleſiſchen Kriege wandte der König auch jetzt ſein beſonderes Augenmerk auf die Organiſation der Rechtspflege. Da er ſein ſtrenges Rechtsgefühl, namentlich dem Armen und Hilfloſen gegenüber, allen Juſtizbeamten einzuprägen mit Erfolg bemüht war, wurde die Parteiloſigkeit der preußiſchen Richter faſt ſprüchwörtlich. Den Großkanzler von Fürſt, einen Juriſten, den er anfangs ſehr begünſtigt hatte, entließ er in Ungnade im Jahre 1779, nicht ſo ſehr wegen ſeines Verhaltens im Müller Arnoldſchen Prozeß, als deshalb, weil Fürſt Friedrichs wiederholte Andeutungen, einen Verbeſſerungsplan für das preußiſche Rechtsweſen auszuarbeiten, nicht verſtanden hatte. Dieſe Aufgabe fiel nun ſeinem Nachfolger, dem bisherigen ſchleſiſchen Juſtizminiſter von Carmer zu, welcher ſie mit Hinzuziehung tüchtiger Kräfte z. B. des Geheimraths Suarez glücklich löſte. Im April 1784 konnte ein Entwurf dem Publikum vorgelegt werden, das zu Verbeſſerungsvorſchlägen ermuntert wurde; das Reſultat dieſer Beſtrebungen war das „Allgemeine preußiſche Landrecht“, das jedoch erſt am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte.

Der mehrerwähnte Arnoldſche Fall hatte folgenden Verlauf. Der Müller Arnold beſaß in der Neumark eine Mühle, für die er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu zahlen hatte. Er ſtellte plötzlich ſeine Zahlungen ein, unter dem Vorgeben, durch einen oberhalb der Mühle neuerdings angelegten Teich ſei ihm das zum Betriebe nöthige Waſſer entzogen. Auf Schmettaus Klage wurde Arnold zur Zahlung verurtheilt und ſeine Mühle im Exekutionswege verkauft. Das ordentliche Gericht zweiter Inſtanz (Kammergericht) beſtätigte den Spruch der Küſtriner Regierung. Eine vom König willkürlich ernannte Kommiſſion hatte ſich für Arnold günſtig ausgeſprochen und Friedrich zu dem Glauben veranlaßt, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliege; Fürſt büßte ſeine frühere Saumſeligkeit und den Irrthum des Königs mit Amtsentlaſſung; die Richter wurden außerdem noch mit Feſtungshaft beſtraft.

Für die geiſtigen Intereſſen geſchah äußerſt wenig. Der Literatur, welche einen außerordentlichen Aufſchwung genommen, ſtand, wie näher zu zeigen ſein wird, der König leider ohne Verſtändniß gegenüber; für die höheren Schulen hatte die Regierung wenig oder keine Geldmittel übrig; in Bezug auf die Volksſchule erließ der König zwar gleich nach dem Hubertusburger Frieden (12. Auguſt 1763) ein „Generallandſchulreglement“, welches bekundet, daß Friedrich die Bedeutung des Volksſchulweſens nicht verkannte; aber aus Mangel an Mitteln und geeigneten Kräften hatte die Verordnung keine erheblichen praktiſchen Folgen. Etwas

besser erging es der Kunst, doch kam auch hier die Munificenz des Königs lediglich dem fremden Schauspielkram zu Gute. Auch an Friedrichs französischer Akademie war kein Platz für deutsche Denker. Wol empfand das der Einzelne schmerzlich, die Menge fühlte nichts davon: wenn nicht die ärgerliche „Regie" gewesen wäre, hätte sie an ihrem königlichen Herrn nichts auszusetzen gefunden.

Es ist eine interessante Aufgabe und zugleich eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit, neben die Reformthätigkeit Friedrichs die gleichartigen Bestrebungen seiner großen Gegnerin zu stellen. Waren die Erblande der Kaiserin auch vom Kriege nicht so unmittelbar mitgenommen, wie die Staaten Friedrichs, so war doch die finanzielle Lage Oestreichs ebenso ungünstig wie die Preußens, und für die Sammlung und Zusammenfassung aller Kräfte, welche dem Staatsganzen neues Leben zuführen konnten, mußte dort vieles erst noch geschehen, was hier längst abgethan war.

Von Ungarn wird abzusehen sein; alle Neuerungen, alle zentralisirenden Maßregeln haben sich ausschließlich auf die böhmische und deutsche Ländergruppe bezogen.

An der Spitze des Staats stand Maria Theresias allmächtiger Staatskanzler, der hochtalentvolle Reichsfürst von Kaunitz-Rietberg. Obschon der sittenstrengen Kaiserin wegen mancher Besonderheiten seines Privatlebens nicht immer sympathisch, war er ihr doch unentbehrlich als geschickter Leiter ihrer Politik und als unermüdlichster, kraftvoller Gegner Friedrichs des Großen. Trotz seiner französisch-encyklopädistischen Anschauungen genoß er ihr volles Vertrauen und hat nach ihr noch zwei Kaisern gedient. Er war ein vornehmer Mäcen im großen Stil, der auf die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft in Oestreich großen Einfluß ausübte, in manchen Aeußerlichkeiten ein affektirter Sonderling, im ganzen ein Staatsmann, wie ihn Maria Theresia und Oestreich in schwerer Zeit dringend gebrauchten.

Für die Verbesserungen auf dem Gebiete der Finanzwirthschaft und der damit zusammenhängenden Militärwirthschaft besaß Maria Theresia längst einen ausgezeichneten Helfer an dem Schlesier Grafen Haugwitz. Während bis zu den schlesischen Kriegen die Ausrüstung und Verpflegung des Heeres zum großen Theil in den Händen der ständischen Korporationen gelegen hatte, wurden nach denselben alle ihre Leistungen in eine bestimmte Geldsumme, die sogenannte „Kontribution" verwandelt, und der Staat übernahm die Kosten der Werbung und Aushebung, der Ausrüstung und Verpflegung des Heeres. Nur so war für Maria Theresia die Führung des siebenjährigen Krieges möglich gewesen. Gleichzeitig mit der Heeresreform (1748) hatte man die Steuerbefreiung des Adels und einzelner Korporationen grundsätzlich, die der Geistlichkeit thatsächlich aufgehoben. Auch in Oestreich wurden die Staatseinnahmen durch das System der indirekten Steuern (durch Graf Chotek) und das Tabaksmonopol erheblich gesteigert. Bereits im Jahre 1766 konnte an die allmähliche Tilgung der Landesschuld gegangen werden.

Nicht ohne unmittelbaren Hinblick auf Preußen faßte Haugwitz auch die Konzentration der Verwaltung ins Auge: so wurden auf seine Anregung die „Hofkanzleien" der deutschen Provinzen zu einer einzigen vereinigt. Auch wurde, wenigstens in der obersten Instanz, die Verwaltung von der Justiz getrennt. Durch die Einrichtung der „Kreisämter" beseitigte Maria Theresia mehr und mehr den Einfluß der Stände auf die Staatsverwaltung.

Auch hier ließ man es sich angelegen sein, durch Prämienvertheilungen, Unterstützung privater Unternehmungen, durch Kapitalvorschüsse, durch Gewährung von Privilegien und Heranziehung fremder Kräfte, den Gewerbfleiß zu ermuntern. Das Verdienst, die ganze Bedeutung Triests für den östreichischen Handel erkannt zu haben, gebührt dem Grafen Chotek.

Die von Haugwitz eingeleitete Reform der Verwaltungsbehörden gab An-

Wenzel Anton Fürſt von Kaunitz, Graf von Rietberg, Kanzler Maria Thereſias.
Bildniß aus dem Jahre 1765.

laß zur einheitlichen Geſtaltung der oberſten Juſtizämter. Eine Menge von grundherrlichen und magiſtratiſchen Kriminalgerichten wurde aufgehoben; im Jahre 1765 beſtanden in Böhmen von 378 Halsgerichten nur noch 24. Im Anſchluß an die Verbeſſerungen Friedrichs machte ſich auch Maria Thereſia mit dem Gedanken vertraut, ein für alle nichtungariſchen Länder gültiges Rechtsbuch

Digitized by Google

verfassen zu lassen. Im Jahre 1767 lag der neue Civilkodex vollendet vor, doch entsprach er den gehegten Erwartungen nicht und wurde unter Maria Theresia nicht publizirt. Dagegen erhielt das 1768 vollendete Strafgesetzbuch die Sanktion der Kaiserin, sowenig es mit den allgemeinen Anschauungen der Zeit übereinstimmte. Die furchtbare Strenge der Carolina (Halsgerichtsordnung Karls V.) wurde durch die „Theresiana" wenig gemildert; die verschärften Todesstrafen mit allen ihren Grausamkeiten sind beibehalten, Hexenprozeß und Tortur behaupten ihren Platz. Indeß errangen die Gegner der alten Juristenschule bald den Sieg, namentlich in Folge der Bemühungen des humanen Sonnenfels; im Jahre 1776 wurde die Tortur gänzlich abgeschafft.

Mit nicht geringem Eifer nahm sich Maria Theresia des Landvolkes an, obwol auch sie persönlich die bevorzugte Stellung des Adels willig anerkannte.

Allein sie konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß von dieser Seite dem Staatsleben keine Anregung, kein Impuls gegeben wurde. „Mit denen ständen", urtheilte die Kaiserin 1776, „ist nichts zu thun, haben keine Köpf und kein Willen, man mus vorschrifftlich fortgehen." Indem sie die Regelung des bäuerlichen Unterthanenverhältnisses in Angriff nahm, berührte sie an einer sehr empfindlichen Stelle die Grundlagen adliger Macht. Ihre Regierung strebt in den sechziger Jahren eine bestimmte Begrenzung der bäuerlichen Lasten an, zielt auf die Wiedereinsetzung des Landmanns in seine volle persönliche Freiheit und will die von dem Bauer bewirthschafteten Güter ihm als Eigenthum übertragen. Ein Reskript von 1766 besagt, daß keiner Herrschaft gestattet sei, „ein Uebermaß an Wild" zu halten und legt den Jagdinhabern die Verpflichtung auf, den Unterthanen allen Wildschaden zu ersetzen. Die seit dem Jahre 1775 erlassenen „Robotpatente" bezwecken eine Verringerung der herkömmlichen Frohnlasten. Bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgte Maria Theresia die eingeschlagene Richtung freilich nicht, da sie den Adel bis zu einem gewissen Grade doch geschont wissen wollte.

Wie sehr sich die Kaiserin als Selbstherrscherin fühlte, zeigte sie auch in ihrem Verhalten gegen die hohe Geistlichkeit, die in Oestreich seit lange keinen geringeren Einfluß besaß, als die Aristokratie. Die rechtliche Giltigkeit eines von der Kirchenbehörde ausgesprochenen Urtheils wurde im Jahre 1768 von der staatlichen Genehmigung abhängig gemacht. Eine lange Reihe von Gesetzen zielt auf die Einschränkung des geistlichen, besonders des klösterlichen Besitzerwerbs. Auf Ansuchen der Kaiserin strich Papst Clemens XIV. im Jahre 1771 wieder eine Zahl von öffentlichen Feiertagen. Dem Papstthum gestattete Maria Theresia, so gläubig sie der Kirche ergeben war, keineswegs eine autoritative Befugniß innerhalb ihrer Staaten und als der berühmte Weihbischof von Hontheim (Febronius) durch sein bedeutsames Buch „Ueber die Stellung der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römischen Pontifex" die kirchliche Monarchie zu Gunsten der Bischofsgewalt ableugnete, legte man der Verbreitung des dem Papste anstößigen Werkes kein Hinderniß in den Weg.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gingen namhafte Veränderungen vor sich. Der holländische Gelehrte Gerhard van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, wurde zum gebietenden Reformator des östreichischen Universitätswesens, das in eine fast zu enge Verbindung mit der Regierung gebracht wurde. Swietens geistiger Erbe war Sonnenfels, der mit seinen humanen Ansichten die heranwachsende Generation zu erfüllen trachtete. In Bezug auf die höheren Schulen wurde keine durchgreifende Veränderung getroffen, nur daß die Gymnasien in enge Verbindung mit den Volksschulen gebracht wurden. In Regierungskreisen trug man sich hinsichtlich der Volksschule mit den weitgehendsten Plänen; der Gedanke einer alles umspannenden Nationalerziehung beschäftigte die fähigsten Köpfe.

Wenigſtens zum Theil wurde dieſe Idee verwirklicht durch den ausgezeichneten J. J. Felbiger, den Maria Thereſia mit Bewilligung Friedrichs aus dem preußiſchen Schleſien in ihre Dienſte zog (1777). Durch die Schulreform wurde in dem buntſcheckigen Staatenverband die Ausbreitung deutſcher Kultur und Nationalität wirklich gefördert. Das freilich erreichte man nicht, daß auf dieſem Wege die ſchwierige, für Oeſtreich gradezu verhängnißvolle Nationalitätenfrage gelöſt wurde: es war patriotiſche Leichtfertigkeit, wenn man glaubte, wie Graf Pergen im Jahre 1770, „den Mangel eines wahrhaften und in großen Staaten ſo nothwendigen allgemeinen Nationalcharakters“ durch eine verbeſſerte Schuleinrichtung erſetzen zu können.

Wenn die Beſtrebungen der Kaiſerin auch lebhafte Gegenſtrömungen hervorriefen und manches von dem eben geſchaffenen durch die Regierung Joſephs gefährdet oder geändert wurde, ſo macht doch dieſe lebhafte Thätigkeit in den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin einen erfreulichen Kontraſt zu der Stagnation, die vor 1740 in Oeſtreich herrſchte.

---

13. Preußens und Oeſtreichs Politik bis zur erſten Theilung Polens (1772).

Nach den Erfahrungen des letzten Krieges erſchien es Friedrich dem Großen als eine politiſche Nothwendigkeit, unter den Großmächten Europas einen dauernden und zuverläſſigen Verbündeten zu haben. Dazu hielt er Rußland, das aus den Reihen ſeiner Gegner zuerſt zurückgetreten war, am geeignetſten; gegen England hegte er nach Georgs III. letztem Verhalten einen entſchiedenen Widerwillen. So bildete denn ein im Jahre 1764 mit Katharina II. geſchloſſenes 1764
Bündniß, das Preußen freilich im Kriegsfalle die Zahlung von Subſidien auferlegte, in den nächſten Jahren die Grundlage ſeiner Politik.

Geſtützt auf dieſe Allianz konnte er getroſt abwarten, ob die öſtreichiſche Macht, namentlich auch im Reiche, neue Fortſchritte machen würde. Denn der junge Kaiſer Joſeph (zum römiſchen König gekrönt 3. April 1764), welcher nach dem am 18. Auguſt 1765 erfolgten Tod Franz I. den Thron beſtiegen hatte, beeiferte ſich ſowol die militäriſchen Kräfte Oeſtreichs zu heben, (ſeit den 23. September 1765 als Mitregent ſeiner Mutter) als auch erfüllte ihn der Gedanke, das Kaiſerthum wieder empor zu bringen. Rußlands dereinſtige Freundſchaft für Oeſtreich war aber ſeit dem Jahre 1762 völlig erkaltet, und die Spannung, welche an die Stelle der Allianz getreten war, mußte noch zunehmen, da in zwei wichtigen Fragen, der polniſchen und der türkiſchen, die Abſichten und Wünſche beider Staaten weit auseinander gingen.

Kaiſer Joſeph II., geboren den 13. März 1741, hatte als Knabe ſeinen Lehrern und Erziehern, die ſeine Eigenart nicht kannten, viel zu ſchaffen gemacht, zeigte aber als Jüngling einen auf alles Edle gerichteten Geiſt, das lebendigſte Streben, alle Aufgaben des Herrſchers zu erfaſſen und ſich für den Fürſtenberuf würdig vorzubereiten. Nur unwillig zähmte er ſeinen Thätigkeitsdrang, da ihm ſeine Mutter keinen entſcheidenden Einfluß auf die Staatsgeſchäfte einräumen wollte. Zwar hatte ſein Weſen manches von dem ſeiner Mutter, beſonders das Selbſtbewußtſein und die hingebende Sorge für das Wohl ſeiner Unterthanen, — von dem Vater hatte er deſſen Ungezwungenheit und Leutſeligkeit geerbt, — aber in vielen Punkten waren doch die Naturen beider grundverſchieden. Statt der Ruhe

Joſeph II. als Kind zu Pferde, gefolgt von Trabanten und Heiducken.
Nach dem Leben gezeichnet und geſtochen von Riedinger.

Digitized by Google

und Bedächtigkeit der Kaiserin war ihm ein sanguinisches Temperament eigen: in seinem Kopfe siedeten stets neue Gedanken, neue Entwürfe. Die Pietät, welche das Althergebrachte schont, war ihm fremd. Hing Maria Theresia den Lehren der römischen Kirche mit gläubiger Ergebenheit an, so huldigte Joseph mehr den Aufklärungstheorien seines Jahrhunderts. In diesen Eigenschaften lagen ebenso große Vorzüge wie Fehler, und besonders für einen Staat wie Oestreich mußte ein solcher Herrschercharakter mannigfache Gefahren herbeiführen, wenn er, im vollen Besitze der Regierungsgewalt, daran gehen konnte, seine Neuerungspläne zu verwirklichen. Ebenso ist klar, daß der preußische Staat einem Kaiser gegenüber, der seine Würde zur Wahrheit zu machen gedachte, allezeit auf der Hut sein mußte.

Unter den Zielen, für deren Erreichung das russische Bündniß dem Könige nothwendig schien, stand in erster Linie auch das, die alten Besitzungen des brandenburgischen Hauses, Ansbach-Baireuth, deren Heimfall nahe bevorstehend schien, dem voraussichtlichen Widerstande Oestreichs gegenüber sich zu sichern, und aus dieser Rücksicht wünschte Friedrich auch im Jahre 1768, das Bündniß 1768
auf weitere zehn Jahre verlängert zu sehen.

Unwillkürlich ward aber der König durch diesen Bund in die Kreise der russischen Politik gezogen, obwol das Verfahren und die Absichten derselben seinen eigenen Meinungen eigentlich nicht entsprachen. Rußland nämlich richtete seit dem Jahre 1763, nach dem Tode Augusts III. von Polen seine begehrlichen Blicke auf dieses Wahlkönigreich, durch dessen Erwerbung es seine Grenzen erweitern wollte. Durch russische Intriguen und unter Entfaltung russischer Militärmacht wurde im September 1764 Stanislaus Poniatowski, ein ehemaliger Günstling und Geliebter der Kaiserin Katharina auf den polnischen Thron gehoben, zum großen Mißvergnügen Oestreichs und Frankreichs. In dem polnisch-ungarischen Grenzgebiete trieben die Gegner jenes Königthums von Rußlands Gnaden ihr Wesen, doch hielt es Kaunitz für rathsam, die ersten Annäherungsversuche Poniatowskis nicht zurückzuweisen, damit sich dieser König nicht ganz in die Arme Rußlands und Preußens werfen müßte.

Nun zeigte sich aber immer mehr in Polen der Einfluß Rußlands, welches die Verwirrung in dem unglücklichen Lande durch die Erregung konfessioneller Konflikte künstlich steigerte und die politische Ohnmacht dieses Staates durch geflissentliche Beschirmung aller Mißstände zu vervollständigen bemüht war. Bald standen sich zwei Adelsverbände gegenüber, die Konföderation (der Russenfreunde) von Radom (23. Juni 1767) und die Gegenkonföderation von Bar (28. Februar 1768.) Die Schrecken des Bürgerkrieges suchten das unglückliche Polen heim, in welchem die Russen triumphirten. Die Situation verwickelte sich aber in bedenklichster Weise, als die Pforte, von dem französischen Gesandten Vergennes bearbeitet und empört über eine von den Russen begangene schmähliche Grenzverletzung, am 6. Oktober 1768 der Zarin den Krieg erklärte. Ein europäischer Krieg stand in Aussicht, denn bei der notorischen Schwäche der Türkei ließ sich voraussehen, daß die Russen hier Erwerbungen machen würden, welche das europäische Gleichgewicht bedrohten und namentlich von dem benachbarten Oestreich nicht gestattet werden konnten.

Die konfessionellen Zerwürfnisse bestanden darin, daß die Dissidenten in Polen (Protestanten und Griechisch-Katholische) religiöse Duldung und völlige Rechtsgleichheit mit den Römischkatholischen forderten. Auf das Drängen Rußlands mußte der Reichstag diesen Wünschen entsprechen (1767); derselbe Reichstag beschloß auch die Aufrechterhaltung des „liberum veto", das alle Nationalgesinnten, auch Poniatowski selbst, abschaffen wollten.

So lange die Türkei mächtig gewesen war, hatte das gemeinsame Interesse Rußland und Oestreich verbunden, sollte aber jetzt die Zarin dem geschwächten Staate entreißen dürfen, so viel sie wollte, ohne Oestreich zu befragen? Kaunitz wünschte eine Verständigung mit Preußen, dem eine weitere Vergrößerung des ohnehin mächtigen Nachbars auch nicht genehm sein konnte. Und dabei war es eigentlich verpflichtet, dem kühn erobernden Staate die vertragsmäßige Hülfe zu gewähren. Dem polnischen Insurrektionskriege gegenüber verkündigte das Wiener Kabinett seine neutrale Haltung, zog aber gegen den Kriegsschauplatz hin einen Grenzkordon, der das von Oestreich auf Grund uralter Verträge beanspruchte Gebiet der polnischen Zips einschloß.

Ursprünglich hatte Kaunitz Preußen von Rußland abziehen wollen, indem er dem Könige, im Einverständniß mit der Pforte, vorschlug, für Kurland und den größten Theil Polnisch-Preußens Schlesien an Oestreich zurückzugeben, — ein Phantasiegebilde, dessen Unausführbarkeit selbst Joseph klar erkannte.

Da Preußens König den aufrichtigen Wunsch hegte, den allgemeinen Frieden zu erhalten, kam er den Absichten Kaunitz' entgegen. Dies führte zu dem Be-
1769 suche des Königs Joseph in Neiße (am 25. August 1769). Hier sprach Friedrich dem Kaiser gegenüber seine hohe Befriedigung über die Versöhnung der Häuser Habsburg und Hohenzollern aus, aber eine Verständigung über die schwebenden Fragen ward nicht erzielt. Wie hätte sich auch Friedrich mit Rußland überwerfen sollen, wo er den unmittelbaren Eindruck gewann, daß ihm in Kaiser Joseph ein von Ehrgeiz verzehrter Herrschergeist gegenüberstand! Auch Joseph gewann die Ueberzeugung, daß er dem Könige nicht trauen dürfe.

König Friedrich schreibt, — und es ist nothwendig, etwas zwischen den Zeilen zu lesen, — am 2. September an Finkenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Reduktion der Armee vorgeschlagen, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Baiern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt."

Kaiser Joseph schreibt an seine Mutter (29. August), Friedrich sei ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu reden verstände; aber bei allem, was er sage, fühle man doch heraus, daß man es mit einem Schelm zu thun habe.

Eigentlich lag, was Polen betraf, schon im Jahr 1769 eine Theilung des Landes in der politischen Atmosphäre, nur daß man preußischer Seits hoffte, Oestreich auf diese Weise für Rußland zu gewinnen, während die Pforte und die französische Diplomatie Oestreichs Dienste dem türkischen Reiche dadurch zu verschaffen wünschten. Die östreichische Regierung war so vorsichtig, sich für alle

Fälle zu ſichern und erweiterte im Sommer 1770 ihren ſogenannten „Grenzkordon“ im Zipſer Komitat in der Weiſe, daß nun ſchon unbedingt polniſche Gebiete hineingezogen wurden.

1770

Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs: „Der Kaiſer Joſeph und Friedrich der Einzige kommen 1770 zu Mähriſch-Neuſtadt zuſammen.“
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Die außerordentlichen Erfolge, welche Rußland im Laufe des Jahres 1770 errang — im Sommer waren Moldau und Wallachei erobert, am 16. Juli die türkiſche Flotte verbrannt, — bewirkte einen neuen Annäherungsverſuch zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Im Anfang September (3. bis 7.) 1770 ſtattete König Friedrich dem Kaiſer in Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch ab; auch Kaunitz war anweſend und ſuchte dem Könige die Vortheile einer ſtändigen Allianz mit Oeſtreich begreiflich zu machen. Die polniſche Frage ward kaum berührt, um ſo mehr erſtreckte ſich die Konferenz auf die ruſſiſch-türkiſche Vermittlung und Friedrich übernahm es, im Intereſſe des Friedens bei der Zarin vermittelnde Schritte zu thun. Im Oktober 1770 ging Prinz Heinrich nach Petersburg mit dem Auftrage, Katharina zu mahnen, ſie möge nicht durch übermäßige Forderungen an die Türkei Oeſtreich zum Kriege nöthigen: zugleich aber ſollte Prinz Heinrich erforſchen, wie Katharina über eine eventuelle Theilung Polens denke, denn Friedrich befürchtete, daß die Zarin das geſammte Polenreich als willkommene Beute behalten möchte. Der König hat alſo nicht, wie ſeine Widerſacher behaupten möchten, den Theilungsplan angeregt, ſondern nur darüber gewacht, daß im entſcheidenden Augenblicke nicht die berechtigten Intereſſen Preußens geſchädigt würden. Vielmehr hat die Beſetzung des Zipſer Komitates durch die Truppen der Kaiſerin Maria Thereſia, die in ihrem Gerechtigkeitsſinn und ihrer Gewiſſenhaftigkeit von der Theilung Polens angeblich nichts wiſſen wollte, den Stein ins Rollen gebracht.

Von den vermeintlichen Anſprüchen Oeſtreichs auf Orte des Zipſer Komitates ſchrieb Maria Thereſia ſelbſt: „Ich habe eine ſehr geringe Meinung von unſeren Anſprüchen.“

Immer mehr verquickte ſich die polniſche mit der türkiſchen Frage. Die Friedensvermittlung Friedrichs hatte keinen Erfolg, da Rußland auf einer völligen Demüthigung der Pforte beſtand; dagegen ließ Katharina bald merken, daß ſie für Preußens Beiſtand ihm das Herzogthum Ermeland überlaſſen werde, — ein Preis, welcher nach Friedrichs Meinung nicht der Rede werth war. „Polniſch Preußen“ ſchrieb er im Januar 1771, „würde die Mühe lohnen.“

1771

Oeſtreich, zum Kriege mit Rußland entſchloſſen, falls dieſe Macht ihre Be-

Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder und Nachfolger Erzherzog Leopold, Großherzog von Toscana, bei einer Zusammenkunft in Rom 1769.

Gemalt von Battoni in Rom, gestochen von Pechwill in Schönbrunn.

Digitized by Google

dingungen der Pforte gegenüber nicht milderte, ſuchte von dem Könige das feierliche Verſprechen zu erhalten, daß er in einem Kriege zwiſchen Rußland und Oeſtreich neutral bleiben werde, — worauf Friedrich natürlich nicht eingehen konnte.

Erſt ſehr allmählich ergab man ſich in Oeſtreich in den Gedanken, daß Polen den Preis für Rußlands Nachgiebigkeit gegen die Pforte zahlen müſſe: es kam Maria Thereſia allerdings ſchwer an, auf dem Wege weiter zu gehen, den ſie mit der Beſetzung der Zips eingeſchlagen hatte, und Kaunitz erklärte jetzt, man betrachte das beſetzte Gebiet noch gar nicht als Eigenthum und ſei über das Maß deſſen, was Oeſtreich nach ſeinen Anſprüchen zukomme, zu Verhandlungen bereit. Eher ſöhnte ſich Kaiſer Joſeph mit dem Theilungsplane aus, und zu Ende des Jahres 1771 trat in Wien die orientaliſche Frage in den Hintergrund; die öſtreichiſche Regierung wies die ruſſiſch-preußiſchen Pläne nicht mehr von der Hand. Am liebſten hätte Kaunitz für das auf Oeſtreich etwa entfallende polniſche Gebiet Schleſien und Glatz genommen, wovon Friedrich nichts hören mochte. Am 5. Auguſt 1772 ſchloſſen die drei Mächte den Theilungs- 1772
vertrag, den das wehrloſe Polenreich genehmigen mußte. Rußland nahm Litthauen (2200 Quadratmeilen), Oeſtreich Galizien (1300 Quadratmeilen), Preußen über 600 Quadratmeilen, nämlich Weſtpreußen (ohne Danzig und Thorn) und den Netzediſtrikt.

Oeſtreich tröſtete ſich damit, daß es von den drei Mächten doch wenigſtens die gegründetſten Anſprüche habe, die es in Rechtsdeduktionen von ſehr zweifelhaftem Werthe nachwies: es überſah dabei, daß diejenigen Gebiete, welche Preußen erwarb, alte kerndeutſche Lande waren, die einſtmals auch nur durch den ſchmählichſten Landesverrath an Polen gekommen waren. Wol lag der Zeit die Erkenntniß fern, daß Deutſchland gewinne, was Preußen erwerbe, aber thatſächlich wurde doch durch die Beſitzergreifung Weſtpreußens der halbtauſendjährige Kampf zwiſchen Deutſchen und Polen um den Beſitz der Oſtſeeküſte zu Deutſchlands Gunſten entſchieden. Von dieſem höheren hiſtoriſchen Geſichtspunkt aus rechtfertigt ſich grade zu allererſt die von Preußen gemachte Erwerbung; durch die Segnungen, welche ein geordnetes Staatsleben und deutſche Geſittung verbreitet, entſchädigte überdies die preußiſche Regierung die verwahrloſten Lande für das zweifelhafte Glück, einem in ſich bankerotten Staatsweſen angehört zu haben.

Am 13. September nahm Friedrich von Weſtpreußen Beſitz, am 27. ließ er ſich in Marienburg huldigen; im Mai 1775 ließ er zu Inowrazlaw die Huldigung im Netzediſtrikt vornehmen. Dem Verkehre öffnete er neue Wege durch die Anlage des Bromberger Kanals, der die Brahe mit der Netze verbindet. Er hob die perſönliche Leibeigenſchaft der Bauern auf und arbeitete durch Errichtung von Elementarſchulen an der geiſtigen Befreiung des ſtumpfſinnigen niederen Volkes. Aus den Sümpfen neben dem aufblühenden Bromberg ſtieg der fleißige Netzegau empor.

14. Der bairiſche Erbfolgekrieg. Friede von Teſchen (1778—1779).

Der tiefe Gegenſatz zwiſchen Oeſtreich und Preußen, der ſchon bei Gelegenheit der polniſchen Theilung wahrzunehmen war, dauerte weiter fort und ſollte noch einmal zu einem Kriege führen, der leicht ein europäiſcher hätte werden können. Zwar war es die einzige Sorge der Kaiſerin Maria Thereſia, die innere Entwicklung ihrer ſchönen Lande in Frieden zu fördern, aber neben ihr gewann immer größeren Einfluß Joſeph II., den die Verluſte Oeſtreichs und ſein eigener Ehrgeiz zu einer energiſchen, rückſichtslos angreifenden Politik trieben. Als letztes Ziel ſchwebte ihm immer die Demüthigung des Nebenbuhlers vor, der ſeine europäiſche Machtſtellung auf die Ueberwältigung Oeſtreichs begründet hatte.

Ganz entgegengeſetzt war die Haltung Preußens: Friedrichs Beſtrebungen gingen nur darauf, ſeinem Hauſe für alle Zukunft zu ſichern, was er ihm erworben; dem Kaiſer Joſeph entgegenzuarbeiten machte ſeine ganze Thätigkeit aus; er gleicht dem Kommandanten einer belagerten Feſtung, der aufmerkſam den Bewegungen des Gegners folgt und zur Vertheidigung herbeieilt, wo ein Punkt von feindlichen Angriffen bedroht iſt.

Wie ſehr Kaiſer Joſeph ſeine Vergrößerungsluſt über die Moral ſtellte, welche ſeiner Mutter ſo theuer war, bewies er, indem er die Pforte, von der er bereits einem Hilfsvertrage zufolge (28. Juli 1771) zwei Millionen Hilfsgelder empfangen, nicht allein im Stiche ließ, ſondern ſie ſogar beraubte; als die gedemüthigte Pforte mit Rußland den Frieden von Kutſchuk Kainardſchi (16. Juli 1774) geſchloſſen, nöthigte er ſie zur Abtretung der Bukowina, welche einen Theil der unter türkiſcher Oberhoheit ſtehenden Moldau bildete.

Aber bedenklicher als dieſe Erwerbung, welche Preußens Intereſſen nicht unmittelbar verletzte, waren für König Friedrich Joſephs Beſtrebungen, das Reich der Wittelsbacher mit Oeſtreich zu vereinigen. Der Mannesſtamm dieſes alten Fürſtenhauſes ſtand mit dem bairiſchen Kurfürſten Max Joſeph, dem Neffen der Kaiſerin, auf zwei Augen; die Möglichkeit des Ausſterbens der kurfürſtlichen Linie und die Geltendmachung eines öſtreichiſchen Nachfolgerechtes beſchäftigte Kaunitz ſchon im Jahre 1764. Er erwog, wie man ſich im gegebenen Falle mit dem nächſtberechtigten Erben, dem lebensluſtigen, immer geldbedürftigen Karl Theodor von der Pfalz auseinanderſetzen und ſo eine vortheilhafte Gebietserwerbung machen könne. Beſonders lebhaft beſchäftigte den Kaiſer dieſer
1767 Gedanke im Jahre 1767, aber auch Friedrichs wachſamem Auge entgingen Joſephs begehrliche Blicke nicht; wenn die öſtreichiſche Regierung allen auf dieſe Sache geſtellten Anfragen auswich, wurde er in ſeiner Ueberzeugung von der Exiſtenz öſtreichiſcher Machterweiterungspläne nur beſtärkt. Bei Zeiten ward er auch am ruſſiſchen Hofe vorſtellig, der zu beſonderer Freundſchaft gegen Oeſtreich keinerlei Veranlaſſung hatte.

Friedrich der Große zu Pferde.

Gemalt von Daniel Chodowiecki, geſtochen 1777 zu Berlin von Daniel Berger.

Im Jahre 1777 begann Kaiſer Joſeph den Kurfürſten Karl Theodor und 1777
auch den nächſten Agnaten, Karl von Pfalz-Zweibrücken, in ſeinem Sinne be-

Digitized by Google

arbeiten zu lassen; auch der letztere kam trotz einer französischen Pension nie aus seinen Schulden — warum sollte er für eine anständige Geldentschädigung nicht auf seine Ansprüche verzichten? Im Frühjahr 1777 begab sich Joseph im strengsten Inkognito nach München; dann ging er nach Frankreich, um seine Schwester Marie Antoinette, welche seit 1770 Königin von Frankreich war, zu besuchen und vor allem die guten Beziehungen Oestreichs zu Frankreich zu befestigen. Seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI. kam der Besuch eigentlich ungelegen, dagegen brachte ganz Paris dem leutseligen, prunklosen Beherrscher des östreichischen Kaiserstaates begeisterte Huldigungen dar.

Im Dezember 1777 trat der erwünschte Erbfall ein (28. Dezember), die östreichische Diplomatie hatte sich beeilt, während der letzten Krankheit des Kur-
1778 fürsten ihre Sache zu führen, und so wurde am 3. Januar 1778 eine ihren Absichten günstige Konvention geschlossen. Zugleich rückten östreichische Truppen in einen Theil des Landes ein, das in seiner Gesammtheit von Oestreich nichts wissen wollte. Die Gegner der östreichischen Herrschaft verkündigten vielmehr schleunigst den Regierungsantritt Karl Theodors, der damit in eine unangenehme Lage kam, gleichwol aber die von seinen Räthen geschlossene Konvention annahm.

Wenn aber Joseph darauf gerechnet hatte, daß auch der Herzog von Pfalz-Zweibrücken der Konvention beitreten werde, hatte er sich getäuscht. Vielmehr protestirte derselbe, von Preußen dazu bewogen, feierlich gegen die Verletzung seines Erbrechtes. Auch Sachsen, welches auf die Allodialhinterlassenschaft des Verstorbenen Ansprüche erhob, schloß sich dem Könige an, ebenso Mecklenburg-Schwerin. Auch Frankreich und Rußland, selbst Sardinien suchte Friedrich jetzt gegen Oestreich aufzubringen und erklärte (Ende März) dem Herzoge von Zweibrücken, die pfälzischen Rechte gegen alle Anmaßungen des Wiener Hofes vertheidigen zu wollen. Auch suchte er eine Association der Reichskreise zu Gunsten seines Schützlings zu stande zu bringen. Gleichzeitig begann er selbst seine Rüstungen, in der ersten Woche des Juli wurden nach mehrmonatlichen Verhandlungen die diplomatischen Beziehungen zwischen Oestreich und Preußen abgebrochen; noch einmal sollten, so schien es, die Kanonen entscheiden, wie weit die Machtsphäre der beiden rivalisirenden Staaten in Deutschland reiche. Sachsen stand diesmal auf Seite Preußens und stellte 20,000 Mann zwischen Pirna und Maxen auf, während Friedrichs Armee in Böhmen einfiel.

Indeß war es dem feurigen Sohne Maria Theresias nicht beschieden, durch Siege über den bedächtig gewordenen Preußenkönig Lorbeeren zu gewinnen; der Feldzug bestand in einer Reihe von kleinen Scharmützeln, Märschen und Rekognoszirungen und wurde von den östreichischen Truppen spottweise der „Zwetschkenrummel" von den Preußen „Kartoffelkrieg" genannt. Maria Theresia ließ schon im Juli, dann wieder im August Verhandlungen eröffnen, welche ihren Sohn erbitterten und auch zu nichts führten. Als sich indeß Maria Theresia überzeugte, daß Rußland einer bewaffneten Vermittlung nicht abgeneigt und auch von Frankreich nichts zu hoffen war, befahl sie die Wiederaufnahme der Verhandlungen. So begann der Kongreß von Teschen sein Werk: am 13. Mai,

Allegoriſcher Fries auf den Frieden zu Teſchen vom Bildhauer Trippel zu Rom 1779. Nach der Unterſchrift machte Friedrich das Original dem Grafen Hertzberg zum Geſchenk.

dem Geburtstage der Kaiſerin, wurde der Friede abgeſchloſſen. Oeſtreich mußte ſich mit einem kleinen Stücke des beanſpruchten Landes begnügen, dem ſogenannten Innviertel; der Kurfürſt mußte ſein Land wieder übernehmen und Sachſen für ſeine Allodialanſprüche entſchädigen; Preußen erhielt von Oeſtreich die Zuſicherung: daß der Vereinigung der fränkiſchen Lande Ansbach-Baireuth mit dem Königreich dereinſt keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden würden.

So waren Joſeps ſtolze Pläne zu Schanden geworden. Der erbitterte Kaunitz ſprach damals die prophetiſchen Worte, wenn je die Schwerter Oeſtreichs und Preußens nochmals auf einander ſchlügen, dann würden ſie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entſcheidung offenbar, vollkommen und unwiderruflich gefallen ſei. Nach drei Menſchenaltern iſt die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, aber die Entſcheidung fiel anders aus als Kaunitz gehofft haben mag.

Das Eintreten Friedrichs für die Erhaltung Baierns war, — das müſſen wir geſtehen —, nicht ſo ſehr durch die Rückſicht auf die beſtehende Reichsverfaſſung hervorgerufen worden, als vielmehr in der Verfolgung preußiſcher Intereſſen, welche einen derartigen Machtzuwachs Oeſtreichs nicht zuließen. Gleichwol führte dieſe preußiſche Politik einen völligen Umſchwung der öffentlichen Meinung in Deutſchland herbei. Nun erſchien der Nation König Friedrich nicht mehr als der dreiſte Eroberer, der freche Rebell gegen Kaiſer und Reich, ſondern als der Schirmherr des Rechtes; ſchon rühmte in dem einſt ſo bitter verfeindeten Kurſachſen der Barde Ringulph (Kretſchmann) wie „aus dem Schooße der Allmacht König Friedrichs große ſchlachtenfrohe Seele ging.“

---

15. Die letzten Zeiten Maria Thereſias († 29. November 1780). Der Fürſtenbund (1785).

Nach kaum geſchloſſenem Frieden hörte König Friedrich von den raſtloſen Anſtrengungen Kaiſer Joſephs zur Hebung der militäriſchen Hilfsmittel Oeſtreichs, er hörte von den Rüſtungen, von den zahlreichen Feſtungsbauten,

die eilfertig in Böhmen angefangen wurden. Kaiser Joseph selbst griff allenthalben thätig ein; er unternahm längs der böhmischen Grenze eine Reise, von der man in Berlin sagte, sie sähe eher wie eine kriegerische Rekognoscirung aus, als wie eine militärische Inspektion. Dazu erfuhr man Aeußerungen des Generals Nugent, daß Kaiser Joseph weder Baiern noch Schlesien vergessen habe, doch wolle er erst die Allianz Preußens mit Rußland zerstören, ehe er den König angreife. Friedrich ward in die größte Unruhe versetzt; er glaubte, Joseph warte nur auf den Tod seiner Mutter, um dann über ihn herzufallen. Sorgenvoll blickte er in Europa umher, wo er Schutz vor dem drohenden Unwetter finden
1779 könne. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete auf; im September 1779 erhielt er von Konstantinopel aus im tiefsten Geheimniß die Aufforderung zu einer Tripleallianz zwischen Preußen, Rußland und der Türkei. Aber der Plan hatte den Beifall der Zarin nicht: dagegen kam in den Verhandlungen mit ihrem Minister Panin hier zum ersten Male ein Projekt zur Sprache, an dessen Verwirklichung König Friedrich nach sechs Jahren ging. Panin erkannte die Nothwendigkeit an, dem wachsenden Einfluß Oestreichs in Deutschland ein Ziel zu setzen und versprach dafür Rußlands Hilfe, er meinte es könne nicht schwer fallen die deutschen Fürsten, die ja letzthin Beweise von der Uneigennützigkeit Rußlands und Preußens erhalten hätten, zu einem Bunde zu vereinigen. König Friedrich hielt nicht viel von einem solchen Bunde mit den deutschen Fürsten, die von ihm gering geschätzt wurden, sich ihre Dienste schwer bezahlen ließen und aus Geldmangel ihre Soldaten nach Amerika verkauften. Gleichwohl verwarf er den Plan nicht ganz, weil man sich auf diesem Wege der verschiedenen Fürsten versichern und ihrem Anschlusse an Oestreich vorbeugen könne. Aber in erster Linie empfahl er doch das gemeinsame Bündniß mit der Pforte. Er erregte damit bei der Kaiserin den größten Anstoß. Es war nicht das erste Mal, daß Friedrich Sympathie mit der Pforte bezeugte; gerade jetzt aber war diese Haltung der Kaiserin doppelt unerwünscht, weil sie den Plan zur Zertrümmerung der Türkei gefaßt hatte. Die preußische Allianz war ihr nicht mehr ein Mittel zur Förderung ihrer Pläne, sondern ein hemmendes Bleigewicht. Friedrichs Politik athmete nur Friede und Erhaltung, die Katharinens Krieg und Umsturz; folgerichtig wendete sie sich zu dem gleichgesinnten Kaiser Joseph, der seinerseits nach dem russischen Bündniß brannte.

1780 Am 26. April 1780 verließ Joseph Wien unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein und traf am 2. Juni in Mohilew ein, wo ihn Katharina erwartete. Nach rauschenden Festlichkeiten reisten die beiden gekrönten Häupter zusammen nach Smolensk, dann begab sich Joseph nach Moskau, die Zarin nach Petersburg, wohin ihr der Kaiser gegen Ende Juni folgte. Er machte auf Katharina einen sehr guten Eindruck, suchte auch den Russen durch seine Leutseligkeit zu gefallen; für die russischen Staatsmänner hatte er kostbare Geschenke. Sehr befriedigt kehrte er heim, entschlossen, die russische Freundschaft dazu zu benutzen, die bairisch-deutsche und die türkische Frage im Sinne Oestreichs zu lösen.

Wohl begleitete die preußiſche Diplomatie die Annäherung dieſer beiden Mächte mit Aerger und Unruhe: der König aber unterſchätzte die zerſetzende Kraft dieſer Zuſammenkunft; er konnte und wollte nicht glauben, daß Joſeph ſo durchaus die Wege ſeiner Mutter verlaſſen würde, die ſtets für „ihre Muſelmannen“ beſondere Vorliebe gezeigt.

Aber die alternde Kaiſerin trat immer mehr in den Hintergrund; nur ein letzter Erfolg, bei dem ihre Wünſche mit dem Staatsintereſſe Oeſtreichs merkwürdig übereinſtimmten, ward ihr an ihrem Lebensabend beſcheert. Erzherzog Maximilian wurde trotz ſeines Widerſtrebens gegen den geiſtlichen Stand veranlaßt, ſich um die Koadjutoreien in Köln und Münſter zu bewerben und die auf ihn fallende Wahl anzunehmen. Trotz aller Drohungen und diplomatiſchen Schachzüge Preußens erfolgte die Wahl an beiden Stellen (7.—16. Auguſt 1780). Ganz Norddeutſchland gerieth in die größte Beſorgniß, denn man ſprach davon, daß auch Paderborn und Hildesheim für den Erzherzog in Ausſicht genommen ſeien. Ein habsburgiſches Netz ſchien ſich über den proteſtantiſchen Norden legen zu wollen. Von neuem ſuchte jetzt König Friedrich Rußland für einen deutſchen Fürſtenbund zu intereſſiren; man hielt den König hin, — die Politik der Zarin hatte eine Wendung genommen, die für jenen Plan nicht günſtig war.

Und nun bekam Joſeph freie Hand. Am 29. November 1780 ſtarb Maria Thereſia, tief betrauert von ihren Kindern, von den beſten ihrer Unterthanen, allerdings

1780

Maria Thereſia in Wittwentrauer.

Bildniß aus dem Jahre 1770. Gemalt vom Hofmaler du Greue, geſtochen vom K. K. Hofkupferſtecher Jakob Schmuzer.

auch geschmäht von dem durch eine hohe Trankſteuer gedrückten niederen Volke. Ihr großer Gegner verſtand dieſe Herrſcherin beſſer zu würdigen. Dem öſtreichiſchen Botſchafter Reviczky ſagte Friedrich am 24. Dezember: „Ich bezeuge Ihnen mein tiefes Beileid über den Verluſt ihrer großen Herrſcherin, welche dieſe Trauer in jeder Hinſicht verdient und beſtändig eine Ehre für ihren Thron und ihr Geſchlecht geweſen iſt.“

Schwere, ſorgenvolle Jahre kamen über König Friedrich, nachdem an die Stelle der Kaiſerin der unternehmende Joſeph getreten war. Der König mußte zuſehen, wie ſeine Stellung immer mehr iſolirt wurde. Sein Bündniß mit Katharina beſtand dem Namen nach fort, aber war es nicht vielleicht in ſich zerfallen? Dann wieder hoffte er, Katharina, — er unterſchätzte ihre Perſönlichkeit trotz der übertriebenen Lobreden, mit welcher er ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, — werde am Ende doch noch ihr wahres Beſte erkennen und ſich ihm wieder zuwenden. Ruhig zu warten, der Entwicklung zuzuſehen, zwangen ihn auch die Dinge im weſtlichen Europa. Er ließ es ſich gefallen, als ſich ihm im Jahre
1782 1782 England wieder freundlich näherte, aber entſcheiden konnte er ſich erſt, wenn der große Krieg, den England noch durchkämpfen mußte, ſein Ende erreicht hatte.

Noch im Jahre 1782 neigte Friedrich mehr zu einem Bündniß mit Frankreich als mit England. Er hatte während des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges (1776—1783) von Anfang an auf Seiten der Amerikaner geſtanden, da er den Engländern jede Demüthigung gönnte. Er verbot einmal den Durchmarſch der in Deutſchland erkauften engliſchen Hilfsvölker durch ſein Gebiet und ſprach ſich über den unwürdigen Menſchenhandel, den die Landesväter von Würtemberg, Heſſen-Kaſſel ꝛc. mit ihren Unterthanen trieben, mit ſchonungsloſer Schärfe aus.

Es würde zu weit führen, den Verwickelungen nachzugehen, welche die orientaliſche Frage erzeugte und den verſchiedenen Projekten zu folgen, durch welche König Friedrich aus ſeiner Vereinſamung herauszukommen ſuchte. Im
1783 Jahre 1783 betrieb er, gegen die Meinung ſeiner Miniſter, ein Bündniß mit Frankreich, das ihn auch bei der Bildung eines Fürſtenbundes unterſtützen ſollte; allein Frankreich fand ſich nicht veranlaßt mit Oeſtreich zu brechen, als ihm in der orientaliſchen Frage die Vermittlerrolle übertragen wurde. Als am 8. Januar
1784 1784 zu Ainali-Kawak der Friede zwiſchen Rußland und der Pforte geſchloſſen wurde, ſah ſich Friedrich völlig zur Seite gedrängt. Alle übrigen Mächte nahmen an der Regelung dieſer europäiſchen Angelegenheit Theil; die jüngſte Großmacht, Preußen, war ausgeſchloſſen. „Wir ſind,“ ruft Friedrich einmal aus, „ſo iſolirt, daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz bietet.“

Da kam dem König ein rettender Gedanke. Mit Oeſtreich verfeindet, von England vernachläſſigt, von Rußland verlaſſen, von Frankreich zurückgewieſen, ſah er für Preußen keinen beſſeren Rückhalt mehr, als bei den deutſchen Fürſten, deren Bedeutung er vor wenigen Jahren ſo gering angeſchlagen hatte. Der Fürſtenbund, früher gleichſam als ein Anhängſel einer ruſſiſchen oder franzöſiſchen

Allianz gedacht, wird nun der Eckſtein, auf dem Friedrich ſein neues politiſches Syſtem begründet. Er ſucht die gegen Oeſtreich opponirenden Elemente in Deutſchland zu einem Bunde zuſammenzufaſſen, der die allgemeine Stellung Preußens in Europa und die beſonderen Verhältniſſe Deutſchlands aufrecht erhalten ſoll. Mit nichten bezweckte der König eine Reform der abgelebten Reichsverfaſſung; im Gegentheil, es galt, das alte reichsſtändiſch-theokratiſche Deutſchland zu konſerviren, um es nicht Oeſtreichs Händen auszuantworten. Wie die Dinge damals lagen, bedeutete das für Preußen zugleich die Hegemonie im Reich, dem Kaiſer zum Trotz.

Nach der bisher landläufigen Darſtellung hängt die Entſtehung des Fürſtenbundes lediglich mit der bairiſchen Intrigue zuſammen, die Joſeph II. vom Jahre 1783 an, wie gleich erzählt werden wird, erneuerte. Allerdings gehen dieſe Beſtrebungen und die preußiſchen Gegenanſtrengungen neben einander her, aber die eigentliche Veranlaſſung zu der Ausgeſtaltung jenes wiederholt erwogenen Gedankens gab der Vertrag von Kinali-Kawak, in Folge deſſen Rußland von der Pforte die Krim und Kuban erhielt. Das Schickſal einiger tauſend Tataren und einiger wüſter Steppen Aſiens wirkte zurück auf die deutſche Reichsverfaſſung.

Da der Kaiſerin Katharina der Abſchluß des für Rußland ſo günſtigen Friedens ganz beſonders durch die öſtreichiſchen Diplomaten erleichtert war, ſo durfte Kaiſer Joſeph mit Sicherheit darauf rechnen, daß ſeine Vergrößerungspläne in Deutſchland von ruſſiſcher Seite unterſtützt werden würden. Joſephs Abſicht war, die öſtreichiſchen Niederlande, die für ihn ſtets eine Quelle unangenehmer diplomatiſcher Verwicklungen waren, gegen Baiern auszutauſchen: jedoch wollte er dem Kurfürſten von Baiern nicht die geſammten Niederlande übergeben, ſondern Theile derſelben ſollten zur Entſchädigung des Erzbiſchofs von Salzburg dienen, deſſen ſüddeutſches Gebiet der Kaiſer zur Abrundung ſeines Staates vortrefflich gebrauchen konnte. Auf dieſe Weiſe hätte Joſeph den Verluſt Schleſiens reichlich ergänzt und den Einfluß Oeſtreichs auf Deutſchland unendlich vergrößert. Im Mai 1784 erklärte die Zarin dem Wiener Hofe, daß ſie das Projekt durch- 1784
aus billige, der Kurfürſt Karl Theodor, den man um dieſelbe Zeit von dem Arrangement in Kenntniß ſetzte, war zwar nicht ganz zufrieden, daß er die Niederlande nicht ungeſchmälert erhalten ſollte, ließ ſich aber mit der Ausſicht ködern, daß ſein neuer Beſitz den hochtönenden Namen eines Königreichs Burgund tragen ſolle. Um ſo entſchiedener war der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, der nächſte Agnat, gegen das Projekt, alle Verſuche ihn umzuſtimmen — hier wirkte auch Rußland mit — waren vergeblich. Umſonſt forderte der Geſandte Romanzow den Zweibrückener gebieteriſch auf, der Abkunft über den Austauſch beizutreten. Vielmehr wandte ſich der Herzog im Frühjahr 1785 an König Friedrich mit 1785
der Bitte, die kaiſerlichen Pläne durch eine bewaffnete Vermittlung im Bunde mit Frankreich zu hindern.

Welches Recht hatte Friedrich, einem ſolchen Austauſch ſich zu widerſetzen? Es lag in der Gefährdung der deutſchen Reichsverfaſſung, zumal der Friede von Teſchen die bairiſchen Hausverträge garantirte, die auch dann nicht gebrochen

werden konnten, wenn die jeweiligen Intereſſenten ihre Einwilligung dazu gaben. So ließ denn König Friedrich im März 1785 den Entwurf einer „reichsverfaſſungsmäßigen Verbindung der deutſchen Reichsfürſten“ in Umlauf ſetzen. Der Plan fand unter den deutſchen Kleinfürſten, wie Kurheſſen, Weimar, Baden, Braunſchweig, Mecklenburg, Anhalt, Ansbach, Gotha ſofort die lebhafteſte Billigung: Hannover zögerte noch, auch Sachſen und die geiſtlichen Kurfürſten bewahrten anfangs eine kühle, reſervirte Haltung.

Der Kaiſerhof ſuchte die deutſchen Höfe zu beruhigen, Rußland auf das Berliner Kabinett zu drücken, man verhandelte mit England und Frankreich,
1785 dennoch ſiegte die preußiſche Politik vollſtändig. Am 23. Juli vollzog ſich die Gründung des deutſchen Fürſtenbundes, der nicht allein die erſterwähnten Klein-

Friedrich der Große ſtiftet den Fürſtenbund.

Allegoriſches Gemälde von Bernhard Rode, Direktor der Akademie der bildenden Künſte, geſtochen von Meno Haas, Mitglied der Akademie der bildenden Künſte in Berlin 1793.

ſtaaten umfaßte, ſondern auch Sachſen und Hannover in ſich ſchloß. Ja, ſelbſt der Unterſchied der Konfeſſion trat in den Hintergrund: Oeſtreich mußte erleben, daß ſelbſt die geiſtlichen Kurfürſten von Mainz und Trier der Fahne Preußens

folgten. Die Tauschideen mußte Joseph in kurzem aufgeben: der alte Löwe im Norden hatte nur seine Mähne zu schütteln gebraucht, um die Anschläge der Gegner zu vernichten.

Die elf öffentlichen Artikel des Fürstenbundes oder der „Association zur Erhaltung des Reichssystems" beziehen sich auf den defensiven Charakter des Bundes, die geheimen auch auf die Eventualität einer neuen deutschen Königswahl und der Errichtung weiterer Kurwürden.

Hochsinnige Fürsten wie Karl August von Sachsen-Weimar knüpften an die Institution großartige Reichsreformpläne: Karl August dachte an einen Zollverband, an ein deutsches Gesetzbuch, an Militärkonventionen; Friedrich der Große hielt sich von solchen Illusionen frei. Er wußte, daß er nur einen Nothbehelf geschaffen, denn er kannte die deutschen Fürsten besser. Die deutsche Fürstlichkeit folgte der Führung des Hauses Hohenzollern nur ungern, ihr Vertrauen zu Preußen reichte nicht weiter als ihre Angst vor Oestreich; sobald die Hofburg ihre begehrlichen Pläne fallen ließ, trat das natürliche Parteiverhältniß wieder ein, und namentlich die geistlichen Fürsten mußten sich von dem protestantischen Preußen als ihrem natürlichen Widersacher wieder abwenden

Auch auf einem anderen Gebiete erlitt Kaiser Joseph, sehr zum Nachtheil Deutschlands, eine Niederlage. Er beabsichtigte, durch seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Köln und die andern Erzbischöfe, in den sogenannten „Emser Punktationen" eine deutsche Nationalkirche ins Leben zu rufen und den päpstlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten Deutschlands zu vernichten. Da aber die deutschen Bischöfe der Präeminenz der Erzbischöfe abgeneigt waren und Baiern auf die Seite Roms trat, mußte das Vorhaben unterbleiben.

---

16. Tod Friedrichs des Großen (17. August 1786). Einfluß seiner Persönlichkeit.

Während Kaiser Joseph II. mit dem Eifer eines edlen Schwärmers daran ging, großartige, für ihn selbst nur zu unheilvolle Veränderungen in den vielgestaltigen Staaten seines Reiches ins Werk zu setzen, neigten sich die Tage des gealterten Preußenkönigs ihrem Ende zu.

Vergöttert von seinem Volke stand der grämliche, sorgenerfüllte, von den Leiden des Alters und mannigfacher Krankheit heimgesuchte Fürst vereinsamt da. An seinem Hofe herrschte keine Lust, waren doch alle seine Freunde vor ihm dahingegangen. Immer noch erfüllt von den schweren Pflichten seines königlichen Amtes, forderte er strenge Pflichterfüllung von seinen Unterthanen; an ihrer Liebe lag ihm nichts. Aber seine Liebe bethätigte er ohne Unterlaß, sei es daß er unermüdlich die Exercitien der Truppen leitete, sei es daß er mit den Ministern berieth, wie den Plänen der Widersacher entgegenzuarbeiten sei. Den Menschen war der Philosoph von Sanssouci fremd geworden: einsam und ernst schritt er wol, von seinen treuen Windspielen begleitet, an den Gemälden der Galerie von Sanssouci entlang oder gedachte schwermüthig im runden Tempel des Parks der geliebten verstorbenen Schwester.

Friedrich der Große im Lehnstuhl auf der Terrasse von Sanssouci sitzend, der untergehenden Sonne nachschauend, mit der Unterschrift: „Bald werde ich dir näher kommen!“ Gleichzeitiger Stich von J. F. Jügel.

„Friedrichs des Einzigen Uebergang in die Gefilde der Vollendung. Potsdam, den 17. Auguſt 1786 um 2 Uhr und 20 Minuten Morgens.“ (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II. iſt herbeigerufen worden, der treue Kammerhuſar beleuchtet die Züge des im Lehnſtuhl Entſchlafenen.)

Gezeichnet von F. W. Bock, geſtochen von F. Berger, Berlin 1797.

Seit dem Frühling des Jahres 1786 an der Waſſerſucht leidend, ward er 1786
am 17. Auguſt des Jahres durch einen ſanften Tod abgerufen. Er endigte ein Heldenleben, das, von großen Gedanken durchzogen, erfüllt von Waffenſtreit und ſchickſalsvollem Wechſel der Ereigniſſe, unſterblich ward durch das, was es erreichte: die Erhebung des preußiſchen Staates zu einer Macht. Mit Recht verkündete ſein Teſtament: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geſchäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einſichten mich bemüht, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen.“ Nie zuvor ward in gleichem Maße das Wort der Schrift erfüllt, welches zum Text ſeiner Leichenpredigt gewählt wurde: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden einen Namen haben.“

Der Umfang des Staates war unter Friedrichs Regierung von 2300 Quadratmeilen auf 3600 erweitert worden, die Bevölkerung von 2¼ Millionen auf 6 Millionen gewachsen, die Einkünfte von 12 auf 22 Millionen erhöht worden.

Ob sich der Staat, den das Genie seines großen Königs erhoben und zusammengehalten, auf seiner Höhe würde behaupten können? Wer hätte in Preußen daran zweifeln mögen! Dem geistreichen Mirabeau, der den König im Januar 1786 durch seinen Besuch erfreute, entging trotz seiner Begeisterung für den Staat Friedrichs des Großen nicht, daß dieser Bau auf schwachem Grunde ruhe. Das Preußenvolk befand sich in bedauerlichem Irrthum über den Antheil, welcher dem Könige, welcher dem Volke an der gegenwärtigen Größe des Staates gebührte. Wie eitel erwiesen sich bald die Wünsche, mit denen der König sein Volk gesegnet hatte!

„Meine letzten Wünsche", heißt es im Testament, „im Augenblicke des Todes werden dem Glücke des Staates gelten; möge er der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten vertheidigte durch sein Heer, das nur Ehre und edlen Ruhm athmet, und möge er dauernd blühen bis an das Ende der Zeiten!"

Eine Persönlichkeit, wie der Herrscher auf dem Preußenthrone, mußte zur Nachahmung und Nacheiferung auffordern. Wo sich diese Nachahmung darauf beschränkte, die Herrschergewalt möglichst im absoluten Sinne zu üben, und der Fürst vergaß, daß sich sein Vorbild als ersten Diener des Staates betrachtete, da hatte diese Despotie meist schlimme Folgen.

Da wurden, wie besonders in Würtemberg, die Unterthanen schamlos ausgeplündert, um die kostbaren Liebhabereien und die niedrigste Lüderlichkeit ihrer Landesherren zu bezahlen; oder sie wurden gar nach dem Kap, nach Amerika verkauft, damit die Fürsten das Sündengeld zur Befriedigung ihrer Lüste verwenden konnten. Auf militärischem Gebiete äffte Landgraf Ludwig von Hessen, der von einer förmlichen Soldatenmanie besessen war, den großen König nach. In Pirmasens verbrachte er sein Leben, täglich sein Grenadierregiment exercierend. Auch Graf Wilhelm von Lippe ahmte diese Spielerei nach und stiftete auf einer künstlich geschaffenen Insel im Steinhuder Meer die Festung und Kriegsschule zu Wilhelmstein, die für die Nation den einzigen Nutzen gehabt hat, den jungen Scharnhorst beherbergt zu haben.

Wenigstens einige der regierenden Fürstenhäuser aber erkannten, daß ihre Aufgabe nicht darin bestehe, mit Balletten und Banketten das Gut ihrer Unterthanen durchzubringen oder durch künstlich gemehrten Wildstand, dann wieder durch Parforcejagden die mühevolle Arbeit des Landmanns schonungslos zu zerstören. Besonders die Verbesserung des Unterrichtswesens wurde in diesem Zeitalter der Aufklärung als eine Hauptaufgabe fürstlichen Wohlwollens betrachtet, und selbst der Herzog Karl von Würtemberg brachte durch die Begründung der nach ihm genannten Schule dem Zeitgeiste seine Huldigung dar. Auch im Kollegium Karolinum zu Braunschweig wurde eine Reihe von bedeutenden Männern und tüchtigen Beamten großgezogen. Noch tieferes und vielseitigeres Interesse an dem Gedeihen des deutschen Geisteslebens nahm aber der Hof von Weimar, wo die Herzogin Amalie und Karl August die hervorragendsten Männer der Literatur um sich sammelten und der deutschen Muse die Freistätte schufen, welche sie von der Huld des Preußenkönigs einst gehofft und zu erhalten nun längst verzweifelt hatte. Ein wahrhaft humaner Fürst war Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sein kleines Ländchen musterhaft

verwaltete, ebenſo Max Joſeph von Baiern, welcher die Münchener Akademie ſchuf und nur zu früh einem Regenten von ganz entgegengeſetztem Charakter Platz machen mußte.

Wie mit den weltlichen, verhielt es ſich mit den geiſtlichen Fürſten; auch hier findet ſich eine ſcharfe Differenz zwiſchen den Wohlthätern ihrer Territorien und ſolchen, die ihr geiſtliches Amt auf frivole Weiſe entweihten.

Zu den edleren Erſcheinungen gehörte der Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, aus dem Hauſe Breitbach-Bürresheim (1763—1774), welcher, den Jeſuiten abgeneigt, die Aufklärung beförderte, Volksſchulen mit erhöhtem Lehrziele gründete und in die höheren Schulen die leibnitziſch-wolffſche Philoſophie einführte. Er verbot den Handel mit Reliquien und Ablaß, beſchränkte die Wallfahrten und ſchaffte eine Menge Feiertage ab. Auch für das materielle Wohl ſeiner Unterthanen war er eifrig bemüht. Wegen dieſer ſegensreichen Thätigkeit wurde er wahrſcheinlich auf Anſtiften der Jeſuiten vergiftet. In ſeinem Sinne regierte auch Franz Ludwig von Erthal, Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg, der unter anderm auch die verderbliche Lotterie in ſeinen Landen aufhob. Ein anderer Erthal, welcher durch die Jeſuiten zum Nachfolger des ehrenwerthen Joſeph Emmerich von Mainz gemacht wurde, vernichtete thunlichſt die Reformen ſeines Vorgängers, ſchändete durch ſeinen Lebenswandel ſein erzbiſchöfliches Amt und machte demnächſt Mainz zum Sammelplatz des franzöſiſchen Emigrantenthums.

Gezeichnet von J. C. Friſch, geſtochen von D. Berger 1788.

Zur Charakteriſtik des 18. Jahrhunderts:

„Aufklärung.“

Allegoriſche Radirung von Daniel Chodowiecki. (Landſchaft mit aufgehender Sonne.) Zum Göttinger Taſchenkalender von 1792.

„Toleranz.“

Allegoriſche Radirung von Daniel Chodowiecki aus demſelben Jahr. (Minerva nimmt die Bekenner ſämmtlicher Religionen unter ihren Schutz.)

17. Die deutſche Geſellſchaft im 18. Jahrhundert.

Wiewol bei der Zerklüftung Deutſchlands in viele kleine Vaterländer, bei der Verſchiedenheit der Stammeseigenthümlichkeiten in Nord und Süd, auch in Folge der Einwirkung einzelner Herrſcher und Höfe, von einer unbedingten Gleichförmigkeit in Leben und Sitte im 18. Jahrhundert unmöglich die Rede ſein kann, laſſen ſich gewiſſe gemeinſame Züge grade in dieſer Epoche doch allenthalben wahrnehmen. Um vom äußerlichſten anzufangen, ſo herrſchte hinſichtlich der Bekleidung beim männlichen wie beim weiblichen Geſchlecht der franzöſiſche Geſchmack: lebhafte Farben, ſchwere Stoffe, Gold- und Silberſtickerei. Den Kopf bedeckt die Allongeperücke, die ſpäter dem Haarbeutel, in Preußen unter Friedrich Wilhelm dem Zopf weichen muß. Seidene Strümpfe, Schnallenſchuhe, der Galanteriedegen, bei älteren Perſonen das ſpaniſche Rohr ſind die Requiſiten und Attribute des männlichen Geſchlechts. Die Frauenwelt trägt den unförmigen franzöſiſchen Reifrock, das enganſchließende Korſett, welches den Hals möglichſt frei läßt, ſchminkt ſich und entſtellt ihre natürliche Anmuth durch die elenden „Schönheitspfläſterchen.“ Die Coiffüre iſt thurmförmig oder wulſtig, der Schuh zwängt den Fuß möglichſt ein und erhöht ihn ſtelzenförmig.

Zur Charakteriſtik des 18. Jahrhunderts: Hoftracht aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Kalenderkupfer von Chodowiecki vom Jahre 1776.

Zur Charakteriſtik des 18. Jahrhunderts: Fünf modiſche Damenköpfe, Kupfer von Chodowiecki zum Göttinger Taſchenkalender von 1778.

Mit den franzöſiſchen Moden dringen die franzöſiſchen Untugenden, Leichtſinn und Sittenloſigkeit ein: von den Städten erhalten ſich vielleicht nur die hanſeatiſchen in alter Ehrbarkeit; von den Höfen macht nur der preußiſche unter Friedrich Wilhelm I. eine rühmliche Ausnahme von der überall regierenden Unmoralität. Selbſtverſtändlich wirkt der lockere Hofton zunächſt auf die Haupt- und Reſidenzſtädte zurück; namentlich Dresden zeichnet ſich durch ſeine Üppigkeit aus, auch in Wien kann die ſittenſtrenge Maria Thereſia nicht reformirend durchgreifen, da ihr eigener Herr Gemahl von franzöſiſchen Galanterien nicht frei iſt, noch weniger der allmächtige Kaunitz. Durch Franz Stephan wird auch hohes Hazardſpiel bei Hofe ein beſonders beliebtes Vergnügen. In Berlin giebt zwar der Hof zur Zeit Friedrichs des Großen kein ſchlechtes Beiſpiel, aber die berliner „gute“ Geſellſchaft entartet nach dem ſiebenjährigen Kriege in erſchreckender Weiſe. Iſt auch vielleicht auf die Schilderungen des engliſchen Geſandten Lord Malmesbury nicht allzu viel zu geben, ſo fällen auch ganz unverdächtige Augenzeugen ein hartes Urtheil über die norddeutſche Hauptſtadt. „Gaſtfreiheit“ ſchreibt Georg Forſter im Jahre 1779, „und geſchmackvoller Genuß des Lebens ſind ausgeartet in Üppigkeit, Praſſerei und Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügelloſigkeit. Die Frauen ſind allgemein verderbt.“

Unter Friedrich Wilhelm II. und Leopold II. konnten die Berliner mit den Wienern an Immoralität wetteifern: das Beiſpiel, das von obenher

gegeben ward, mußte dazu dienen, die Frivolität zu mehren. Es war faſt ein Wunder, daß der Bürgerſtand in dieſem Unweſen nicht unterging.

Waren dieſe Zuſtände nicht doch vielleicht zum Theil Folgen der ſogenannten „Aufklärung," welche den Hauptinhalt der Beſtrebungen dieſes Jahrhunderts ausmacht? Es war gewiß dankenswerth, alle Verhältniſſe des Lebens mit der Leuchte der geſunden Vernunft zu erhellen, aber augenſcheinlich hat die zerſetzende Thätigkeit der Aufklärer größere Vortheile für die geiſtige, als für die moraliſche Entwicklung der Menſchheit gehabt. Mag immerhin das Zeitalter der Aufklärung, das „Zeitalter Friedrichs des Großen" genannt werden und damit jeder Fortſchritt, der auf ſtaatlichem Gebiete, in der Wiſſen-

Aus dem bürgerlichen Leben des 18 Jahrhunderts:

Der Mennonit, aus der Folge der „Heirathsanträge" von Daniel Chodowiecki zum Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1782.

Der Schneider, aus der Folge der „Heirathsanträge" von Daniel Chodowiecki.

ſchaft und im Rechtsweſen, nach der Seite echter Humanität hin gemacht worden iſt, auf die Anregungen und Einwirkungen dieſes unvergleichlichen Regenten geſetzt werden, ſo wird ſein Andenken dadurch nicht geſchädigt, daß man nicht alles, was dieſe Aufklärung im Gefolge hatte, als löblich oder heilſam anerkennt. Was ſpeciell die Religion betrifft, ſo war es gewiß an der Zeit, die ſtarren Feſſeln der Orthodoxie zu ſprengen, aber dem Volke den chriſtlichen Glauben zu nehmen, wäre doch höchſtens gerechtfertigt geweſen, wenn man abſolut beſſeres an ſeine Stelle ſetzen konnte. Man weiß, daß Friedrich der Große die chriſtliche Sittenlehre als ewig verehrungswürdig vertheidigte und mit denen nichts zu thun haben wollte, die zugleich mit der Glaubenslehre das geſammte Chriſtenthum bekämpften. Aber bei der abſoluten Toleranz, die er für angebracht hielt, ließ er auch die ausgeſprochenen Feinde der Religion

gewähren. Wer es für gut hielt, mochte immerhin dem Verfaſſer des Système de la nature glauben, „daß das Chriſtenthum die Urſache von allem Unglück des menſchlichen Geſchlechtes ſei.“ Wie weit es ſchon 1769 in Berlin gekommen war, zeigt der Brief des gewiß nicht intoleranten Leſſing an den großen Aufklärungsmeiſter Nicolai, in dem es heißt: „In dem franzöſirten Berlin reducirt ſich die Freiheit zu denken und zu ſchreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viele Sottiſen, als man will, zu Markte zu bringen.“

Die „Aufklärung“, welche der Philoſoph Kant ſpäter definirt hat als „Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit“ (Unmündigkeit iſt das Unvermögen, ſich ſeines Verſtandes ohne Leitung zu bedienen), iſt nicht deutſchen, ſondern fremden

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts:

Der Fleiſcher, aus der Folge der „Heirathsanträge“ von Daniel Chodowiecki.

Der Herrnhuter, aus der Folge der „Heirathsanträge“ von Daniel Chodowiecki.

Urſprunges. In England begannen Locke und Hume, in Frankreich Bayle mit der vernunftgemäßen Zerſetzung des Offenbarungsglaubens. Dann folgten Toland und ſeine Geſinnungsgenoſſen, die engliſchen Deiſten, welche nicht allein den dreieinigen Gott der Chriſten, ſondern überhaupt ein perſönliches höchſtes Weſen verwarfen. Der hauptſächlichſte Verbreiter dieſer Philoſophie „des geſunden Menſchenverſtandes“ war Lord Shaftesbury, der namentlich unter der höheren Geſellſchaft zahlreiche Proſelyten machte. In ähnlicher Weiſe gingen in Frankreich Voltaire, Rouſſeau, Diderot und d'Alembert (dieſe: die Encyklopädiſten, weil ſie ihre vernunftgemäße Kritik in der „Encyklopädie“ niederlegten) zu Werke. Dieſe nahmen noch ein höchſtes Weſen an, welches der Materialiſt Holbach im système de la nature für einen ganz überflüſſigen Gottesbegriff erklärte. Dem Materialiſten („es giebt nur ein Sein, die Materie; Denken iſt Bewegung der Fibern des Gehirns“) La Mettrie, einem frechen Wüſtling, deſſen Ausſchreitungen ſelbſt von Diderot und d'Alembert zurückgewieſen wurden, ließ Friedrich der Große im Jahre 1752 in der Berliner Akademie eine ehrende Gedächtnißrede halten.

Die Aufklärung ſtieß in Deutſchland theils auf eine dogmatiſche Orthodoxie, theils auf den von Spener und Francke begründeten Pietismus, als deſſen hervorragendſter Vertreter Graf Zinzendorf (1700—1760), der Stifter der Herrnhuter Gemeinde, zu bezeichnen iſt. Beten und Bibelleſen bildet den Mittelpunkt ihres Chriſtenthums, das ſich auch ſonſt in allen Lagen des Lebens ſchriftgemäß zu bewähren hat. Die Vorfechter der engliſchen Freidenker waren der halleſche Philoſoph Wolff und die zahlreiche Schar ſeiner Schüler: ſchon in den fünfziger Jahren wurde es zum guten Ton gerechnet, das Chriſtenthum gering zu ſchätzen, es höchſtens als einen nützlichen Zügel des Pöbels gelten zu laſſen. Der kühnſte und ſchärfſte Denker der neuen Richtung war der Hamburger Reimarus (geb. 1694), der berühmte Verfaſſer der „Wolfenbütteler Fragmente“, von denen Leſſing (1774—1777) die erſten herausgab. Nach ſeiner Anſicht widerſtreitet die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und einer auf dieſelbe gegründeten chriſtlichen Kirchenlehre der prüfenden Vernunft: dagegen begründet er eine frei auf ſich geſtellte Vernunft- und Naturlehre: auch die Unſterblichkeit der Seele erkennt er an.

Ein gutes Geſchäft machte mit dem Modeartikel der Aufklärung der berliner Schriftſteller und Buchhändler F. Nicolai, der in Verbindung mit ſeinen Freunden, namentlich dem Populärphiloſophen Mendelsſohn, die Literaturbriefe und dann die „Allgemeine deutſche Bibliothek“ (225 Bände!) herausgab. Theologen und Populärphiloſophen, wie Semler, Bahrdt und Spalding, Abbt, Garve und Zimmermann, führten dieſe religiöſe Richtung, die „rationaliſtiſche“, zum Siege, bis unter Friedrich Wilhelm II. eine Reaktion erfolgte.

In epochemachender Weiſe begründete der Philoſoph Immanuel Kant (1724 bis 1804) aus Königsberg in ſeinen Hauptſchriften, der Kritik der reinen Vernunft, der Kritik der praktiſchen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft, ein neues Syſtem, welches dem orthodoxen Glauben ebenſo entgegengeſetzt war, wie dem Deismus. Er ſtellte die Grenzen der Erkenntniß feſt und in den Mittelpunkt ſeines Syſtems den „kategoriſchen Imperativ“, nämlich das Bewußtſein des Sittengeſetzes, welches erheiſcht, das zu wollen und zu können, was man ſoll. Während die reine Vernunft die Begriffe Gott und Unſterblichkeit verneint, ſind ſie Poſtulate (nothwendige Forderungen) der praktiſchen Vernunft, ohne welche die Widerſprüche in der Welt nicht zu löſen wären.

Daß die Aufklärung in Deutſchland ſich mit beſonderer Energie gegen die Theologie und Religion wandte, hing damit zuſammen, daß der Deutſche in dieſer ganzen Epoche den öffentlichen Dingen, der Politik, noch mit träger Gleichgiltigkeit gegenüberſtand. Aufgewachſen im Syſtem des aufgeklärten Despotismus, konnte man ſich lange noch unmöglich denken, daß ein vernünftiger Unterthan über ſtaatliche Dinge, über öffentliche Reformen mitzureden habe. Es war eine ſeltene Ausnahme, wenn einzelne Schriftſteller ſich auf dieſes Gebiet wagten, auf dem ſich in England und Frankreich die jugendlichen Geiſter ſo keck tummelten.

Zur Charakteriſtik des 18. Jahrhunderts: Berliniſche Prediger aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., drei derſelben in Amtstracht, der vierte in bürgerlicher Kleidung mit ſeiner Frau und ſeinem Knaben. Kupfer Chodowieckis zu Nicolais „Sebaldus Nothanker“ vom Jahr 1775.

Zu den deutschen politischen Publizisten sind namentlich zu rechnen: Friedrich Karl von Moser (geb. 1723 zu Stuttgart) und Justus Möser (geb. 1720 in Osnabrück), auch der bereits als östreichischer Reformer erwähnte Sonnenfels (geb. 1733 zu Nikolsburg). In Mosers berühmtem Buch „der Herr und der Diener" wird bereits der Satz ausgesprochen, daß der Beamte nicht königlicher sondern Staatsdiener ist. Seine Bewunderer fanden nur beklagenswerth, daß Moser ein frommer Mann war. Natürlich ward Moser in dem despotisch regierten Hessen-Darmstadt, wo er Staatsminister geworden war, ein Opfer seiner Ueberzeugungen. Möser stand in seinem Geburtslande fast zwanzig Jahre an der Spitze der Verwaltung und suchte durch kleine Abhandlungen, die er den amtlichen Nachrichten der Osnabrückischen Intelligenzblätter beigab, das politische Verständniß und Selbstbewußtsein, damit den Patriotismus der Regierten zu heben. Die Zusammenstellung der kleinen Aufsätze, die „Patriotischen Phantasieen" (1774) verschafften ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Volksschriftstellern Deutschlands.

Ferner verdient rühmliche Erwähnung A. L. von Schlözer, der im Auslande die Schärfe seines Blickes für das, was seinem Vaterlande noth that, geschärft hatte. In seinem „Briefwechsel" unterzog Schlözer die politischen Ereignisse einer scharfen Kritik; in seinen „Staatsanzeigen" redete er der „Oeffentlichkeit" als der besten Schutzwehr gegen Willkür und Tyrannei das Wort.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Der Tanzmeister, aus der Folge der „Heirathsanträge" von Dan. Chodowiecki.

Eine umfassende Einwirkung hatte die Aufklärung auf das Schulwesen. Schon die französischen und englischen Aufklärer, wie Rousseau und Locke hatten darauf hingewiesen, daß es vor allem noth thue, das heranwachsende Geschlecht im Sinne der neuen Bildung zu einem freieren und reineren Menschendasein heranzubilden, aber Leben und Wirklichkeit gewann dies reformatorische Streben erst in Deutschland. Wenn der Baseler Rathsschreiber Isaak Iselin die Bedeutung dieser Aufgabe erkannte, so machte sich J. L. Basedow (geb. zu Hamburg 1723) daran, sie zu verwirklichen, werkthätig durchführend, was bei Rousseau nur thatlose und schwärmerische Träumerei war. Er ruhte nicht, bis er seine Sache zur Herzensangelegenheit des gesammten Vaterlandes, ja der ganzen gebildeten Welt gemacht hatte.

Vom Fürsten Friedrich Franz von Dessau im Jahre 1771 zur Verbesserung der Landesschulen berufen, gründete er 1774 seine Musterschule, welche er zur Bezeichnung der menschenfreundlichen Absicht „Philanthropin" nannte. Die Religion sollte hier frei von aller kirchlichen Ausschließlichkeit als Erkenntniß des Allvaters und Verehrung desselben durch Rechtthun gelehrt werden. Der Unterricht sollte alles todte Gedächtnißwerk und allen leeren Wortkram verbannen, das Kind in die lebendige Anschauung der Sinnenwelt eingeführt werden. Auch setzte Basedow die Erziehung des Körpers in ihre Rechte wieder ein. — Basedow fand allenthalben außerordentlichen Anklang und seine Musteranstalt wurde vielfach nachgeahmt. Dennoch haben diese Anstalten keine lange Dauer gehabt.

Digitized by Google

Neben Baſedow erwarb ſich manche Verdienſte J. H. Campe (geb. 1746 im Braunſchweigiſchen), den ſpäteren Geſchlechtern namentlich als Jugendſchriftſteller, beſonders durch ſeinen „Robinſon“ bekannt. Für den gemeinen Mann auf dem platten Lande wirkte keiner tiefer und nachhaltiger als der Märker Fr. E. von Rochow. Sein „Kinderfreund“ weckte die Denkkraft und läuterte den ſittlichen Sinn der Dorfkinder, beſchäftigte auf das angemeſſenſte ihr Gemüth und ihre Phantaſie. Auf ſeinen Gütern errichtete er Muſterſchulen.

An die Erziehungsliteratur ſchloß ſich eine wichtige Volksliteratur an: die größte Berühmtheit erlangte das Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ von J. H. Peſtalozzi (1781), worin er die Geſchichte einer armen Bauernfamilie ſchildert, die ſich durch ſittliche Kraft und Tüchtigkeit emporſchwingt.

Dem Zwecke der Aufklärung ſollte auch der Orden der Illuminaten dienen, der in dieſem geheimen Verbrüderungen ſehr geneigten Jahrhundert neben der Freimaurerei in die Höhe kam (1776). Gegründet von dem Profeſſor Adam Weishaupt in Ingolſtadt, hatte er ſich die Aufgabe geſteckt, dem Jeſuitismus entgegenzuarbeiten, der auch nach der Aufhebung des Ordens (1773) immer noch gefährlich erſchien. Urſprünglich nur eine phantaſtiſch zugeſtutzte Fortbildungsanſtalt für katholiſche Jünglinge, gewann der Orden höheren Aufſchwung, als er, namentlich durch den Freiherrn Adolf von Knigge nach Norddeutſchland verpflanzt wurde. Dieſer wollte den Illuminatenorden womöglich ganz mit dem der Freimaurer verſchmelzen. Als Ziel ſtellte ſich der Orden die Vermehrung der Sittlichkeit, die innere Vervollkommnung des Menſchen: der Stifter lehrte, der Grundgedanke des Illuminatenordens ſei nichts als der geheime, innere Kern der überlieferten göttlichen Lehre Jeſu. Hochſtehende Perſönlichkeiten, ſelbſt Fürſten traten dem Bunde bei, bis er als ſtaatsgefährlich verdächtigt und in Baiern verfolgt wurde. Zwar wurden die Flüchtlinge — auf Weishaupts Ergreifung ward ſogar ein Preis geſetzt, — in den übrigen Staaten geſchützt, aber der Orden löſte ſich auf und wurde durch die franzöſiſche Revolution bald völlig überholt.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Mutter und Sohn in Straßentoilette. Kupfer von Daniel Chodowiecki.

Weishaupt hatte bei ſeinem Orden von den Jeſuiten beſonders die monarchiſche Leitung und die Abſtufung in Grade angenommen, von den Freimaurern das Streben nach dem Geheimnißvollen, den Pomp des Ritus und des Ceremoniells.

Wie aber die Gegenſätze im Leben oft nahe bei einander ſtehen, war es auch in dieſer Zeit der ſogenannten Aufklärung. Den Illuminaten traten die Roſenkreuzer gegenüber, welche den Glauben an Geſpenſtererſcheinungen und allen möglichen übernatürlichen Spuk neu belebten. Sie behaupteten ſogar

den Stein der Weiſen zu beſitzen, d. h. die Kunſt unedle Metalle in Gold zu verwandeln und das Lebenselixir zu bereiten. Die Jeſuiten namentlich wählten ſich dieſen Schauplatz, um die Leichtgläubigen weiter zu betrügen. Erſt 1782 machte ſich die Freimaurerei von dieſem Auswuchs förmlich frei.

„Roſenkreuzer" nennen ſich die Mitglieder dieſes Ordens, weil die von Moſes und Zoroaſter herſtammende Geheimlehre angeblich durch Vermittlung des Templerordens auf einen gewiſſen Chriſtian von Roſenkreuz vererbt war.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Fünf weibliche Dienſtboten. Kupfer von Daniel Chodowiecki zu Lichtenbergs Orbis pictus vom Jahre 1780.

Von Wien aus verkündete Mesmer die Wunder des Magnetismus, in Leipzig ſetzte der Kaffeewirth Schrepfer ſeine Geiſterbeſchwörungen in Scene, die vornehme Welt in Frankreich betrog der Graf von St. Germain, Alchemiſt und Diamantenverfertiger, in deutſchen Kreiſen feierte der Sizilianer Balſamo als Graf Caglioſtro die Triumphe höheren Gaunerthums. In Süddeutſchland trieb der Wunderthäter Pater Gaßner ſein Unweſen, bis ihm Joſeph II. ein Ziel ſetzte. Und dabei fand ſich ein ernſt denkender Mann, der Prediger Lavater in Zürich, der ſowol in Caglioſtro wie in Gaßner das Wirken höherer Mächte anerkennen zu müſſen glaubte.

Das Ordensweſen griff auch auf die deutſchen Univerſitäten hinüber, ohne doch die daſelbſt herrſchende allgemeine Roheit beſiegen zu können; die ſtudentiſchen Orden beförderten eher die akademiſche Raufluſt. Eine rühmliche Ausnahme machten auf einzelnen Univerſitäten die geſelligen Verbindungen geiſtig begabter, literariſch ſtrebender Jünglinge, wie ſie ſich uns in dem älteren leipziger- und in dem ſpäteren göttinger (Hain-) Bunde darſtellen. In dem letzteren beſonders machte ſich auch eine typiſche Erſcheinung des ausgehenden Jahrhunderts beſonders bemerkbar, nämlich eine thränenreiche Sentimentalität und eine Freundſchaftsempfindelei, die uns faſt unbegreiflich erſcheint. Findet ſie auch aus der Richtung der Zeit ihre Erklärung, ſo werden uns dieſe Verzückungen wenig angenehm berühren, ob nun die Hainbündler in Gedanken an den göttlichen Klopſtock vor Wehmuth vergehen wollen, oder Wieland in höheren Seligkeiten ſchwelgt, weil er — bei Tiſche neben dem herrlichen Jüngling Goethe geſeſſen.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Häusliche Szene von Daniel Chodowiecki vom J. 1776.

18. Die deutsche Literatur im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Seit Goethe von der Bedeutung der Thaten Friedrichs des Großen für die deutsche Literatur Zeugniß abgelegt hat, ist die Annahme allgemein, daß dieser König unserer Literatur ein Vaterland geschaffen, daß die deutsche Dichtkunst durch seine Thaten einen nationalen Charakter angenommen habe. Man hat den Satz sogar dahin ausgeführt, „daß der siebenjährige Krieg am Eingange des goldenen Zeitalters unserer Literatur stehe, wie die großen Perserkriege am Eingang des großen Perikleischen Zeitalters, daß er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesammten deutschen Sitte und Denkart gewesen sei."

Nun wird man freilich nicht in Abrede stellen können, daß der siebenjährige Krieg in dem preußischen und weiterhin in dem deutschen Volke wieder zuerst ein Nationalbewußtsein erzeugt und ganz unmittelbar eine Anzahl nationaler Werke in Poesie und Prosa erzeugt hat, ja daß einer der preußischen Dichter und Denker förmlich eine Art siebenjährigen Krieges auf literarischem Gebiet durchgefochten hat, gleichwohl aber sind jene Uebertreibungen nicht gerechtfertigt, die man aus Goethes Urtheil hergeleitet hat. Wenn man den Entwicklungsgang der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert verfolgt, so wird man finden, daß sie, soweit das geistige Leben in den epochemachenden Meistern verkörpert erscheint, zum großen Theil von den politischen Ereignissen unabhängig gewesen ist. Es hängt das zum Theil damit zusammen, daß die führenden Geister keineswegs alle dem Staate angehörten, welcher die politische Hegemonie erwarb. Einige haben den belebenden Hauch, welcher aus einem großen Staatswesen jedem einzelnen entgegenweht, nie verspüren können, andere haben, eigensinnig genug, die epochemachende Bedeutung des Preußenkönigs auf geistigem Gebiet nicht anerkennen wollen.

Wenn wir von dem Schweizer A. v. Haller (1708—1777) und dem Hamburger Fr. v. Hagedorn (1708—1754) absehen, welche, der eine durch eine ernste Richtung auf Natur und Moral, der andere durch frische und leichtlebige Lyrik im französischen Geschmack, die Unnatur und Geschmacklosigkeiten der vorangegangenen Literaturepoche bekämpften, tritt uns als die erste reformatorische Persönlichkeit der einst eifrigst belobte, nachmals unverdient verachtete Joh. Chr. Gottsched entgegen (1700 geb. zu Judithenkirch bei Königsberg, gest. zu Leipzig 1766). Sein nüchterner verständiger Sinn bekämpfte in gleicher Weise die sprachlichen, wie die stofflichen Ungeheuerlichkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule: an die Stelle des Gemeinen setzte er das Wohlanständige und verbannte, damit freilich über das Ziel hinausschießend, die entartete Personifikation des deutschen Volkshumors, den groben Hanswurst, feierlich von der Bühne: er schuf erst wieder ein reinliches Schriftdeutsch und in dieser Hinsicht stehen die meisten Späteren auf seinen Schultern. Irrte er auch, indem er das Poetische in das Vernünftige legte und das deutsche Schauspiel zu pedantischer Nachahmung des französischen Hofdramas verurtheilte, so ist doch sein verfehltes Streben von patriotisch-deutschem Geiste getragen. In diesem Sinne sammelte

er den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" — ein Verzeichniß sämmtlicher ihm bekannter deutscher Dramen von 1450—1760.

Was er verkannte, daß nämlich die dichterische Empfindung, die Phantasie und die Begeisterung, die Quelle aller wahren Poesie ist, legten seine Gegner, die Schweizer Bodmer (1725—1783) und Breitinger (1701—1776) dar, den deutschen Geist auf den verwandten englischen Geist verweisend, nur daß sie durch die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Poesie redende Malerei sei, dem Geschmacke wieder eine falsche Richtung gaben und die Kritik Einsichtigerer herausforderten. Die Schweizer aber waren die Lehrmeister des Mannes, der zum ersten Mal die ganze Nation mit Bewunderung und Verehrung dichterischen Schaffens erfüllte. Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. zu Hamburg 1803) repräsentirte den echten deutschen Geist, der von der Erhabenheit und Heiligkeit des Christenthums erfüllt, von den Idealen der Antike begeistert, von innigem Gefühl für die Einfalt und stille Größe der Natur durchdrungen, von dem Bedürfniß echter treuer Freundschaft eingenommen ist. Ein religiöses Epos, der Messias (die ersten Gesänge erschienen 1748), machte in dieser Zeit der Aufklärung Epoche und fand so sehr den Beifall der Zeitgenossen, daß die jüngeren Geister, mochten sie noch so anders geartet sein, sämmtlich zur Nachahmung dieses Genres veranlaßt wurden. Seiner vaterländischen Dichtung fehlt jede Beziehung auf die Gegenwart: das Vaterland, für welches er in den kühnen und schwungvollen Oden die Begeisterung wach rief, auch auf diesem Gebiete zur Nacheiferung anspornend, war das Deutschland des Befreiers Hermann; der einfältigen Größe der germanischen Vorzeit wandte er die Herzen zu. Wol erkannte er die Bedeutung Friedrichs, aber anerkennen wollte er sie nicht: im Jahre 1752 wußte er noch keine größere Heldenthat zu feiern, als — die Schlacht bei Höchstädt. Klopstock, aus einem Leipziger Dichterkreis ausgegangen, wurde nun Heros einer zweiten Generation, des Göttinger „Hainbundes" (1772), auf ihn übertrug sich seine ganze Art und Weise, vor allem sein urgermanisches Vaterlands- auch sein Naturgefühl. Gewiß nehmen die Hainbündler (Bürger 1747—1794, Joh. Heinrich Voß, 1751—1826, Christian Graf Stolberg, 1748—1821, Friedrich Graf Stolberg, 1750—1819, Hölty, 1748—1776) in unserer Literatur eine achtunggebietende Stellung ein, aber ihr Vaterlandsgefühl ist auch nur Deutschthümelei, die in den Eichenwäldern der Vorzeit haust: wenn Stolberg deutschen Sinn und deutsche Art feiern will, ist sein Blick rückwärts gewandt in die Zeit des fernen Mittelalters.

Vollends unberührt von den politischen Ereignissen ist der mit deutscher Gemüthstiefe und Herzensinnigkeit ausgerüstete Gellert (1715—1769), der doch einen unleugbar bedeutenden Einfluß auf die weitesten Kreise aller Gebildeten ausübte. Seinem dichterischen Talent freilich kann gar kein schlechteres Kompliment gemacht werden, als daß ihn Friedrich der Große nach einer Besprechung zu Leipzig im Jahre 1760 für den „verständigsten unter den deutschen Gelehrten" erklärte. Wirklich beeinflußt durch den siebenjährigen Krieg erscheinen zunächst nur die spezifisch preußischen Dichter, die zum Theil aus „Anakreontikern", d. h. munteren Sängern des Weines und der Liebe, vaterländische Dichter geworden sind.

Zum halleschen oder preußischen Dichterverein gehört vor allem Joh. W. L. Gleim (geb. 1719 in Ermsleben), Chr. E. von Kleist (aus Zeblin in Pommern, gefallen bei Kunersdorf 1759), J. Peter Uz aus Ansbach, K. Fr. Ramler aus Kolberg. Dem Kreise dieser patriotischen Dichter ist auch beizuzählen Anna Luise Karschin, geb. Dürbach, einst als „zehnte Muse" hoch gefeiert, im Jahre 1791 zu Berlin in Dürftigkeit gestorben.

Die „Lieder eines preußischen Grenadiers" (1758), welche Gleim den Namen eines preußischen Tyrtäus und den Beifall eines Lessing einbrachten, werden stets einen ehrenvollen Platz behaupten als Zeugnisse des kriegerischen Sinnes einer großen Zeit, aber poetischen Werth möchte ihr die Nachwelt gern absprechen, gleichwie den gutgemeinten Versifikationen der Karschin und den steifen Oden des Metrikers Ramler. Von Kleist, dem durch seinen Heldentod erst berühmt gewordenen Dichter des „Frühling", kommt, abgesehen von dem ziemlich unbedeutenden „Cissides und Paches", das dem Dichter in militärischen Kreisen Freunde gewann, eigentlich

nur die „Ode an die preußische Armee" in Betracht und von Uz höchstens zwei „das bedrängte Deutschland" und „Auf den Tod des Majors von Kleist." Die anakreontischen Lieder der genannten Dichter können doch als Ereignisse auf dem Gebiete der Poesie kaum gelten.

Unter den Dichtern ist als der einzige, auf den Goethes Wort voll und ganz angewendet werden kann, Gotthold Ephraim Lessing zu bezeichnen (geb. zu Kamenz 1729, gest. zu Braunschweig 1781). Von ihm steht fest, daß ihn der Kampf der Waffen anregte, auf geistigem Gebiete ähnlich vorzugehen; so schuf er seine Literaturbriefe (seit 1759), in denen er die Vorzüge und Fehler der zeitgenössischen Dichter aufs klarste darlegte und Gottscheds Autorität vernichtete. Wenn er dann nach Beendigung des Krieges (1767) in „Minna von Barnhelm" das erste und zugleich das beste nationale Drama hervorbrachte, das wir besitzen, so hatte er die Anregung dazu in seinen persönlichen Erlebnissen gefunden; hatte er doch als Sekretär des Grafen Tauentzien in Breslau (1760) dem Herde des Krieges näher gestanden, als irgend ein anderer deutscher Dichter! Er erkannte schon 1759 klar, daß der große Krieg für das geistige Leben der Nation eine Bedeutung haben sollte und müßte. Als diese Erwartung sich nicht gleich erfüllte, rief er mißmuthig aus, „er wolle sich mit dem süßen Traum unterhalten, daß in gesitteten Zeiten der Krieg nichts sei, als ein blutiger Prozeß zwischen unabhängigen Häuptern, der alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß habe, als daß er neue Xenophons und Polybe erwecke." Unvermerkt ward er selbst der Mann, den er ersehnte. Nun würden wir freilich ohne den siebenjährigen Krieg keine „Minna von Barnhelm" besitzen, aber sollte man glauben, daß ohne jene politischen und kriegerischen Vorgänge ein Lessing mit dem tiefen Drange nach Wahrheit, mit der Schärfe logischen Denkens ausgerüstet, die Bande, welche die deutsche Literatur fesselten, nicht gesprengt, oder übersehen haben würde, wie und woher die Freiheit zu holen sei? Würde er ohne die Schlacht von Roßbach die Kunstregeln Boileaus nicht bekämpft, die Dramen Voltaires nicht dem Spotte der Deutschen preisgegeben haben? Wenn er in dem Drama Shakespeares einen Quell germanischen Lebens auffand, wenn er die deutschen Poeten von der höfischen Dichtung der Bourbonen zu Aristoteles und den antiken Vorbildern der echten Kunst wies, so hatte das mit dem erstarkenden nationalen Leben wenig oder gar nichts zu thun. Was er auf dem Gebiete der Theologie, der Dogmatik und der Archäologie geleistet, ist von den Zeitereignissen vollends unabhängig.

Und wie ist es mit dem Dichter, der neben Klopstock den eigentlichen Parnaß beherrschte, mit Chr. M. Wieland (1733 geb., gest. 1813)? In seinen französirenden und antikisirenden, zum Theil recht frivolen Erzählungen und Romanen ist doch keine Ader deutschen Wesens enthalten. Vom poetischen Standpunkte aus mag Goethe Recht behalten, wenn er den „Oberon" für ein Werk von bleibendem Werth erklärt, aber deutsch ist das Epos nicht, weder dem Inhalte nach, noch dem Geiste nach, in dem der Stoff behandelt ist.

Die Jugendlyrik Goethes entsprang dem Gemüthsleben eines deutschen Dichters von Gottes Gnaden, sein „Götz von Berlichingen" (1773), seine „Leiden des jungen Werther" (1774) sind, wie die Schöpfungen der gleichzeitigen Vertreter der „Sturm- und Drangperiode (Lenz, Klinger) aus einem mächtigen unwillkürlichen Kraftgefühl hervorgegangen, das durch die politische und literarische Tagesströmung gesteigert wurde: das Neue und Originelle, was die „Kraftgenies" erstrebten, hat in den politischen Durchlebungen der fridericianischen Zeit keine Begründung.

Am Schlusse der hier zusammengefaßten Literaturepoche steht neben den Dioskuren Schiller und Goethe, deren Bedeutung hier in der Kürze nicht abgehandelt werden kann, als ein durch seine Universalität ausgezeichneter Dichter und Denker Joh. Gottfried Herder (geb. zu Mohrungen in Ostpreußen 1744, gest. zu Weimar 1803). Er vereinte in sich die Verstandeskühnheit Lessings und die Gemüthsfülle Klopstocks. Er fand die lange verlorene Wahrheit wieder, daß die Dichtung nicht das Besitzthum einzelner ist, sondern eine gemeinsame Gabe aller Zeiten und Völker. In der Literatur der alten und neuen Völker ging er den Spuren des Volksgeistes nach und suchte den stetigen Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte der

Menschheit nachzuweisen. Er zuerst erweckte wieder das Verständniß geschichtlichen Lebens. Ernst und innig, erfüllt von dem geschichtlichen Beruf des schmählich verketzerten Christenthums, steht er unter den Koryphäen der deutschen Literatur. Er gab dem Volksliede seinen Werth zurück, er war erfüllt von der Bedeutung, welche seinem Volke in der Entwicklung der Kultur und Humanität zukommt, aber sein ganzes Wesen und Wirken trug ein universales Gepräge. In die Worte: „Licht, Liebe, Leben", faßt seine Grabschrift die Ziele seines Lebens zusammen. Die hervorragendsten unter den zahlreichen Werken Herders sind wol seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778—79) und seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784).

Eine unmittelbare Wirkung übte der siebenjährige Krieg selbstverständlich auf die Geschichtsschreibung aus, mit der es bis dahin besonders traurig ausgesehen hatte. Wenn Lessing im Jahre 1759 den immerhin gewagten Ausspruch thut, „der wahre Geschichtsforscher könne sich eigentlich nur dann zeigen, wenn er die Geschichte seines Landes und seiner Zeiten beschreibe", so hatte der deutsche Historiker bis dahin eben wenig Ruhmwürdiges von seinem Vaterlande zu berichten vorgefunden. Da nahm sich im Jahre 1760, zu einer Zeit, wo die Sache des Königs noch nicht entschieden war, der Hallesche Professor Pauli vor, „die Geschichte des preußischen Staates" Lesern verschiedener Art verständlich zu erzählen. Daß ihn der Krieg zum Schreiben veranlaßte, sagt er selbst ausdrücklich: „das preußische Szepter sei durch diesen Krieg, durch seine Feinde und die großen Tagesereignisse erst recht erhöht worden: die persönlichen Eigenschaften Friedrichs seien schon weltkundig gewesen, aber erst seit dieser Zeit hätten die Feinde des Königs einen Begriff von der Macht der preußischen Staaten erhalten." Ein anderer Schriftsteller sucht im Jahre 1764 den Gedanken einer Lebensbeschreibung des Kaisers Maximilian zu verwirklichen: es ist Abbt, der Verfasser der patriotischen Schriften „Vom Tode fürs Vaterland" und „Vom Verdienste." Abbt spricht den Satz aus, „Wenn ein Volk zum Volke geschaffen werden solle, müsse nothwendig ein eigener Geist bei ihm herrschen." Immer mehr wurde der „deutsche Nationalgeist" eine Forderung, ein Thema der Publizistik. Der berufenste Geschichtsschreiber jener Tage, der bereits erwähnte Justus Möser, fällt sogar daß Urtheil, „der deutsche historische Stil habe sich in dem Verhältniß gebessert, als der preußische Name sich ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werther gemacht: würden wir erst mehr Nationalinteresse haben, so würden wir auch die Begebenheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken." Der schweizerische Geschichtsschreiber Johannes Müller sagte 1781 — ein deutlicher Beweis für den Einfluß der preußischen Großthaten! — „Mit den Preußen will ich leben und sterben, oder ich will gar nicht leben."

Daß Friedrich der Große den ihm adaequaten Biographen noch lange nicht fand, ist gleichwol so auffällig nicht: aber wenigstens auf einem Gebiete der Geschichte schuf damals ein geborener Preuße ein epochemachendes Werk. Winckelmann erschloß dem deutschen Volke nicht nur die Erkenntniß der antiken Kunst, den Grundsatz durchführend, daß die Kunst die Darstellung des Schönen sei, sondern er schuf auch zuerst ein formvollendetes Werk deutscher Prosa, indem er an die Stelle der breiten redseligen Pedanterei gedankenvolle Knappheit und Kürze setzte.

Was die Künste anbelangt, so suchten auch diese sich von fremden Fesseln zu befreien. Auf dem Gebiete der Malerei ist A. Raphael Mengs (1728—1779) zu nennen, der sein Ideal in der Antike und der italienischen Renaissance fand, den Barock- und Rococcostil aber energisch bekämpfte. Der bedeutendste und wirksamste Künstler volksthümlicher Richtung ist D. N. Chodowiecki (geb. zu Danzig 1726, gest. zu Berlin 1801). Seine Stoffe entnahm er zum Theil dem siebenjährigen Kriege und der Geschichte Friedrichs des Großen.

Vollständige Triumphe errang die deutsche Musik. Nachdem Seb. Bach und Händel in der Kirchenmusik einen volksthümlich deutschen und künstlerisch idealen Stil geschaffen, gewann die Muse des dem Dichter Klopstock geistesverwandten Chr. W. Gluck (1714—1787) draußen in der Fremde den Sieg über die Unnatur des italienischen Gesangstils (Iphigenia in Aulis 1774 zu Paris aufgeführt). Auch das Singspiel (Operette), der treuherzige Ausdruck des

deutſchen Volksgemüthes, gelangte durch Hiller (1728—1804) und ſeine Schule zur Blüthe. Gleichzeitig entwickelte ſich die deutſche Inſtrumentalmuſik durch F. W. Haydn (geb. 1732), deſſen Symphonien und Quartette, deſſen „Schöpfung" und „Jahreszeiten" ewig ihren Werth behaupten werden.

Auch die Schauſpielkunſt nahm ſeit dem Jahre 1767 einen großen Aufſchwung: ihre Höhe erreichte ſie freilich erſt in der Weimarer Schule von 1791—1805.

Von dem geiſtigen Leben, welches er ſelbſt hatte entfeſſeln helfen, empfand der große Preußenkönig kaum einen Hauch: er war der deutſchen Literatur von jeher ſo abgewendet geweſen, daß er es nicht für nöthig befand, ſich mit ihr bekannt zu machen; wo man ihn auf eine epochemachende Erſcheinung hinwies, urtheilte er wegwerfend, wie er denn Goethes Götz „eine abſcheuliche Nachahmung jener ſchauderhaften Stücke Shakeſpeares" nannte.

Seine abſolute Unkenntniß bezeugt der König in der Schrift „Ueber die deutſche Literatur" (1780). Er erklärt die deutſche Sprache für „halbbarbariſch" und äußert gegen den Franzoſen d'Alembert, dem er ſeine Schrift überſendet (1781), „es habe ſich bisher nicht der Mühe gelohnt, deutſch zu lernen, denn eine Sprache verdiene nur ſtudiert zu werden mit Rückſicht auf die guten Schriftſteller, die ihr Glanz verſchafft, und daran fehle es noch gänzlich." Wenn der König in derſelben Schrift die Hoffnung ausſpricht, ja faſt die Ahnung, daß dereinſt Deutſchland ſeine Klaſſiker haben werde, ſo kann ihm dies doch ſicher zu keinem beſonderen Verdienſt gereichen oder ſein hartes und ungerechtes Urtheil über die ihm unbekannte Sprache der Nation rechtfertigen.

Wenn auch die deutſche Literatur dadurch, daß ſie am Throne keine Unterſtützung fand, davor bewahrt blieb, in Unfreiheit zu verſinken, und wenn ihre Entwicklung den vollgültigen Beweis liefert, daß eine neue Gedankenwelt aus ureigner Kraft aufſproßt, ohne von der Sonne des Glückes beſchienen zu werden, ſo war es doch beklagenswerth, daß unſerer klaſſiſchen Literatur der Boden der nationalen Macht fehlte. Geiſtige und nationale Intereſſen fielen völlig auseinander, wie ſich nachmals in dem Thun und Treiben der gebildeten Kreiſe, in den Äußerungen unſeres größten Dichters gezeigt hat.

---

19. Oeſtreich und Preußen bis zum Tode Joſephs II. (1790).

Nach dem Tode Friedrichs dachte Kaiſer Joſeph daran, über dem Grabe des großen Todten, in welchem er nun einmal ſeinen ſchlimmſten Gegner hatte erkennen müſſen, ſich mit Preußen auszuſöhnen, und auch Friedrich Wilhelm II. war nicht abgeneigt, die dargebotene Hand zu ergreifen. Aber die leitenden Miniſter beider Monarchen, Kaunitz in Oeſtreich, Graf Hertzberg in Preußen, erkannten, daß der Gegenſatz zwiſchen den Intereſſen ihrer Staaten zu tiefgehend ſei, als daß das äußerliche Ereigniß eines Herrſcherwechſels von entſcheidender Bedeutung ſein könne. So beſtand das Ringen der beiden

Mächte fort, und da ſich gerade in Deutſchland keine beſondere Gelegenheit darbot, wetteifernd die Kräfte zu meſſen, traten ſie einander auf dem Gebiete der großen Politik gegenüber, entſchloſſen um den Vorrang zu ſtreiten, einer die Wünſche und Pläne des andern bekämpfend.

Bevor wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen, verweilen wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegenheiten, der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet ſind. Wie die Perſönlichkeiten der Herrſcher, war auch, was ſie erſtrebten und für heilvoll erachteten, grundverſchieden. Friedrich Wilhelm, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos, ſinnlichen Genüſſen zugänglich, ohne feſtes Syſtem und daher dem Einfluſſe von Günſtlingen unterworfen: Joſeph, ein Feuergeiſt, der den einmal erfaßten Gedanken einer Welt zum Trotz durchführen will, Autodidakt und Idealiſt, raſtlos ſelbſtthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzugänglich, ein ſyſtematiſcher Reformer; jener, obgleich Proteſtant, einem unklaren Myſtizismus ergeben, in Geſellſchaft von Geheimbrüderſchaften, welche den Aberglauben kultiviren, dieſer ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldſamen Prieſterherrſchaft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimaurerthums. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuß, ebenſo vorzeitig der andere den Mühſeligkeiten im Frieden, den Strapatzen im Krieg. Nur in einem Punkte ſtimmten dieſe Monarchen überein: wohlwollend beide, wünſchten ſie die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu fördern und von ihnen geliebt zu werden.

Dem Wunſche, die Liebe des Volkes zu erwerben, galten die erſten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms. Er hob die verhaßte Regie, das Kaffee- und Tabaksmonopol auf, erleichterte den Steuerdruck, drang auf menſchlichere Behandlung der gemeinen Soldaten. Trefflich wirkte für die Hebung des Unterrichts das „Oberſchulenkollegium“, und der Miniſter von Zedlitz bahnte eine durchgreifende Reform auf dieſem Gebiete an.

Unheilvollen Einfluß auf den König beſaßen ſeine Günſtlinge Bischoffswerder und Wöllner: jener ein intriguanter Militär, dieſer einſt Erzieher des Königs, dann ſeine rechte Hand und ſeit 1788 Juſtiz- und Kultusminiſter. Auch die öffentlich an-

Johann Chriſtoph von Woellner, Königl. preußiſcher wirkl. geheimer Staats- und Juſtizminiſter.

Nach dem Gemälde von Félicite Taſſart aus dem Jahre 1789.

erkannte Geliebte des Königs, die Gräfin Lichtenau (d. h. Tochter des Kammermusikus Enke und Scheinfrau des Kammerdieners Rietz) wirkte auf den König, den Hof und die Regierung nachtheilig ein.

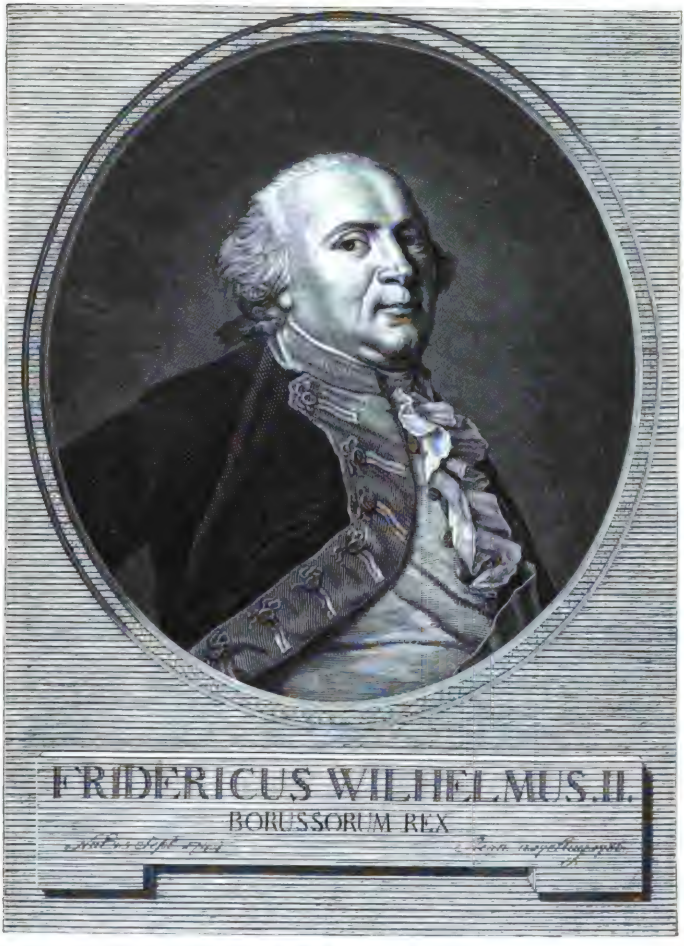
Für das Wohl seiner Unterthanen glaubte der König auch zu sorgen, als er das Wöllnersche Edikt (9. Juli 1788) bestätigte, welches die in religiöser Hinsicht allerdings entarteten Landeskinder, vor allem aber die Prediger und Lehrer, zur alten Rechtgläubigkeit zurückführen sollte. Den Ausschreitungen der Presse sollte durch ein verschärftes Censuredikt (19. Dezember 1788) ein Ziel gesetzt werden. Durch beide Maßregeln wurde nur Heuchelei und Betrug großgezogen, das Uebel, welches bekämpft werden sollte, weder verhütet noch vernichtet.

Die Zustände, welche die Regierung Friedrich Wilhelms in Preußen hervorriefen, waren nicht geeignet, ihm die Anhänglichkeit des eher enttäuschten Volkes zu erhalten; während sich die öffentliche Unzufriedenheit in Schmähungen gegen den Hof und die Regierung Luft machte, entartete unvermerkt auch das Volk; Zucht und Ehrbarkeit schwanden, eine leichtlebige und leichtsinnige Generation folgte auf das Geschlecht, welches dereinst, um seinen Heldenkönig geschart, die Drangsale des siebenjährigen Krieges mit spartanischem Gleichmuth ertragen hatte.

Auch die fieberhafte Glut, mit der Joseph an die Ausrottung Jahrhunderte alter Mißbräuche in Staat, Kirche und Schule ging, fand nur bei wenigen Einsichtigen Anklang, bei der großen Menge erzeugte sie nur Mißvergnügen; die Nationen, die er in die Einheit des Gesammtstaates einfügen wollte, wurden aufsässig; als schwere und nicht grade glückliche Kriege harte Steuern nothwendig machten, verhöhnte das Volk seinen leidenden Herrscher, wie er ruhmlos heimkehrte; an dem Kruzifix einer Kirche fand sich ein Pasquill angeheftet: „Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Josephs II." (1788.)

Die Reformen und Reformgedanken des idealgesinnten Kaisers verdienen wahrlich eine übersichtliche Zusammenstellung, wenngleich Friedrich der Große schon die überstürzende Hast Josephs mit dem abfälligen Urtheil kennzeichnet, „derselbe thue immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gethan." Josephs staatliche Reform ging von der Idee aus, einen Einheitsstaat Oestreich zu schaffen, in dem alle nationalen Gegensätze verschwinden müßten, eine Reichssprache, die deutsche, herrschen, die Steuer- und Wehrkraft gleichmäßig gefördert, elementare Bildung und bürgerliche Intelligenz gleichmäßig gehoben werden solle. In diesem Sinne ließ er sich auch weder in Böhmen noch Ungarn besonders krönen. Er wollte den Gesammtstaat in Provinzen und Regierungsbezirke (Provinzialgruppen) gliedern. Damit fielen naturgemäß die ständischen Institutionen der einzelnen Reichsländer — in Ungarn werden keine Reichstage mehr gehalten. Im Verfolg der theresianischen Reform wird 1782 eine allgemeine Gerichtsordnung erlassen, zunächst für die deutschen Erbprovinzen, Böhmen und die Niederlande, 1785 auch für Ungarn giltig. Daran schließt sich 1787 das allgemeine Strafgesetzbuch — auffällig wenig human in seinen Einzelbestimmungen. In den Jahren 1781—1785 erfolgte die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, 1784 die Emanzipation der Juden, denen er sogar Grundbesitz gestatten will, wenn sie ihn durch jüdische Hände bewirthschaften lassen.

Die Steuerkraft des platten Landes sucht der Kaiser durch zahlreiche Kolonisationen zu heben, durch Massenansiedlungen fremder Handwerker, durch Beförderung der freien Konkurrenz im Inlande, während das Ausland — namentlich mit seinen Luxuswaaren



Friedrich Wilhelm II.

Gemalt von H. Schröder, gestochen von J. F. Clemens 1793.

Digitized by Google

und Kleidungsstoffen — durch hohen Schutzzoll fern gehalten wird. Für den Handel wird durch vortheilhafte Verträge gesorgt; ein Handelsvertrag mit der Pforte 1783 stellt dem Donau- und levantinischen Handel Oestreichs namhafte Vortheile in Aussicht. Nicht minder als der Donauhandel beschäftigt ihn der Handel mit den afrikanischen Barbaresken und der niederländische Kolonialverkehr.

Gestützt auf den Zeitgeist, der auch in Oestreich lebendig ist, schreitet Joseph zur Reform der Kirche. Unter seiner Autorität wird (1783) der Grundsatz verkündet, die Macht aller Bischöfe sei die gleiche, und auch der Nachfolger Petri sei nicht der allgemeine Bischof, habe sich nicht in die Gerichtsbarkeit fremder Bischöfe einzumischen; die Mönchsorden seien menschliche Erfindungen. Die Klöster werden ausländischem Einfluß entzogen und den Bischöfen die Aufsicht übertragen. Den Nichtkatholiken, die bisher nur in Siebenbürgen klare staatsrechtliche Duldung genossen, wird (13.—25. Oktober 1781) eine wenn auch beschränkte Toleranz gegenüber der Staatskirche gewährleistet. Allmählich schreitet der Kaiser zur Reduktion der überflüssigen Klöster. Umsonst versuchte Papst Pius VI. durch seine gewinnende Persönlichkeit den Fortgang der Neuerungen zu hemmen (1782); einen Monat lang ließ ihn Joseph seine Gastfreundschaft genießen, aber sein Verfahren änderte er nicht. Aus den Gütern der aufgehobenen Klöster wurde ein „Religionsfonds" gebildet und der Besitz der „todten Hand" durch Vermehrung und Aufbesserung der Pfarrstellen nutzbar gemacht.

Ebenso ernst nahm es der Kaiser mit dem Unterrichte, namentlich mit der Volkserziehung; er schaffte in der Mittelschule die körperliche Züchtigung ab, beschränkte die Katechese. Den Dank der Nachwelt erwarb er sich durch die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien, durch Erweiterung des Wiener Taubstummeninstitutes, durch Errichtung von Waisenhäusern; die Armenpflege wurde gebessert.

Der geistigen Freiheit kam er durch liberale Censurvorschriften (1781) fördernd entgegen. Wir begegnen in Wien einem lebhaften Interesse an der Nationalliteratur: selbst Exjesuiten, wie Denis und Mastalier, schließen sich der allgemeinen Bewegung der Geister an. Die Wiener Dichter betheiligen sich am Hamburger Almanach. Die Zeitungen nehmen einigen Aufschwung; allenthalben ist reges Geistesleben wahrnehmbar.

Wahrlich ein unverdientes Loos traf diesen Kaiser, den edelsten Herrscher, der je auf dem Throne Oestreichs gesessen. Aber warum unternahm er auch den Kampf mit den stärksten Mächten im Leben der Völker, der Gewohnheit und dem historischen Recht!

Die Verwicklungen, welche sich Joseph durch seine Reformen in seinen Erblanden schuf, verfehlten nicht, auf die Kräfte des Staates eine verderbliche Rückwirkung auszuüben. Und doch hätte es einer Zusammenfassung aller Kräfte bedurft, um Oestreichs Stellung zu behaupten. Schon Preußen gegenüber: denn unverändert befolgte das preußische Kabinett seine Großmachtspolitik, nicht ganz konsequent in der Wahl der Mittel, aber konsequent im Gegensatze zu Oestreich.

Der Plan, welchen der leitende Minister in Preußen, Graf Hertzberg, im Interesse seines Staates durchzuführen beabsichtigte, war, gegenüber dem Bunde der südlichen Mächte, Oestreich, Frankreich, Spanien, einen nordischen Bund mit Preußen an der Spitze ins Leben zu rufen. Er erkannte, daß die eigenen Hilfsquellen Preußens nicht ausreichten, seinem Staat eine so hervorragende Stellung zu verschaffen, darum suchte er nach einem Bundesgenossen, und zwar wo möglich nach einem solchen, der mehr die Anstrengungen des Kampfes als die Früchte des Sieges theilen könnte. Er hatte sich daran gewöhnt in England

Joseph II. Empereur des Romains.

Kaiſer Joſeph II.

Gemalt nach dem Leben bei Gelegenheit des Beſuchs zu Paris 1777 von Kymli.

Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
K. Preuß. Staatsminister. Gestochen von Bolt 1791.

den natürlichen Bundesgenossen Preußens zu sehen: mit Hilfe Englands gedachte er Rußland aus der östreichischen Freundschaft zu lösen; wenn sich der Allianz der drei Staaten noch Schweden und Dänemark anschlossen, war der nordische Bund gegründet, und achtunggebietend stand Preußen da. Um das erste Ziel, die Verbindung mit England, zu erreichen, boten die inneren Zwistigkeiten Hollands eine willkommene Gelegenheit dar. Anfänglich wollte der König von Hertzbergs Rathschlägen nichts hören, weil Friedrich Wilhelm von einer Einmischung in diese Dinge einen Krieg mit Frankreich und im Anschluß daran einen europäischen Krieg befürchtete.

In Holland bekämpften sich nämlich die Parteien der monarchischgesinnten Oranier und der aristokratischen Republikaner. Wilhelm V. stützte sich in hergebrachter Weise auf England, die Gegner, „die Patrioten", auf Frankreich. Diese bestrebten sich die Rechte des Erbstatthalters zu vermindern, und im September 1786 kam die Entzweiung zwischen den Generalstaaten und den Ständen zum vollen Ausbruch. Der König von Preußen war bei der Angelegenheit, ganz abgesehen von dem nahen Verhältniß, welches stets zwischen Oranien und dem Hause Hohenzollern bestanden hatte, besonders dadurch interessirt, daß seine stolze Schwester die Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den französischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unverschämtheit der holländischen
1787 „Patrioten" die Pläne Hertzbergs. Am 3. Juli 1787 lief in Berlin die Nachricht ein, des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, welche eine Reise durch das aufgeregte Land wagte, sei jenseits Schonhoven von den Patrioten gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und gestattete ihr nach Nymwegen zurückzukehren, aber König Friedrich Wilhelm fühlte sich mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Gesuch durch Rüstungen in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Ausgleich; darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem Ereigniß durchaus einen Kriegsfall machen wollten.

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem Minister Caermathen, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: noch ein Zug, so sei sie matt", erwiederte der Minister: „Schach der Königin? Ein Ritter kann sie decken. Wenn ihr Bruder, der König von Preußen, nicht ein Elender ist, so muß er sie rächen, koste es ihm, was es wolle."

Digitized by Google

Allein einerseits wußte Hertzberg durch Vermittlung Bischoffswerders die Animosität des Königs zu steigern, so daß die militärische Demonstration einen ernsteren Charakter annahm, andererseis führte das französische Kabinett, statt zu vermitteln, eine solche Sprache, daß die holländische Regierung jede Genugthuung verweigerte: ja französische Offiziere und Soldaten eilten in hellen Haufen zur Unterstützung der Patrioten. Da machte der König Ernst. Am 13. September überschritten 20000 Mann bei Nymwegen und Arnheim unter 1787
dem Herzoge von Braunschweig die Grenze, trieben die verlotterten Patrioten auseinander und besetzten allmählich das ganze Land. Unter dem Eindruck ihres Vorwärtsdringens erfolgte am 18. September im Haag eine Umwälzung, durch welche die Partei des Statthalters das Uebergewicht erlangte, es war sicher, daß dieselbe ihre Macht zur Vernichtung des französischen Einflusses und zur Unterdrückung der Patrioten gebrauchen werde. Jetzt erschien (Mitte September) ein französischer Gesandter in Berlin und bot eine Verständigung an, forderte aber drohend die Zurückziehung der preußischen Truppen. Dies hatte nur zur Folge, daß der König sich nun mit England verband (2. Oktober), um die Wiederherstellung der alten Verfassung Hollands gegen jede Einmischung einer dritten Macht — Frankreich war gemeint, — in Schutz zu nehmen. So sah sich auch Frankreich genöthigt (27. Oktober), die geschehene Umwälzung anzuerkennen. Dies war der erste Erfolg, den die kühne Politik Hertzbergs errang, und es war natürlich, daß der König, dem von allen Seiten Glückwünsche zuströmten, diesem Minister größeren Einfluß als bisher gestattete. Freilich, wollte sich Hertzberg in der Gunst des Königs behaupten, so mußte er ihn von Erfolg zu Erfolg führen. Schon hatte Hertzberg einen Plan ententworfen, von dem er im Osten noch ganz andere Siege, als dort im Westen erwartete.

Oestreich hatte diesen Dingen ruhig zusehen müssen, denn Kaiser Joseph war selbst nach zwei Seiten vollständig in Anspruch genommen. Er hatte im Mai 1787 der Kaiserin Katharina in Cherson einen Besuch gemacht, um ihr gemeinsames Bündniß zu festigen. Als nun am 23. August die Pforte an Rußland den Krieg erklärte, sah er sich zu umfassenden Rüstungen genöthigt, um demnächst am Kampfe theilnehmen zu können.

Um dieselbe Zeit hatte die östreichische Herrschaft in Belgien ausgespielt. Schon die Toleranzpatente hatten in diesem strengkatholischen Lande im Jahre 1782 zu einem Proteste des Erzbischofs von Mecheln geführt, die Ersetzung der bischöflichen Seminare durch das Generalseminar zu Löwen (16. Oktober 1786) steigerte die religiöse Gährung nicht minder als die am 1. Januar 1787 erschienenen Verordnungen über die Verwaltung und Gerichtsordnung von Belgien die politische Mißstimmung. Der päpstliche Nuntius, der die Aufregung nach Kräften schürte, wurde im März ausgewiesen, was auch böses Blut machte. Am 3. Juli ernannte Joseph den General Grafen Murray mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur, am 19. Juli verließen die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl das aufgeregte Brüssel, freilich nur um nach Murrays Abberufung (8. Oktober) wieder dorthin zurückkehren zu müssen. Bald schürt das Ausland den Aufstand: die „niederländische Freiheit" ward das Losungswort.

Der leichte Erfolg gegenüber den schlechtdisziplinirten Patrioten ward für Preußen nachmals verhängnißvoll, indem Offiziere und Soldaten eine übertriebene Vorstellung von

ihrer Tüchtigkeit erhielten und der Herzog von Braunschweig seine Feldherrneigenschaften bedeutend überschätzte. In leichtsinniger Großmuth erließ der König überdies dem reichen Nachbarvolke die verdiente Kriegskostenentschädigung, obwol das Unternehmen 6 Millionen Thaler gekostet hatte.

1787 Die Verwicklungen, welche im Hochsommer 1787 zum Kriege zwischen Rußland und der Pforte führten, kamen dem Minister Hertzberg sehr erwünscht. Er meinte, wenn Oestreich sich an der Seite Rußlands am Kampf betheilige, müsse es sich mit Frankreich verfeinden, das als Beschützer der Pforte galt. Versagte dagegen Kaiser Joseph der Zarin in richtiger Erkenntniß des östreichischen Staatsinteresses seinen Dienst, so war Rußland auf Preußens Hilfe angewiesen. Hertzberg war gewillt, die russischen Eroberungspläne bis zu einem gewissen Grade zu unterstützen; die Wechselfälle des Krieges mußten doch gewiß einmal einen Moment herbeiführen, wo Preußens Beistand werthvoll ward. Wenn die Annäherung erfolgt war, gedachte Hertzberg Danzig und Thorn für Preußen zu fordern, außerdem aber noch einen zweiten Plan zu verwirklichen, dessen Unausführbarkeit nur ihm selbst nicht einleuchtete: er wollte Oestreich zur Rückabtretung von Galizien veranlassen, wofür dies von der Türkei mit der Moldau und Wallachei entschädigt werden würde. Preußen sollte dann außer Danzig und Thorn auch die Palatinate Posen und Kalisch erhalten, welche Gebiete die Polen aus Dankbarkeit für das wiedergewonnene Galizien gewiß gern abtreten würden.

Hertzberg zweifelte nicht an der Vortrefflichkeit seines Planes, den er gradezu für das „Ei des Kolumbus" erklärte, obwol er ohne den guten Willen aller befreundeten und feindseligen Mächte Europas nicht zu verwirklichen war. Diese Schwierigkeiten entgingen weder dem Könige, dem der Plan sonst gefiel, noch auch den übrigen preußischen Ministern und Gesandten. Gleichwol beharrte Hertzberg bei seinem Projekt auch noch, als der russische Gesandte in Berlin
1788 Romanzow (12. März 1788) unumwunden erklärte, die Zarin lehne Preußens gute Dienste zur Vermittlung mit der Pforte ab und könne auch auf die Erneuerung der alten Allianz zur Zeit nicht eingehen. Dafür hatte Hertzberg die Genugthuung, daß nach mannigfachen Mühen das Bündniß mit England zu stande kam (13. August 1788). Der Ausschließung Preußens von der Entscheidung der großen europäischen Fragen war, so schien es, ein Ende gemacht.

Aber um dieselbe Zeit hatten sich Ereignisse vollzogen, welche den Minister zwar nicht an der Vortrefflichkeit, aber doch an der Ausführbarkeit seines großartigen Planes zweifeln ließen. Erstlich waren nicht die Waffen Rußlands und Oestreichs, sondern die der Türken siegreich, so daß die Aussicht schwand, die Pforte werde sich je zu den projektirten Abtretungen herbeilassen; dann aber vernahm man von russischen Umtrieben in Polen, welche auch diese Macht stärken und der preußischen Begehrlichkeit einen Damm entgegensetzen mußten. Hertzberg gerieth in bedenkliches Schwanken; ohne seine früheren Absichten aufzugeben, nahm er eine Rußland feindselige Haltung an. Er bot den Polen eine Allianz, nahm eine solche mit der Pforte in Aussicht und unterhandelte über die Abtretung Schwedisch-Pommerns mit König Gustav, der eben einen

Einfall in Rußland gemacht hatte. Ja, den König von Dänemark, der als Bundesgenoſſe Rußlands am Kampfe gegen Schweden theilnahm, bedrohte König Friedrich Wilhelm mit einem Einmarſch in Holſtein.

So war Hertzbergs Plan völlig geſcheitert: im Bunde mit den Mächten, die er im Grunde ſeiner Seele verachtete, den Türken, Polen und Schweden, ſah er ſich widerſtrebend in den Kampf gegen die Macht geriſſen, mit der er ſich am liebſten eng verbündet hätte. Wenn er ſich wenigſtens entſchloß, den Gedanken der Verſtändigung aufzugeben! Jetzt war es der König, der ſich von Tag zu Tage mehr der Anſicht zuneigte, die Vergrößerung Preußens und die Schwächung der Kaiſermächte ſei nur mit dem Schwerte herbeizuführen. Das friedfertige, wie das kriegeriſche Syſtem barg ernſte Gefahren für Preußen; aber dieſe Unentſchloſſenheit rieb die Kräfte des Staates auf und machte ihn unfähig, auch die beſte Gelegenheit zur Vermehrung des preußiſchen Einfluſſes auszunutzen.

Dieſe Gelegenheit kam als eine Folge der allzueifrigen Reformthätigkeit des Kaiſers Joſeph. Er hatte zwar die Freude, daß der türkiſche Feldzug eine glückliche Wendung nahm, daß der alte Loudon (8. Oktober 1789) Belgrad 1789
eroberte, aber dieſe Erfolge wurden in den Hintergrund gedrängt durch die Verwirrung und Widerſetzlichkeit in Ungarn und den Niederlanden. Selbſt in den Erblanden zeigte ſich die größte Unzufriedenheit. Schon im Juni 1789 ſagte Joſeph zu ſeinem Sekretär, man könnte auf ſeinen Grabſtein die Worte ſetzen: „Hier ruht Joſeph II., der in allen ſeinen Unternehmungen unglücklich war.“ So war es in der That; koſtete doch ſelbſt der nicht unglückliche Türkenkrieg 60,000 Menſchen und 185 Millionen Gulden. Im Januar 1790 mußte der 1790
todesmüde Kaiſer daran gehen, das Werk ſeines Lebens ſelbſt zu vernichten. Die Zurückführung der ungariſchen Krone aus Wien leitete die traurige Epoche nothgedrungenen Rückſchreitens an: Oeſtreich war kein Einheitsſtaat geworden, und die Bevölkerung ſtieß in blindem Unverſtande die wohlthätigen Ordnungen und die geiſtige Freiheit zurück, welche ihr der Kaiſer gebracht hatte. Vom 5. Februar an wußte Joſeph, daß er nur noch Wochen zu leben hatte; er verbrachte ſie damit, ſich mit allen auszuſöhnen, die ihm feindlich gegenüber geſtanden. Er ſah dem Tode mit Reſignation entgegen: am 20. Februar 1790 ſtarb der gekrönte Idealiſt, ein edler Märtyrer für das Wohl ſeines Volks. Als er geſchieden war, erkannten ſeine Unterthanen allmählich die Größe ihres Verluſtes. Treffend verkündete die lateiniſche, für ſein Standbild beſtimmte Inſchrift: „Joſeph dem Zweiten, der für Schwieriges geboren, Großes vollbrachte, Größeres plante: welcher für die Wohlfahrt des Staates nicht lange lebte, aber ganz.“

Krönung Leopolds II. (als König von Ungarn) in Pest am 15. November 1790. Gleichzeitige Darstellung von C. Schütz, gestochen von J. Mansfeld.

20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte man den Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hätte die Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen können, um den alten Streit mit Oestreich auszumachen. Abgesehen von den Verlegenheiten, in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Wellen der großen Revolution von 1789 erfaßt, nicht in der Lage, seinem früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, sich der Hilfe Polens und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Hertzbergischen Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündniß geschlossen war (Anfang 1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu Ungunsten Preußens verändert: vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und schmiegsamen Leopold II. gelungen, seinen wankenden Staat zu festigen.

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Toskanas angetreten und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Musterstaat im Sinne der Aufklärungszeit geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von freisinnigen Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zur Ausführung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassungsstaates befreundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der östreichischen Monarchie andere Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die Josephinischen Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurück ging, gewann er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des östreichischen Reiches wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, — namentlich in Ungarn herrschte große nationale Erregung, — als der Kongreß zu Reichenbach (bei Glatz) zusammentrat (Juni 1790), dem Hertzberg seinen großen Plan vorlegte.

Aber die Seemächte, England durch Eward, Holland durch de Reede vertreten, wollten davon nichts hören: sie fürchteten den russischen Handel zu verlieren, und England mißgönnte Preußen den Erwerb des Danziger Hafens. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als werde der König von Preußen, erzürnt über seine treulosen Freunde, mit den Waffen die Entscheidung suchen; an der schlesischen und russischen Grenze wurden bedeutende Heereskräfte aufgestellt; — aber dann gelang es der östreichischen Diplomatie den König durch seinen Günstling Bischoffswerder umzustimmen; das gezückte Schwert fuhr in die Scheide, mit Hertzberg und seinem stolzen Plane war es aus. Freilich mußte sich auch Oestreich eine entschiedene Demüthigung gefallen lassen. Denn obwol es noch in den Tagen des Kongresses einen glänzenden Türkensieg erfochten, (26. Juni bei Kalafat) gab es alle Eroberungen des letzten Krieges, selbst das wichtige Belgrad auf, es wurde auf die Bedingungen des schmählichen Belgrader Vertrages von 1739 zurückgedrängt. Dennoch schrieb Leopold froh aufathmend: „Es ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten."

Die entscheidenden Abmachungen von Reichenbach fanden am 27. Juli statt. Oestreich schloß in der Folge am 19. September mit der Pforte einen Waffenstillstand, die Friedensverhandlung fand erst im Dezember in der bulgarischen Stadt Sistow statt. Der russisch-türkische Friede ward am 9. Januar 1792 zu Jassy geschlossen. In dem Reichenbacher Vertrage erklärten sich die Mächte auch mit der Rückgewinnung der Niederlande für Oestreich einverstanden. Der Haager Akkord (10. Dezember 1790) löste diese Frage; Belgien war wieder östreichisch.

Leopold urtheilte ganz richtig; der Friede kam nur ihm zu gute: unbehindert durch einen aufreibenden Krieg an der Ostgrenze, konnte er die Niederlande wieder gewinnen und die Ordnung in seinem Reiche völlig herstellen. Preußens Ansehen hatte einen entschiedenen Schlag erlitten; die kleinen Fürsten näherten sich wieder ihrem natürlichen Beschützer, und ohne Schwierigkeiten vollzog sich Leopolds Wahl zum deutschen Kaiser (30. September 1790). 1790

Die Nation freute sich des wiederhergestellten Friedens: sie konnte freilich übersehen, daß der alte Gegensatz zwischen den beiden deutschen Hauptstaaten nicht ausgeglichen war. Wie hätte Oestreich jemals den Verlust von Schlesien vergessen können! und der Reichenbacher Vertrag schloß in der türkischen Frage doch immerhin eine neue Demüthigung des Kaiserstaates in sich. Dennoch kam es jetzt zu einer Annäherung zwischen beiden Mächten. Der Kaiser mußte sie suchen, da sich sein Verhältniß zu Rußland kühler und kühler gestaltete, in Preußen hatte Bischoffswerder, der nunmehr die entscheidende Stimme führte, gegen die östreichische Freundschaft nichts einzuwenden.

Und dabei zeigte sich doch gerade jetzt, daß in einer der brennendsten Fragen, der polnischen, die Interessen und damit die Absichten Oestreichs und Preußens weit auseinander gingen. Oestreich wünschte das Erstarken Polens, das ihm ein werthvoller Bundesgenosse gegen Preußen, eine treffliche Deckung gegen Rußland werden konnte; von einer neuen Theilung erwartete Oestreich keinen Gewinn. Für Preußen, welches in dem slavischen Nachbar stets einen Wider-

Leopold II. im Kaiserlichen Ornate.
Gestochen von Ant. Karcher. Mannheim 1790.

sacher bekämpft hatte, war es nicht gleichgiltig, ob dies Land für alle Zukunft der Spielball russischer und östreichischer Intriguen werden sollte, und wenn auch Hertzberg gestürzt war, damit hatte man den Plan Danzig und Thorn zu erwerben, nicht aufgegeben.

Es war den Polen weder zu verdenken, daß sie noch einen Versuch machten, die Lebenskraft ihres Staates zu verjüngen, noch auch, daß sie sich an Oestreich lehnten. Am 3. Mai 1791 schüttelte König Stanislaus das russische Joch ab und stürzte, nicht ohne Oestreichs Rath, die Verfassung, welche Polens politische Unfähigkeit zu verewigen bestimmt war. Aber ebenso wenig konnte Preußen wünschen, daß die frühere Verbindung von Sachsen und Polen, wie jetzt in Aussicht genommen wurde, sich wenn auch nur indirekt erneue.

1791

Zu bedauern war nur, daß König Friedrich Wilhelm, die politischen Nothwendigkeiten verkennend und den Aufwallungen eines immerhin ritterlichen Herzens folgend, die neue polnische Verfassung ausdrücklich billigte, — war doch bei dem früheren Bündniß dem polnischen Staate preußischer Schutz ganz besonders ver-

sprochen worden, wenn es seine Verfassung bessere. Jetzt hatte sich die Konstellation geändert, und gar bald sah sich der König in der Lage, von neuem an der Vernichtung des Staates mitarbeiten zu müssen, der auf seinen uneigennützigen Schutz allzu blind vertraut hatte.

Nach der neuen polnischen Verfassung wurde das verderbliche Wahlkönigthum durch die Erbmonarchie ersetzt. Die Königswürde sollte zunächst dem Kurfürsten von Sachsen zufallen, der freilich keinen männlichen Erben hatte. Der König nebst seinem Staatsrathe sollte die vollziehende Gewalt ausüben, die gesetzgebende Gewalt dem in zwei Kammern getheilten Reichstag zustehen. Das „liberum veto" wurde natürlich abgeschafft. Schwierigkeiten lagen nur darin, daß dem Bürger- und Bauernstand nicht unwesentliche Rechte zugestanden, aber auch alle Vorrechte des Adels bestätigt wurden.

Was die Souveräne von Preußen und Oestreich einander näher führte, (Frühjahr 1791) war der Gang, den die französische Revolution um diese Zeit 1791
zu nehmen begonnen hatte. Das großartige Ereigniß, welches mit dem mittelalterlichen Feudalstaat so schnell und so unerbittlich aufräumte, hatte begreiflicher Weise bei den Dichtern und Denkern Deutschlands, bei dem gebildeten Mittelstand, der durch die Aufklärungsliteratur längst für die dort siegreichen Ideen gewonnen war, großen Anklang gefunden. Aber auch die Regierungen nahmen zunächst keine der Bewegung feindselige Haltung ein, namentlich am Berliner Hofe erkannte man die Berechtigung der Umwälzung unumwunden an. Der Kaiser Leopold hätte eigentlich eine doppelte Veranlassung gehabt, sich in die französischen Dinge einzumischen; denn einerseits war die Gemahlin des französischen Königs, dessen Autorität von Tag zu Tage mehr verkürzt wurde, seine leibliche Schwester; andererseits hatte die französische Nationalversammlung in die Gerechtsame des Reiches eingegriffen, indem auf Grund eines Beschlusses (vom 4. August) der alle mittelalterlichen Feudalrechte aufhob, die Reichsstände im Elsaß ihrer grundherrlichen Rechte, weiterhin die rheinischen Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter ohne weiteres beraubt wurden.

Aber Leopold blieb geraume Zeit ebenso unempfänglich für die hilfeflehenden Briefe seiner Schwester Marie Antoinette, wie für die dem deutschen Reich zugefügten Rechtsverletzungen. An Aufreizungen zum Einschreiten fehlte es nicht. Sie gingen theils von den französischen Emigranten aus, welche, mit der Neuordnung der Dinge unzufrieden, sich namentlich in die Rheinlande ergossen und, mit ihren Ausschweifungen das Land verderbend, das ihnen eine Freistätte bot, die Wiederaufrichtung des legitimen Königthums und die Wiederherstellung des Feudalismus heischten. Während Oestreich und Preußen zu ihren vermeintlichen Leiden noch schwiegen, fanden sie eine Beschützerin an der Kaiserin Katharina. Ihr lag natürlich nichts an der Restauration des vorrevolutionären Frankreich, aber sie wünschte, daß sich die deutschen Mächte recht tief in die französische Bewegung verwickeln möchten, damit sie in Polen völlig freie Hand bekäme. Nur um Preußen und Oestreich in einen langwierigen Krieg zu verwickeln, predigte sie, die Freundin Diderots, den Kreuzzug für das legitime Königthum und stellte selbst die Waffenhilfe Rußlands für diesen edlen Zweck in Aussicht. Die Aufreizungen Rußlands verfingen bei Leopold zunächst nicht.

Allmählich gewannen die Emigranten aber doch einigen Einfluß auf die leitenden Persönlichkeiten, zudem verschlimmerte sich die Lage des französischen
1791 Königs nach einem verunglückten Fluchtversuch (Juni 1791) dermaßen, daß in Friedrich Wilhelms ritterlichem Sinn der Gedanke Gestalt gewann, die beleidigte Majestät des Königthums mit dem Schwerte zu rächen. Im Sommer ging Bischoffswerder nach Oestreich um die Verständigung mit dem Kaiser herbeizuführen. Auch Leopold war jetzt anscheinend kriegerisch: von Padua aus forderte er in einem Rundschreiben die europäischen Mächte auf, sich seines Schwagers anzunehmen und keine Verfassung Frankreichs anzuerkennen, die nicht von der Krone frei genehmigt sei. Unter Ueberschreitung seiner Vollmachten unterzeichnete Bischoffswerder am 25. Juli den Wiener Vertrag, durch den sich Oestreich und Preußen ihren Besitzstand verbürgten und einander im Falle innerer Unruhen gegenseitige Hilfe zusicherten.

Damit war Preußen, welches weder am Rhein, noch in Frankreich irgendwie bedroht war, im Fahrwasser Oestreichs, das freilich das größte Interesse daran hatte, daß die Bewegung in Frankreich nicht etwa den eben unterdrückten belgischen Aufstand wieder wachrufe. Friedrich Wilhelm that ein übriges, um sich völlig zum Schleppenträger der östreichischen Politik zu machen. Auf dem sächsischen Jagdschlosse Pillnitz hatte er im August eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und dem Grafen Karl von Artois, dem Bruder Ludwigs XVI., der den Kaiser zum Kriege gegen Frankreich aufzurufen kam. Noch immer ließ sich der genußsüchtige, berechnende Lothringer nicht zu einem Angriffskriege bewegen; nur die Allianz mit dem Preußenkönig wurde angebahnt, welcher seinerseits in dem Bunde der beiden Großmächte den Segen der kommenden Geschlechter erblickte. Entgegen den Wünschen der Emigranten kam es nur zu der Erklärung (am 27. August) an die sämmtlichen europäischen Höfe, die Sache des Königs Ludwig sei eine gemeinsame Angelegenheit aller Souveräne, „man wolle mit vereinten Kräften dahin wirken, den König von Frankreich in den Stand zu setzen, die Grundlagen monarchischer Regierung wieder mit völliger Freiheit zu befestigen."

Gleichwol schien es nicht zum Kriege kommen zu sollen. König Ludwig XVI. wurde wieder in seine Würde eingesetzt, beschwor Ende September freiwillig die Reichsverfassung; Kaiser Leopold beschränkte sich darauf, für die beraubten Reichsstände im Elsaß mit einer an Schwäche grenzenden Höflichkeit Entschädigung nachzusuchen, der Kurfürst von Trier mußte die in seinem Stift vorgenommene Rüstung eines Emigrantenheeres untersagen. So beschloß der Kaiser Frankreich gegenüber lediglich ein System der Aufmerksamkeit und Beobachtung inne zu halten. In diesem Sinne wurde auch am 20. Februar 1792 die preußisch-östreichische Allianz geschlossen. Sie war nur ein Vertheidigungsbündniß gegen französische Angriffe und verwahrte sich ausdrücklich dagegen, mit Hilfe der Emigranten das konstitutionelle System in Frankreich stürzen zu wollen.

Am 28. Februar 1792 raffte den schwächlichen, abgemüdeten Kaiser im Alter von nur fünfundvierzig Jahren ein Fieber dahin. Ihm folgte der älteste seiner zehn Söhne, Franz (II.).

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.

Nicht Deutschland hat Frankreich zum Kriege herausgefordert, vielmehr waren es die in der gesetzgebenden Versammlung dominirenden Girondisten, die Anhänger Brissots, welche das neugeformte Staatswesen mit dem Kranze kriegerischer Erfolge schmücken wollten. Sie verweigerten den Elsässer Reichsständen die gebührende Entschädigung und drängten den unglücklichen König Ludwig, das rettungslose Opfer der Bewegung, dem Kaiser, welcher die französischen Frechheiten würdig und maßvoll beantwortet hatte, am 20. April 1792 den 1792
Krieg zu erklären. „Kein Krieg der Nation gegen die Nation" hieß es schmeichlerisch lockend, „sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes gegen die ungerechten Angriffe eines Königs." Es war keine Frage: wenn die beiden Großmächte schnell und energisch sich mit ganzer Kraft auf das übel vorbereitete, von Parteien zerrissene Frankreich geworfen hätten, so würden sie die großsprecherische Nation über den Haufen gerannt haben. Nur durfte man dann nicht mit dem anderen Auge nach dem Osten schielen, wo sich ein schweres Wetter zusammenzog. Man konnte für gewiß annehmen, daß sich die Kaiserin Katharina auf die langersehnte polnische Beute stürzen werde, sobald sie ihre Rivalen am Rheine beschäftigt sah. Wollte man ihr nicht Polen vollständig überantworten, — und das preußische Interesse wenigstens erheischte, daß dies nicht geschah, — so mußte man sich für's erste am Rhein auf die Vertheidigung beschränken, die polnische Frage schleunigst zum Austrag bringen und dann den französischen Krieg mit wuchtigen Schlägen beenden. Aber keins von beiden geschah. Die beiden deutschen Großmächte ergriffen wohl mit Begier den Gedanken, sich gegenwärtig recht ausgiebige Vergrößerungen zuzuwenden, aber von wahrhaft staatsmännischen Erwägungen waren weder die preußischen, noch die östreichischen Diplomaten geleitet.

Kaiser Franz, Leopolds Nachfolger, hoffte im Verfolge des französischen Krieges den Austausch Baierns gegen Belgien durchzusetzen, — ein Gedanke, dem sich Preußen aufs entschiedenste hätte widersetzen müssen; Preußen verlangte ein Stück Polen und die pfälzischen Lande am Niederrhein, eine allerdings vortheilhafte Beendigung des jülich-bergischen Erbfolgestreites.

Während man noch marktete, griff Katharina dreist zu. Schon im April 1792 gab sie zwei bedeutenden Heereskörpern Marschbefehl: der ihr ergebene

Theil des polnischen Adels, welcher mit den segensreichen Neuerungen unzufrieden war, schloß am 14. Mai 1792 in dem Städtchen Targowitz in der Ukraine eine Konföderation und rief die Russen an, „die alte Freiheit des polnischen Volkes wiederherzustellen." Nach wenigen Tagen rückten die „Befreier" ein. Vergeblich riefen die Polen die Hilfe des Preußenkönigs an; wer für die legitime Königsherrschaft in Frankreich zu kämpfen im Begriff stand, der durfte doch unmöglich für dies neuerungssüchtige Polenvolk mit seiner freisinnigen Verfassung das Schwert ergreifen!

Der tapfere Kosciuzko führte alle Vaterlandsfreunde gegen die fremden Eindringlinge, aber am 17. Juli erlag er der russischen Uebermacht bei Dubienka (am Bug, südöstl. von Lublin). Bald schloß sich der elende König Stanislaus selbst der Targowitzer Konföderation an, die Verfassung wurde gestürzt, das alte Unwesen wieder hergestellt, die Russen konnten sich ungestört im polnischen Lande einnisten.

Während die polnischen Patrioten bei Dubienka bluteten, rüstete sich das offizielle Reich deutscher Nation in Mainz glänzende Feste zu feiern. Denn
1792 am 14. Juli 1792 war Franz von Oestreich in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden; vom 19.—21. Juli wurde in Mainz bankettirt, und während die hunderte von kleinen und kleinsten Reichsständen sich des neuen Kaisers freuten, — er sollte der letzte sein im alten Reich, — handelten die beiden Großmächte über den Preis des Sieges, der aus dem bevorstehenden Feldzug zu erwarten stand. Entgegen den Traditionen des großen Königs gab Preußen Baiern der östreichischen Ländergier preis, ohne doch in Betreff seiner polnischen Pläne bestimmte Zusicherungen zu erlangen: dagegen erregte es Friedrich Wilhelms höchste Entrüstung, daß der Kaiser von ihm auch die Abtretung der fränkisch-baireuthischen Stammlande forderte, die eben erst an die königliche Linie der Hohenzollern gefallen waren. Dennoch war der preußische König vielleicht der einzige, der mit Begeisterung in den Krieg zog, während die preußischen Diplomaten, mißtrauisch unter einander und verstimmt, ihn als unvermeidliches Übel betrachteten.

Der Feldzug konnte schon aus diesem Grunde kein glorreiches Resultat haben, denn ein Koalitionskrieg ist davon abhängig, daß die verbündeten Mächte in ihren politischen Zielen übereinstimmen. Dazu kamen die Mißgriffe und die militärische Unfähigkeit des Oberfeldherrn, des ruhmreichen Patriotenbezwingers Karl Ferdinand von Braunschweig.

Wenigstens für den schwersten Mißgriff war er nicht verantwortlich. Er mußte am 25. Juli 1792 jenes berüchtigte, von einem Emigranten entworfene Manifest verkünden, welches die Franzosen mit allen Schrecken des Vernichtungskrieges bedrohte, wenn sie nicht zu ihrem legitimen Herrscher zurückkehrten. Statt die Franzosen einzuschüchtern, rief es nur ihre Wuth und den energischsten Widerstand wach.

Dann aber war auch die Methode fehlerhaft, welche der Herzog bei seiner Kriegführung befolgte. Während Friedrich der Große die eigentliche Kriegskunst in schnelle entscheidende Stöße gesetzt hatte und nur ganz zuletzt durch seine eigene Erschöpfung und die Ueberzahl der Gegner zu bedächtiger Schonung

seiner Mittel genöthigt wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig in solcher Behutsamkeit die Blüthe strategischer Weisheit gefunden zu haben. Zudem mißtraute er der Unbesiegbarkeit des fridericianischen Heeres; er war vielleicht der einzige, der die Gefährlichkeit einer enthusiastischen Volksarmee erkannte. Aber er überschätzte sie, zumal die französischen Generale, welche jene wilden Kräfte leiten sollten, keine erfahrenen Feldherren waren. Streng methodisch nahm er, nachdem am 19. August die Grenze überschritten war, zunächst die Festungen Longwy und Verdun ein, widerwillig folgte er dann dem Befehle des Königs und wandte sich westwärts nach Paris zu. Die Engpässe der Argonnen besetzte der französische General Dumouriez mit seiner kleinen Armee und verstärkte sich durch den aus Metz herbeieilenden Kellermann. Am 20. September trafen die Heere aufeinander: bei St. Menehould stand Dumouriez, bei Valmy, von ihm getrennt, Kellermann. Die preußische Artillerie begann alsbald eine Kanonade auf die Höhen von Valmy und richtete unter den jungen Soldaten große Verwirrung an. Statt dieselbe zu benutzen, nahm der Herzog den bereits ertheilten Befehl zum Vorgehen zurück, aus Besorgniß, hinter den Höhen möchten noch überlegene Truppen aufgestellt sein. Ließ sich auch der versäumte günstige Augenblick nie wieder einholen, so hätte man noch immer nicht nöthig gehabt, den Rückzug anzutreten. Aber im preußischen Hauptquartier nahm die Unlust überhand, bei der vorgerückten Jahreszeit und dem herrschenden Regenwetter noch einen entscheidenden Schlag zu wagen. Das Unglaubliche geschah: das Heer Friedrichs des Großen trat, ohne den Kampf gewagt zu haben, den Rückzug vor jenen Neulingen an. Wie mußte sich das Selbstgefühl der Krieger Frankreichs heben, das eben jetzt zur Republik erklärt wurde! (22 September.) Auch auf militärischem Gebiet hatte eine neue Zeit ihren Einzug gehalten.

Goethe, der sich auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar befand, sagte mit der Sehergabe des Dichters den Offizieren: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus."

Um sich für alle Eventualitäten zu sichern, knüpfte Dumouriez mit dem preußischen Hauptquartier Verhandlungen an, während deren er Verstärkungen an sich zog. Diese Vorsicht war überflüssig, denn die Gegner gingen auf diese Verhandlungen nur in der Absicht ein, ihren Rückzug ungehindert ins Werk setzen zu können. Am 30. September zogen sie ab, Mangel und die im Heere ausbrechende Ruhr verursachten größere Einbuße, als ein ehrlicher Kampf herbeigeführt haben würde. Das Resultat des schmählichen Feldzuges war der Verlust der preußischen Waffenehre und neue Mißhelligkeit mit Oestreich. Denn hier betrachtete man den eilfertigen Rückzug als halben Verrath; andrerseits reizte das Wiener Kabinett wieder die Empfindlichkeit des preußischen Königs, indem es von neuem die Abtretung von Ansbach-Baireuth in Vorschlag brachte.

Wie sehr dem französischen Volke die Flügel gewachsen waren, zeigte der Zug, den General Custine mit nur 18,000 Mann an der Flanke des preußischen Heeres vorbei über Speier und Worms nach Mainz machte. Der Kurfürst flüchtete, eine starke Partei von „Aufgeklärten", die das „Pfaffenregiment" vernichten wollten, war den französischen

Freiheitshelden günstig, am 21. Oktober kapitulirte der feige Kommandant von Gymnich, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht keinen Schuß Pulver werth gehalten hatte. Die leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Kosmopoliten, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Befreiern zu und leerten den Taumelkelch der französischen Weltbeglückung bis zur Neige.

Vom rechten Rheinufer, — denn auch Frankfurt war schon gebrandschatzt worden, — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Mordbrenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Ohnmacht der kleinen Fürstenthümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Staatsmännern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nöthig sei, durch Einziehung (Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schmachvoller Vorgänge für immer zu verhüten. Auf Oestreichs Widerspruch ließen die preußischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich über kurz oder lang dennoch verwirklichen mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in Mainz, der ganze Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzugestalten; am 21. März ward dekretirt, daß man bei der fränkischen Republik die Einverleibung der rheinischen beantragen solle. An der Spitze der vaterlandsverrätherischen Deputation standen Forster und Lux, von denen der letztere auf dem Schaffot blutete, ersterer wenigstens noch all seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Oestreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht ungeschlagen bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wandte sich Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Oestreicher, schlug sie am 6. November bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze ein.

Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung von Belgien und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die gehabte Mühe wollte Oestreich in Baiern suchen, Preußen in Polen. Die Sache Ludwigs XVI. trat hinter diese Interessenpolitik zurück und hörte vollends auf ein Faktor in
1793 den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar 1793 „Louis Capet" als Staatsverräther — gemordet worden war.

---

2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Ehe Europa daran ging, das königsmörderische Frankreich zu züchtigen, hielt es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen im Osten zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, in Polen allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu rechtfertigen aber waren die Schritte, durch welche man den neuen Gewaltakt — denn um einen solchen handelte es sich in der That, — in den Augen der Welt entschuldigen
1793 wollte. Die preußische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung, laut deren von dem mit jakobinischen Irrlehren erfüllten Polen seinen eigenen Ländern Gefahr drohe.

Sehr zur Unzeit hatte eine polnische Deputation dem französischen Nationalkonvent die Sympathien ihrer Nation bekundet, auch war Kosciuzko zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden.

Am 23. Januar 1793 unterzeichneten König Friedrich Wilhelm und die Kaiserin Katharina einen neuen Theilungsvertrag, der Polen wieder um etwa 5000 Quadratmeilen verkürzte. Nun rückten auch preußische Truppen ein; als das Land gehörig besetzt war, einigte man sich (April) über die förmliche Theilung und die Kaiserin Katharina übernahm es, durch einen von ihr zu sammelnden und zu bestechenden Reichstag die Zustimmung zu der neuen Verstümmelung des Landes zu erwirken.

Preußen erhielt die Städte Danzig und Thorn nebst ihren Gebieten und den größten Theil des früheren „Großpolen": Theile der Woiwodschaften Posen, Gnesen, Inowraclaw, Kalisch, Plock, Czenstochau (von der Woywodschaft Krakau), mußte dagegen das litthauische Tauroggen an Rußland geben. Das neue Land (Südpreußen) umfaßte 1100 Quadratmeilen.

Die natürliche Folge der Theilung Polens war die Lockerung des östreichisch-preußischen Bündnisses. Denn wiewohl Kaiser Franz der Vergrößerung Preußens im voraus zugestimmt hatte, weil er ohne die Hilfe desselben Belgien nicht wiedererobern konnte, war es ihm doch ärgerlich, daß sein Verbündeter seine Ernte schon eingeheimst hatte, während der seinigen erst noch Kämpfe und Siege vorausgehen mußten. Und als gar Preußen nachher erklärte, daß ohne Zustimmung des Pfalzgrafen von Zweibrücken das belgisch-bairische Tauschgeschäft nicht vor sich gehen könne, verwandelte sich der Ärger in Groll und Ingrimm. Der Minister Thugut, welcher seit Ende März die auswärtige Politik Oestreichs zu leiten hatte, intriguirte nunmehr gegen die Macht, mit der man doch verbündet im Felde stand. Allmählich näherte sich Oestreich der russischen Kaiserin, welche sehr ungern mit Preußen getheilt hatte und auch geringe Lust bezeigte, bei dem Reichstage von Grodno die Anerkennung der preußischen Erwerbungen durchzusetzen.

Unter so ungünstigen Auspizien war nun der Feldzug der ersten Koalition, 1793
in welcher das englische Torykabinet England, Holland, Preußen, Oestreich, das deutsche Reich, Spanien, Sardinien und Neapel wider die französische Republik vereinigt hatte, ins Werk gesetzt worden. Es war kein Wunder, daß diese Koalition, namentlich soweit Oestreich und Preußen in Frage kamen, sich bald lockerte und schließlich zerfiel, sondern man durfte sich wundern, daß sie wirklich eine Reihe von Erfolgen aufzuweisen hatte. Ein neues östreichisches Heer, das unter dem Herog von Koburg und dem General Clerfait in den Niederlanden erschien, drängte die Franzosen an der Maas zurück und besiegte am 18. März bei Neerwinden Dumouriez selbst, der dafür von den Jakobinern zu Paris in Anklagestand versetzt wurde und zu den Feinden überging. Belgien wurde befreit, die französischen Festungen Valenciennes und Condé wurden erobert, der Weg nach Paris stand diesem Heere offen. Ja noch mehr, die Oestreicher hätten ihren Angriff mit dem der Preußen kombiniren können, welche am 23. Juli

das tapfer vertheidigte Mainz eingenommen hatten und zur Belagerung von Landau schritten. In Frankreich tobte der Bürgerkrieg, der in Lyon, Marseille, Toulon zu schauerlichen Greueln führte; die Vendée hatte sich erhoben.

Aber die Koalition benutzte die günstige Gelegenheit nicht: die Engländer drangen auf die Belagerung von Dünkirchen, das sie für sich behalten wollten, die östreichische Diplomatie verlangte die Eroberung der Pikardie. So gab man der geängstigten Republik Zeit zu erstarken; der „Wohlfahrtsausschuß" zwang alle Wehrhaften und allen Besitz in den Dienst des Vaterlandes; Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation, der Enthusiasmus ersetzte den Mangel an militärischer Übung.

Schon im September erlitt das englisch-holländische Heer, von den Oestreichern mangelhaft unterstützt, eine Schlappe bei Hondschooten. Auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz, in der Pfalz, kamen die Verbündeten nicht vorwärts. Bei Pirmasens schlugen die Preußen am 14. September den General Moreau zurück; man eroberte dann einen Theil der Weißenburger Linien, aber einen Vorstoß wagte man nicht. Die Heeresleitung war zwieträchtig. Der östreichische General Wurmser, welcher widerwillig unter preußischem Oberbefehl stand, verlangte den Einmarsch ins Elsaß, um dort die Herrschaft seiner Standesgenossen vom Reichsadel und, wie in Mainz, die alten Mißbräuche wiederherzustellen. Am 19. September sah sich der König von Preußen genöthigt, das Heer zu verlassen, weil die polnische Frage von neuem seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nachdem die russischen Forderungen schon im Juli erzwungen waren, genehmigte der Reichstag von Grodno (25. September) auch die an Preußen zu machenden Abtretungen. Da sich aber Rußland und Oestreich einander genähert hatten, auch vorauszusehen war, daß die gänzliche Auftheilung des unglücklichen Landes bevorstehe, mußte der König von Preußen auf der Hut sein, um nicht im entscheidenden Moment von Oestreich zur Seite gedrängt zu werden.

Noch einmal schien es, als sollte im Westen ein besseres Einvernehmen bessere Erfolge erzielen. In der zweiten Woche des Oktobers eroberten die Verbündeten die Weißenburger Linien; dann aber trat der alte Zwiespalt
1793 wieder ein. Zwar bewährten die Preußen am 28. November ihren Waffenruhm, indem sie die doppelt so starke Armee des feurigen Hoche bei Kaiserslautern zurückwarfen, dann aber wandte sich dieser mit Glück gegen Wurmser und zwang die Verbündeten, die Belagerung Landaus aufzugeben. Ende Dezember legte sich Wurmser auf dem rechten Rheinufer in Winterquartiere, die Preußen blieben auf dem linken Ufer. Es war dem Herzog von Braunschweig nicht zu verdenken, daß er bei dem Mangel an Einheitlichkeit den Oberbefehl niederlegte. Da auch die Oestreicher trotz eines Sieges bei Wattignies (15., 16. Oktober) beim Einbrechen des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und in ihre früheren Stellungen zurückgingen, so schloß dieses erste Kriegsjahr der großen Koalition mit Resultaten, welche weder den anfänglichen Hoffnungen, noch den aufgewendeten Mitteln entsprachen.

Konnte man von einer Fortsetzung des Krieges im nächsten Jahre besseres erwarten? Schon schwankte die östreichische Diplomatie, ob es nicht besser sei, sich an anderer Stelle, etwa an den venetianischen Festlandsbesitzungen zu entschädigen, statt im Kampfe für den Besitz Belgiens zu verbluten. Was Preußen betraf, so regte sich dort schon eine Friedenspartei, da sich der Krieg gegen Frankreich keiner Sympathie erfreute. Aber der König hielt es für unritterlich, das gemeinsame Werk preiszugeben. Nur daß es ihm schlechterdings unmöglich war, den Krieg mit eigenen Mitteln fortzuführen. Er erbot sich dazu, falls die anderen Reichsstände, die bisher kaum 20,000 Mann ins Feld gestellt hatten, den Unterhalt seines Kriegsheeres bestreiten wollten. Aber davon wollten weder die kleineren Fürsten noch Oestreich etwas wissen; erstere wollten sich nicht eine militärische Hegemonie gefallen lassen, welche an die Zeiten des Fürstenbundes erinnerte, auch wirkten zum Theil schon französische Einflüsterungen mit; Oestreich mißbilligte ein Verhältniß, das den König von Preußen als Reichsfeldherrn erscheinen ließ. Da alle Versuche, die nöthigen Mittel zu beschaffen, fehlschlugen, sah sich der König genöthigt, einen schmählichen Soldvertrag mit England einzugehen. Durch den Haager Vertrag vom 19. April 1794 1794
wurde Preußen zum Soldträger Englands erniedrigt: für 50,000 Lstr. monatlich mußte es über 60,000 Mann ins Feld stellen. Dieser Vertrag führte zu neuen Irrungen, da die Seemächte ihren Söldner zum Schutze ihrer Interessen in den Niederlanden zurückhalten wollten, während Friedrich Wilhelm am Mittelrhein den Kampf zu erneuern wünschte.

Es wiederholten sich genau die Vorgänge des Jahres 1793, nur daß der Abschluß auf dem niederländischen Kriegsschauplatze ein anderer werden sollte, da die Franzosen den Verbündeten jetzt hier eine entschiedene Übermacht entgegen stellen konnten. Die persönliche Anwesenheit des Kaisers Franz, der sich nach Brüssel begeben hatte, vermehrte nur die Unordnung und Verwirrung. Nach der Einnahme von Landrecies (30. April 1794) begann für die Verbündeten hier eine Reihe von Unfällen: Pichegru und Jourdan gewannen mehr und mehr an Terrain; durch den Sieg bei Fleurus (26. Juni), erzwang der letztere die Räumung Belgiens. Verstimmt legte der Herzog von Koburg das Kommando nieder, im Oktober führte Clerfait das Heer über den Rhein zurück, der Feind rückte nach und nahm das ganze Rheinland bis Koblenz in Besitz.

Zu Weihnachten drang Pichegru über das Eis der großen Ströme in Holland ein, dessen Eroberung ihm nach Abzug des Herzogs von York durch die „Patrioten" noch erleichtert und das alsbald zur batavischen Republik umgestaltet wurde.

Durch die Erfolge, welche die Franzosen in den Niederlanden davontrugen, wurde auch das preußische Heer, welches sich in der Pfalz unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Möllendorf und dem Kommando tüchtiger Offiziere, wie des Husarenobersten Blücher, nicht ohne Ruhm mit dem Feinde geschlagen, zum Rückzuge genöthigt. Bei Kaiserslautern war am 23. Mai ein glänzender Sieg erfochten worden, aber er hatte keine Folgen, weil die östreichisch-englische Staatsweisheit das siegreiche Heer nach den Niederlanden abberufen

wollte, was nur neue diplomatische Verwicklungen hervorrief. Zum dritten Mal sah Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten die Tapferkeit der von Hohenlohe zum Siege geführten Preußen (18.—20. September), — ein Rausch jubelnden Selbstgefühls erfüllte alle Gemüther in der preußischen Hauptstadt. Aber dann erfolgte im Oktober der Rückzug der Sieger.

Selbst wenn derselbe nicht aus strategischen Gründen nothwendig geworden ware, hätte König Friedrich Wilhelm die Feindseligkeiten einstellen müssen. Sowie nämlich die Engländer einsahen, daß sie nicht nach Gutdünken über die preußische Armee verfügen konnten, hörten sie mit der Zahlung der Hilfsgelder auf: in Petersburg wie in Wien konnte man seine Schadenfreude nicht verbergen.

Dahin hatte es die Feinheit der Thugutschen Politik gebracht. An den Niederlanden lag ihm längst nichts mehr: sein Ideal war eine Tripleallianz mit England und Rußland, um Preußen zu isoliren und an ihm für die zweite Theilung Polens Vergeltung zu üben.

---

3. Die dritte Theilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).

Was die Fortschritte der verbündeten Waffen hemmte und schließlich die Koalition auseinander trieb, war die polnische Frage. Wenn der Untergang Polens unvermeidlich war, wollte Preußen nicht die ganze Beute Rußland überlassen: aber auch Oestreich war nicht gewillt, bei einer dritten Theilung wieder leer auszugehen. Argwöhnisch einander beobachtend, schielten die beiden deutschen Großmächte, für die der Krieg gegen Frankreich im gegenwärtigen Augenblick kein
1794 großes Interesse hatte, nach Polen hinüber: in der Osterwoche 1794 hatte es sich erhoben und die Russen aus dem Lande getrieben. Es war vorauszusehen, daß bei der Zwietracht des zuchtlosen Adels auch ein Kosciuzko nicht im Stande sein werde, sein unglückliches Vaterland zu retten: daher beschloß Preußen, den Russen zuvorkommend, seine Hand auf die Beute zu legen, und bei der Theilung das entscheidende Wort zu sprechen. Im Mai 1794 rückte ein starkes preußisches Heer ein, besiegte Kosciuzko, nahm Krakau und wandte sich gegen das schlecht befestigte, von Parteihader erfüllte Warschau. Der König, der sich selbst auf den Kriegsschauplatz begeben hatte, beabsichtigte anfangs, Praga mit Sturm zu nehmen, ließ sich aber durch kleinmüthige Rathgeber und einen russischen Agenten bestimmen, eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Nach wenigen Tagen mußte man sie, durch einen Aufstand im Rücken bedroht, abbrechen: verstimmt und erbittert zog das preußische Heer ab. Nun rückte Suworow mit der Hauptmacht Katharinas heran, zertrümmerte am 10. Oktober bei Maciejowice das Heer Kosciuzkos, der verwundet und gefangen genommen wurde, und erstürmte unter barbarischen Grausamkeiten am 4. November Praga. Das Ende Polens war gekommen.

Das berühmte „Finis Poloniae!“ (Polens Ende) — welches Kosciuzko in jener Schlacht ausgerufen haben soll, gehört aber der Sage an: Kosciuzko proteſtirt ſelbſt in einem Briefe an den Grafen von Segur (31. Oktober 1803) gegen die Tradition.

Als nun zu Petersburg über die Theilung verhandelt wurde, unterſtützte Rußland die Anſprüche Oeſtreichs, das zur Bewältigung des letzten Aufſtandes faſt gar nichts gethan hatte: die Truppen, welche es im Juli einrücken ließ, ſollten weſentlich nur Oeſtreichs Forderungen unterſtützen. Die beiden Kaiſermächte verabredeten am 3. Januar 1795 ein geheimes Bündniß, das zwar nicht 1795
ratificirt worden iſt, aber ſeine Spitze gegen Preußen richtete. Friedrich Wilhelm mußte ſich mit dem begnügen, was Rußland ihm zuzutheilen für gut befand, es waren immerhin noch über 800 Quadratmeilen mit faſt einer Million Einwohner, die Gebiete von Warſchau und Bialyſtock und Maſovien, — den Löwenantheil nahm Rußland; auch Oeſtreich erhielt 1000 Quadratmeilen (Weſtgalizien.) Die neue Erwerbung fügte Friedrich Wilhelm unter dem Namen „Neu-Oſtpreußen“ ſeinem Staate ein.

In dem Theilungsplan vom 3. Januar 1795 wurde zwiſchen Oeſtreich und Rußland folgender Eroberungsplan verabredet: Die Donauländer werden Rußland preisgegeben, Oeſtreich erhält freie Hand zur Eroberung von Bosnien, Serbien und Baiern, ſowie der venetianiſchen Republik. So konnte Thugut hoffen, die Abſichten Joſephs II. zu verwirklichen; die Kaiſerin Katharina hatte nichts dagegen einzuwenden, da ſie im allgemeinen Umſturz die Herrſchaft über Konſtantinopel zu erlangen hoffte.

Die Vorgänge in Polen zeigten, was Preußen von ſeinen Bundesgenoſſen zu erwarten hatte, und konnten nur dazu dienen, die Kluft zwiſchen ihm und Oeſtreich zu erweitern. Der Krieg war völlig eingeſchlafen, ſo lange man um Polens Theilung ſtritt; ſollte ihn Preußen an der Seite eines ſolchen Bundesgenoſſen fortſetzen? Das Heer, das Volk wollte nichts davon wiſſen: ſämmtliche Räthe des Königs verlangten ſchon längſt Frieden oder Bündniß mit Frankreich; auch im Reiche rief alles nach Frieden.

Der König perſönlich hätte den Kampf am liebſten weiter fortgeführt, die Hilfsquellen des Staates waren noch nicht erſchöpft, obſchon die Mißernte des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete. Durch einen neuen, vierten Feldzug am Rhein hätte man der franzöſiſchen Republik, in der ſich gleichfalls ein tiefgehendes Friedensbedürfniß geltend machte, einen ehrenvollen Frieden abnöthigen können. Aber die preußiſchen Diplomaten, in der ſchönſten Hoffnung, daß einem Sondervertrage mit Preußen der allgemeine Friede bald folgen werde, zumal in Frankreich die gemäßigten Parteien ans Ruder gekommen zu ſein ſchienen, drangen dem Könige die Erlaubniß zu Friedensverhandlungen ab. Am 5. April überraſchte Preußen die Welt mit der Nachricht von dem unſeligen 1795
Baſeler Frieden, welcher ihm ſelbſt die Neutralität ſicherte, das linke Rheinufer preisgab, Süddeutſchland bloßſtellte und die ganze Wucht des Franzoſenkrieges auf Oeſtreichs Schultern lud.

Für ſeine linksrheiniſchen Beſitzungen (Kleve, Geldern und Mörs) wurde Preußen bei einem künftig zu ſchließenden Reichsfrieden Entſchädigung zugeſagt. Eine Demarkations-

linie, welche die Franzosen nicht zu überschreiten verhießen, sicherte Preußen und diejenigen nord- und mitteldeutschen Fürsten, die sich binnen drei Monaten dem Frieden anschließen würden.

Die norddeutschen Kleinstaaten folgten rasch dem Beispiele Preußens. Eine Demarkationslinie, die den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen wurde, sicherte einem ausgedehnten neutralen Gebiet den ersehnten Frieden. Die kurzsichtigen preußischen Staatsmänner jubelten über den Erfolg: schützte nicht der preußische Adler einen guten Theil Deutschlands? Nicht die Staatsmänner allein wiegten sich in verderblichen Träumen. Alle Welt im Norden rief den Friedensstiftern Beifall zu. Preußens Rhederei und Getreideausfuhr, durch die neutrale Flagge geschützt, nahmen einen ungeahnten Aufschwung. In Sicherheit entfalteten sich die Kräfte der neuen Literatur: in dem Musensitze zu Weimar feierte man goldene Tage: gleichgültig blickten die durch die Demarkationslinie Geschützten auf das wilde Kriegsgetümmel im Westen und Süden.

Man übersah auf preußischer Seite, daß der Friede doch nur so lange gesichert war, als es Frankreich beliebte, und daß bei neuen Feindseligkeiten das zerrissene Reich um so leichter eine Beute der Fremden werden mußte. Aber noch einen besonderen Nachtheil hatte der unverantwortliche Friedensschluß für Preußen. Niemals beliebt in Oberdeutschland, verfiel es nunmehr, da es seine überlieferte Politik aufgab, Schwert und Schild des Reiches zu sein, im Süden allgemeiner Mißachtung. Mit Nothwendigkeit wandten sich hier die Sympathien dem kaiserlichen Oberfeldherrn, dem jungen Erzherzog Karl zu, und der seit langer Zeit verschollene Name des Kaiserhauses fand bei den Oberdeutschen wieder hellen Klang.

Die größte Wuth aber erregte der Baseler Friede in Wien und Petersburg: man hielt für Verrath, was rathlose Schwäche war; schon glaubte man Preußen an Frankreichs Seite zu sehen, Thugut plante einen Vernichtungskrieg gegen Preußen, Westpreußen selbst sollte ihm abgenommen werden, Suworow gegen Berlin marschieren. Den ganzen Sommer hindurch ruhte der Krieg am Rhein, weil man auf die Züchtigung Preußens sann.

So stand Preußen nach dem Baseler Frieden da, gehaßt und verachtet, nach vorzeitig abgelegten Waffen ohne Wehre, ohne Ehre. Wol ging die so erworbene Friedenszeit dem Staate nicht ganz verloren; unter Hardenbergs Leitung bildete sich eine junge Schule tüchtiger Verwaltungsbeamten heran, und die polnischen Gebiete lernten die Segnungen der Ordnung kennen. Aber andrerseits ließen die polnischen Verhältnisse keine Zeit zu durchgreifenden Reformen, und auch in den neu erworbenen Gebieten mußte man sich großentheils auf eine provisorische Organisation beschränken.

Was Deutschland bevorstand, ließ sich leicht absehen, als Frankreich die
1795 eroberten Niederlande am 11. Oktober 1795 unter dem Namen der „batavischen Republik" mit sich vereinigte. Das konnte als Vorbedeutung für das Geschick des gesammten linken Rheinufers gelten.

4. Oestreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. October 1797).

Auch für Oestreich war keineswegs die Sorge um die Erhaltung des Reichsgebietes entscheidend, als es nach dem Baseler Frieden den Kampf fortsetzte; am Rhein gedachte es Venetien zu erobern, und der Krieg, der so wegen Oestreichs Machtstellung in Italien geführt wurde, sollte auch in Italien seine Entscheidung finden.

Am Rhein war der Krieg noch im September 1795 erneuert worden, zuerst waren die Franzosen unter Jourdan und Pichegru siegreich: nach seinem Siege bei Handschuchheim ging aber der östreichische Heerführer Clerfait zum Angriffe vor und trieb, im November mit Wurmser vereint, den Feind bis hinter die Mosel zurück. Da die Franzosen am 1. Januar 1796 einen 1796
Waffenstillstand annahmen, ruhten die Feindseligkeiten bis in den Sommer 1796.

Für dieses Jahr machte die französische Republik außerordentliche Anstrengungen. Die zwei Heere, unter der Führung von Jourdan und Moreau, sollten über den Rhein nach Deutschland vorbrechen und sich im Herzen Oestreichs mit der italienischen Armee vereinigen, die, bisher in bedrängtester Lage, unter den Oberbefehl des genialen Napoleon gestellt wurde. Der erste Theil des Kriegsplanes wurde nicht ausgeführt: das war das Verdienst des Erzherzogs Karl, der an Clerfaits Stelle getreten war. Er hatte einen schweren Stand im Juni und Juli gegen Jourdan und Moreau, und seine Lage wurde noch mehr gefährdet, als auch die Stände des oberrheinischen Kreises, Baden und Würtemberg an der Spitze, mit der französischen Republik Frieden schlossen (7. August). Trotzdem warf sich der Erzherzog muthig auf Jourdan, schlug ihn am 24. August und noch einmal am 3. September bei Würzburg — der Franzose mußte zurück über den Rhein. Nun wurde die Stellung Moreaus, der inzwischen Baiern zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, unhaltbar; der einsichtsvolle General beeilte seinen Rückzug und bewerkstelligte ihn auch mit Geschick, aber der Erzherzog erreichte die Franzosen doch noch im Rheinthal und gab ihnen noch am 21. und 24. Oktober zwei blutige Denkzettel auf den Heimweg mit.

Inzwischen war in Italien Napoleon von Sieg zu Sieg geeilt. Die Alpen umgehend, brach er von Süden her in Oberitalien ein und führte mit seinem Heere, dem er den Glauben an sich wieder eingeflößt hatte, Schlag auf Schlag. Durch seine ersten Erfolge (im April bei Millesimo und Montenotte) trennte er die Oestreicher von ihren sardinischen Bundesgenossen: dann schüchterte er, nach dem Siege von Mondovi, den König Viktor Amadeus dermaßen ein, daß er sich zu einem schmählichen Frieden, zur Abtretung Savoyens und Nizzas verstand. Er erwies sich als Meister einer neuen kühneren Kampfweise, die ohne Magazine den Krieg durch den Krieg, durch die Vorräthe des eroberten Landes ernährte. In der Feldschlacht sparte er sorglich die Truppen, um den Angriff allmählich zu steigern und zuletzt, wenn der Gegner schon daran war, sich zu verbluten, den letzten entscheidenden Stoß mit wuchtigen Massen auszuführen.

Napoleon Buonaparte war im Jahre 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika geboren. Er war von kleiner unscheinbarer Gestalt und olivengelber Gesichtsfarbe,

aber sein Auge, seine Gesichtszüge und sein Geberdenspiel verriethen eine Feuerseele und seine Stirn einen Denker. Voller Muth, Phantasie, Energie war er in der Wahl der Mittel nie verlegen, genial in ihrer Anwendung. Ohne Ideale, — wenn man nicht etwa die seinem unermeßlichen Ehrgeiz vorschwebende Weltherrschaft als ein solches rechnen will, — glaubte er auch nicht an Ideale, kannte nur seinen Vortheil und achtete keine Grenze, die er sich nicht selbst zog. Als Jüngling hatte er für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geschwärmt, aber in frühreifer Weltklugheit überwand er diese jugendlichen Träume schnell und trat bei den Eroberern Korsikas in Dienst, weil in dem revolutionären Frankreich der höchsten Begabung auch der höchste Erfolg beschieden zu sein schien. In der Kriegsschule zu Brienne zum Offizier gebildet, bewährte er sich 1793 vor Toulon als Artilleriegeneral; zwar verlor er nach Robespierres Sturz vorübergehend seine Stelle, aber bald bedurfte der Konvent zu seinem Schutze eines energisches Mannes. Nachdem er am 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 die aufständischen Sektionen mit Kartätschen niedergeschmettert, gab man ihm den Oberbefehl über die italienische Armee. Schon jetzt sah er in sich den geborenen Herrscher, welcher nach dem sicheren Umsturz des alten europäischen Staatensystems der Welt seinen Willen als Gesetz aufzwingen werde.

Nun zog er gegen die Oestreicher, die in fester Stellung bei Lodi die Addabrücke vertheidigten. Nicht ohne Mühe siegte er am 10. Mai über den greisen Beaulieu, besetzte am 14. Mailand: die Fürsten Oberitaliens beeilten sich von dem Gewaltigen durch reiche Opfer an Geld und Kunstschätzen günstige Bedingungen zu erkaufen. Um Mantua begann im August ein neues Ringen mit dem eisernen Wurmser und den Entsatzheeren, die Mantua retten sollten. Bei Castiglione geschlagen (5. August) mußte sich Wurmser selbst nach Mantua retten: die blutigen Schlachten von Arcole (15.—17. November) und Rivoli, (14—16. Januar 1797) in denen Alvinczi erlag, entschieden Mantuas Geschick. Am 2. Februar 1797 fiel das wichtigste Bollwerk der östreichischen Herrschaft in Italien in Napoleons Hand.

Die Franzosen hatten jetzt unbedingt in Italien die Oberhand: — der Papst hatte noch im Februar mit Napoleon Frieden geschlossen, während Toskana und Neapel sich zum Stillsitzen verpflichteten. Jetzt sollte Erzherzog Karl als Generalissimus das Kriegsglück wieder herstellen; im März kam er an, aber auch er konnte das Feld nicht behaupten; weiter und weiter in das Herz Oestreichs drang Napoleon vor, am 7. April schlug er sein Hauptquartier in Leoben (in Steiermark, an der Mur) auf. Die Bevölkerung Wiens schrie über Verrath, wandte sich ingrimmig gegen den Minister Thugut, der doch zum Ausharren mahnte. Denn trotz seiner Siege war Napoleon in gefährdeter Lage, da nach Moreaus Rückzug die erwarteten Verstärkungen ausgeblieben waren.

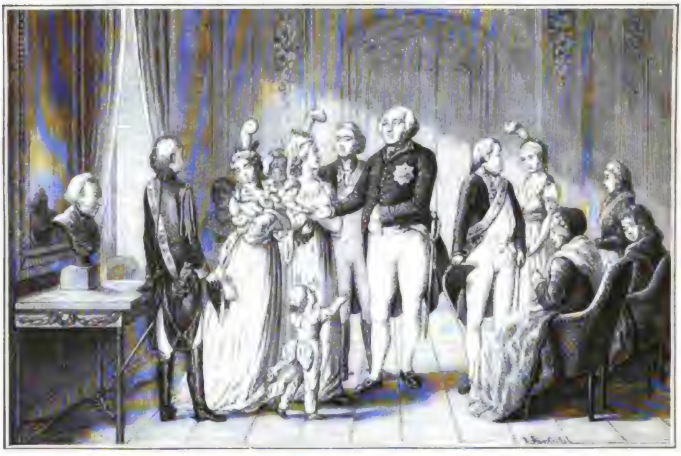
Aber andrerseits hatte auch Oestreich von der Fortsetzung des Kampfes zu fürchten: außerdem erkannte Napoleons Scharfblick, um welchen Preis Thu-
1797 gut zu gewinnen sei: er bot Venetien an. So kam schon am 1. April der Präliminarvertrag von Leoben zu stande, in welchem Oestreich zur Entschädigung für die Abtretung der Niederlande und Italiens bis zum Oglio das venetianische Istrien und Dalmatien erhalten sollte. Daß Venedig erst noch zu besiegen war, machte wenig aus: die altersschwache Signoria gab den Franzosen sogar selbst Anlaß zum Einschreiten. Im Mai rückten sie ein, plünderten die Stadt gründ-

lich aus und hielten ſie ſo lange beſetzt, bis zwiſchen Napoleon und Thugut die definitiven Abmachungen erfolgt waren.

Am 27. Mai begannen in Paſſariano bei Udine die Verhandlungen, welche nach zähem Ringen am grünen Tiſch erſt am 17. Oktober zu dem Frieden von 1797
Campo Formio (zwiſchen Paſſariano und Udine gelegen) führten. Oeſtreichs Unterhändler, Cobenzl, machte kein ſchlechtes Geſchäft: für 780 Quadratmeilen, die er preisgab, erhielt er 865 zurück, welche für die Abrundung des Kaiſerſtaates bequem gelegen waren. Aber allerdings erhielt der Ruf des Habsburgiſchen Kaiſerthums in der Folge einen gewaltigen Stoß, denn wiederum mußte das Reich die Zeche zahlen. Während der veröffentlichte Wortlaut des Friedensſchluſſes von der „unangetaſteten Integrität des Reiches“ ſprach, war in den geheimen Artikeln ausbedungen, daß demnächſt das linke Rheinufer von Baſel bis Andernach an Frankreich abgetreten werden ſolle.

Außer den Niederlanden und den italieniſchen Beſitzungen büßte Oeſtreich auch die „Vorlande“ im Breisgau ein, welche dem vertriebenen Herzog von Modena gegeben werden ſollten. — Für dieſe Nachgiebigkeit verſprach Frankreich dahin zu wirken, daß Kaiſer Franz das Erzbisthum Salzburg und einen Theil Baierns, nämlich das Land zwiſchen Salzburg, Inn, Salzach und Tirol erhalten ſolle. Auch hieß es, die franzöſiſche Regierung trage kein Bedenken, Preußen ſeine Beſitzungen auf dem linken Rheinufer wiederzugeben, daher denn auch von weiteren Entſchädigungen dieſes Staates in Deutſchland nicht die Rede ſein könne.

Durch eine beſondere Militärkonvention, welche General Merveldt abſchloß, verpflichtete ſich der Kaiſer, die Feſtungen Mainz, Mannheim, Ulm, Ehrenbreitenſtein zu räumen und ſomit das Reich den Angriffen Frankreichs preiszugeben. Dann berief ein kaiſerlicher Erlaß alle Reichsſtände nach Raſtatt, „damit dort auf der Baſis der Integrität des Reiches Deutſchlands Wohlfahrt und Verfaſſung zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menſchheit auf Jahrhunderte befeſtigt werde.“



Die Königliche Familie von Preußen im Jahre 1796. Titelkupfer Chodowieckis zur ersten Ausgabe von Goethes Herrmann und Dorothea im „Taschenbuch für 1798", Berlin bei Friedrich Vieweg dem Aelteren.

(In der Mitte König Friedrich Wilhelm II., links von ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) und seine Gemahlin Luise, mit ihrem ältesten Sohne auf dem Arme (später Friedrich Wilhelm IV.), links daneben Prinzessin Ludwig und Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs, mit zwei Kindern, dahinter eine Amme mit dem dritten Kinde. Rechts vom König dessen drei jüngere Kinder: Prinz Heinrich, Prinzeß Auguste, Prinz Wilhelm; vor diesen sitzend, links die Wittwe Friedrichs des Großen, rechts die regierende Königin.)

5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).

1797 Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II., 53 Jahr alt, an der Wassersucht. Das Ansehen Preußens im Auslande war gesunken, der Staat krankte auch im Innern an todtem mechanischen Wesen, die Hauptstadt überdies an moralischer Fäulniß. Wenn von dem Thronfolger stets großartige Verbesserungen erwartet werden, so mußten sich jetzt die Blicke mit besonderer Spannung auf die Persönlichkeit des neuen Herrschers richten.

Was man bisher von Friedrich Wilhelm III. wußte, war nur vortheilhaft und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Mit besonderem Wohlgefallen hatte man das innige Familienleben betrachtet, welches er an der Seite seiner zärtlich geliebten Gattin führte: im Gegensatz zu den unerquicklichen Zuständen, welche sich unter seinem Vorgänger am preußischen Hofe eingebürgert hatten, wurde, zum ersten Mal wieder seit den Tagen des Großen Kurfürsten, das Beispiel eines glücklichen fürstlichen Ehelebens gegeben. Man nahm an, daß ein so vortrefflicher Familienvater auch die Pflichten des Landesvaters in besonderem Maße verstehen und erfüllen werde. In der That besaß der König alle Tu-

Friedrich Wilhelm III. und Luiſe mit ihren beiden älteſten Söhnen (ſpäter Friedrich Wilhelm IV. und Kaiſer Wilhelm). — Nach einer Lithographie vom Jahre 1798 mit folgender für die Zeit charakteriſtiſchen Unterſchrift:

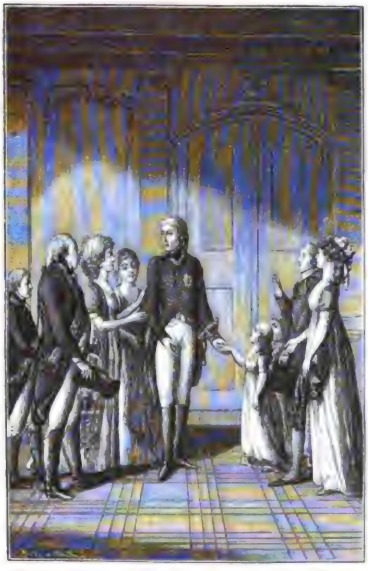
„— — — — ſie wohnen alle Beide,
Ja ſo gern noch itzt, wie vormals,
Unter eines Hauſes Obdach.
Sitzen gern an einem Tiſche
— — — — Itzt, wie ſonſt noch alle Beide;
Gehen Arm in Arm, und fahren
Alle Beid in einem Wagen;
Sind „mein Mann“ und „meine Frau“ noch,
Sind „der Vater“ und „die Mutter“
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude;
Sind noch „Bruder“, ſind noch „Schweſter“
Ihrer Schweſtern, ihrer Brüder;
Zeigen noch im Kreis der Lieben,
Wo ſie ſonſt ſich glücklich fühlten
Liebenswürdiger als jemals.

Ein Familiengemählde.“

genden eines reinen und guten Menſchen und ſehnte ſich, durch eine ſegensvolle Regierung die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben: auch hätte er gewiß in ruhigen Zeiten ſeine wohlmeinende Abſicht verwirklichen können, da er neben den Vorzügen des Herzens auch einen geraden Verſtand beſaß. Aber ihm fehlten gerade die Eigenſchaften, welche ein Regent beſitzen mußte, der jetzt das Schiff des Staates ſicher durch die tobende Flut ſteuern und den entfeſſelten Stürmen die Stirn bieten ſollte.

Treffend charakteriſirt H. v. Treitſchke den König: „Sein Geiſt umſpannte nur ein enges Gebiet, doch über alle Fragen, die in ſeinen Geſichtskreis fielen, urtheilte er klar und richtig, nach gründlicher tiefer Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verſtändniß für die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles verabſäumt, was dieſe edle, aber ſchwungloſe und im Grunde unpolitiſche Natur zur Freiheit königlicher Weltanſchauung emporheben konnte. Erſt wurde die angeborene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines pedantiſchen Lehrers, des Theologen Behniſch, gewaltſam niedergedrückt; dann mußte der ſittenſtrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit anſehen und den tiefen Ekel, den ſein ſchamhafter Sinn empfand, ſcheu verbergen. So lernte er in ſich einzukehren und die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft; es ward ſein Verhängniß, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbſtgefühle

Digitized by Google



Aus Friedrich Wilhelms III. erſter Regierungszeit: „Friedrich Wilhelm III. ſtellt nach dem Todestage Friedrich Wilhelms II., den 17. November 1797, ſeinen Brüdern und Schweſtern die von Dönhoff'ſchen zwei Kinder vor", (Graf und Gräfin Brandenburg, aus der morganatiſchen Verbindung Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Dönhoff), „wovon er das eine an der Hand faßt und frägt, ob ſie ſolche als Schweſter und Bruder annehmen wollen. Die Antwort war eine bejahende."

Titelkupfer zum Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft für 1800 von Daniel Chodowiecki.

unter ſeine Menſchen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, ſelbſt das Reden in größerem Kreiſe fiel ihm läſtig.... Von Jugend auf nur an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche ſelten überwunden."

Allen Staatsgeſchäften hatte man ihn fern gehalten; als er im Alter von ſiebenundzwanzig Jahren zur Regierung kam, ſtand er in einer ihm fremden Welt, ſelbſt voll Reſpektes vor dem Werke Friedrichs des Großen und von alten Räthen umgeben, welche das Verſtändniß für dies Werk allein zu beſitzen meinten. Es war ſchon viel, wenn ſich der König unter ſolchen Verhältniſſen überhaupt auch nur zu einſeitigen Reformen entſchloß; wie hätte er zu der Erkenntniß kommen können, daß die ganze Maſchinerie verbeſſerungsbedürftig war und mit einſeitigen Reformen nur das Ganze gefährdet werde? Daß die alten Formen ſich überlebt hatten, daß alles morſch war im Gemeinweſen, hatten auch weitſichtigere Geiſter noch nicht bemerkt. So wurden denn mancherlei Verbeſſerungen zögernd in Angriff genommen, aber über halbe Maßregeln kam man nicht hinaus, weder auf wirthſchaftlichem, ſozialem, militäriſchem Gebiet, noch in Bezug auf religiöſe Dinge und das Unterrichtsweſen.

Die größte Befriedigung erregte die Entlaſſung des verhaßten Wöllner und die Beſeitigung ſeines harten Religionsediktes. Am ſchlimmſten war, daß im Heerweſen alles beim alten blieb. Wenige klare Köpfe verlangten ſchon jetzt die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; Knesebeck, Rüchel empfahlen die Bildung einer Landmiliz. Aber davon wollten die alten Generale des friedericianiſchen Heeres nichts wiſſen. Der König war entrüſtet über das rohe Benehmen der Offiziere gegen die Bürger; er überſah, daß alle Strafandrohungen nichts helfen konnten, wenn man die Zuſammenſetzung des Offizierkorps nicht änderte. Freilich zeigte auch hierin Friedrich Wilhelm eine gewiſſe Vorurtheilsfreiheit: berief er doch den niederſächſiſchen Bauernſohn Scharnhorſt an die neugegründete Militärakademie. Gewiß belebte er bei einigen Mitgliedern des Offizierſtandes wiſſenſchaftlichen Sinn, aber im ganzen verachtete derſelbe jede gründlichere Bildung und erholte ſich von dem langweiligen Paradedienſt bei ſittenloſen Gelagen und übermüthigen Streichen. Dagegen wurde für die Gelehrſamkeit mit einem bisher unerhörten Eifer geſorgt, eine Reihe namhafter Gelehrter — A. v. Humboldt, Johannes Müller, Hufeland — nach Berlin berufen und ſelbſt die Errichtung einer Berliner Hoch-

Digitized by Google

ſchule ins Auge gefaßt. — In der inneren Verwaltung war die unendlich ſchreibſelige pedantiſche Bureaukratie ein großer Uebelſtand: und was die ganze Leitung der Geſchäfte betraf, ſo nahm zum großen Nachtheil der Regierung der Einfluß der Kabinetsräthe zu, die bei der Fülle der erſtatteten und zu beantwortenden Berichte aus Schreibern zu Rathgebern des Königs wurden. Schlimm genug, ſelbſt wenn die Kabinetsräthe Staatsmänner waren: aber noch ſchlimmer, wenn ſie dem leichtfertigen Lombard glichen.

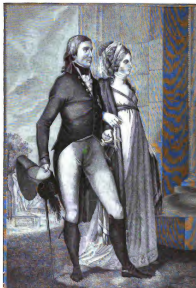
Indeſſen war der König für die Aufgaben, welche die innere Verwaltung ihm ſtellte, doch noch weit beſſer vorgebildet, als für die Leitung der auswärtigen Politik. Ihm galt als oberſter Grundſatz die Erhaltung des Friedens, und er wurde von ſeiner Umgebung in dieſer Anſicht ſyſtematiſch beſtärkt. Die Franzoſen liebte er nicht, noch weniger täuſchte er ſich über ihre Gefährlichkeit; zuweilen geſtand er wol, daß ein Kampf mit dieſer Macht wahrſcheinlich ſei; dann wollte er wenigſtens alle Kräfte für den entſcheidenden Schlag ſparen. Ohne beſonderen Groll gegen Oeſtreich, war er gleichwol einer Vergrößerung der Macht des Kaiſerſtaates abgeneigt, beſonders den auf Erwerb Baierns zielenden Gelüſten.

---

6. Der Raſtatter Kongreß 1797—1799.

Inzwiſchen hatte der Raſtatter Kongreß ſeinen Anfang genommen, die Leichenfeier oder, wenn man will, der Leichenſchmaus des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Denn alle die Vertreter der deutſchen Fürſten, welche hier erſchienen, kamen nur in der Abſicht, aus dem allgemeinen Raube ein möglichſt großes Beuteſtück heimzubringen. Bei der Eiferſucht zwiſchen Preußen und Oeſtreich hatten die Vertreter der franzöſiſchen Republik gewonnen Spiel: ſie verfügten über die deutſchen Reichsländer, bei ihnen bettelten die Fürſten und der hohe Adel, der hinter jenen nicht zurückſtehen wollte. Hier lernte auch Bonaparte, der den Kongreß nur flüchtig beſuchte, die Nichtigkeit des deutſchen Reichsrechtes kennen und voller Schadenfreude beobachtete der Emporkömmling hier die demüthige Kriecherei des deutſchen Fürſtenſtandes.

Während der Kongreß angeblich auf der Grundlage der Integrität des Reiches tagen ſollte, trat Frankreich gar bald mit der Forderung des linken Rheinufers hervor. Es war ſelbſtverſtändlich, daß die Fürſten, die dort ihre Beſitzungen hatten, für ihren Verluſt entſchädigt werden mußten: wer anders als die geiſtlichen Wahlfürſten, die ja doch nur den Nießbrauch ihrer Gebiete hatten und mit Penſionen abzufinden waren, konnten zur Beſchaffung der nothwendigen Entſchädigungen in Anſpruch genommen werden? Da die Säkulariſationen doch nicht zu vermeiden waren, hätte Preußen die Aufgabe gehabt, durch völlige Verweltlichung des heiligen Reiches über die Trümmer hinweg ein neues Staatsweſen, einen Fürſtenbund unter preußiſcher Führung zu begründen: wenn die deutſchen Fürſten aus Preußens ſtatt aus Frankreichs Händen ihre Entſchädigungen erhielten, konnte man hoffen ſie für die preußiſche Sache zu gewinnen. Aber zu



Friedrich Wilhelm und Luiſe im Jahre 1798. (Tracht der franzöſiſchen Revolution.)
Gemalt von C. Hampe, geſtochen 1798 von F. W. Nettling.

Digitized by Google

einer solchen kühnen Politik konnte sich die preußische Regierung nicht emporschwingen; auch sahen die kleineren und kleinsten unter den deutschen Fürsten bald ein, daß Frankreichs Gesandten den Kongreß beherrschten, und nur von der Republik die Förderung grade ihrer Interessen zu erwarten stand. Denn was den kleinen Dynasten zufiel, das ging dem deutschen Volke am sichersten verloren: nur so konnte man mit der Zerstückelung Deutschlands auch seinem Volksthum den Boden unter den Füßen wegziehen.

So tagten denn in Rastatt die deutschen Gesandten, verhöhnt und bewitzelt von den französischen Diplomaten; ja sie riefen wol gar den französischen Schauspielern Beifall zu, wenn sie die „bêtes allemandes" verspotteten.

7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Oestreichs Kampf bis zum Frieden von Luneville (1801).

Das Wiener Kabinet hatte den Frieden von Campo Formio nur widerwillig angenommen, in der Hoffnung, außer Venetien auch die römischen Legationen zu bekommen. Da es sich in dieser Hoffnung getäuscht sah und in der Auftheilung des Reiches auch die Vernichtung des alten habsburgischen Kaiserthums erblickte, war es einem neuen Waffengange nicht abgeneigt, falls es nur einen geeigneten Bundesgenossen fand. Nun hatte der englische Minister Pitt (der Jüngere), ein rastloser Kämpfer gegen die unruhige Republik, den russischen Kaiser Paul I., der im Jahre 1796 auf seine Mutter Katharina gefolgt war, ohne Mühe für seine Angriffspolitik gewonnen: schon im Sommer 1798 betheiligte 1798
sich Oestreich an den Verhandlungen über eine neue Koalition. Es schien die höchste Zeit, der Ausdehnung der französischen Macht ein Ziel zu setzen; hatte sie doch eben den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt, (Februar 1798) und an Stelle des eidgenössischen Bundesstaates die untheilbare helvetische Republik gesetzt. Auch schien die Gelegenheit nicht ungünstig: der gefürchtete korsische Held, getrieben von dem Gedanken, das verhaßte England im Orient tödtlich zu treffen, war im Mai 1798 nach Aegypten abgesegelt. Auch Preußen, dessen Minister jetzt den wahren Charakter der französischen Politik erkannt, hätte nun mit voller Kraft in den Kampf treten müssen, aber der friedliebende Fürst und seine altersschwachen Generale ließen die große Stunde ungenutzt verstreichen. So blieb Preußen dem Kampfe fern, zu welchem ein an sich geringfügiger Vorfall in Wien den Vorwand abgeben mußte.

Bei einem patriotischen Feste zu Wien hatte der französische Botschafter Bernadotte die verhaßte Trikolore aufgezogen (13. April 1798). Bei dem dadurch veranlaßten Volksauflauf wurde die Fahne herabgerissen und das Gesandtschaftshotel beschädigt. Bernadotte reiste ab, als ihm die geforderte Genugthuung verweigert wurde: nachher ließen sich die Oestreicher doch noch auf Verhandlungen ein, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren.

Die Franzosen eröffneten den Krieg (Januar 1799) mit der Einnahme von 1799
Ehrenbreitenstein; vom Erzherzog Karl im März wiederholt geschlagen, mußte

Jourdan über den Rhein zurückweichen. Nun erst löste sich der Rastatter Kongreß, der zwecklos zusammengeblieben war, auf.

Bis zu welchem Grade im östreichischen Heere die Erbitterung gegen die Wälschen gestiegen war, zeigte die völkerrechtswidrige Ermordung der heimreisenden Rastatter Kongreßgesandten Roberjot und Bonnier, — de Bry entkam schwerverwundet (28. April 1799). Trotz sorgfältigster Untersuchungen ist der Vorfall noch nicht genügend aufgeklärt. Während man früher geneigt war, das östreichische Kabinet für die Blutthat verantwortlich zu machen, schiebt man jetzt alle Schuld auf die Szekler Husaren Barbáczys, welche den Mord verübten. Allein die östreichische Regierung hatte die Wegnahme der Depeschen der Direktorialgesandten angeordnet und bekundete ihr böses Gewissen auch dadurch, daß sie die Untersuchung im Sande verlaufen ließ.

Glänzende Hoffnungen erregten die ersten Ereignisse des Kriegsjahres: der furchtbare russische Feldherr Suworow warf im Verein mit den östreichischen Waffengefährten in einer Reihe von Siegen über Macdonald, Moreau und Joubert (bei Magnano, Cassano, an der Trebia, bei Novi) in wenigen Monaten — April bis August — die Schöpfungen Napoleons über den Haufen. Auch in der Schweiz kämpfte Erzherzog Karl im Juni und Juli nicht unglücklich. Aber der weitere Verlauf entsprach diesen Anfängen nicht. Zwischen den Absichten der Verbündeten bestand keine Uebereinstimmung: Kaiser Paul bezweckte ehrlich die Wiederherstellung der alten Zustände und Regierungen, dem Wiener Kabinet war es mehr um Eroberungen in Italien zu thun. Die militärische Entscheidung vollzog sich auf dem Schweizer Kriegsschauplatz. Die Oestreicher unter dem Erzherzog, die Russen unter Korsakow sollten, verstärkt durch den siegreichen Suworow, der nun aus Italien abberufen wurde, einen furchtbaren Gesammtangriff auf Massena, Soult und Lecourbe machen. Unter unglaublichen Beschwerden überschritt Suworow die Alpen, aber ehe er den befreundeten Heerführern die Hand reichen konnte, hatten diese bei Zürich (am 25. und 26. September) eine verhängnißvolle Niederlage erlitten. Nun mußte Suworow unter verdoppelten Mühen und Gefahren auf furchtbaren Wegen nach der Ostschweiz und Vorarlberg abziehen, rastlos bemüht, die Feinde von seinen Heeresträmmern fern zu halten und die nicht minder feindselige Natur zu überwinden.

Bei der Einnahme der Stadt Zürich wurde der als Schriftsteller berühmte Prediger Lavater von einem französischen Soldaten tödtlich verwundet. — Suworow starb in unverdienter Ungnade im Mai 1800.

Nach einem bitteren Schreiben des Kaisers Paul an Franz II. (22. Oktober) war ihr Bündniß gelöst; nicht minder zürnte der Zar den Engländern, die sowol in Holland ihre althergebrachte Unfähigkeit im offenen Feldkrieg bekundeten, als auch allenthalben ihren Krämergeist bewiesen. Mißmuthig näherte sich Paul I. Frankreich: nur seine Ermordung verhinderte (23. März 1801) den Abschluß der Unterhandlungen mit Napoleon.

Völlig vereinsamt stand Oestreich im Feld gegen die Republik, in welcher nach einer folgenschweren Umformung der Verfassung aufs neue zum Entscheidungskampfe gerüstet wurde. Aus Aegypten am 9. Oktober 1799 zurückgekehrt, stürzte

Napoleon am 9. November (18. Brumaire) das Direktorium und trat als erster Konsul an die Spitze des Staates. Um die neue Aera zu verherrlichen, noch mehr, um dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, mußte er mit der Armee, die unter seinen Fahnen zu siegen gewohnt war, sich auf die zähen Gegner stürzen. Sein Versuch, die Seeherrschaft Englands durch einen Bund aller Seemächte des Nordens und Südens zu vernichten, scheiterte gänzlich, aber zu Lande, gegen den Kaiser war das Glück ihm treu.

General Moreau mußte in dem Feldzug des Jahres 1800 den östreichischen 1800
General Kray beschäftigen, der die ausgedehnte Angriffslinie vom Bodensee bis zum Main unmöglich decken konnte, immer weiter zurückgedrängt wurde und sich am 15. Juli zu einer Waffenruhe verstand.

Inzwischen war an anderer Stelle schon eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden. Napoleon hatte an der Südostgrenze des Reiches eine gewaltige Armee gesammelt und bewies durch seinen großartigen Zug über die Alpen (Mai 1800), die von Schnee und Eis starrenden Pässe des großen und kleinen Sankt Bernhard, des Mont Cenis und des Gotthard, daß Suworows Lorbeeren für den französischen Soldaten nicht unerreichbar seien. Seine Absicht, den in Genua belagerten Massena zu entsetzen, erreichte er zwar nicht, aber nach mehreren siegreichen Gefechten schlug er am 14. Juni den östreichischen Feldherrn Melas bei Marengo aufs Haupt. Nach hartem Ringen erst wurde der Sieg gewonnen: die Oestreicher hatten den Angriff begonnen und ihre Gegner schon zum Weichen gebracht: da traf General Desaix, von seinem Marsch auf Genua zurückberufen, noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein, um mit seinem Heldentode dem ersten Konsul den Sieg zu erkaufen.

Sofort schloß Melas einen Waffenstillstand, (von Alessandria, 15. Juni) und die Friedenspartei in Oestreich erhob ihr Haupt. Aber der englische Subsidienvertrag hielt Oestreich einstweilen noch zurück: der Kampf ward erneuert. Da öffnete ein blutiger Sieg Moreaus, bei Hohenlinden auf dem Plateau zwischen Isar und Inn (3. Dezember), dem Feinde die Straße auf Wien. Als wenige Wochen später die Franzosen auch noch am Mincio siegten, war Oestreichs Kraft erschöpft. Auf die Waffenruhe von Steyer (25. Dezember) folgte am 9. Februar 1801 der Friede von Lunéville.

Dieser Friede ist im wesentlichen eine Bestätigung der Verträge von Campo Formio und Rastatt: er besiegelt zunächst die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venedigs, Istriens und Dalmatiens an Oestreich. Der Thalweg des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland bildet nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.

Auch diesen Frieden mußte das Reich bezahlen: dabei war er nicht weniger brüchig und lückenhaft, als seine letzten Vorgänger. Die Entschädigungen für die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer ihre Besitzungen verloren hatten, waren noch nicht vereinbart: auch war nicht bestimmt, mit welchen deutschen Gebieten denn eigentlich der depossedirte Großherzog von Toskana, des Kaisers Bruder, abgefunden werden sollte.

Ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen mit fast vier Millionen Einwohnern hatte das Reich eingebüßt: mit Resignation ließ es die Nation über sich ergehen, deren Vorfahren doch in der elenden Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege über den Verlust des einen Straßburg solchen Zorn und solche Scham empfunden hatten. Auch die Rheinländer ergaben sich in ihr Geschick, in dem Glauben, daß sie auf ewig zu Frankreich gehören würden. In Bezug auf die Grundbedingungen staatlichen Lebens hatten diese Gebiete, welche ehedem unter siebenundneunzig Herrschern, Bischöfen, Aebten, Fürsten, Grafen und Reichsständen gestanden hatten, keinen schlechten Tausch gemacht. Die französische Regierung schuf gesicherte Zustände, beseitigte mannigfache Feudalrechte und die öffentliche Rechtspflege der Schwurgerichte verdrängte die ungeheuerlichen Prozeßformen, die sich bisher gehalten hatten. Man fand außerdem die neue Verwaltung gerechter als die frühere Vetternherrschaft, wie sie namentlich in Köln gäng und gebe gewesen. Indes wurde die Bevölkerung der Rheinlande nicht in demselben Maße der Nation entfremdet, wie es mit den Elsassern geschehen war: der Verkehr von Ufer zu Ufer ließ sich nicht unterdrücken und die schweren Lasten, welche Frankreich den Rheinländern in Gestalt von Kontributionen und Konskriptionen auferlegte, konnte eine reine Freude an der Besserung des bürgerlichen und wirthschaftlichen Lebens nicht aufkommen lassen.

---

8. Deutschland bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803).

In Oestreich hatte der Friedensschluß von Luneville den Sturz des Ministers Thugut zur Folge, da Napoleon auf der Entlassung desselben bestand. Das Reich genehmigte den Frieden, auch die geistlichen Stände wagten nicht ihrem
1801 eigenen Todesurtheile zu widersprechen. Das Jahr 1801 aber verging fast, bevor auf Oestreichs und Preußens Veranlassung eine Reichsdeputation gebildet wurde, welche das auf dem Rastatter Kongreß begonnene Werk vollenden sollte. Doch hatte sie, wie ausdrücklich bestimmt war, im Einverständniß mit der französischen Regierung ihre Anordnungen zu treffen. Diese letztere Bestimmung war daran Schuld, daß das abgelebte Reich nicht einmal mit Anstand starb, sondern sich die schmählichen Vorgänge von Rastatt in vergrößertem Maßstabe erneuerten. Denn die Regensburger Deputation that nichts, oder, wenn sie sich zur Thätigkeit ermannte, erhielt sie ihre Direktion von Paris.

Hier weidete sich der Spott der leichtlebigen Bevölkerung von neuem an der Selbstentwürdigung des deutschen hohen Adels: die kleinen Reichsstände, welche für die Bedürfnisse ihres großen Vaterlandes niemals die geringste Summe übrig gehabt hatten, opferten jetzt reichliche Gelder den französischen Unterhändlern, welche die Entscheidung hatten. Wer hier an dem Wettkampf dynastischer Habgier nicht theilnahm, hatte in Regensburg nichts zu erwarten.

Auch Preußen machte keine Ausnahme bei diesem schmählichen Treiben: man hielt sogar dafür, daß es mit der französischen Regierung besonders gut stehe, und der preußische Gesandte Lucchesini war vielumworben. Allerdings flossen Napoleons Briefe an Friedrich Wilhelm von Schmeicheleien über, aber nur um den Arglosen zu täuschen und Preußen in Ruhe zu erhalten, so lange es gebraucht und selbst gefürchtet wurde. Denn so sehr auch Napoleon die

schwächliche Politik Preußens verachtete, hatte er vor seinen Soldaten noch Respekt und überschätzte die Kraft des fridericianischen Heeres. Als es nun zur Säkularisation und zur Vernichtung der kleinen weltlichen Stände kam, arbeitete die preußische Regierung, ohne es zu ahnen, den Franzosen in die Hände. Um für die Zukunft die Wehrkraft des Reiches zu stärken, begünstigte Preußen die Vergrößerung der Mittelstaaten, welche dereinst brauchbare Bundesgenossen werden konnten. Aber ebenso rechnete auch der erste Konsul. Die kleinsten Reichsstände, meist östreichisch gesinnt, waren ihm im Wege und konnten ihm nichts nützen: dagegen waren die Kurfürsten und Herzoge vortrefflich geeignet, französische Vasallen zu werden. Waren sie es denn nicht schon einmal gewesen? hatte nicht Ludwig XIV. schon einen Rheinbund gegründet (1658), der das Reich in sich zersetzte? Und war nicht ganz besonders Baiern ein treuer Bundesgenosse Ludwigs gewesen? Der bairische Minister Montgelas, welcher die Politik des eben zur Regierung gekommenen Hauses Pfalz-Zweibrücken leitete, sah ein, von wem man zu hoffen, wen man zu fürchten habe: er wurde der Vorfechter der französischen Partei in Deutschland, und gnädig versicherte Napoleon, Frankreich wolle die früheren Schwankungen des Hauses Wittelsbach edelmüthig verzeihen. Wie trefflich ließ sich dereinst Baiern gegen dasselbe Preußen gebrauchen, welches jetzt glaubte, die Wege der fridericianischen Politik zu wandeln, indem es das Haus Wittelsbach dem Hause Habsburg zum Trotz förderte und bereicherte. Einen Köder hatte der erste Konsul bereit: Ansbach-Baireuth. So arbeitete die preußische Diplomatie in thörichter Kurzsichtigkeit an dem Netz, in welches zu geeigneter Zeit auch Preußen verstrickt werden sollte; allerdings in der Hoffnung, es werde gelingen, nach dem Sturz der alten Reichsverfassung einen deutschen Nordbund unter preußischer Hegemonie zu gründen: als ob Frankreich das je zugegeben haben würde!

Uebrigens ließen sich Baiern wie Preußen, durch Oestreichs Neid und Eifersucht bedroht, ihre Entschädigungen durch Sonderverträge mit Frankreich sicher stellen; am 3. August 1802 nahm Preußen, ohne das Reich weiter zu fragen, die ihm von Napoleon zugestandenen Gebiete in Besitz, und zwar ausdrücklich mit denselben Souveränetätsrechten, wie der König seine übrigen deutschen Staaten besitze. Als ob der König innerhalb der Reichsgrenzen — rechtlich — souverän gewesen wäre!

Indessen so vertrauensselig war man in Berlin auch nicht, daß man auf die unverbrüchliche Freundschaft des ersten Konsuls mit Sicherheit gezählt hätte. Der König suchte und fand Anlehnung an Rußland, wo ja stets eine starke preußische Partei bestand. Am 10. Juni 1802 hatte Friedrich Wilhelm mit 1802
dem jungen Zar Alexander in Memel eine folgenreiche Zusammenkunft. Die ernste Persönlichkeit des Königs, die zauberische Anmuth der Königin Luise machten auf den empfindsamen Geist des jugendlichen Herrschers großen Eindruck: hier wurde eine Freundschaft geschlossen, die Friedrich Wilhelm nie gebrochen hat. Auf sein Ersuchen betheiligte sich der Zar auch an den Entschädigungsverhandlungen: doch hatte dies nur die Folge, daß die mit Rußland verwandten Fürstenhäuser etwas bevorzugt wurden. Da sich bald herausstellte, daß die

Oberhofmeiſterin Gräfin Voſs.
Königin Luiſe.
Kaiſer Alexander.
Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm III. ſtellt der Königin Luiſe zu Memel den Kaiſer Alexander von Rußland vor, am 10. Juni 1802.

Gemalt 1802 von Dähling in Berlin.

Digitized by Google

rechtsrheinischen geistlichen Gebiete zur Befriedigung aller fürstlichen Begehrlichkeiten nicht ausreichten, beschloß man auch den Reichsstädten den Garaus zu machen. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Hader der Reichs- 1803
deputationshauptschluß zu stande: der Reichsschluß vom 27. April blies 112 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur drei bestehen, die beiden geistlichen Ritterorden zu Gunsten des katholischen Adels, und das Erzstift Mainz — im Interesse Frankreichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer verlorenen achtundvierzig Quadratmeilen fünffachen Ersatz. Oestreich, das an den Herzog von Modena Ortenau und den Breisgau abtrat, erhielt die Bisthümer Trient und Brixen, der Herzog von Toskana das Erzbisthum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie Theile der Bisthümer Passau und Eichstädt. Hannover wurde in überreichlicher Weise mit dem Bisthum Osnabrück abgefunden. Baiern gewann neunzig Quadratmeilen und 300,000 Einwohner und arrondirte sich vortrefflich durch die Einverleibung der Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte und Abteien. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es auch, — im Interesse Frankreichs —. Aus gleicher Rücksicht wurde Würtemberg vierfach, Hessen-Darmstadt achtfach, Baden zehnfach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches, das dem Namen nach fortbestand, erheblich modifizirt. Der Kurfürstenrath, aus dem Trier und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neugeschaffenen vier Kurfürsten von Hessen, Baden, Salzburg und Würtemberg aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs protestantische. Im Fürstenrathe blieben neben 53 evangelischen nur 29 katholische Stände: als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit, der bis zur völligen Auflösung des Reiches ungeschlichtet blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel log, war zusammengebrochen. Das sah auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaiserthum" an und übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte." Gleichwol war es eine Kurzsichtigkeit zu klagen, daß es mit der Herrschaft Roms in Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig kümmerten, vermochte der Papst in Zukunft die Würdenträger, die großentheils plebejischen Herkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel hatte der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Besitz mehr bot: grollend zog er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Domherrnstifter, diese Versorgungsanstalten jüngerer Söhne, zugefallen waren: besonders die westfälischen Geschlechter haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie dem obendrein protestantischen Preußen machten.

Das Kaiserthum hatte aber nicht minder als das Papstthum durch die Umformung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habsburg es für nöthig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am 20. Mai 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Oestreich zum Kaiserthume erhöhte. Was das Kaiserthum an Einfluß verlor, war aber keines-

wegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der neue Ländergewinn schien glänzender, als er war: die Armee erhielt aus den neuen Erwerbungen eine geringe Verstärkung, die Finanzkraft keine Steigerung: die neuen Unterthanen waren zum Theil so widerhaarig, wie die Polen. Von einer Abrundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, — dazu hätte man Hannovers bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles historisch Gewordene über den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige — von dem französischen Machthaber nicht beabsichtigte — Folgen gehabt hat, ja für das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen ist, so war die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit Deutschlands in wenig anderer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichstages unterschied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge schleppten sich die Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber sei.

---

9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.

Die große Mehrheit der Nation, längst entwöhnt der thätigen Antheilnahme an großen politischen Ereignissen, verharrte in unverwüstlicher Gleichgiltigkeit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der Freiherr Karl vom Stein wagte, über die Schmach des Augenblicks öffentlich und mit Einsicht zu reden und machte durch stolzen Freimuth seinen Namen weit hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war auf der Stammburg des alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn am 26. Oktober 1757 geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreiundzwanzig Jahre alt, in den preußischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Luneville die Umgestaltung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandtheilen des preußischen Staates und hatte in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. In einem Schreiben an den Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landeshoheit unterwerfen wollte, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die wohlthätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dies glückliche Ereigniß erlebe."

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die wir in unserem Jahrhundert die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Worten und Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des Nationalgeistes wiederspiegelnd, oft genug in den ersten Reihen gestanden haben, selbst wo es sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt hart, und es wird manchem von den unbedingten Verehrern der Heroen unserer Literatur mißfallen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Literatur Deutschlands während

der Zeit von 1773, wo Goethes „Götz von Berlichingen" erschien, bis zum Jahre 1803 jedes nationale Gepräge gebricht. Freilich, wenn die deutsche Eigenart lediglich darin bestehen sollte, unbekümmert um alle Ereignisse des praktischen und politischen Lebens sich in kühnem Fluge zu den Höhen des Ideals emporzuschwingen oder sich in die Tiefen der Forschung zu versenken, mit kosmopolitischem Geiste zu den Helden fremder Nationen hinüberschweifend, von dorther neue Anregung zu beschaffen oder das Gefühlsleben bis zum Uebermaß zu kultiviren, dann ist der Geist jener Literaturepoche in hervorragender Weise national zu nennen. Wer aber nur an die Zeit der Minnesänger, an die Tage der Reformation, an Hans Sachs und Hutten denkt, wer sich daran erinnert, daß Goethe selbst dem siebenjährigen Krieg einen bedeutsamen Einfluß auf den nationalen Gehalt der Literatur zuschreibt, wird zugeben müssen, daß eine ganz andere Art nationaler Literatur im Bereiche der Möglichkeit lag. Mochte die damalige Generation begeistert von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität sprechen, sie besaß diese Eigenschaften, aber dieselben bedeuteten für jene Zeit die Verneinung oder die Abwesenheit nationalen Denkens und Dichtens.

Daß es so kam, soll den beiden großen Meistern, die damals in Weimar zusammenwirkten, — Herder und Klopstock, von Gleim zu geschweigen, gingen im Laufe des Jahres 1803 heim — keineswegs zum Vorwurf gemacht werden. Es gab auf der einen Seite in Wahrheit keine Nation, deren Thaten oder Leiden die deutschen Dichter hätten begeistern können: andrerseits waren Goethe und Schiller vermöge ihrer Eigenart nicht zu Trägern des nationalen Gedankens berufen. Der eine, erfüllt von rein idealem Feuer, aus jenen Reichskreisen stammend, wo das nationale Leben längst so recht eigentlich verzettelt war, der andere, mit der Selbstgenügsamkeit eines wahrhaften Olympiers über das Treiben und Leiden der alltäglichen Welt weit erhaben, gebürtig aus einer Reichsstadt, die an reichspatriotischen Erinnerungen ebenso reich war, wie arm an deutscher Gesinnung: beide an einem kleindeutschen Hofe, welcher keine große Politik machen konnte — wie hätten sie sich mit vaterländischer Begeisterung zu erfüllen und diese in weitere Kreise zu tragen vermocht! Die „goldenen Tage von Weimar" haben für jeden, der in den Bestrebungen der hervorragendsten Geistesgrößen gern den Geist seines Volkes wiederfinden möchte, geradezu etwas Beängstigendes. Dieses Aufgehen in Dichtkunst und Freundschaft, soweit letztere echt ist, dieser Heißhunger nach neuen literarischen Genüssen, diese Gefühlsschwärmerei, dieser Klatsch! — und dabei stand die Welt in Flammen, alte Staaten stürzten ein, Ströme Blutes flossen: — aber als läge dies Weimar im Monde, so schloß sich der Kreis dieser Geisteshelden von der Außenwelt ab. Man hat wol in neuester Zeit geurtheilt, „ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens" habe unmöglich auch politischen Blick und Sinn besitzen können: allein wer möchte nicht zugeben, daß dieser politische Sinn mit Nothwendigkeit erwacht wäre, wenn sich der Hochsitz der Musen in einer der beiden deutschen Hauptstädte befunden hätte und in Wien oder Berlin eine großartige, nationale Politik getrieben wäre. Aber daran lag es eben, es fehlte die Nation: nichts ist charakteristischer für jenes Geschlecht, in dem die Schwere der Zeit die ernstesten Gedanken hätte wachrufen müssen, als daß es die Phantasiekunststücke und die Gefühlsschwärmerei des „genialen" deutschen Humoristen vergötterte, dem als Denkmal der Franzosenzeit ein französischer Name anhaftet.

Zum Glück für Deutschland wuchs aber schon ein neues Geschlecht heran,

dem ein echtes deutsches Herz schlug: es wandte seinen Blick zur Zeit noch rückwärts in die bessere Vergangenheit, in das deutsche Mittelalter mit seiner Macht und seiner Pracht, seinem Sang und seinem Klang. Die ersten Anfänge der „Romantik" regten sich: im Jahre 1803 veröffentlichte Ludwig Tieck die deutschen Minnesinger. In diesem Kreise bildete sich nationales Gefühl heran, und die Sänger der Freiheitskriege, ein Körner und Schenkendorf, ein Kleist und Arndt haben dann bewiesen, daß ein Dichter sehr wohl an den großen Aufgaben seiner Zeit theilnehmen kann, ohne an geistigem Gehalt zu verlieren.

Auch ist ja unser größter Dramatiker nicht von der Welt geschieden, ohne — bewußt oder unbewußt, — dem nationalen Gedanken seinen Tribut darzubringen. Im Jahre 1804 gestaltete er in seinem „Tell" das verklärte Bild eines echten Freiheitskampfes: hier legte er alles nieder, was vaterländischen Geist erhebt, weckt und stählt. An diesem Stücke nährte die Jugend ihre Begeisterung für Freiheit und Vaterland und begriff endlich das Wort: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

---

10. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

Der Friede von Amiens (27. März 1802), durch den auch England vom Kampfe gegen Frankreich zurückgetreten war, erwies sich nur als eine kurze Ruhepause, und der wieder ausbrechende Streit sollte auch Deutschland in Mitleidenschaft ziehen. Schon im März 1803, lange bevor der Bruch zwischen den Westmächten erfolgte, zeigte Napoleon in Berlin an, daß er, um England zu schädigen, Hannover werde besetzen müssen. Der letzte Rest preußischen Ansehens war dahin, wenn man das zuließ, und selbst Graf Haugwitz rieth, durch einen entschlossenen Einmarsch dem ersten Konsul zuvorzukommen. Da aber England zur Sicherung seines deutschen Besitzes keinen Finger rührte, mochte der König von Preußen jenen Schritt nicht wagen, ohne sich an Rußland einen sicheren Rückhalt verschafft zu haben. Allein die preußenfeindliche Junkerpartei Hannovers wirkte in Petersburg den Absichten Preußens entgegen, und auf Betrieb des Grafen Münster ertheilte der Zar seinem Freunde eine ablehnende Antwort. Damit war das Schicksal Hannovers entschieden. Wol regte sich in dem tüchtigen altdeutschen Lande der frühere Franzosenhaß, als Marschall Mortier mitten im Frieden (Mai 1803) sich den Grenzen Hannovers näherte. Aber das feige Adelsregiment befahl der Bevölkerung, „keine Ombrage zu erregen" und schloß am 3. Juni den Suhlinger Vertrag, demzufolge das Heer über die Elbe zurückgehen mußte und das Land den französischen Machthabern überliefert wurde.

Preußen beobachtete nun wieder eine unsichere Haltung. Auf der einen Seite suchte es Frankreich zur Räumung Hannovers zu bewegen und schloß
1804 mit Rußland ein Schutzbündniß (4. Mai 1804), falls Napoleon noch andere

Reichslande zu besetzen wage, auf der andern getraute es sich doch nicht, den Gedanken eines norddeutschen Fürstenbundes zur Abwehr französischer Begehrlichkeit mit Energie zu erfassen oder gar zu verwirklichen. Während Preußen auf Frankreichs Freundschaft hoffte, mußte das wehrlose Reich den Becher der Schande bis zur Neige leeren.

Der Herzog von Enghien, welcher in dem jetzt badischen Städtchen Ettenheim in stiller Zurückgezogenheit lebte, wurde unter dem Vorwande, daß er an einer royalistischen Verschwörung betheiligt erscheine, in der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 durch französische Truppen verhaftet, nach Vincennes geschafft und unter kriegsrechtlichen Formen gemordet. Während die europäischen Staaten über diese schreiende Verletzung des Völkerrechts Klage führten, ersuchte Baden, auf Napoleons Befehl, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, und die übrigen Gesandten traten schleunigst ihre Ferien an, um die Gewaltthat todtschweigen zu dürfen.

Wieder zeigte sich die Ohnmacht und klägliche Zerrissenheit Deutschlands, als Napoleon im Mai 1804 die Kaiserkrone annahm und mit diesem Titel die Ansprüche der Caesaren und Karolinger zu erneuern schien. Kaiser Franz begnügte sich, durch Annahme des Titels eines Kaisers von Oestreich für sein Haus zu retten, was aus dem Schiffbruch des alten Reiches zu retten war; in Preußen säumte man nicht mit der Anerkennung Napoleons, dessen neue Würde die Rückkehr geordneter Zustände für Frankreich und Europa bedeuten sollte, war aber ehrenwerth genug, die norddeutsche Kaiserkrone, welche die französischen Diplomaten anboten, von der Hand zu weisen. Die kleinen Reichsstände beglückwünschten den gekrönten Emporkömmling mit den überschwänglichsten Phrasen kriechendster Schmeichelei, und als Napoleon im Herbst durch die neugewonnenen Rheinlande eine Rundreise machte, wurde er in allen Städten als Friedensfürst mit Jubel empfangen. Als er dann in Mainz einen prunkenden Hoftag hielt, strömten die Fürsten Südwestdeutschlands herbei, um dem Fremdling ihre Huldigungen darzubringen: in Aachen, der alten deutschen Krönungsstadt, hatte der östreichische Gesandte dem neuen Imperator sein Beglaubigungsschreiben übergeben.

Gleichwohl bereitete sich von anderer Seite der Kampf gegen das Caesarenthum vor. Es war Kaiser Alexander, der, seit der Ermordung des Herzogs von Enghien mit Frankreich gänzlich zerfallen, sich für die Freiheit Europas schlagen und Europa nach dem Sturze des Usurpators völkerbeglückende Freiheit und Ruhe schenken wollte. Seit dem September des Jahres 1804 arbeitete in Oestreich eine Kriegspartei, und nach einigem Zaudern entschloß sich Oestreich im Dezember 1804 zu einem Vertheidigungsbündniß mit Rußland, falls Napoleon in Italien weiter um sich greife.

Auch an eine Aussöhnung zwischen den Höfen von Wien und Berlin wurde jetzt gedacht: Erzherzog Johann und seine Umgebung vertraten die Ansicht, daß man ohne Preußen nichts ausrichten könne: der geistreiche Publizist Gentz (geb. in Breslau 1764) erklärte in einer Denkschrift (September 1804), die einzige Rettung gegenüber einer französischen oder russischen Universal-

monarchie bestehe in der Versöhnung Oestreichs und Preußens und der Gründung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch den Frieden zu bewahren, und die kurzsichtige Politik Hardenbergs, der im Anschluß an Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die neue Koalition, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt geleitete England, Rußland und Oestreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das russische Heer gegen den Willen des preußischen Königs durch das Gebiet desselben nach Oestreich zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Landung in England zu machen und den verhaßten Staat, den er zur See nicht besiegen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Haufen zu werfen. Ungeheure Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Transportschiffe aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklicher: wenn nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die theils in verschiedenen Häfen blokirt, theils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig ankam, um die Landung zu decken, war der Plan unausführbar. Ja selbst, wenn sie rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Man hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuschiffen: dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters — wie wäre in dem stürmischen Kanal darauf zu rechnen gewesen! — kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge als den Engländern selbst. Man hätte grade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man hätte warten sollen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zwang, seine Prahlereien wahr zu machen: nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen gescheitert sein. Dann war es Zeit gegen das bestürzte Frankreich vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermuthlich in jähem Falle zusammenbrach. Zum Unglücke für Deutschland ließ man diese günstige Chance außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Oestreich mit den weitgehendsten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Frankreich zurückgedrängt werden, selbst die Entthronung des Korsen schien erreichbar. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, schwächlich und unzureichend.

Begierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne nach dem Rheine, französische Späher kundschafteten den Kriegsschauplatz an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine süddeutschen Schützlinge ihm Heeresfolge zu leisten: die deutsche Freiheit. die er zu retten kam, mußte noch einmal als Köder herhalten. Kurfürst Max Joseph von Baiern hielt auf Napoleons Befehl die östreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Koalition bewegen wollten, mit heuchlerischen Betheurungen hin, dann führte er sein Heer

den Franzosen zu. Baden und Hessen-Darmstadt folgten bald, nach einigem Zaudern auch Würtemberg; die Grundlage des „Rheinbundes" war geschaffen.

Preußen sollte mit Hannover geködert werden, wofür es aber das rechtsrheinische Kleve mit Wesel abzutreten hatte. Es lag nicht an Hardenberg, dem wenn irgend je, in diesem Augenblicke staatsmännische Einsicht völlig abging, daß dieses Danaergeschenk abgelehnt wurde, welches Preußen in einen Kampf mit England verwickelt hätte. Aber der König wollte nichts von dem Schacher wissen und beharrte bei seiner Neutralität, die er auch Rußland gegenüber behauptete. Er zog Truppen an der Warthe zusammen und verhinderte damit den Durchmarsch der russischen Truppen: aber allerdings kam das nur Napoleon zu gute, da sich nun die Vereinigung der russischen und östreichischen Armee noch mehr verspätete.

So mußte Oestreich im Spätsommer des Jahres 1805 die Last des Krieges 1805
zunächst auf seine Schultern nehmen. Unter üblen Auspicien wurde der Kampf begonnen: eine tiefgehende Zwietracht bestand zwischen dem Erzherzog Karl und dem begabten aber mit eigensinniger Selbstgefälligkeit erfüllten General Mack, welcher durchaus die ersten Lorbeeren ernten wollte.

Ursprünglich war — durchaus sachgemäß — geplant worden, daß Mack den Anmarsch der Russen abwarten und mit ihnen gemeinsam operiren solle: Erzherzog Karl sollte den Oberbefehl des Hauptheeres in Italien übernehmen und Erzherzog Johann Tirol decken.

Dazu kam, daß Napoleons Kriegsführung in anderer Weise erfolgte, als Mack sich ausgeklügelt hatte. Nach seiner Meinung mußte das französische Heer, aus den Schwarzwaldpässen hervortretend, nach der oberen Donau heranziehen und ihn in der Front angreifen. Nachdem er durch Baiern marschirt war, nahm er bei Ulm eine befestigte Stellung ein und wartete hier die Ankunft der Franzosen siegesgewiß ab. Obwol er schon am 6. Oktober zu seiner Bestürzung erfuhr, daß Napoleon ihn nicht in der Front angreifen, sondern von den Seiten her umklammern wolle, hielt er an seinem Plane fest. Schon am 14. war er mit seinem Heerlager völlig eingeschlossen. Während der Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg sich auf eigene Faust durchschlug, mußte Mack am 20. Oktober mit 23,000 Mann die Waffen strecken und die Festung Ulm nebst dem gesammten Kriegsmaterial dem Feinde abliefern.

So große Schuld Macks Starrsinn an seinem Untergange hatte, einen Faktor, der zu seinem Untergange wesentlich beitrug, hatte er nicht in Rechnung ziehen können. Ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität hatte Napoleon den Marschall Bernadotte durch das fränkische Fürstenthum Ansbach marschiren lassen, um Mack auch von Norden her zu umfassen. Dieser freche Gewaltakt brachte in Berlin einen förmlichen Umschlag hervor. In gerechter Entrüstung sagte sich der König von allen Rücksichten auf Napoleon los, gestattete den Russen den Durchmarsch durch Schlesien, befahl die Mobilmachung der Armee, brach den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ab. Auch die Bevölkerung bezeugte den lebhaftesten Unwillen und bekundete kriegerische Begeisterung.

Im Theater stimmte das Publikum bei einer Wallensteinaufführung in das Reiterlied ein; vor den Fenstern des Gesandten Laforest kam es zu lärmenden Demonstrationen, die märkischen Stände erklärten sich zu unentgeltlichen Lieferungen für die Armee bereit.

Aber zum Losschlagen ließ es der schwächliche Hardenberg noch immer nicht kommen: Preußen sollte zwischen den Kriegführenden nur die bewaffnete Vermittlung übernehmen. Vergebens suchte der östreichische Kaiserhof durch Entsendung des Erzherzogs Anton Preußen zum Anschluß an die Koalition zu vermögen: umsonst eilte der Zar selbst nach Berlin, um einen kraftvollen Entschluß herbeizuführen. Er erreichte nur, daß Friedrich Wilhelm am 3. November im Potsdamer Vertrag sich verpflichtete, Napoleon durch diplomatische Mittel zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes, wie er durch den Frieden von Luneville festgesetzt war, zu bewegen. Im Weigerungsfalle trat Preußen der Koalition bei und sollte, falls England es gestattete, zum Lohne Hannover erhalten.

In der Nacht vom 3. zum 4. November wurde dieser Vertrag als persönlicher Freundschaftsbund der beiden Monarchen über dem Sarge Friedrichs des Großen feierlich bekräftigt — eine Szene, welche neuerdings wol mit Unrecht lediglich als ein von Alexander angelegter Theatereffekt bespöttelt wird.

Zwar hatten sich im Anschluß an die Niederlage des Generals Mack die östreichischen Erzherzoge Karl und Johann zum Rückzuge nach Steiermark genöthigt gesehen, auch war Napoleon Herr des Kriegsschauplatzes in Niederöstreich, dann mußte Wien aufgegeben werden, das Heer nach Mähren weichen, dennoch aber hing das Heil der Welt von der Verzögerung des Waffenganges ab. Ein preußisches Heer sammelte sich an den Südgrenzen der Monarchie, eine russische Reservearmee zog durch Schlesien nach Mähren: es mußte abgewartet werden, bis die Engländer und Schweden in die Aktion traten. Napoleon, wenn auch siegreich, stand doch viele Meilen von seinen natürlichen Hilfsquellen entfernt. Unter diesen Verhältnissen war es solch ein großes Unglück nicht, daß der preußische Diplomat Graf Haugwitz, welcher Napoleon von dem Potsdamer Vertrage in Kenntniß setzen sollte, mit großer Langsamkeit nach Mähren reiste und sich in Brünn von Napoleons Artigkeiten betölpeln ließ. Napoleon, der auch Zeit zu gewinnen wünschte, um durch einen Sieg seine Position zu bessern, würde sich in seiner eigenen Schlinge gefangen haben, falls die russisch-östreichische Heeresleitung ihm nur den Kampf versagt hätte. Die Schuld an dem Unglück des Jahres 1805 trägt nicht sowol die Unfähigkeit des preußischen Diplomaten als die Uebereilung des Kaisers Alexander. Er durchschaute Napoleons schlaues Spiel und hatte sich fest vorgenommen, ihm keine Gelegenheit zu Kampf und Sieg zu geben. Eine glänzende Heerschau stimmte ihn leider um; man beschloß auf Napoleons wohlgesicherte Stellung loszugehen. Zwischen Brünn und Austerlitz ward am 2. Dezember 1805 die Entscheidungsschlacht geschlagen: es war der erste Jahrestag der Kaiserkrönung Napoleons. Alle Tapferkeit der Verbündeten war umsonst gegenüber dem genialen Schlachtenmeister und der Siegeszuversicht seiner Soldaten. Nach ungeheuren Verlusten mußte die östreichisch-russische Armee das Schlachtfeld räumen und am folgenden Tage

Abſchied Alexanders I. von Friedrich Wilhelm III. und Luiſe am Sarge Friedrichs des Großen in der Garniſonkirche zu Potsdam in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805.
Nach dem Gemälde von Dähling, geſtochen von Meno Haas, Berlin 1806.

konnte Napoleon der ſtaunenden Welt von ſeinem Siege in pomphaften Worten berichten, die Größe ſeines Erfolges noch durch lügenhafte Phantaſiegebilde übertreibend.

Am 4. Dezember ſuchte Kaiſer Franz den Sieger bei Naſedlowitz auf und mußte hier, im freien Felde empfangen, ſich all die Demüthigungen gefallen laſſen, in denen ſich

der korsische Emporkömmling gekrönten Häuptern gegenüber gefiel: hier senkte sich der Keim tödtlichen Hasses in die Brust des östreichischen Kaisers, und diese Stunde mag nachmals für Napoleon verhängnißvoll geworden sein.

Die Bitte um einen Waffenstillstand gewährte Napoleon unter der Bedingung, daß der Kaiser sein Bündniß mit Rußland aufgäbe und die Russen unverzüglich heimzögen. Da Kaiser Alexander sich von Seiten Napoleons der größten Liebenswürdigkeit zu erfreuen hatte, — alle gefangenen Russen wurden bedingungslos freigegeben — machte er keinen Versuch, den Verbündeten festzuhalten. Demnach war die Koalition gesprengt: jedoch war noch jetzt nicht alles verloren, wenn der preußische Unterhändler Graf Haugwitz nicht Ehre und Pflicht vergessen hätte: was jenseits der Entscheidungsschlacht liegt, lastet als unauslöschliche Schmach auf seinem Namen. Ohne seinen Auftrag bei Napoleon auszuführen hatte sich Haugwitz von Brünn nach Wien weisen lassen und den Verhandlungen, welche die östreichischen Minister mit Talleyrand führten, müßig zugeschaut. Als ihn die Nachricht von dem Siege bei Austerlitz erreichte, bildete er sich ein, nun sei es um Preußen geschehen, wenn es auf dem Kampfe bestände. Eigenmächtig — unerhört in der Geschichte der preußischen Diplomatie — unterzeichnete er, statt Napoleon mit Krieg zu bedrohen, am 15. Dezember zu Schönbrunn ein Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich. Diesem Vertrage gemäß erkannte Preußen alle Abtretungen an, zu denen Napoleon den Kaiser zwingen werde und erhielt Hannover, indem es das rechtsrheinische Kleve an Frankreich, Ansbach an Baiern abtrat. Mit dem Abschlusse des Schönbrunner Bündnisses verlor Oestreich den letzten Rückhalt und mußte am 26. Dezember den Preßburger Frieden annehmen, den es nicht mehr mit deutschem Reichsgut erkaufen konnte. Doch sollte das Reich auch noch einen letzten Stoß, den Gnadenstoß erhalten. Baiern und Würtemberg sollten in Zukunft als Könige von Napoleons Gnaden der vollen und unbedingten Souveränetät genießen: eine Bestimmung, mit welcher das Fortbestehen des deutschen Reiches nicht mehr vereinbar war.

Durch den Frieden verlor Oestreich Venedig mit Istrien, Dalmatien und den zugehörigen Inseln; Burgau, Passau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg wurden an Baiern abgetreten, die Waldstädte in Schwaben und ein Stück vom Breisgau an Würtemberg, der Haupttheil des letzteren an Baden. Der Erzherzog Ferdinand wurde für Salzburg, das Oestreich einverleibt wurde, mit Würzburg entschädigt.

Damit die Familie Bonaparte ihren deutschen Satrapen etwas näher gebracht werde, wurden einige deutsche Fürstenhäuser gewürdigt, mit dem französischen Machthaber in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten: auch sonst sorgte Napoleon dafür, seine Familienglieder in die Reihen der deutschen Fürstlichkeit aufnehmen zu lassen. Es war selbstverständlich, daß von dieser Seite nunmehr die Gleichberechtigung der „vierten Dynastie Frankreichs" förmlich anerkannt wurde.

Max Joseph von Baiern vermählte eine Tochter mit Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais, Stephanie Beauharnais erhielt der badische Thronfolger zur Gemahlin. Napoleons Onkel, den „Kardinal" Fesch, der kein Wort Deutsch verstand, mußte der Kurfürst-Erzkanzler von Mainz, Freiherr von Dalberg, als Koadjutor annehmen. Napoleons Schwager Murat bekam das neue Großherzogthum Berg.

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).

Wol war man in Berlin entrüſtet, als Haugwitz mit ſeinem ſchmählichen Machwerk ankam; man hatte jedoch nur die Wahl, unter Ablehnung des Vertrages dem Schwerte die Entſcheidung zu überlaſſen oder Hannover aus Napoleons Händen demüthig entgegenzunehmen. Hardenberg, der es wie kein anderer verſtand, durch halbe Maßregeln das Ganze zu verderben, rieth den Vertrag anzunehmen, aber unter Vorbehalten, welche einem Zerwürfniß mit England vorbeugen ſollten: dabei hatte doch der ſchlaue Korſe Preußen gerade mit Hannover entſchädigt, weil er es mit England entzweien wollte. Haugwitz wurde alſo nach Paris geſchickt um Aenderungen zu erzielen und gab dadurch Napoleon den willkommenen Anlaß zu der Erklärung, er halte ſich nicht mehr an den Schönbrunner Vertrag gebunden. Ein neuer, Pariſer, Vertrag, zu dem ſich Haugwitz am 15. Februar 1806 nöthigen ließ, enthielt nur eine Verſchärfung 1806
der Schönbrunner Artikel und zwang Preußen durch Sperrung der hannoverſchen Flüſſe den Krieg gegen England zu beginnen. Völlig vereinſamt, ohne ein ſchlagfertiges Heer, — aus Sparſamkeit hatte man abrüſten laſſen, — mußte ſich Preußen fügen, und der König genehmigte den Pariſer Vertrag. Noch im Februar nahm Preußen Hannover und Lauenburg in Beſitz und ſperrte die Nordſeehäfen für die engliſchen und ſchwediſchen Schiffe. Allerdings äußerte Friedrich Wilhelm gegen ſeine Vertrauten, der Vertrag ſei trugvoll erſchlichen, die Pflicht gebiete, bei dem nächſten Uebergriffe Frankreichs das Schwert zu ziehen. Durch eine erneute Annäherung an Rußland ſuchte er ſeine Stellung zu ſichern und Kaiſer Alexander verſprach am 24. Juli 1806, alle ſeine Streitkräfte für die Aufrechterhaltung Preußens bereit zu ſtellen.

Inzwiſchen hatte Napoleon die Verfaſſung Deutſchlands in der Weiſe umgeſtaltet, wie es ſeinen Zwecken am meiſten entſprach: er kam damit den Beſtrebungen Hardenbergs zuvor, der einen ziemlich unbrauchbaren Organiſationsplan ausgearbeitet hatte.

Er wollte die ſehr naheliegende Triasidee verwirklichen, das Reich in ſechs Kreiſe und drei Bundesgruppen theilen: Preußen, Oeſtreich und Baiern ſollten die leitenden Staaten ſein und ihre Herrſcher ein oberſtes Kollegium bilden, denen ſich die Kurfürſten als zweites, die Fürſten als drittes anſchließen würden.

Der Entwurf, den Napoleon in Paris ausarbeiten ließ, war den Bestimmungen des „Rheinischen Bundes“ angepaßt, durch welchen sich im Jahre 1658 eine Anzahl deutscher Reichsstände mit Ludwig XIV. einte und dem französischen Einfluß die Wege geebnet wurden. Nur wurden die Bedingungen, entsprechend der gegenwärtigen Lage, schroffer gefaßt, und Napoleon gab sich keine Mühe, die Illusion aufrecht zu halten, — wie 1658 geschehen — als träten die Rheinbundsmitglieder in ihrem Interesse als gleichberechtigte Kontrahenten an die Seite des um Deutschlands Wohl besorgten Frankreich. Mit keinem der betheiligten Fürsten hielt es Napoleon für der Mühe werth zu unterhandeln, ohne Widerrede mußten sie den Vertrag annehmen, den der Machthaber ihnen am 17. Juli vorlegte.

Sechzehn Fürsten erklärten ihren Austritt aus dem Reichsverbande, der sie nicht mehr zu schützen vermöge, sprachen sich völlige Souveränetät zu und verpflichteten sich, ihrem Protektor, dem Kaiser Napoleon, für jeden Festlandskrieg 63,000 Mann zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Gründung war eine zweite Reihe von Mediatisirungen verbunden. Was der Reichsdeputationshauptschluß in diesen Gegenden an reichsunmittelbaren Grafen und Herren, sowie an Reichsstädten übrig gelassen — 550 Quadratmeilen mit 1¼ Millionen Einwohner — wurde jetzt unter die Landeshoheit der eidbrüchigen Fürsten gestellt. Wäre dies Verfahren nicht ein Beweis der vollständigen Ohnmacht Deutschlands gewesen, so hätte sich die Nation zu dem Untergange dieser kleinen Gewalten nur Glück wünschen können; ohne es zu ahnen arbeitete der Fremdling der nationalen Einigung vor, für deren Zustandekommen diese unfruchtbaren Staatswesen ebenso viele Hindernisse waren.

Kaiser und Reich mußten sich in das Geschehene fügen. Kaiser Franz hatte schon nach dem Preßburger Frieden eingesehen, daß es mit dem Kaiserthum am Ende sei und alle Ehrliebenden in seiner Umgebung riethen ihm, zurückzutreten, ehe Napoleon den Verzicht erzwänge. Aber der letzte römische Kaiser wollte den Thron der Salier und Staufer möglichst vortheilhaft losschlagen und sandte Metternich mit den bezüglichen Anträgen nach Paris. Er kam zu spät: die Rheinbundsakte war eine Thatsache, das Reich hatte aufgehört zu existiren. Am 1. August erklärten acht Rheinbundsgesandten — den Regensburger Reichstag hatte Dalberg in die Ferien reisen lassen, als in Paris die Gründung des Rheinbundes vor sich gehen sollte, — daß ihre durchlauchtigsten Herren „sich unter den mächtigen Schutz des Monarchen gestellt, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten.“ In einem kühlen Manifest verkündete dann Kaiser Franz am 6. August, daß er die Krone des Reiches niederlege, das reichsoberhauptliche Amt erloschen, das Kaiserthum Oestreich aller Reichspflichten ledig sei.

Die Schadenfreude aller Franzosenfreunde war außerordentlich, die Nation blieb der Mehrzahl nach stumm und kalt. Wo sich ein Gefühl patriotischen Schmerzes oder nationaler Entrüstung kund gab, schritt Napoleon gewaltsam ein: niemand sollte den Deutschen vorhalten, daß sie ein Volk gewesen waren und wieder werden könnten, wenn sie nur sich selbst und die Tugenden des deutschen Stammes wiederzufinden vermöchten.

Als ein Ansbacher eine anonyme Flugschrift veröffentlichte „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", und den Deutschen den Rath gab, das Schicksal ihres Vaterlandes zu beweinen, ließ Napoleon den Buchhändler Palm, der das Buch verbreitet haben sollte, standrechtlich erschießen. Zu den Schriftstellern, welche in dieser trübsten Zeit das Volk wachzurütteln suchten und den deutschen Herzen die Gluth der Begeisterung und des Hasses einzuflößen bemüht waren, gehören in erster Linie zwei sehr verschiedenartige Männer. In glänzender Rhetorik hielt Fr. Gentz dem entarteten Geschlecht seine Sünden vor, — er selbst ein Söldling, ein Mann ohne Charakter; im Norden schrieb E. M. Arndt während des Krieges von 1805 den ersten Theil seines „Geist der Zeit" und redete in wuchtiger, vom Herzen kommender und zum Herzen dringender Sprache zum deutschen Gewissen. „Ein Mensch", schrieb er, „ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden; ein Volk ist es nie."

Während Oestreich ohne Sang und Klang aus dem Reiche schied, in dem es so lange zum Unsegen der Nation gewaltet, machte Preußen den Versuch, zusammenzuhalten und zu retten, was noch zu retten war. Ueber Napoleons Absichten war man klar, die Stiftung des Rheinbundes betrachtete man mit Recht als eine Feindseligkeit gegen Preußen: es war hohe Zeit, die letzten Lande, die noch deutsch und frei waren, wehrhaft zu machen. Es war dies nur möglich, indem man den Gedanken eines Nordbundes — gleichviel, ob mit oder ohne Kaisertitel — wieder aufnahm: Preußen kehrte zu der gesunden Politik des Fürstenbundes zurück, wenn es daran ging, diesen Gedanken auszuführen.

Ohne den Besitz von Hannover stand ein solcher Nordbund auf schwachen Füßen: leider aber wollte König Georg III. von der Abtretung seines Stammlandes nichts wissen und so dauerten die Feindseligkeiten zwischen England und Preußen fort.

Schon ehe die Rheinbundsakte veröffentlicht war, hatte die preußische Regierung in Dresden und Kassel über die Errichtung eines Nordbundes verhandelt. Zwar hatte sich Preußen die Kaiserwürde zugedacht, aber den beiden Kurfürsten zugleich die Königskrone; sorgfältig war alles vermieden, was die Eifersucht der Bundesgenossen wachrufen konnte; nur das Heer — es war auf 240,000 Mann veranschlagt — sollte im Kriege unter preußischem Oberbefehl stehen.

Durch Mediatisirungen sollte der Egoismus der beiden Kurstaaten befriedigt werden. Allein man mochte Preußen, das seine Verhandlungen dritten gegenüber sorglich geheim hielt, nicht trauen: Oestreich und Frankreich erweckten und schürten den Argwohn der Mittelstaaten. Umsonst ließ Preußen den Anspruch auf den Kaisertitel fallen: man wollte ihm nicht einmal die militärische Oberleitung gewähren. Napoleon spielte wieder mit großem Geschick eine Doppelrolle: während er am 22. Juli dem Könige von Preußen durch Talleyrand die Kaiserkrone von Norddeutschland antragen ließ, warnte er Hessen und Sachsen vor dem preußischen Bündniß und versprach ihnen dann seinen Schutz gegen Preußens Uebelwollen. Aus anderweitigen Aeußerungen konnte man entnehmen, daß er den preußischen Plan unter allen Umständen, nöthigenfalls mit Gewalt verhindern werde. Es ward immer klarer, daß das Schwert entscheiden müsse. Die preußischen Patrioten suchten den König von dem Einflusse seiner subalternen Rathgeber zu befreien, Stein entwarf einen großartigen Reformplan:

ja im September 1806 wagte die Kriegspartei, zu der außer Stein, Blücher und Rüchel mehrere Prinzen gehörten, den König zu bitten, er möge Haugwitz, Beyme und Lombard entlassen. Aber der König vermerkte dies Unterfangen sehr übel, und alles blieb beim Alten.

Meisterhaft dagegen bereitete Napoleon den Krieg gegen Preußen vor, in dessen Heer er noch immer den Geist Friedrichs des Großen verkörpert glaubte. Indem er den Sultan Selim zum Kriege gegen Rußland aufreizte, hinderte er Alexander, dem preußischen Monarchen in der Stunde der Noth mit voller Macht zu helfen: zugleich nöthigte er durch diese orientalischen Händel Oestreich zur Neutralität: auf einen Krieg mit Rußland gefaßt, konnte sich das zerrüttete Oestreich auf die Unterstützung Preußens nicht einlassen.

Die Veranlassung zum Ausbruch des unvermeidlichen Kampfes zwischen Frankreich und Preußen gab die arglistige Politik, welche Napoleon in Bezug auf Hannover befolgte; so oft und so feierlich er Friedrich Wilhelm den Besitz dieses Landes gewährleistet hatte, erbot er sich gegen den König von England, ihm Hannover wiederzuverschaffen. Daraufhin befahl Friedrich Wilhelm am
1806 9. August die Mobilmachung der Armee. Auf ihr beruhte die ganze Hoffnung des Staates, denn an Bundesgenossen konnte man, abgesehen von dem entfernten Rußland, nur auf Kursachsen und Sachsen-Weimar rechnen: dabei ließ sich nach den früheren Vorgängen leicht vermuthen, daß Kursachsen die erste Gelegenheit benutzen würde, um sich den widerwillig übernommenen Verpflichtungen zu entziehen.

Wenn man den Ueberzeugungen des von fridericianischen Traditionen sich nährenden Offizierskorps trauen durfte, hatte der preußische Staat freilich nichts zu befürchten: ihren Prahlereien zufolge handelte es sich nur um einen Spaziergang nach Paris, welchem die wenig parademäßig geschulten französischen Soldaten wahrlich keine Hindernisse in den Weg legen würden. Man übersah, daß gegenüber dem unvergleichlichen Angriffsmuth der französischen Regimenter ganz andere Tugenden nothwendig waren, als die des Exerzierplatzes; außerdem aber ließ das Heer, in welchem die kriegserfahrenen Soldaten des „alten Fritz" doch nur in sehr spärlicher Anzahl vorhanden waren, an militärischer Schulung gar viel zu wünschen übrig. Ein ungeheuerer Troß, wie er zur Zeit Friedrichs des Großen nur bei dem Heere des vielverspotteten Prinzen von Soubise gesehen worden war, wurde den Herren Offizieren nachgefahren und hinderte, gleichwie die schwere Belastung des gemeinen Mannes, die Beweglichkeit der Armee. Blind gegen die Schäden der preußischen Heereseinrichtungen verachteten aber auch die älteren Offiziere, von denen allerdings ein großer Theil den Tagen Friedrichs des Großen entstammte, den neuen Schlachtenmeister: meinte doch selbst der jüngere, einsichtigere Rüchel, „Generale wie Herrn von Bonaparte habe die preußische Armee mehrere aufzuweisen."

Mit einer Kühnheit, welche den vorhandenen Machtmitteln wenig entsprach, wollte man die Strategie Friedrichs des Großen auch darin nachahmen, daß man den Angriffen des Gegners zuvorzukommen beschloß: statt sich in dem Festungsdreieck zwischen Elbe und Oder zu behaupten, bis die russische Hilfe nahte, sollte ein Einfall durch Thüringen nach Franken gemacht werden. Aber auch diese Operation wurde nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt,

denn der Miniſter Haugwitz wollte erſt die Wirkung des Ultimatums abwarten, welches der König am 1. Oktober an Napoleon gerichtet hatte.

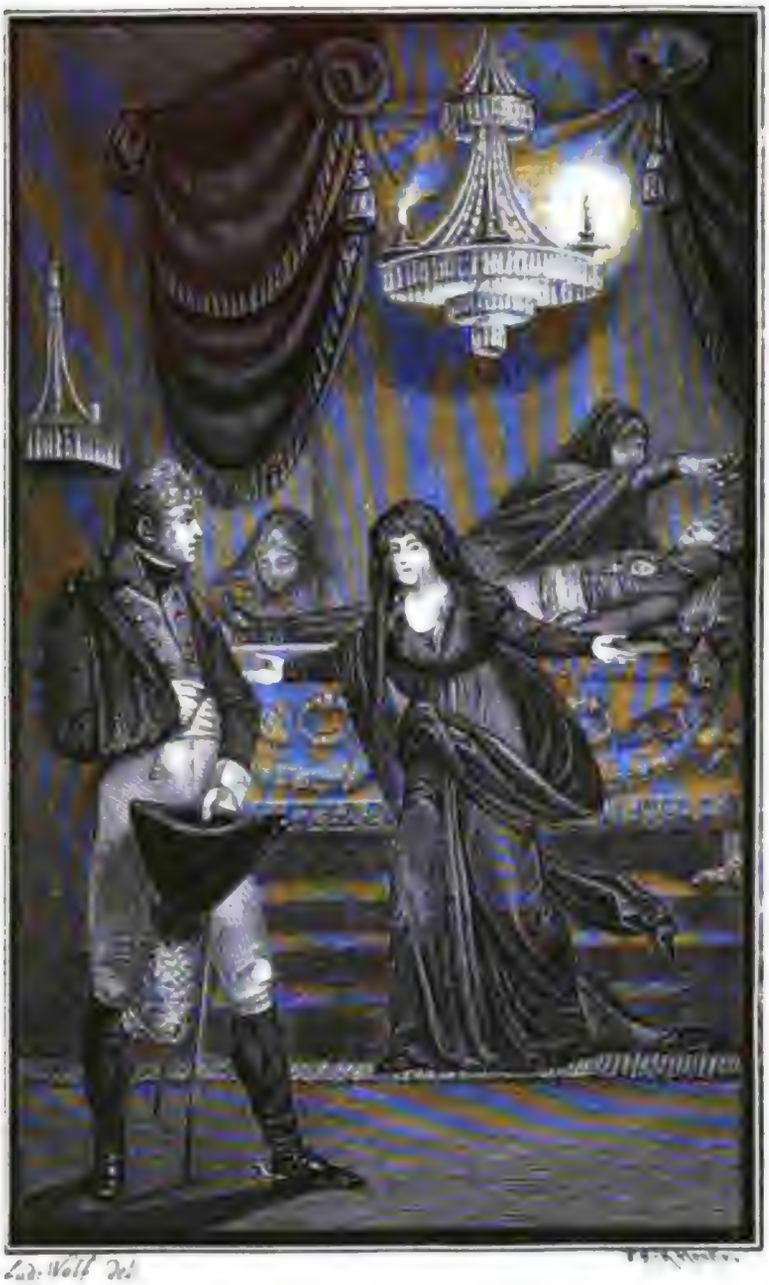
Das Ultimatum enthielt im weſentlichen drei Forderungen: die Franzoſen ſollten aus Deutſchland abziehen und den Norddeutſchen Bund anerkennen; über die anderen zwiſchen Frankreich und Preußen ſchwebenden Streitfragen ſollte eine friedliche Verſtändigung herbeigeführt werden.

Aber ſelbſt bei größerer Eile würde man Napoleon nicht überraſcht haben, der ſchon im Auguſt die Rheinbundstruppen bis an die Grenze Thüringens vorgeſchoben hatte und den Aufmarſch ſeines Heeres ſorgfältig vorbereitete. Die ſüddeutſchen Offiziere frohlockten bei dem Gedanken, den Preußen die alte Schande von Roßbach zu vergelten. Auch Napoleon ſuchte in Deutſchland die öffentliche Meinung ſeinem Unternehmen günſtig zu ſtimmen: nach Ausbruch des Krieges verkündete ein Manifeſt den „Völkern Sachſens“, er komme, ſie zu befreien.

Erſt am 6. Oktober erhielt Napoleon in Bamberg das preußiſche Ultimatum, welchem am 8. Oktober die Kriegserklärung folgte. Napoleon, deſſen heißeſter Wunſch damit erfüllt war, beeilte ſich nichts deſto weniger, vor aller Welt Preußen als Friedensbrecher zu brandmarken: mit beſonderen Beſchimpfungen überhäufte er die edle Königin Luiſe, die doch an den entſcheidenden Berathungen gar nicht theilgenommen hatte. Ihr Blutdurſt hieß es, trage die Schuld an dieſem Kriege, der das argloſe Frankreich überraſche.

Das preußiſche Heer — es beſtand aus 130,000 Mann, darunter 20,000 Sachſen und die kleine Schar des Herzogs von Weimar — wurde von dem mehr als ſiebenzigjährigen Herzog Karl Wilhelm von Braunſchweig befehligt, der bei jenem Feldzuge in die Champagne hinreichende Beweiſe ſeiner Unfähigkeit gegeben hatte. Er beabſichtigte dem franzöſiſchen Heere die Saalpäſſe zu verlegen: damit hatte er aber zu lange gezögert, und da Napoleon gleich nach der Ablehnung des preußiſchen Ultimatums nordwärts gezogen war, fürchtete der Herzog für ſeine Rückzugslinie und befahl den Ab-

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, der Beſiegte von Jena und Auerſtädt.
Radirt von Schroeder in Braunſchweig 1792.

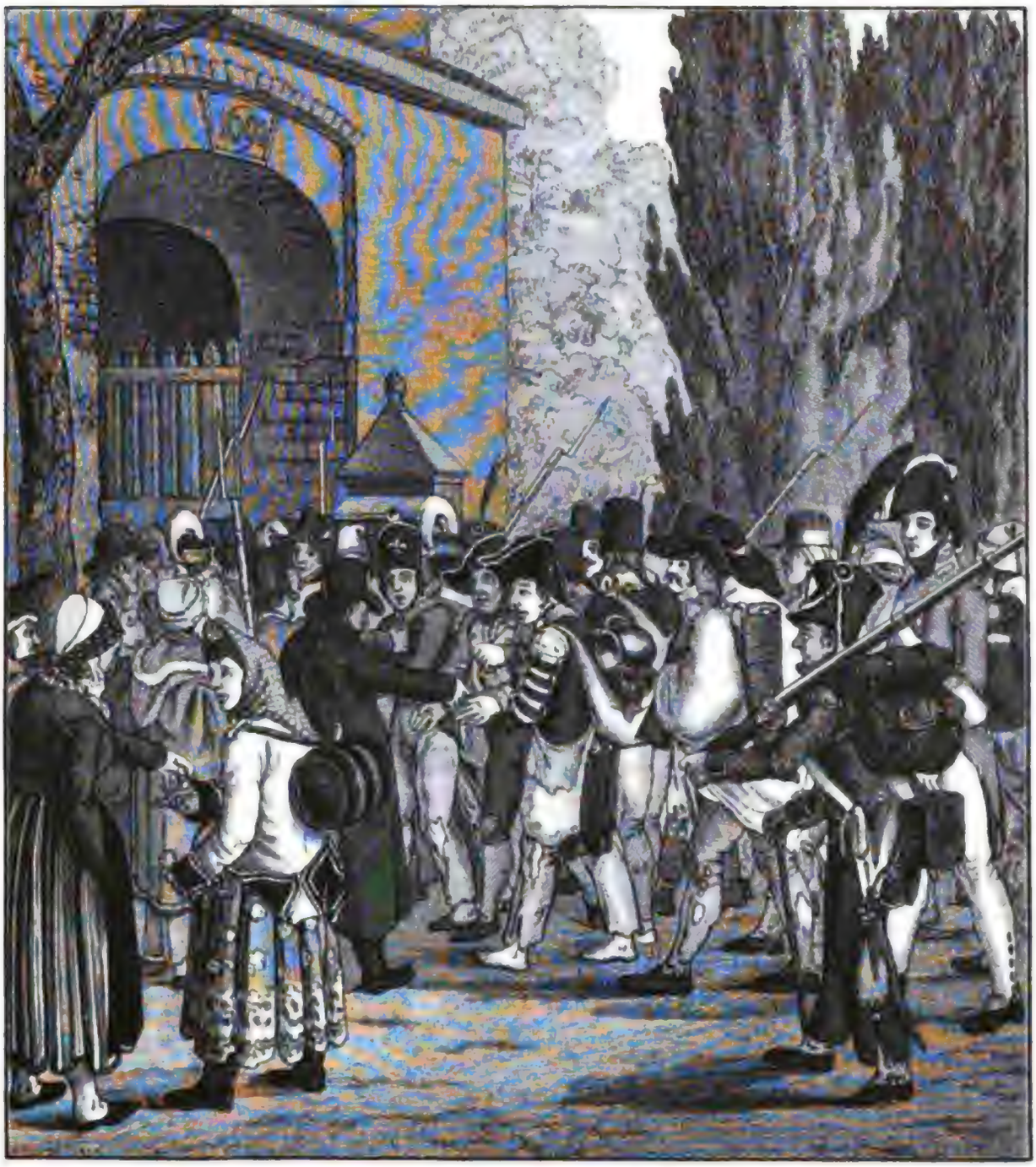


Prinz Louis Ferdinand (bei Saalfeld) auf dem Paradebett.

Gleichzeitige Tuschzeichnung von L. Wolff.

marsch an die Elbe. Zunächst sollte eine neue Stellung hinter der Unstrut genommen werden. So ward die preußische Armee, nachdem Napoleon am 10. Oktober die Vorhut bei Saalfeld geworfen hatte, wo der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand einen ehrenvollen Reitertod fand, während ihres Rückzuges zugleich von Süden und Osten her angegriffen. Napoleon selbst zwang am 14. Oktober den Fürsten Hohenlohe, bei Jena eine Schlacht anzunehmen. Da diesem verboten war, sich in ein ernstliches Gefecht einzulassen, hatte er versäumt, sowol die Uebergänge über die Saale als auch die das Thal beherrschenden Höhen einzunehmen. Dieser wichtigen Punkte bemächtigte sich Napoleon und zwang seinen Gegner nach hartem Kampfe, in dem Preußen wie Sachsen aufs tapferste fochten, zum Rückzuge auf Weimar. Gar bald artete derselbe in wilde regellose Flucht aus, da General Rüchel seine Regimenter in nutzlosem Kampfe verzettelte. Gleichzeitig erfochten Davout und Bernadotte, welche den Fürsten Hohenlohe im Rücken hatten angreifen sollen, drei Stunden unterhalb Jena, bei Auerstädt, einen vollständigen Sieg über die Hauptarmee. Auf dem linken Saaluser stießen die beiden Heere im dichten Herbstnebel auf einander: da der Herzog von Braunschweig gleich beim Beginn des Kampfes tödtlich verwundet ward, fehlte es alsbald an jeder einheitlichen Leitung und man sah sich auch hier genöthigt zu weichen. Anfangs ging der Rückzug in leidlicher Ordnung vor sich; als man aber auf die Trümmer des Hohenloheschen Korps stieß, wurden Schrecken und Verwirrung allgemein; alle Bande der Kriegszucht waren gelöst.

Getreu dem französischen Aussaugungssystem legte der stolze Sieger bereits am 15. Oktober allen preußischen Provinzen diesseit der Weichsel eine Kontribution von 159 Millionen Franken auf. Acht Tage nach der Schlacht wurden die preußischen Besitzungen links der Elbe, ebenso die der Oranier und des hessischen Kurhauses vorläufig dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Der



Folgen der Schlacht bei Jena: „Durchzug der preußiſchen Gefangenen vom Hohenloheſchen Korps nach Frankreich nach der Schlacht bei Jena 1806."

Gleichzeitiger kolorirter Kupferſtich („Leipziger Kriegsſcenen Nr. 7").

Dresdener Hof trat unmittelbar nach der Niederlage zu Napoleon über. Man konnte es den Sachſen kaum verdenken, daß ſie ſich eiligſt zu ſichern ſuchten, gaben doch in Preußen Hohe und Niedere das Beiſpiel ſchimpflichſter Feigheit und völliger Rathloſigkeit. Der König, deſſen Waffenſtillſtandsgeſuch Napoleon höhniſch abgelehnt hatte, überließ es den Generalen, die von paniſchem Schrecken ergriffenen Truppen zu ſammeln und ihren Muth neu zu beleben: aber die

meisten dieser Männer vergaßen, was sie ihrem Namen und ihrer Stellung schuldig waren. Ohne Schwertstreich überlieferte man am 15. Oktober Erfurt mit 11,000 Mann und großen Vorräthen.

Unaufhaltsam setzte Napoleon seinen Siegeslauf fort. Am 17. Oktober wurde die preußische Reservearmee unter Eugen von Würtemberg bei Halle geschlagen, am 25. kapitulirte Spandau, am 27. rückte Napoleon in Berlin ein und schlug sein Quartier im preußischen Königsschlosse auf.

Die höhere Beamtenwelt hielt es für das gerathenste, Kundgebungen patriotischen Unwillens von vornherein zu unterdrücken: der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, gab als Losungswort für das Verhalten der Bevölkerung sein berüchtigtes: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Die Staatskassen wenigstens hatte der Freiherr vom Stein rechtzeitig nach Königsberg flüchten lassen, aber die Schätze des Zeughauses wurden eine Beute der Franzosen. Was aber das schimpflichste war, sieben Minister Friedrich Wilhelms entblödeten sich nicht, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Wie hätte da die Bürgerschaft die Haltung bewahren können, wie sie Männern geziemte, die den Sturz ihres Vaterlandes zu beklagen hatten! Es zeigte sich stellenweise eine solche Kriecherei, daß sie selbst den Franzosen ein Gegenstand des Ekels wurde.

Besonders schmachvoll war das Verhalten des Geschichtsschreibers Johannes Müller. Einst der begeisterte Lobredner der schweizerischen Freiheit, feierte er den französischen Machthaber jetzt als den Heros der modernen Welt, weil ihm der Kaiser ein paar inhaltlose Schmeicheleien gesagt. Ehrenvolle Erwähnung dagegen verdient der Prediger Erman, der bei der Begrüßung Napoleons offen erklärte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes.

Napoleon selbst aber bezeugte die gründlichste Verachtung und den bittersten Haß gegen alles, was preußisch war: er ersparte den Berlinern keine Demüthigung: er ließ die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor nehmen, er raubte den Degen vom Sarge Friedrichs des Großen und schenkte ihn den Invaliden in Paris, er ließ das vordem so glänzende Regiment der Gensdarmes im jämmerlichsten Aufzuge, wie eine Viehherde, die „Linden" hinabtreiben. Im Königsschlosse der Hohenzollern schrieb er die unwürdigsten Schmähungen gegen die Königin Luise.

Unbarmherzig verweigerte er dem todwunden Herzog von Braunschweig die geringe Wohlthat, in der Heimath die letzte Ruhestätte zu suchen; er mußte weiter flüchten und starb am 10. Oktober zu Ottensen bei Altona. Er wurde auf demselben Kirchhof bestattet, in welchem die letzten Reste Klopstocks ruhen.

Im Vollgefühle seines Sieges erließ Napoleon am 21. November von Berlin aus das berüchtigte Dekret (die sogenannte „Kontinentalsperre"), durch welches aller Handel mit England verboten, alle englischen Waaren konfiszirt wurden: England hielt auch diesen Schlag aus, aber der Handel Deutschlands war damit aufs schwerste geschädigt.

Während Napoleon zu Berlin nach Willkür schaltete und waltete, wandte sich der Blick aller Vaterlandsfreunde mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Osten des Staates, wo der König weilte. Jene Gebiete, auf denen der preußische Königsname beruht, bildeten die Grundlage der letzten Hoffnungen. Verloren waren die Heeresträmmer, die sich von Jena und Auerstädt gerettet hatten: am 28. Oktober hatte Fürst Hohenlohe, durch Murat über die Stärke des Feindes getäuscht, sich bei Prenzlau zur Kapitulation verleiten lassen: der wackere Blücher,

Aus der Zeit der Kontinentalsperre: „Französische Soldaten untersuchen im Thor zu Leipzig, ob keine Englische Waaren hinausgebracht werden."

Gleichzeitiger kolorirter Kupferstich aus den „Leipziger Kriegsscenen."

der allein die preußische Waffenehre gerettet, und sich bis Lübeck durchgeschlagen hatte, mußte sich am 6. November aus Mangel an Munition bei Ratkau der Uebermacht ergeben.

Blüchers Absicht war gewesen, sich mit den Resten der Reservearmee und einigen anderen Truppen mit der Hohenloheschen Armee zu vereinigen: den Uebergang über die Elbe deckte Oberst York mit seinen Jägern durch das glänzende Nachhutgefecht bei Altenzaun. Die Kapitulation von Prenzlau vereitelte Blüchers Vorhaben.

Eine Festung nach der andern fiel schimpflich in die Gewalt des Feindes:

Napoleon zu Berlin nach der Schlacht bei Jena: Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam am 25. Oktober 1806.

Nach dem Gemälde von Dähling, gestochen von Arnold.

am 29. Oktober Stettin, am 1. November Küstrin, am 8. das Hauptbollwerk, das feste Magdeburg mit 24,000 Mann und ungeheuren Vorräthen.

Kein einziger dieser Kommandanten, die später infam kassirt wurden, hat seine Schande nachher durch freiwilligen Tod gesühnt: aber dem gemeinen Mann ging doch hie und da solch eine namenlose Schmach tief zu Herzen: bei der Uebergabe von Hameln geschah es, daß zwei preußische Grenadiere sich gegenseitig den Tod gaben, um die Demüthigung der Kapitulation nicht zu überleben.

Unter solchen Verhältnissen wäre es kein Wunder gewesen, wenn Friedrich Wilhelm, sich der Nothlage anbequemend, einen ungünstigen Frieden geschlossen hätte. Glücklicherweise gab ihm der Uebermuth des Siegers sein Selbstgefühl wieder. Napoleon forderte nicht allein die Abtretung aller Lande links der Elbe, sondern auch das Aufgeben des russischen Bündnisses. Schon hatten Lucchesini

und Zastrow kleinmüthig einen schmählichen Waffenstillstand unterzeichnet, als der König für die Fortsetzung des Krieges entschied (21. November).

Gewissenhaft hielt er seinem kaiserlichen Freunde die gelobte Treue; wenn nur der Zar sich nun auch dieses Vertrauens würdig zeigte! Denn nur von dieser Seite her konnte Hilfe kommen; Norddeutschland lag zu den Füßen des Eroberers. Kaum daß Napoleon die kleinen Fürsten Norddeutschlands bestehen ließ, — weil er mit ihnen nichts rechtes anzufangen wußte —; er sah in ihnen nur Vasallen Preußens und hätte sie gern allesammt beseitigt. Sie mußten in den Rheinbund eintreten und wurden von Napoleon herrisch und geringschätzig behandelt. Besser erging es Sachsen, welches als alter Nebenbuhler Preußens gegen diesen Staat vortrefflich benutzt werden konnte. Der Kurfürst erhielt im Posener Frieden (11. Dezember) nicht allein Verzeihung wegen seiner Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, sondern auch die Königskrone und die preußische Niederlausitz obendrein. Dafür trat Sachsen in den Rheinbund und versprach sofort ein Hilfskorps gegen seinen früheren Waffengefährten ins Feld zu stellen.

Noch ehe sich der Abfall Sachsens vollzog, — vier Wochen nach der Schlacht von Jena — hatten sich auch die polnischen Gebiete, die Preußen in den letzten beiden Theilungen erhalten, von dem verhaßten Germanenstaat losgesagt. Dem französischen Kaiser kam diese Empörung sehr gelegen: er schmeichelte den nationalen Bestrebungen der slavischen Junker, ohne bestimmte Zusagen zu machen: von hier aus ließ sich Rußland beikommen, wenn es den Entscheidungskampf mit dem Imperator nicht doch noch vermied.

Noch konnte Friedrich Wilhelm nicht ahnen, daß auch die russische Hilfe die Rettung nicht bringen, der preußische Staat sich erst erheben werde, wenn ihm eine völlige Umgestaltung neues Leben eingeflößt. Diese Nothwendigkeit einzusehen, war der König jetzt noch weit entfernt: als der Freiherr vom Stein, den er nach Haugwitz' Entlassung mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrauen wollte, dies Amt ablehnte und Reformvorschläge machte, welche nach Inhalt und Form dem absoluten Sinne des Königs mißfielen, ertheilte er ihm unter ausdrücklicher Bezeugung seiner Ungnade den Abschied und verurtheilte den einzigen Mann, der Preußen retten konnte, still des Tages zu harren, da man den Werth eines solchen Charakters erkannt haben würde.

„Sie sind", schrieb der König am 4. Januar 1807, „ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt."

2. Der ostpreußische Feldzug und der Tilsiter Friede (1807).

Schon im Jahre 1806 waren russische Truppen in Ostpreußen eingerückt, aber ihre Feldherren beschränkten sich darauf, die Grenze ihres Landes zu decken, und die Soldaten plünderten in zuchtloser Roheit den ostpreußischen Landmann aus. Erst als die Polen sich erhoben, wurde mit dem Kriege Ernst gemacht,
1806 und der General von Bennigsen lieferte den Franzosen am 26. Dezember bei Pultusk ein ziemlich bedeutungsloses Gefecht. Es war auch nicht das Verdienst der russischen Heeresleitung, wenn in dem nun beginnenden Winterfeldzug Napoleon zum erstenmal wieder erfuhr, daß er nicht mit unbedingter Sicherheit auf den Sieg zu zählen habe. Größeren Ruhm erwarb das kleine preußische Korps des Generals Lestocq, der erst mehrere Wochen die Weichselübergänge im Kulmerlande vertheidigt hatte und dann unter den Oberbefehl Bennigsens treten mußte. Er traf eben noch rechtzeitig ein, um Napoleon bei Preußisch-Eylau den Sieg zu entreißen. Nach tapferem Widerstande am 7. Febr. waren die Russen am folgenden Tage bereits in Gefahr geworfen zu werden, als das kleine preußische Korps nach anstrengendem Marsche vorbrach und die Schlacht wiederherstellte. Trotz ungeheurer Verluste auf beiden Seiten konnte sich eigentlich kein Theil den Sieg zuschreiben, aber der Eindruck des Mißerfolges war bei Napoleon so groß, daß er sich dem Könige mit den schmeichelhaftesten Redensarten und den günstigsten Anträgen näherte.

Aber Friedrich Wilhelm erkannte, daß es nur darauf abgesehen war, ihn von seinem russischen Verbündeten zu trennen und wies Napoleons Zumuthungen entschieden zurück. In Memel, wo der königliche Hof seinen Aufenthalt jetzt nahm, gab er an der Seite der hochherzigen Königin seinem Volke das edelste Beispiel, unter Entbehrungen aller Art einer bessern Zukunft zu warten. Freilich schien sie noch in weiter Ferne zu liegen; denn noch mehrten sich die Unglücksnachrichten von dem Falle preußischer Festungen; nur an wenigen Stellen stießen die Franzosen auf den altpreußischen Heldenmuth; gegenüber der Unfähigkeit der höheren Offiziere und der Bureaukratie zeigte sich schon zuweilen, am glorreichsten in der Vertheidigung Kolbergs, die Tüchtigkeit des Bürgerthums, das selbständig vor die Bresche trat.

In Schlesien fielen das starke Breslau, auch Schweidnitz in die Hand des Feindes, Kosel und Glatz hielten sich. Graudenz vertheidigte der mehr als siebenzigjährige L'homme de Courbière, der, als man ihn durch die Meldung, es gebe keinen König von Preußen mehr, zur Uebergabe bewegen wollte, antwortete: „nun, dann bin ich König von Graudenz." In Kolberg feuerte Joachim Nettelbeck die Bürgerschaft zum Widerstande an, als der unfähige Kommandant von Loucadou kapituliren wollte. Durch einen kühnen Parteigängerkrieg, den Ferdinand von Schill bei Kolberg auf eigene Faust führte, wurden die patriotischen Bemühungen der Bürgerschaft unterstützt, bis sie (29. April) an dem genialen Gneisenau einen ihrer würdigen Kommandanten bekamen.

Danzig, welches Bennigsen zu decken verabsäumte, wurde auch erst nach zehnwöchentlichem Widerstande zur Kapitulation genöthigt und der Garnison ehrenvoller Abzug bewilligt (26. Mai).

Zu durchgreifenden Reformen kam es jetzt noch nicht, nur daß man das Heer von unzuverlässigen Elementen reinigte und die ehrlosen Festungskommandanten streng bestrafte. Dann aber war es ein großer Fortschritt, daß der König sich endlich entschloß, — wie Stein wiederholt beantragt — die Kabinetsregierung aufzuheben und Hardenberg an die Spitze der Staatsgeschäfte zu berufen. Sein Einfluß trat besonders bei dem Abschlusse des Vertrages zu Bartenstein (26. April) 1807
hervor. Denn während der König sein Heil lediglich in der russischen Bundesgenossenschaft sah, — hatte Alexander doch bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Friedrich Wilhelm geäußert: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein?“ — war Hardenberg schon auf die Aussöhnung mit Oestreich bedacht, an dessen Seite die Befreiung Deutschlands zu vollbringen sei. Darum wurde im Bartensteiner Vertrag, dessen bedeutsamster Artikel die Wiederherstellung Preußens von 1805 besagte, sowol auf den Beitritt Oestreichs Rücksicht genommen, als auch diesem Staate die Zurückerwerbung der wichtigsten verlorenen Gebiete und hervorragender politischer Einfluß in dem neuzuordnenden Deutschland in Aussicht gestellt.

Die beiden Mächte verpflichteten sich die Waffen nicht niederzulegen, bevor Deutschland befreit und Frankreich an den Rhein zurückgeworfen sei. Oestreich sollte im Südwesten durch Tirol und die Minciolinie gesichert werden und in dem deutschen Bund, welcher den Rheinbund verdrängen sollte, die Hegemonie im Süden erhalten, während sich Preußen die Oberleitung im Norden vorbehielt. Das Bündniß zielte auch auf Vergrößerung des welfischen Hausbesitzes in Deutschland und auf die Befreiung Hollands. — England und Schweden traten dem Bündniß, der vierten Koalition, bei.

Aber gerade die Kühnheit der Hardenbergschen Entwürfe schreckte die östreichische Diplomatie ab: auch that der russische Feldherr nichts, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, während Napoleon von Osterode aus eine fieberhafte Thätigkeit entfaltete. Erst der allgemeine Unwille über den Fall von Danzig zwang den russischen Oberbefehlshaber, sich im Juni in Bewegung zu setzen. Nach dem blutigen Treffen bei Heilsberg (10. Juni) erfolgte am 14. Juni, dem 1807
Jahrestage der Schlacht von Marengo, die Entscheidung bei Preußisch-Eylau. Weder war die russische Strategie der Kriegskunst Napoleons, noch die Stärke des russischen Heeres der des französischen gewachsen. Bennigsen unterlag; Lestocq, der noch in Königsberg stand, mußte dem Rückzug der Russen folgen. Jetzt war es an Alexander, sein Wort zu lösen: noch war sein Land vom Feinde unberührt, aber die letzte Hauptstadt Preußens eingenommen. Allein die russischen Generale murrten über diesen Krieg, den man für fremde Interessen führe: Alexander fürchtete eine Erhebung im russischen Polen, auch glaubte er für Preußen genug gethan zu haben. Ohne den König zu befragen bot er Napoleon einen Waffenstillstand an, den dieser begierig annahm; denn noch war er nicht vorbereitet, das Zarenreich im Innern anzugreifen und Oestreichs Haltung machte ihn besorgt. Durch die Aussicht, Finnland zu erhalten und an der Balkanhalbinsel freie Hand zu bekommen ließ sich der ungroßmüthige Alexander ködern und für ein französisches Bündniß gewinnen. Dabei merkte der Verblendete nicht, daß diese Freundschaft bei der Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre nimmer

bestehen könne und Napoleon mit der Wiederaufrichtung des polnischen Staates dem neuen Freunde bereits einen tückischen Streich versetzte. Erst als sich Alexander und Napoleon über ein Trutz- und Schutzbündniß gegen England verständigt hatten, zog man den betrogenen König zu den Berathungen.

Auf einem Floß im Memelstrom fand die Begegnung der Herrscher statt und der König mußte die Vorwürfe des Siegers sich gefallen lassen. Noch schnöder behandelte der Emporkömmling die Königin Luise, die auf den Rath des treulosen Alexander von Memel nach Tilsit kam, um durch ihre Bitten das Geschick des Gemahls zu mildern. Umsonst opferte sie ihrem Lande ihren weiblichen Stolz: ihre Schönheit machte auf Napoleon so wenig Eindruck, wie der edle Anstand, mit dem sie die höhnischen Vorwürfe des Siegers zurückwies.

Am 7. und 9. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, in welchem Napoleon, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, dem Könige von Preußen „nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen" den kleineren Theil seines völlig verwirkten Staates zurückgab.

Napoleon nahm diese Rücksicht nur nothgedrungen, weil er bereits einen Anschlag auf Spanien im Schilde führte und dazu der russischen Allianz bedurfte; Kaiser Alexander aber wollte die Franzosen nicht zu unmittelbaren Nachbarn haben. Preußen behielt von 5700 Quadratmeilen nur 2800, von 9¾ Millionen Einwohnern nur 4½ Millionen. Die Reste des verkleinerten Staates, dessen Westgrenze die Elbe bildete, lagen in Zukunft allen Angriffen von Osten, Süden und Westen her offen.

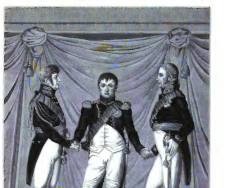
Mit den Beutestücken wurden Napoleons Bruder Jerome, der König von Sachsen und der Zar ausgestattet. Der erstere erhielt das aus den preußischen Gebieten links der Elbe, den welfischen und kurhessischen Besitzungen gebildete Königreich Westfalen, mit der strengen Weisung, Frankreichs Vortheil stets im Auge zu haben, die polnischen Provinzen bekam zum größten Theil Friedrich August als Großherzog von Warschau, und der Zar schämte sich nicht, den Distrikt von Bialystock anzunehmen.

Unter dem Jubel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten ging Preußen zu Grunde, und frohlockend erzählten die Rheinbündler, wie wacker sie zur Vernichtung dieses Erzfeindes beigetragen hatten.

Dagegen fehlte es dem unglücklichen Monarchen aus den Landestheilen, die jetzt unbarmherzig losgerissen wurden, nicht an tröstenden Beweisen treuester Liebe und Anhänglichkeit. Wie rührend, aber wie erschütternd zugleich lautete nicht der Scheidegruß, mit dem die Bewohner der Grafschaft Mark das Lossagungspatent vom 24. Juli 1807 beantworteten! „Das Herz wollte uns brechen", schreiben sie, „als wir Deinen Abschied lasen."

Sofort nach dem Friedensschluß sorgte Napoleon für die systematische Ausplünderung des Landes: aber ein weiterer schwerer Schlag stand noch bevor. Der Feldmarschall Kalkreuth, der die Tilsiter Verhandlungen geleitet, hatte in den Vertrag die Bestimmung aufnehmen lassen, die Räumung des Landes und der Festungen solle am 1. November erfolgen, vorausgesetzt, daß bis dahin die Kriegskontribution völlig bezahlt sei: aber über die Höhe derselben war nichts vereinbart, und Napoleon konnte das ganze Staatsgebiet besetzt halten und aussaugen.

So mußte Preußen ihm noch Mittel zum spanischen Kriege hergeben, während es selbst verstümmelt und entwaffnet am Boden lag. Aber Napoleon, der an



„Friedensbündniß der Kaiſer Alexander I., Napoleon I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu Tilſit im Pavillon auf dem Niemen (Memel) am 26. Junius 1807.“

Gleichzeitige Abbildung ohne Maler- und Stechernamen, erſchienen bei Remnoni in Wien.

das Ideale nicht glaubte, überſah, daß das Unglück die Spannkraft einer Nation, wie des einzelnen ſteigert, und das Bewußtſein der Knechtſchaft den Drang nach Freiheit wachruft: vollends in einem Staate, der eine ruhmvolle Vergangenheit

hinter sich hat. Diese Preußen waren keine Baiern, die sich oft genug an Frankreich verkauft hatten: und wären sie je Frankreichs Freunde gewesen, der Uebermuth der fremden Peiniger streute eine furchtbare Saat von Haß und Erbitterung aus: wehe ihnen, wenn die Ernte reifte!

---

3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808).

Während Napoleon glauben konnte, durch Preußens Fall die Widerstandskraft Deutschlands für immer vernichtet zu haben, bereitete sich in jenem Staate, inmitten unsäglichen Elends, die Wiedergeburt schon vor. Hier sammelten sich die Besten und Kühnsten aus allen Gauen des Vaterlandes; ein neues Geschlecht scharte sich um den Thron, um, erfüllt mit patriotischem Geiste, wehrhaft gemacht durch die geniale Umgestaltung des Heerwesens, dem Staate gewonnen durch eine freiheitliche Neuordnung der bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse, dereinst in der Stunde der Entscheidung die Freiheit und die Ehre des geschändeten Vaterlandes wiederaufzurichten. Der Mann, welcher bei diesem Werke die hervorragendste Stelle einnehmen sollte, war der Freiherr vom Stein: von Napoleon gedrängt, Hardenberg zum zweiten Male zu entlassen, berief der König Stein an die Spitze der Geschäfte. Stein lag krank auf seiner Burg zu Nassau, als er den Ruf erhielt: wie hätte er nur einen Augenblick zögern können, ihm zu folgen! Vergessen waren die Kränkungen, denen er früher ausgesetzt war: mit Begeisterung stellte er sich dem tiefgebeugten Könige, dem gedemüthigten Staate zur Verfügung, und mit der ganzen Energie, welche diese Feuerseele erfüllte, machte er sich an die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, aus den Ruinen neues Leben erblühen zu lassen.

Kein einziger war wie er geeignet, auf dem Wege der Reformen planmäßig vorzugehen und mit sicherer Hand und festem Willen durchzugreifen. Er war durch die harte Schule des preußischen Beamtenthums gegangen, er hatte im Verkehr mit allen Ständen einen klaren Einblick in die Eigenart, die Bedeutung und Bedürfnisse des Volkes gewonnen und konnte auf diesen Grundlagen weiter bauen. Und dabei galt das ganze Dichten und Trachten des stolzen reichsfreien Herrn dem deutschen großen Gesammtvaterland, das unter den ersten Kaisergeschlechtern so mächtig dagestanden. Die Rheinbundsfürsten haßte er, weil sie durch Raub am Kaiserthum ihre Kronen erschlichen: dagegen galt seine volle Hingabe dem preußischen Staat, dessen deutschen Beruf — an der Seite Oestreichs allerdings — er klar erkannte. Er stellte sich die Aufgabe, dem Volke in allen seinen Ständen die Lust und Kraft zu selbständigem Handeln einzuflößen, die Nation zu verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und durch solche Thätigkeit ihr Selbstvertrauen und ihren Opfermuth zu beleben. Er stand mit diesen Ansichten und Absichten nicht allein; all die Persönlichkeiten, die in dieser Zeit der Trübsal als Führer und Leiter glänzten, kamen in dem Gedanken überein, erst müsse das Volk lernen, sich selbst zu achten, dann werde es sich auch Achtung zu erzwingen wissen. Es galt, mit Benutzung des Geistes, der seinen Ursprung der französischen Revolution verdankte, altes durch neues, lebens-

Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.
Gemalt von P. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M. (Schabkunstblatt.)

unfähiges durch lebenskräftiges zu ersetzen, „die Revolution mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen."

Wol konnte der Zustand, in dem Stein bei seinem Eintritt in die Verwaltung (5. Oktober 1807) den preußischen Staat vorfand, gerechte Zweifel er- 1807
wecken, ob diesem kranken, kraftlosen Körper überhaupt noch aufzuhelfen sei. Napoleon zögerte, allen Erinnerungen zum Trotze, mit der Räumung des Landes,

in dem noch 160,000 Mann Franzoſen lagerten, das Mark desſelben auſſaugend. Wo dieſe Truppen ſtanden, wurden die Staatseinkünfte für Frankreich mit Beſchlag belegt. Der Staatskredit war vernichtet, dabei drängte eine Kontribution die andere. Wegen der Feindſchaft mit England lag die Rhederei, wegen der Kontinentalſperre der geſammte Handel darnieder. Der Adel war verarmt, der Mittelſtand litt Noth oder mußte ſich ſchwere Entbehrungen auferlegen: in äußerſter Beſchränkung lebte der König mit ſeinem Hofe.

In dieſer Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm, im Königsberger Dome die Inſchriften auf den Gräbern der preußiſchen Herzoge leſend, ſich den Wahlſpruch auswählte: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Vertrauensvoll ging der König auf Steins Reformgedanken ein; auch fehlte es dem Freiherrn nicht an willigen und verſtändnißreichen Helfern. Auch Hardenberg betheiligte ſich, wenn auch nicht in offizieller Stellung, an dem großen Werk, und wenngleich ſeine und Steins Anſichten ſich nicht völlig deckten, verſtand es der letztere trefflich, die Gedanken anderer zu verwerthen. So erweiterte er den von anderer Seite auf Befehl des Königs ausgearbeiteten Entwurf, die Erbunterthänigkeit in Oſt- und Weſtpreußen aufzuheben, nach zwei Seiten. Durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 „Ueber den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums" wurde die Erbunterthänigkeit und eine Menge damit verbundener Laſten für den ganzen Umfang des Staates aufgehoben. Außerdem aber ſollte fortan jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bauer in den Bürgerſtand treten dürfen. So ward eine ſtarre ſoziale Scheidewand beſeitigt und ein freier Bauernſtand geſchaffen, den Stein als den Kern der Wehrkraft des Staates und damit als ſeine feſteſte Stütze betrachtete.

In Verfolg des Grundſatzes, „alles zu entfernen, was den Einzelnen hinderte, den Wohlſtand zu erwerben, den er nach Maßgabe ſeiner Kräfte zu erreichen fähig war", wurden die Beſchränkungen des Verkehrs und Gewerbes, der Mühlenzwang, Monopole für Bäcker und Schlächter ꝛc. ſowie der Zunftzwang aufgehoben.

Die Franzoſen begriffen die Bedeutung dieſer Reformen nicht, wol aber das gebildete Bürgerthum, welches dem Reformator zujubelte, während ein Theil des ſich in ſeinem Rechtsbeſitze bedroht fühlenden Adels Widerſpruch erhob und auch beſſere und einſichtsvolle Männer dem hohen Fluge des Miniſters nicht zu folgen vermochten, der ja ein völliger Verderber des privilegirten Adels zu ſein ſchien und in ſeinen Erlaſſen die Sprache eines Jakobiners führte. So mußte die Regierung dieſe Reformen faſt erzwingen.

Auch eine zweite Wohlthat mußte dem Volke aufgenöthigt werden. Es war ein unentbehrliches Seitenſtück zu den bäuerlichen Reformen, daß auch die Städtebewohner zur thätigen Theilnahme am Staatsleben zunächſt durch das Recht und die Pflicht kommunaler Selbſtverwaltung herangezogen wurden. Dies geſchah durch die Städteordnung vom 19. November 1808, bei der Steins Verdienſt um ſo größer iſt, als ihm jedes Vorbild mangelte. Alle Abſtufungen des Bürgerrechts fielen fort: jeder Eigenthümer wurde zum Ehrendienſt der Gemeinde verpflichtet, welcher die ſelbſtändige Verwaltung ihres Haushaltes, des Armen- und Schulweſens übertragen wurde.

Die ſtädtiſche Verwaltung ſollte in Zukunft durch einen erwählten Magiſtrat, der aus beſoldeten und unbeſoldeten Mitgliedern gebildet ward, und durch die von der geſammten Bürgerſchaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenverſammlung geleitet werden.

Der märkiſche Adel, wie das alte Beamtenthum klagten über dieſe „republikaniſchen Einrichtungen", auch zeigten die Bürger anfänglich wenig Luſt, die ihnen zugemutheten

unentgeltlichen Dienstleistungen zu übernehmen, aber zur Zeit der Freiheitskriege zeigten sich denn doch schon die Früchte der neuen Einrichtung.

Zwei andere große Aufgaben stellte sich Stein noch außer jener Neubelebung der bürgerlichen und bäuerlichen Volkskraft: beide hat er in Folge der Ungunst der politischen Umstände nicht mehr ganz vollenden können. Er richtete nämlich seine Bestrebungen auf größere Zentralisation der Verwaltung und zugleich auf eine übersichtliche Eintheilung der Staatsgeschäfte, die bisher theils von Fach- theils von Provinzialministern geleitet wurden. Nunmehr wurden über die Provinzen Oberpräsidenten gesetzt, gleichsam als Kommissare des Ministeriums, welches nach einem Gesetz vom 16. Dezember 1808 aus fünf Fachministern bestehen sollte. Die alten Generalkassen wurden zu einer dem Finanzminister unterstellten Generalstaatskasse vereinigt.

Um die Macht der fünf Minister zu überwachen gedachte Stein noch einen Staatsrath einzurichten, doch blieb dieser Plan unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Am wenigsten aber hatte den Beifall des Königs derjenige Plan Steins, mit dem er sein ganzes Reformwerk krönen wollte. Er beabsichtigte dem Staate eine Repräsentativverfassung zu geben, indem aus den ständischgegliederten Provinziallandtagen Reichsstände, als Vertreter der gesammten Monarchie hervorgehen sollten. Obwol Stein dieser Versammlung bei der politischen Unreife des Volkes nur eine berathende Stimme einräumen wollte, war der König seinen absoluten Ueberzeugungen nach einer solchen Institution abhold, die denn doch mit den der Revolution entstammenden Ideen zusammen zu hängen schien. So ist dieser Entwurf, der bei der einflußreichen Stellung des Adels auf den Provinziallandtagen und bei der politischen Schwerfälligkeit des Bürgers und Bauern auf eine durchgreifende Reformpolitik vielleicht eher hemmend als fördernd eingewirkt hätte, unausgeführt geblieben.

Hand in Hand mit Steins Reformen ging die völlige Umgestaltung der Heeresverfassung, ein bedeutungsvolles Werk, das General Scharnhorst unter Beihilfe einer Reihe jüngerer Talente leitete.

Johann David Scharnhorst, geb. 12. November 1756 zu Hämelsee in Hannover als Sohn eines unbemittelten Pächters, zeigte früh großes Talent und ausnehmende Neigung für das Kriegswesen. Er fand Aufnahme in der berühmten Kriegsschule, welche Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg errichtet hatte. In hannoverschen Diensten fand er im Feldzuge 1793 Gelegenheit, die dort erworbenen Kenntnisse praktisch zu bewähren, aber auch die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Volksheeres kennen zu lernen. Als Artillerieoberst trat er 1801 in preußische Dienste, wo dem bürgerlichen Offizier zwar eine Stelle im Generalstabe angewiesen, das Fortkommen aber grade nicht leicht gemacht wurde. Gleichwol erwarb er sich die ihm gebührende Anerkennung, ward 1804 geadelt und bewährte seine Tüchtigkeit im Unglücksjahre 1806 und in dem Feldzuge von 1807.

Als Genosse Scharnhorsts verdienen ehrenvollste Erwähnung von Boyen, von Clausewitz, von Grolmann und Gneisenau, „alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnißlos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimuth tief innerlich bescheiden."

Der Grundgedanke der neuen Heeresverfassung war, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, jeder Wehrfähige dienen müsse. Darum war es eine Nothwendigkeit, in den neuen Kriegsartikeln alle harten und beschimpfenden Strafen zu beseitigen, welche selbst früher kaum am Platz gewesen waren. Befreiungen vom Kriegsdienst oder das System der Stellvertretung, welche das französische Gesetz zuließ, kannte Scharnhorsts Institution nicht: alle Bewohner

des Staates, ſagte er, ſind geborene Vertheidiger desſelben, und Boyen ſchrieb: „Wehrhaft ſei im ganzen Lande Jeder Mann mit ſeinem Schwert; Denn es ziemet jedem Stande Zu vertheid'gen Thron und Heerd."

Schwer war es nur, den Grundſatz gleich praktiſch durchzuführen, denn nach dem pariſer Vertrage mit Napoleon mußte ſich der Staat verpflichten, nicht mehr als 42,000 Mann zu halten. Die ausgedienten Soldaten ſämmtlich zu entlaſſen und durch lauter Rekruten zu erſetzen, ging nicht an: es hätte Napoleons Argwohn erregt; auch der urſprüngliche Plan, eine Landwehr zu begründen, die unter dem harmloſen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache im Frieden eingeübt werden ſollte, ſcheiterte für jetzt an Napoleons berechtigtem Mißtrauen. So mußte ſich Scharnhorſt durch das „Krümperſyſtem" helfen: es beſtand darin, daß man ſo viel Kantonspflichtige als möglich aushob und ſie beurlaubte, ſobald ſie nothdürftig einexerziert waren, um ſie durch andere zu erſetzen. Auf dieſe Weiſe ſchuf Scharnhorſt allmählich einen Stamm von 150,000 leidlich geübten Soldaten: in der Stunde der Erhebung zeigte ſich die Frucht fünfjähriger arbeitsvoller Thätigkeit.

Gleichzeitig mit der Erneuerung des bürgerlichen und militäriſchen Sinnes vollzog ſich in Preußen auch eine vollſtändige Umgeſtaltung der politiſchen Geſinnung und Anſchauungsweiſe. Umſonſt ſuchten ſchmähſüchtige Skribenten die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Verſündigungen der letzten Vergangenheit zu lenken: die große Maſſe ſchaute in die Zukunft, von der man die Befreiung erwartete: warf man einen Blick rückwärts, ſo geſchah das nur, um aus der einſtigen Größe des zuletzt ſo verſpotteten Kaiſerthums Troſt und Hoffnung zu ſchöpfen. Man machte ſich kein genaues Bild von der nationalen Einheit, die man herbeiſehnte, die nach dem Sturze des Weltbezwingers erſtehen zu müſſen ſchien: es war aber erklärlich, daß die geborenen Preußen in dem zukünftigen Deutſchland eine hervorragende, wenn nicht gar die kaiſerliche Stellung ihrem Staate zuwieſen.

Den Geiſt des Widerſtandes gegen den fremden Druck zu ſtärken, die Hoffnung auf die Erhebung wach zu erhalten, dienten, da faſt das ganze Land von den Franzoſen beſetzt war, geheime Vereinigungen, unter welchen der Königsberger „Tugendbund" trotz ſeiner geringen Mitgliederzahl mit Recht die größte Berühmtheit gewonnen hat.

Einige wohlmeinende aber wenig einflußreiche Patrioten wie Bärſch, Lehmann, Bardeleben ſtifteten mit Erlaubniß des Königs den Tugendbund, um den ſittlichen und vaterländiſchen Sinn zu beleben. Er zählte nie mehr als 350 Mitglieder: weder Stein noch Gneiſenau gehörten ihm an, wol aber Grolmann und Boyen. Wol hatten Männer, wie Gneiſenau Recht, wenn ſie meinten, daß es für ſie keiner geheimen Zeichen und Myſterien bedürfe; dies iſt aber keineswegs ein Grund, auf den Tugendbund mit Geringſchätzung herabzuſehen, wie neuerdings üblich wird.

In der Hauptſtadt des Landes, wo der Tugendbund nur ſpärliche Anhänger fand, wirkten unter den Augen der franzöſiſchen Behörden vornehmlich zwei hervorragende Patrioten auf die Gemüther der gebildeten Stände ein.

Friedrich Schleiermacher lehrte in geiſtvollen Predigten dieſe Kreiſe die Achtung vor der Religion, indem er auf gleiche Weiſe die ſeichte Aufklärung bekämpfte, wie den ſtarren Dogmatismus und ſelbſtgerechte Frömmelei. Da er den Hauptaccent auf die praktiſche Bethätigung des Chriſtenthums legte und dem guten Chriſten auch opferwilligen Patriotismus zur Pflicht machte, erregte er den Argwohn der franzöſiſchen Spione. We-

niger vermochten die Fremdlinge die Gefahren zu erkennen, welche der zweite dieser Männer, der Philosoph Johann Gottlieb Fichte durch seine feurigen „Reden an die deutsche Nation" heraufbeschwor. Während die Trommeln der französischen Garnison unter den Fenstern der Akademie erklangen, geißelte der stolze Mann die Versündigungen der letzten Zeiten, die Illusionen des Weltbürgerthums: die deutsche Eigenart dann wieder feiernd predigte er den Grundsatz, daß die Hoffnung der Menschheit auf dem Erblühen eines neuen deutschen Geschlechts beruhe, das den Kampf gegen den hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie aufnehmen werde.

Zu Rammenau in der Lausitz ist Fichte am 19. Mai 1762 als Sohn eines armen Webers geboren. Ein Freiherr von Miltitz ermöglichte ihm das Studium auf gelehrten- und Hochschulen. Als Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena seit 1794 thätig, wurde er 1799 genöthigt, wegen angeblicher atheistischer Lehrmeinungen seine Entlassung zu nehmen. Er siedelte nach Berlin über, wo er Gelegenheit zu wissenschaftlichen Vorlesungen erhielt. Seine Reden an die deutsche Nation hielt er im Winter 1807/8 vor einem großen Kreise von Männern, Frauen und Jünglingen.

Auch Arndt feierte nicht, er schrieb neue Bände seines „Geist der Zeit" und forderte zu männlicher Gesinnung und mannhaften Thaten auf. Neben ihm, auf ganz andere Weise, aber nach derselben Richtung hin, wirkte der „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn. Formlos und grob bis zur Roheit, vielen zarten Gemüthern von heute ein Gegenstand des Entsetzens, und wegen seiner Sonderbarkeiten schon damals als „Eulenspiegel" abgefertigt, stählte er durch seine Turnerei den Körper der Jugend, deren Geist und Charakter er zugleich in Zucht nahm. Sein Franzosenhaß war so ehrlich, ungekünstelt und extravagant, wie das neue Deutschthum, das er in Wort und Sitte, Thun und Tracht forderte. Allein, was man an ihm mit Recht oder Unrecht aussetzen mag, für den Augenblick war das Treiben dieses urkräftigen Märkers nur heilsam; der Bruch mit der Vergangenheit konnte gar nicht scharf genug gekennzeichnet werden. Auch fehlte es Jahn nicht an gesundem politischen Blick: er erkannte voll und ganz den deutschen Beruf Preußens gegenüber dem Völkergemenge des habsburgischen Oestreich.

Nun endlich wurden auch die Dichter von nationaler Leidenschaft ergriffen: der junge Nachwuchs, die romantische Schule, stellte sich die Aufgabe, den Geist in die Herrlichkeit der deutschen Sage, Geschichte und Kunst, in die Großartigkeit der mittelalterlichen Kirche zu versenken, um das neue Geschlecht mit stolzem Selbstbewußtsein, mit pietätvoller Verehrung alles Heimischen zu erfüllen. Nicht plötzlich, sondern mit innerer Nothwendigkeit vollzog sich dieser Umschwung: der erste Vorläufer der Romantik erlebte den Zusammensturz des alten Reiches nicht mehr, aber die Führer erhoben ihr Haupt erst in den Tagen der Knechtschaft.

Als Vorläufer der Romantiker gilt Friedrich von Hardenberg, der sich nach einem Gute der Familie Novalis nannte. (1772—1801.) Bezeichnend für ihn ist der Grundgedanke seines — unvollendeten — Romans „Heinrich von Osterdingen" in dem er „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften ꝛc. durchschreitend, die Welt erobern, eine Apotheose der Poesie liefern wollte."

War es doch so natürlich, daß man den Blick von den Zerstörungen der Gegenwart rückwärts wandte zu den festbegrenzten Formen, in denen sich das Mittelalter bewegte; von den Schlachtfeldern auf den friedlichen Markt einer alten Reichsstadt, auf die Werkstätten altdeutscher Kunst, auf die Höfe sangesreicher Fürsten, das Schaugepränge ritterlicher Turniere oder auf den stillen deutschen Wald. Wol lag die Gefahr nahe, auf diesem Wege sich in ein Traumleben zu verlieren, in Schwärmerei für die Kunst oder die Kirche

des Mittelalters aufzugehen — und die Romantiker sind dieser Gefahr nicht völlig entgangen — aber im ganzen sorgte der Imperator selbst dafür, daß die Herolde der Nation, statt in solchen Halbschlummer zu verfallen, den Weck- und Wächterruf erschallen ließen.

Von zwei Punkten ging die Bewegung aus, vom Rheinlande und der preußischen Hauptstadt — bezeichnend genug. In Heidelberg fanden sich Achim von Arnim und Clemens Brentano: hier erinnerte alles an die herrliche Vorzeit. Jetzt erst, als das schöne Land da drüben verloren war, ward der Rhein so recht Deutschlands heiliger Strom. Wenn der Berliner Ludwig Tieck weniger das spezifisch Patriotische pflegte, obwol er in jeder Hinsicht als das Haupt der Romantik gelten kann, so standen neben ihm grade die Vertreter des ehrenfesten märkischen Junkerthums, wie Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué. Kleist war es, in dessen Werken die politische Leidenschaft der Zeit ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck fand.

Keiner stand dieser Richtung der Poesie ferner als der Olympier von Weimar, wie sehr auch die romantischen Poeten seinen im Jahre 1808 erschienenen Faust als die Vollendung der romantischen Kunst priesen; und es ist wol keine Frage, daß Schillers Tell für diese Generation mehr galt als das philosophirende Drama, das Goethe aus dem alten Puppenspiel geschaffen. Wenigstens „des Knaben Wunderhorn", jener Sammlung alter deutscher Lieder, die Arnim und Brentano veranstalteten, gab der Altmeister seinen Segen mit auf den Weg, wiewol er an den Herausgebern gar vieles — nicht mit Unrecht — auszusetzen fand.

Die Richtung auf das Vaterländische beschränkte sich nun aber nicht auf die Poesie allein. Die schönste Frucht der romantischen Bestrebungen war die germanistische Alterthumsforschung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Nation auch wieder mit ihrem kostbaren Märchenschatz vertraut machten. Während der Code Napoleon bis zur Elbe galt, entstand in K. Fr. Eichhorn der Schöpfer der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte. Auch für die Reste altdeutscher Kunst erwachte reges Interesse, und eine neue deutsche Malerschule erfüllte sich mit Verehrung vor den Werken der mittelalterlichen Meister.

So trat überall der bewußte Gegensatz zu allem Fremdländischen hervor, und heißer von Tag zu Tag ward die Sehnsucht, dem Deutschthum auch ein seiner würdiges Heim zu begründen. Aber die Erfüllung dieses Wunsches schien in weitester Ferne zu liegen.

---

4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.

Es war keine leichte Aufgabe, die Erhebung des Staates vorzubereiten, den Napoleon gleichzeitig am liebsten ganz vernichtet hätte. Schon im November 1807 plante er eine neue Beraubung Preußens, für welche des Zaren Beistimmung durch die Ueberlassung der Donauprovinzen gewonnen werden sollte. Als daraus nichts wurde, setzte Napoleon ein furchtbares Aussaugungssystem ins Werk, um die Lebenskraft des ebenso gehaßten, wie gefürchteten Staates zu zerstören. Um das Land von der Okkupation zu befreien ging der ritterliche

Prinz Wilhelm nach Paris und erbot sich bis zur völligen Abzahlung der Kriegskontribution in französischer Haft zu bleiben; es war umsonst.

Dem verarmten Lande wurden an Kontributionen und Lieferungen eine Milliarde und 129 Millionen Franken abgepreßt. Als die Franzosen endlich den Betrag ihrer Forderungen angaben, verlangten sie noch 154½ Millionen. Die preußischen Behörden berechneten den zu zahlenden Rest nur auf 19 Millionen, da nach Napoleons Versprechen die Lieferungen von der Kontribution abzuziehen waren.

In dem Jahre 1808 konnte es zuerst scheinen, als werde der Fremdherrscher eine empfindliche Einbuße seiner Machtstellung erfahren. Das russisch-französische Bündniß stand auf schwachen Füßen, und wenn der Zar auch dasselbe noch ausnutzte und an die Eroberung Finnlands ging, so blieb ihm doch nicht verborgen, daß Napoleon trotz aller Freundschaftsversicherungen seine orientalischen Pläne im geheimen durchkreuzte. Spanien, dessen König Ferdinand durch List und Gewalt in Bayonne zur Abdankung gezwungen war, wollte von dem ihm aufgedrungenen Joseph Bonaparte nichts wissen, die Nation erhob sich: am 22. Juli 1808 zwangen die Spanier 20,000 Franzosen zur Kapitulation (bei Baylen in Andalusien); kaum einen Monat später bereiteten die in Portugal gelandeten Engländer unter Wellesley (Wellington) dem Heere Junots ein ähnliches Schicksal: ein Guerillakrieg entspann sich, in dem die Spanier zwar nicht immer siegreich waren, aber die altbewährten Soldaten Frankreichs sich allmählich aufrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Napoleon selbst versuchen, die Halbinsel zu bezwingen und den Hauptttheil seiner Truppen aus Deutschland mitführen. Darauf bauten alle Patrioten Oestreichs und Preußens ihre Hoffnung; die Wiederversöhnung beider Mächte begann. Auch König Friedrich Wilhelm war im Herzen für den Krieg, aber er glaubte, den Kampf nur an der Seite Rußlands wagen zu dürfen. Und wahrlich, ohne diese Hilfe wäre der Krieg ein Akt der Verzweiflung gewesen: der leidenschaftliche Kleist durfte wol eine solche Politik empfehlen, aber der König hatte die Pflicht, den Staat zu erhalten: die Entthronung der Hohenzollern wäre die Vernichtung Deutschlands gewesen. 1808

Dennoch war selbst Scharnhorst mit dem Verhalten und den Ansichten des Königs in jenen Tagen nicht einverstanden. Allein alle Hoffnungen und Wünsche der Kriegspartei schnitt ein unglücklicher Zufall plötzlich ab: ein Schreiben, in welchem Stein den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel Napoleons Spionen in die Hände und erschien am 8. September im „Moniteur." Jetzt drang Napoleon unter furchtbaren Drohungen auf die Entlassung des „Verschwörers" und zwang zu gleicher Zeit den Prinzen Wilhelm zur Unterzeichnung des drückenden Pariser Vertrages.

Was Stein betraf, so trotzte der König noch einige Monate dem Imperator, aber auf die Dauer konnte man den Minister nicht halten. Am 24. November nahm er seine Entlassung; in einem Abschiedsschreiben, das von Schoen entworfen war, faßte er noch einmal die Summe seiner Reformen zusammen und bezeichnete, was zu thun übrig sei. Am 16. Dezember wurde er von Madrid aus geächtet: der Imperator war so kleinlich, den großen Mann, den alle Welt kannte, als „le nommé Stein" zu proskribiren. Er 1808

ging nach Oestreich, wo man ihm aber eher Mißtrauen als Vertrauen bezeugte, geschweige denn dauernden politischen Einfluß gestattete. Es kam für den heißblütigen Franken eine schwere Wartezeit, und mehr als einmal verlor er den Glauben an die norddeutsche Volkskraft und die Zukunft Preußens.

In dem Pariser Vertrage wurde die rückständige Kontribution auf 140 Millionen bemessen: die französische Armee sollte zwar abziehen, der König aber mußte als Bürgschaft für die Zahlung die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen. Er durfte die Armee nicht über 42,000 Mann vermehren und auch keine Landwehr einrichten.

Aber auch ohne den Pariser Vertrag hätte Preußen sich nicht regen dürfen, denn Napoleon, das Kritische seiner Lage wohl begreifend, hatte beschlossen, sein Bündniß mit Rußland zu festigen, und Alexander war zu sehr Egoist, als daß er Napoleons Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hätte abschlagen sollen, bei der für ihn voraussichtlich ein erklecklicher Profit abfiel. Es war schon viel, daß er seinem verrathenen Freunde versprach, bei Napoleon eine Milderung des Pariser Vertrages auszuwirken.

1808 In Erfurt trafen die beiden Kaiser im Oktober zusammen, um der Welt recht deutlich zu zeigen, daß sie, in Freundschaft geeint, die Beherrscher Europas seien. Auch die rheinbündischen Vassallen mußten sich hier zur Huldigung einfinden: „vor einem Parterre von Königen" spielte der berühmte Talma. Napoleons brutaler Uebermuth kannte keine Grenzen und sein Gefolge ahmte das pöbelhafte Benehmen des Gebieters eifrig nach. Allerdings ließ sich Alexander völlig gewinnen: da er in Finnland und den Donaufürstenthümern freie Hand bekam, erkannte er Joseph als König von Spanien an, erwirkte für Preußen — obendrein unter Verletzung des Tilsiter Vertrages — nur einen Erlaß von 20 Millionen. Gleichwol aber hatte das Benehmen Napoleons den Zaren schwer verdrossen: und war es nicht ein wunderlicher Freundschaftsbeweis, wenn Napoleon ein Regiment, das sich im Kriege gegen Rußland besonders hervorgethan, durch Erfurt marschieren ließ und die Tapfersten vor den Augen des Zaren mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte?

Jedenfalls konnte Napoleon nun ohne Besorgniß an die Unterdrückung des spanischen Aufstandes gehen. Auch dort rechnete er mit Sicherheit auf den Sieg; daher warnte er den Kaiser Franz drohend vor Feindseligkeiten: „denn", schrieb er, „was Ew. Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen."

Als die Leibwache in Erfurt vor einem Rheinbundskönig die Trommel rühren wollte, rief der kommandirende Offizier dem Trommler zu: „Taisez-vous! ce n'est qu'un roi." („Still! das ist nur ein König.")

Prinz Wilhelm von Preußen wurde gezwungen, einer Hasenjagd beizuwohnen, die Napoleon auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete.

Auch das preußische Königthum, man muß es gestehen, bestand für jetzt nur durch Napoleons Gnade; darum mußte man weiter dulden und tragen und still fortarbeiten an dem inneren Aufbau des Staates, an der Bildung sittlicher Kraft und vaterländischen Geistes. Die politischen, administrativen und finanziellen Reformpläne kamen nach Steins Entlassung ins Stocken; trotz des besten Willens waren seine Nachfolger nicht im Stande, das Widerstreben der Ritterschaften, der Zünfte u. s. w. zu überwinden. In den Finanzen eine gründliche Umgestaltung vorzunehmen verbot die Nothlage, zumal es der Regierung nicht

gelang, im Auslande eine Anleihe abzuschließen; man begnügte sich mit halben Maßregeln und sorgte, so gut es gehen wollte, für die Bedürfnisse des Augenblickes.

Nur in zwei Verwaltungszweigen wirkte Steins Geist weiter, im Heer- und im Unterrichtswesen. Freilich gelangten Scharnhorsts Ideen von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht zum Siege: der Finanzminister befürchtete eine allgemeine Auswanderung der jungen Männer aus den bessern Ständen. Auch vermochte er den Nutzen einer solchen Maßregel nicht anzuerkennen, da die Söhne des niedern Volkes die kräftigsten Soldaten abgäben. So gering veranschlagten einige doch noch die sittliche Kraft, welche dem Heere durch die Jugend der gebildeten Stände zufließen mußte.

An die Spitze der Unterrichtsverwaltung (1809) war Wilhelm von Humboldt getreten, ein echter Aristokrat des Geistes, welcher Preußen den Beruf zuerkannte, auch in Geistesbildung voranzuschreiten. Seinen Bemühungen gelang die Verwirklichung des schon früher mehrfach angeregten Planes, in Berlin eine Hochschule zu errichten. Am 16. August 1809 genehmigte der König den Vorschlag und stellte den prachtvollen Palast des Prinzen 1809
Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, der Wissenschaft, ihren Vertretern und Jüngern zur Verfügung. Im Herbst des nächsten Jahres nahten sie — die ersteren welche Reihe glänzender Namen! Nie hat ein Staat, von politischen und militärischen Niederlagen gebeugt, auf eine würdigere Weise bezeugt, daß er sich nicht verloren gebe, vielmehr die Zukunft zu erobern hoffe.

Auf die Bitte Hallenser Professoren, welche den König gleich nach dem Tilsiter Frieden baten, ihre Universität nach Berlin zu verlegen, antwortete Friedrich Wilhelm, daß er daselbst eine neue Hochschule zu stiften gedenke, denn „der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren." Zu den Gelehrten, welche die Universität bei ihrer Eröffnung in sich vereinigte, gehören die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirth Thaer, die Philologen Böckh und Buttmann, der Philosoph Fichte und der Historiker Niebuhr.

Im Jahr darauf wurden die Breslauer Jesuitenakademie und die Frankfurter Hochschule zu einer Universität in Breslau vereinigt.

---

5. Oestreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.

Wie der Tilsiter Frieden auf Preußen, hatte der Preßburger auf Oestreich bei allem Unglück einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Auch in Wien war an die Spitze des Kabinettes ein Aristokrat aus altem alemannischen Geschlecht getreten, Graf Philipp Stadion, dessen Absichten auf eine innere wie äußere Regeneration Oestreichs zielten. Auch hier begann man mit der Reform des Heeres, ein neues, humanes Reglement wurde erlassen, durch Gründung der Landmiliz und Landwehr (12. Mai und 8. Juni 1808) nahm man den Gedanken „des Volkes in Waffen" auf: auch in der inneren Verwaltung wurden wohlthätige Reformen angebahnt. Man war sich bewußt, daß ein neuer Krieg mit Napoleon bevorstand, man rüstete für denselben, aber man versäumte den rechten Moment. Als Napoleon nach Spanien abging, hätte sich Oestreich auf die allerdings schon wohlvorbereiteten Rheinbundstaaten werfen müssen, aber

Oestreich war noch nicht schlagfertig und gab sich viel zu lange dem Wahne hin, daß in den Herrschern von Baiern und Würtemberg noch ein Rest deutscher Gesinnung vorhanden sei oder wenigstens eine Spur von Verständniß für ihre demüthigende Stellung als Rheinbundskönige.

Zum weiteren Unglück für Oestreich erwies sich der Kriegsgott dem Imperator in Spanien nur allzu günstig. Bis zum Schlusse des Jahres 1808 waren die Spanier vernichtet, die Engländer bis an die Küste zurückgeworfen. Noch von Spanien aus ertheilte Napoleon dem Rheinbund den Befehl, sich marschbereit zu halten und schickte die Korps von Davout und Oudinot an die obere Donau. Und gleichwol hätte Oestreich noch jetzt — im Januar — Aussicht auf den Sieg gehabt, wenn es nun losschlagen konnte: denn dem Franzosenkaiser lag alles daran, erst seine Rüstungen zu vollenden. Leider ließ man ihm diese Frist; und wenn man auch bis zum Frühling das eigene Heer auf 300,000 Mann gebracht hatte, war es Napoleon gleichfalls möglich gewesen, umfassende Maßregeln für den Angriff zu treffen. Die Stimmung in Oestreich war vortrefflich, je mehr sich die Entscheidung nahte; die Augen Europas, vor allem die der deutschen Patrioten, waren auf den Kaiser Franz gerichtet; man vergaß, wie gleichmüthig er vor drei Jahren das Reich aufgegeben: es jubelten die Dichter dem Fürsten zu, welcher „der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn treten" wolle. Begeisterte Manifeste aus der Feder der Schriftsteller Gentz und Fr. Schlegel suchten die Gluth des Hasses, den Opfermuth der Vaterlandsliebe zu beleben, den Gedanken an Deutschlands Ehre und Größe wachzurufen.

1809 Am 27. März 1809 erschien, seinem Inhalte nach bereits eine Kriegserklärung, die vom Kaiser Franz unterzeichnete „Deklaration", in der alle Beschwerden gegen Frankreich zusammengefaßt wurden: Oestreich, hieß es, verlange nur Frieden, aber einen sicheren, zuverlässigen Friedensstand. Ein Manifest wurde an „die deutsche Nation" gerichtet, und hier fanden sich die mahnenden Worte: „Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsere Sache ist die Sache Deutschlands."

Die glänzendste Leistung aus der Feder des Hofrathes Gentz war das Kriegsmanifest vom 15. April. „Die Freiheit Europas", verkündigte es, „hat sich unter die Fahnen Oestreichs geflüchtet."

Das Manifest sagte die Wahrheit: eine weihevolle Aufgabe fiel Oestreich zu; wenn es sich ihr nur gewachsen zeigte. Denn es war ganz auf die eigene Kraft angewiesen: zwar rüstete man in Preußen, um geeignetenfalls für den Bruderstaat doch noch einzutreten, aber dafür war Rußland durch die Abmachungen von Erfurt verpflichtet, am Kampfe gegen Oestreich theilzunehmen.

Vielleicht etwas zu dreist war die östreichische Diplomatie vorgegangen, jedenfalls zu schnell im Verhältniß zu dem bedächtigen Zaudern des Erzherzogs Karl, welchem in dem Feldzuge von 1809 die Hauptrolle zufallen sollte. Anfangs wollte er in Böhmen eine Defensivstellung einnehmen, und als er sich entschloß, auf Baiern loszugehen, war es zu spät. In dem Heer der Rheinbündler, die man noch kurz zuvor hätte aufreiben können, war Napoleon persönlich eingetroffen. Seine Anwesenheit galt allein eine Armee: zudem regte

er den alten Stammeshaß der Baiern gegen Oeſtreich aufs neue an. Willig ließen ſich überhaupt die Rheinbündler einreden, in dem bevorſtehenden Kampf ſolle die Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſerthums der Habsburger verhindert werden; mit Jubel folgten dieſe entarteten Söhne Deutſchlands den Fahnen des Fremden, der mit ihrer Hilfe die letzten Hoffnungen der Nation vernichtete.

Oeſtreich hatte drei Armeen aufgeſtellt: die Hauptarmee befehligte Erzherzog Karl, — ſie brach nach Baiern auf —; Erzherzog Johann ſollte um Italien und Tirol kämpfen, Erzherzog Ferdinand von Eſte den Krieg gegen die Polen unter Poniatowski aufnehmen.

Ehe der Feldzug der regulären Armee begann, zeigte ſich als glückverheißende Vorbedeutung das erſte Beiſpiel eines Volkskrieges in Deutſchland.

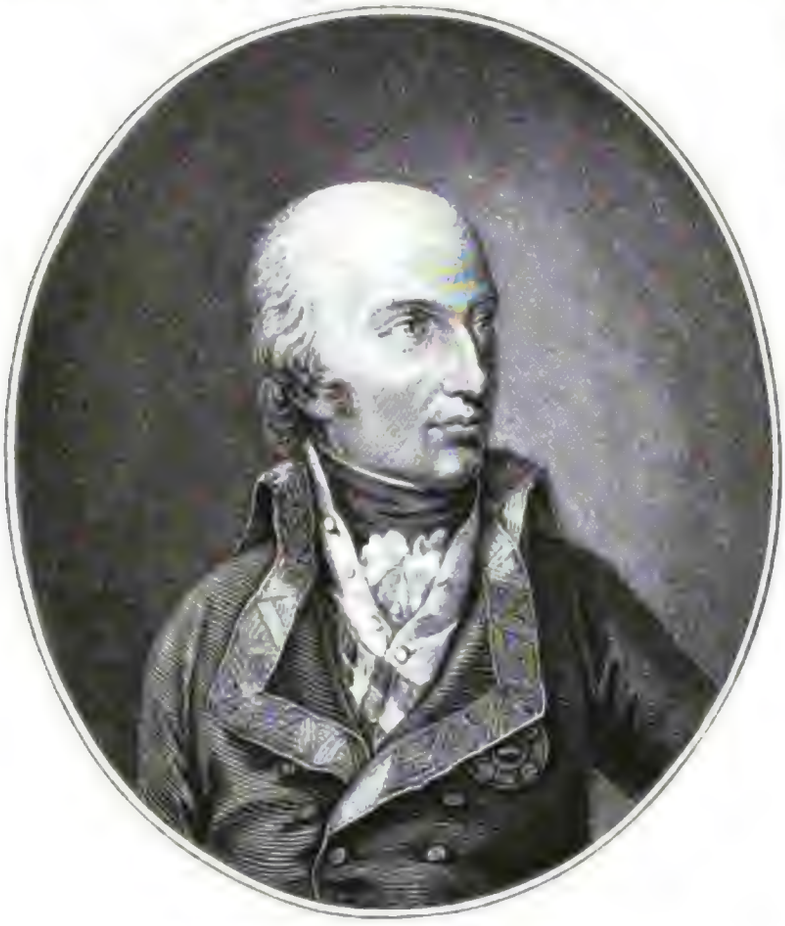
„Der Sandwirth aus dem Paſſeyer Thal Andreas Hofer, Anführer der Tiroler.“ Gleizeitiger Stich.

Unter Führung Andreas Hofers, des Sandwirths von Paſſeier, (geb. 22. November 1767) erhoben ſich die Tiroler, freilich ebenſo ſehr aus Widerwillen gegen die bairiſchen Reformen, wie aus Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. In der Zeit vom 11.—13. April ſchlugen ſie den Landesfeind im Angeſichte von Innsbruck am Berge Iſel; die Baiern ſammt einem franzöſiſchen Hilfskorps mußten die Waffen ſtrecken. Ende April war auch Südtirol, durch den General Chaſteler und den Landſturm, der Franzoſen unter Baraguay d'Hilliers ledig geworden. Kufſtein allein war noch in der Hand der Baiern.

Neben Hofer waren Joſeph Speckbacher, „der Mann von Rinn“, M. Teimer von Schlanders, der Kapuzinerpater Haspinger und Joſeph Staub die Seele des Aufſtandes. Der letztere ſchrieb nach dem erſten Erfolge an den Kaiſer, „Bonaparte möge nur wiederkommen, man werde ihm ſchon ſeine Siege auf ſeinen falſchen Buckel klopfen laſſen.“

Aber ſchon war die Entſcheidung auf dem Hauptgebiet des Kampfes erfolgt. Auf der bairiſchen Hochebene zwiſchen Iſar und Donau erlitten die

Oeſtreicher an fünf Gefechtstagen ebenſo viel Niederlagen (18—22. April), die entſcheidendſte bei Eckmühl. Mit einem Verluſt von 50,000 Mann mußte Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgehen. Wieder, wie im Feldzug von 1805, fand Napoleon keinen Widerſtand auf ſeinem Wege nach Wien, das er am 13. Mai erreichte. Daß er es jetzt auf Oeſtreichs Zertrümmerung abgeſehen, bewies ſofort ein Manifeſt an die Ungarn, die er zum Abfalle vom Kaiſer und zur Selbſtändigkeit aufrief (15. Mai). Die Zeiten Ludwigs XIV. waren denn aber doch vorbei, und die Proklamation blieb wirkungslos. Auch ſollte Napoleon die Unterwerfung Oeſtreichs diesmal nicht um einen ſo billigen Preis erkaufen, wie zuvor. Erzherzog Karl hatte ſeine Truppen auf dem linken Donauufer ſtromabwärts geführt und Wien gegenüber Stellung genommen: als Napoleon verſuchte, ſein Heer bei der Inſel Lobau überzuſetzen, erlitt er am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßlingen eine furchtbare Niederlage.



Erzherzog Karl von Oeſtreich.
Bildniß aus der Zeit der Schlacht bei Aspern.

Erzherzog Karl, der ſelbſt an der Spitze der tapferen Truppen, die Fahne des Regimentes Zach emporhaltend, die Feinde abgewieſen, war der Held des Tages, Napoleon faſt verzweifelt über ſeine Niederlage. Hätte man alle Kraft zuſammengenommen, um die auf der Inſel zuſammengedrängten entmuthigten und nothleidenden Franzoſen zu vernichten, es hätte gelingen und der Krieg ein für Napoleon verhängnißvolles Ende nehmen müſſen. Aber Erzherzog Karl glaubte mit ſeinen erſchöpften Truppen das Wageſtück nicht unternehmen zu dürfen und ließ dem Feinde Zeit, ſich auf das rechte Donauufer zurückzuziehen und dort neue Kräfte zu ſammeln.

Für den Augenblick freilich war die Siegeskunde von Aspern von zündender Wirkung in Oeſtreich, wie in ganz Deutſchland.

Die Tiroler Landſtürmer ſiegten von neuem (25.—29. Mai) am Berge Iſel über Franzoſen und Baiern unter Lefébvre und Wrede, deren Eindringen in das Land zahlloſe Greuel begleitet hatten. Schon zeigten ſich auch in Norddeutſchland die Vorboten des Volkskrieges. Im Königreich Weſtfalen beſtand eine weitverzweigte Verſchwörung, die es auf den Sturz des Königs Jerôme abgeſehen hatte, und von den heſſiſchen Offizieren

Dörnberg und Emmerich wurde ein Aufſtandsverſuch ins Werk geſetzt. Gleichzeitig machte ein preußiſcher Offizier von Katt einen Anſchlag auf die Feſtung Magdeburg, und am 28. April 1809 führte Major Ferdinand von Schill, der Held von Kolberg, ſein Regiment aus Berlin, um den Kampf gegen den fremden Unterdrücker zu wagen. Wol machte er ſich des ſchwerſten militäriſchen Vergehens, der Inſubordination, ſchuldig, aber die Helden jener Tage dürfen beanſpruchen, mit einem andern Maßſtabe gemeſſen zu werden, als die Dutzendſoldaten der Friedenszeit. „Beſſer eine Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“ war die Loſung, mit der er ſich und die Seinen begeiſterte. Keiner dieſer Unternehmungen war das Glück hold, die bedächtige Natur des Norddeutſchen ließ ſich zum Verzweiflungskampf nicht fortreißen. Am bedauernswertheſten war das Loos Schills, der nach kleinen vorübergehenden Erfolgen in den Straßen Stralſunds ſeinen Tod fand, während ſeine Offiziere, ſoweit ſie in Gefangenſchaft geriethen, als Mitglieder einer „Räuberbande“ in Weſel erſchoſſen und ſeine Leute in die Kerker und Galeeren Frankreichs geſchleppt wurden.

Major von Schill. Bildniß nach dem Leben von L. Wolf, geſtochen zu Berlin 1809 von F. W. Bollinger.

Schill beabſichtigte zuerſt, ſich nach Weſtfalen zu wenden, kehrte aber, nachdem er Halle erreicht, wieder um, weil dort ſchon der Aufſtand erſtickt war. Er fand aus militäriſchen Kreiſen ſo gut wie gar keine Unterſtützung, da der König ſeine eigenmächtige That verurtheilen mußte. Um ſeinen Feinden zu entgehen wandte er ſich nordwärts und gelangte durch Mecklenburg nach Stralſund, das er einnahm und zu einem Hauptwaffenplatz zu machen gedachte. Er konnte ſich aber gegen Gratiens Truppen (Holländer, Dänen, Oldenburger) nicht behaupten und fiel am 31. Mai mit den meiſten Genoſſen. — Die Erſchießung der elf gefangenen Offiziere erfolgte am 16. September in Weſel.

Alle Patrioten im preußiſchen Staate, Blücher an der Spitze, hatten darauf gedrungen, daß man nunmehr an Oeſtreichs Seite trete, aber auch jetzt noch hielt der König eine Schilderhebung für unmöglich, die im ungünſtigen Falle die Vernichtung Preußens zur Folge haben mußte. Eigentlich war für ihn ſchon Rußlands Verhalten entſcheidend. Der Zar ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er an dem franzöſiſchen Bündniß feſthalten werde, ſelbſt wenn er das Schwert gegen Preußen ziehen müſſe. Die Engländer ließen nichts verlauten,

was Preußens Muth hätte beleben können, und der Wiener Hof führte seine Verhandlungen mit dem Könige auf die ungeschickteste Weise. So erhielt der östreichische Bevollmächtigte Frhr. von Steigentesch (19. Juni), von Friedrich Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles thun, aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da."

So mußte Oestreich, dessen Heere auch auf den übrigen Kampfplätzen zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer in die Schranken treten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht unglücklich gekämpft, mußte sich aber in Folge der Siege Napoleons über Kärnten und Steiermark bis Westungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegenüber den Polen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer jetzigen Rolle, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, und Anfang Juni nach Mähren zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward dem östreichischen Staate verhängnißvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweiten Male maßen (5. und 6. Juli), verfügte ersterer nur über 140,000 Mann, während Napoleon sein Heer bis auf 180,000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Raab (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung schlug fehl, und so konnte Karl trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Seinen das Feld gegen die Uebermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl legte sein Kommando mißmuthig nieder.

Er war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat: der Kaiser, die Kaiserin Maria Ludovika, Stadion dachten noch an die Fortsetzung des Kampfes. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preußen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Oestreich zu helfen, wenn nur Rußland sich still verhielt; aber der Zar ließ alle Anfragen unbeantwortet, bis sein Verbündeter dem Kaiserstaat seine Bedingungen aufgezwungen hatte. Auch in London wirkte die preußische Regierung zu Gunsten Oestreichs und ersuchte England, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen. Aber das krämerhafte Inselvolk fand das zu unvortheilhaft: es sandte seine Armee, um sich Antwerpens und der Scheldemündungen zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumpfiges Klima das Heer aufrieb, ohne daß es einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Oestreich schwerlich einen neuen Waffengang wagen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Friedenspartei die Oberhand gewonnen, Stadion Metternich Platz machen müssen. Gleichwol zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Besiegten möglichst harte Bedingungen und eine riesige Kriegsentschädigung aufzuerlegen
1809 wünschte. Aber als am 12. Oktober der thüringische Predigersohn Friedrich Staps bei Gelegenheit einer Heerschau ein Attentat auf den Imperator machte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien-Schönbrunner Friede (14. Oktober)

gewährte dem Kaiſer etwas mildere Bedingungen, als man noch kurz zuvor erwartet hatte. Dennoch koſtete dieſer Friedensſchluß dem Staate ein Drittheil ſeines Gebietes und ſchnitt ihm eine ſeiner Lebensadern ab, indem er vom adriatiſchen Meere verdrängt wurde.

Der Kaiſer verzichtete auf Tirol-Vorarlberg, Salzburg, Berchtesgaden, das oberöſtreichiſche Inn- und das halbe Hausruckviertel zu Gunſten Baierns; an Frankreich trat es Görz, Trieſt, Krain, Dalmatien und Kroatien ab. Sachſen und Rußland erhielten ihren Lohn in Galizien; der deutſche Orden wurde in den Rheinbund aufgenommen. Der Kaiſer verpflichtete ſich, die Kontinentalſperre anzuerkennen, höchſtens 150,000 Soldaten zu halten und 85 Mill. Frks. zu zahlen.

Noch an zwei Stellen erwies ſich der Waffenſtillſtand von Znaim und der Schönbrunner Friede verhängnißvoll. Der erſtere brachte das heldenmüthige Unternehmen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig zum Scheitern, der letztere gab die treuen Tiroler der Rache des Feindes preis und koſtete ihrem tapferen Führer das Leben.

„Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg, auch Fürſt in Schleſien zu Oels und zu Bernſtadt, geb. zu Braunſchweig am 9. Oktober 1771, ſtarb als Held für Teutſchlands Freiheit am 16. Juni 1815 in der ſiegreichen Schlacht bei Quatrebras."

Gezeichnet und geſchabt von F. K. Tielker.

Friedrich Wilh. von Braunſchweig-Oels, der Sohn des Beſiegten von Auerſtädt, der in Napoleon auf gleiche Weiſe den Zerſtörer ſeiner Dynaſtie, wie den Feind des Vaterlandes haßte, warb auf eigene Koſten, als der Krieg begann, im öſtreichiſchen Schleſien ein kleines Freikorps. Sein Beſitzthum Oels verpfändete er an Preußen. In Verbindung mit einem öſtreichiſchen Korps unter dem General am Ende rückte er im Juni in Sachſen ein, drängte die kleine ſächſiſche Armee zurück und nahm Dresden, Meißen und Leipzig. Bald aber mußte er ſelbſt den weſtfäliſchen Truppen weichen und warf ſich nach Franken, immer noch von Oeſtreich unterſtützt. Der Waffenſtillſtand von Znaim, den er anzunehmen verſchmähte, beraubte ihn dieſer Hilfe und ſetzte ſeinen Fortſchritten gegen Junot ein Ziel. Mit ſeiner Heldenſchar, den todtenkopf-geſchmückten „Schwarzen" ſuchte er ſich zur Nordſee durchzuſchlagen. Ueber Leipzig und Halle gelangte er nach Halberſtadt, das er am 29. Juli er-

stürmte, erreichte Braunschweig und mußte am 1. August bei dem Dorfe Delper, nahe der alten welfischen Residenzstadt den Entscheidungskampf mit westfälischen Truppen aufnehmen. Nur die Unfähigkeit des einen feindlichen Generals rettete ihn vor dem Untergange. Vom Feinde hartnäckig verfolgt und fast ereilt, konnte er doch noch am 7. August zwischen Brake und Elsfleth seine Einschiffung nach Helgoland bewerkstelligen. In England wartete der Tapfere den Tag der Rache ab; Napoleon selbst soll dem Heldensinn des Herzogs seine Anerkennung gezollt haben.

Der Waffenstillstand von Znaim hatte die Tiroler für einen Augenblick entmuthigt und unschlüssig gemacht. Denn in dem Vertrage war ihrer nicht erwähnt, während doch die regulären östreichischen Truppen abzogen. Dem Feinde preisgegeben, mußten sie ihre eigene Kraft erproben und grade jetzt feierten sie ihre größten Triumphe.

In den ersten Tagen des August vernichteten sie erst ein sächsisches Korps in der „Sachsenklemme" bei Brixen, Felsblöcke und Baumstämme auf die Feinde wälzend, oder die Gegner mit sicherem Stutzen erlegend, dann eine bairische Heeresabtheilung an der Pontlatzer Brücke im Felsenthal des Inn: am 15. August, dem Napoleonstage, zog der Sandwirth zum dritten Male in Innsbruck ein: Lefèbvre hatte voller Grauen das „vermaledeite" Land verlassen. Nun schaltete Andreas Hofer völlig unabhängig in der Hofburg zu Innsbruck als „Oberkommandant Tirols." Willig gehorchten ihm seine Landsleute, am Namenstage des Kaisers (4. Oktober) ward er mit einer goldenen Gnadenkette ausgezeichnet.

Aber nun kam der Friede und der Befehl sich in das Unvermeidliche zu ergeben, d. h. sich die Herrschaft der verhaßten Baiern gefallen zu lassen: der Friedensvertrag gewährte den Aufständischen Amnestie, falls sie die Waffen niederlegten.

Aber die Tiroler mochten sich nicht gestehen, daß die offiziellen Mahnungen die wahre Meinung ihres Herrn sei: hatte Kaiser Franz ihnen nicht heilig betheuert, er werde sich nimmermehr von ihnen scheiden? Der Volksfanatismus that das übrige, auch Andreas Hofer ließ sich fortreißen. Die Amnestie ward verworfen, der Kampf erneut. Aber jetzt ward es Napoleon nicht mehr schwer, sich des Landes zu bemeistern. Mit verstärkter Heeresmacht ward es eingenommen, der Widerstand des Volkes erdrückt. Kaum daß die Führer noch Zeit gewannen, zu flüchten, aber der edelste von ihnen mußte mit dem Leben büßen. Sein Asyl ward den Franzosen von einem elenden Strolch verrathen, der Sandwirth am 28. Januar 1810 festgenommen, unter empörenden Mißhandlungen nach Mantua gebracht und am 20. Februar 1810 daselbst kriegsrechtlich erschossen.

Noch vor Hofers Hinrichtung hatte Kaiser Franz durch die Verlobung
1809 seiner Tochter Marie Luise mit Napoleon (7. Februar) der Welt bewiesen, daß er sein Unglück nicht einmal mit Ehren zu tragen wisse. Denn zu dieser Demüthigung hätte ihn niemand zwingen können, wiewol sich die Wiener einreden ließen, „wie Gott seinen eingeborenen Sohn für die Erlösung der Menschheit dahingegeben, opfere der „gute" Kaiser Franz seine Tochter für die Rettung des Vaterlandes."

Auch bei dem östreichischen Volke folgte der patriotischen Erhebung ein tiefer sittlicher Fall. Von diesem Staate war fürs erste nichts für Deutschland zu hoffen.

Am 11. März folgte der Verlobung die feierliche Vermählung durch Prokuration. Das glänzende Gartenfest, das Fürst Schwarzenberg, der östreichische Botschafter in Paris,

am 1. Juli zu Ehren des französischen Kaiserpaares gab, verwandelte sich in Folge eines Brandes in eine schreckliche Tragödie, bei der viele vornehme Gäste ihr Leben verloren und die von manchen als Vorbedeutung betrachtet wurde.

6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.

Nach der Niederlage Oestreichs brauchte Napoleon auf Preußen keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er wußte sehr wohl, daß nur die Besorgniß vor Rußland den König abgehalten hatte, am Kampfe theilzunehmen, und bezeugte dem König deutlich sein Mißtrauen und seine Ungnade: insbesondere drang er mit Ungestüm auf die Abzahlung der Kontribution.

Um Napoleon einen Beweis des Vertrauens zu geben, siedelte der König mit seinem Hofe zu Weihnachten 1809 nach Berlin über. Es war das ein 1809
wehmüthiger Einzug, und als man die schöne Königin weinend in dem Wagen sitzen sah, blieb kein Auge trocken. Aber es zeigte sich auch in der allgemeinen Hingabe, daß das Unglück Fürst und Volk mit einem unauflöslichen Bande eng verknüpft habe. Die Lage des Staates war trostlos, immer dringender wurden Napoleons Geldforderungen, welche eigentlich nur den Zweck hatten, Preußen zur Abtretung Schlesiens zu nöthigen. Schon glaubte der Minister Altenstein, diese Gebietsverkleinerung als einziges Rettungsmittel empfehlen zu müssen. Aber der König wollte davon nichts wissen, und da Napoleon sah, daß er Schlesien auf diese Weise nicht erhalten werde, gestattete er nach langen Verhandlungen, daß Hardenberg die Leitung der Geschäfte wieder übernahm (Juni 1810), weil er der einzige Mann sei, welcher Preußen in den Stand setzen könne, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

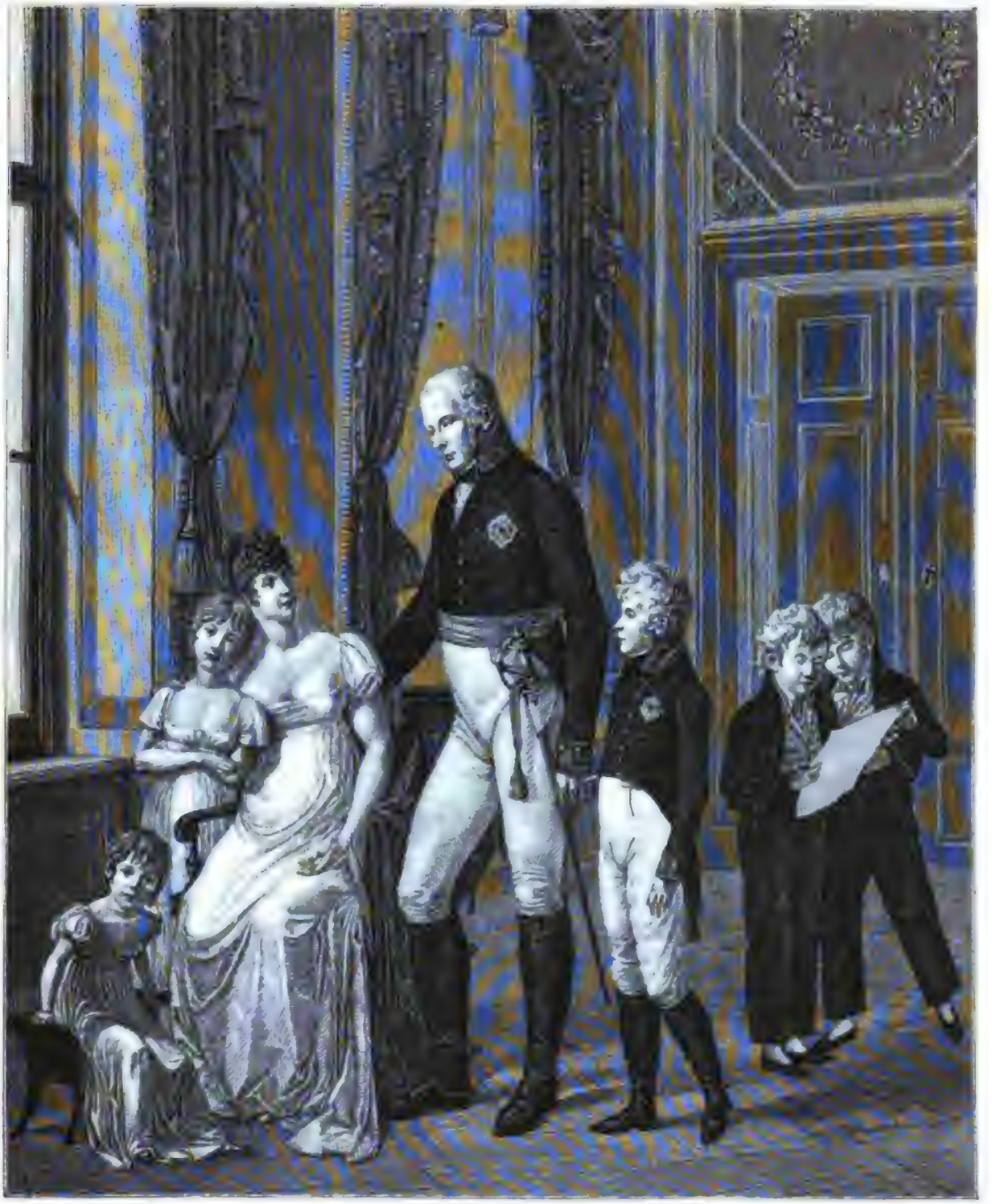
Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse, unter denen er in Wirksamkeit trat. Die Rheinbundsstaaten ließen sich die neue Ordnung der Dinge gefallen, der Haß gegen Preußen steigerte sich noch und wurde von Napoleon geschickt genährt: die Baiern fingen sogar an, sich als blutsverwandt mit den Franzosen zu fühlen, als „keltisches Volk." Gleichwol war das gewaltthätige Regiment des Ministers Montgelas für Baiern selbst nicht ungünstig, da er mit vielen alten Mißbräuchen aufräumte. Mit noch größerer Willkür verfuhr der König von Würtemberg und ließ namentlich den Adel seine Macht fühlen; seine rohe Despotie entfremdete ihm die Herzen; die Schwaben verwünschten ihren heimischen Tyrannen: an die Schmach der Fremdherrschaft dachten die wenigsten. In Nassau, in Darmstadt zeigte sich das gleiche Bild, Kriecherei gegen den Protektor, Strenge gegen das eigene Volk. Am traurigsten sah es in Baden und der Pfalz aus, wo der Bonapartismus völlig dominirte und fast jedes deutsche Gefühl erstarb. Ganz anders im Norden: im Rheinbundsstaat Sachsen sträubte man sich hartnäckig die französischen Institutionen nachzuahmen; im Königreich Westfalen wurden sie zwar völlig durchgeführt, — der gemeine Mann sollte durch Aufhebung aller Privilegien gewonnen werden, — aber die Treue des Volkes zu der alten angestammten Eigenart ließ sich dadurch nicht beirren: grade diesen Kerndeutschen erschien das Ausländische schon an sich gehässig; ein straffes Regiment mußte sie niederhalten. Nordhannover ward am 1. März 1810 mit dem Königreich Westfalen vereinigt; bange harrten die Hansestädte, die 1809 nicht in den Nordbund hatten treten wollen, ihres

Friedrich Wilhelm III. um das Jahr 1808.
Nach dem Gemälde von Gerard, gestochen von L. Buchhorn.

Schicksals; sie konnten es ahnen, als Napoleon am 9. Juli 1810 beschlossen hatte, das Königreich Holland mit Frankreich zu vereinigen.

Das alles sah nicht sehr tröstlich aus: aber den preußischen Staat traf kurz nach Hardenbergs Eintritt ein Schlag, der den Monarchen, wie das Volk aufs tiefste erschütterte.

Digitized by Google



Prinzeß Alexandrine (später Großherzogin von Mecklenb.-Schwerin). Prinzeß Charlotte (später Kaiserin von Rußland). Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Karl. Prinz Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.)

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, im Kreiſe ſeiner Familie.

Gemalt von H. Dähling, geſtochen von J. F. Krethlow 1807.

Gebrochenen Herzens ſtarb am 19. Juli 1810 die Königin Luiſe. Ihre letzten Sorgen 1819
hatten dem Vaterland gegolten, deſſen Erhebung ſie nicht mehr ſchauen ſollte. „Gott weiß, wo ich begraben werde", hatte ſie nach Oeſtreichs Fall geklagt, „ſchwerlich auf preußiſcher Erde. Oeſtreich ſingt ſein Schwanenlied und dann: Ade Germania!" Aber den Beſten der Nation war die hohe Frau nicht geſtorben, mit Andacht hingen ſie an der Verklärten, welche in den

Tagen der höchsten Noth dem übermüthigen Fremdling getrotzt hatte: ihr Name blieb auf aller Lippen und begeisterte das junge Geschlecht zum Ertragen und zum Wagen.

Es war ein Glück für den preußischen Staat, daß jetzt, mit einer ganz außerordentlichen Machtvollkommenheit betraut, Hardenberg die gesammte Leitung des Staatswesens übernahm.

Obwohl an Charaktergröße und geistiger Tiefe dem Freiherrn vom Stein nicht entfernt gewachsen, war er ein begeisterter Vaterlandsfreund; da die Verhältnisse geschicktes Laviren noch immer nothwendig machten, war seine diplomatische Verschlagenheit mehr am Platz als die dämonische Leidenschaft Steins. Für die innere Verwaltung aber war es nachtheilig, daß dem Staatskanzler Steins gründliche Sach- und Fachkenntniß abging, was nothwendig zu einem gefährlichen Dilettantismus führte. Durch eine Luxus- und eine Verbrauchssteuer, durch die Säkularisation aller geistlichen Güter suchte er den Finanzen aufzuhelfen (30. Oktober). Am 2. November folgte die allgemeine Gewerbesteuer, dann eine humane Gesindeordnung. Aber fast allenthalben stieß er auf Widerstand mit seinen Neuerungen, namentlich wollte der Adel, insbesondere der kurmärkische, von einer gleichmäßigen Besteuerung aller Stände nichts wissen. Um neue Reformen vorzubereiten, eröffnete er am 23. Februar 1811 in Berlin eine „Landesdeputirtenversammlung", deren Mitglieder von der Krone ernannt waren. Die Versammlung hatte nur das bescheidene Recht der Mitberathung, aber unerhört fand man, daß die Krone sogar acht bäuerliche Vertreter einberufen hatte. Die Verhandlungen der Landesdeputirten bewiesen sehr bald die politische Unreife der Vertreter, und Hardenberg gewann wol selbst die Ueberzeugung, daß derartige Versammlungen seine Reformen nur hemmen würden, diese vielmehr von der Krone anbefohlen werden müßten. Von den Gesetzen, die auf diese Weise erlassen wurden, vollendeten zwei, nämlich das Edikt über allgemeine Gewerbefreiheit und das Edikt über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, die von Stein angebahnten Neuerungen und führten eine gewaltige, ja zum Theil fast grausame Umgestaltung herbei.

Karl August Fürst von Hardenberg.
Gemalt und gestochen von Fr. Bolt 1815.

Das erstgenannte Edikt gab den Zünften den Todesstoß. Das zweite setzte die Inhaber bäuerlicher Güter in förmlichen Besitz gegen Abtretung eines Drittels oder der Hälfte

Königin Luiſe.

Bildniß aus den erſten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Döhling, geſtochen 1807 von Krethlow.

Digitized by Google

des Gutes. Auf diese Weise büßte die Ritterschaft in Pommern 70 Quadratmeilen ein, die freies bäuerliches Eigenthum wurden.

Am 11. März 1812 folgte die Emanzipation der Juden; vorausgesetzt daß sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwarfen, wurden sie vollberechtigte Staatsbürger.

In diesen sozialen Reformen lag die Größe der inneren Politik Hardenbergs. Seine Finanzpläne dagegen scheiterten sämmtlich und mußten an der Verarmung des Landes scheitern: bis zum April 1811 war daher wenig mehr als die Hälfte der Kontribution abgezahlt.

Noch ein zweiter Versuch, eine Volksvertretung zu schaffen, wurde nachmals gemacht: am 10. April 1812 trat in Berlin eine „Nationalrepräsentation" von neununddreißig gewählten Mitgliedern zusammen (18 Ritter, 12 Bürger, 9 Bauern). Aber der Eifer der Repräsentanten und ihrer Wähler erlahmte auch diesmal schnell und die Versammlung fristete bis zum Juni 1815 ein unfruchtbares Dasein.

Mit großer Geschicklichkeit wußte Hardenberg, während er die wirthschaftlichen und militärischen Kräfte des Staates zu sammeln bemüht war, den Argwohn der Franzosen fern zu halten: selbst Scharnhorst wurde aus diesem Grunde äußerlich der Leitung des Kriegsdepartements enthoben. Nur ein paar Jahre des Friedens wünschte sich der Staatskanzler, dann war der Staat voraussichtlich zu neuen Kämpfen gestählt.

Aber die Ereignisse gingen schneller vorwärts: schrittweise, aber unabänderlich sah Hardenberg die neue Kriegsgefahr nahen. Das Bündniß zwischen Napoleon und dem Zaren lockerte sich zusehends. Vor allem trennte sie die polnische Frage. Nicht als ob Napoleon im Ernste beabsichtigt hätte, ein nationales Polen herzustellen, aber er wollte dem Zaren darüber keine beruhigenden Erklärungen geben, so lange er die nationalen Wünsche und Hoffnungen der Polen für seine Zwecke ausnutzen konnte. Außerdem kränkte der Imperator den Zaren persönlich, indem er dessen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg seines Erblandes beraubte, als er am 10. Dezember 1810 die ganze Nordseeküste dem Kaiserreich ohne weiteres einverleibte.

Oldenburgs Schicksal theilten die Hansestädte und das nördliche Hannover, welches wieder vom Königreich Westfalen losgerissen wurde. Das so geschaffene *französische* Gebiet ward in fünf Departements getheilt und mit den sieben linksrheinischen vereinigt.

Endlich verlangte Napoleon, daß der Zar alle neutralen Schiffe mit Beschlag belegen, d. h. Rußland zum Verzicht auf alle Kolonialwaaren zwingen solle. Statt dessen erließ Alexander einen Ukas, welcher grade die französischen Fabrikate traf.

Schon seit dem Frühjahr 1810 traf Napoleon seine Vorbereitungen für 1810
alle Fälle und häufte in Warschau große Waffenvorräthe auf; ein Jahr später ertheilte er den Rheinbundsfürsten den Befehl, sich marschbereit zu halten und sammelte ein Heer an der unteren Elbe. Am Napoleonstage 1811 gab er 1811
seinem Groll gegen Rußland öffentlich Ausdruck: man konnte wissen, woran man war. Da Alexander noch mit der Pforte im Kampf war, mußte er sich Bundesgenossen zu sichern suchen. Mit Oestreich konnte er sich nicht verständigen, auch den phantastischen Plan, die Polen zu seinen Gunsten aufzurufen, indem er ihnen ein nationales Königthum — unter russischer Oberhoheit! — zusicherte,

mußte er fallen lassen: er beschloß den Feind auf dem Boden Rußlands zu erwarten, für dessen Integrität sein Volk alle Kräfte einsetzen werde. In diesem Falle wäre es für das von Napoleon beargwohnte Preußen ein Akt der Selbstvernichtung gewesen, wenn es sich für Alexander erhoben hätte, welcher freilich der persönlichen Sympathien des Königs gewiß sein durfte. Aber dann mußte Preußen — eine Wahl schien unmöglich — Napoleon Heeresfolge leisten! War es unvermeidlich, so wünschte Hardenberg, daß sein König wenigstens unter ehrenvollen Bedingungen als gleichberechtigter Bundesgenosse mit einem Hilfskorps an Napoleons Seite treten möchte. Dieser lehnte es ab: Preußen sollte Vasallendienste leisten, wie die Rheinbundfürsten. Solcher Schmach zu entgehen, plante man ein Aeußerstes: der Volkskrieg sollte entfesselt werden: in aller Stille wurden die Krümper einberufen, die Generale mit außerordentlichen Vollmachten versehen, um im gegebenen Fall sofort losschlagen zu können. Aber ein derartiger Verzweiflungskampf bot ohne auswärtige Unterstützung nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg. Der Zar glaubte aber höchstens zwölf Bataillone entbehren zu können, Kaiser Franz zögerte, weil er Alexanders Wankelmuth kannte, England versprach nichts.

War es da ein Wunder, wenn die französische Partei am Berliner Hofe die Oberhand gewann? Die Rüstungen mußten ohnehin schon im Herbst des Jahres 1811 auf Napoleons Befehl eingestellt werden. Immer mehr schnürte
1812 der Imperator den preußischen Staat und die Regierung ein: am 24. Februar 1812 mußte man in den Bundesvertrag mit Frankreich willigen, den schimpflichsten Vertrag, den ein Hohenzoller je zu unterzeichnen gezwungen war.

Der unheilvolle Tilsiter Friede hatte Preußen zwar um die Hälfte verkleinert, aber dem König einen Rest von Selbstbestimmung gelassen: jetzt mußte der Staat 20,000 seiner Söhne in die französische Armee einreihen lassen. Die Hauptstadt, die Festungen behielt Napoleon inne. Dafür das vage Versprechen: die Verpflegungskosten sollten vergütet werden! Auch Oestreich schloß am 14. April mit Frankreich ab. Die Urheber der Rüstungen, welche Preußen vorübergehend ins Werk gesetzt, mußten jetzt natürlich auch zurücktreten, einzelne Offiziere, deren Gefühl es empörte, für Frankreich zu kämpfen, suchten den Abschied nach, den der König ungnädig ertheilte. Selbst dem ausgezeichneten Clausewitz hat er es nie verziehen, daß er den Patrioten über den Soldaten stellte. Uebrigens brauchte Napoleon auf seine neuen Bundesgenossen nicht allzu große Hoffnungen zu setzen: weder Preußen noch Oestreich brach die Verbindungen mit dem Zaren ab, dem sie als Feinde gegenüber zu treten gezwungen waren.

Gneisenau wie Scharnhorst blieben nach wie vor im innigen Verkehr mit der preußischen Regierung: ersterer ging in geheimer Mission nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, letzterer wurde nach Oestreich beurlaubt.

7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

Bevor Napoleon nach Rußland abmarschirte, hielt er zu Dresden im Mai
1812 1812 noch einen glänzenden Hoftag seiner Vasallen. Er gefiel sich in Beschimpfungen der kleineren, in Herzkränkungen der größeren Fürsten. Es sollte, Gott sei Dank, zum letztenmal sein. Voraussehen konnten das weder

Generale noch Diplomaten, denn keiner glaubte an Alexanders Sieg; wenn nicht ein Wunder geſchah, mußte er mit ſeinen untüchtigen Heerführern, ſeinem ſchwachen Heere, zudem noch in den Türkenkrieg verwickelt, dem Imperator erliegen, wie ſo viele beſſere vor ihm. Aber das Volk ahnte ſolch Wunder: ſollte denn der Himmel wirklich zugeben können, daß der Fremdling ganz Europa in Feſſeln ſchlug?

Diesmal ſollten ſich die Ahnungen des Volkes völlig beſtätigen. Die Ruſſen hatten zwar Scharnhorſts Rath, den Feind tief in das Innere ihres öden Reiches zu locken, in ihrem Dünkel abgelehnt, wurden aber durch ihre eigene Schwäche zu beſtändigem Rückzug genöthigt, die ruſſiſchen Bauern gaben den Feinden ihre elenden Hütten preis und überließen ihnen die gähnende Oede. Um des heiligen Smolensk willen mußte die ruſſiſche Heeresleitung den Franzoſen Stand halten: nach blutigem Ringen (17.—19. Auguſt) räumte ſie das Schlachtfeld. Noch einmal, — es galt den Beſitz der Zarenſtadt Moskau, — wurde bei Borodino gekämpft, und Napoleon erfocht ſeinen blutigſten Sieg (7. September). Er erreichte damit den Einzug in eine menſchenleere Stadt, aber vergeblich hoffte er, hier ſein Heer durch Ruhe und Erholung zu neuen Anſtrengungen zu ſtärken. Der Fanatismus der Vaterlandsliebe gab dem Gouverneur Roſtopſchin den rettenden Gedanken ein: er ließ die Zarenſtadt in Flammen aufgehen, und nach einem fünftägigen Brande war der Feind ſogar des ſchützenden Obdachs beraubt. Noch wollte der Imperator an die Größe ſeines Mißgeſchickes nicht glauben und verſchwendete fünf koſtbare Wochen mit nutzloſen Verhandlungen. Als er ſich doch zum Rückzuge entſchließen mußte, war der nordiſche Winter hereingebrochen: noch ſtand ihm die nördliche Straße offen, aber ſein Stolz ſträubte ſich, ſie zu benutzen. Er wollte den Feind erſt ſchlagen und ſich dann auf der ſüdlichen Straße zurückziehen. Das Unternehmen mißlang; durch die Schlacht bei Malo-Jaroslavetz (24. Oktober 1812) wurde er wieder nach Norden abgedrängt und genöthigt, über das leichenbedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Smolensk zu marſchieren. Als man die Stadt Mitte November erreichte, zählte das Heer noch 40,000 ſtreitbare Männer, denen ohne Ordnung 30,000 elende abgeriſſene Nachzügler folgten. Aber nun begann das Elend erſt recht und nach dem greuelvollen Uebergange über die Bereſina (26.—29. November) hatte das Heer zu exiſtiren aufgehört. Was die Grenze erreichte, hohl-

Gleichzeitige Abbildung zum Rückzug der Franzoſen aus Rußland: „Die Trümmer der franzöſiſchen Armee bey ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813." Nach der Natur gezeichnet und geätzt von Geißler.

Unterſchrift: Einſt war der Erdkreis gegen uns erbittert / Europas Boden hat vor uns gezittert | Schaut nun mit Grauſen mit Entſetzen hier / Ein warnend Jammerbild ſind wir.

wangig, abgezehrt, abenteuerlich vermummt, rief nur noch den Spott oder das Mitleid wach.

Der Imperator hatte natürlich dafür geſorgt, den Seinigen und der Welt ſein koſtbares Leben zu erhalten: am 16. Dezember brachte der Moniteur das 29. Bulletin mit

Aus der Zeit der Fremdherrschaft: Napoleons Einzug in Düsseldorf auf dem Wege nach Rußland. Am 3. November 1811.
Aquarelle eines Augenzeugen im Städtischen Museum in Düsseldorf.

der Nachricht, „die große Armee ſei vernichtet, die Geſundheit Sr. Majeſtät niemals beſſer geweſen“ — am folgenden Tage erſchien er ſelbſt in den Tuilerien.

Dennoch täuſchte ſich außerhalb Frankreichs wol keiner mehr darüber, daß die Stunde der Befreiung Deutſchlands geſchlagen habe. Während Arndt in ſeinem „Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann“ ſeine Landsleute zum frommen Werke des heiligen Kampfes ſtärkte, ſuchte Stein den Zaren zu bewegen, den Kampf über Rußlands Grenzen hinaus zu tragen. Er fand leichtes Spiel. Der Zar in ſeinem phantaſtiſchen Gemüthe bildete ſich ein, zum Weltenbefreier berufen zu ſein: als Lohn ſeines Werkes hatte ihm die Vorſehung obendrein gewiß die polniſche Krone beſtimmt!

Preußen befand ſich aber noch in ſchwieriger Lage: trotz des glühenden Haſſes, der alle Patrioten verzehrte, war der offene Abfall unmöglich, weil die in den Marken befindlichen franzöſiſchen Truppen jede Erhebung im Keime erſticken konnten. Hardenberg gedachte daher die Entſcheidung hinzuzögern: die Rüſtung ſollte ſofort ins Werk geſetzt, die Maske aber erſt gelüftet werden, wenn Napoleon, wie vorausſichtlich, die bewaffnete Vermittlung Oeſtreichs und Preußens abgelehnt haben würde.

Noch befolgte man dieſe von der Noth gebotene, aber allen Patrioten widerwärtige Politik, da erſcholl die Jubelkunde, daß ein preußiſcher General gewagt, was die preußiſchen Miniſter noch nicht wagen durften: General York hatte eigenmächtig das Band gelöſt, welches das preußiſche Hilfskorps an Frankreich feſſelte und mit den Ruſſen abgeſchloſſen, die er hätte bekämpfen müſſen.

Graf York von Wartenburg.
Gemalt von B. Woltze, geſtochen von L. Jacoby.

Es war ein eigenthümliches Geſchick, daß die rettende That der Inſubordination von einem General ausgehen mußte, welcher als Offizier Friedrichs des Großen aus einem eben ſolchen Grunde den preußiſchen Dienſt hatte verlaſſen müſſen. Hans David Ludwig von

York, geb. zu Potsdam am 26. September 1759, war nach seiner Entlassung in holländische Dienste getreten und hatte am Kap und in Ceylon mit Auszeichnung gefochten; er erhielt 1787 wieder eine Kapitänstelle in der preußischen Armee, erwarb sich dann große Verdienste um die Organisation des leichten Jägerkorps, bewährte dieselbe auf dem Rückzugsgefechte bei Altenzaun und gehörte somit zu den wenigen, die in dem Unglücksjahre ihre militärische Ehre unbefleckt erhielten; seine Offiziere sagten wol, er sei wie „gehacktes Eisen", sein Tadel war furchtbar. Seine Truppen aber vertrautem diesem Führer unbedingt, und auch den Franzosen zwang sein festes altpreußisches Wesen Respekt ein.

Das preußische Hilfskorps wurde ursprünglich von dem franzosenfreundlichen General von Grawert befehligt; erst nach dessen Erkrankung hatte York das Kommando übernommen. Dem Heere Macdonalds zugetheilt, hatten die Preußen auf dem äußersten linken Flügel der französischen Aufstellung, in den Ostseeprovinzen, zu operiren gehabt und mehrfach Gelegenheit gefunden, die Tüchtigkeit der Besiegten von Jena zu beweisen. Jetzt hatte Macdonald und mit ihm York die Aufgabe, die Trümmer der großen Armee zu decken und den Russen den Einmarsch in Ostpreußen zu wehren. York konnte diese Aufgabe lösen, wenn er wollte: aber sollte er sich und seine Preußen für den Todfeind opfern? Die ersten Anerbietungen, welche ihm die Russen durch Paulucci machen ließen, wies er noch zurück; in Berlin mochte man ihm keinen Rath ertheilen: es hieß, „er solle nach den Umständen handeln."

Dieser Bescheid ließ ahnen, daß der König nicht unbedingt an dem französischen Bündniß festhalten werde, und als der Zar am 18. December das schriftliche Versprechen gab, er wolle sich mit Preußen verbünden und die Waffen nicht niederlegen, bevor der Staat die Ausdehnung vom Jahre 1805 erreicht habe, entschloß sich York zu dem verantwortungsvollen Schritt: am 30. Dezember 1812 unterzeichnete er in der Poscherunner Mühle bei Tauroggen eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um weitere Befehle seines Königs abzuwarten. Er legte dem Könige die Gründe seines Handelns dar, er stellte ihm vor, daß jetzt der Moment gekommen sei, Freiheit, Größe und Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Die ganze Verantwortlichkeit nahm er heroisch auf sich: „Ich schwöre Ew. Majestät", schrieb er, „daß ich eben so ruhig auf dem Sandhaufen, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde."

Dem Staatskanzler kam Yorks kühne That sehr ungelegen: er fürchtete, die Franzosen würden zu früh sein Spiel durchschauen. Jedenfalls aber mußte er auf dem Wege fortschreiten, den York eingeschlagen, — der Würfel war gefallen.

Zunächst mußte den Franzosen die wahre Gesinnung des Königs verheimlicht werden. Hardenberg bezeugte daher den französischen Generalen in Berlin seine Entrüstung über Yorks unerhörte That, der König ließ York durch ein Kriegsgericht absetzen. Zu seinem Nachfolger wurde Kleist ernannt, welcher die Truppen dem französischen Oberkommandirenden, dem König von Neapel, zur Verfügung stellen sollte.

XVII. Die Befreiungskriege.

1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginne des Befreiungskampfes.

Obwol bei der Wiederaufnahme des Kampfes gegen Napoleon unter allen Mächten, auf deren Mitwirkung gerechnet werden konnte, Preußen die ungünstigste Lage einnahm, — denn Sein oder Nichtsein des Staates hing von dem Erfolge ab, war Hardenberg entschlossen, die Entscheidung herbeizuführen; mit planmäßiger Sicherheit wurden die Vorbereitungen getroffen, vor allem auch sofort mit Rußland verhandelt. Indem man auf den Bartensteiner Vertrag zurückging, wurde zugleich die Theilnahme Oestreichs in Aussicht genommen: es sollte sich zu bewaffneter Vermittlung erbieten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rhein, die Auflösung des Rheinbundes fordern und im Weigerungsfalle selbst die Waffen ergreifen.

Napoleon suchte indessen Frankreich und die Welt über seine Niederlagen zu täuschen, veranstaltete großartige Aushebungen und plante einen zweiten russischen Feldzug. Auch Preußen war dabei eine neue Vasallenrolle zugedacht; aller Warnungen ungeachtet trug Napoleon eine übermüthige Geringschätzung dieses Staates zur Schau, leistete die für die letzte Hilfsleistung versprochenen Entschädigungen nicht nur nicht, sondern ließ sogar weitere Requisitionen veranstalten. Er gab damit dem nur allzu gewissenhaften Friedrich Wilhelm einen stichhaltigen Grund, das unnatürliche, erzwungene Bündniß mit Frankreich zu lösen.

Was aber die in Aussicht genommenen neuen Bundesgenossen, Oestreich und Rußland, betraf, so hatten die Verhandlungen zunächst nur an letzterer Stelle einen vollständigen Erfolg. Kaiser Franz hatte eine Abneigung gegen den popularen Patriotismus, der sich in Norddeutschland bekundete, er wünschte nicht, daß die Macht seines Schwiegersohnes zertrümmert werde, nur eine Verminderung zu Gunsten Oestreichs war ihm genehm; wenn er in Paris zum Frieden rieth, so geschah das in bester Absicht, im Interesse Napoleons. Auch in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands gingen Metternichs und Hardenbergs Ansichten weit auseinander: niemals hätte jener dem Hohenzollernstaat die Hegemonie auch nur im Norden zugestanden, dagegen wünschte er den Besitzstand und die Souveränetät der Rheinbundsstaaten zu schonen, um an ihnen

getreue Schleppenträger zu gewinnen. Vor allem sollte Oestreichs Kraft geschont werden, um das entscheidende Wort sprechen zu können, wenn sich die Parteien im Kampfe erschöpft haben würden. Es war schon viel, daß auch das östreichische Hilfskorps unter Schwarzenberg abberufen und dem preußischen Unterhändler erklärt wurde, Oestreich habe gegen ein russisch-preußisches Bündniß nichts einzuwenden. Der Zar war denn auch auf das ihm angetragene Schutz- und Trutzbündniß eingegangen und erklärte sich bereit, Truppen nach der Oder zu entsenden. Als die Nachricht davon in Berlin anlangte, schien es angemessen, um dem König die volle Aktionsfreiheit wiederzugeben, nach dem sicheren Breslau überzusiedeln. Dies geschah am 23. Januar 1813, nachdem zwei Tage zuvor die Konfirmation des Kronprinzen stattgefunden hatte.

Bedeutungsvoll hieß es in dem Glaubensbekenntniß: „fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthe spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen."

Während der König nun von Breslau aus die Eröffnung des Krieges vor-
1813 bereitete, — am 3. Februar unterzeichnete er den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, und am 4. legte Scharnhorst den Operationsplan für die russisch-preußische Armee vor, — wurde auch der in Ostpreußen herrschenden Rathlosigkeit ein Ende gemacht.

Die Provinz war bisher vom besten Willen beseelt gewesen, aber ohne Anweisungen von Berlin, wie sollte man sich verhalten, namentlich den Russen gegenüber? Durfte man, sollte man ihnen sich, als den Befreiern anschließen? York hatte die Verwaltung der Provinz übernommen, er führte auch sein Kommando als General fort, da ihm keine amtliche Anzeige von seiner Absetzung zuging, aber die Kunde davon und von der Verwerfung der Konvention hinderte ihn an weiteren Schritten: nur daß er sein Korps durch die Kantonpflichtigen der Provinz verstärkte. Da erschien am 21. Januar in Königsberg Stein, der sich vom Zaren die Vollmacht hatte ertheilen lassen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen: sein Name bürgte dafür, daß die Provinz nicht in russischem Interesse ausgebeutet werde. Das Land wurde sofort als mit Rußland verbündet behandelt, namentlich auch die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet. Am 5. Februar trat, — ohne königliche Berufung, — der Landtag zusammen, welcher ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz zum Beschluß erhob und sofort in Vollzug setzte. Graf Alexander Dohna, welcher auf dem Landtage der Führer des Adels gewesen, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat.

Alles dies geschah in der Voraussetzung, daß der König es billige: indem die Stände ihrem Monarchen ihre Beschlüsse mittheilten, beschworen sie ihn, der Begeisterung seines Volkes freien Lauf zu lassen. Der König war gleichwol mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Provinz unzufrieden und nahm den Grafen
1813 Dohna, der am 21. Februar in Breslau eintraf, ziemlich ungnädig auf.

Acht Tage später kam denn auch das russisch-preußische Bündniß, dessen Abschluß durch die polnischen Pläne des Zaren und die Nörgeleien des preußischen Unterhändlers verzögert war, endlich zustande. In dem Vertrage von Kalisch (28. Februar) verpflichtete sich der Zar, die Waffen nicht niederzulegen, bis Preußen die Macht wiedererlangt hätte, welche es vor 1806 besessen und versprach, daß der Staat im Osten wie im Westen möglichst gut abgerundet werden solle.

Da Alexander den polnischen Staat wieder aufzurichten und Preußen für seine ehemals polnischen Besitzungen in Deutschland zu entschädigen wünschte, ward der Kalischer Vertrag nachmals von der größten Bedeutung für den Verlauf und die Fortführung des Krieges: je mehr Gebiet in Deutschland zur Verfügung stand, desto freiere Hand hatte der Zar in Polen. Dem Könige war an seinen unzuverlässigen Polen auch nichts gelegen: tadelnswerth aber war, daß der Zar dem offenherzigen Freunde seine Absicht, ein polnisches Reich wieder aufzustellen, geflissentlich verschwieg.

Der Vertrag von Kalisch brachte für den preußischen Staat freilich auch manchen Nachtheil: da die Russen sich verpflichteten, 150,000 Mann ins Feld zu stellen, die Preußen nur 80,000 Mann, erhielt Preußen eine untergeordnete Stellung als Hilfsmacht und mußte seinem Verbündeten den Oberbefehl zugestehen: in Wirklichkeit kehrte sich das Zahlenverhältniß bald um, aber hinsichtlich des Oberbefehls blieb alles beim alten, und bei den späteren Verhandlungen mit England wurde die Höhe der Hilfsgelder zu großem Schaden für die preußischen Finanzen nach jenem Maßstab bemessen.

Indessen war es im gegenwärtigen Moment doch ein Glück, daß der Abschluß erfolgte, denn die preußischen Heerführer wurden nun aus ihren bangen Zweifeln erlöst. York wurde öffentlich von aller Schuld freigesprochen und angewiesen, sich dem russischen Oberbefehlshaber Wittgenstein anzuschließen; am 2. März überschritt dieser die Oder, am 10. folgten die Preußen. Am 11. rückte Wittgenstein in Berlin ein, das die Franzosen am 4. März geräumt hatten: gleichzeitig besetzten Kosaken unter Tettenborn Hamburg, dessen Bewohner den Befreiern freudig zujubelten.

Den Kalischer Vertrag hatte man bisher sorgfältig geheim gehalten und den französischen Gesandten, der dem Hofe nach Breslau gefolgt war, mit freundlichen Worten beschwichtigt. Ueber den Erlaß vom 2. Februar ließ er sich beruhigen: er mußte bedenklicher werden, als die begeisterten Scharen der Freiwilligen in Breslau anlangten und der König am 10. März, dem Geburtstage seiner Luise den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete; als der Zar am 15. März eintraf, war keine Täuschung mehr möglich. Am 16. März erließ der König die vorläufige Kriegserklärung, am folgenden den „Aufruf an Mein Volk", den der geistvolle Ostpreuße Hippel entworfen hatte.

Er erinnerte die Brandenburger, Schlesier, Pommern, Litthauer an die Tage der Unterdrückung, an die ruhmvollen Tage des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Er mahnte zum Kampfe auf für die heiligsten Güter der Nation und der Menschheit und bereitete auf die außerordentlichen Opfer vor, die gefordert werden müßten, wenn Preußen und Deutschland nicht aufhören sollten zu existiren. „Keinen andern Ausgang", hieß es, „giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang." Der Schluß des Aufrufs gab der Zuversicht Ausdruck, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde.

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms wurde am gleichen Tage unterzeichnet.

Schon der Erfolg, den der Aufruf vom 3. Februar gehabt, war so großartig gewesen, daß der Monarch aufs innigste bewegt wurde: eine solche Hingabe, eine solche Opferwilligkeit hatte er kaum für möglich gehalten, und es war Scharnhorsts stolzester Tag, als er dem Könige die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigen durfte.

Es war aber auch erstaunlich, was das Volk nunmehr leistete: es stellte 271,000

Mann ins Feld, auf siebzehn Bewohner kam ein Soldat. Mit besonderer Begeisterung eilten die alten Offiziere und die jungen Studenten, auch zahlreiche Gymnasiasten zu den Waffen: die Gerichts- und Regierungsbeamten mußten vom Eintritt in das Heer förmlich abgehalten werden, damit die Geschäfte nicht still ständen.

Und in welchem Maße wetteiferten alle Stände, um der Geldnoth des Staates zu Hilfe zu kommen! Baares Geld war längst selten geworden, aber den theuersten ererbten Schmuck gab man willig hin: man tauschte den goldenen Trauring gegen den eisernen und war stolz auf dessen Inschrift: „Gold gab ich für Eisen." Manches arme Mädchen opferte, wie Ferdinande von Schmettau, ihr einziges Gut, das reiche Lockenhaar.

Ein weihevoller Ernst ging durch die Nation; es entsprach der allgemeinen Stimmung, daß die Freiwilligen für den heiligen Krieg kirchlich eingesegnet wurden. Auch die Lieder, die jetzt erklangen, spiegeln diese Stimmung wieder. Schenkendorf, Arndt, Rückert, keiner aber mehr als der jugendliche Körner, wurden die Herolde des begeisterten Volkes. Während der alte Goethe noch nicht gelernt hatte, deutsch zu denken und zu empfinden — er sprach der deutschen Bewegung damals das ebenso kurzsichtige, wie schmähliche Urtheil: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß" — klang zornesmuthig und siegestönig Körners „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" und Arndt ließ alle treuen Deutschen schwören: „die Knechtschaft hat ein Ende."

Max von Schenkendorf (geb. zu Tilsit am 11. Dezember 1784, gest. zu Coblenz den 11. Dezember 1817) nahm trotz seines gelähmten rechten Armes am Kampfe theil. Von Fouqué stammt das herrliche „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", was bald ein Lieblingslied der freiwilligen Jäger ward. Körner (geb. am 23. September 1791 zu Dresden) fiel am 26. August 1813 im Gefecht bei Gadebusch.

Für jetzt war „Preußen" und „Deutschland" fast gleichbedeutend: man hatte auf die Erhebung aller Deutschen gehofft, und das Lützowsche Freikorps war bestimmt, Deutsche aus allen Stämmen aufzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preußischen Gebieten folgten dem Mahnruf, ein Sachse, wie Körner, bildete eine rühmliche Ausnahme. Die Rheinbündler hingen noch mit Begeisterung an ihrem Protektor und haben in dem ersten Theil des Feldzuges das Befreiungswerk schwer genug gemacht. Nur die Mecklenburger Herzoge schlossen sich Preußen an: das Licht der Freiheit ist im Norden entglommen.

Ueberraschend schnell ging die Bildung und Ausrüstung der Landwehr vor sich, aber freilich mußte man sich auf das allernothdürftigste beschränken, und die eigentliche militärische Schulung und Tüchtigkeit erhielt diese Truppe erst durch den Krieg selbst. Am 21. April folgte das Gesetz über den Landsturm, welcher die letzten Kräfte des Volkes sammelte; denn alle Männer bis zu den Vierzigjährigen beanspruchte die Landwehr. Der Landsturm, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 15. bis 60. Lebensjahre umfaßte, war wesentlich zum kleinen Krieg, zum Späherdienste, zu Schanzarbeiten ꝛc. bestimmt. Er bewährte sich auf diesen Gebieten und hatte außerdem nach zwei Seiten treffliche Wirkung: er erfüllte die Unmündigen und Alten mit dem Bewußtsein, an der Sache des Vaterlandes mitzuarbeiten, und erregte bei den Feinden das Grauen vor einem Volkskrieg, wie sie ihn in Spanien kennen gelernt.

So große Anstrengungen waren aber auch nothwendig, denn es war keine Frage, daß sich das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über Preußen entladen würde. Den Krieg nach Rußland zu tragen, gab Napoleon auf; für jetzt galt es Preußens Vernichtung, und schon Ende März machte der Imperator in Wien Vorschläge zur Auftheilung des verhaßten Staates.

Da Englands Hilfe noch nicht gesichert war, — es feilschte um jeden Schilling und verlangte nicht nur Hannover zurück, sondern noch altpreußische

Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

Facsimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk" zuerst erschien. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in Breslau zur Verfügung gestellten Exemplare.

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewiſſer Lohn wird treffen den, der ſich auszeichnet; tiefe Schande und ſtrenge Strafe den, der ſeiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt ſtets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauſes. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unſerer Seite ein zu Unſerer und zu Teutſchlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten ſeine Unabhängigkeit errang. Es vertraute ſeinem Herrſcher, ſeinen Führern, ſeiner Sache, ſeiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer ſey Unſere Looſung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eiſernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Kataſtrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation ſo hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderſtehlichen Uebel einer eiſernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabſank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Bruſt belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland ſich ſtützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beſchloſſen, das Verdienſt welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf dieſen großen Kampf um Freiheit und Selbſtſtändigkeit, erworben wird, beſonders auszuzeichnen und dieſe eigenthümliche Auszeichnung nach dieſem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für dieſen Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes Unſerer Unterthanen um das Vaterland iſt

das eiſerne Kreuz

von zwei Klaſſen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klaſſen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes ſchwarzes Kreuz von Gußeiſen, die Vorderſeite ohne Inſchrift, die Kehrſeite zu oberſt Unſern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klaſſen werden an einem ſchwarzen Bande mit weiſſer Einfaſſung wenn das Verdienſt im Kampfe mit dem Feinde erworben iſt, und an einem weiſſen Bande mit ſchwarzer Einfaſſung wenn dies nicht der Fall iſt, im Knopfloch getragen; die erſte Klaſſe hat neben dieſer Dekoration noch ein Kreuz von ſchwarzem Bande mit weiſſer Einfaſſung auf der linken Bruſt; und das Großkreuz, noch einmal ſo groß als das der beiden Klaſſen, wird an dem ſchwarzen Bande mit weiſſer Einfaſſung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erſter und zweiter Klaſſe werden während der Dauer dieſes Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klaſſe ſo wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel ſuspendirt. Das eiſerne Kreuz erſetzt dieſen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weiſe in den angeordneten zwei Klaſſen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klaſſe des eiſernen Kreuzes ſoll durchgängig zuerſt verliehen werden; die erſte kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite ſchon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen ſchon beſitzen und ſich in dieſem Kriege auszeichnen, zunächſt nur das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausſchließlich nur für eine gewonnene entſcheidende Schlacht nach welcher der Feind ſeine Poſition verlaſſen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Feſtung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Feſtung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt ſchon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eiſernen Kreuz zuſammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Beſitz des Ehrenzeichens erſter und zweiter Klaſſe verbunden waren, gehen auf das eiſerne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt ſchon das Ehrenzeichen zweiter Klaſſe beſitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerſt das eiſerne Kreuz der zweiten Klaſſe erhalten; jedoch erhält er mit demſelben zugleich die mit dem Beſitz des Ehrenzeichens erſter Klaſſe verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rückſicht der Art des verwirkten Verluſts dieſer Auszeichnung hat es bei den in Anſehung Unſerer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorſchriften ſein Bewenden.

Urkundlich unter Unſerer allerhöchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem Königlichen Inſiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Landestheile dazu — da ferner Dänemark auf Napoleons Seite verharrte und das mit Rußland bereits verbündete Schweden noch keine engere Allianz mit Preußen eingegangen war, war es nothwendig, wenigstens die norddeutschen Fürsten durch Güte oder Gewalt heranzuziehen. Man bedrohte daher (namentlich in Kutusows Proklamation vom 25. März) alle diejenigen, die nicht binnen einer bestimmten Frist sich der guten Sache anschließen würden, mit dem Verlust ihrer Staaten. Leider war man zu gutmüthig diese Drohungen zu verwirklichen, was zunächst in Sachsen hätte geschehen müssen. Hier gab König Friedrich August ausweichende Antworten und floh dann aus dem Lande. Sein General Thielmann, der in Torgau den wichtigen Elbpaß hüten sollte, erleichterte den Verbündeten den Uebergang über die Elbe, wagte aber nicht Yorks Beispiel nachzuahmen.

2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1813).

Machten schon die nothwendigen Rüstungen und die diplomatischen Verhandlungen ein langsameres Vorgehen, als allen Patrioten erwünscht war, erforderlich, so wurden außerdem noch überflüssige Verzögerungen durch den Umstand herbeigeführt, daß die Oberleitung der Operationen Rußland überlassen blieb. Es war dies um so bedauerlicher, als Preußen den Mann besaß, welcher geradezu geschaffen schien, durch Entschlossenheit und Schlagfertigkeit die schnellen Erfolge zu erzielen, deren man dringend bedurfte, um die gehobene Stimmung zu befestigen und alle Zweifelhaften, wie Oestreich, zum Entschlusse zu drängen. Der Mann, dessen Name auf aller Lippen war, wer hätte es anders sein können, als der kühne Husarengeneral, der Held von Ratkau, Gerhard Leberecht von Blücher.

„Aus Blüchers ganzem Wesen", so schildert ihn neuerdings H. v. Treitschke, „sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich, wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmuth seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. . . . Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimuth sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. . . . Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde. Von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein „Vorwärts" aus seinen Augen blitzte. . . . Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm, wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit."

Hätte Blücher nicht unter russischer Oberleitung gestanden, — an die Stelle des verstorbenen unfähigen Kutusow war der tapfere, aber unbegabte Wittgenstein getreten, — so würde schon der April wichtige Erfolge gebracht haben: wenn

Fürſt Blücher von Wahlſtatt.

Gemalt von H. C. Gröger, Hamburg 1816, geſtochen von Heinrich Wegener 1861.

es nicht gelang Weſtdeutſchland in Aufruhr zu verſetzen, ſo konnte man die Armee des Vizekönigs Eugen im Magdeburger Lande vernichten, ehe Napoleon mit der Hauptarmee herankam.

Von der Tapferkeit der preußiſchen Truppen gab der Kampf bei Lüneburg (2. April) Zeugniß, wo Dörnbergs kleine Schar den General Morand beſiegte, Johanna Stegen den Kämpfern mitten im Schlachtgewühl Kugeln zutrug und Major von Borcke als der Erſte das eiſerne Kreuz gewann.

Aber einen dauernden Erfolg gewährte dies Gefecht ſo wenig, als Yorks Sieg in dem glänzenden Gefecht bei Möckern (5. April), wo der Vizekönig gezwungen wurde, nach großen Verluſten auf das linke Elbufer zurückzugehen.

Zu entſcheidenden Schlägen mußten die ruſſiſchen Verſtärkungen abgewartet werden; als das ruſſiſche Hauptheer endlich in Dresden eingetroffen war (24. April), hatte auch Napoleon ſich Thüringen genähert: ſeine Armee war den Verbündeten faſt um das Doppelte überlegen. Südlich von dem alten Lützener Schlachtfeld kam es am 2. Mai zur erſten Hauptſchlacht (bei Groß-Görſchen).

Hätten Tapferkeit und Todesverachtung den Ausſchlag gegeben, ſo wären die Preußen Sieger geweſen, welche zuerſt dem Marſchall Ney die Dörfer Kleingörſchen, Rahna und Kaja entriſſen, nachher ſogar gegen Napoleon ſelbſt dieſe drei, ſowie auch Großgörſchen behaupteten. Aber das ruſſiſche Kommando erwies ſich als vollkommen unfähig: die entſcheidenden Augenblicke wurden nicht ausgenutzt: um 7 Uhr Abends führte Napoleon, nachdem er die Verbündeten mit einem furchtbaren Artilleriefeuer übergoſſen, einen Gewaltſtoß und die Preußen konnten nur noch Großgörſchen behaupten. In der Nacht wagte Blücher mit der Reiterei noch einen Angriff, der aber an dem Mißerfolg nichts mehr ändern konnte. Zwar hatten die Verbündeten einen Theil des Schlachtfeldes inne, aber Napoleon den Sieg errungen: er verdankte ihn nicht zum kleinſten Theil ſeiner Uebermacht, denn Ruſſen und Preußen zählten zuſammen nur 70,000 Mann gegen 130,000 Franzoſen.

Fühlten ſich die Truppen auch unbeſiegt, — hatte doch der Feind keine Trophäe aufzuweiſen — ſo wurde doch der Rückzug nach der oberen Elbe angetreten. Zu den Verwundeten gehörte auch Scharnhorſt, für den dieſer erſte Ehrentag leider verhängnißvoll werden ſollte.

Scharnhorſt eilte, ſeiner Wunde nicht achtend, bald nach der Schlacht nach Wien, um die öſtreichiſchen Staatsmänner für die gute Sache zu gewinnen. Dort abgewieſen, ſetzte er ſeine Bemühungen in Prag fort, während ſich ſeine Wunde in Folge der Reiſe aus Mangel an ſorgfältiger Behandlung in gefährlichem Grade verſchlimmert hatte. Es war ihm nicht beſchieden, mit eigenen Augen zu ſchauen, wie ſich ſeine Schöpfungen bewährten: am 28. Juni erlag er ſeiner Wunde.

Gerhard von Scharnhorſt. — Gleichzeitiges Bildniß von Bury.

So rühmlich die Preußen bei Groß-Görſchen geſtritten, ward ihre Niederlage für die politiſche,

wie militärische Lage sehr nachtheilig. Friedrich August von Sachsen kehrte, ohne von den Oestreichern gehindert zu werden, aus Prag nach Dresden zurück und stellte sich von neuem dem Protektor, von dessen Gunst er weiteren Landerwerb erhoffte, unbedingt zur Verfügung: die Verbündeten hatten sich bis an die obere Spree zurückziehen zu müssen geglaubt; schon konnte Napoleon an einen Angriff auf Berlin denken: während er selbst ostwärts den Verbündeten folgte, sollte Ney sich nördlich ziehen.

Die russische Oberleitung bewies zum zweiten Male ihre völlige Unfähigkeit. Zwei schwache Korps unter York und Barclay de Tolly wurden gegen den dreifach überlegenen Ney entsendet: sie bezeugten zwar in dem blutigen Gefecht von Weißig und Königswartha (19. Mai) eine bewundernswerthe Tapferkeit, erlitten aber auch schwere Verluste und konnten die Vereinigung Neys mit Napoleon doch nicht hindern. Die Stellung, in welcher die Verbündeten nunmehr den Angriff der feindlichen Uebermacht erwarten mußten, war möglichst ungünstig gewählt. Sie standen in langgedehnter Linie, mit dem linken Flügel an das Lausitzer Gebirge gelehnt, mit dem Centrum noch auf hügligem Terrain, — den Krekwitzer Höhen, — mit dem rechten Flügel in der Ebene, hinter der Spree, deren Ueberschreitung hier keine besonderen Schwierigkeiten macht.

Am 20. Mai gelang es Napoleon schon, bei Bautzen den Uebergang über den Fluß zu erzwingen: noch größere Erfolge errang er am folgenden Tage in furchtbarem Kampfe gegen das Centrum unter Blücher und den bloßgestellten rechten Flügel unter Barclay de Tolly. Schließlich geriethen die Verbündeten in die äußerste Gefahr umgangen zu werden, und so beschloß man, auf Kneſebecks Drängen, den Kampf abzubrechen. Da sich das Heer in musterhafter Ordnung zurückzog und wiederum keine Siegeszeichen in den Händen der Feinde ließ, war Napoleon über den unfruchtbaren Sieg in äußerster Wuth: allerdings deckten unter 40,000 Todten und Verwundeten 25,000 Franzosen das Schlachtfeld.

Aber dennoch waren die Nachwirkungen der ehrenvollen Niederlage für die gute Sache eben so übel, wie die Folgen der Schlacht von Groß-Görschen. Der Versuch, nunmehr Berlin zu nehmen, glückte freilich nicht; Bülow warf den heranziehenden Oudinot bei Luckau zurück (4. Juni); aber je weiter sich die verbündete Armee zurückzog, desto unbestrittener konnten sich die Franzosen an der Elbe festsetzen.

So zog Davout am 30. Mai in Hamburg ein, welches Tettenborn nicht gesichert hatte und der seit kurzem mit Preußen verbundene Bernadotte, Kronprinz von Schweden, nicht hatte entsetzen mögen. Ein furchtbares Schreckensregiment griff hier Platz; 25,000 arme Leute wurden als „überflüssige Mäuler" ausgetrieben, die zurückbleibenden mußten den Feinden helfen, die Stadt in einen gewaltigen Waffenplatz umzuwandeln.

Da die Grausamkeiten, welche die Franzosen in Hamburg verübten, bisher sämmtlich dem Marschall Davout zur Last gelegt wurden, ist es eine Pflicht der unparteiischen Geschichtschreibung darauf hinzuweisen, daß neuerdings der Marschall in einem ganz anderen Lichte erscheint. Mit schwerem Herzen und unter Remonstrationen hat er die Gewaltmaßregeln ausgeführt, die ihm sein Imperator anbefahl.

Auf Hardenbergs Rath zogen sich die Verbündeten nicht weiter nach Osten, sondern mehr südwärts, um die Verbindung mit Oestreich nicht ganz aufzugeben:

durch ein glänzendes Gefecht bei Haynau (26. Mai), ein echtes Husarenstück, in Folge dessen der französische Vortrab weit zurückgeworfen wurde, hinderte Blücher den Feind, die veränderte Richtung des Rückzuges rechtzeitig zu erkennen. Zeitlebens erinnerte sich Blücher gern dieses Erfolges, der auch von der Kampfesfreudigkeit der Preußen Zeugniß ablegt. Anders stand es mit den Russen; Barclay de Tolly, der jetzt den Oberbefehl führte, wollte sein Heer hinter der Oder wieder herstellen. Es war ein Augenblick größter Gefahr: da brachte Napoleon selbst die Rettung. Mißmuthig über seine blutigen Siege, geschwächt durch seine trophäenlosen Triumphe, bot er einen Waffenstillstand an. Er gedachte ihn zu benutzen, um entweder Alexander von Friedrich Wilhelm zu trennen, oder Oestreich zu sich hinüberzuziehen. Die Verbündeten kannten ihre eigene Schwäche gut genug, um den Antrag nicht zurückzuweisen: auch sie hofften, während der Waffenruhe mit Oestreich zum Abschluß zu gelangen. So wurde am 4. Juni ein Waffenstillstand, zunächst auf sechs Wochen, zu Poischwitz bei Jauer geschlossen.

Die Franzosen wurden auf das nordwestliche Schlesien beschränkt und räumten Breslau. Alle Streifpartieen sollten bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückkehren.

Wiewol sich dies Abkommen in der Folge als äußerst heilvoll erwies, erregte die Nachricht von dem Abschluß der Waffenruhe doch bei allen Patrioten und besonders in Berlin die trübste Stimmung. Allmählich wich diese Niedergeschlagenheit bei reiflicherer Erwägung: allein mit tiefem Schmerze und nicht ohne Ingrimm vernahm man dann die Kunde von der Vernichtung des Lützowschen Freikorps, welches die Franzosen, gestützt auf den Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages, am 17. Juni bei Kitzen überfielen.

Der Major von Lützow hatte mit seiner Schar Hof erreicht, als ihm die Nachricht vom Waffenstillstand zuging; dennoch versäumte er, den Rückmarsch rechtzeitig anzutreten, und Napoleon unterließ es nicht, die Gelegenheit zur Bestrafung der „Räuber" zu benutzen. Nur der vierte Theil der Lützower, an 100 Reiter, entkamen, darunter Lützow selbst und der schwerverwundete Theodor Körner.

5. Der Anschluß Oestreichs.

Der Waffenstillstand erwies sich zunächst sehr nützlich, um die preußischen Landwehren weiter zu formiren und auszurüsten; auch trat schon am 14. Juni England durch den Vertrag von Reichenbach in die Reihe der Alliirten, freilich nur unter Bedingungen, die für Preußen ganz besonders drückend waren. Allein in der Hauptsache war der Ausgang sehr zweifelhaft.

Kaiser Franz war dem Volkskriege abhold, jedes Gefühl für Deutschland war ihm fremd: er hatte seinen kaiserlichen Schwiegersohn wegen der Schlacht bei Großgörschen aufrichtig beglückwünscht. Er dachte nicht entfernt daran, Krieg zu führen, wenn er im Frieden, allenfalls durch bewaffnete Mediation, diejenigen Zugeständnisse erhielt, die er im Interesse Oestreichs bedurfte: was aus dem großen Vaterlande wurde, dessen Krone er einst ge-

tragen, war ihm höchst gleichgiltig. Noch weniger hatte er vom östreichischen Standpunkte aus Veranlassung, sich für die Wiederherstellung des einst nebenbuhlerischen Preußen zu erhitzen. Während die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Macht Preußens wie Oestreichs, die Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, die Rückgabe der Nordseeküste, die Unabhängigkeit Hollands, Spaniens und Italiens forderten, war Oestreich zufrieden, wenn es seine illyrischen Provinzen wieder bekam, das Herzogthum Warschau vertheilt, allenfalls auch Hamburg und Lübeck wieder hergestellt wurden: die Herausgabe der Nordseeküste hätte zur Voraussetzung gehabt, daß auch England den Kampf gegen Napoleon einstellte. Nur in der Hoffnung, daß Napoleon selbst auf so gemäßigte Vorschläge nicht eingehen werde, konnten die Verbündeten die östreichische Friedensvermittlung auf solcher Basis gestatten. Es war verhältnißmäßig viel erreicht, daß Graf Stadion am 27. Juni zu Reichenbach im Namen der östreichischen Regierung versprach, falls Napoleon jene Vorschläge bis zum 20. Juli nicht annähme, werde Oestreich mit 150,000 Mann an dem Feldzuge theilnehmen und dann auch Europa einer gründlichen Umgestaltung unterziehen helfen.

Schwerlich wird sich ein Unbefangener überzeugen lassen, daß Metternichs Wünsche von denen des Kaisers sich wesentlich unterschieden, daß er Zeit gewinnen wollte, um zu rüsten und die Wehrkraft Oestreichs dann zu Gunsten der Verbündeten in die Wagschale zu werfen. Er ging nach Dresden mit der festen Absicht, den Frieden zu verhandeln, und obwol er hier Gelegenheit bekam, die Ueberhebung des Imperators gründlich kennen zu lernen, willigte er in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August: in der Zwischenzeit sollte in Prag ein Friedenskongreß stattfinden. Die Verbündeten mußten sich das gefallen lassen, aber sie erklärten, sie würden nöthigenfalls auch ohne Oestreich den Krieg fortsetzen. Diese Erklärung trug gewiß dazu bei, Oestreich zum Entschlusse zu drängen. Dazu kam, daß einerseits die Prager Bevollmächtigten der Verbündeten, besonders Wilhelm von Humboldt, entschlossen waren, ein friedliches Abkommen zu hindern, andrerseits aber Napoleon nach einem glänzenden Hoftage in Mainz sein volles Selbstgefühl und damit das Vertrauen auf eine glückliche kriegerische Entscheidung wieder gewonnen hatte. So hielt es denn auch der Wiener Hof für gerathen, auf den Kriegsfall bedacht zu sein und sich bei Zeiten erkleckliche Vortheile zu sichern.

Nach einem geheimen Vertrag mit England (27. Juli) sollte Oestreich das Königreich Italien und Illyrien, überhaupt freie Hand auf der ganzen Halbinsel bekommen. — Die Verbündeten hatten dagegen am 22. Juli durch die Aussicht auf Norwegen Schweden bewogen, dem Kalischer Vertrage beizutreten. Bernadotte machte Hoffnung, Schweden werde den Rest seiner deutschen Besitzungen Preußen überlassen.

Der Trotz Napoleons trieb Oestreich den Verbündeten in die Arme: der Imperator gab auf Metternichs Ultimatum (vom 8. August) nicht nur eine ablehnende Antwort, sondern ließ sie auch so spät abgehen, daß sie am 11. August erst in Prag einlaufen konnte. Wer war über den Ausgang erfreuter als W. von Humboldt! Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärte er den Kongreß für geschlossen und eilte auf den Hradschin, um das verabredete Feuersignal zu geben, das, weiter und weiter auf Schlesiens Bergkuppen sich fortpflanzend, dem preußischen Heere verkündete, die Feindseligkeiten würden demnächst von neuem beginnen. Schon am 12. August erfolgte Oestreichs Kriegserklärung.

Der Beitritt Oestreichs zur Koalition war insofern ein unleugbarer Vortheil, als dieselbe an Truppenzahl ihrem Gegner endlich überlegen wurde. Aber dafür

wurden auch die Nachtheile, die jedem Koalitionsheere anhaften, vermehrt. Man mußte jetzt dem Staate, dessen Herrscher doch nur mit halbem Herzen bei dem Kriege war, die militärische Oberleitung einräumen. Die schwierige Aufgabe, neben drei Monarchen ein buntscheckiges Heer einheitlich zu leiten, konnte von dem neuen Oberfeldherrn, Fürsten Schwarzenberg kaum nothdürftig gelöst werden, für eigentlich strategische Zwecke war Schwarzenberg noch weniger befähigt. Außerdem aber mußten bei dem neuen Kriegsplan nun auch vornehmlich die Interessen Oestreichs berücksichtigt werden.

Fürst Schwarzenberg.
Gestochen von M. Steinla 1832.

In dem Kriegsrathe zu Trachenberg wurde die Formirung von drei Heeren beschlossen (12. Juli). Die Hauptmacht, 235,000 Mann unter Schwarzenberg, sammelte sich an der Nordgrenze Böhmens und deckte die kaiserlichen Staaten. Die Nordarmee unter Bernadotte, 150,000 Mann, stand in den Marken und an der untern Elbe, Blücher mit 95,000 Mann in Schlesien. So konnte man von drei Seiten Napoleon angreifen, während dieser beim Angriff auf eines dieser Heere stets zwischen zwei Feuer gerieth.

4. Die Schlachten im August und September 1813.

Da Napoleon sehr wohl wußte, daß die Seele der gegen ihn gerichteten Aktion Preußen sei, beschloß er, seiner Gewohnheit gemäß, einen ersten entscheidenden Stoß gegen die feindliche Hauptstadt zu führen. Welch einen niederschmetternden Eindruck mußte es nicht auf die Verbündeten machen, wenn es hieß, Berlin sei genommen, sei in Flammen aufgegangen: denn darauf konnten die Berliner gefaßt sein, daß ihre Stadt in Brand geschossen werden würde. Von Berlin bis an die Oder und Weichsel — der Weg war weder lang noch gefahrvoll!

Und wie leicht schien das Unternehmen! Die Franzosen hatten dabei nur die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, den Napoleon mit Recht geringschätzte, gegen sich; mit den verachteten Landwehren wurde man ohne Mühe fertig. Gleichwol ging Napoleons Geringschätzung nicht soweit, daß er etwa durch einen mehr kühnen als planvollen Gewaltstreich seine Absichten zu verwirklichen gedacht hätte: vielmehr wurde das Unternehmen sehr sorgfältig und geschickt vorbereitet. Während Oudinot mit dem Hauptheer (70,000 Mann,

Digitized by Google

namentlich auch Rheinbundstruppen) von Süden her vordrang, ſollte ein aus Magdeburg ausfallendes Korps den Kronprinzen in der Flanke bedrohen, Marſchall Davout von Hamburg vorbrechen und die Nordarmee im Rücken faſſen. Daß Bernadotte, der aus politiſchen Gründen ſeine Schweden ſchonen mußte, nicht ſtand halten werde, konnte als ausgemacht gelten.

Den Kronprinzen hatte Napoleon nur zu richtig taxirt; ja für Bernadotte kam noch ein fernerer Grund hinzu, die Schlacht zu vermeiden: er trug ſich mit der ſtillen Hoffnung, vielleicht einmal der Nachfolger des Imperators zu werden. Wollte er ſich dieſe Ausſicht nicht ſelbſt rauben, ſo durfte er an dem Kampf und dem Sieg über ſeine Landsleute keinen Antheil haben. Er war bereit, Berlin preiszugeben und erließ die nöthigen Rückzugsbefehle; die ſtarke Vertheidigungslinie, welche die moraſtigen Gewäſſer der Nuthe und Notte ſechs Stunden ſüdlich von Berlin bilden, hatte er ſo ſchwach beſetzen laſſen, daß die Franzoſen mühelos vordringen konnten. Aber der Kronprinz hatte ſeine Rechnung ohne die beiden preußiſchen Generale gemacht, welche das Unglück hatten, unter ſeinem Oberbefehl zu ſtehen. Tauentzien und Bülow, beide geborene Märker, waren entſchloſſen, ſelbſt unter Mißachtung der militäriſchen Subordination den Kampf um die Hauptſtadt zu wagen.

W. v. Bülow (von Dennewitz), Königl. Preuß. Generallieutenant. Gemalt von Tähling, geſtochen von Bollinger.

Friedrich Wilhelm von Bülow, geb. den 16. Februar 1755 zu Falkenberg in der Altmark, war ein einſichtsvoller und tapferer, bis zum Jahre 1813 aber wenig glücklicher Offizier. Er war geiſtreich und fein gebildet, ſein Aeußeres verrieth in nichts den Feldherrn, auf den ſeine Mannſchaft unbedingt vertraute. Graf Tauentzien war im Jahre 1760 zu Potsdam geboren, ein ebenſo verſtändiger, wie entſchloſſener Charakter.

Bis auf zwei Meilen hatte ſich der Feind, geführt von Bertrand, Reynier und Oudinot, am 23. Auguſt der Hauptſtadt genähert: das Centrum marſchirte durch den Wald auf Großbee-

ren. Zuerſt wurde Tauentzien mit dem linken feindlichen Flügel unter Bertrand handgemein und ſchlug ihn zurück. Als nun das Centrum aus dem Walde debouchirte, beſchloß Bülow, wiewol er eben den Befehl zum Rückzug auf den Weinberg bei Berlin erhalten hatte, den Angriff zu wagen, bevor Bertrand und Oudinot zur Unterſtützung des Centrums herankamen.

Am Nachmittag begann der Kampf bei ſtrömendem Regen: kein Nachtheil für die ſtämmigen Märker, welche, da die Gewehre verſagten, dem Feinde mit dem Kolben zu Leibe gingen. Unter dem Rufe „ſo fluſcht et bäter" räumten ſie im Handgemenge unter den ſchwächlicheren Gegnern furchtbar auf. Beſonders die Sachſen fochten mit Heldenmuth, aber am Abend war Großbeeren verloren, und Reynier mußte ſich zum Rückzuge entſchließen. Daß er mit ſeinem Korps nicht völlig vernichtet wurde, hatte er lediglich der Saumſeligkeit und Zweideutigkeit des Kronprinzen zu verdanken. Auch daß Oudinot trotz Reyniers Niederlage ungehindert nach Wittenberg zurückgehen konnte, war das Verdienſt Bernadottes, der gleichwol die Dreiſtigkeit beſaß, in einem prahleriſchen Bericht den Ruhm des Tages von Großbeeren für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Jubelnd eilten am folgenden Tage die von banger Sorge befreiten Berliner in das Heerlager hinaus, um die Tapferen zu erquicken, welche hier ſo recht eigentlich für Haus und Heim gefochten hatten. Als ein Beiſpiel echter Vaterlandsliebe wird berichtet, wie der reiche Berliner Buchhändler G. A. Reimer, Hauptmann bei der kurmärkiſchen Landwehr, am Tage nach der Schlacht auf Urlaub heimkehrte, um ſein jüngſtes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann aber wieder hinaus zu den Fahnen eilte.

Die Niederlage Reyniers hatte die Vernichtung des Korps zur Folge, welches unter General Girard von Magdeburg aus zur Unterſtützung des Unternehmens heranmarſchirt war. Girard verſäumte es, ſich rechtzeitig zurückzuziehen und ward am 27. Auguſt in der Nähe von Belzig durch General Hirſchfeld angegriffen.

Die numeriſche Stärke der Feinde war ziemlich gleich, auch kämpften auf beiden Seiten ungeübte Truppen. Hirſchfeld, ein alter Veteran, hielt von ſeinen Leuten nicht allzu viel, als ſie aber den erſten Schrecken überwunden hatten, zeigten ſie ein Ungeſtüm und einen Kampfeifer, die an Raſerei grenzten. Auch hier griff man wegen des Regens zu dem Kolben, und in dem Dorfe Hagelberg, wo ein großer Theil der Franzoſen zuſammengepreßt wurde, kam es zu einem grauſamen Handgemenge. Die märkiſchen Bauern hantierten mit ihren umgekehrten Musketen wie mit Dreſchflegeln und gaben keinen Pardon: in des Wortes eigentlichſter Bedeutung wurden die Feinde zuſammengedroſchen. Von ſeinen 12,000 Mann brachte Girard nicht 2000 nach Magdeburg zurück.

Von geringerer Bedeutung war die Aktion gegen Davout, der zur Zeit der Schlacht von Großbeeren in Mecklenburg eingedrungen war, aber auf die Nachricht von dem Mißerfolge weislich den Rückzug antrat.

Vielleicht würde man der Gefechte, welche mit Davouts Vorſtoß zuſammenhängen, gar nicht gedenken, wenn nicht eines derſelben dem deutſchen Volke einen theuren Helden geraubt hätte. Zum Tode geweiht durch ſein „Schwertlied" fiel der jugendkühne Theodor Körner am 26. Auguſt in einem Vorpoſtengefecht bei Gadebuſch. Unter einer Eiche bei Wöbbelin beſtatteten ihn ſeine treuen Lützower. Ein Dichter, deſſen Leiſtungen zu den herrlichſten Erwartungen berechtigten, war der Nation entriſſen, thränenwerth und doch beneidenswerth, ſo lange es als ein Glück gilt, ſeine theuerſten Ideale — ſelbſt um den Preis des eigenen Lebens — verwirklichen zu dürfen.

Um dieſelbe Zeit, wo die Mark gerettet war, wurde auch Schleſien vom Feinde befreit. Napoleon hatte urſprünglich ſelbſt Blücher angreifen wollen, der ſeine Armee Mitte Auguſt bis an den Bober vorgeſchoben hatte. Blücher aber wich der Uebermacht aus und wartete, nachdem er ſich langſam zurückgezogen hatte, in feſter Stellung hinter der Katzbach die weitere Entwicklung ab.

Als er erfuhr, daß Napoleon mit einem Theile des Heeres nach Dresden geeilt ſei und ihm nur noch Macdonald mit etwa 100,000 Mann gegenüberſtände, beſchloß er wieder vorzurücken und die Katzbach zu überſchreiten. Aber die Franzoſen kamen ihm zuvor, überſchritten die Katzbach und die wüthende Neiße, die von anhaltendem Regen mächtig angeſchwollen waren und begannen das Plateau zu erklimmen, auf dem die Preußen ſtanden. York ließ einen Theil der Feinde hinüberkommen, dann warf er ſich mit Ungeſtüm auf die überraſchten, die nun die ſteilen Thalränder hinabgedrängt wurden: der ruſſiſche General Sacken ſtand York treulich zur Seite, während Langeron gar nicht zum Angriff vorging. So kam es, daß Macdonald wenigſtens nicht ſein ganzes Heer verlor, wennſchon er nach enormen Verluſten zum Rückzug genöthigt wurde. Er hatte wacker geſtritten, und es bedurfte des perſönlichen Eingreifens der preußiſchen Generale, um den Sieg zu erringen: doch konnte ſich Macdonald auf die Dauer nicht halten; abgeſehen von dem Kampfeseifer der Verbündeten war das Terrain für ihn zu ungünſtig, umſonſt zog er fortwährend neue Truppen die Hochfläche hinauf. Sie vermehrten nur die Zahl der Opfer, welche dem Kolben und dem Bajonnet erlagen oder in den Fluthen der beiden Gebirgswäſſer untergingen. Das Ergebniß des Kampfes war außerordentlich, und da Blüchers Heer nach kürzeſter Raſt auf Gneiſenaus Veranlaſſung den Feind energiſch bis zum Bober verfolgte, wurde Macdonalds Armee völlig auseinander geſprengt und aufgelöſt. Seit jenen Tagen war Blücher der allſeitig gefeierte „Marſchall Vorwärts"; nur er wußte, wieviel er „ſeinem Kopf" dem genialen Gneiſenau verdankte, der doch auch in ſich die Kraft verſpürte, die Entwürfe ſeines Geiſtes zu verwirklichen. Uebrigens hatten auch die Soldaten im Kampf, wie im Ertragen von Näſſe, Hunger und Strapatzen faſt Uebermenſchliches geleiſtet: überſchritten doch die Anforderungen, die man an ſie in dieſen Tagen ſtellte, ſelbſt die Faſſungskraft des eiſernen York.

Graf Neithardt von Gneiſenau.
Gemalt von Caroline von Riedeſel zu Buchwald 1817.

Die Siegesnachricht ward im Hauptquartier der Verbündeten mit um so größerer Freude vernommen, als die böhmische Armee eben eine schwere, beinahe verhängnißvolle Niederlage erlitten hatte. Schwerfällig hatte sie das allerdings schwierige Terrain des sächsischen Erzgebirges, in viele Kolonnen getheilt, überschritten, um dem Kriegsplane gemäß Napoleon in den Rücken zu fallen. Ein Drittheil des Heeres hatte schon am 25. August die Höhen des linken Elbufers bei Dresden erreicht; mit diesen 60,000 Mann konnte man wol einen Handstreich auf die schwachbesetzte Stadt wagen. Aber in dem Kriegsrathe fehlte es an Muth, und so gewann Napoleon grade noch Zeit, am folgenden Morgen mit den aus Schlesien herbeigeführten Truppen sich in die Stadt zu werfen. Sofort organisirte er den Widerstand; die Verbündeten waren über die Kunde von seinem Eintreffen so bestürzt, daß sie am liebsten ohne Kampf abgezogen wären: nur das persönliche Dazwischenfahren des preußischen Königs bestimmte den Kriegsrath, den Befehl zum Angriff zu geben.

Schlecht geleitet errangen die Verbündeten am Nachmittag des 26. August nur unbedeutende Erfolge; aber noch am Abend entriß ihnen Napoleon durch einen herzhaften Ausfall die wenigen Punkte, an denen sie festen Fuß gefaßt hatten, und drängte sie bis an die Höhen zurück. Am nächsten Tage erneuerte man den Kampf, eigentlich schon ohne jede Siegeshoffnung, nur um sich den Rückzug zu sichern. Denn schon in der Nacht war die Nachricht gekommen, General Vandamme sei dabei, auf einer kürzlich geschaffenen Heerstraße den Verbündeten voraneilend, ihnen den Rückzug nach Teplitz abzuschneiden. Der 27. August verschlimmerte die Lage des böhmischen Heeres. Der linke Flügel desselben erlitt im Plauenschen Grunde durch Murat eine gewaltige Niederlage, durch welche die Franzosen sich der Straße nach Freiberg bemeisterten: der rechte Flügel war zwar von der Straße auf Teplitz abgedrängt, ermöglichte aber durch seine tapfere Gegenwehr dem Hauptquartier den Rückzug anzutreten. Man hatte 10,000 Todte und Verwundete; 20,000 Gefangene, größtentheils Oestreicher, lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des Zwingers.

Auch General Moreau, der sich bei den Verbündeten eingefunden hatte, um seinen alten Rivalen bekämpfen zu helfen, wurde ein Opfer der Schlacht von Dresden. Er war im Gespräch mit Alexander, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte. Er starb, nachdem er sich noch hatte operiren lassen, am 2. September zu Laun.

Die Verwirrung in dem geschlagenen Heere, dem nur eine einzige Landstraße — über Altenberg nach Dux und Teplitz — für den Rückzug zu Gebote stand, war außerordentlich; das Oberkommando verlor den Kopf; es war selbst nicht unmöglich, daß die Koalition mit Oestreich zerfiel. In der That wäre die große Armee einem schweren Verhängniß kaum entgangen, wenn Napoleon die Verfolgung energisch betrieben hätte. Unbegreiflicher Weise unterließ er das, zuerst vielleicht, weil er die Früchte des Sieges ohnehin überschätzte, nachher hielten ihn die inzwischen aus der Mark und Schlesien eingetroffenen Hiobsposten zurück. So wurde die Verfolgung zunächst nur von Vandamme mit 40,000 Mann in Scene gesetzt. Aber auch so noch war die Lage des böhmischen Heeres, das, in kleine Abtheilungen aufgelöst, auf vielen Nebenstraßen und Gebirgspfaden den Rückweg suchen mußte, übel genug; gelang es Vandamme, vor

den Verbündeten im Teplitzer Thal anzukommen, so konnte er die vereinzelt von dem Gebirge herabsteigenden Korps leicht vernichten.

Die Schnelligkeit des Prinzen Eugen von Würtemberg, der mit russischen Truppen beim Königstein Vandamme gegenübergestanden, rettete die Armee. Er beschloß, dem französischen General die große östliche Straße streitig zu machen und gewann am 28. in einem blutigen Gefecht den Weg nach Peterswalde, das er, von Vandamme heftig verfolgt, glücklich erreichte. Da der Prinz am folgenden Morgen angegriffen wurde, stieg er, sich weiter nach Süden ziehend, den Nollendorfer Berg herab nach Kulm und meldete dem König von Preußen, der schon nach Teplitz gelangt war, er könne mit seinen 15,000 Mann sich gegen die Uebermacht schwerlich lange behaupten; die russischen Generale wollten auch wirklich das Feld räumen. Da ermuthigte der König die Russen zu verzweifeltem Widerstande und versprach, alle die aus dem Gebirge einzeln debouchirenden Korps nach dem bedrohten Punkt zu richten. So bewog er den russischen General Ostermann, den Kampf anzunehmen. Die sonst so zärtlich geschonten Garden fochten mit größter Tapferkeit, aber unter außerordentlichen Verlusten, Ostermann selbst büßte den linken Arm ein. Die Schlacht drohte schon eine bedenkliche Wendung zu nehmen, da erschienen Verstärkungen und stellten den Kampf wieder her. Als die Nacht einbrach, deckte die Hälfte der Russen den ehrenvoll behaupteten Kampfplatz. Am nächsten Tage gedachte Vandamme den Hauptschlag zu führen, denn er erwartete mit Bestimmtheit, daß von Norden her, über Nollendorf, Verstärkungen ankommen würden. Da der Kampf am 30. dem französischen General keineswegs schnellen Erfolg in Aussicht stellte, schaute er sehnsüchtig nach jenen Verstärkungen aus. Wirklich zeigten sich am Vormittag Truppen, welche den Nollendorfer Berg herabstiegen, aber es war nicht die erwartete Hilfe unter dem Marschall Mortier, sondern der General Kleist, welcher, halb nothgedrungen, diese Straße hatte wählen müssen und nun Vandamme im Rücken faßte.

Kleist ist zwar, weil er die Entscheidung brachte, unter dem Namen „Kleist von Nollendorf" von seinem dankbaren Monarchen in den Grafenstand erhoben worden, wurde aber eigentlich durch die Umstände zu der Heldenthat fast genöthigt. Da er in dem Defilee, welches ihm am Abend des 29. von Friedrich Wilhelm zum Rückzug angewiesen war, nicht fortkommen konnte, beschloß er mit seinem Generalquartiermeister Grolmann, sich auf das von Vandamme eben verlassene Nollendorf zu dirigiren, allerdings ein Wagstück, das seiner Umsicht und Vaterlandsliebe alle Ehre macht.

Der eiserne Vandamme gab den Kampf noch nicht auf, obwol er das Mißliche seiner Lage klar erkannte. Er wandte seine Hauptkraft rückwärts, um wenigstens freien Abzug zu erkämpfen: jedoch war alles vergebens; von allen Seiten umringt, mußte sich Vandamme mit 10,000 Mann ergeben: da er sich durch seine Grausamkeiten in Norddeutschland einen üblen Namen gestiftet, konnte man ihn kaum vor Mißhandlungen schützen.

So verlustreich die Tage von Kulm gewesen, waren sie von den wohlthätigsten Wirkungen. In gemeinsamem Kampfe war die Waffenbrüderschaft und damit die Koalition neu gestärkt, die Schlappe von Dresden völlig ausgeglichen worden. Die Monarchen hatten allen Grund, am 3. September zu Teplitz für die bisherigen Erfolge ein feierliches Dankfest zu veranstalten.

Die Reihe der Niederlagen Napoleons sollte bald durch eine weitere vermehrt werden. Wenn die energische Verfolgung der böhmischen Armee namentlich deswegen unterblieben war, weil Napoleon nach der Dresdener Schlacht einen neuen Angriff auf Berlin plante, so war für ihn ein Erfolg an dieser Stelle ganz besonders wünschenswerth und eine Niederlage doppelt unerträglich.

Napoleon hatte den Marschall Ney, der aber selbst kein rechtes Zutrauen zu dem Unternehmen hatte, ersehen, die Scharte von Großbeeren auszuwetzen; er sollte das Oudinotsche Korps, welches noch an der Elbe stand, übernehmen, an dem bei Treuenbriezen postirten Kronprinzen von Schweden vorbei direkt auf Berlin losziehen. Am 3. September traf Ney bei dem Heere ein und machte sich am 4. September auf den Marsch von Wittenberg nach Jüterbog, am folgenden Morgen warf er die preußische Vorhut bei Zahna. Wieder wollte es der Kronprinz zu keiner Entscheidungsschlacht kommen lassen, aber zum zweiten Male widersetzten sich Tauentzien und Bülow. Ney glaubte, er würde es nur mit dem ersteren zu thun haben und ahnte nicht, daß Bülow bereits auf der Lauer lag, um ihn im Rücken und in der Flanke anzugreifen: ohne zu wissen, wie nahe ihm Bülow war, setzte er am 6. September seinen Marsch auf der Straße über Dennewitz nach Jüterbog fort.

Die Schlacht, welche sich an diesem Tage entwickelte und gewöhnlich nach dem Orte Dennewitz benannt wird, zerfällt eigentlich in drei besondere Schlachten und bietet daher für eine genauere Beschreibung außerordentliche Schwierigkeiten. Den ersten Abschnitt bildet Tauentziens Kampf gegen Bertrand auf den Höhen zwischen Kaltenborn und Jüterbog; von 9—1 Uhr stritt der preußische General hier mit Todesverachtung gegen eine große Uebermacht. Schon glaubten die Franzosen die Straße auf Berlin sich eröffnet zu haben, als Bülow ihnen in die linke Flanke fiel. Diesen Augenblick benutzte Tauentzien zu erneutem Vorgehen und drängte die Franzosen von Dennewitz ab.

Bülow selbst kämpfte seit 1 Uhr mit Reynier bei Niedergörsdorf, eine zweite Kolonne bei Gölsdorf gegen die Sachsen und Oudinot. Namentlich um den Besitz von Gölsdorf wurde beiderseits mit ausgezeichneter Tapferkeit gestritten. Die Entscheidung brachte an dieser Stelle der General Borstell, welcher trotz der Gegenbefehle des Kronprinzen Bülows Mahnungen gehorchte und gegen 4 Uhr bei Gölsdorf eintraf. In der Zwischenzeit waren die Franzosen aus Niedergörsdorf vertrieben und bei Dennewitz völlig zersprengt. Um die Rückzugslinie zu sichern, rief Ney Oudinots Korps zu Hilfe und damit war Reynier geschwächt und verloren. Oudinots Hilfe kam zu spät, bereits hatten Bertrands Scharen die Flucht begonnen; er wurde mit in das Getümmel gerissen. Als die Schlacht gewonnen war, nahten russische und schwedische Truppen, die Bernadotte abgeschickt hatte, um den Sieg sich nachher selbst zuschreiben zu können, den einzig und allein preußische Tapferkeit errungen. Der Erfolg war vollständig: Ney, tapfer zugleich und ehrlich, bekannte seinem Herrn, er sei total geschlagen. Nur in einem Punkte verletzte er, um der französischen Eigenliebe willen, die Wahrheit aufs gröblichste. Die Schuld der Niederlage schrieb er den Sachsen zu, welche doch hier, wie bei Großbeeren, mit größtem Opfermuthe gefochten hatten. Im übrigen geschah den Rheinbündnern ganz recht, daß sie im Gefolge der Niederlagen nun auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit zu fühlen bekamen.

5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.

Die letzten Ereignisse hatten den Bund der Alliirten in erfreulicher Weise befestigt, und so wurden am 9. September in den Teplitzer Verträgen als das Endziel des Krieges die Punkte bezeichnet, auf die Preußen von vornherein gedrungen hatte: Auflösung des Rheinbundes, Beseitigung der französischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Oestreich und Preußen. War man so im allgemeinen einig, so gingen die Ansichten im einzelnen desto weiter auseinander: namentlich was die Neuordnung Deutschlands betraf. Hardenberg hatte allzu sorglos darein gewilligt, daß durch den Teplitzer Vertrag den Rheinbundstaaten unbedingte Unabhängigkeit zugebilligt wurde: er dachte dabei nur an die Aufhebung des französischen Protektorates: Metternich wollte den Rheinbundsstaaten die volle Souveränetät belassen, damit eine neue Reichsverfassung unmöglich werde, in der Oestreich seine alte Stellung doch nicht behaupten konnte. In der Verfassungsfrage unterschieden sich auch Stein und Hardenberg, welche in Bezug auf die Herabdrückung der Mittelstaaten einer Meinung waren; Stein schwärmte noch immer für das Kaiserthum, welches er trotz alledem den Habsburgern zuwenden wollte: Hardenberg — das waren die alten Bartensteiner Projekte — war zwar bereit, Oestreich den dominirenden Einfluß im Süden zu überlassen, wenn derselbe im Norden Preußen gewährt wurde, aber die Wiederherstellung des Kaiserthums verwarf er entschieden. Leider legte er die Bestimmung über das Schicksal der Südstaaten vertrauensselig in die Hand Oestreichs, welches denn diese Frage nicht nach Deutschlands sondern nach seinen eignen Interessen erledigte.

So erhielt Baiern durch den Vertrag von Ried (8. Oktober) durch Oestreich die glänzendsten Bedingungen, nachdem es seinerseits auf Tirol, Salzburg ꝛc. zu Gunsten des Kaiserstaates verzichtet hatte. Der Kernstaat des Rheinbundes behielt einen großen Theil seines Raubes, behielt seine volle Souveränetät: — einer starken centralisirenden Reichsverfassung war damit vorgebeugt. Was Baiern gewährt wurde, konnte man seinen Mitschuldigen füglich nicht vorenthalten.

Auch die alten hohenzollernschen Besitzungen, Ansbach und Baireuth, hatte Metternich den Baiern zugesichert, denn damit erreichte die östreichische Staatskunst ihr altes Ziel, Preußen aus Süddeutschland zu verdrängen. So aufgebracht Friedrich Wilhelm, so betrübt die treue Bevölkerung jener Lande war, ließ sich nichts ändern; man mußte sich mit einer feierlichen Verwahrung der Rechte Preußens begnügen.

Oestreichs Nachgiebigkeit gegen Baiern war um so mehr ein diplomatisches Schelmenstück, als auf den früheren oder späteren Anschluß Baierns herzlich wenig ankam: mochte es selbst zusehen, daß es in den Sturz seines Protektors nicht verwickelt wurde.

Nicht als ob Napoleons Sturz am 8. Oktober schon festgestanden hätte; war er doch ein großer Schlachtenmeister. Aber man hatte ihn aus seiner gesicherten Stellung weggedrängt und durfte mit einigem Rechte auf den endlichen Sieg rechnen; Baiern gab dabei auf keinen Fall den Ausschlag.

Die Ereignisse, durch welche sich Napoleons Lage verschlechterte, hatten sich in folgender Weise vollzogen.

Nach den Augustschlachten beherrschte Napoleon noch immer die Elbe in ihrer ganzen Ausdehnung: er beabsichtigte hier den Winter zuzubringen, wenn sich ihm keine Gelegenheit bot, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen: denn nachgerade bedurfte er in hohem Maße eines Sieges. Jetzt aber verweigerten ihm die Verbündeten hartnäckig den Kampf, obwol sie nicht müde wurden, ihn zu necken und zu beunruhigen. Im Anfang September wandte sich Napoleon zuerst gegen Blücher, der sich aber weislich zurückzog, dann gegen die böhmische Armee, welcher er am 10. September in der Nähe des Schlachtfeldes von Kulm den Kampf anbot, aber doch nicht mit solcher Entschiedenheit, daß er die gewünschte Schlacht herbeigeführt hätte. In der ganzen nächsten Woche wurde im böhmischen Heer scharmützelt, selbstverständlich ohne Nutzen. Schwarzenberg hatte freilich solchen Schreck bekommen, daß er Blücher anwies, zur Sicherung des böhmischen Heeres anzurücken: aber auch diesmal verstand Blücher das thörichte Ansinnen geschickt abzulehnen. Er ließ im Hauptquartier vorstellen, es sei zweckmäßiger, wenn man ihn nach der Elbe rechts abschwenken lasse: so werde die Verbindung mit der Nordarmee hergestellt, Napoleon, in der Flanke und nach Ueberschreitung des Flusses auch im Rücken bedroht, genöthigt werden, Dresden aufzugeben und bei Leipzig die Schlacht anzunehmen. Die böhmische Armee, durch die erwarteten Reserven Bennigsens verstärkt, müsse ebendahin abrücken.

Zwar durfte Blücher den Plan nicht gleich ausführen, da Bennigsen erst abgewartet werden sollte, aber seine Berechnung war richtig. Denn Napoleon wurde äußerst unruhig, als es einzelnen Streifpartien gelang, trotz aller Gegenmaßregeln die Elbe und Saale zu überschreiten, weithin Schrecken zu verbreiten, Zufuhren abzuschneiden, Briefschaften aufzufangen u. s. w.

Thielmann, der Husar von Colomb, vollbrachten so manch wackeres Stück, und ein Versuch, sie einzuschüchtern, endigte in Zeitz mit der völligen Niederlage des Marschalls Lefèbvre. Vor Kassel sogar erschien am 28. September der kühne Russe Czernitscheff und nahm die Stadt zwei Tage später; kehrte auch der entflohene Jerome nach wenigen Tagen zurück, mit seiner Herrlichkeit war es vorbei.

Aber alles dies konnte keine entscheidende Wirkung ausüben: erst mußte eine der drei Armeen die Elbe überschritten haben. Die Nordarmee konnte es nicht, so lange Wittenberg in feindlicher Hand war; Bülow machte am 24. September die Erfahrung, daß diese Festung erst nach erfolgtem Elbübergange fallen werde.

Endlich gab Blüchers Eigenmächtigkeit den Ausschlag: noch einen Tag bevor Bennigsen im Teplitzer Thale angelangt war, trat er (25 September) den Rechtsabmarsch aus der Lausitz an die Elbe an. Eiligst versicherte er sich des Eingreifens der Nordarmee; traute er auch den schriftlichen Zusagen Bernadottes nicht, so verließ er sich um so mehr auf Bülow und Tauentzien, welche sich dafür verbürgten, daß die Nordarmee nicht ganz zurückbleiben werde.

Zum Uebergang über den Fluß wählte Blücher die Stelle, wo die schwarze Elster in die Elbe geht, zwischen Torgau und Wittenberg, ein Terrain, dessen Schwierigkeiten

ihm nicht genügend bekannt waren. Mit Recht betrachtete das Bertrandſche Korps, welches den Uebergang hütete, ſeine durch Waſſer, Sumpf und Dämme geſicherte Stellung in Wartenburg und Bleddin als uneinnehmbar. Denn im Heere des wagemuthigen Blücher gab es nur einen General, dem man das tollkühne Unternehmen zumuthen konnte, und dieſer erklärte es für unmöglich. Dennoch errang er unter ſchweren Verluſten den Erfolg, zu deſſen Gedächtniß er den Namen York von Wartenburg erhielt, an dem blutigen Tag des 3. Oktober; aber er wußte auch, daß die Tapferen, welche er führte, Uebermenſchliches geleiſtet und daß der größte Antheil am Siege dem unverzagten General Horn zukam. Was man dem Jſegrim nie zugetraut hätte, geſchah am Abend dieſes Schlachttages; als das zweite Bataillon des Kolberger Leibregiments, das den dritten Mann verloren hatte, an ihm vorbei zog, nahm er die Mütze ab und ſtand entblößten Hauptes, bis der letzte Mann vorüber war.

Die Franzoſen geſtatteten Blücher, am 2. Oktober zwei Brücken zu ſchlagen, da ſie die Poſition für uneinnehmbar hielten und daher allzu ſorglos waren. Wartenburg liegt nämlich in einer Biegung des Stromes auf einer Landzunge, welcher nach vorn ein todter Elbarm und ein hoher Elbdamm als Graben und Wall dienen. An den übrigen Seiten iſt durchſchnittenes Terrain, das durch Verhaue noch beſonders ungangbar gemacht war. Der Angriff in der Front, wo ein ſchmaler Damm auf Wartenburg ſelbſt führte, war erſt möglich, als der feindliche rechte Flügel aus Bleddin geworfen war. Da ließ York Horn auf dem Damme vorgehen, zugleich auch den Angriff auf der ganzen Linie erneuern. Als Horn das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen ward, ſprang er auf, ergriff das Gewehr eines gefallenen Musketiers und watete voran mit dem Rufe: „Ein Hundsfott, wer noch ſchießt!“ Mit dem Bajonett wurde der Feind geworfen. — Auch die ſchleſiſche Landwehr erwarb ſich hier unvergänglichen Ruhm.

Da Blücher die Elbe überſchritten hatte, mußte auch der Kronprinz von Schweden folgen; beide Armeen dehnten ſich auf dem linken Ufer aus; ſchlagen wollten ſie nicht, ſondern den Anmarſch der böhmiſchen Armee abwarten. Aber Napoleon, der die ihm drohende Gefahr ſofort erkannte, brach nun ſelbſt von Dresden auf und ſuchte Blücher zu einer Schlacht zu verlocken, aber dieſer wich hinter die Saale und poſtirte ſich ſo, daß er die Straße nach Leipzig frei behielt. Napoleon durfte ihm nicht folgen, weil auch ſchon die böhmiſche Armee über die Elbe gegangen war und allmählich erſchien. Da faßte er noch einmal einen kühnen Plan: er ließ von einem Theil ſeines Heeres einen Vorſtoß nach Norden machen: es galt Berlin. Vielleicht konnten Blücher und der Kronprinz abgelenkt, die iſolirte böhmiſche Armee überwältigt werden. Wirklich gerieth Bernadotte in die größte Beſtürzung und Tauentzien trat den Rückzug bis Potsdam an, aber Blücher ließ ſich nicht irre machen, und Napoleon gab ſeinen Plan auf. Er hoffte die auf Leipzig anrückende böhmiſche Armee zu beſiegen, ehe ſich die beiden andern Heere mit ihr vereinigt hätten. Im Vertrauen auf ſein Schlachtenglück verſchmähte er es, dem Kampfe ausweichend, zum Rheine abzuziehen; aber diesmal ſollte ihm ſein Selbſtbewußtſein, ſo berechtigt es war, zum Verderben gereichen und auf dem alten Schauplatz großer Völkerſchlachten auch ſein Geſchick ſich erfüllen.

6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).

Napoleon glaubte noch immer, daß er es zunächst nur mit der böhmischen Armee zu thun haben werde, der er an Streitkräften ungefähr gewachsen war. Daß Bernadotte, der alte Zauderer, möglichst fern bleiben werde, sah er als sicher an; Blücher, meinte er, sei zu entfernt, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Er hielt fast sämmtliche Dörfer um Leipzig besetzt: da die böhmische Armee von Süden her anrückte, hatte er hier sein Centrum in Lieberwolkwitz und — weiter westlich — in Wachau. Sein linker Flügel, in dem die Dörfer Markkleeberg und Connewitz lagen, zog sich über die Pleiße und Elster bis Lindenau: an ihn schlossen sich ostwärts die im Norden von Leipzig aufgestellten Korps. Die Stellung war nicht günstig, wenn man nicht auf den Sieg rechnen konnte, denn die einzig mögliche Rückzugsstraße führte über Lindenau, und alle südwärts von Leipzig stehenden Truppen mußten im Fall des Mißlingens erst die enge Stadt, dann die Elster passiren, über welche nur eine Brücke führte. Große Schwierigkeiten bot dies Terrain nur an der Pleiße und Elster dem Angreifer, bei Connewitz und Markkleeberg, weil sich hier große Sumpfniederungen ausdehnen. Napoleon gedachte, das böhmische Heer Wachau gegenüber, etwa bei Güldengossa, im Centrum zu durchbrechen und es dann in dem sumpfigen Terrain des Göselflüßchens zu vernichten, das sich südlich von Markkleeberg in die Pleiße ergießt.

Schon am 14. Oktober kam es hier vor Wachau und Liebertwolkwitz in Folge einer Rekognoszirung, die Schwarzenberg anordnete, zu einem großartigen Vorspiel des Kampfes, einem glänzenden Reitergefecht, bei dem der König von Neapel, Murat, beinah dem Säbel des preußischen Dragonerlieutenants Guido von der Lippe erlegen wäre. Hätte man Gneisenaus Rathschläge befolgt, so hätte die böhmische Armee auch am 16. Oktober noch nicht mit voller Energie angreifen dürfen, weil man hoffen konnte, Napoleon später mit Hülfe der heranziehenden Heere des Kronprinzen und Blüchers völlig zu erdrücken und ihm durch ein nach Westen entsendetes Korps sogar den Rückzug zu verlegen.

Aber Schwarzenberg befolgte diesen Rath so wenig, wie einen zweiten, welcher aus dem Hauptquartier des schlesischen Heeres stammte, man empfahl ihm, mit seinem rechten Flügel den Hauptstoß zu machen und die Verbindung mit der Nordarmee östlich von Leipzig zu suchen. Statt dessen befolgte er den Rath des ehrgeizigen Langenau, eines erst seit kurzem in österreichische Dienste getretenen Sachsen, und warf einen großen Theil seiner Streitmacht in die sumpfige Niederung an der Pleiße und Elster.

Die Schlacht ward für den 16. dem Heere durch folgende Proklamation angekündigt: „Wackere Kriegsleute, die Stunde schlägt. Rüstet Euch zum Streit! Russen, Preußen, Oestreicher! Ihr alle kämpft für eine Sache, für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle. Mit diesem Feldgeschrei eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer."

Trübe, kalt und regnerisch brach der Morgen des 16. Oktober an: bald nach 8 Uhr eröffneten die Verbündeten auf der ganzen Linie die Schlacht.

Mit dem äußerſten linken Flügel nahm Kleiſt beim fünften Sturm Markkleeberg, gerieth aber in eine ſehr gefährliche Lage, da der öſtreichiſche General Merveldt, welcher Lindenau nehmen ſollte, bei Connewitz gefangen wurde und der Kampf bei Wachau und Liebertwolkwitz nach hartem, blutigem Ringen doch zuletzt einen für die Verbündeten ungünſtigen Ausgang nahm. Klenau war von Liebertwolkwitz abgeſchlagen, der Prinz Eugen von Würtemberg hatte nach enormen Verluſten auf Güldengoſſa, eine Viertelmeile ſüdlich von Wachau, zurückgehen müſſen. Napoleon hielt den Sieg für ſicher, er befahl in der Stadt die Glocken läuten zu laſſen. Ein letzter Gewaltſtoß ſollte den Sieg vollenden: plötzlich ſchwiegen die Geſchütze, mit denen Napoleon hier ſeinen Erfolg errungen (gegen 3 Uhr); eine gewaltige Reiterſchar unter Murats Führung jagte auf Güldengoſſa heran. Sie kam bis auf einige hundert Schritt an den Hügel, von dem aus die Monarchen die Entwicklung der Schlacht verfolgten. Schnell warf ſich dem Feinde entgegen, was zur Stelle war, Ruſſen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, vor allem die berühmten Gardekoſaken und Gardehuſaren Alexanders: der Angriff ward abgeſchlagen, die Reiter wandten um. Auch ein zweiter Verſuch, Güldengoſſa mit Infanterie zu nehmen, ſcheiterte.

Einen anderen Ausgang hätte der Kampf hier im Süden genommen, wenn Marſchall Marmont, wie Napoleon erwartete, ſeine Stellung im Norden von Leipzig hätte aufgeben können, um durch friſche Streitkräfte die Entſcheidung zu bringen. Allein er ſah ſich bei Möckern durch einen Kampf feſtgehalten, der, blutiger noch als der bei Wachau und Liebertwolkwitz, förmlich eine zweite Schlacht bildete. Sein Gegner war York mit einem Theile der ſchleſiſchen Armee. Denn Blücher hatte nicht wie Napoleon vorausſetzte, von Halle den Umweg über Merſeburg gemacht, ſondern marſchirte, obwohl ihm Bernadotte nicht folgte, auf dem kürzeſten Wege über Schkeuditz — von Nordweſten her — auf Leipzig: Sacken und Langeron begleiteten ihn zur Linken.

York traf auf Marmont in äußerſt feſter Stellung auf den Höhen an der Elſter bei Möckern, das zu einer kleinen Feſtung umgeſtaltet war: auf dem etwas anſteigenden Terrain waren zahlreiche Geſchütze vortheilhaft poſtirt. Nach drei blutigen Stürmen nahmen Öſt-

Anſicht von Möckern, nach der Beſchießung und Eroberung am 16. Oktober.
Gleichzeitige Abbildung aus „Siegesplätze der Völkerſchlacht" aufgenommen von J. J. Wagner, Leipzig, Baumgärtneriſche Buchhandlung, 1815.

Digitized by Google

preußen, Schlesier und Brandenburger das Dorf; da aber Marmont bemerkte, daß Langeron und Sacken, im Kampf mit Reynier begriffen, noch entfernt waren, ging er, durch seine Reserven aus Gohlis verstärkt, selbst zum Angriffe vor. Fünfzig französische Geschütze wetterten die Dorfstraße entlang. Alle Versuche, das wieder verlorene Dorf zu nehmen, waren vergeblich, wenn es nicht gelang, diese furchtbaren Batterien zum Schweigen zu bringen. Da benutzte der Major von Sohr einen günstigen Augenblick, als auffliegende Pulverwagen im feindlichen Fußvolk Verwirrung anrichteten; er brach zuerst mit brandenburgischen Husaren durch und nahm eine Batterie: nach einem Reiterkampf mit Würtembergern und Franzosen ward eine zweite genommen, zuletzt ging York selbst mit der ganzen verfügbaren Kavallerie vor, und Fußvolk erstürmte nun doch das Dorf. Auch die Höhen zur Linken, wo der Major H. F. von Krosigk wie ein zweiter Winkelried seinen Brandenburgern den Weg in ein feindliches Viereck bahnte, waren nun endlich erobert. Franzosen wie Preußen hatten an Tapferkeit gewetteifert: mit dem dritten Theil seines Korps erkaufte York den Sieg. Als Marmont, 53 Geschütze und 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurücklassend, nach Leipzig entwich, erscholl wie einst bei Leuthen, ein feierliches „Nun danket alle Gott!" über das Schlachtfeld. Dieser Sieg, und das konnte York jetzt noch nicht übersehen, hatte aber auch die böhmische Armee vor der Vernichtung bewahrt.

Der unentschiedene Kampf mit der böhmischen Armee hatte für Napoleon eigentlich schon die Bedeutung einer Niederlage: denn wenn er am 16. bei ziemlich gleichen Streitkräften sich den Sieg nicht sichern konnte, so schwanden seine Aussichten noch mehr, wenn nach dem Eintreffen der gesammten blücherschen- und der Nordarmee, die Zahl seiner Gegner sich fast verdoppelte. Er verhehlte sich die Gefahr nicht und brachte in einer Ziegelscheune zu Meusdorf eine unruhige Nacht zu. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, den Rückzug anzutreten, durch welchen er auch die Besatzungen der in seinen Händen befindlichen Festungen preisgegeben haben würde. Wie oft hatte er in eben so schwieriger Lage zuletzt doch noch triumphirt! Er beschloß das Kriegsglück zum zweiten Mal zu versuchen. Als er aber am andern Morgen, den 17. Oktober, über das Schlachtfeld ritt, wurde er doch zweifelhaft: er sandte den gefangenen östreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater und erklärte sich zu Verhandlungen bereit. Aber diesmal hatte er sich in dem guten Kaiser Franz getäuscht, auch waren seine Erbietungen an sich unannehmbar. So gewannen die Verbündeten nur Zeit, alle ihre Streitkräfte heranzuziehen. Am Vormittag des 17. traf im böhmischen Heer Colloredo, am Nachmittag Bennigsen ein: auch Bernadotte hatte sich endlich in Marsch gesetzt und auf dem alten Siegesplan der Schweden, bei Breitenfeld (nördl. v. Leipzig) an Blüchers linker Seite Stellung genommen. Während der Kampf am 17. im allgemeinen ruhte, konnte der rastlose Blücher nicht umhin, den Gegner noch aus den zwischen Möckern und Leipzig gelegenen Dörfern Gohlis und Eutritzsch zu vertreiben.

Für den Kampf des folgenden Tages verfügten die Verbündeten über mehr als 250,000 Mann; Napoleon hatte nur 160,000 und daher seine Schlachtlinie etwas verkürzt, indem er sie näher an Leipzig heranzog. Den Schlüssel seiner Stellung bildete jetzt das nordöstlich von Liebertwolkwitz gelegene, stark befestigte Propstheida. Er wußte jetzt, daß er nur noch um einen geordneten Rückzug

kämpfen werde und ertheilte schon um 3 Uhr Morgens dem in Lindenau stehenden Bertrand die nöthigen Befehle. Er selbst begab sich nach dem rückwärts von Probstheida (bei Stötteritz) gelegenen Thonberg: von hier aus, neben einer durchlöcherten Windmühle, lenkte er die Schlacht.

Hellleuchtend brach der 18. Oktober an, der Deutschland und Europa die Freiheit wieder geben sollte, wiewohl erst nach den schwersten und schmerzlichsten Opfern.

Die Angriffe der böhmischen Armee waren wieder nicht entscheidend. Giulay, der auf dem äußersten linken Flügel Lindenau angreifen sollte, um dem Feinde den Rückzug zu verlegen, wurde durch Schwarzenberg selbst zurückgehalten: rechts neben ihm mühte sich der Prinz von Hessen-Homburg vergeblich, mit seinen Oestreichern an der Pleiße auf Connewitz vorzugehen, das Centrum, die erprobtesten preußischen und russischen Truppen unter Kleist, dem Prinzen Eugen und Barclay richteten mit dem größten Heldenmuthe gegen Wachau, Liebertwolkwitz und Probstheida nichts aus; denn hier feuerte die Nähe des Imperators auch die Franzosen zur Entfaltung der zähesten Widerstandskraft an. Glücklicher war die dritte Kolonne, welche unter Bennigsens Führung, über 60,000 Mann stark, auf dem äußersten rechten Flügel die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Zweinaundorf nahm und sich bis Paunsdorf und Mölkau ausdehnte, den feindlichen linken Flügel streifend.

Diese Gelegenheit benutzten 3000 Sachsen aus Reyniers Korps, mit 19 Geschützen zum Feinde überzugehen: ihrem Wunsche, gleich gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, wurde nicht ganz gewillfahrt, nur die sächsische Artillerie ließ Bennigsen eingreifen.

Bennigsens Erfolge wurden erst werthvoll, als die Nordarmee so weit vorgedrungen war, um ihm hier auf der Ostseite von Leipzig die Hand zu reichen. Daß diese Armee überhaupt eingriff, war ausschließlich das Verdienst Blüchers. Er gab dem Kronprinzen die Hälfte seiner Armee ab, was Bernadotte zur Bedingung seiner Mitwirkung gemacht, übernahm aber das Kommando über seine 30,000 selbst.

Nicht auf dem ihm vorgeschriebenen Umwege über Taucha rückte er aufs Schlachtfeld, sondern ließ Langeron (gegen 9 Uhr) bei Mockau die Parthe überschreiten, der alsbald den in Schönefeld postirten Marmont angriff. Hier entspann sich ein mörderischer Kampf, da dieses Dorf den Zugang zu Napoleons linker Flanke bildete. Erst am Abend gab Marmont den Kampf auf.

Während in Schönefeld der Kampf zu toben begann, war auch das Vordertreffen der Nordarmee unter Bülow bei Taucha über die Parthe gegangen und hatte die Verbindung mit Bennigsen hergestellt. Mit klingendem Spiel und dem Lied „Heil Dir im Siegerkranz!“ stürmten die Preußen (um 2 Uhr) Paunsdorf, welches die Verbindung zwischen Napoleons linkem Flügel und dem Centrum deckte. Umsonst ließ Ney aus Sellerhausen und Volkmarsdorf Verstärkungen, namentlich Reitermassen vorbrechen: mit Congreveschen Raketen richtete Bülow unter ihnen die größte Verwirrung an und erstürmte nunmehr selbst Sellerhausen, Mölkau und Stünz. Mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit waren die Franzosen auch hier auf Leipzig zurückgedrängt.

Zwischen Paunsdorf und Sellerhausen ging gleichfalls eine Abtheilung Sachsen zu Bülow über. Den General Normann, welcher seiner Zeit die Lützower bei Kitzen heimtückisch überfallen hatte, mit seinen 600 würtembergischen Reitern stellte Gneisenau verächtlich ins Hintertreffen.

Durch Bülows Sieg wurde Napoleons Stellung in Probſtheida unhaltbar, er befahl den Rückzug. Bei dem entſetzlichen Gewirr, das unter den von allen Seiten nach Leipzig eindringenden geſchlagenen Maſſen herrſchte, wäre die Vernichtung der franzöſiſchen Armee nicht unmöglich geweſen. Hätte Blücher den Oberbefehl gehabt, ſo wäre der Verſuch gemacht worden, dieſe armſeligen Trümmer aufzureiben, aber Schwarzenberg weigerte ſich, die völlig unberührten ruſſiſchen und preußiſchen Garden zur Verfolgung zu entſenden. Kleinmüthig wollte er den Feind nicht zum Aeußerſten treiben, er hielt ſelbſt eine dritte Schlacht für den folgenden Tag noch möglich. So vermochte Napoleon noch 90,000 Mann zu retten, größtentheils Franzoſen: die Rheinländer, Polen und Italiener mußten ſich in Leipzig opfern, damit er mit jenen entkommen konnte. Macdonald bekam den Befehl, mit ſeinem Korps und den Reſten der Abtheilungen von Lauriſton, Poniatowski und Reynier, die nach außen durch Mauer und Graben geſchützte Stadt zu vertheidigen: weitläufige Vorſtädte erſchwerten die Annäherung.

Wie die Nordarmee, d. h. die Preußen Bülows, am 18. Oktober den Ausſchlag gegeben, ſo that ſie auch am 19. bei der Erſtürmung Leipzigs das Beſte.

Das königsberger Landwehrbataillon des Major Friccius erwarb ſich das Verdienſt als das erſte in Leipzig — durch das öſtliche Grimmaiſche Thor — eingedrungen zu ſein.

Anſicht des äußeren Grimmaiſchen Thores in Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Um 1 Uhr war die ganze grimmaiſche Vorſtadt genommen, die Ruſſen bemächtigten ſich der halleſchen, Bennigſen eroberte die ſüdliche Petersvorſtadt. Als der verluſtreiche Straßenkampf ſein Ende erreicht hatte (um 1 Uhr), zogen unter dem Jubel ihrer Tapferen der Zar und der König von Preußen ein: der König von Sachſen empfing ſie entblößten Hauptes; er ward keines Blickes gewürdigt und für kriegsgefangen erklärt.

Die Verluſte der Franzoſen (30,000 Todte und Verwundete) wurden noch dadurch vermehrt, daß ihnen durch ein Verſehen ihre einzige Rückzugsſtraße vorzeitig geſperrt

Einzug der Alliirten in Leipzig am 19. Oktober 1813. (Durch das innere Grimmaiſche Thor; links davon die Paulinerkirche.) — Gleichzeitige Aufnahme von Geisler, geſtochen 1815 von G. Boettger sen.

wurde. Während noch an 20,000 Mann in der Stadt waren, ſprengte ein franzöſiſcher Pionier die ſteinerne Elſterbrücke am Ranſtädter Thor. Den Fliehenden blieb nur die Wahl, ſich am Ufer des Fluſſes erſchlagen zu laſſen oder mit Schwimmen ihr Heil zu verſuchen. Aber die meiſten ertranken, unter ihnen auch der tapfere Poniatowski, deſſen Königsträume hier ein jähes Ende fanden.

Anſicht des Halliſchen Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Digitized by Google

Der Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.

„Den 19. Oktober zogen die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer tapfern Heere auf den großen Marktplatz zu Leipzig unter Geläute aller Glocken und Jubel aller Einwohner.“ — Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Aber auch den Verbündeten hatten die drei Schlachttage enorme Menschenopfer gekostet: fast 2000 Offiziere und 50,000 an Mannschaften.

Wer da draußen schnell den Schlachtentod gefunden, dem war noch nicht das schlimmste Loos gefallen, — wiewohl man nicht einmal vermochte die Gefallenen rechtzeitig zu bestatten und viele der treuen Vaterlandsvertheidiger den

Ansicht des Petersthores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.

Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Ansicht des Ranstädter Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813. (Rückzugslinie der Franzosen.)
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Raben überlassen mußte. Aber schrecklich war das Geschick derjenigen, die, nur verwundet, sich in den kalten Oktobernächten auf dem Schlachtfeld in ihren Qualen wanden, bis sie endlich in die Lazarethe geschafft wurden. Und auch hier harrte ihrer fast gewisser Tod oder langes Siechthum; denn die Lazarethe waren überfüllt, an Aerzten fehlte es nicht minder als an Betten, Verbandzeug und Pflege — das Lazarethfieber räumte furchtbar auf. Um solchen Preis war der Sieg erkauft worden: wenn nur die Früchte desselben so großen Opfern entsprachen!

---

7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).

Für alle Patrioten war es nach dem Siege von Leipzig keine Frage, daß der Kampf bis zur Rückeroberung des linken Rheinufers und bis zum Sturze Napoleons fortzuführen sei. Diesen Anschauungen gab, auf Steins Veranlassung, E. M. Arndt Ausdruck in seiner berühmten Schrift „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze." Aber dieser Meinung waren die Diplomaten zum großen Theil nicht, denn die Verträge sprachen nur von der Absicht, Napoleon bis an den Rhein zurückzudrängen. Diese Absicht wurde auch trotz der außerordentlich schlaffen Verfolgung, die das Hauptquartier nach dem Siege bewerkstelligen ließ, verwirklicht. Der prahlerische bairische General Wrede welcher dem fliehenden Kaiser mit einem östreichisch-bairischen Heere den Weg verlegen sollte, wurde bei Hanau (30. u. 31. Oktober) geschlagen und Napoleon

rettete noch 70,000 Mann über den Rhein. Der Befreiung der rechtsrheinischen Lande stand demnach, abgesehen von den französischen Garnisonen, kein Hinderniß im Wege; Bülows Korps erhielt gleich nach der Schlacht bei Leipzig den Auftrag, die Erhebung Westdeutschlands zu befördern. Mit besonderem Jubel wurde er in den altpreußischen Provinzen begrüßt, auch die Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen empfingen mit Freuden ihre wiederkehrende Herrschaft, unbekümmert darum, wie sie früher gewirthschaftet, noch weniger ahnend, wie sie in Zukunft regieren würde. Die ursprünglichen Pläne Steins, die Rheinbündler zu strafen, konnten nach dem Vertrage zu Ried nicht mehr ausgeführt werden, von Oestreich geschützt, behaupteten sie ihren Raub und ihre Souveränetät. Die von Napoleon mediatisirten Kleinfürsten hofften freilich vergeblich auf ihre Wiederherstellung; nur Frankfurt wurde wieder als freie Reichsstadt anerkannt.

Um eine Neugestaltung Deutschlands nicht von vornherein unmöglich zu machen, mußten die Mittel- und Kleinstaaten zwar versprechen, sich den Anordnungen zu fügen, welche für Deutschlands Unabhängigkeit erforderlich sein würden, aber es ließ sich voraussetzen, daß sie, von Oestreich geschützt, nicht allzu große Opfer zu bringen haben würden. Auch fehlte viel daran, daß die süddeutschen Fürsten und Regierungen sich aufrichtig der guten Sache angeschlossen hätten, und daher waren auch die Leistungen, zu denen sie sich schon bequemen mußten, durchaus ungenügend. Das Auflodern patriotischen Sinnes ward weder in Baiern noch Würtemberg gern gesehen; in Baiern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt.

Der grimmigste Haß dieser Höfe traf den Freiherrn vom Stein; obwohl dessen Plan, in dem vom Feinde befreiten Landestheilen eine provisorische Centralregierung einzusetzen, nur im bescheidensten Maße ausgeführt wurde, vergaßen sie nicht, daß Stein in Frankfurt den Antrag gestellt hatte, auch ihre Regierungsgewalt zu suspendiren. Der Minister Montgelas gestattete Steins Beamten nicht einmal die bairischen Lazarethe zu revidiren.

Während man mit den süddeutschen Höfen verhandelte, wurde über die Fortführung des Krieges berathen. Obwohl alle thatkräftigen Generale, ja selbst Schwarzenberg, zum Einmarsch in Frankreich riethen, konnte man sich dazu nicht gleich entschließen. Leider ließ sich auch König Friedrich Wilhelm gegen diesen Gedanken einnehmen; von den östreichischen Diplomaten verstand es sich von selbst, daß sie den Krieg gegen den Schwiegersohn ihres Kaisers möglichst bald zu beendigen bemüht waren. Noch einmal hatte Napoleon Aussicht, die vortheilhaftesten Bedingungen zu erhalten; denn im Anfang November knüpfte Metternich, dem Teplitzer Vertrag zuwider, mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan Verhandlungen an, kraft deren Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen, — Rhein, Alpen und Pyrenäen, — Napoleon seinen Thron behalten sollte. Zum Glücke hatte er keine Vollmacht, und außerdem mochte sich Napoleons Stolz selbst zur Annahme so günstiger Bedingungen nicht bequemen; als er dann doch andere Saiten aufzog, hatte Stein den Zaren und den preußischen König für die Fortsetzung des Krieges gewonnen.

Daß der Krieg bei Oestreichs Widerwillen gegen rücksichtsloses Vorgehen nur eine Reihe von Halbheiten sein würde, ließ schon das Manifest vom 1. Dezember ahnen, in welchem die Verbündeten aussprachen, daß sie nicht Frankreich, sondern nur Napoleons Uebermacht bekämpften: der Selbstgefälligkeit der großen Nation wurde förmlich geschmeichelt. Ebenso schwächlich war der Kriegsplan. Statt Gneisenau zu folgen, welcher von Napoleon gelernt hatte, daß ein Gewaltstoß auf die feindliche Hauptstadt meist verhängnißvoll ist — obendrein in dem centralisirten Frankreich — beschloß man, auf ungeheuren Umwegen das Plateau von Langres zu erreichen, dem gelehrte Theoretiker eine wunderbare Bedeutung beimaßen. Mit Mühe erhielt Blücher die Erlaubniß, am Mittelrhein Frankreichs Grenze zu überschreiten.

So erhielt Napoleon Zeit, trotz des Unwillens, der sich bereits vereinzelt im Lande äußerte, ein neues Heer zu sammeln, um das Kriegsglück noch einmal auf die Probe zu stellen. Nur an einer Stelle nahmen die Dinge einen rascheren Verlauf. Sowie Bülow seinen Befreiungszug in Westdeutschland beendigt und sich nach Holland gewendet hatte, brach dort eine seit langer Zeit vorbereitete Schilderhebung zu Gunsten der oranischen Dynastie aus. Der Prinz von Oranien sah, von England begünstigt, einer glänzenden Zukunft entgegen: denn da diese Macht die Kolonien, welche sie dem holländischen Staate in der Franzosenzeit entrissen hatte, zu behalten wünschte, war sie gern bereit, Holland durch die ehemals spanischen Niederlande zu entschädigen, deren sich Oestreich zu entledigen wünschte. Die Vergrößerung der Niederlande, die dann ein Stoßkissen gegen die Wucht späterer französischer Angriffe bilden sollten, schien auch in Preußens Interesse zu liegen, und da überdies der Prinz von Oranien dem preußischen Königshause nahe verwandt war, ging Hardenberg mit Freuden auf dem englischen Plan ein. Daß der Prinz von wenig freundschaftlichen Gesinnungen gegen seine Befreier erfüllt war, ahnte der Staatskanzler nicht.

Dieselbe Kurzsichtigkeit bewies Hardenberg, indem er dem östreichischen Kabinette unverhohlen mittheilte, daß Preußen die ihm verheißene Entschädigung wesentlich in Sachsen suchen werde, welches nach dem Völkerrecht zur Verfügung der Sieger stand. Er hätte sich selbst sagen müssen, daß Oestreich den norddeutschen Nebenbuhler weder eine so zweckmäßige Abrundung seines Gebietes gestatten, noch ihm eine zweite Ausfallpforte in die östreichischen Staaten gewähren würde.

Am leichtesten ward es dem verdienstlosen Bernadotte, sich einen vortheilhaften Siegespreis zu sichern. Er hatte mühelos das mit Napoleon verbündete, ohnmächtige Dänemark bewältigt und ihm Norwegen abgenöthigt (14. Januar 1814); als eine Art von Entschädigung trat der Treulose an Dänemark Schwedisch-Pommern ab, welches vertragsmäßig an Preußen fallen sollte.

8. Vom Rhein bis Paris.

Nach dem im Hauptquartier festgestellten Kriegsplan sollte Schwarzenberg, der mit 190,000 Mann den linken Flügel bildete, durch die Schweiz und das Elsaß nach Burgund ziehen, Blücher mit über 80,000 Mann in der graden Richtung nach Westen vordringen: den rechten Flügel bildete der aus den Niederlande nahende Bülow.

Daß die Hauptkolonne so weit südlich zog, hatte mehrfache, theils militärische, theils politische Gründe. Der äußerste linke Flügel sollte die Verbindung Frankreichs mit Italien trennen und in Südfrankreich den aus Spanien erwartenden Engländern die Hand reichen.

Die Franzosen machten eigentlich keinen ernsthaften Versuch, den Verbündeten den Rheinübergang zu verwehren, der in der Neujahrsnacht 1813/1814 auf der ganzen Linie zwischen Hüningen und Koblenz vor sich ging. Das Blücherſche Heer überschritt den deutschen Strom zwischen Koblenz und Mannheim, er selbst bei Kaub. Auch der Vormarsch der Verbündeten traf auf keine bedeutenden Hindernisse. Unaufhaltsam ging Blücher über Saar, Mosel, Maas, rückte durch Lothringen bis in die Champagne und näherte sich der Aube. In dieser Gegend konnte die Vereinigung mit der Armee Schwarzenbergs bewerkstelligt werden. Dieser hatte Mitte Januar das ersehnte Plateau von Langres erreicht, aber nun machte er Halt; allzu mächtig ward im Hauptquartier die Friedenspartei. Sollte Oestreich denn das linke Rheinufer für Preußen erobern helfen? Sollte Kaiser Franz zur Entthronung seines Schwiegersohnes mitwirken? Die östreichischen Diplomaten verlangten noch jetzt, man müsse Frankreich und seinem Imperator die natürlichen Grenzen zugestehen. Und dabei konnte man Napoleon, der mit Mühe 70,000 Mann, meist muthloses junges Volk, aufgebracht hatte, erdrücken. Glücklicher Weise konnte England in die Gewährung der „natürlichen" Grenzen nicht mehr willigen, seit es die Aufrichtung eines Königreichs der Niederlande beschlossen, aber sein Widerstand allein würde Metternich, dem sich auch der Preuße Knesebeck anschloß, nicht umgestimmt haben. Erst als Alexander drohte, er werde den Krieg nöthigenfalls allein fortführen, gaben die Oestreicher nach; auch die Kriegspartei mußte ein höchst bedenkliches Zugeständniß machen; die Feindseligkeiten sollten zwar ihren Fortgang nehmen, gleichzeitig jedoch in Chatillon Friedensverhandlungen geführt werden.

Nun erst, nach einer Zögerung von acht Tagen, ging die Hauptarmee von Langres vor, um mit Blücher Fühlung zu gewinnen. Inzwischen hatte Napoleon seine Streitkräfte in Chalons gesammelt und beschloß, durch einen kräftigen Stoß gegen Blücher, das Heer desselben zu zertrümmern, ehe er von Schwarzenberg unterstützt werden könnte. Er fiel ihm in die Flanke und nöthigte ihn am 29. Januar bei Brienne zum Kampfe. Das Gefecht war für Blücher nicht besonders günstig: bei der Einnahme des Schlosses von Brienne wäre der Feldherr beinahe in die Hände der Franzosen gefallen. Aber auch Napoleon

Der General Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt führt die Verbündeten über den Rhein bei Kaub.

Gestochen von J. C. Richter in Dresden, der das Blatt dem König Friedrich Wilhelm III. zueignete.

entging nur mit Mühe den Kosaken, und Blücher behauptete die Stadt Brienne, welche der ergrimmte Feind in Brand schießen ließ. Blücher zog sich näher an Schwarzenberg, der ihm endlich Hilfe zusagte. Durch diese gestärkt, durfte Blücher es wagen, am 1. Februar bei La Rothière dem Imperator gegenüberzutreten. Ein sehr großes Kunststück war es nicht, den Sieg zu gewinnen, denn die Macht der Verbündeten war den Franzosen mehr als doppelt überlegen; am Abend war Napoleon völlig geschlagen, es hätte nur geringer Anstrengung bedurft, um die Reste des gesprengten feindlichen Heeres völlig zu vernichten: wie hätte der Kaiser den Vormarsch auf Paris hemmen sollen! Er selbst kannte die Größe der Gefahr, er gab seinem Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Chatillon, Caulaincourt, Vollmacht, mit den Gegnern abzuschließen ohne ihn zu fragen. Zwar war von den natürlichen Grenzen nicht die Rede mehr, aber die Grenzen von 1792 konnte er Frankreich erhalten, seinen Thron behaupten. Trotz des Sieges von La Rothière waren die östreichischen Friedensfreunde so eifrig thätig, daß Napoleon beinahe ein Waffenstillstand bewilligt worden wäre. Nur Kaiser Alexander blieb hartnäckig: er schlug dem preußischen König vor, mit ihm an der Spitze der Garden zu Blüchers Heer abzugehen.

Zu seinem Verderben ließ Napoleon selbst diese günstige Stimmung ungenützt, weil sich ihm eben eine Aussicht eröffnet hatte, durch neue Erfolge seine Lage noch weit vortheilhafter zu gestalten. Nach der Schlacht bei La Rothière hatte Schwarzenberg nämlich Blücher angewiesen, sich an die Marne zu ziehen und von da Napoleons linke Flanke zu umgehen; die Hauptarmee sollte die Seine abwärts marschiren. Natürlich nahm Blücher an, daß Schwarzenberg diesen Plan auch ausführen werde, und da Wittgensteins Korps die Verbindung der beiden Heere unterhalten sollte, versäumte es Gneisenau die linke Flanke des schlesischen Heeres zu sichern. Da aber Schwarzenberg auf Befehl seines Monarchen auf das linke Seineufer überging, entstand zwischen beiden Heeren eine verhängnißvolle Lücke. Diesen Umstand benutzte Napoleon sofort, schob sich zwischen Schwarzenberg und Blücher, fiel diesem in die ungedeckte linke Flanke und schlug in mehreren glänzenden Gefechten (14—16 Februar) bei Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry, Etoges und Vauchamps erst die einzelnen Heerführer (Olsuwieff, Sacken, York), zuletzt den Oberfeldherrn selbst.

„Während des Gefechtes (von Etoges)", erzählte Treitschke, „kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolmann, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres, hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterscharen umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolmann aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen: die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Muth ein; mit dem Bajonnet griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg zu dem nahen schützenden Walde."

So heldenmüthig auch Blüchers Truppen gefochten hatten, die schlesische Armee schien vernichtet, in neuem Glanze strahlte Napoleons Glücksstern. Der

französische Soldat gewann wieder Vertrauen zu seinem Führer, selbst dem Bauern schwoll der Kamm: im kleinen Kriege war er dem Eindringlinge beschwerlich: kein Wunder, wenn auch die Gutmüthigkeit der Deutschen ein Ende nahm.

Die Siege Napoleons, der sich nun auf die Hauptarmee warf und die Vorhut derselben am 18. Februar bei Montereau, am Zusammenflusse der Seine und Yonne schlug, verfehlten natürlich ihre Rückwirkung auf den Friedenskongreß von Chatillon nicht. Schon hatte man sich dort geeinigt, daß die Mächte der Koalition ohne Rücksicht auf Frankreich die Neuordnung Europas, oder doch wenigstens die Vertheilung der dem Kaiserreich abgenöthigten Gebiete selbständig vornehmen sollten, da kamen die Hiobsposten an. Während Metternich auf schleunigen Frieden drang, ja mit dem Abfall Oestreichs drohte, nahm Napoleon, starrsinniger als je, die Caulaincourt ertheilte Vollmacht zurück. Heftig platzten die Geister im Hauptquartier auf einander; Schwarzenberg ordnete den Rückzug der böhmischen Armee nach dem Plateau von Langres an. Dieser Befehl war für keinen überraschender als für Blücher, dem Schwarzenberg versprochen hatte, er wolle den Kampf wieder aufnehmen, wenn er bis zum 23. Februar mit wenigstens 30,000 Mann an der Seine erscheinen würde. Am 21. schon traf Blücher mit 53,000 Mann in Méry an der Seine ein, erhielt aber statt eines Befehles zum Kampf die Aufforderung zum Rückzug. Das war nicht nach dem Sinn des alten Helden. Er beantragte in einem ebenso rührenden als energischen Brief bei dem Zaren und seinem Könige, daß er an die Marne ziehen und nach seiner Vereinigung mit dem aus Holland heranrückenden Bülow, zum zweiten Mal den Marsch auf Paris antreten dürfe. Noch ehe die Erlaubniß ertheilt war, brach er auf, in der Richtung nach Paris, das bei seiner Annäherung in Schrecken gerieth. Napoleon eilte ihm nach, Oudinot mit einer schwachen Truppenmacht zur Beobachtung der Hauptarmee zurücklassend. Auf den ausdrücklichen Befehl des Königs von Preußen mußte Schwarzenberg am 27. Februar dies Korps bei Bar für Aube angreifen, über welches man einen leichten Sieg erfocht.

In diesem Treffen erhielt des Königs zweiter Sohn, der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, die Feuertaufe und erwarb durch seine Kaltblütigkeit allgemeine Anerkennung.

Inzwischen hatte das diplomatische Intriguenspiel nicht geruht, und noch jetzt hatte Napoleon Aussicht, die Verbündeten durch die Verschiedenartigkeit ihrer Interessen zu trennen. Namentlich suchte er seinen Schwiegervater zu beeinflussen, und Kaiser Franz ließ sich auf einen höchst zweideutigen Briefwechsel ein. Aber an der Forderung der natürlichen Grenzen scheiterte die Verständigung; am 1. März einigten sich dagegen die Verbündeten von neuem durch den Vertrag von Chaumont über die Fortsetzung des Krieges und eine Reihe wichtiger Bestimmungen, welche die Neugestaltung Europas betrafen.

Die Hauptbestimmungen waren folgende: Frankreich wird auf die Grenzen von 1792 beschränkt. Jede der verbündeten Mächte stellt 150,000 Mann: keine derselben darf mit Napoleon einen Sonderfrieden schließen. England verpflichtet sich seinen Bundesgenossen

je 2,000,000 Lstr. Subsidien zu zahlen. Es soll ein deutscher Bund gegründet werden. Dieser Vertrag soll zwanzig Jahre in Kraft bleiben.

Gern hätte Napoleon sich zum zweiten Male mit Blücher gemessen, aber dieser wich ihm aus und bewerkstelligte am 4. März seine Vereinigung mit Bülow in Soissons. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als die wohlgenährten und wohlgepflegten Befreier Hollands und die abgerissenen Helden der schlesischen Armee. Napoleon beschloß Blüchers Heer zu umgehen, diesen verhaßten Gegner im Rücken und in der Flanke anzugreifen. Er wandte sich sofort nach Rheims und schlug darauf die Straße nach Laon ein, welche den Stützpunkt der feindlichen Stellung bildete. Zwar gelang es ihm, am 7. die Russen nach tapferer Gegenwehr von dem Plateau von Craonne herunterzudrängen und zum Rückzug nach Laon zu nöthigen, aber der Kampf, den er am 9. März, einem nebligen Tage, gegen die Felsenstadt selbst unternahm, war fruchtlos. Dagegen vernichteten die Preußen unter York und Kleist durch einen nächtlichen Ueberfall des Dorfes Athis das Korps des Marschall Marmont.

Nunmehr wäre der Imperator am Ende seiner Laufbahn angelangt, wenn nicht auf preußischer Seite, zum ersten und letzten Male in diesem ganzen Feldzuge, die erforderliche Entschlossenheit und Einheitlichkeit gefehlt hätte. Blücher war erkrankt, Gneisenau besaß York, Kleist und Bülow gegenüber nicht die nöthige Autorität, auch mochte er die Verantwortung für weitere schwere Opfer nicht übernehmen. So vermochte Napoleon noch einmal zu entkommen: aber sein Schicksal war ohnehin besiegelt. Da sein Bevollmächtigter auf dem Friedenskongreß von Chatillon sich noch immer sträubte, einfach die Bedingungen anzunehmen, welche die Verbündeten dem von neuem besiegten Kaiser auferlegen zu können meinten, gab endlich auch Kaiser Franz seinen verblendeten Schwiegersohn auf. Am 19. März wurde der Kongreß für aufgelöst erklärt, und als Napoleon sich am 20. gegen Schwarzenberg wandte, wich dieser dem Kampfe nicht aus, wie er unter anderen Umständen wohl gethan haben würde. Uebrigens war dieser Angriff Napoleons bei Arcis sur Aube (20. März) das Wagniß eines Verzweifelten; an der dreifachen Uebermacht der Verbündeten scheiterten alle seine Anstrengungen.

Als der Kongreß zu Chatillon aufgelöst wurde, trat die Frage, ob eine neue Regierung in Frankreich einzusetzen sei, in den Vordergrund, denn bis dahin hatte Metternich Napoleon unbedingt halten wollen. England brachte die Kandidatur der Bourbons auf, doch sprach man sie nicht förmlich aus. Bernadotte, den Alexander lange protegirte, wollten die Engländer nicht; auch hatte er auf keine Sympathie bei den Franzosen zu rechnen.

Aber unerschöpflich in seinen Anschlägen, machte Napoleon noch einen letzten Versuch, die Entscheidung zu verzögern, die Verbündeten von Paris abzuziehen. Er wandte sich ostwärts nach Lothringen, um den Rücken der Verbündeten zu bedrohen, ihnen die Kommunikationen von Deutschland abzuschneiden. Noch vor kurzem hätte sich das Hauptquartier durch eine solche Bedrohung einschüchtern lassen; bei der Stimmung, die jetzt daselbst herrschte, verfing das Mittel

nicht. Nachdem durch einen von den Kosaken aufgefangenen pariser Brief Napoleons Plan verrathen war, trat am 24. in Vitry ein Kriegsrath zusammen, der sich auf das Drängen des Zaren und des Königs von Preußen für den Marsch auf Paris entschied. Nur ein kleiner Bruchtheil des Heeres blieb zurück; um Napoleon über die wahren Absichten des Hauptquartiers zu täuschen, sollte ihm Winzingerode folgen. So zogen die Heere, — auch Blücher war am 23. März mit den Seinigen zur großen Armee gestoßen — westwärts. Unter den Monarchen fehlte aber noch Kaiser Franz, der nach Dijon gegangen war, um die Entthronung seines Schwiegersohnes nicht sehen zu müssen. Die Truppen, welche sich den verbündeten Heeren entgegenstellten, konnten die 160,000 Gegner nicht aufhalten; mit tapferem Muthe, aber nutzlos, opferte sich am 25. März bei La Fère Champenoise die halbe Division Pacthod.

Am 29. März standen die Verbündeten vor Paris, das nicht eigentlich befestigt war und keine besondere Garnison hatte. Gleichwol beschlossen die Marschälle Marmont und Mortier, mit den 34,000 Mann, die sie vom Rückzuge gerettet hatten, die im Nordosten und Osten durch ihre natürliche Lage feste Stadt energisch zu vertheidigen. So forderte die Bezwingung des Feindes (30. März) noch einmal schmerzliche Opfer, und da die Verbündeten ihre Uebermacht nicht benutzten, dagegen den Stier bei den Hörnern faßten, waren die Verluste unverhältnißmäßig groß. Unter den Preußen zeichneten sich besonders die tapferen Scharen Yorks und Kleists aus: am Nachmittag um 5 Uhr, als der Montmartre erobert war und die Verbündeten nöthigenfalls Paris bombardiren konnten, bot Marmont die Kapitulation an. Bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr mußten die Marschälle die Stadt räumen, auch die Nationalgarde sollte entwaffnet werden: Paris ward der Großmuth der Sieger anempfohlen.

Blücher hatte sich nicht nehmen lassen, auch diesen letzten Kampf mitzumachen. Die entzündeten Augen mit einem grünen Schleier bedeckt, fuhr er auf einem Wagen zwischen den Kolonnen, die den Montmartre zu stürmen hatten.

Kaum läßt sich beschreiben, was die Truppen und ihre Führer empfanden, als sie das Ende so vieler Mühen erreicht, den Preis so großer Anstrengungen errungen sahen. Seit den Tagen Kaiser Ottos II. hatte kein deutsches Heer vom Montmartre auf die Seinestadt herabgeblickt; noch nie waren Deutsche als Sieger in Paris eingezogen. Das geschah nun am 31. März: die verbündeten Herrscher und ihre Tapferen wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, denn sie war der Menschenopfer müde, welche der Ehrgeiz des Imperators nach Hunderttausenden gefordert hatte. Uneingedenk des Antheils, den sie selbst an Napoleons Siegen genommen, undankbar, wie sie auch gegen ihre besten Herrscher stets gewesen ist, machte sie sich schon jetzt daran die Bildsäule des einst angebeteten Herrschers umzustürzen; nicht wenige steckten die weiße Kokarde an, das Abzeichen der verhaßten Bourbons.

Aber nicht nur die große Masse verließ den Kaiser, auch die Großen, die er erhöht, und die Marschälle, die er zu Siegen geführt. Vergeblich hatte Napoleon

A
E
al

ſo

T
W

er

ei
d
G
m
ſo
u
g
S

Digitized by Google

je 2,000,000 Lstr. Subsidien zu zahlen. Es soll ein deutscher Bund gegründet werden. Dieser Vertrag soll zwanzig Jahre in Kraft bleiben.

Gern hätte Napoleon sich zum zweiten Male mit Blücher gemessen, aber dieser wich ihm aus und bewerkstelligte am 4. März seine Vereinigung mit Bülow in Soissons. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als die wohlgenährten und wohlgepflegten Befreier Hollands und die abgerissenen Helden der schlesischen Armee. Napoleon beschloß Blüchers Heer zu umgehen, diesen verhaßten Gegner im Rücken und in der Flanke anzugreifen. Er wandte sich sofort nach Rheims und schlug darauf die Straße nach Laon ein, welche den Stützpunkt der feindlichen Stellung bildete. Zwar gelang es ihm, am 7. die Russen nach tapferer Gegenwehr von dem Plateau von Craonne herunterzudrängen und zum Rückzug nach Laon zu nöthigen, aber der Kampf, den er am 9. März, einem nebligen Tage, gegen die Felsenstadt selbst unternahm, war fruchtlos. Dagegen vernichteten die Preußen unter York und Kleist durch einen nächtlichen Ueberfall des Dorfes Athis das Korps des Marschall Marmont.

Nunmehr wäre der Imperator am Ende seiner Laufbahn angelangt, wenn nicht auf preußischer Seite, zum ersten und letzten Male in diesem ganzen Feldzuge, die erforderliche Entschlossenheit und Einheitlichkeit gefehlt hätte. Blücher war erkrankt, Gneisenau besaß York, Kleist und Bülow gegenüber nicht die nöthige Autorität, auch mochte er die Verantwortung für weitere schwere Opfer nicht übernehmen. So vermochte Napoleon noch einmal zu entkommen; aber sein Schicksal war ohnehin besiegelt. Da sein Bevollmächtigter auf dem Friedenskongreß von Chatillon sich noch immer sträubte, einfach die Bedingungen anzunehmen, welche die Verbündeten dem von neuem besiegten Kaiser auferlegen zu können meinten, gab endlich auch Kaiser Franz seinen verblendeten Schwiegersohn auf. Am 19. März wurde der Kongreß für aufgelöst erklärt, und als Napoleon sich am 20. gegen Schwarzenberg wandte, wich dieser dem Kampfe nicht aus, wie er unter anderen Umständen wohl gethan haben würde. Uebrigens war dieser Angriff Napoleons bei Arcis sur Aube (20. März) das Wagniß eines Verzweifelten; an der dreifachen Uebermacht der Verbündeten scheiterten alle seine Anstrengungen.

Als der Kongreß zu Chatillon aufgelöst wurde, trat die Frage, ob eine neue Regierung in Frankreich einzusetzen sei, in den Vordergrund, denn bis dahin hatte Metternich Napoleon unbedingt halten wollen. England brachte die Kandidatur der Bourbons auf, doch sprach man sie nicht förmlich aus. Bernadotte, den Alexander lange protegirte, wollten die Engländer nicht; auch hatte er auf keine Sympathie bei den Franzosen zu rechnen.

Aber unerschöpflich in seinen Anschlägen, machte Napoleon noch einen letzten Versuch, die Entscheidung zu verzögern, die Verbündeten von Paris abzuziehen. Er wandte sich ostwärts nach Lothringen, um den Rücken der Verbündeten zu bedrohen, ihnen die Kommunikationen von Deutschland abzuschneiden. Noch vor kurzem hätte sich das Hauptquartier durch eine solche Bedrohung einschüchtern lassen; bei der Stimmung, die jetzt daselbst herrschte, verfing das Mittel

nicht. Nachdem durch einen von den Kosaken aufgefangenen pariser Brief Napoleons Plan verrathen war, trat am 24. in Vitry ein Kriegsrath zusammen, der sich auf das Drängen des Zaren und des Königs von Preußen für den Marsch auf Paris entschied. Nur ein kleiner Bruchtheil des Heeres blieb zurück; um Napoleon über die wahren Absichten des Hauptquartiers zu täuschen, sollte ihm Winzingerode folgen. So zogen die Heere, — auch Blücher war am 23. März mit den Seinigen zur großen Armee gestoßen — westwärts. Unter den Monarchen fehlte aber noch Kaiser Franz, der nach Dijon gegangen war, um die Entthronung seines Schwiegersohnes nicht sehen zu müssen. Die Truppen, welche sich den verbündeten Heeren entgegenstellten, konnten die 160,000 Gegner nicht aufhalten; mit tapferem Muthe, aber nutzlos, opferte sich am 25. März bei La Fère Champenoise die halbe Division Pacthod.

Am 29. März standen die Verbündeten vor Paris, das nicht eigentlich befestigt war und keine besondere Garnison hatte. Gleichwol beschlossen die Marschälle Marmont und Mortier, mit den 34,000 Mann, die sie vom Rückzuge gerettet hatten, die im Nordosten und Osten durch ihre natürliche Lage feste Stadt energisch zu vertheidigen. So forderte die Bezwingung des Feindes (30. März) noch einmal schmerzliche Opfer, und da die Verbündeten ihre Uebermacht nicht benutzten, dagegen den Stier bei den Hörnern faßten, waren die Verluste unverhältnißmäßig groß. Unter den Preußen zeichneten sich besonders die tapferen Scharen Yorks und Kleists aus: am Nachmittag um 5 Uhr, als der Montmartre erobert war und die Verbündeten nöthigenfalls Paris bombardiren konnten, bot Marmont die Kapitulation an. Bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr mußten die Marschälle die Stadt räumen, auch die Nationalgarde sollte entwaffnet werden: Paris ward der Großmuth der Sieger anempfohlen.

Blücher hatte sich nicht nehmen lassen, auch diesen letzten Kampf mitzumachen. Die entzündeten Augen mit einem grünen Schleier bedeckt, fuhr er auf einem Wagen zwischen den Kolonnen, die den Montmartre zu stürmen hatten.

Kaum läßt sich beschreiben, was die Truppen und ihre Führer empfanden, als sie das Ende so vieler Mühen erreicht, den Preis so großer Anstrengungen errungen sahen. Seit den Tagen Kaiser Ottos II. hatte kein deutsches Heer vom Montmartre auf die Seinestadt herabgeblickt; noch nie waren Deutsche als Sieger in Paris eingezogen. Das geschah nun am 31. März: die verbündeten Herrscher und ihre Tapferen wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, denn sie war der Menschenopfer müde, welche der Ehrgeiz des Imperators nach Hunderttausenden gefordert hatte. Uneingedenk des Antheils, den sie selbst an Napoleons Siegen genommen, undankbar, wie sie auch gegen ihre besten Herrscher stets gewesen ist, machte sie sich schon jetzt daran die Bildsäule des einst angebeteten Herrschers umzustürzen; nicht wenige steckten die weiße Kokarde an, das Abzeichen der verhaßten Bourbons.

Aber nicht nur die große Masse verließ den Kaiser, auch die Großen, die er erhöht, und die Marschälle, die er zu Siegen geführt. Vergeblich hatte Napoleon

am 25. März durch Caulaincourt sich zu Verhandlungen erboten, aber nach ihrem Einzuge in Paris wiesen die Verbündeten mit Recht den Mann ab, der nichts mehr bedeutete. Der feige Talleyrand übernahm es, den förmlichen Sturz des Kaisers herbeizuführen; der Senat sprach am 2. April unter Schmähungen die Absetzung Napoleons aus.

Er gedachte diesen Dingen ein schnelles Ende zu bereiten; 70,000 Mann hatte er in Fontainebleau gesammelt; er wollte Paris nehmen, die früheren Bedingungen durchsetzen. Hätte er diesen Plan ausführen können, er wäre den Verbündeten sehr gefährlich geworden; aber seine Marschälle, seine Soldaten versagten sich ihm.

Da unterzeichnete er am 11. April die Thronentsagung für sich und seine Erben. Weil Alexander seinen Edelmuth zeigen, Kaiser Franz den Schwiegersohn schonen wollte, wurde dem gestürzten Kaiser ein äußerst glimpfliches Loos beschieden. Während Preußen ihn am liebsten schon jetzt nach dem fernen St. Helena versetzt hätte, bekam er die Italien und Frankreich so benachbarte Insel Elba als Aufenthaltsort und eine reichliche Civilliste angewiesen. Als ob der Ehrsüchtige auf solche Weise hätte unschädlich gemacht werden können! Wurde mithin durch diese Art der Absetzung der europäische Friede nicht gesichert, so wurde auch durch die Neubesetzung des französischen Thrones mit den „legitimen" Bourbons der Siegespreis, den Europa und Deutschland fordern durften, erheblich vermindert.

---

9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).

Es war für die Franzosen ein großes aber sicherlich unverdientes Glück, daß Kaiser Alexander auf die Gestaltung ihrer Angelegenheiten den entscheidendsten Einfluß bekam: Kaiser Franz war ja nicht zur Stelle, König Friedrich Wilhelm kümmerte sich wenig darum, unter welchen Umständen die Zurückführung der Bourbons erfolgte, in denen man die einzig möglichen Regenten des kaiserlosen Staates erblickte.

Alexander, der jetzt liberale Anwandlungen hatte, wollte die Bourbons eigentlich durch einen Beschluß des französischen Volkes, dem sie eine freisinnige Verfassung zu geben haben würden, zurückgerufen wissen. Das war auch die Meinung des Senates, der am 6. April Louis Stanislaus Xaver Bourbon auf den Thron berief und somit das Prinzip der Volkssouveränetät anerkannte; vom Erbrecht verlautete in dem Beschlusse nichts. Anders dachten die Bourbons, und es fanden sich auch genug Politiker, welche behaupteten, Louis XVIII. habe bisher zwar nicht thatsächlich aber rechtlich regiert. Dieser war nur einen Augenblick unschlüssig, dann erklärte er sich zum König von Gottes Gnaden und verwarf (2. Mai) die ihm vorgelegte Verfassung als übereilt, versprach aber gleichwol „kraft königlichen Rechtes" eine Charte zu erlassen.

Wie auch immer diese Meinungsverschiedenheit sich löste, — die Lösung

ging Frankreich mehr an als Europa — so war doch immerhin das durch die Revolution gestürzte Herrscherhaus wieder auf den französischen Thron gelangt. Konnte man einen solchen Herrscher für die Sünden des revolutionären Frankreich verantwortlich machen und ihm Abtretungen aufnöthigen, welche ihm die französische Nation niemals vergeben haben würde? Dazu kam, daß Alexander in einer Proklamation sofort beim Einzug verheißen hatte, man werde Frankreich die Grenzen garantiren, die es unter seinen legitimen Herrschern gehabt.

Jedenfalls kam es darauf an, die Grenzen Frankreichs so festzustellen, daß es nicht wieder übermächtig und übermüthig werde. Aber die Forderungen der Patrioten, welche den Franzosen nur die Grenzen von 1648 oder der Zeit von Ludwig XIV. zugestehen wollten, demnach vor allem Elsaß und Lothringen für Deutschland beanspruchten, waren nach allem Vorangegangenen schlechterdings unerfüllbar. So wichtig es gewesen wäre, auf jene Weise Süddeutschland militärisch zu sichern und zu stärken, durften die preußischen Staatsmänner einen daraufzielenden Antrag gar nicht einbringen. Nicht einmal der Theil des Elsasses, der beim Ausbruch der Revolutionskriege noch im Besitz deutscher Reichsstände gewesen war, ließ sich retten. Die nichtpreußischen Bevollmächtigten der Verbündeten waren auf Kosten Preußens und Deutschlands zur äußersten Großmuth geneigt: der französische Minister Talleyrand pochte darauf, daß man die jetzige legitime Regierung Frankreichs nicht für die Sünden der Republik büßen lassen dürfe: nöthigenfalls rasselten die französischen Marschälle mit edler Dreistigkeit mit dem Säbel.

Es bedurfte der Zähigkeit des preußischen Diplomaten Wilhelm von Humboldt, um dem ewigen Nachgeben ein Ende zu machen; aber er rettete für Deutschland nur Kaiserslautern, und Talleyrand konnte sich über sein Werk nur freuen, denn zuletzt machte sein Staat noch einen Gewinn von 100 Quadratmeilen und 1 Million Einwohner.

Frankreich behielt Mömpelgard, die elsässischen Reichslande: man überließ ihm die pfälzischen Gebiete zwischen der Weißenburger Linie und Landau und gab ihm obendrein, „um die Grenze abzurunden", Saarbrücken mit seinem werthvollen Kohlenbecken.

Am schnödesten aber ward Preußen von seinen Verbündeten behandelt, als es seine wohlbegründeten Geldforderungen an Frankreich zur Sprache brachte. Die Hauptforderung bestand in der seiner Zeit von Napoleon versprochenen Entschädigung für den Durchzug der großen Armee und belief sich auf 136 Millionen Franken. Der ausgesogene Staat bedurfte des Geldes auf das dringendste. Aber der Zar in seiner überspannten Großmuth wollte nicht dulden, daß dies Frankreich, welches die ganze Welt ausgeplündert hatte, auch nur seine Schulden bezahlte, — ganz zu geschweigen von einer Kontribution, welche sich der besiegte Staat nach dem Kriegsrecht aller Zeiten hätte gefallen lassen müssen. Da der kurzsichtige Hardenberg sich diese Forderungen nie hatte verbürgen lassen, mußte der Staat die Folgen tragen.

Auch betrachteten die Franzosen es als ein himmelschreiendes Unrecht, daß Preußen die ihm entwendeten Kunstschätze zurückforderte. Mit Mühe bekam man den Degen Friedrichs des Großen und den Siegeswagen, der einst das Brandenburger Thor zierte, wieder.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn Hardenbergs Vorschläge betreffs der Rekonstruktion Preußens bei den Verbündeten kein geneigtes

Ohr fanden. Oestreich hatte sich schleunigst in Italien seines Siegespreises bemächtigt, mochte Preußen zusehen, wie es zu dem seinigen gelangte; jedenfalls sollte der Staat der Hohenzollern nach Metternichs Wunsch nicht solche Entschädigungen bekommen, die ihn abrundeten oder ihm noch größere Bedeutung in Deutschland verschafften. Durch ein Protokoll, das Preußen am 31. Mai mit den verbündeten Höfen unterzeichnete, wurde festgesetzt, daß die streitigen Gebietsfragen auf dem Kongresse zu entscheiden wären, der binnen einigen Monaten zusammentreten sollte. Die am vorhergehenden Tage festgestellte Friedensurkunde ließ die meisten dieser Fragen offen und gab nur einige normative Bestimmungen an.

Indessen, welche Zurücksetzungen auch sich der preußische Staat von seiten der Diplomaten gefallen lassen mußte, er konnte sich damit trösten, daß er es gewesen, welcher dem Auslande wieder Achtung vor deutscher Tüchtigkeit eingeflößt hatte. Mochten die englischen Tories noch so giftige Gesinnungen gegen Preußen hegen, das englische Volk ertödtete den alten Marschall Vorwärts fast mit Gunstbezeugungen, als er mit den Monarchen zu einem Besuche des Prinzregenten nach London hinüberkam.

Auch die Bevölkerung Preußens nahm den Frieden, den die Generale als faulen Frieden schmähten, dankbar entgegen. Hatte doch der Krieg mit dem Einzuge in die feindliche Hauptstadt geendet, und nun konnte man wieder aufathmen und mit erleichterter Brust Gottes Frühling genießen. Welcher Jubel, als die Siegeskunde von Paris eintraf, als die Nachricht vom Frieden anlangte, als die geraubte Viktoria ihren Einzug in Berlin hielt, als die entlassenen freiwilligen Jäger zu ihrem Beruf, die Landwehrleute in die Arme ihrer Angehörigen zurückkehrten. War es ein Wunder, wenn man übersah, wie viel schwierige Fragen der Lösung harrten? Mochte immerhin der Sänger in begeistertem Hochgefühle ausrufen:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!"

10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).

Die Aufgabe, welche die Diplomatie auf dem Wiener Kongresse zu lösen hatte, war unendlich schwierig: sie verwickelte sich noch mehr, weil man die bestandene furchtbare Gefahr und die Kräfte, welche die Rettung gebracht, mehr und mehr vergaß. Am meisten war dies in Oestreich der Fall, welches den Krieg gegen Napoleon an der Seite Preußens nur mit halbem Herzen geführt hatte und lediglich darauf bedacht war, durch allerlei kleinliche Mittel und schmähliche Intriguen die zukünftige Lage des Hohenzollernstaates so ungünstig wie möglich zu gestalten. Es traf sich in diesem Wunsche mit England, dessen Diplomaten sich nicht sowol durch englische, als durch welfisch-hannöversche Haus-

interessen leiten ließen. Als weiterer Bundesgenosse war dem Wiener Kabinett auch Frankreich willkommen, welches nach dem Friedensvertrage eigentlich gar nicht zu den Berathungen über die Vertheilung der Entschädigungen hätte hinzugezogen werden dürfen. Aber vortrefflich verstand es Talleyrand sich geltend zu machen und Oestreich selbst setzte diesen Diplomaten in den Stand, wenigstens Hardenbergs Pläne erfolgreich zu bekämpfen. Endlich verstand es sich von selbst, daß die deutschen Mittelstaaten, welche anfänglich von den entscheidenden Berathungen über die Neugestaltung Deutschlands hatten ausgeschlossen werden sollen, Anlehnung bei Oestreich suchten, welches ja seit dem Vertrage von Ried über die Rheinbündler seine schützenden Flügel gebreitet hatte. Auch in dieser Rücksichtnahme auf die Mittelstaaten stimmten Oestreich und Frankreich völlig überein; wie hätte es Talleyrand entgehen können, daß das furchtbare Preußen verlor, was jene gewannen: insbesondere Baiern, wie oft hatte es seine Hoffnungen an die Sache Frankreichs geknüpft.

Bekämpften alle diese Mächte alle Forderungen Preußens grundsätzlich aus politischen Rücksichten, so gesellte sich ihnen noch ein fernerer Genosse zu, der für sein eigenstes persönliches Interesse focht, wenn er nach Kräften gegen Preußen intriguiren half. Es war der König von Sachsen, dessen Gesandter vom Kongreß abgewiesen war. In Wien sollte sich sein Schicksal entscheiden: wenn er da keine Helfer fand, war ihm Thron und Land verloren, da Preußen hier seine Entschädigung suchte.

Die Fragen, in welcher sich diese Gegnerschaft äußerte, betrafen theils die Sicherung der deutschen Grenze, theils die Entschädigung Preußens und auch Rußlands, theils die zukünftige Verfassung Deutschlands.

Während es das natürlichste gewesen wäre, Preußen mit der Wacht am Rhein zu betrauen, hatte die Diplomatie diese Aufgabe dem neuzugründenden Königreich der Niederlande zugewiesen. Die englische Diplomatie besonders war für diesen Gedanken begeistert, da der Prinz von Oranien ja die englische Prinzessin Charlotte heirathen sollte. Diesem Staate suchte nun England möglichst viel linksrheinisches Gebiet zuzuwenden, was natürlich den Preußen entging: zugleich sollte das welfische Stammland Hannover, angemessen vergrößert, der englischen Dynastie zurückgegeben werden. Eine solche oranisch-welfische Macht bildete dann in Norddeutschland ein treffliches Gegengewicht gegen Preußen, das auf die entlegene Ostsee beschränkt blieb.

Aber auch am Mittelrhein sollte Preußen nicht die Grenze hüten; Metternich war fest entschlossen, das wichtige Mainz an Baiern auszuliefern: ein Plan, der sich natürlich von Seiten Talleyrands des höchsten Beifalls erfreute.

Wichtiger noch als beides schien es, zu verhindern, daß Preußen durch Einverleibung des Königreichs Sachsen gestärkt werde: längst wurde zwischen Metternich und dem sächsischen Hofe verhandelt, um Friedrich August den Thron zu erhalten, und auch Talleyrand erklärte sich gegen die „Beraubung" des unglücklichen Königs: er fand, daß dies dem Prinzip der Legitimität entgegen sei, — nachdem er von Friedrich August 2 Millionen Franken erhalten hatte. Selbstverständlich besaß er auch die Sympathie der Rheinbündler; war er doch einer von ihnen, nur von etwas anständigerer Gesinnung, als die anderen Kleinfürsten, welche ihren Imperator in der Stunde der Gefahr verlassen hatten. Den mannigfachen Neidern gegenüber hätte Preußen sich in engster Verbindung mit dem Zaren halten und dessen polnische Pläne rückhaltlos unterstützen sollen. Mochte es immerhin für Oestreich

höchſt unangenehm ſein, wenn ein polniſches Nationalreich als Nebenland Rußlands, an ſeiner Seite erwuchs, für Preußen kam kein Lebensintereſſe in Frage, ſobald es nur eine leidlich geſicherte Oſtgrenze bekam. Dies Verhältniß nicht rechtzeitig erkannt zu haben, war Hardenbergs Schuld, der überhaupt den Vertretern der anderen Mächte in keiner Weiſe gewachſen war; aber auch der trefflichſte der preußiſchen Bevollmächtigten, W. von Humboldt, gab ſich bedauerlichen Täuſchungen hin über die politiſche Lage, die Abſichten und Stimmungen der betheiligten Mächte: auch er erklärte die Wiederherſtellung der polniſchen Krone für ein unheilvolles Beſtreben, das jedenfalls verhütet werden müſſe.

Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.

Es lag auf der Hand, daß die geſchilderte Parteigruppirung die Wiener Verhandlungen aufs äußerſte erſchweren würde: zwei Schlagwörter, die im Laufe derſelben, namentlich von franzöſiſcher Seite, vorgebracht wurden, „Legitimität“ und „europäiſches Gleichgewicht“ oder „juste milieu des forces“ dienten zu weiterer Verwirrung und Uneinigkeit.

Schon die Vorbereitungen zum Kongreß erweckten keine großen Hoffnungen: die Verſammlung hatte am 1. Auguſt eröffnet werden ſollen, ward aber bald auf den 1. Oktober und dann (8. Oktober) auf den 1. November vertagt. Als man endlich an die Geſchäfte ging, wurde der Kongreß nicht wie bei früheren wichtigen Reichsverhandlungen „mit Gott“ eröffnet, ſondern mit einer Reihe glanzvoller Feſte, an denen die europäiſche Diplomatie allmählich ſolches Gefallen fand, daß bald die Salons ſchöner und geiſtreicher Damen für den Gang der Dinge entſcheidender waren, als die offiziellen Berathungen. Und wenn man geglaubt hatte, über die Neugeſtaltung Europas und Deutſchlands ſei man im ganzen einig und nur noch die Unterzeichnung der bezüglichen Abmachungen nöthig, ſo zeigte ſich in kurzem die Uneinigkeit in ſchönſter Blüthe. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und Spielpartieen, Schmauſereien und lebende Bilder traten an die Stelle ernſter Berathungen, über deren Schwierigkeiten man nicht recht hinwegkommen konnte.

Die Hauptrolle auf dem Kongreß ſpielte zuerſt Kaiſer Alexander; ſein offizieller Vertreter war Graf Neſſelrode, aber auf die Entſchließungen des Zaren hatten der Pole Czartoryski und der Korfiote Kapodiſtrias den größten Einfluß. Unter den fremden Gäſten erregten namentlich die Engländer großes Aufſehen, beſonders durch ihren Spleen und den grobſtolzen Dünkel ihres Auftretens. Von den deutſchen Dingen ver-

standen sie nichts, weder Castlereagh noch Wellington und folgten den Rathschlägen Metternichs oder des Grafen Münster, welcher die welfischen Hausinteressen vertrat. Der Freiherr vom Stein war ohne offizielle Stellung anwesend in der Umgebung des Zaren, der sich den Einwirkungen dieses gewaltigen Geistes noch immer nicht zu entziehen vermochte. Baiern vertrat der Fürst Wrede, der Besiegte von Hanau, ein erklärter Franzosenfreund, Württemberg der Freiherr von Linden, der unterwürfige Diener seines despotischen Herrn. — Natürlich stand neben dem Zaren in erster Linie Metternich, der auch den Vorsitz führte und, im Bunde mit Talleyrand, den Kongreß immer mehr beherrschte. Erwähnt sei auch, daß der östreichische Hofrath Gentz als Schriftführer des Kongresses im Jahr 1814 sich 17,000 Dukaten verdiente, von Frankreich allein bekam er 24,000 Gulden.

Vermehrt wurden diese Hindernisse durch die Anwesenheit auch der deutschen Kleinfürsten, deren hauptsächliches Bestreben darin bestand, Preußen entgegen zu arbeiten. Dazu kamen noch die Häupter der Mediatisirten, die gegen den Rheinbund protestirten und gleichfalls an der Neugestaltung Deutschlands theilnehmen wollten. Auf der anderen Seite baten die Käufer der hessischen Domänen den Kongreß um Schutz gegen ihren Landesherrn, welcher die jüngstvergangene Zeit ungeschehen machen und sein Eigenthum zurück haben wollte. Neben den Vertretern der katholischen Kirche, welche dieselbe in ihren vorrevolutionären Besitz wieder eingesetzt wissen wollten, machte ein Generalvikar von Konstanz, H. von Wessenberg, den Versuch, eine zeitgemäße Umgestaltung der katholischen Kirche in Deutschland in das Programm der Berathungen aufnehmen zu lassen.

Aber nicht allein die Gegenstände der Berathung hemmten die Verständigung; auch die Formfrage, wer mitzuberathen habe und wie die Verhandlungen zu leiten seien, war nicht leicht zu beantworten. Anfangs hatten die vier siegreichen Großmächte, mit Ausschluß Frankreichs, die Berathungen führen und die Entscheidungen treffen wollen; nachher mußte man auf Talleyrands Einspruch gestatten, daß wenigstens formell den acht Mächten, welche den ersten Pariser Frieden unterzeichnet hatten, die Theilnahme gestattet würde: den dominirenden Einfluß behaupteten gleichwohl jene fünf. Als eigentlich fünfte Kongreßmacht wurde Frankreich allerdings erst im Januar 1815 anerkannt, nachdem es Talleyrand gelungen war, zwischen den andern vier Mächten die bitterste Feindschaft zu entzünden.

Es würde nun zu weit führen, den Gang der Verhandlungen mit all den Intriguen der preußenfeindlichen Diplomatie im einzelnen zu schildern. Die polnisch-sächsische Frage bildete den Mittelpunkt des Intriguenspiels, das Hardenberg nicht durchschaute. Im Anfang November erfuhr König Friedrich Wilhelm sogar, daß Metternich dem Zaren versprochen hatte, seine polnischen Pläne zu fördern, wenn er nur Preußens Ansprüche auf ganz Sachsen ferner nicht begünstigen wolle. Das veranlaßte den König, zum größten Aerger Hardenbergs, der deswegen seinen Abschied nehmen wollte, sich wieder eng an seinen alten, jetzt einzigen Freund anzuschließen, und Metternich erkannte nun, daß er künftighin wenigstens in eine Theilung Sachsens werde willigen müssen: es lag ihm nun wesentlich daran, die Nachbarschaft der gereizten Wettiner für den „ländergierigen" Hohenzollernstaat möglichst unbequem zu gestalten.

Die Annäherung des Königs an den Zaren bewirkte zwar, daß Metternich in einigen Punkten, wie in der Mainzer Frage nachgab, aber in Hinsicht auf Sachsen ward so glücklich intriguirt, daß sich Hardenberg zu einem demüthigen Gesuch an Metternich bequemte und an dessen Großmuth appellirte. Die Folge

war, daß Metternich jetzt Preußen nur noch den fünften Theil Sachsens überlassen wollte.

Die Dinge spitzten sich so zu, daß Mitte Dezember die beiden Parteien — 1814
Oestreich, Frankreich, Hannover, die Mittelstaaten einerseits — Preußen andrerseits — daran dachten, die Entscheidung ihres Streites den Waffen anzuvertrauen: der preußische Generalstab arbeitete zu Ende Dezember einen Kriegsplan aus. Am 3. Januar 1815 unterzeichnete Metternich mit Castlereagh und Talley- 1815
rand das Kriegsbündniß wider Rußland und Preußen: Talleyrand ließ bereits einen General aus Frankreich kommen, um mit Wrede und Schwarzenberg den Kriegsplan für das nächste Frühjahr festzustellen, Hardenberg hatte davon natürlich keine Ahnung.

Mit diesem Bündniß vom 3. Januar war aber eine wohlthätige Krisis eingetreten. Namentlich Lord Castlereagh mußte sich gestehen, daß das englische Parlament sicherlich nicht einem Vertrage zustimmen werde, welcher dem fünfundzwanzig Jahre lang bekämpften Frankreich Englands Hilfe verhieß. So war England, in dessen Gefolge auch Oestreich, zur Versöhnung gestimmt, auch Preußen konnte nicht wünschen, die Einverleibung Sachsens von dem gewiß sehr zweifelhaften Ausgang eines europäischen Krieges abhängig zu machen. Man ging auf den Theilungsvorschlag ein, und nun wurde nur noch um das Mehr oder Minder gemarktet. Durch die Anlehnung an Rußland, welches jetzt treu zu Preußen hielt, gewann Friedrich Wilhelm die größere Hälfte des albertinischen Sachsens. Kaiser Alexander überließ seinem Freunde Thorn; Mitte Februar waren die territorialen Verhandlungen zwischen den Großmächten beendet; nur über die Neugestaltung Deutschlands war in Folge jener Streitigkeiten nichts festgestellt worden.

Die Versöhnung, — wenn man jenes fast nothgedrungene Aufgeben feindseligster Gedanken so nennen will, — war grade noch rechtzeitig erfolgt. Am 7. März 1815 erhielt Metternich von Genua her die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen. Er war schon am 1. März in Cannes gelandet, im Siegeszug auf Paris begriffen. —

---

11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).

Am 13. März erließen die acht Mächte, welche den Pariser Frieden unter- 1815
zeichnet hatten, ein Manifest, laut dessen Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt für vogelfrei erklärt wurde. Am 25. März erneuerten die vier Verbündeten von Chaumont ihr Kriegsbündniß und gelobten einander die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon für immer unschädlich gemacht sei. Da sich die französische Nation mit der Thronveränderung einverstanden

erklärte, während ihr doch in Rücksicht auf die Wiederherstellung der legitimen Bourbons solch ein milder Friede bewilligt worden war, hätten die Verbündeten es bei der Aechtung Napoleons nicht bewenden lassen dürfen, sondern Frankreich von vornherein begreiflich machen müssen, daß es die Folgen seines Wankelmuthes zu tragen und seinen Abfall selbst zu büßen haben werde. Aber so konsequent verfuhr man nicht, was nachher wieder bei den Friedensverhandlungen die nachtheiligsten Wirkungen hatte. So wurde die Welt nur aufgerufen zum Kampf „wider Bonaparte;" auch die deutschen Mittelstaaten traten, mehr oder minder schnell und bereitwillig, dem Kriegsbündnisse bei.

Während sich im April und Mai die Heere ziemlich langsam sammelten und schwerfällig der belgischen Grenze näher gebracht wurden, nahmen die Verhandlungen in Wien ihren Fortgang; es galt die territorialen Fragen im einzelnen zu lösen und sich über die Neugestaltung Deutschlands schlüssig zu machen.

Die durch Napoleons Wiederkehr bedingte Einmüthigkeit der Hauptmächte machte auch eine schnellere Einigung über die territorialen Veränderungen möglich: bei der unumgänglichen Beschleunigung der Verhandlungen mußte aber das von allen Seiten angefochtene Preußen auf einen Theil seiner Ansprüche verzichten. Ohne auf die fortgesetzten Intriguen untergeordneterer Art einzugehen, genügt es, die Ergebnisse kennen zu lernen.

Von den verlorenen polnischen Gebieten bekam Preußen nur den kleinsten Theil wieder (Danzig, Thorn, das Großherzogthum Posen). Die Stammlande Ansbach-Baireuth mußte Hardenberg Baiern überlassen. Außer dem größeren, wiewol dünner bevölkerten Theil des Königreichs Sachsen, bekam es am Rhein Jülich und Berg, das Siegener Land und die Gebiete des Kölner und Trierer Erzstiftes: es bildete daraus und aus seinen früheren rheinischen Besitzungen die Rheinprovinz; außerdem gewann es ausgedehnte Entschädigungen in Westfalen. Eine sehr bedeutungsvolle Erwerbung wurde dadurch gemacht, daß man, freilich nicht ohne Opfer, in den Besitz des ehemals schwedischen Vorpommern gelangte. Es wurde durch ein ziemlich verwickeltes Tauschgeschäft erworben, bei dem Preußen Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und einen Theil der Grafschaft Lingen an Hannover abtrat, damit dieser Staat den derzeitigen Besitzer Pommerns, nämlich Dänemark, mit dem Herzogthum Lauenburg entschädige. Besonders die Abtretung Ostfrieslands ist dem Staatskanzler sehr verdacht worden, aber mit Unrecht: für die Arrondirung Preußens war Pommern wichtiger als Ostfriesland; auch mußte verhindert werden, daß sich der Däne an der deutschen Küste einnistete. Aber allerdings schieden die wackeren Ostfriesen nur sehr ungern aus dem preußischen Staatsverband und auch der König, dessen Geburtstag noch lange nachher in diesem Land als Fest gefeiert wurde, gab diese treuen Unterthanen nur mit Widerstreben auf.

Neuvorpommern nebst der Insel Rügen hatte Schweden nämlich im Januar 1814 durch den Kieler Frieden gegen Norwegen an Dänemark abgetreten. Dänemark kam bei dem letzten Tausch sehr schlecht fort, denn es erhielt für 75 Quadratmeilen nur 19 und eine Geldentschädigung von 2 Millionen. Der preußisch-hannoversche Tauschvertrag wurde am 29. Mai 1815 geschlossen, am 4. Juni folgte das Abkommen mit Dänemark. Auch an Schweden mußten, um seine Einwilligung zu erhalten, 3½ Million gezahlt werden.

Zwar war der Kalischer Vertrag nicht buchstäblich erfüllt, denn Preußen hatte an Gebiet 600 Quadratmeilen — gegen den Zustand von 1805 — verloren,

aber was es an sächsischen und rheinisch-westfälischen Landen erhielt, war ungleich werthvoller als die an Flächeninhalt größeren slavischen Gebiete, die man aufgab. Allerdings war die militärische Lage des langgestreckten Staates noch bedrohter als zuvor, was freilich durchaus nach dem Geschmacke Metternichs war; wenn er Preußen Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Nahe zugestand, so that er dies mit dem Hintergedanken, daß die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs dem Hohenzollernstaate ähnliche Verlegenheiten bereiten werde, wie einst in Belgien den Habsburgern. Er übersah dabei, daß auf diese Weise Preußen immer an seinen deutschen Beruf erinnert wurde, daß es schon im eigenen Interesse nie versäumen durfte, an der Westgrenze des Reiches auf der Wacht zu stehen. Und wenn ein Staat, wie Hannover, die Kontinuität des preußischen Besitzes in unerträglicher Weise unterbrach, mußte da nicht Preußen auf den Gedanken kommen, solche Unzuträglichkeiten bei gegebener Gelegenheit zu beseitigen?

Baiern, welches Salzburg und Tirol an Oestreich zurückgeben mußte, stellte durch den Fürsten Wrede übertriebene Ansprüche, denen namentlich Stein entgegenwirkte. Es erhielt zwar Würzburg und den größten Theil der linksrheinischen Pfalz, nicht aber die gleichfalls erstrebten rechtsrheinischen Theile mit Heidelberg und Mannheim.

Die übrigen Rheinbundstaaten behielten ungefähr das, was sie in der napoleonischen Zeit sich angeeignet hatten, wie ja auch an den Titeln, die sie von Napoleons Gnade führten, nichts geändert wurde. Die öffentliche Meinung war daher mit diesem Theile der Kongreßarbeit sehr unzufrieden und Blücher gab dieser Mißstimmung mit den derben Worten Ausdruck: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und einen schäbigen Ochsen heimgebracht".

Einen noch jämmerlicheren Ausgang nahm das deutsche Verfassungswerk und zwar auch wesentlich wegen des Antagonismus zwischen Oestreich und Preußen und wegen der Rücksichten, die man auf die Mittel- und Kleinstaaten nehmen mußte; dazu kamen die Intriguen der Fremdmächte, welche ein starkes Deutschland nicht erstehen lassen wollten und die politische Unklarheit, welche selbst in den Köpfen der besten Patrioten herrschte. Die Deutschen hätten keine Idealisten sein dürfen, wenn sich nicht ihre Staatsmänner, ihre Dichter für die Wiederaufrichtung des Kaiserthums hätten begeistern sollen. Sie bedachten nicht, welche Niederlagen das Reich und die Nation unter dem habsburgischen Kaiserthum erlitten, daß Kaiser und Reich Lügen waren, lange bevor das offizielle heilige römische Reich zu Grabe getragen wurde, — hatte doch die Nation eben unter Kaisern ihre glorreichsten Tage verlebt: manche Patrioten gaben sich der überspannten Hoffnung hin, sowie Deutschland wieder einen Kaiser habe, nehme es von selbst den ersten Rang in Europa ein.

Aber, wenn das Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht dem ersterbenden heiligen Reich einst den Rest gegeben, so war die Stellung, welche dieser Staat nach dem Freiheitskriege einnahm, auch das Haupthinderniß für die Wiederaufrichtung des Kaiserthums. Sollte Preußen, welches im Kampfe für Deutschland wieder das Beste gethan, sich freiwillig dem undeutschen Oestreich unterordnen, sich geduldig neben die Mittelstaaten stellen, die Hohenzollern

neben den Rheinbundskönigen rangiren? Ein hohenzollernsches, protestantisches Kaiserthum dagegen hätten die Mittel- und Kleinstaaten, wie das auf seine Vergangenheit pochende Oestreich nun und nimmer bewilligt. Uebrigens war Oestreich selbst der Kaiseridee abgeneigt; wenn man aber davon absah, auf welche Weise sollte der Artikel des Vertrags von Chaumont erfüllt werden, durch welchen ein alle deutschen Staaten umschlingendes „föderatives Band" in Aussicht gestellt war?

Zu der Schwierigkeit, das föderative Band ausfindig zu machen, gesellte sich eine zweite: bei der Neugründung des Reiches war auch festzustellen, in welcher Weise die Nation, welche doch eingestandenermaßen den Hauptantheil an der Befreiung hatte, an der Regierung Deutschlands zu betheiligen sei. Namentlich Stein, der ja schon früher dem preußischen Staate eine Verfassung hatte geben wollen, beschäftigte sich von vornherein mit Entwürfen für eine derartige Reichsverfassung.

So verfiel der große Stein zuerst auf einen ganz unglückseligen Plan: Preußen sollte mit seinen Landen westlich der Elbe, Oestreich mit seinen Gebieten westlich des Inn in den zu gründenden Staatenbund treten, beide aber für ihren gesammten Besitz ein ewiges Bündniß mit Deutschland eingehen. Auch die Niederlande und die Schweiz sollten zu dem letzteren eingeladen werden. In dem Bunde war Oestreich das Präsidium zugedacht, Preußen das Direktorium, d. h. eine Stellung, wie sie im alten Reich etwa der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler inne gehabt hatte. Das neue „Deutschland" sollte in sieben Kreise eingetheilt werden, die Herrscher von Oestreich, Preußen und Hannover als Kreisobersten die Führung der Kleinstaaten übernehmen, Baiern und Würtemberg für ihre eigenen Gebiete Kreisobersten sein. Die Gesetzgebung sollte gemeinsam mit den Kreisobersten den Ständen zustehen, d. h. den geringeren Fürsten, freien Städten und den Mediatisirten.

Metternich stimmte dem Entwurfe nicht bei: Oestreich sollte mit allen Gebieten, die ehemals zum Reich gehört hatten, eintreten, Preußen auf das Direktorium verzichten. Zwar gab Hardenberg dies nach, aber es war vorauszusehen, daß die Kleinfürsten sich die beabsichtigte Vorherrschaft der fünf Hauptstaaten (Oestreich, Preußen, Hannover, Baiern Würtemberg) nicht gefallen lassen würden. Dazu kam, daß weder Oestreich, noch Baiern an der Begründung dieses Staatenbundes etwas gelegen war. Keinesfalls sollte derselbe die Souveränetät beschränken; ja Fürst Wrede verlangte für Baiern völlige Gleichstellung mit Oestreich und Preußen: sogar das Direktorium sollte zwischen den fünf Hauptmächten wechseln. Würtemberg war mit dem ganzen Plane so wenig zufrieden, daß der König am 16. November aus dem Rathe der fünf austrat. Sofort verband sich Stein mit den Kleinfürsten, welche zum Schutz gegen ihre stärkeren Nachbarn eine kräftige Reichsgewalt wünschten; eine Petition derselben beantragte Errichtung des Kaiserthums und gleiche Rechte aller Glieder.

Um sich gegen eine starke Reichsgewalt von vornherein zu sichern, machten sich, wie weiterhin im Zusammenhange dargestellt werden wird, Würtemberg und Baiern schon jetzt an die Ausarbeitung liberaler Verfassungen. Nicht zu Gunsten der Freiheit, sondern zur Stärkung des Partikularismus wurden sie erlassen.

Den Kleinstaaten war es natürlich weniger um das Kaiserthum, als um die Gleichberechtigung aller zu thun, und auch W. von Humboldt, der sich mit der Abfassung von Entwürfen abmühte, sah ein, daß nur auf dieser Basis die bündische Einheit zu erreichen sei. Drei Punkte aber erklärte er für unumgänglich: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den

Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Metternich aber wünschte gerade das Gegentheil, wie ein von seinem Vertrauten Wessenberg vorgelegter Plan bewies, demzufolge auf Kosten der Centralgewalt die Souveränetät der einzelnen Staaten möglichst geschont werden sollte. Zu neuen Verwirrungen führte es, daß Stein noch einmal für die Kaiseridee zu wirken suchte. Noch war alles in der Schwebe, als Napoleons Wiederkehr neue Kriegsrüstungen nothwendig machte. Sollte der Kongreß auseinandergehen, ohne die Wünsche der deutschen Nation auch nur im geringsten erfüllt zu haben? Fast schien es so: die preußischen Vorschläge fanden noch immer keinen Beifall; endlich, am 23. Mai, einigten sich Preußen und Oestreich über einen wesentlich auf Wessenbergs Entwurf basirenden, etwas verschärften Bundesplan, — es war der neunte!

Am Tage vorher hatte König Friedrich Wilhelm seinem Volke angekündigt, daß auch in seinem Staate eine Landesrepräsentation eingerichtet werden sollte.

In elf Konferenzen wurde dieser Plan zur Annahme gebracht (23. Mai bis 10. Juni), aber erst nachdem eine Reihe tiefgreifender Veränderungen vorgenommen war. Die wichtigste war die Amendirung des Artikels 13, indem die Verheißung: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen" in die Prophezeiung verwandelt wurde: „in allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Auch der Antrag Sachsens, welches für alle Bundesbeschlüsse Einstimmigkeit forderte, wurde im wesentlichen angenommen und damit sowol dem Ausbau der Bundesverfassung entgegengearbeitet, als auch die Leistungsfähigkeit des Bundes auf allen Gebieten des politischen und nationalen Lebens in Frage gestellt. Daß auch die Hoffnungen, welche man für eine nationale Gestaltung der katholischen Kirche gehegt hatte, bei einer so eilfertigen Behandlung und bei so tiefen Meinungsverschiedenheiten scheitern mußten, war selbstverständlich.

Uebrigens gewann es noch ganz zuletzt den Anschein, als solle alles auseinanderfallen, da einige Staaten erklärten, sie würden dem Bunde nur beitreten, wenn er alle deutschen Staaten umfasse: Baiern aber machte Schwierigkeiten. Endlich, nachdem auch das Bundesgericht aufgegeben war, hatte Fürst Wrede die Gnade, der Akte zuzustimmen. Am 10. Juni wurde sie unterzeichnet — außer von Baden und Würtemberg, die sich erst nach dem zweiten Sturze ihres Imperators dazu entschlossen (am 26. Juli, resp. 1. September).

Das traurige Machwerk, welches den Spott und die schadenfrohe Befriedigung der fremden Diplomaten herausforderte, war nicht entfernt geeignet die Fürsten und Stämme Deutschlands zu einigen: es hatte nur einen einzigen Vorzug, der in einem seiner zahlreichen Mängel bestand; indem es die Einzelstaaten nur sehr lose zusammenfügte, gestattete es auch dem preußischen Staate sich völlig frei zu entwickeln, im Einklange mit seiner Vergangenheit und seinen Bedürfnissen, welche zugleich die Deutschlands waren.

Der Bund umfaßte 39 Staaten, darunter auch die nichtdeutschen Dänemark (für Holstein) und Holland (für Luxemburg). Im Plenum hatten die sieben größten Staaten, welche mehr als fünf Sechstel des deutschen Volkes umfaßten, zusammen nur 27 Stimmen,

die des letzten Sechstels 42. Den Vorsitz führte Oestreich; Streitigkeiten unter den Bundesmitgliedern sollte ein Austragsgericht entscheiden, das Bundesheer in 10 Armeekorps gegen 300,000 Mann umfassen. Frankfurt ward Sitz des „Bundestages."

12. Die hundert Tage. Ligny und Belle-Alliance.

Die Verbesserungsfähigkeit der Bundesakte wurde in Wien von keinem der einsichtigeren Diplomaten verkannt, und einige hofften wol auf durchgreifende Besserungen, wenn erst der zweite Sieg über Napoleon das Nationalgefühl weiter gestärkt haben würde. Zunächst freilich wünschten die Generale dem wetterwendischen Frankreich gegenüber wieder gut zu machen, was die Diplomatie verdorben und niemand war glücklicher, als Blücher; wenn alles nach Wunsch ging, so mußte diesmal wenigstens, — das war die Ueberzeugung aller Patrioten — Elsaß und Lothringen wieder gewonnen werden. Noch war die Erinnerung an das eben überstandene Kriegselend zu mächtig, als daß nicht dem Friedensstörer und seinem Volke die härteste Strafe hätte zuerkannt werden sollen.

Natürlich waren diese Ansichten nur im preußischen Volke verbreitet, denn England und Rußland waren auch jetzt entschlossen, der französischen Nation jede Demüthigung zu ersparen.

Aber auch in Frankreich hatte man die Leiden und Opfer der Kriegszeit nicht vergessen. Der gebildete und besitzende Bürgerstand begehrte Frieden, um die Segnungen ruhigen Verkehrs unter einer freisinnigen Verfassung zu genießen. Zwar nahm man den Mann wieder auf, dessen Wiederkehr den Krieg bedeutete, aber er kam unerwünscht. Umsonst suchte Napoleon durch liberale Verheißungen jenen Kern des Volkes zu gewinnen; er fand seine Stütze eigentlich nur bei der Mannschaft, die unter ihm Siege erfochten; mit den Generalen war es schon anders: Marschälle, wie Oudinot und Macdonald blieben ihm fern. Kaum wagte er die so nothwendige Vermehrung des Heeres zu beantragen: bis Ende Juni hatte er noch nicht 200,000 Mann zur Verfügung. Er hätte gern den Krieg — wenigstens für jetzt — vermieden, aber niemand glaubte an seine Friedensliebe, und der Kongreß hatte längst gesprochen. Wie sollte er mit jenen 200,000 zugleich Frankreichs Grenzen decken und dem Feinde im Felde gegenübertreten? Die Bundesmächte erfüllten die Leistungen des Vertrages vom 25. März in erhöhtem Maßstabe; mit ihren 600,000 Mann mußten sie Napoleon erdrücken. Seine Niederlage war entschieden, ehe der Kampf begann.

Was man nach dem Sturze Napoleons mit Frankreichs Regierung anfangen sollte, welche vor Napoleon die Flucht ergriffen hatte, darüber herrschten große Meinungsverschiedenheiten. Der Zar und der König von Preußen waren dem mattherzigen Bourbon abgeneigt, der zum Danke für seine Restitution jenes famose Kriegsbündniß vom 3. Januar 1815 betrieben hatte.

Daß die Niederwerfung Napoleons den Verbündeten mehr Opfer kostete, als nöthig gewesen wäre, war die Schuld der östreichischen Strategie. Nach Gneisenaus Ansicht hätte man bis zum 1. Mai drei gewaltige Heere aufstellen

und in Frankreich einrücken lassen können. Der Marsch auf Paris mußte unter den obwaltenden Umständen noch sicherer die Entscheidung bringen als 1814. Keinesfalls durfte man Napoleon verstatten, die Offensive zu ergreifen und die Gegner einzeln anzufallen.

Aber anders dachte Schwarzenberg. Bedenkliche Stimmungen hatten sich in Italien gezeigt, dessen Bevölkerung Murat zur Einheit aufrief. Demgemäß nahm die östreichische Strategie genau den Plan des Jahres 1814 auf, ein sehr starker linker Flügel sollte über den Oberrhein und durch die Schweiz ziehen, das Centrum (Russen unter Barclay) den Mittelrhein überschreiten, in den Niederlanden sollten Wellington und Blücher operiren. Da man vermuthete, daß die Entscheidung im Centrum fallen werde, wurden die Oestreicher — sie bildeten den linken Flügel — jedenfalls geschont.

Nicht zufrieden, die Streitkräfte der Verbündeten zu verzetteln, verschleppte Schwarzenberg auch den Beginn der Feindseligkeiten bis zum 1. Juli. So war von dieser Seite alles geschehen, um wenigstens vorübergehende Mißerfolge zu ermöglichen.

Der Entscheidungskampf war von dem Lenker der Schlachten nicht den Russen des Centrums, sondern den Truppen Wellingtons und Blüchers, d. h. im wesentlichen den Deutschen, vornehmlich den Preußen, zugewiesen.

Soldatentypen der alliirten Armeen.

Bleistiftskizze eines nachmaligen preußischen Generals — damals Hauptmann im Blücherschen Generalstabe — aus dem Jahre 1815. — Das Blatt stellt einen preußischen Generalstabsoffizier mit den verschiedenen ihm zukommandirten fremdländischen Meldereitern dar, unter welchen ein Schotte und ein Baschkire besonders auffallen. Die Racencharaktere sind sehr gut beobachtet und mit vielem Humor zur Darstellung gebracht.

Von dem 94,000 Mann starken Heere Wellingtons bestand nur ein Drittel aus Engländern; dagegen befehligte er 37,000 Deutsche, theils die ruhmreichen Regimenter der deutschen Legion (7000 Mann), theils die Kontingente der Hannoveraner, Sachsen, Nassauer und Braunschweiger, die man nicht Preußen hatte unterordnen wollen.

Die beiden Heere schienen den Erfolg zu verbürgen. Waren die 116,000 Mann, welche man auf den Hilferuf des Königs der Niederlande, — denn gegen ihn hatte sich Napoleon gewandt — in Eile ins Feld gesendet hatte, auch nicht die besten Kerntruppen, so standen sie doch unter bewährten Führern, vor allem unter dem Oberbefehl des schneidigen Marschalls Vorwärts, dem man wieder Gneisenau und eine Reihe tüchtiger Generalstabsoffiziere beigesellt hatte. Er fühlte die Last der Jahre nicht und flößte wie sonst dem ganzen Heere seine Siegeszuversicht ein.

Uebrigens war die Armeeverwaltung in großer Verlegenheit, da es der preußischen Regierung an Geld gebrach und der König der Niederlande in schmählicher Weise die Verpflegung des Heeres vernachlässigte, das zunächst seinen Staat retten sollte.

Auf den Gedanken, mit Wellington, dem Helden des Halbinselkrieges, zusammen zu wirken, ging Blücher mit Freuden ein: er versprach sich davon das beste und hoffte auf gutes Einvernehmen. Freilich war Wellington als Mensch, wie als Soldat von Blücher grundverschieden. Dieser bis ins hohe Alter der kühne Husar, jener ein unbedingter Anhänger der altväterisch bedachtsamen Kriegführung, die ihm freilich in Spanien treffliche Früchte getragen hatte. Jetzt mußte er mit um so größerer Vorsicht zu Werke gehen, um nicht sein kleines Heer und seinen Ruhm einzubüßen. Gleichwol verfuhr er aus übertriebener Vorsicht, um Belgien nach allen Seiten zu decken, sehr verkehrt; er stellte seine Truppen in einer langen Linie von Quatrebras bis Gent auf und nahm sein Hauptquartier in Brüssel, um mit der Reserve dem Punkte zueilen zu können, den der Feind wirklich bedrohen würde. Auch von Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand, war er zu weit getrennt: es konnte leicht kommen, daß sich Napoleon zwischen beide Heere schob.

Ehe es zum Kampfe gegen den Feind kam, ereigneten sich in der deutschen Armee traurige Vorgänge, welche das Nachspiel zu dem diplomatischen Streite über die sächsische Frage bildeten. Der König von Preußen wollte die Regimenter, welche den auf Preußen entfallenden sächsischen Landestheilen angehörten, neu formiren. Die sächsische Armee, über ihr Schicksal längst beunruhigt, außerdem von der Hofpartei aufgehetzt und durch das Betragen ihres starrsinnigen Fürsten zum Widerstande ermuntert, wollte von der beabsichtigten Theilung nichts wissen. In Lüttich, wo Blücher damals sein Quartier, mitten unter den Sachsen genommen, kam es zu einer großartigen Meuterei. Zu seinem Kummer mußte der greise Feldherr, der mit Mühe dem Tode entgangen war, kriegsgerichtlich einschreiten. Die sächsischen Truppen wurden nach Hause geschickt und verloren so die Gelegenheit, durch tapferen Kampf für Deutschland die Schmach der Rheinbundszeit vergessen zu machen; aber freilich ward auch die sächsische Armee auf lange Zeit hinaus die Pflanzschule des giftigsten Preußenhasses.

Gerade eine solche Trennung beider Armeen bezweckte Napoleon, als er sich in Eilmärschen der belgischen Grenze genähert hatte: er hoffte, in gewohnter Unterschätzung des Gegners, daß Blücher sich nach Osten zurückziehen werde. So rückte er auf Charleroi, von wo eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine andere ostwärts nach Namur führt. Sowie die Preußen den Anmarsch der Franzosen bemerkten, ertheilte Gneisenau den Befehl zur Konzentration der preußischen Armeekorps; Wellington ward zwar rechtzeitig durch die Preußen, die schon am 15. mit dem Feinde zu thun bekamen, benachrichtigt, traf aber, von falschen Voraussetzungen ausgehend, ungeeignete Anordnungen; sonst hätte er sein ganzes Heer sofort nach Quatrebras marschieren lassen müssen, wo sich Blücher mit ihm vereinigen konnte. Statt dessen berührte seine langgestreckte Linie diesen wichtigen Ort nur eben, der schwach besetzt wurde. Außerdem täuschte sich Wellington über die Zeit, in der er seine Truppen in Blüchers Nähe bringen konnte: er bildete sich ein, bis zum Vormittag des

16. Juni 20,000 Mann nach Quatrebras dirigiren zu können; in einer Besprechung, die er an diesem Tage um 1 Uhr Mittags auf dem Windmühlenberg von Bussy mit Blücher hatte, bestätigte er diese Ueberzeugung und schied mit der Verheißung, um 4 Uhr werde er zur Stelle sein.

Nur auf diese Zusage hin entschloß sich Blücher zu dem Kampfe, den er sehr wohl noch hätte vermeiden können, wenn er nach Norden abschwenkte und sich so der englischen Armee näherte. Er hatte am Morgen des Schlachttages nur die Korps von Zieten und Pirch zur Stelle, Thielmann mit dem dritten traf erst zu Mittag ein; Bülow war weit zurück. Die Stellung des preußischen Heeres — die Front nach Süden gerichtet — war nicht allzu günstig, da Thielmann genöthigt war, mit dem linken Flügel unthätig dem Hauptkampfe zuzuschauen, der um die Dörfer des rechten Flügels und des Centrums: St. Amand, la Haye und Ligny entbrannte. Blücher bekam es mit Napoleon selbst zu thun, der die Hauptmacht gegen ihn wendete: dem Marschall Ney entsendete er nordwärts nach Quatrebras zu; er sollte Blüchers rechte Flanke angreifen, vorausgesetzt, daß Wellington sich nach Brüssel zurückzog.

Gegen drei Uhr begann Vandamme den Angriff auf St. Amand, welches trotz der wüthendsten Angriffe behauptet wurde. Ebenso hielten sich die Preußen in Ligny unter ungeheueren Verlusten bis zum Abend. Aber die letzte Kraft war verbraucht; die Engländer, deren nahe Ankunft wiederholt gemeldet wurde, erschienen nicht. Statt dessen führte Napoleon gegen acht Uhr mit seinen Reserven und Garden einen furchtbaren Gewaltstoß gegen Ligny. Diesmal brach er durch: eine schwere Reitermasse drang nach, auf den Hügel von Bussy los, den Sieg zu vollenden. Mit jugendlichem Feuer stürmte Blücher, neben ihm Lützow, mit mehreren Reiterregimentern dem Feinde entgegen: ungünstige Terrainverhältnisse hemmen den Gegenstoß: die Preußen werden geworfen, ihnen nach stürmen die französischen Kürassiere. Zum Glück müssen auch sie wieder dem preußischen Gewehrfeuer weichen: so gelingt es, den Oberfeldherrn zu retten. Denn Blücher selbst war bei dem verunglückten Ansturm zu Falle gekommen: unter dem schweren Pferde lag er bewußtlos in der doppelten Gefahr, von dem Feinde gefangen oder im Reitergetümmel zerquetscht zu werden. Sein treuer Adjutant, Graf Nostitz, hielt bei ihm aus, bis seine Rettung möglich wurde.

Hatte das Ausbleiben der englischen Hilfe den Verlust der Schlacht herbeigeführt, so bewahrte der Kampf, den Wellington gleichzeitig bei Quatrebras zu bestehen hatte, die Preußen vor der Gefahr, durch das Eingreifen Neys vernichtet zu werden.

Wellington hatte sein voreiliges Versprechen nicht halten können, weil er sich bei Quatrebas durch anfangs völlig überlegene Streitkräfte angegriffen sah. Erst gegen vier Uhr langten die Reserven aus Brüssel an, unter ihnen der tapfere Herzog von Braunschweig mit seinen „Schwarzen", an deren Spitze er hier den Heldentod fand. Weitere Verstärkungen, zunächst unter General Alten, stellten das Gleichgewicht her und Ney sah ein, daß er nicht mehr auf das Schlachtfeld von Ligny gelangen werde. Ein letzter Versuch, ein Reiterangriff Kellermanns, scheiterte an der Kaltblütigkeit des Generals Pikton. Zuletzt hatte Wellington die Uebermacht und gewann etwas Terrain. Er nannte das einen Sieg, und mit dem Dünkel eines echten Briten triumphirte er, daß er gesiegt habe, während Blücher geschlagen sei. Daß er dessen Niederlage verschuldet, sah er mit

derselben Beschränktheit nicht ein, mit der er noch jetzt die eigentlichen Absichten seines Gegners verkannte.

Dabei hatte sich das preußische Oberkommando, trotz der Niederlage, schon wieder zu einem Entschlusse ermannt, der mit englischer Vorsicht nichts zu thun hatte und in seiner Kühnheit vielleicht ohne Gleichen in der Kriegsgeschichte ist. Jedermann mußte annehmen, das geschlagene Heer werde sich nach Osten zurückziehen, um dann, durch Bülow verstärkt, von neuem die Vereinigung mit Wellington zu erstreben. Freilich lag die Gefahr nahe, daß der Rückzug der Preußen den Wellingtons nach sich zog; vielleicht hatte der Feldzug damit ein Ende und die Diplomatie bekam wieder freien Spielraum — aber das sicherste war es jedenfalls. Statt dessen ordnete Gneisenau, der während Blüchers Kontusionirung den Oberbefehl führte, den Marsch nordwärts nach Wavre an, d. h. die Armee erstrebte auf dem kürzesten Wege die Vereinigung mit Wellington, um an dessen Seite demnächst eine zweite Schlacht zu wagen.

Der Plan fand sofort den vollen Beifall Blüchers, der trotz seiner Quetschungen seinen Humor und seine Zuversicht nicht verloren hatte. Mit besonderer Freude begrüßte er am nächsten Tage den Landregen, welcher dem heißen Tage folgte: fast vorwitzig pries er ihn als seinen „Alliirten von der Katzbach"; denn jetzt, wo es sich um Eilmärsche handelte, war ein Freund wenig willkommen, der alle Landstraßen in Moräste verwandelte. Aber auch das Heer zeigte sich eines solchen Feldherrn werth; hatte es gleich nach der Schlacht keine Niedergeschlagenheit gezeigt, so jubelte es jetzt sehnsüchtig neuen Gefahren entgegen und überwand unter Scherzen die Strapazen des Marsches, der direkt auf das Schlachtfeld führte.

So unerwartet war der Entschluß des preußischen Hauptquartiers, daß
1815 sich der Schlachtenmeister täuschen ließ. Er wies am 17. (um 12 Uhr) den Marschall Grouchy an, mit 33,000 Mann die preußische Armee zu verfolgen; zahlreiche Versprengte, die man unmittelbar nach dem Kampfe auf der Straße nach Namur angetroffen hatte, bestärkten Napoleon in dem Glauben, das ganze preußische Heer ziehe sich nach dem Rheine zurück. Hätte er seinen Irrthum erkannt, so würde er sich wol mit größerer Eile auf Wellington geworfen haben.

Merkwürdiger Weise hat Napoleon vorübergehend das richtige am 17. schon geahnt. Aber er hatte den Gedanken, die beiden Heere getrennt zu schlagen, mit solcher Leidenschaft erfaßt, daß er an die entgegengesetzte Möglichkeit, die seinen Plan durchkreuzte und seine Niederlage unvermeidlich machte, schlechterdings nicht glauben wollte. Er vertraute seinem Stern, und um dieses Wahnes willen sollte er sein Geschick erfüllen.

Wellington war durch ein Versehen von preußischer Seite über den Ausgang der Schlacht nicht benachrichtigt worden; erst am Morgen des 17. erfuhr er die Sachlage und zog sich nun langsam auf der Straße nach Brüssel zurück: gegen Abend machte er bei dem Dorfe Waterloo Halt. Die Franzosen hatten ihn nur matt verfolgt, weil Napoleon die Kräfte seines Heeres für die Entscheidungsschlacht schonen wollte, und lagerten sich nun dem englischen Heere gegenüber.

Indem Napoleon sein Heer am 17. gemüthlich rasten ließ, gab er den Gegnern Zeit, sich über die Vereinigung ihrer Heere zu verständigen. Auf

Wellingtons Anfrage, ob Blücher ihn für den Fall einer Schlacht am 18. mit einem Korps unterstützen könne, versprach dieser mit der ganzen Armee zu erscheinen. Sein Heer hatte sich bis zum Morgen des 18. bei Wavre gesammelt, nur zwei starke Meilen östlich von der englischen Stellung; aber die Grundlosigkeit der aufgeweichten Wege mußte den Anmarsch hemmen; außerdem wurde ein längerer Aufenthalt unvermeidlich, weil das am 16. unberührte Korps Bülows erst eintreffen und sich an die Spitze des preußischen Heeres setzen sollte. Die Marschordnung wurde so eingerichtet, daß Thielemann mit dem dritten Korps die Flanke des Heeres gegen Grouchy deckte, der seinen Irrthum erkannt hatte und sich gegen Wavre wendete.

Hier kam es wirklich zu einem gesonderten Gefecht, bei dem Thielemann sich mit seinen 18,000 Mann nur mit äußerster Anstrengung gegen Grouchy behauptete.

Obwol man preußischerseits nicht daran zweifelte, die Vereinigung mit den Engländern rechtzeitig zu bewirken, trugen verschiedene Uebelstände, vornehmlich die Erschöpfung der durch mehrtägige Anstrengungen ermatteten, durch Mangel an Lebensmitteln entkräfteten Truppen dazu bei, daß der Marsch sich verzögerte. So geriethen die Engländer in große Gefahr; hätte Napoleon mit der Eröffnung der Schlacht nicht bis Mittag gezögert, so hätte es leicht geschehen können, daß alle Anstrengungen der Preußen vergeblich waren und Wellington am 18. von demselben Geschicke betroffen wurde, wie zwei Tage vorher Blücher.

Es war nicht Besorgniß, was Napoleon hatte zögern lassen: im Gegentheil, ihn erfüllte eine stolze Siegeszuversicht und sein Heer, das den Kriegsherrn auf den Thron Frankreichs zurückgerufen, war heut von glühendstem Kampfeseifer beseelt. Dieser Enthusiasmus der Veteranen mußte nach Napoleons Ueberzeugung bei dem numerischen Gleichgewicht (72,000 Franzosen gegen etwa 70,000 Feinde) entschieden den Ausschlag geben. Aber freilich war eine solche todesverachtende Begeisterung auch erforderlich, denn Wellingtons Feldherrnblick hatte eine ausgezeichnete Vertheidigungsstellung erwählt.

Seine Schlachtordnung zog sich von Westen nach Osten in grader Linie auf einem langgestreckten Höhenrücken hin, etwa in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee durchschnitten, auf welcher die Franzosen heranzogen. Die rückwärts gelegene Abdachung der Höhen gestattete eine gedeckte Aufstellung der Regimenter, welche dem Anblicke des Feindes entzogen waren. Einige hundert Schritt vor der Front lagen gleichsam als Außenwerke der natürlichen Festung das Schloß Goumont (vor dem rechten Flügel), die Meierei La Haye Sainte (vor dem Centrum), die Häuser von La Haye und Papelotte (vor dem linken Flügel). Auf dieser Seite, über die Waldhöhen von Ohain und St. Lambert hinweg, mußte die Verbindung mit den Preußen erfolgen.

Wellington gegenüber, durch eine etwa 1000 Meter lange muldenförmige, sanfte Einsenkung von dem englischen Heere getrennt, gleichfalls auf einem niedrigen Höhenzuge, dessen Mitte die Meierei La Belle Alliance bildet, stellte Napoleon seine Truppen in völlig paralleler Schlachtordnung auf.

Zwei Armeekorps, Reille zur Rechten, Erlon zur Linken von La Belle Alliance, bildeten Napoleons eigentliche Schlachtlinie: das Korps Lobau, die Garde und die Reiterei die Reserve. Einen Hauptantheil an dem Kampfe hatte Napoleon seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, zugedacht, zumal er an Geschütz Wellington weit überlegen war.

Ehe Napoleon zum Angriff schritt, gönnte er sich das seltene Schauspiel einer Parade

im Angesicht des Feindes: tosend erschallte noch einmal ein vieltausendfaches „Vive l'Empereur!“ die Hochrufe wollten nicht enden, die Feldmusik spielte das „partant pour la Syrie.“ Im englischen Lager herrschte gemessene Stille. Dieser Feldherr und diese etwas mechanische schwerfällige Mannschaft waren so recht geeignet, einem im Angriff ungestümen Feind Trotz zu bieten.

Um ½12 Uhr eröffnete Napoleon die Schlacht; sein Plan bestand einfach darin, die feindlichen Linien an irgend einer Stelle, am liebsten auf dem linken Flügel, zu durchbrechen: ungeheure Massenstöße, es sei mit Infanterie oder dichtgedrängten Reiterscharen, vorbereitet durch gewaltiges Artilleriefeuer, sollten die gewünschte Wirkung hervorbringen. Wellington dagegen war entschlossen, nicht einen Fußbreit aus seiner Vertheidigungsstellung vorzugehen, aber auch keinen Fußbreit zu weichen. Seine Parole waren die Worte: „die Preußen oder die Nacht“ und „aushalten bis auf den letzten Mann.“ Darum verfuhr er auch äußerst ökonomisch in der Verwendung seiner Truppen; selbst dem letzten Angriffe der französischen Garde hatte er noch eine frische Division gegenüberzustellen.

Drei Hauptstürme wurden von den Franzosen unternommen und jeder derselben hätte den Erfolg des Tages herbeiführen können, wenn ihn Napoleon im entscheidenden Augenblick nachhaltig zu unterstützen vermocht hätte. Daran hinderte ihn das Erscheinen der Preußen, die er gegen 1 Uhr auf der Höhe gegen St. Lambert, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, bemerkte. Sie erleichterten Wellington, schon ehe sie in die Schlacht eingriffen, den Kampf, denn Napoleon sparte seine Reserven gegen sie auf, zumal er aus einem aufgefangenen Brief ersah, daß Bülow ihm in die Flanke fallen sollte. Zwar verbarg er dem Heere die Gefahr und versicherte den Offizieren mit anscheinender Zuversichtlichkeit, Grouchy werde gleich zur Stelle sein, aber dennoch störte der Anmarsch der Preußen seinen Schlachtplan.

Zuerst griffen die Franzosen Goumont an (den rechten Flügel), aber sie konnten die Briten und Braunschweiger nicht vertreiben. Gegen zwei Uhr wandte sich Erlon gegen den linken Flügel, brachte die Niederländer zum Weichen, ward aber durch Engländer und Hannoveraner aufgehalten — wobei der tapfere Brite Pikton den Tod fand — dann zurückgetrieben durch die schottische Reiterei Ponsonbys, der nun selbst bis zu der feindlichen Hauptbatterie von Belle-Alliance vordrang. Gegen 4 Uhr unternahm Ney mit einer ungeheuren Reitermasse den Angriff gegen das Centrum, aber die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks behielt die Oberhand.

Aber gleichwol wurde Wellingtons Lage von Stunde zu Stunde bedenklicher: am späteren Nachmittag wurde das Vorwerk des Centrums, La Haye Sainte, seinem tapferen Vertheidiger Baring entrissen, unaufhaltsam stürmten die Angreifer auf Mont St. Jean. Mit Mühe wurde hier das Centrum noch mit Zusammenraffung aller Kräfte gehalten, aber La Haye Sainte blieb in den Händen der Franzosen, zugleich wankte der linke Flügel in La Haye und Papelotte. Wenn Napoleon jetzt seinen Rückhalt, seine Garden, heranführen konnte, war Wellington verloren.

Da griffen, spät, aber nicht zu spät, die heißersehnten Preußen in die Aktion ein: um ½5 Uhr traten aus dem Walde von Frischermont Bülows Brigaden hervor, seine Batterien fuhren auf, seine Kolonnen wandten sich mit fliegenden Fahnen gegen das Dorf Plancenoit welches, im Rücken der französischen Aufstellung gelegen, Napoleons rechte Flanke und seinen Rückzug deckte. Und bald nachdem Hiller mit der Avantgarde den Angriff auf diesen wichtigen Punkt eröffnet hatte, erreichte Zieten (um 6 Uhr) den linken englischen Flügel. Im wüthendsten Kampfe wurden die eben verlorenen Punkte, La Haye und Papelotte wiedergewonnen.

Um ein Uhr waren, wie erwähnt, die Spitzen des preußischen Heeres in St. Lambert angekommen, es dauerte aber geraume Zeit, bis die gesammte Macht sich aus den schlammigen Engpässen dieses Ortes herauswand. Noch ehe das Gros versammelt war, ließ Blücher Plancenoit angreifen, da er die verzweifelten Angriffe auf Wellingtons Stellung wahrgenommen hatte. Zieten marschierte von St. Lambert gradeaus weiter über Ohain, die andern drei Korps südwestlich, um durch ihren Angriff Napoleon im Rücken zu bedrohen.

Der Garde, welche Napoleon gegen Plancenoit abschickte, gelang es vorübergehend, die Preußen noch einmal (gegen 7 Uhr) aus dem Dorfe hinauszutreiben. Gleichzeitig ließ Napo-

leon noch einen verzweifelten Angriff auf der ganzen Linie gegen Wellington unternehmen: gegen das Centrum führte Ney die letzten Garden heran. Kaltblütig ließ Wellington, der noch Zeit gefunden, sein Centrum zu verstärken, die Feinde bis an den Höhenrand kommen, dann gaben seine Grenadiere auf die kürzeste Entfernung eine furchtbare Salve und das Bajonnett begann seine Arbeit. Die Garden wurden die Höhen hinunter geworfen, zur Rechten und zur Linken glückte es den Franzosen nicht besser: nun ging das englische Bataillon Colborne selbst zum Angriff vor, drei weitere Bataillone folgten, die Kavallerie brach los und nach einiger Zeit ließ Wellington seine ganze Linie avanciren.

Als die englischen Bataillone diese Vorwärtsbewegung begannen, zogen sich die Feinde noch in leidlicher Ordnung auf La Belle Alliance zurück, aber bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Denn gegen 8 Uhr hatte Bülow Plancenoit erstürmt, zugleich Zieten mit ihm Fühlung gewonnen; der rechte französische Flügel war eingedrückt, Bülow und Zieten dirigirten ihre Truppen auf die Meierei La Belle Alliance. In einem Gehöft jenseits dieser Meierei trafen sich gegen 10 Uhr die beiden Oberfeldherrn.

Auf Blüchers Antrag wurde die Schlacht nach jener Meierei genannt, zum Andenken an die folgenreiche Verbindung von Engländern und Preußen. Das englische Hauptquartier zog den Namen „Waterloo" vor, wie denn auch nach der Meinung der dünkelhaften Briten der eigentliche Siegespreis ihrem großen Herzog gebührte. Diese Ueberhebung hatte zur Folge, daß man nun preußischerseits wieder den Engländern jedes Verdienst absprechen wollte. Beides ist gleich übertrieben: Wellingtons letztes Avanciren ist ebenso bedeutungsvoll, wie der Kampf um Plancenoit: die Erstürmung dieses Ortes verwandelte den Rückzug der Franzosen in chaotische Flucht. Uebrigens liegt auf der Hand, daß Wellington geschlagen worden wäre, wenn Napoleon nicht von ein Uhr ab auf die Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen.

Wellington hielt seine Arbeit für gethan, die Verfolgung und Vernichtung des Feindes überließ er den Preußen, an deren Spitze Gneisenau trat. Hier ward diesem Feldherrn, dem sonst nur die äußerlich wenig dankbare Aufgabe eines Schlachtendenkers zufiel, endlich einmal die Gelegenheit gegeben, seine ganze soldatische Energie zu bekunden. „Jeder Truppentheil soll seinen letzten Athem an die Verfolgung setzen", war sein Befehl.

In Genappe, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, versuchte sich ihm entgegenzustellen, was noch widerstandsfähig war. Aber sowie die preußische Artillerie ankam, gaben die französischen Generale ihren fruchtlosen Versuch auf. Hier wurde auch Napoleons eigener Wagen erbeutet. Ehe man die Verfolgung fortsetzen konnte, mußten die zahlreichen ineinandergefahrenen Wagen und Geschütze entwirrt werden; in der Pause, die dadurch entstand, befahl Gneisenau den Truppen, ein „Nun danket alle Gott"! anzustimmen.

Jenseits Genappe schwand die Zahl der Verfolger mehr und mehr zusammen; Müdigkeit und Beutelust hielt die Meisten zurück. Aber die wenigen Tambours und Hornisten, die man beritten gemacht hatte, genügten, den Flüchtigen einen panischen Schrecken einzuflößen, sie überall aufzuscheuchen. Am nächsten Morgen hatte Gneisenau noch 50 Infanteristen bei sich; sein kühnes Vordringen hatte ihn bis mitten unter die Franzosen und in die größte Lebensgefahr gebracht.

Aber freilich vernichtete diese Verfolgung auch das französische Heer, wie einst das preußische nach den Tagen von Jena und Auerstädt vor dem verfolgenden Imperator zerstoben war. Die Schlacht selbst hatte den Verbündeten über 20,000 Mann gekostet, Napoleon im ganzen 25,000 Mann eingebüßt. Blücher aber erließ von Genappe aus seinen ewig denkwürdigen Tagesbefehl „an die braven Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein."

„Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen."

15. Von Belle-Alliance nach Paris.

Zwar gelang es Grouchys Korps, nach Frankreich zu entkommen, wo es möglicherweise zum Grundstock einer neuen Feldarmee benutzt werden konnte, aber ernstliche Gefahren waren doch nicht zu besorgen. Denn glücklicherweise wurde der schleunige Einmarsch in Frankreich beschlossen. Es war das einerseits Blüchers und Gneisenaus Verdienst, — Bülow hätte den allerdings ermüdeten Truppen gar zu gern eine Erholungsfrist gewährt, die natürlich ebenso dem Feinde zu gute gekommen wäre; andrerseits hatte auch Wellington nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, obgleich das Wagniß, ohne Rücksicht auf die zahlreichen französischen Grenzfestungen südwärts zu marschieren, seiner altväterischen Kriegsführung eigentlich nicht entsprach. Ihn trieben aber diesmal politische Beweggründe vorwärts; ihm lag daran, den Krieg schnell zum Abschluß zu bringen, um das Ideal der englischen Tories, die Zurückführung der Bourbons, zur Thatsache zu machen, ehe ihm diplomatische Intriguen in die Quere kämen. Ganz anders stand es natürlich mit den Absichten der Preußen: sie wünschten vor dem Beginne der Unterhandlungen durch die Besitznahme der feindlichen Hauptstadt ein Pfand für die Durchführung der von ihnen geforderten Friedensbedingungen zu erhalten. Denn in Preußen verlangte die Nation stürmisch nach einer angemessenen Grenzberichtigung. Leider war vorauszusehen, daß Frankreich wieder allzu glimpflich davon kommen werde, wenn es seinen legitimen Herrn wieder annahm; Wellingtons Auslassungen gestatteten darüber keinen Zweifel und auch der russische Gesandte Pozzo di Borgo pflichtete ihm bei, obwol der Zar damals noch an die Thronbesteigung der Orleans dachte. Napoleons Rolle war ausgespielt. Nach Paris eiligst zurückkehrend, sah er, daß der Be-
1815 siegte keine Aussichten mehr habe und dankte (22. Juni) zu Gunsten seines Sohnes ab. Noch einige Tage beobachtete er die Entwicklung der Dinge; als sich am 29. Juni die Preußen Paris näherten, verließ er die Stadt und flüchtete an die Küste nach Rochefort.

Er versäumte, sich rechtzeitig nach Amerika in Sicherheit zu bringen, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon, an die Großmuth der britischen Nation — eine verzweifelte Adresse! — sich wendend. Diesmal ward der preußische Vorschlag, den Unhold auf St. Helena ungefährlich zu machen, genehmigt, und fast sechs Jahre lang mußte der einstige Weltenherrscher die Einsamkeit und die Quälereien der Engländer ertragen. († 5. Mai 1821.) Wäre es nach Blüchers Wunsch gegangen, so hätte man ihn nach seiner Gefangennahme in Vicennes erschossen, wo der Herzog von Enghien geblutet.

Der Vormarsch der Verbündeten war ziemlich schnell erfolgt, doch blieb Wellington ein wenig hinter Blücher zurück. Durch Einnahme einiger Grenzfestungen sicherte man sich den Rücken und ließ zu weiteren Belagerungen je ein Korps zurück. Die Hauptheere marschierten dann auf dem rechten Ufer der Oise nebeneinander nach Paris. Die Preußen traten überall hart und schroff auf, da ihnen die Bevölkerung allenthalben die feindseligste Gesinnung bezeugte. Bei Compiegne versuchten die französischen Truppen, die sich von Belle Alliance

gerettet und mit Grouchys Korps vereinigt hatten, vergeblich, den Preußen den Uebergang über die Oise zu versperren. Fortan marschierten Freund und Feind nebeneinander, so daß es zu mehreren Gefechten kam, durch welche die Franzosen von der großen Straße verdrängt wurden. Gleichwohl erreichten sie mit Hilfe eines Gewaltmarsches knapp vor den Preußen die Stadt und besetzten die nördlichen Werke.

Die staunenswerthe Leistungsfähigkeit der Preußen beweist eine Aufzeichnung in Gneisenaus Papieren. Die zweite Brigade (General von Pirch II) ist in den 19 Tagen dieses Feldzuges 71 Meilen in 207½ Stunden marschirt, hat dazwischen geruht 27 Stunden, ist im Lager gewesen 221½ Stunde. Von den Marschstunden hat sie 35 Stunden zugleich im Gefecht gestanden.

Am 29. Juni langten die Preußen in St. Denis an, entschlossen, die Hauptstadt einzunehmen. Widerstandsfähig war sie eigentlich nicht, denn die 70,000 Mann, welche jetzt Davout an Grouchys Stelle kommandirte, waren demoralisirt, die Festungswerke waren nur im Osten und Nordosten von Bedeutung; Parteihader herrschte im Innern der Stadt, wo nach Napoleons Abdankung eine Fünfer-Kommission unter der Leitung Fouchés regierte. Gar zu gern hätten Davout und Fouché, wie vorher schon Grouchy, eine Waffenruhe bewilligt erhalten, und Davout begründete sein Gesuch vornehmlich damit, daß ja nach Napoleons Abdankung jeder Grund zum Kriege weggefallen sei. Aber dieses Argument ließ Blücher nicht zu und gab ihm eine unzweideutige Antwort. „Wir verfolgen," schrieb er, „unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu gegeben." Nur in Paris könne ein zuverlässiger Waffenstillstand geschlossen werden. Blücher hatte inzwischen schon angefangen, die Einschließung von Paris zu bewirken; er ging zu dem Zwecke unterhalb von Paris über die Seine (bei St. Germain) und legte sich vor den westlichen Theil der Stadt. Am 2. Juli war die ganze Armee auf dem linken Seineufer vereinigt, die Engländer hatten Tags zuvor gegen Mittag die von den Preußen verlassenen Stellungen im Norden eingenommen. Noch am Abend des 2. Juli erstürmten die Preußen Issy (südwestlich von Paris) unmittelbar vor den Thoren der Stadt: umsonst versuchte Vandamme in der folgenden Nacht diese Position zurück zu erobern.

Beinahe hätte jetzt, im letzten Augenblicke, Wellington Blücher um die Genugthuung gebracht, Paris sein nennen zu können. In die englischen Intriguen paßte es besser, wenn den Parisern begreiflich gemacht wurde, um der Bourbonen willen würde ihnen diese Demüthigung gespart. Wellington war zufrieden, wenn die französische Armee hinter die Loire zurückging, Paris unbesetzt blieb. Aber Blücher war unerbittlich und brauchte sich nichts vorschreiben zu lassen; am 3. Juli kapitulirte die provisorische Regierung: binnen drei Tagen mußte die Armee nach der Loire abgezogen, Paris übergeben sein.

Blücher ließ die Stadt fühlen, was der Krieg bedeutet: kein feierlicher Einzug weidete die Augen der Pariser, am 9. Juli rückte das erste preußische Armeekorps ein, an den folgenden Tagen einzeln die übrigen. Royalisten, welche die Preußen freundlich begrüßen wollten, wurden von diesen Franzosenhassern rauh zurückgewiesen. Blücher verlangte einen

„Feldmarſchall Blücher der Deutſche.“ (Im Hintergrunde Paris.)
Nach dem Leben gemalt und geſtochen von J. C. Bock 1815.

Digitized by Google

zweimonatlichen Sold für die Armee, eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken. Dann machte er sich mit Eifer daran, die gestohlenen Kunstgegenstände aufzuspüren und den Franzosen abnehmen zu lassen. Am liebsten hätte er — trotz Wellingtons Einspruch — die Brücke, welche den verhaßten Namen „Jena" trug, in die Luft gesprengt; leider mißglückte der erste eilige Versuch, und nachher verboten es die Monarchen mit einer kaum begreiflichen Rücksichtnahme auf dieses unverbesserliche Pariser Volk.

Als Wellington die beabsichtigte Zerstörung eine barbarische That nannte, fragte ihn Gneisenau, was er wohl thun würde, wenn er in Paris eine „Brücke von Saratoga" gefunden hätte. (Dort hatte im amerikanischen Unabhängigkeitskriege ein englisches Armeekorps kapituliren müssen.) Der Herzog schwieg, aber gegen Gneisenau war er von nun an kalt.

Blücher und Gneisenau wußten wohl, warum sie so eilten, die Franzosen zu züchtigen. Mit der Ankunft der Monarchen — sie erfolgte am 10. Juli — traten diplomatische Ränke in den Vordergrund, welche auch die gerechtesten Forderungen Deutschlands vereiteln mußten. Den Anfang hatte Wellington schon gemacht; er hatte am 8. Juli den Bourbon wieder in die Tuilerien geführt, vorbei an den auf dem Schloßhof lagernden Preußen, welche sich nicht die Mühe nahmen, diesem König Honneurs zu erweisen. Aber auf Elsaß-Lothringen durfte Deutschland jetzt nicht mehr rechnen, denn die französische Regierung war nunmehr keine feindliche, sondern eine verbündete. Preußen allein behauptete den Standpunkt, daß man nicht sowohl Napoleon persönlich, sondern die französische Nation (d. h. den Staat Frankreich) bekriegt und besiegt habe. Es sah sich hierin selbst von Rußland in Stich gelassen, weil der Zar für seine künftigen orientalischen Pläne Frankreichs zu bedürfen glaubte. In England war zwar die öffentliche Meinung auch dafür, daß der Abschluß des Jahrzehnte langen Kampfes in einer gründlichen Demüthigung Frankreichs bestehen müsse, aber die leitenden Staatsmänner wollten den europäischen Frieden durch strengste Anerkennung der Legitimität erhalten. So nahmen England und Rußland wetteifernd die Partei Frankreichs. Metternich wollte, um das Gleichgewicht Europas nicht zu stören, höchstens solche Abtretungen, welche den Mächten zweiten Ranges zu gute kamen, von Frankreich fordern. Diesmal richtete weder die gewaltige Persönlichkeit Steins, noch die Freundschaft mit König Friedrich Wilhelm bei dem Zaren etwas aus, und so mußten die preußischen Staatsmänner mehr und mehr von ihren Forderungen herunterlassen.

Metternich fand dann das glückliche Stichwort „Herstellung der Grenzen von 1790," hütete sich aber wohl dieses Prinzip durchzuführen und jenes Viertel des Elsasses zu fordern, das 1790 noch deutsch gewesen war. Bei dem Feilschen, das jetzt begann, rettete Hardenberg für Deutschland nur Landau, Saarlouis und das Kohlenbecken von Saarbrücken.

Obwohl die Verbündeten in einem Ultimatum vom 20. September außer diesen Plätzen ganz unbedeutende Abtretungen forderten, antwortete Talleyrand in der unverschämtesten Weise. Er forderte damit den Zorn sämmtlicher Verbündeten heraus, bei denen die Vorstellungen des legitimen Bourbon, — er wollte seine Ehre nicht einmal durch die Herausgabe der gestohlenen Kunstschätze

beflecken — nun aber nicht mehr verfingen. Mit Talleyrands Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, wurde am 2. Oktober die entscheidende Vereinbarung getroffen: der eigentliche Friedensvertrag wurde aber erst am 20. November abgeschlossen. Wurde darin auch die Integrität Frankreichs thunlichst geschont, so konnten doch die übrigen Bedingungen, — immerhin noch viel zu milde — den Franzosen keinen Zweifel lassen, daß sie die Besiegten Europas waren.

Frankreich zahlte 700 Millionen Franken Kriegskostenentschädigung an die Verbündeten, 137½ Millionen zum Bau von Festungen, die seine Grenzen zu bedrohen bestimmt waren, 600 Millionen für die Kriegsschäden, die es seit 1806 angerichtet. Endlich mußte das Land eine Okkupationsarmee von 150,000 Mann fünf Jahre lang verpflegen. — Sowohl an dem Kriegsschadenersatz wurde nachmals Frankreich ein erheblicher Erlaß bewilligt, als auch die Okkupationsarmee vor der festgesetzten Zeit aus dem Lande gezogen.

An die Niederlande mußte Frankreich Philippeville, Marienburg und Bouillon, an Genf Gex, ein Stück von Savoyen an Sardinien abtreten.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

1. Die heilige Allianz (26. September 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.

Wenn uns in den Anschauungen der Generation, welche die Freiheitskriege durchkämpft hat, und besonders in den Liedern der Sänger dieses Kampfes wiederholt der Gedanke entgegentritt, daß es sich hier um einen heiligen Krieg handele, in dem Gott selbst die Fahne der Gerechtigkeit zum Siege führe, so kann es nicht befremden, daß der unerwartet schnelle Sturz des vermessenen Eroberers auch in den Herzen der Fürsten die Vorstellung wachrief, daß der Siegespreis allein dem Herrn der Heerscharen gebühre und daher dem Allmächtigen ein ganz besonderer Dank abzustatten sei.

Wie hätte nicht König Friedrich Wilhelm sich der angstvollen Stunden nach der Schlacht von Bautzen erinnern sollen, wo er auf einsamem Ritte gegen den Kaiser Alexander geäußert: „Jetzt kann uns nur Gott allein noch retten: siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben.“ Auch dem leicht erregbaren Alexander war das Andenken an diese weihevolle Stunde noch nicht entschwunden; obendrein den mystischen Schwärmereien der Frau von Krüdener ergeben, beschloß der Zar, den Gedanken Friedrich Wilhelms eigenartig zu verwirklichen und verfaßte mit eigener Hand die Urkunde der „Heiligen Allianz.“ Am 26. September, — die Monarchen waren nach Vertus zu einer 1815
Musterung der russischen Truppen gefahren — legte Alexander seinen beiden Freunden das Schriftstück vor, demzufolge die Grundsätze der christlichen Religion zur Grundlage der europäischen Politik gemacht werden sollten.

„Als Bevollmächtigte der Vorsehung wollten sie ihre Völker regieren; wie die Beziehungen der Staaten unter einander, sollte die innere Verwaltung der einzelnen Länder nur auf die Vorschriften des Christenthums, Liebe, Gerechtigkeit und Frieden gegründet werden; wie Brüder wollten die Fürsten unter sich verkehren, wie Familienväter ihren Völkern gegenüberstehen.“

Die Erkenntniß, daß die europäischen Staaten eine lebendige Gemeinschaft bilden, empfing hier eine eigenthümliche theokratische Umbildung: als der einzige Souverain der *einen* christlichen Nation wurde „Gott, der göttliche Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens“, anerkannt.

Bereitwillig unterschrieb der fromme Friedrich Wilhelm, der hier einen guten Theil seiner eigenen Anschauungen verkörpert wiederfand; schwerer entschloß sich Kaiser Franz dazu: zuvor mußte ihn Metternich beruhigen, der die Urkunde lächelnd für leeres Geschwätz erklärte. Der Wunsch der drei Monarchen, daß dieser christliche Verein, — der Sultan war selbstverständlich ausgeschlossen, — womöglich alle christlichen Souveräne umfassen möchte, ging nicht in Erfüllung. Der Papst, als Oberhaupt der katholischen Kirche und Stellvertreter Christi, konnte gar nicht Mitglied dieses Bundes werden; für England erklärte Castlereagh, das Parlament könne nicht die Erklärung von Grundsätzen genehmigen, welche den englischen Staat in die Zeiten Cromwells und der Rundköpfe zurückschleudern würden. Außerdem aber war England um den Sultan besorgt, der sich durch die heilige Allianz lebhaft beunruhigt fühlte.

Segen hat dieser „Heilige Bund" nicht gestiftet und auch nicht stiften können, insofern seine Urheber die Grundlagen alles geschichtlichen und politischen Lebens verkannten. Auch wurde die wohlgemeinte und gewiß aufrichtige Absicht, die Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, gar nicht verwirklicht: noch weniger hat der heilige Bund irgend etwas gethan, um die politischen oder sozialen Einrichtungen in den einzelnen Staaten auf irgend eine Weise dem christlichen Ideal näher zu bringen. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß das verheißene patriarchalische Regiment in eine Bevormundung von Völkern ausarten könne, welche nun doch einmal unter Kriegssturm und Waffenlärm den Hauch der Freiheit empfunden hatten und zum Theil auf die Erfüllung freiwillig gegebener Verheißungen warteten.

Am Tage des Friedensschlusses erneuerten die vier Mächte ihr altes Bündniß, wesentlich um die Erhaltung des legitimen Königshauses in Frankreich zu sichern, aber außerdem gelobten sie, durch wiederholte Zusammenkünfte der Monarchen oder deren Minister die europäische Sicherheit zu überwachen. So ward der ganze Welttheil unter die Aufsicht der Koalition gestellt, innerhalb welcher die Mitglieder der heiligen Allianz eine besondere und für den Kontinent entscheidende Stellung einnahmen: diese europäischen Konferenzen haben denn auch nachher unsägliches Leid namentlich über Deutschland gebracht.

Der faule Friede von Paris erfüllte alle Patrioten mit bitterem Zorne, und Blücher gab der Ansicht seines Volkes in den Worten Ausdruck: „Preußen und Deutschland steht trotz aller seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da;" er hatte Grund, von neuem auf die Diplomaten zu schelten. Nun behielten trotz aller Mühen die alten deutschen Orte im Elsaß ihre französischen verunstalteten Namen, und jene entarteten Söhne Germaniens frohlockten obendrein über einen solchen Ausgang.

Während ein Schenkendorf ermahnte:

„Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen,"

mußte Rückert verzweifelnd rufen:

„Wird unser Siegeszug denn zur Flucht?
Ganz Frankreich höhnt uns nach,
Und Elsaß, du entdeutschte Zucht,
Höhnst auch! O ärgste Schmach!"

Der zweite Pariser Friede hatte nach mehreren Richtungen höchst nachtheilige Folgen. Die übertriebene Milde der Friedensbedingungen hinderte die leichtfertigen Franzosen denn doch zu erkennen, daß sie wirklich die Besiegten waren

und ganz anders hätten gezüchtigt werden können: sie betrachteten, was ihnen auferlegt wurde, als unverdiente Schmach, als unerhörte, grausame Beleidigung. „Rache für Waterloo!“ blieb demnach auf lange Jahre hinaus das Losungswort des französischen Patrioten. Andrerseits verloren die deutschen Patrioten den Glauben an Preußens nationalen Beruf. Denn da Oestreich es geflissentlich so darstellte, als seien die Friedensbedingungen sämmtlich im besten Einvernehmen mit Preußen festgesetzt worden, machte man diese Macht für alle Versündigungen Oestreichs verantwortlich: die preußische Regierung aber fühlte keinerlei Veranlassung, um einiger rechthaberischer Schreier willen den wirklichen Hergang bekannt zu machen und die Brudermacht bloßzustellen. Galt es doch vielmehr, den Geist unzufriedenen Vorwitzes zu bannen oder zu unterdrücken.

---

2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).

Nach der Beendigung des zweiten Krieges gegen den Welteneroberer kehrte in Deutschland die Masse der Nation ruhig an die friedliche Arbeit zurück und nahm, allen politischen Dingen abgewandt, nur darauf Bedacht, die schweren Verluste zu ersetzen und zu ergänzen, welche der langjährige Krieg dem nationalen Wohlstande geschlagen. Dem deutschen Bundestage, welcher am 5. Nov. 1816 1816
in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main zum erstenmal zusammentrat, konnte es nur erwünscht sein, wenn das deutsche Volk die weitere Sorge für seine Wohlfahrt den Fürsten überließ, welche vor der Epoche der letzten großen Kämpfe ihre Unterthanen patriarchalisch-absolutistisch regiert hatten und, gemäß den Grundsätzen der heiligen Allianz, in derselben Weise weiter zu regieren bereit waren.

Dennoch waren es die Bundesurkunde selbst und eigenthümliche Verhältnisse innerhalb des Bundestages, welche eine politische Bewegung hervorriefen oder geradezu herausforderten. Der dreizehnte Artikel der Bundesakte hatte ursprünglich ausgesprochen, daß innerhalb eines Jahres in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen gegeben werden sollten. Es war dies ein Zugeständniß, welches man dem Geist der Zeit machte, ein Zugeständniß, welches den Fürsten keine allzu schweren Opfer auferlegte und in manchen der neugebildeten Staaten der Herbeiführung geordneter Zustände obendrein förderlich schien. Die Hoffnungen und Wünsche der jungen Generation, welche den Befreiungskrieg durchkämpft hatten, gingen allerdings weiter, als blos bis zu solchen ständischen Institutionen: allein, mochte man die Theilnahme des Volkes an der Verwaltung der Bundessachen noch so sehr beschränken, auf jene landständischen Verfassungen hatte das Grundgesetz des neuen Deutschland den Unterthanen ein Recht zugesprochen oder doch mindestens Aussicht gemacht. Denn man hatte wie erwähnt, in jenem

Franz I., Kaiſer von Oeſtreich.

Gemalt von P. G. Stembucchi, geſchabt von F. K. Tielker.

Artikel die Terminbeſtimmung weggelaſſen und aus dem „ſoll eine landſtändiſche Verfaſſung beſtehen“ ein „wird beſtehen“ gemacht: und ſo witzelten denn wol die Diplomaten, die Bundesakte „prophezeie“ derartige Inſtitutionen.

Digitized by Google

Diese Prophezeiung zu erfüllen fühlte sich aber am allerwenigsten die Macht berufen, deren Vertreter den Vorsitz in der Bundesversammlung führte.

Kaiser Franz, der Herrscher Oestreichs, vom starren Bewußtsein absoluter Herrscherrechte erfüllt, hielt es für seine Pflicht, jeder dem herrschenden System zuwiderlaufenden Regung, als der Vorbotin einer neuen Revolution, unnachsichtlich entgegen zu treten. Jedes Wort von Freiheitsbedürfniß oder Volksrechten mußte ihm als Schwärmerei oder böswillige Ueberspanntheit erscheinen. Indem er die alten sogenannten „Postulaten-Landtage" in den deutschen Provinzen, welche dereinst das Recht der Steuerbewilligung gehabt, aber längst nur noch die Aus- und Umschreibung der Steuern zu besorgen hatten, bestehen ließ, glaubte er dem Artikel 13 der Bundesakte vollständig genügt zu haben. Indessen muß anerkannt werden, daß die Gewährung weitergehender politischer Rechte bei der bunten Mannigfaltigkeit der dem Hause Habsburg untergebenen Länder die einheitliche Regierung des Kaiserstaates sehr erschwert, ja entschieden gefährdet haben würde. Nicht der an Körper und Seele gleich früh gealterte Kaiser Franz würde es vermocht haben, dieses für den östreichischen Staat entschuldbare System des unbedingten Festhaltens am Alten, der trägsten Stagnation, in ganz Deutschland zur Geltung zu bringen; um so besser aber verstand dies sein oberster Rathgeber und Vertrauter, Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich. Selbst ein charakterloser, egoistischer, leichtlebiger Mann, erkannte er die Berechtigung idealer Bestrebungen überhaupt nicht an: sie waren ihm geradezu widerwärtig; arm an großen schöpferischen Ideen auf politischem, sozialem und wirthschaftlichem Gebiet, erklärte er die Erhaltung des Bestehenden, ohne Rücksicht auf die möglichen Mängel dieser Zustände, für die einzig richtige Norm weiser Staatsverwaltung. Wie er durch seine Biegsamkeit sich seinem Kaiser unentbehrlich zu machen wußte, so verstand er durch dieselbe Gewandtheit und Geschmeidigkeit auch gegenüber den anderen festländischen Diplomaten sich dominirenden Einfluß zu verschaffen. Für alle die Leiden, welche die Durchführung seines Systems über Deutschland gebracht hat, ist er allein den späteren Geschlechtern verantwortlich; seine eigenen jüngst erschienenen Memoiren lassen den eitlen Mann, der sich schließlich fast als die Vorsehung Deutschlands gebehrdete, lassen den „virtuosen" Staatsmann ebenso wenig liebenswerth erscheinen, wie die Korrespondenzen seines diplomatischen Handlangers, des talentvollen und charakterlosen Epikureers Friedrich von Gentz.

So blieben denn in Oestreich die Provinzialstände auf das bescheidene Maß ihrer früheren Rechte beschränkt; die Tiroler erhielten 1816 ihre vorbaierische und gemäß den „veränderten Verhältnissen und dem Bedürfniß der Zeit verbesserte", d. h. beschränkte Sonderverfassung zurück.

Während also die östreichische Regierung sich für die Durchführung des Artikels 13 durchaus nicht erhitzte, zeigte eine Anzahl von Staaten namentlich in Süddeutschland, lebhaften Eifer, der Forderung der Bundesakte nachzukommen. Man würde aber sehr irren, wenn man annähme, die betreffenden Regierungen hätten durch die Gewährung einer Verfassung ihren Unterthanen eine besondre Wohlthat erweisen wollen: das war höchstens bei einem deutschen Fürsten der Fall, dem trefflichen Karl August von Sachsen-Weimar, der am 5. Mai 1816 seinem Ländchen eine Verfassung ertheilte. Vielmehr gedachten diese süd- 1816
deutschen Regierungen durch neue Verfassungen sich rechtzeitig eine Schutzwehr gegen etwaige zukünftige Eingriffe und Uebergriffe des Bundes zu schaffen. Je fester der Einzelstaat in sich organisirt war, desto kräftigeren Widerstand konnte er nöthigenfalls dem Bunde leisten; und sich von diesem in keiner Weise be-

Clemens Lothar Wenzel Fürſt von Metternich, öſtreichiſcher Staatskanzler.
Gemalt von Th. Lawrence.

Digitized by Google

schränken und bevormunden zu lassen, darauf zielten von vornherein alle Maßnahmen der süddeutschen Regierungen. Als die Besorgniß vor einer starken Centralgewalt in den nächsten Jahren schwand, waren diese Regierungen klug genug, die einmal erregten Hoffnungen ihrer Unterthanen nicht zu täuschen: auch gefielen sie sich um so mehr in ihrer freisinnigen Rolle, jeweniger der Großstaat Preußen Miene machte, ihnen darin zu folgen. So kam es, daß die meisten der süddeutschen Staaten ziemlich liberal angehauchte Verfassungen erhielten; was in Mittel- und Norddeutschland diesen Namen führte, waren meist ständische Vertretungen mit mehr oder weniger Rechten.

Nach mehrjährigen Vorarbeiten erhielt Baiern am 26. Mai, Baden am 22. August 1818 eine Konstitution, welche den Anforderungen des damaligen Liberalismus entsprach. Eigenthümlich war der Verlauf der Verfassungsangelegenheit in Würtemberg, und die dort geführten Kämpfe erregten in ganz Deutschland besonderes Interesse. Hier hatte nämlich der despotische König Friedrich I., ein echter Rheinbundsfürst und begeisterter Anhänger Napoleons, im Jahre 1806 die alten rechtmäßigen Stände eigenmächtig aufgelöst. Als er nun 1815 eine neue Konstitution geben wollte, lehnten die Vertreter der Stände sein Angebot ab und forderten die Wiedereinführung der alten Verfassung, die, wesentlich auf den Vereinbarungen des Jahres 1514 beruhend, den Landständen weitgehende Rechte beimaß, sich aber denn doch eigentlich längst überlebt hatte. Aber trotz solcher Mängel zog man die alte Verfassung einer neuen vor, welche man von der Gnade dieses Königs hätte annehmen müssen. Höchst unpolitisch aber und unpraktisch war es, daß man auch nach Friedrichs Tode auf dem Widerstande beharrte, als der Nachfolger, König Wilhelm, durch seinen Minister von Wangenheim einen höchst liberalen Entwurf vorlegte. Der damals noch jugendliche Uhland gab in schwungvollen Versen den Ueberzeugungen der würtembergischen Volksvertreter Ausdruck: der Gnade, „die vom Throne ausfließe", stellte er das Recht entgegen, welches „ein gemeines Gut" sei. Kein Fürst, sang er, stehe so hoch, daß er „die Welt mit Gnade speisen könne, wenn sie nach Freiheit dürste." Es gehörte ein hoher Grad von Langmuth und Klugheit dazu, diesem Trotze gegenüber den freisinnigen Entwurf nicht einfach fallen zu lassen. Endlich siegte die Besorgniß der Stände, sie möchten ihre alte schlechte Verfassung doch nicht erhalten und die neuere bessere obendrein verscherzen, und so verglich man sich am 26. September 1819, als anderwärts schon die Reaktion drohend ihr Haupt erhob, über ein Staatsgrundgesetz, welches immerhin einige Abschwächungen der früheren liberalen Bestimmungen enthielt. — In Hessen-Darmstadt gab der Großherzog Ludwig I. am 28. März 1819 eine Verfassung, in welcher aber der zweiten Kammer, der eigentlichen Volksvertretung, so geringfügige Rechte eingeräumt waren, daß ein großer Theil der Abgeordneten gleich nach Eröffnung des Landtages wieder heimkehrte. Erst 1821 kam die Angelegenheit zum Abschluß, indem der Großherzog durch Zugeständnisse die öffentliche Meinung beruhigte.

Auch Nassau, Lippe, Lichtenstein erhielten Verfassungen. In Kurhessen wurden die alten Landstände wieder eingeführt, nur daß dem Bauernstande jetzt politische Rechte bewilligt wurden. Indessen beabsichtigte Kurfürst Wilhelm I., welcher in schroffster Weise die Zustände der Zeit vor 1806 wieder herbeiführen wollte, keineswegs, den Landständen Antheil an der Gesetzgebung zu gewähren. Vielmehr sollten sie nur dazu dienen, die für die Staatsbedürfnisse — und die Bedürfnisse des geldgierigen Fürsten — nöthigen Mittel zu beschaffen. Das ständische Wesen in Kurhessen drehte sich eigentlich nur um die Abwehr der übermäßigen Geldforderungen der Regierung. Wundersam waren die Verhältnisse im Königreich Sachsen. Die sächsischen Landstände zerfielen in sieben Abtheilungen, die sich niemals als Ganzes versammelten; dagegen waren zwei derselben, die der Ritterschaft und

Städte, nach den Kreisen des Landes wieder in Unterabtheilungen gegliedert, so daß der Volkswitz mit Recht sagen durfte, der Landtag „spiele Kämmerchen." In Mecklenburg war die Regierung einer Reform zugeneigt, aber die Ritterschaft und Landschaft wollte von keiner Neuerung wissen, bei der sie ihre selbständige Stellung eingebüßt hätten und zu den Staatslasten herangezogen worden wäre. In Oldenburg gab es trotz des Artikels dreizehn gar keine Verfassung; der Herzog wollte abwarten, wie sich dieselben in anderen Staaten bewähren würden. In Hannover hätte der Adel am liebsten die vierzehn verschiedenen Verfassungen wieder hergestellt, die hier vor der französischen Zeit bestanden. Die Regierung dagegen berief einen „allgemeinen Landtag" ein, in dem der Adel dreiundvierzig, die Bauern nur drei Vertreter zählten. Dieser Landtag verwarf denn sogar die Herstellung einer hannoverschen Maß- und Münzeinheit.

Man muß die deutschen Staaten hinsichtlich ihrer Verfassungsverhältnisse — abgesehen von den eigenartigen freien Reichsstädten — in drei Gruppen sondern. Innerhalb der ersten, zu welcher nur die süddeutschen Mittelstaaten und Nassau gehören, bestehen fortan auf den Trümmern der älteren Einrichtungen Konstitutionen, welche den Gesammtstaat umfassen: eine Erb- und eine Wahlkammer vertreten das Volk oder eigentlich dessen einzelne Bestandteile, wie die adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Eigenthümer.

Keineswegs sind die süddeutschen Verfassungen einfache Nachbildungen der französischen „Charte"; auch in den Zweikammerverfassungen ist das alte, ständische Prinzip durchaus nicht ganz beseitigt.

In der zweiten Gruppe, zu welchen die meisten mittel- und norddeutschen Staaten zu rechnen sind, wird die Volksvertretung auf dem mittelalterlichen Ständewesen aufgebaut, Adel und Geistlichkeit vor dem Bürger und vollends vor dem Bauer erheblich begünstigt. Allerdings erfüllten diese Volksvertretungen nicht die Wünsche der überall auftauchenden liberalen Doktrin, aber die betreffenden Staaten erfüllten doch wenigstens dem Buchstaben nach den Artikel 13.

Die dritte Gruppe bilden die Staaten, welche sich auch über den Buchstaben der Bundesakte hinwegsetzten: Oestreich und Preußen.

Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß derjenige Staat, der zur Befreiung Deutschlands das meiste beigetragen hatte, einer gesunden inneren politischen Entwickelung am meisten Eintrag thun sollte: es war dies um so verhängnisvoller, als die preußische Regierung ursprünglich die größten Erwartungen erregt hatte.

Beim Wiederbeginn des Kampfes gegen Napoleon hatte König Friedrich Wilhelm III. von Wien aus ein Patent erlassen (22. Mai 1815), in dessen Einleitungsworten er versprach, der preußischen Nation als Pfand seines Vertrauens in schriftlicher Urkunde eine Verfassung zu geben. Aus den Provinzialständen, die überall eingerichtet werden sollten, wo sie noch nicht existirten, sollte eine Landesrepräsentation in Berlin gewählt werden. Allerdings sollte dieselbe nur das Recht der Berathung, nicht das der entscheidenden Beschlußfassung besitzen, aber es war doch schon viel, daß die Landesvertretung bei allen Gesetzen, welche die persönlichen und Eigenthumsverhältnisse der Staatsbürger betreffen würden, wenigstens um Rath gefragt werden sollte. Ein Ausschuß sollte unter dem Vorsitze des Staatskanzlers Hardenberg am 1. September 1815 in Berlin die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs beginnen. Nicht allein die militärische Situation — denn noch war der zweite Pariser Friede nicht geschlossen — verhinderte die Ausführung des Gedankens;

ſondern eine reformfeindliche Partei ſtemmte ſich dem Vorhaben des Königs mit aller Kraft entgegen.

Der Polizeiminiſter Wittgenſtein, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der General von dem Kneſebeck, denen ſich dann Tauentzien, Bülow, Schuckmann und viele andere einflußreiche Perſönlichkeiten anſchloſſen, müſſen als Hintertreiber der guten Abſicht bezeichnet und für ſpätere unſelige Vorgänge verantwortlich gemacht werden.

Gegen die Berufung der Provinzialſtände ließ ſich allerdings ein gegründeter Einwand machen. Preußen war eben durch neue Provinzen vergrößert worden, deren Inſaſſen zuvor zu mehr als hundert verſchiedenen Territorien gehört hatten und nach den verſchiedenſten Geſetzen regiert worden waren. Es ließ ſich nicht erwarten, daß Vertreter dieſer Landestheile von vornherein neben allen provinzialen Intereſſen den preußiſchen Staatsgedanken hochhalten würden: von ſeiten der Rheinländer und Sachſen ließ ſich vielmehr eine gefliſſentliche Oppoſition vorausſetzen.

Aber ſollte der König ſeine feierliche freiwillige Zuſage brechen oder zurücknehmen? Man beruhigte den gewiſſenhaften König damit, daß die Wohlfahrt des Landes eine ſolche Zurücknahme erheiſche.

Charakteriſtiſch für die Anſchauungen der den König umgebenden Kreiſe iſt die Darſtellung des Biſchofs Eylert, „der König habe gehandelt, wie ein weiſer Vater, der, von der Liebe ſeiner Kinder gerührt, an ſeinem Geburts- oder Geneſungstage auf die Wünſche ſeiner Kinder eingeht, nachher aber jene mit Ruhe modifizirt."

Dann aber ſuchte man Friedrich Wilhelm von ſeiten der Verfaſſungsgegner zu überzeugen, daß in Deutſchland wirklich revolutionäre Beſtrebungen, geheime Geſellſchaften vorhanden wären; ſelbſt der Tugendbund wurde nachträglich verdächtigt. Der Hofrath Schmalz, ein Schwager Scharnhorſts, verſtieg ſich zu der Behauptung, das preußiſche Volk habe ſich 1813 nur aus Gehorſam gegen den König erhoben, gleichwie man bei einer Feuersbrunſt aus einfachſter Bürgerpflicht zum Löſchen herbeieile. Ein Sturm der Entrüſtung brach unter allen aus, welche Zeugen jener Begeiſterung der Nation geweſen waren: aber der König gebot den Angreifern jenes elenden Machwerkes nicht allein Stillſchweigen, ſondern zeichnete den Verfaſſer ſogar durch einen Orden aus. Gneiſenau, Blücher drangen in Hardenberg, dieſem Verfahren entgegenzutreten, aber der Staatskanzler war von jeher zu wenig Charakter geweſen, als daß er ſich der Willensmeinung ſeines Monarchen nicht auch jetzt geduldig gefügt hätte.

Indeſſen war König Friedrich Wilhelm ein viel zu gewiſſenhafter Fürſt, als daß er die Verfaſſungsangelegenheit ohne weiteres aufgegeben hätte. Als der Staatsrath am 20. Mai 1817 eröffnet ward, wurde ein Ausſchuß von zweiundzwanzig Mitgliedern für dieſe Frage gebildet: man ſchickte dann in die Provinzen drei Kommiſſarien, welche die nöthigen Vorarbeiten machen ſollten. Auf Wilhelm von Humboldt ſetzten die Reformfreunde ihre Hoffnung und meinten, er werde demnächſt an Hardenbergs Stelle treten. Aber Humboldt wurde unſchädlich gemacht, indem man ihn als Geſandten nach London ſchickte, und im Innern zeigten ſich trotz aller gegentheiligen Verſicherungen deutliche Spuren einflußreichen Widerſtandes, welcher das Verfaſſungswerk nicht zu ſtande kommen laſſen wollte. Uebel angebrachte Haſt und jugendliche Schwärmerei ſollten Preußen vollends um die edle Frucht bringen, welche nur in ruhiger Entwicklung gezeitigt werden konnte. Es war ſelbſtverſtändlich, daß Deutſchland mitzuleiden haben würde, wo ſein edelſtes Glied litt.

3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.

Während die einzelnen Staaten durch zum Theil ziemlich fragwürdige Verfassungen ihren Angehörigen einen größeren oder geringeren Antheil an der Regierungsgewalt einräumten, und sich schon in der Verschiedenheit dieser einzelnen Verfassungen die alte Zerrissenheit Deutschlands klar wiederspiegelte, hatte sich die deutsche Jugend ein weit höheres Ziel gesteckt, getreu jenem Hang zum Idealen, welcher ein Vorrecht aller Jugend, und insbesondere der deutschen Jugend ist. Ihre Hoffnungen, ihre Wünsche zielten darauf, dem Lande, welches sie von der Fremdherrschaft hatten befreien helfen, nun auch die Einheit wieder zu erwerben, welche die Nation in den Tagen ihres höchsten Glanzes besessen zu haben schien, und obendrein jene politische Freiheit zu erringen, welche dem Zeitgeist unklar vorschwebte, ein unbewußter Wiederschein vom Wellenspiel der französischen Revolution.

Wo hätten diese Ideen eher ihre Stützpunkte finden sollen, als auf den deutschen Universitäten! Die studirende Jugend war, wenigstens soweit sie Muth und Kraft in sich fühlte, dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und von den Schlachtfeldern Frankreichs mit Gesinnungen heimgekehrt, welche sich mit den früheren Formen des studentischen Lebens wenig vertrugen. Das rohe landsmannschaftliche Wesen, welches sich in der Verletzung der Wohlanständigkeit, in rohester Selbsthilfe gefiel, war so recht ein Zerrbild aus vergangenen Tagen, ein trauriger Rest mittelalterlichen Pennalismus, welcher am wenigsten verdiente, den Fall des heiligen Römischen Reiches zu überdauern. Sollten die Jünglinge, die im ernsten Männerkampf gestritten und geblutet, mit elenden studentischen Raufereien in Zukunft renommiren? Ließ sich die kostbare Jugendzeit nicht besser ausnutzen, als bisher meist geschehen war, zum Nutzen der Nation und zum Heile des Vaterlandes?

Was auch immer die späteren Verirrungen der „Burschenschaft" gewesen sein mögen, Ehre gebührt den Jünglingen, welche das Werk der Reformation ihres Vaterlandes mit der Besserung ihrer engsten Kreise, ihrer persönlichen Läuterung anfingen, in der richtigen Erkenntniß, daß der Edle allein frei zu sein verdient: hätten sie nur zugleich erkannt, daß frei ist, wer edlen Zielen zustrebt. —

Der intellektuelle Urheber der deutschen Burschenschaft ist vielleicht kein geringerer, als Fichte, der schon im Jahr 1810 bei der Gründung der Universität Berlin mit Hardenbergs Vorwissen die Studenten zu einer solchen Burschenschaft hatte vereinigen wollen, um das wüste Treiben der Landsmannschaften hier von vornherein auszuschließen.

Nicht von vornherein dachten die jungen Männer, welche am 12. Juni 1815 zu Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft begründeten, an unmittelbare politische Thätigkeit: diese war vielmehr nur das Resultat der beginnenden Verfolgung und die Konsequenz der ursprünglichen Grundsätze. Noch weniger kann man ihr revolutionäre Absichten zuschreiben, denn an jenem Stiftungstage konnte noch kein Sterblicher wissen, daß die preußische Regierung demnächst eine Rückwärtsbewegung machen werde.

Wahres Christenthum — mit stark ausgeprägter protestantischer Richtung, ernste Geistesarbeit, Sittlichkeit und Deutschthum waren die ursprünglichen Ideale der Burschenschaft. Wenngleich man auch nicht einzusehen vermag, warum grade ein schwarzsammtner Schnürenrock oder ein schwarzer Rock mit übergeklapptem, breitem, weißem Kragen, schwarzrothgoldene Bänder und Quasten als äußere Zeichen des Deutschthums erwählt werden mußten, so ist es doch sehr unbillig, diese Aeußerlichkeiten nachträglich lächerlich zu machen.

Zu dieser Reformbewegung unter den Studirenden gesellte sich eine zweite, die sich mit jener ersten besonders im Punkte des Deutschthums traf: es war dies die Turnerei, als deren Oberhaupt sich „Vater" Jahn betrachtete. Allerdings war dieser Mann gemäß dem eigenthümlichen Lebenswege, den er genommen, einzig in seiner Art, oder, wenn man will, ein Sonderling; sein Geist hatte die Bildungselemente, die ihm zugeführt waren, nicht einheitlich verarbeitet; dazu war er ein Märker von urwüchsiger Grobheit. Seinen unauslöschlichen Franzosenhaß kann ihm nur der vorwerfen, welcher die nationalen Gefühle nicht kennt, soweit sie in dem Volksliede oder in den unbarmherzigen Kämpfen mit dem Gewehrkolben Ausdruck gefunden haben. Sonderbar freilich war sein Vorschlag, an der Grenze gegen Frankreich einen wilden Wald mit Auerochsen, reißenden Thieren und Grenzwächtern anzulegen, um die wälschen Nachbarn für immer fern zu halten.

Schwebte dem Turnvater auch nur eine unklare Vorstellung von dem deutschen Urvolksthum vor, das er zurückzuführen strebte, so war doch der Grundgedanke der Turnerei, die deutsche Jugend durch Leibesübungen und Entbehrungen frühzeitig kräftig und wehrhaft zu machen, ein durchaus gesunder und hatte seine Bestätigung schon in den letzten Kriegsjahren gefunden. Genug, Turnerthum und Burschenthum verschmolzen innig miteinander und haben denn auch das gleiche Geschick erfahren. Mit besonderem Wohlwollen sah man diese Bestrebungen von seiten der Regierungen nicht an; die Abneigung, namentlich gegen die Burschenschaft, nahm mehr und mehr zu, als dieselbe auch Politik zu treiben anfing. Mißtönig klang der preußischen Regierung Karl Follens Lied:

„Nun auf ihr Brüder, frei und schnell,
Ihr Brüder du und du:
Noch bellt der Kampfs- und Schmalz-Gesell,
Der Bel- und Kotzebue."

Der neue Geist, welcher in den akademischen Kreisen erwacht war, sollte nun bald Gelegenheit finden, öffentlich sich kundzugeben. König Friedrich Wilhelm, der sich auf das ernsteste mit dem Plan trug, alle Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten, Gegensätze, die jetzt alle Bedeutung verloren zu haben schienen, durch eine förmliche „Union" völlig aufzuheben, gab die Anregung, im Jahr 1817 die dritte Säkularfeier der Reformation besonders festlich zu begehen. Er selbst begab sich mit seinem Hofe nach Wittenberg, um den Grundstein zu einem würdigen Denkmal des Reformators zu legen. Bei dem ernsten christlichen Geiste, der die Burschenschaft durchdrang, war es natürlich, daß auch sie ihren religiösen Gesinnungen Ausdruck zu geben wünschte. Aber begreiflicherweise verbanden sich damit noch andere Absichten. Man wollte zugleich die Oktoberfeuer, welche man zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig anzuzünden begonnen hatte, an der geweihten Stelle entflammen, von der aus das Licht deutscher Forschung sich in alle Welt verbreitet hatte: man wollte endlich das Zusammensein so vieler „Burschen" der verschiedenen Hochschulen zu einem ersten allgemeinen Burschentage benutzen.

Dies dreifache Fest zu begehen, ward auf den 18. Oktober 1817 eine große Versammlung nach der Wartburg ausgeschrieben.

Man übersah dabei eigentlich, daß ein solches Fest eine Beleidigung der zahlreichen Katholiken war, die doch auch zur Befreiung Deutschlands beigetragen hatten.

Das Fest hatte einen ernsten, religiösen Anstrich; die Reden waren von schwungvollem, meist unpolitischem Charakter; schweifte ja ein Redner auf das politische Gebiet ab, so suchten besonnene Männer, wie der Professor Oken, abzulenken. Schon war das eigentliche Fest zu Ende: auf den Berghöhen, der Wartburg gegenüber, flammten die Oktoberfeuer, da führten einige Studenten, offenbar in Erinnerung an die Verbrennung der Bannbulle, ein verhängnißvolles Nachspiel auf. Der Student Maßmann, ein begeisterter Turner, schleppte ohne Vorwissen des Festausschusses eine Anzahl Bücher herbei, die dem Feuer übergeben werden sollten. Laut wurden die Namen der verurtheilten Bücher — oder Autoren — verlesen und die verdammten mit einer Heugabel ins Feuer

gestoßen. Zuletzt flog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande" ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock und ein preußisches Gardistenschnürleib ins Feuer.

Diese That jugendlichen Vorwitzes und entschuldbarer Erregung, — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des ordengeschmückten Hofrathes Schmalz und der „Codex der Gensdarmerie" des Herrn von Kamptz — wurde sofort von den Uebelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Höfen Deutschlands und Europas denunzirt. Auf das Drängen der vier Großmächte des Kontinentes mußte der Großherzog von Weimar die Preßfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs
1818 von Preußen: gleichwol gab die preußische Regierung noch am 5. Februar 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesammtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu kühnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 21. März eine Kabinetsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Ertheilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrathe siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisirenden Bestrebungen verhängnißvoll wurden.

---

4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

1818 Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig; es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegssteuer zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier anderen europäischen Hauptmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundsätze: nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nöthig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

Kaiser Alexander vertheilte persönlich eine Schrift des jungen walachischen Bojaren Stourdza, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung Karl Follens,

oder

Encyclopädiſche Zeitung.

XI u. XII. 195. 1817.

Der Studentenfrieden auf der Wartburg.

Der Vergünſtigung ſeiner kön. Hoheit, unſers D. Groſsherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eiſenach alle Anſtalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Ritterſaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menſchen verſehen. Soviel waren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gieſsen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Roſtock, Tübingen und Würzburg.

Am 19n zogen die auf dem Markt um 9 Uhr verſammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Muſik voraus. Wir mit ihnen. Der Profeſſoren, welchen dieſes Feſt am Herzen lag, die den Keim eines groſsen Fruchtbaums darinn erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu erſehen, was von deſſen Gedeihen zu erwarten ſeyn möchte, waren unſerer vier, Fries, Kieſer, Schweitzer und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr dieſe Rede; über den Zweck der Zuſammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreiſen und Volksſtämmen des deutſchen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufſchwung und die erfaſste Idee des deutſchen Volks jetzt, über verfehlte und getäuſchte Hoffnungen, über die Beſtimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an ſie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der ſich den Wiſſenſchaften widmenden Jugend; endlich wie ſie ſelbſt bedacht ſeyn müſſe unter ſich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Burſchenbrauch einzuführen, ernſtlich und gemeinſchaftlich bedacht ſeyn müſſe auf die Mittel und Wege, ihrer Beſtimmung mit Würde entgegen zu gehen, die Blicke des erwachſenen Volks, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröſtet und aufmunternd auf ſie zu lenken, und ihm einſt zu werden, was es will, daſs ſie ſoll. — Die Anweſenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daſs wir nicht ſo gethan, aus Schmerz, daſs wir an ſolcher Trauer Schuld ſind, aus Freude über dieſen ſchönen, reinen und klaren Sinn, und unſere Söhne ſo erzogen zu haben, daſs ſie einſt erringen werden, was wir verſcherzten.

Von Dieſem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde geſprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten ſich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene ſtanden. Was ſo eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte ſich nun im freundlichen, geſelligen Kreiſe. Jeder war begeiſtert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Ausſöhnung, jeder zur Vereinigung geſtimmt. Eine groſse Maſſe Menſchen wirkt mesmeriſch auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und ſpricht mit Ungeſtümm in die Seele: Nur im Ganzen iſt Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr ſolcher Geſtalt geſprochen: Liebe Freunde! Dieſen Augenblick der Rührung und Stimmung müſst ihr nicht verrauchen laſſen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Die Nummer der Iſis mit Okens Bericht über das Feſt auf der Wartburg und den höhniſchen Vignetten zum Verzeichniſs der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenſtände. Dieſe Nummer machte ſolches Aufſehen, daſs man ſich in der Druckerei zu Jena um ſie riſs, und als am folgenden Tage die Konfiskation ausgeſprochen wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde ſo vollkommen ausgeführt, daſs die Exemplare zu den gröſsten Seltenheiten gehören.

Digitized by Google

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden unangerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die grimmigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr es nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen lassen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn so ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey, vier müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Landsmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer größern Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur Glied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, Regeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die Tasche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach Hause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten **eins** sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der **deutschen**, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier, die sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Gesetzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen, Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, überlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet, euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Oestreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach nicht von dem Uebertritt aus einer Landsmannschaft in die andere. Nicht die Weißen sollen Schwarze, nicht die Schwarzen Weise, nicht die Wildhessen Althessen, nicht die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben, die Mecklenburger Lievländer uff. werden; sondern ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seyd, **Universale**. — Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr lernt auf den Universitäten nicht französische, englische, spanische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr könnt und wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden, als gebildete **Deutsche**, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey ist.

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße, schwarze, rothe, blaue uff. müßt ihr euch nennen; denn das sind auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr euch nennen; denn Teutonen sind auch die andern. Euer Name sey, was ihr allein und ausschließlich seyd, nehmlich **Studentenschaft** oder **Burschenschaft**. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein **Abzeichen** zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenwesen thun und alles andere als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschengeschichte wie in der Natur: Schließ dich immer an die Masse an: der Einzelne geht immer und nothwendig gegen das Ganze zu Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig gegen sich und an einander zu Grunde. Landsmannschaften reiben Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann sich aber

nicht selbst aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was eine Landsmannschaft im Theil.

Das überlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr gekommen seyd! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ——— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey Jahren! ———

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug den Berg herunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte.

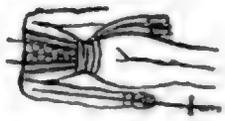
Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt — und darauf wurde es dunkel. — So ist jede Minute in löblicher Thätigkeit zugebracht worden.

Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen, und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten, die wir nicht gehört, die aber allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden.

Es waren aber die Abgebrannten diese:

Ein

Eine 

Ein

(Ob jedoch diese drey Dinge die ersten oder die letzten gewesen, wissen wir nicht.) — Ferner:

F. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

F. v. Cölln: Vertraute Briefe.
— — — Freymüthige Blätter, ua.

∴ Crome: Deutschlands Crisis u. Rettung.

Dabelow: der 13e Artikel der deutschen Bundesacte. usw.

H. .....: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

¿ K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

:: Hark: Ui. die gemeinschädl. Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policey in Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der Studierenden ins Besondere.

Janke: Der neuen Freyheitsprediger Constitutionsgeschrey.

Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

▫▫ L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am ▫▫ Napoleonstage 1809.
— — — Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres.
— — — Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.

W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände.

Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik; und die beyden darauf.

Saul Ascher: Germanomanie.

¿ Chr. v. Benzel Sternau: Jason.

Werner: Weihe der Kraft.
— — — die Söhne des Thals.

¿ K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

¿ Der Code Napoleon und? Zachariä über denselben.

Immermann: Ein Wort zur Beherzigung [gegen die Burschenschaft zu Halle.]

▽ Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.

Die Statuten der Adelskette.

Allemannia, und andere Zeitschriften und Zeitungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden, können wir den Herausgebern, welchen daran liegt, nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß

heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergelsterung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

☞ Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und werden es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

Einige Gedanken und Wünsche.

1.

Von einigen Akademien erscheinen in Litteraturzeitungen, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorleskataloge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens umfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber auch unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie erscheint dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein Verzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich gelehrt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr zu wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu erfahren: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Akademien wirklich gehalten worden sind; 2) von welchen Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele Stunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie vielen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. Würde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so würde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen Akademien näher kennen lernen; es würden manche vorzügliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften bekannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt werden; andere, die sich auf irgend einem Wege litterärischen Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder die als Schriftsteller zwar Verdienst haben, als akademische Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden nach und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie der Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierungen bey Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend einer akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem litterärischen Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das eigentliche Lehrertalent gar nicht begründet, so daß man sich nicht selten zu dem Schlusse veranlaßt sieht, der angekommene Professor könne der litterärisch bekannte Gelehrte nicht seyn, — exempla sunt odiosa. Da in der Isis die dazu geeigneten Nachrichten eingerückt werden, ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müssen, so könnten die oben bemerkten Puncte leicht von den einzelnen Akademien, oder von Lehrern an denselben, am Ende eines jeden Semesters, in der Isis bekannt gemacht werden [Gründe gut, Ausführung löblich, aber wie schwierig es bey den offenkundigsten Vorgängen ist, ehrliche Berichter zu finden, beweist ein gewisser Wildberg, der in seinem Almanach der Universitäten uns mir nichts dir nichts unter die stellte, die keine Collegien lesen, und von uns erzählte, wir thäten nichts als schrieben zur langen Weile Ferienschriften.]

2.

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnlich die Vorleskataloge in öffentlichen Blättern, von anderen dagegen gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht mancher Akademien, vielleicht daran, daß man die bedeutenden Insertionsgebühren anzuwenden für unnöthig hält. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhergehenden bemerkten, auch die Verzeichnisse der Vorlesungen von allen Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses könnte fernerhin leicht durch die Isis geschehen, wenn an jeder Akademie sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ein Verzeichniß der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, an die Redaction der Isis zur Insertion jedesmal einzusenden. Das gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe danken.

3.

Wie ist dem Unwesen unserer Litteraturzeitungen zu steuern? — nehmlich dem Unwesen, welches darin besteht, daß so viele geistlose Schriften, und unbedeutende Wische, von geistlosen, unbedeutenden, des Magens wegen schreibenden Recensenten, dem Publikum angerühmt werden, während, daß nur zu oft von den geist- und gehaltvollsten Schriften entweder gar nicht die Rede ist, oder doch nur so, daß der Unkundige sich von denselben nicht viel verspricht. Daß dieses freylich nicht immer der Fall ist, ist eben so wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. Möge doch die Isis fernerhin die Geisel werden sowohl für die Recensionen, wodurch in Litteraturzeitungen geistlose Schriften angerühmt werden, als auch für die schlechten, und herabwürdigenden Recensionen geist- und gehaltvoller Schriften! Einsender dieses würde schon mit verschiedenen Bemerkungen dieser Art aufgewartet haben, wenn es ihm nicht zu oft an der nöthigen Muße fehlte. [Das sagen auch wir, und der Vetter Michel, u. unsere ganze Sippschaft, die etwas taugt. Damit ist aber nichts geholfen, und die halbkluge Sippschaft erobert das Feld.]

die sogenannten „Unbedingten“ abgezweigt hatten. Nach Follens Anschauungen waren die Fürsten nur die ersten Beamten des Staates, und über den Einzellandtagen sollte ein Reichstag stehen, welcher den König zu wählen habe. Auch festigte sich die Organisation der Burschenschaft immer mehr, und grade zur Zeit des Aachener Kongresses stellten die Vertreter von vierzehn deutschen Universitäten zu Jena die Grundsätze des Verbandes aller deutschen Burschen und Burschenschaften fest. Allein hatte die Losung: „Ehre, Freiheit, Vaterland“ — bei der leipziger Burschenschaft stand als erstes Losungswort „Gott“ — denn wirklich etwas Bedrohliches für die deutschen Regierungen oder die Ordnung Europas? Unmittelbar nach dem Wartburgfeste hatte die Burschenschaft ausdrücklich erklärt, daß sie sich mit politischen Dingen nicht zu befassen habe: freilich beabsichtigte sie eine Umwälzung, aber nur eine solche, wie sie ernstes sittliches und patriotisches Streben von selbst hervorrufen mußte.

Diesen deutschen Geist erfrechte sich ein Fremdling, Mitglied eines der verkommensten Volksstämme, zu verketzern. Der allgemeinen Entrüstung ging der Bojar durch die Flucht nach Dresden aus dem Wege und entzog sich einer studentischen Herausforderung feige durch die Erklärung, er „habe seine Schrift auf Kaiser Alexanders Befehl gedacht, geschrieben und ausgeführt, könne daher für dieselbe keine Auskunft geben.“

Die Herausforderer, die Jenenser Studenten Graf Bochholz und Keller, erklärten diese Entschuldigung für stichhaltig: „eine Denk-, Schreib- und Handlungsmaschine könne ihnen allerdings keine Genugthuung geben.“

In noch höherem Grade als Stourdza erregte der talentvolle dramatische Schriftsteller August von Kotzebue, der jetzt als russischer Staatsrath in Weimar lebte, den Zorn der deutschen Jugend. Hier bekämpfte er die neuen Ideen in seinem „politischen Wochenblatte“, außerdem lieferte er dem Kaiser Alexander gegen Bezahlung Stimmungsberichte, die dem Deutschthum sehr feindselig waren. Einer derselben fiel zufällig in die Hände des Professors Luden, der ihn in seiner „Nemesis“ abdrucken ließ.

Die allgemeine Aufregung, welche jenes Machwerk hervorrief, erweckte zum Unheile Deutschlands in dem Herzen eines schwärmerischen Jünglings den Plan, die Nation von diesem Feinde der Freiheit zu erlösen. Karl Sand, aus Wunsiedel im Fichtelgebirge gebürtig, ein junger Mann von ernstem, aber etwas überspanntem Wesen und reinen Sitten, der damals in Jena Theologie studirte, glaubte für diesen Zweck sein Leben opfern zu müssen. Er begab sich im März 1819 nach Mannheim, wohin Kotzebue neuerdings übergesiedelt war, fand am 23. März Nachmittags bei seinem Todfeinde Einlaß und brachte ihm mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ mehrere Dolchstiche bei. Darauf führte er einen Stoß gegen seine eigene Brust, stürzte auf die Straße, kniete nieder, dankte Gott für seinen „Sieg“ und suchte sich dann vollends den Tod zu geben.

Auch diese zweite Verwundung war nicht tödlich; bei sorgsamer Pflege genas er im Gefängniß, um am 20. Mai 1820 in Mannheim die Strafe seines Verbrechens zu erleiden.

Selbst die freisinnigsten Männer konnten diese unbedingt verwerfliche That nicht billigen, soweit sie nur irgendwie politisch zu denken verstanden; unter der deutschen Jugend mag mancher den Mörder bewundert haben als einen zweiten Brutus, aber alle Einsichtigen beklagten die That und den Thäter. Leider fand Sand wenige Monate darauf einen Nachfolger in dem Apothekergehilfen Löhning, welcher am 1. Juli auf den nassauischen Staatsrath von Ibell zu Schwalbach einen fruchtlosen Mordversuch machte.

Diese beiden Vorgänge gaben nicht allein der Sache der Burschenschaft, sondern auch allen inneren Entwickelungsbestrebungen den Tod. Es war den Regierungen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie nunmehr den Geist der Empörung, ja der Ruchlosigkeit, der das junge Deutschland ergriffen zu haben schien, mit den strengsten Mitteln zu unterdrücken beschlossen. Vielleicht waren

die ersten Unthaten nur das Vorspiel eines blutigen Dramas — eine solche Befürchtung war erklärlich. Das Staatsinteresse nicht minder, als die Moral schien eine gründliche Untersuchung, sorgsame Aufspürung aller Mitschuldigen zu erfordern, um das Uebel an der Wurzel zu treffen. Nicht deswegen darf man die damaligen Regierungen angreifen, daß sie überhaupt einschritten; zum Vorwurfe gereicht ihnen nur das Uebermaß der Verfolgung, welche Schuldige und Unschuldige gleichmäßig traf und nicht einmal die unverdächtigsten, wie den edlen Patrioten E. M. Arndt schonte.

Der berühmte Berliner Theologe de Wette, welcher einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben, wurde abgesetzt, Jahn und Follen in Haft genommen, auf die Papiere der Brüder Welcker, die in Bonn Professoren waren, wurde Beschlag gelegt, Arndt mit Polizeimaßregeln behelligt. In Mecklenburg, Hessen ꝛc. fand ähnliches statt.

Niemand waren die traurigen Ereignisse erwünschter, als Metternich. Er wußte sehr wohl, daß eine eigentliche Gefahr für Deutschland oder die Welt von den Studenten und Professoren nicht zu befürchten war. Aber die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Ausschreitungen ließen sich trefflich benutzen, um das System der Stagnation, das Metternich für Oestreich nothwendig erachtete, nunmehr in ganz Deutschland zum Siege zu führen. Die gewissermaßen konstitutionellen Verfassungen, deren sich einige Staaten erfreuten, waren ihm längst ein Dorn im Auge: es fiel bisher gar manchem Bundestagsgesandten nicht ein, bedingungslos sich den östreichischen Anforderungen zu fügen; eine Demüthigung des Bundestages bedeutete den Triumph Oestreichs: nur über die Verfassungen der Mittel- und Kleinstaaten hinweg konnte Metternich den Platz erreichen, von dem aus die östreichische Politik Deutschland zu beherrschen vermochte.

Hatte doch der mecklenburgische Gesandte, von Plessen, es im Dezember 1817 gewagt, an den Artikel dreizehn der Bundesakte zu erinnern. In Süddeutschland war der würtembergische Minister von Wangenheim ein entschiedener Gegner Metternichs und diesem aufs äußerste verhaßt.

Die Gelegenheit, die verhaßten Verfassungen zu beseitigen, war ohnehin nicht ungünstig; in Würtemberg dauerte der Verfassungskampf noch fort, der König von Baiern war der konstitutionellen Zustände bereits überdrüssig. Aber ohne Preußens Zustimmung konnte Metternich nicht hoffen, am Bundestag seine Absichten durchzusetzen: würde Preußen ohne weiteres auf die Pläne Metternichs eingehen, welche Oestreich zum Herrn in Deutschland machten?

Metternich benutzte einen Kuraufenthalt des Königs von Preußen, um mit
1819 ihm zu Teplitz (Juli 1819) eine Einladung zu Ministerkonferenzen zu verabreden. Die Mittelstaaten folgten der Aufforderung, und im August kam es in Karlsbad zu folgenschweren Beschlüssen. Der Angriff gegen den Bundestag selbst beschränkte sich auf die Vereinbarung, daß der Artikel 13 im monarchischen Sinne „erläutert" werden müsse. Im übrigen aber geschah alles, um den freien Gedanken und das freie Wort zu fesseln und die deutsche Jugend an der Erwerbung männlicher Kraft und der Stärkung freimüthigen deutschen Geistes zu hindern.

Die Burschenschaft und die Turnvereine sollten aufgehoben, die Universitäten „Kuratoren" unterstellt werden, welche Professoren und Studenten zu überwachen hatten. Für alle Zeitschriften und für Bücher unter zwanzig Bogen sollte die Censur eingeführt werden, vor allem aber in Mainz eine Centralkommission zur Untersuchung geheimer „demagogischer" Umtriebe zusammentreten.

Mit großer Eile betrieb Metternich die Anerkennung der Karlsbader Beschlüsse bei dem Bundestag, der bisher kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Die einzige Angelegenheit, in der er sich einmal geregt hatte, war die der hessischen Domänenkäufer, welche der Kurfürst zwang, die zur Zeit des französischen Regimentes erkauften Domänen ohne Entschädigung zurückzugeben. Das trotzige und beleidigende Auftreten des Kurfürsten hatte zwar den Bundestag zu einem förmlichen Proteste veranlaßt, aber die Sache selbst ließ er fallen.

Der Bundestag machte auch jetzt keine großen Schwierigkeiten, obgleich die Gesandten ohne spezielle Instruktion waren; am 20. September konnte Metternich — der Wahrheit entgegen — die einstimmige Annahme der Karlsbader Beschlüsse protokolliren lassen, ohne daß Widerspruch laut geworden wäre. Nach diesem Erfolge gedachte Metternich seinen Bundesreformplan vorzunehmen, mit dem er, wie erwähnt, die konstitutionelle und zugleich selbständige Stellung der Mittelstaaten einschränken wollte. Nur um dieser Selbständigkeit willen machten einige der süddeutschen Minister auf den Wiener Konferenzen (November 1819) dem östreichischen Staatslenker Opposition. Da aber diesem 1819
an der Stärkung der Bundesgewalt nichts mehr lag, weil die Schwächung derselben Oestreich zu gute kommen mußte, verständigte man sich auch hier ohne sonderliche Mühe über einige Bestimmungen, die zur Wiener Schlußakte am 15. Mai 1820 zusammengefaßt, und am 8. Juni vom Bundestag 1820
bestätigt wurden.

Der Fortentwicklung des Bundes wurde dadurch ein Ziel gesetzt, daß unter scharfer Betonung der völligen Gleichberechtigung aller Mitglieder bestimmt wurde, „organische Gesetze" des Bundes könnten in Zukunft nur mit Einstimmigkeit beschlossen werden.

In Bezug auf die politische Gestaltung der Einzelstaaten kam es nur zu allgemeinen, ziemlich bedeutungslosen Grundsätzen: es hieß namentlich: „die Verfassungen dürften die volle Souveränetät der Landesfürsten nicht antasten und dieselben nicht an der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen hindern."

Durch die Wiener Schlußakte wurde mithin zum Vortheile Oestreichs und der Kleinstaaterei der Zusammenhang des Bundes erheblich gelockert; nunmehr glaubten die Mittelstaaten auch etwas zu bedeuten und wachten eifersüchtig über ihre Souveränetät. Dies hatte für die Nation damals einen Vortheil. Das Souveränetätsgefühl erschwerte der Mainzer Centralkommission, die nach Metternichs Anweisungen arbeiten und die weniger „gutgesinnten" Regierungen zu kräftigster Verfolgung des Demagogenthums zwingen sollte, ihre ohnehin heikle Aufgabe auf das äußerste. Es war aber ein Meisterstück der Metternichschen Politik, daß der Vorsitz in der verhaßten Centralbehörde schließlich an Preußen

abgetreten wurde: so ward die preußische Regierung zu besonders energischem Einschreiten veranlaßt, was ihr ein starkes Odium in Deutschland auf den Hals lud. Da weder Sand Mitschuldige gehabt hatte, noch in Deutschland revolutionäre Gesellschaften existirten, so konnte auch die Mainzer Kommission keine Verschwörer ausfindig machen: da sie aber Opfer brauchte, so mußten unschuldige und harmlose Aeußerungen patriotischer Gesinnung als Verbrechen gebüßt werden: verdiente Männer wurden auf solche Versündigungen hin ihrem Wirkungskreise entrissen, zahlreiche Jünglinge schmachteten im Gefängniß, weil sie Freiheitslieder gesungen oder schwarzrothgoldne Bänder getragen hatten.

Die Strafen erreichten selbst die Höhe von zehn Jahren Festungshaft. Der Turnvater Jahn, vom Berliner Kammergericht freigesprochen, wurde auf Grund einer Kabinetsordre in Kolberg internirt.

Die Burschenschaft war aufgelöst: A. Binzer hatte ihr sein berühmtes, wehmüthiges Grablied gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus"; aber im Gegensatz zur Ungunst der Zeitverhältnisse schloß er markig, fest und vertrauensvoll: „Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Noth? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott."

Die Mainzer Kommission thürmte Akten über Akten auf und mußte nach mehrjähriger Thätigkeit dennoch erklären, sie habe etwas direkt Revolutionäres kaum aufzuspüren vermocht.

Die Burschenschaft bestand trotz ihrer Auflösung im geheimen fort und nahm nun erst recht eine politische Färbung an, wandte sich zum Theil sogar republikanischen Zielen zu. Außerdem entstand neben ihr 1821 ein wirklich revolutionärer Geheimbund, welcher die dereinstige Befreiung Deutschlands von seinen „Tyrannen" bezweckte. Als er im Jahre 1824 entdeckt wurde, konnte man nur zwei Mitglieder ausfindig machen.

---

5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.

Die Hoffnungen der liberalen Kreise in Preußen hatten sich, wie erwähnt, auf Wilhelm von Humboldt konzentrirt, und ihre Aussichten waren bis zur Ermordung Kotzebues nicht ganz ungünstig gewesen, denn Humboldt, von seinem englischen Gesandtschaftsposten entbunden und zum Minister für ständische Angelegenheiten erlesen, arbeitete eine Denkschrift aus, in welcher er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Ständeversammlung nachwies; dieselbe sollte aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgehen und nicht blos berathende, sondern entscheidende Stimme haben. Aber Hardenberg verstand es Humboldt von Berlin fern zu halten, die Sache zu verzögern, — dann kam die Mannheimer That, es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse, die hinter Humboldts Rücken gefaßt wurden.

Mit größter Entschiedenheit protestirte er gegen diese Festsetzungen, die ein denkendes Volk aufregen müßten, verlangte daß der Minister Bernstorff, der Preußen in Karlsbad vertreten, in Anklagestand versetzt werde. Aber in Preußen hatte man ja bereits gewählt: die für liberal geltenden Mitglieder des Ministeriums mußten ihre Posten aufgeben: zuerst trat der Kriegsminister von Boyen ab, der eifrige Gönner der Landwehr, welche in den

Befreiungskriegen sich so große Verdienste erworben hatte und nunmehr als demokratisches Institut verdächtigt wurde; es folgten noch im Jahre 1819 Beyme und Humboldt.

Die Regierung ließ versichern, daß sie gleichwol an ihren Verfassungsplänen festhielte, und wirklich wurde am 17. Januar 1820 die Verordnung 1820
erlassen, daß neue Staatsschulden nur mit Bewilligung und unter Bürgschaft der künftigen Reichsstände gemacht werden sollten. Das Verfassungswerk nahm denn auch weiter seinen Fortgang, die Kommission brachte aber unter dem Einflusse des Kronprinzen, welcher Hardenberg und seine Anhänger völlig bei Seite drängte, nur Provinzialverfassungen von ausgesprochen ständischem Charakter zu stande. Der Adel war im höchsten Grade bevorzugt: wer kein Grundeigenthum besaß, war von jeder Mitwirkung an politischen Dingen ausgeschlossen.

Die Provinzialverfassungen für Preußen, Pommern und Brandenburg wurden im Jahre 1823, die für die übrigen fünf Provinzen im folgenden Jahre bekannt gemacht. In den Provinzen wählten die adligen, städtischen und bäuerlichen Grundbesitzer ihre Vertreter, welche alle drei Jahre auf dem Provinziallandtage Gesetze für ihre Provinz zu begutachten hatten. — Auf die endliche Gestaltung der Provinzialstände war von größtem Einfluß die Hallersche Staatsrechtslehre, deren Anhänger der Kronprinz war. Nach Haller ist der Staat weder die Vereinigung der freien und gleichen Bewohner eines Landes, noch ein Vertrag zwischen Fürst und Volk, — welches letztere demnach auch seine unveräußerlichen Rechte besitzen würde — sondern das Land ist Eigenthum des Fürsten, der es von Gottes Gnaden erhalten hat und kraft seiner Gnade wiederum den Unterthanen nach Belieben gewisse Freiheiten oder Rechte gewähren kann.

Wenn Metternich gehofft hatte Preußens politischen Einfluß in Deutschland zu brechen, indem er es in das Schlepptau seiner absolutistischen Politik nahm, so hatte er das eigentlich schon im Jahre 1820 erreicht.

Jetzt machte sich Süddeutschland breit, und in einer Schrift, die auf Antrieb des Königs von Würtemberg im Jahre 1820 geschrieben wurde, „Manuscript aus Süddeutschland" wurde ausgeführt, das Heil Deutschlands beruhe lediglich auf dem eigentlichen Kern der Nation, den Baiern und Alemannen, welche seiner Zeit nur aus „Liebe zu Deutschland" den Rheinbund — unter französischer Protektion — geschlossen hätten.

Dieser Aberwitz verschärfte selbstverständlich den natürlichen Gegensatz zwischen Norden und Süden noch mehr und diente vor allem dazu, Preußen herabzusetzen. Die Befreiungskriege waren vergessen, und als der Bundestag die neue Wehrverfassung des Reiches ordnete (9. April 1821), wurde gründlich dafür gesorgt, 1821
daß die deutschen Großmächte, geschweige denn das verhaßte Preußen, nicht etwa einen bestimmenden Einfluß erhielten. Wurde dadurch auch die Wehrkraft der Nation empfindlich geschädigt, was galt das den süddeutschen Staatsmännern, die jetzt als Hüter der Freiheit den Partikularismus der deutschen Stämme zu schönster Blüte brachten!

Obwol nun Metternich der preußischen Regierung jede kleine Demüthigung von Herzen gönnte, wurde er doch äußerst verdrießlich, als Würtemberg es wagte, in den Fragen der großen Politik seinen Selbständigkeitskitzel zu äußern und in Bundesangelegenheiten eine hervorragendere Rolle zu spielen. Nach mehreren vergeblichen Anläufen erreichte Metternich auch wirklich, daß der König

von Würtemberg den selbstbewußten Vertreter süddeutscher Größe, Freiherrn von Wangenheim abberief; zu gleicher Zeit wurden seine Gesinnungsgenossen unter den Vertretern der andern Staaten durch gefügigere Persönlichkeiten ersetzt (1823).

Erstlich protestirte Würtemberg gegen die Beschlüsse des Kongresses von Verona (Oktober 1822 eröffnet), insofern die fünf Großmächte die Staaten zweiten Ranges in ungebührlicher Weise bevormundeten. Dann empfahl Wangenheim eine Beschwerde der holsteinischen Stände über ihren Landesherrn, den König von Dänemark, zur größten Entrüstung Metternichs dem Bundestage zur Berücksichtigung. Zuletzt nahm er sich noch einmal der hessischen Domänenkäufer an: da mußte ihn König Wilhelm abberufen.

Nachdem nun auch die Widerstandskraft Süddeutschlands gebrochen war, hielt Metternich es für angezeigt, die ursprünglich nur auf fünf Jahre gefaßten Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit verlängern zu lassen. Dies geschah
1824 von seiten des Bundes im August 1824; im wesentlichen wurden die früheren Beschlüsse bestätigt; dazu kam noch eine sorgfältige Prüfung des Schulwesens in den Bundesstaaten.

---

6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.

Während die Gegner Preußens in Deutschland diesen Staat zur Bedeutung eines Mittelstaates herabdrücken zu können vermeinten und Preußen auch wirklich auf dem Felde der eigentlichen Politik seine nationale Aufgabe weder begreifen, noch lösen zu wollen schien, entwickelte es auf einem anderen Gebiete eine höchst heilsame Thätigkeit: es bezeugte durch geschickte und energische Ueberwindung sachlicher Schwierigkeiten und künstlich geschaffener Hindernisse die ihm innewohnende Kraft und Tüchtigkeit; es bewies, gewissermaßen unbewußt, seinen nationalen Beruf, kraft dessen es früher oder später dennoch an die Spitze Deutschlands treten mußte.

Vom Abschlusse des Friedens von 1815 hatte man allgemein auch die Wiederkehr besserer wirthschaftlicher Zustände, namentlich eine Hebung des Handels erhofft, und die Bundesakte bestimmte (§ 19) ausdrücklich, daß in der ersten Session Verkehr und Handel zwischen den einzelnen Staaten geregelt werden sollten. Die hauptsächlichste Kalamität für den Verkehr war das herkömmliche Grenzzollsystem, welches einen Staat von dem andern fast hermetisch abschloß. Dazu kamen aber nach dem zweiten Pariser Frieden besondere Uebelstände. Die Mißernte des Jahres 1816 steigerte den Preis des Getreides auf das äußerste: indem England alle während der langjährigen Kontinentalsperre angefertigten Waaren zu Schleuderpreisen auf den deutschen Markt brachte, wurden die inländischen Fabrikate entwerthet und die deutschen Gewerbe auf das empfindlichste geschädigt. Als Würtemberg, durch die Getreidenoth besonders bedrängt, auf Berathungen und Beschlüsse im Sinne des § 19 drang, zeigte sich der Bundestag nicht abgeneigt, wenigstens für den Getreideverkehr alle Beschränkungen aufzuheben; aber auch diese Absicht scheiterte an den Sonderinteressen einzelner Staaten, und die reiche Ernte des gesegneten Jahres 1817 überhob die Staatsmänner der Mühe, über diese Sache weiter nachzudenken. Indessen war die Idee einer Aufhebung der trennenden Binnenmauthen und ihre Ersetzung durch

ein ganz Deutschland umfassendes Grenzzollsystem durch jene Berathungen lebhaft angeregt worden: mit Leidenschaftlichkeit, ja fast schwärmerisch, empfahl der Würtemberger Friedrich List diesen Plan auf dem Bundestag und in Wien. Ebenso suchte der badische Geheimrath Nebenius in einer Denkschrift, die im Jahre 1819 in Wien vorgelegt wurde, die Vorzüge der geplanten Zollreform einleuchtend darzuthun. Da aber die nothwendige „Einstimmigkeit" im Bunde schwerlich zu erreichen gewesen sein würde, ließ man diese Mahnrufe wirkungslos verhallen.

Indessen war man in Preußen, wo man bei der langgestreckten Ausdehnung des Staates die Nachtheile der Binnenmauthen besonders fühlen mußte, schon einige Schritte auf dem Wege der Reform vorausgegangen. Eine königliche Verordnung bekundete schon im Jahre 1816 die Absicht, an die Stelle aller Binnen- und Provinzialzölle den Grenzzoll zu setzen: nach sorgsamen Vorarbeiten, welche der Generalsteuerdirektor K. G. Maassen leitete, kam dann am 26. Mai 1818 das neue preußische Zollgesetz zu stande. Es zeichnete sich einerseits durch einen einfachen übersichtlichen Tarif aus, andrerseits gab die Regierung das bisher allgemein geübte Prinzip hoher Schutzzölle auf.

Man nahm an, daß schließlich die Menge der eingeführten Waaren auch bei niedrigerem Zolle ein gleiches oder höheres Erträgniß ergeben werde, als der hohe Schutzzoll; außerdem deckte man den Ausfall durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern (auf Wein, Bier, Tabak, Branntwein, dazu kam 1820 die Klassen-, Gewerbe-, Mahl- und Schlachtsteuer). Für die Mehrbelastung des Einzelnen wurde die Gesammtheit durch bedeutende Verbesserungen der Verkehrsmittel entschädigt; so wurde die Länge der preußischen Chausseen in den Jahren 1817 bis 1828 bei einem Aufwande von 22 Millionen Thalern mehr als verdoppelt.

Da die Grenzlinie des preußischen Staates an achtundzwanzig Nachbarn stieß, war es für die Regierung, schon um dem Schmuggel vorzubeugen, sehr wünschenswerth, möglichst viele jener Nachbarn zum Anschluß zu bewegen, und dieser Anschluß lag auch im Interesse der Staaten selbst, welche durch das preußische System ihren Verkehr behindert sahen.

Dennoch folgte der Einladung des Geheimrathes Eichhorn nur ein einziger Fürst, der von Schwarzburg-Sondershausen, und zwar auch nur für einen Theil seines Ländchens; die öffentliche Meinung, die Presse aller Parteien, die Regierungen aber waren sämmtlich empört über Preußens Vorgehen, in dem sie eine Vergewaltigung Norddeutschlands sahen. Am lebhaftesten bekundete der Herzog von Köthen seinen Widerwillen gegen die Neuerung, und seine Unterthanen betrieben einen schwunghaften Schmuggel, bis ihnen Preußen das Handwerk legte. In den nächsten Jahren (1823—1826) schlossen sich aber doch schon einige der Kleineren und Kleinsten Preußen an, schließlich auch das widerspenstige Köthen (1828).

Inzwischen aber hatten die Mittel- und Kleinstaaten versucht, auch ihrerseits eine Einigung der „rein-deutschen" Staaten zu stande zu bringen. Aber namentlich an der Verschiedenheit der Tarife scheiterte dies Unternehmen (1823), und einige Jahre darauf führten erneute Verhand- 1823
lungen das erwünschte Resultat auch nicht herbei (1825). Endlich aber schlossen Baiern und 1825
Würtemberg, wesentlich aus politischen Rücksichten, eine Zolleinigung (18. Januar 1828). Da- 1828
durch kam Hessen-Darmstadt in eine schlimme Lage und beantragte seine Aufnahme in den preußischen Zollverein. Obwol ein finanzieller Vortheil davon nicht zu erwarten stand, wenn nicht zugleich auch Kurhessen eintrat, das sich aber beharrlich weigerte, ging man auf das Gesuch ein, weil es höchst wichtig war, im Süden eine derartig befreundete Macht zu haben: der preußische Finanzminister von Motz räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege, man bewilligte Hessen eine gesonderte Zollverwaltung, und am 3. Februar 1828 wurde der Vertrag 1828
zwischen Hessen und Preußen zum größten Aerger der süddeutschen Höfe abgeschlossen. Aber auch die mitteldeutschen Staaten regten sich und beschlossen, durch einen eigenen Verein sich zwischen den bairisch-würtembergischen und den preußischen Zollverein einzudrängen. Die norddeutschen Gegner Preußens, Hannover, Braunschweig, Bremen, schlossen sich gern an die thüringischen Staaten, Nassau, Kurhessen, Frankfurt, und schufen im Jahre 1828 den „mittel-

deutſchen Handelsverein.“ Man hoffte Preußens handelspolitiſchen Fortſchritten damit die Elbe als Weſtgrenze gegeben zu haben und ſchmeichelte ſich ſogar, dieſer Macht durch hohe Durchgangszölle eine völlige Niederlage bereiten zu können. Aber Preußen wußte dem zu begegnen. Zuerſt ſchloß es einen Zollvertrag mit dem Könige von Baiern
1829 ab, dem der mitteldeutſche Handelsverein ebenſo ungelegen war (März 1829), dann gewann es Meiningen und Gotha (Juli 1829) zu einem Separatabkommen, durch welches eine ununterbrochene Handelsſtraße von Hamburg bis Nürnberg geſchaffen wurde. Vergebens
1830 einten ſich die norddeutſchen Gegner noch einmal zu dem Eimbecker Vertrag (März 1830), ſchon im nächſten Jahre ſchloß ſich wenigſtens der Kurfürſt von Heſſen Preußen an.

So war inmitten der politiſchen Zerklüftung Deutſchlands doch ein einigendes Band um die meiſten deutſchen Staaten geſchlungen, Preußen aber hatte von neuem feſten Fuß in Deutſchland gefaßt.

---

7. Innere Zuſtände in Oeſtreich, Preußen und Baiern bis 1830.

Trotz der politiſchen Reaktion, welche in den beiden deutſchen Hauptſtaaten mehr und mehr zunahm, beſaßen die Herrſcher derſelben in hohem Grade die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Unterthanen. Die Popularität beider beruhte großentheils auf der ſchlicht bürgerlichen Weiſe, in welcher dieſe Monarchen ihrem Volke entgegentraten. Kaiſer Franz I. verſtand es ganz beſonders, ſich in Ernſt und Scherz der Denk- und Ausdrucksweiſe des Oeſtreichers anzupaſſen, und entzückte auf ſeinen vielfachen Reiſen durch die Provinzen durch ſeine joviale, väterliche und leutſelige Art. Die Unterthanen räſonnirten dann wol gelegentlich über ſeine Regierung, ließen ſich aber geduldig die geiſtige Knechtſchaft gefallen, die ihnen Metternich auferlegte.

Reiſen in das Ausland, die Thätigkeit Fremder in Oeſtreich, wurden ſtreng überwacht, der Beſuch auswärtiger Univerſitäten verboten, das Briefgeheimniß wurde offenkundig verletzt; der Unterricht wurde gleichfalls überwacht, die Lehrer nicht nach ihren Fähigkeiten, ſondern nach ihrer Geſinnung an den öffentlichen Anſtalten angeſtellt und befördert.

Anders geartet war die Perſönlichkeit des eher wortkargen preußiſchen Monarchen; aber ſein Volk hatte ſich gewöhnt, in ihm den Landesvater zu ſehen, der all die Leiden der Kriegszeit mitertragen hatte und deshalb beſonders verehrungswürdig war: das gemeinſam ertragene Elend und der gemeinſam errungene Sieg knüpften zwiſchen Fürſt und Volk ein feſteres Band, als es vielleicht die freiſinnigſte Verfaſſung gethan haben würde; was auch immer die ſpäteren Generationen und die Jüngeren unter dem heranwachſenden Geſchlechte an der Regierung Friedrich Wilhelms III. auszuſetzen fanden, er hat bei der Mehrzahl derer, die ſeine ganze Regierung miterlebt, ein liebevolles Andenken hinterlaſſen. Es war dies um ſo begreiflicher, als die Verwaltung des Staates eine muſterhafte und die Reſultate für das materielle Wohl der Bevölkerung vortrefflich waren; dabei wurde die Pflege geiſtiger Intereſſen keineswegs verabſäumt, ſondern Schulweſen, Kunſt und Wiſſenſchaft gleichmäßig gefördert; auf dieſem

Gebiete kannte man in Preußen auch jetzt keinen Stillstand, wie etwa in Oestreich.

In ersterer Hinsicht ist bereits erwähnt, wie der Chausseebau eine außerordentliche Ausdehnung erreichte und die neuen, indirekten und darum weniger drückenden Steuern dem Lande und den einzelnen zu gute kamen. Für das Schulwesen war höchst bedeutsam die (1817 erfolgte) Abtrennung des Ministeriums der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom Ministerium des Innern, und die weise Verwaltung des Ministers von Altenstein. In demselben Jahre wurde die Universität zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt, im folgenden die Hochschule zu Bonn für die Rheinlande gestiftet.

Friedrich Wilhelm III. im Civilanzug, wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens bei Spaziergängen im Thiergarten zu zeigen pflegte.
Nach einer Zeichnung von F. Krüger.

Auch auf religiösem Gebiete beließ es der König, wiewol persönlich strenggläubig, bei einer milden Toleranz, mit deren Anerkennung er seine Regierung begonnen; neben einander predigten Rationalisten und Orthodoxe. Nur führte der Wunsch des Königs, in Sachen des kirchlichen Kultus eine Verschmelzung der Lutheraner und Reformirten zu bewirken, zu bedauerlichen Streitigkeiten und auch zu gelegentlichen Machtäußerungen des Königs, als des obersten Bischofs. Doch wurde der Kampf, der sich wesentlich um die sogenannte „Liturgie" drehte, zur Freude des Königs im Jahre 1829 beigelegt.

Durch einen Erlaß vom 27. September 1817 empfahl der König den geistlichen Behörden, für die Vereinigung beider Bekenntnisse (die „Union") zu wirken: nur die strengeren Lutheraner widerstrebten von Anfang an. Die Einführung der Liturgie aber,

welche der König 1816 ausgearbeitet hatte und 1821 allen Gemeinden empfahl, stieß auf größeren Widerspruch, sowol bei den Reformirten, als auch bei vielen Lutheranern, denen dieser Theil des Gottesdienstes die Predigt zu beeinträchtigen schien.

Dieselbe Toleranz, welche der König den verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Landeskirche bezeugte, bewies er auch gegenüber der römisch-katholischen Kirche: doch ermuthigte gerade die ausnehmende Liberalität, mit welcher Friedrich Wilhelm den Ansprüchen dieser Konfession gerecht zu werden bemüht war, die allmählich immer selbstbewußter auftretende römisch-katholische Kirchengewalt zu Forderungen, welche schwere Streitigkeiten herbeiführten; gerade die letzten Regierungsjahre haben diese Kämpfe dem wohlwollenden Monarchen getrübt und verbittert.

In protestantischen Kreisen war man über die weitgehende Begünstigung der römischen Kirche nicht wenig erschreckt und geneigt, diese Thatsache zum Theil darauf zurückzuführen, daß sich der Kronprinz im Jahre 1823 mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Baiern, der König im folgenden Jahre sich mit der gleichfalls katholischen Gräfin von Harrach (zur Fürstin von Liegnitz erhoben) vermählte.

Als eine eigenartige und trotz vieler Fehler und Versehen auf manchen Gebieten höchst verdienstvolle Persönlichkeit ist unter den Monarchen jener Tage auch König Ludwig I. von Baiern zu nennen, der im Jahre 1825 auf Max Joseph folgte. Sparsam und energisch, machte er der Verschwendung, die unter seinem Vorgänger eine ungeheuere Ausdehnung angenommen hatte, ein Ende, brachte Ordnung in die Finanzen und versprach in konstitutionellem Sinne zu regieren. Allerdings hat er gerade dieses letzte Versprechen, unter dem Einflusse der Zeitereignisse, nicht erfüllt; daß er sonst von wohlmeinenden Anläufen und volksthümlichen Regungen war, bewies er zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes: mit einer Begeisterung, welche damals nur den Dichtern erlaubt, bei den Regierungen streng verpönt war, widmete er sich der Unterstützung des Griechenvolkes, welches dann auch zuletzt in dankbarer Anerkennung seiner freundschaftlichen Gesinnungen seinen zweiten Sohn Otto zum Könige des befreiten Landes erhob (1832).

Vor allem aber hob er das geistige Leben, indem er Wissenschaft und Kunst beförderte: namentlich die bildenden Künste fanden durch seine Begünstigung eine Heimath in dem als „böotisch" verschrienen Baiern; er machte nicht allein München zu einer Heimstätte deutscher Künstler und zu einem Mittelpunkte deutscher Kunst, sondern zeigte auch seinen Nachfolgern — unbewußt immerhin — die Wege, sich bleibende Verdienste um die geistige Bildung der Nation zu erwerben. Wenn er bei seinen kostspieligen Bauten nothwendige Dinge, wie z. B. die Stärkung und Erhaltung der Wehrkraft verabsäumte, so mag dies freilich der politischen Machtstellung Baierns Eintrag gethan haben, aber ein großes Unglück war dies für das Deutschland jener Tage nicht. Auch seine „teutsche" Gesinnung verdient den Spott nicht, mit welchem man die ursprünglichen Züge dieses Herrscherbildes verunziert hat.

Was nun die Gesinnungen und Stimmungen, ja die ganze Anschauungsweise der Bevölkerung Deutschlands anbetrifft, so hatte sich in den fünfzehn Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Wir sahen, wie im Gefolge des Kampfes gegen den Welteroberer die Romantik emporkam und herrliche Früchte zeitigte in Poesie und Wissenschaft. Indem sie aber größeren Einfluß auf die praktischen Aufgaben in Kirche und Staat zu gewinnen bemüht war, kamen ihre Träger in stetig schärfer werdenden

Gegensatz zu dem hereinbrechenden, nicht immer reinen Geist einer neuen Zeit, die ihre Anschauungen wesentlich den durch die französische Revolution geschaffenen Grundsätzen entlehnte. So konnte es nicht fehlen, daß gar bald auch der Romantik Gegner erwuchsen, welche, zum Theil aus ihrer Schule hervorgegangen, sie doch auf das lebhafteste bekämpften.

Während noch die lieblichen Weisen Eichendorffs ertönten, dem deutschen Walde sein hohes Lied singend, während in den Dichtungen des liebenswürdigen Adoptivdeutschen Adelbert von Chamisso und in der oft so wehmüthigen Lyrik des Schwaben Justinus Kerner die letzten Klänge der Romantik verhallten, da waren auch schon ihre Gegner auf dem Plan, um die eben aufgerichteten Götterbilder als nichtige Götzen umzustürzen. Da forderte zuerst Ludolf Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen", welche er „dem jungen Deutschland" widmete, daß die modernen Zustände zu Gunsten altgriechischer Lebensherrlichkeit umgewandelt werden müßten: da traten Heinrich Heine und Ludwig Börne auf, welche nebst ihren Nachfolgern alle bestehende Ordnung in Staat, Kirche und Familie befehdeten und, mit besonderem Eifer alles Heilige, speziell das positive Christenthum bekämpfend, eine Art modernen Heidenthums als erstrebenswerthes Kulturideal dem jungen Deutschland empfahlen. Ein vollständiger, wenn auch vorübergehender Sieg konnte dieser Richtung nicht fehlen, denn sie repräsentirte auf literarischem Gebiete im wesentlichen nur dieselben Ideen, welche gleichzeitig durch die französische Julirevolution des Jahres 1830 auf politischem Gebiete zur Herrschaft gelangten.

Auch die Philosophie steht mit diesen Umwälzungen innerhalb der Literatur in innigster Wechselbeziehung. Während auf die Romantiker das System Fichtes und noch mehr die Schellingsche Naturphilosophie einwirkten, ebnete G. W. Fr. Hegel (1770 bis 1831), ein durch kritische Schärfe und unvergleichliche Dialektik ausgezeichneter Geist, dem jungen Deutschland die Bahn. Heinrich Laube, Theodor Mundt und Karl Gutzkow sind neben Heine und Börne in der Literatur die hervorragendsten Vertreter der neuen Kulturanschauungen.

---

8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.

Bei der Menge von Zündstoff, welche sich in den fünfzehn Jahren größerer oder geringerer Stagnation in deutschen Staaten aufgehäuft hatte, mußte die französische Revolution von 1830, welche ihren Umzug zu Polen, Italienern und Belgiern machte, natürlich auch auf Deutschland eine beträchtliche Wirkung ausüben. Da jeder einigende Mittelpunkt fehlte, war freilich nicht zu befürchten, daß die liberalen Köpfe der einzelnen Staaten planmäßig eine allgemeine Umwälzung herbeiführen, den Bundestag etwa stürzen würden; aber allerdings gingen in einigen Staaten, in denen die Verhältnisse dazu den Vorwand gaben, die Wogen der Bewegung sehr hoch. Der Drang nach nationaler Einigung trat sehr zurück, vielmehr scheute man sich nicht, mit den Fremden, namentlich den Franzosen, zu liebäugeln; die Bestrebungen der Liberalen richteten sich wesentlich auf die Gewährung freierer Verfassungen; in drei Fällen war mit den konstitutionellen Veränderungen auch ein Wechsel in der Persönlichkeit des Herrschers verbunden: in Braunschweig, Kassel und Sachsen.

In Braunſchweig regierte ſeit dem Jahre 1823 Herzog Karl, ein Sohn des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Wilhelm, der nach dem Willen ſeines Vaters bis dahin unter der Vormundſchaft des Königs Georg IV. von England geſtanden hatte. Da Herzog Karls Charakter kein großes Vertrauen erweckte, war die vormundſchaftliche Regierung über das achtzehnte Lebensjahr hinaus erſtreckt worden. Im Jahre 1827 erließ der Herzog plötzlich ein Dekret, durch welches die während des letzten vormundſchaftlichen Regierungsjahres getroffenen Anordnungen für rechtsungiltig erklärt wurden. Dies gab zunächſt Veranlaſſung zu Differenzen mit dem engliſchen Könige und deſſen Vertreter, dem Grafen Münſter, den der Herzog ſogar zum Zweikampf forderte. Dann aber begann der Herzog Karl ein Willkürregiment der ſchlimmſten Art. Die Stände wurden gar nicht einberufen, die Steuern erhöht, Staatsgüter verkauft, die Finanzverwaltung völlig geſtört: dazu kamen Eingriffe in die perſönlichſten Verhältniſſe der Unterthanen. Von allen Seiten liefen bei dem Bundestage Beſchwerden über den Herzog ein, der 1829 vom Bundestage angewieſen wurde, wenigſtens dem König Georg Abbitte zu leiſten. Dies geſchah denn auch nach anfänglichem Zögern, die Braunſchweiger aber mußten ſich ſelbſt helfen. Der Herzog war, um den unbehaglichen Verhältniſſen in ſeinem Lande zu entgehen, im Jahre 1830 nach Paris gereiſt, wo er Zeuge der Julirevolution ward. Erſchreckt kehrte er heim, ward aber in Braunſchweig mit lebhaften Beſchwerden und der Forderung konſtitutioneller Reformen empfangen. Statt deſſen ließ er die Wachen vor dem Schloſſe ver-
1830 doppeln und ſechzehn Kanonen vor der Kaſerne auffahren. Am 7. September brach der Sturm los. Man nahm das Schloß, ſteckte es in Brand und zwang den Herzog zur Flucht. Vergebens ſuchte er mit Güte oder Gewalt wieder in den Beſitz ſeines Landes zu kommen; nicht einmal der Bundestag nahm ſich ſeiner an, übertrug vielmehr die Regierung ſeinem jüngeren Bruder Wilhelm, der im April 1831 die Herrſchaft förmlich antrat. Eine neue Landſchaftsordnung vom Oktober 1832 erweiterte dann die Rechte, welche die Verfaſſung von 1820 gewährt hatte.

Faſt gleichzeitig kam es auch in Kaſſel zu einem Aufſtand. Kurfürſt Wilhelm II. (ſeit 1821) führte hier ein heilloſes Regiment. Von ſeiner Gemahlin, einer Schweſter des Königs von Preußen, getrennt, ſtand er ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Maitreſſe, einer Berlinerin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte. Die Staatsgelder wurden vergeudet und die Steuerzahler unmäßig belaſtet. Der Unwille der Bevölkerung machte ſich zunächſt am 6. September in einem Straßenkrawalle Luft; als die Bewegung einen ernſteren Charakter annahm, mußte ſich der Kurfürſt entſchließen die Stände einzuberufen und dann die neue Verfaſſung (vom 5. Januar 1831) genehmigen, welche das Einkammerſyſtem einführte und den Volksvertretern weitgehende Rechte einräumte. Der Kurfürſt glaubte ſich dadurch die Möglichkeit verſchafft zu haben, ſein altes Leben fortzuſetzen und namentlich ſein Verhältniß zur Reichenbach wieder aufnehmen zu können, die er ungeſäumt nach Kaſſel zurückkehren ließ. Aber nach kaum acht Tagen (11. Januar) mußte ſie weichen, der Kurfürſt folgte ihr und nahm, um nach Belieben außer Landes weilen zu können, im September 1831 ſeinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten an.

In Sachſen waren die Urſachen der Mißſtimmung anders geartet, als in Braunſchweig und Heſſen. Das Herrſcherhaus war an ſich beliebt, nur gab der Umſtand, daß die Königsfamilie des überwiegend proteſtantiſchen Landes katholiſch war, gelegentlich Anlaß zu Störungen, wie im Jahre 1830 bei der Jubelfeier der Augsburgiſchen Konfeſſion (25. Juni). Dagegen ließen außer der früher erwähnten Kämmerchenverfaſſung auch die Verwaltung und das Gerichtsweſen viel zu wünſchen; den Leipziger Buchhandel ſchädigte insbeſondere die Cenſur. Der grundbeſitzende Adel hatte überwiegenden Antheil an der Regierung, in den Städten hatten die Magiſtrate unumſchränkte Befugniſſe. Dazu geſellten ſich lokale Mißſtände, und ſo kam es in Leipzig und Dresden zu bedauerlichen Exzeſſen. Indeſſen bemeiſterten ſich die beſonneneren Elemente der Bewegung; der König, friedlich geſinnt und wohlwollend, ließ einen Miniſterwechſel eintreten und nahm nach Verzicht des präſumtiven Thronfolgers, ſeines Bruders Maximilian,

dessen allgemein beliebten Sohn, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten an. Darauf wurde die Verfassung im konstitutionellen Sinne modifizirt und, am 4. September 1831 eingeführt, allseitig mit großer Befriedigung aufgenommen.

In Hannover, das von England aus regiert wurde und eine übermächtige Adelsherrschaft mißmuthig ertrug, fanden an verschiedenen Orten, besonders in Osterode und Göttingen, Unruhen statt, die aber durch militärisches Einschreiten bald bewältigt wurden. Dagegen erreichte man durch Adressen und Deputationen an den König Wilhelm IV., daß dieser einen klaren Einblick in die bisherige Mißregierung erhielt und den Weg der Reformen einzuschlagen beschloß. An die Stelle des unbeliebten Grafen Münster trat der Herzog von Cambridge, welcher einige Steuern herabsetzte und die Stände berief. Eine Kommission, an deren Spitze der ausgezeichnete Historiker Professor Fr. Chr. Dahlmann stand, arbeitete einen neuen Verfassungsentwurf aus, welcher den Einfluß des Adels brechen sollte. Der Adel verstand zwar, die Gewährung der Verfassung zu verzögern und gar manche unbequeme Vorschläge des ersten Entwurfes zu beseitigen, aber am 26. September 1833 konnte doch eine Konstitution verkündigt werden, die allgemein leidlich befriedigte.

Eine eigenartige Agitation rief in Schleswig-Holstein im November 1830 der Friese Uwe Jens Lornsen, einst Burschenschafter in Jena und Kiel, hervor. Sein Ziel war die Vereinigung der beiden deutschen Herzogthümer durch eine gemeinsame Verfassung und bloße Personalunion mit dem undeutschen Dänemark. Zwar fand dieser Herold des nationalen Gedankens nur geringe Unterstützung und büßte seinen Freimuth mit Amtsentsetzung und Haft, aber sein Mahnruf war nicht ganz ungehört verklungen und fand lebendigen Nachhall, als achtzehn Jahre später ein neuer frischer nationaler Hauch durch Deutschland zog.

Weniger gewaltsame Folgen, als in Nord- und Mitteldeutschland, zog die Revolution in den süddeutschen konstitutionellen Staaten nach sich, weil hier das Sicherheitsventil mäßiger Betheiligung an der Regierungsgewalt bereits bestand.

Vorübergehend hatte freilich der Großherzog Ludwig von Baden sich Metternichs Einflüssen unterworfen, aber gerade vor dem Ausbruch der Julirevolution war durch den ersten Großherzog aus der hochberger Linie eine völlige Wandlung vor sich gegangen und die neue Kammer, welche unter der Leitung von Rotteck, Welcker, Itzstein u. A. im Jahre 1831 ihre Thätigkeit begann, galt als eine liberale Musterinstitution. In Württemberg war die Kammer schon vor der Revolution auseinander gegangen und kam erst einige Jahre später wieder zusammen. In Baiern ließ sich König Ludwig freilich durch Unruhen, denen keine politische Ursache zu Grunde lag, zu einigen Gegenmaßregeln verleiten, wie zur Schließung der Universität München und zur Wiedereinführung der Censur; allein, bald der erwachenden Unzufriedenheit nachgebend, berief er ein anders gesinntes Ministerium, hob die Censur auf und gab ein Preßgesetz, welches den liberalen Forderungen erhebliche Zugeständnisse machte.

Man möchte sich vielleicht wundern, daß Oestreich und Preußen, welche Mächte doch beide allem revolutionären Treiben aufs äußerste abhold waren, nichts zur Unterdrückung der Aufstände in Deutschland thaten. Was Oestreich betraf, so hätte allerdings Metternich es am liebsten gesehen, wenn die Mächte der heiligen Allianz nicht allein in Deutschland, sondern allenthalben, vornehmlich in Frankreich selbst an die militärische Bewältigung der Revolution gegangen wären. Aber die heilige Allianz hatte sich, — wenigstens soweit das Verhältniß Rußlands zu Oestreich in Frage kam, erheblich gelockert, und Oestreich

mit seiner verwahrlosten Armee und seiner bedrängten Finanzlage war am allerletzten befähigt zu kriegerischem Auftreten. Mißmuthig mußte Metternich den liberalen Umgestaltungen zuschauen und sich darauf beschränken einzelnen Regierungen zu erklären, daß ihre Zugeständnisse an den revolutionären Geist seinen Beifall nicht hätten. Als dann der östreichische Bundestagsgesandte am 18. September 1830 den Bund zu der Erklärung veranlassen wollte, „alle einer Bundesregierung durch eine Revolte oder durch notorischen Zwang abgedrungenen Konzessionen sollen als null und nichtig gelten" und einige Tage später militärische Maßregeln zur Unterdrückung der Ruhestörer beschließen ließ, zeigten die süddeutschen Regierungen keine Geneigtheit sich nach dem östreichischen Rezept retten zu lassen. Besonders König Ludwig remonstrirte lebhaft dagegen, daß der Bundestag sich eine souveräne Autorität anmaße und Maßregeln anordne, die weder politisch noch militärisch, noch rechtlich begründet seien.

Eine ganz eigene Stellung nahm Preußen gegenüber den Bemühungen Metternichs an. Erstarkt durch seine friedlichen Errungenschaften im Zollverein, Errungenschaften, denen Oestreich beharrlich entgegengewirkt hatte, zeigte es sich abgeneigt, jetzt noch sich ohne weiteres von Metternich in's Schlepptau nehmen zu lassen, schien vielmehr weitere moralische Eroberungen in Deutschland machen zu wollen. Statt den östreichischen Vorschlägen vom 18. September einfach zuzustimmen, machte der preußische Bundestagsgesandte darauf aufmerksam, daß die französische Revolution keinen so bedeutsamen Einfluß auf die deutschen Staaten hätte ausüben können, „wenn alle Regierungen den Bundespflichten, an deren Erfüllung die Unterthanen wesentlich interessirt seien, gewissenhaft nachgekommen wären." Nicht undeutlich wurden die Regenten getadelt, deren Regierungsweise moralischen Anstoß erregte, und man bezeichnete es preußischerseits als sehr bedenklich, alle Versprechungen, die von einem Souverän der Bewegung gegenüber gemacht seien, von Bundes wegen einfach für null und nichtig
1830 zu erklären. Metternich mußte sich begnügen, daß der Bund am 21. Oktober 1830 beschloß, die Regierungen sollten einander bei etwaigen Unruhen gegenseitigen Beistand leisten, begründeten Klagen ihrer Unterthanen gerecht zu werden suchen, aber auch unbegründeten Beschwerden fest entgegen treten.

Der Punkt, an welchem die preußische Regierung den Hebel ansetzte, um ihren Einfluß in Deutschland zu mehren, war die Bundeskriegsverfassung. Diese war die schwächste Stelle in der Organisation des Bundes, und da infolge der Julirevolution mehrmals ein europäischer Krieg in Aussicht stand, vor allem aber ein Kampf gegen Frankreich, schien es durchaus angemessen, jetzt auf eine Reform der Bundeskriegsverfassung zu dringen. Es lag nahe sich in ähnlicher Weise, wie es beim Zollverein geschehen war, über eine große militärische Verbindung zu verständigen, innerhalb deren Preußen auf eine oder die andere Weise die Führung übernommen haben würde. Der König von Preußen legte
1830 am 10. November 1830 dem Minister Grafen Bernstorff die bedeutsamen Fragen vor: „Durch welche Mittel ist die Ruhe im Innern Deutschlands überhaupt sicher zu stellen, insbesondere aber, auf welche Art und Weise wird

Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland für die Erreichung dieses Zieles und zur Abwendung übler Folgen der stattfindenden Aufregung und Störung der bestehenden Verhältnisse in den deutschen Nachbarstaaten zu benutzen haben?"

In der Denkschrift, mit der Bernstorff am 29. Januar 1831 die Anfrage des Königs 1831
beantwortete, heißt es unter anderm: „Man kann sich bei Betrachtungen, wie die vorstehenden sind (in sieben Punkten ist vorher dargestellt, was Preußen zur Vertheidigung Deutschlands nach außen und zur Erhaltung der inneren Ruhe thun könne —), nicht leicht des Wunsches erwehren, daß Deutschland durch ein festeres Band, als ihm die jetzige Bundesverfassung gewährt, zusammengehalten und Preußen dadurch in den Stand gesetzt werden möchte, seinen oben geschilderten wohlthätigen Einfluß noch stärker und umfassender auszuüben, als es unter den jetzigen Umständen vermag."

Die preußische Regierung suchte nun durch Gesandtschaften an die verschiedenen süddeutschen Höfe ihren Ideen Eingang zu verschaffen und fand allenthalben das bereitwilligste Entgegenkommen. Man einigte sich namentlich über die Nothwendigkeit einer eventuellen Dreitheilung der Bundesarmee, während von der Aufstellung eines gemeinsamen Bundesfeldherrn, — die Würde desselben betrachtete natürlich Oestreich als Prärogative, die einem Erzherzoge gebühre — überhaupt abzusehen sei. Ueberall herrschte die größte Ungeduld, daß Preußen die weiteren Schritte beschleunige; man sprach bereits „von der glücklich eingeleiteten Erneuerung des Fürstenbundes Friedrichs des Großen, in welcher der Norden und Süden Deutschlands zu einer von gleicher politischer Bildung durchdrungenen einigen Masse zusammenschmelzen werde."

Obwol Friedrich Wilhelm III. dem Wiener Hofe gegenüber aus seinen Absichten kein Geheimniß machte, war man dort von solchen Projekten, die den östreichischen Einfluß in Deutschland bedrohten, wenig erbaut und sehr froh, als die Gefahr eines Krieges mit Frankreich im Laufe des Jahres 1831 mehr 1831
und mehr schwand und damit die Reform der Bundeskriegsverfassung aufhörte eine brennende Frage zu sein. Auch näherte sich die preußische Regierung aus allgemeinen politischen Rücksichten wieder der östreichischen; gemeinsam beriefen sie die Militärbevollmächtigten der anderen deutschen Staaten nach Berlin und stellten dort die Prinzipien eines eventuellen Bundesfeldzugsplans (gegen Frankreich) auf.

Im wesentlichen wurden die von Oestreich bekämpften preußisch-süddeutschen Ideen — Dreitheilung der Armee ohne gemeinsamen Bundesoberfeldherrn — angenommen.

Nach diesem kurzen Anlaufe, auf die deutschen Verhältnisse entscheidenden Einfluß auszuüben, gab sich das preußische Kabinet, in welches eben Ancillon, Metternichs unbedingter Bewunderer, eingetreten war, wieder zum Schleppenträger der östreichischen Politik her. Indem es sich dem System völligen Stillstandes anschloß, zahlte es gewissermaßen sein Reugeld für den vielleicht zu scheu und zögernd gemachten Versuch, die Methode der Einigung, die sich auf wirthschaftlichem Gebiet so trefflich bewährt hatte, auch auf das militärische und politische zu übertragen. So blieb die Kluft zwischen dem preußischen

Staate und dem übrigen Deutschland unausgefüllt; verstieg sich doch ein Patriot, wie der obengenannte Uwe Lornsen in seinem Hasse gegen das Preußenthum zu der Aeußerung, „nur das wiedergeborne Preußen könne sich das übrige Deutschland aneignen; in seiner jetzigen Gestalt werde es von den Deutschen heftiger zurückgestoßen werden als die Franzosen.“ Nur wenige verschlossen sich auch jetzt der Einsicht nicht, daß in dem allgemein geschmähten Preußen dennoch das Heil Deutschlands liege.

Mit männlichem Freimuthe verkündete im Jahre 1831 der süddeutsche Publizist Paul Pfizer in Tübingen, die Einigung Deutschlands könne mit Ausschluß Oestreichs nur durch Preußen erfolgen. Dies müsse in Berlin einen neuen Bundestag zusammentreten lassen, der aus den Abgeordneten der Ständeversammlungen der Einzelstaaten zu bilden sei: der König von Preußen sei neben diesem als Vertreter aller deutschen Fürsten zu betrachten.

Vielen Anklang fand er bei seinen Landsleuten nicht mit den begeisterten Strophen, in denen er den Adler Friedrichs des Großen mahnte, „die Verlassenen, Heimatlosen unter goldner Schwinge zu bergen.“ Sein König strafte den vorwitzigen Patrioten mit Entlassung aus dem Staatsdienst: warum sollte er nicht selbst oder der König von Baiern oder der neue Großherzog Leopold von Baden, jedenfalls ein „echt deutscher“ Fürst, sich zum Beherrscher des deutschen Reiches emporschwingen?

---

9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.

So lange die allgemeine europäische Kriegsgefahr dauerte, hatte Metternich wohl oder übel dem liberalen Treiben in Deutschland zusehen müssen; auch Rußland, dessen Beherrscher Nikolaus die Rolle seines Vorgängers fortspielte, hatte selbst mit dem Aufstande der Polen zu viel zu thun, als daß es seine schirmende Hand über Deutschland hätte ausstrecken können. Aber nach dem Falle Warschaus forderte es die deutschen Regierungen zur Unterdrückung der um sich greifenden Demagogie auf, mit mehr Recht, als dies zur Zeit des Aachener Kongresses geschehen war. Die Preßfreiheit, die namentlich in Baiern, Würtemberg und Baden gewährt war, erwies sich leider als ein Danaergeschenk. Jetzt wurden wirklich mit rücksichtsloser Offenheit demokratisch-kosmopolitische Ansichten verkündet und mit Begeisterung aufgenommen. Ein demokratisches deutsches Reich mit Anlehnung an Frankreich war das Ideal, welches die neuen Volksbeglücker, besonders die Pfälzer Wirth und Siebenpfeiffer, anpriesen. Zwar stimmten die Häupter des Liberalismus, wie er in den süddeutschen Kammern vertreten war, mit diesen radikalen Schreiern wenig überein und trennten sich schließlich gänzlich von ihnen: aber, da die Menge der Urtheilslosen sich für radikale Ansichten am leichtesten gewinnen läßt, gelang es jener demokratischen Partei, Vorgänge herbeizuführen, deren Folgen alle Freisinnigen mit gleicher Schwere trafen.

Nachdem eines jener Brandblätter, Wirths „deutsche Tribüne", vom Bunde verboten, der Herausgeber aber, welcher seine Zeitung trotzdem weiter erscheinen ließ, am 14. April 1832 vom Appellationsgericht in Zweibrücken freigesprochen war, lud Siebenpfeiffer die Männer und Jünglinge, die Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein, auf dem Hambacher Schlosse bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai 1832 den „Mai der Deutschen" 1832
zu feiern. Die bairische Regierung hatte nicht die Festigkeit, die Versammlung zu verbieten, und so kam es denn am 27. und 28. Mai unter Betheiligung von vielen Tausenden — auch Polen und Franzosen fehlten nicht — zu dem unheilvollen Hambacher Fest, d. h. zur unverhüllten Proklamation weltbürgerlicher und demokratischer Grundsätze.

Sowol die Lieder, welche gesungen wurden, als auch die Adressen, die zur Verlesung kamen, waren von aufrührerischem Inhalt. Das stärkste wurde aber in den Toastreden geleistet. „Vaterland, Völkerbund, Volkshoheit hoch!" toastete Siebenpfeiffer; Wirth ließ „die vereinigten Freistaaten Deutschlands" leben; der beste Fürst von Gottes Gnaden wurde für einen gebornen Hochverräther an der menschlichen Gesellschaft erklärt. Wirth rief einen „ewigen Fluch" über alle Fürsten aus. Zwar fehlte es nicht an solchen, die vor jeder Revolution warnten, aber die Heißsporne erklärten jede Verzögerung des Kampfes für feigen Verrath an der Vernunft, der Tugend, der Menschheit.

Das Fest hatte keinen unmittelbaren Erfolg, da der erwählte Vertrauensausschuß nicht den Muth besaß, sich als provisorische Regierung zu konstituiren; aber es fand an vielen Orten Nachahmung und die Vorgänge, welche diese Feier begleiteten, mußten den Unwillen der ohnehin argwöhnischen Regierungen reizen. Da war es denn kein Wunder, wenn sogleich die Vergeltung hereinbrach. Die bairische Regierung schritt nachträglich gegen die Veranstalter und Redner des Hambacher Festes ein, dann trat auch der Bundestag von neuem in Aktion. Er war im Jahre 1828 schon der Gefahr ausgesetzt gewesen, zu ersterben, indem Metternich den Antrag stellte, ihn auf unbestimmte Zeit zu vertagen; jetzt gewann er neue Lebenskraft und frischen Lebensmuth. Noch während das Hambacher Fest gefeiert wurde, am 30. Mai 1832, hatte er beschlossen, die Regierungen, welche auf die Bahn der Reaktion nicht einlenken wollten, zu größerer Strenge anzuspornen. Die weiteren Beschlüsse vom Juni und Juli richteten sich theils gegen die Ständeversammlungen, theils gegen die Veranstaltung politischer Feste und das äußerliche Bekunden revolutionärer Gesinnungen im Tragen von Bändern, Kokarden ꝛc. Die Vorschriften über die Ueberwachung der Universitäten und die Zügelung der Presse wurden erneuert und verschärft. Baden wurde gezwungen, trotz allen Widerstrebens sein liberales Preßgesetz zu ändern, Welcker und Rotteck versetzte man in den Ruhestand. Ludwig von Baiern machte weniger Schwierigkeiten, als der Großherzog von Baden; er schien seinen früheren Ansichten gänzlich untreu geworden zu sein. Die übrigen Regierungen ließen sich leicht bestimmen, die vom Bunde befohlenen Maßregeln durchzuführen: wo sich die Kammern widersetzten, wurden sie aufgelöst. In Folge dieser Reaktion trennten sich die gemäßigt Freisinnigen, welche schon bei dem Hambacher Fest nicht mitgewirkt hatten, vollends von den Radikalen: diese suchten nun in geheimen Verbindungen sich der Erreichung ihres revolutionären Zieles zu nähern, bearbeiteten die Bauern durch Flugschriften und gewannen leider auch großen Anhang bei einem Theile der Burschenschaft. Man

rechnete, sehr mit Unrecht, auf Anschluß des süddeutschen Militärs, nahm selbst polnischen, schweizerischen und französischen Beistand in Aussicht und entwarf einen förmlichen Feldzugsplan. Man hoffte, daß die Ueberrumpelung der Bundeshauptstadt Frankfurt das Signal zu einer allgemeinen Erhebung Süd- und Westdeutschlands sein werde.

Obgleich der militärische Berather dieser politischen Tollköpfe, der würtembergische Oberlieutenant Koseritz, mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig war, brachen die Verschworenen, an ihrer Spitze Dr. von Rauschenplat, der sich früher schon bei den
1833 Göttinger Unruhen hervorgethan hatte, am 3. April 1833 in Stärke von kaum siebzig Mann los. Der Bürgermeister von Frankfurt hatte Kenntniß von dem Anschlage, traf aber keine Gegenmaßregeln: der „Putsch" kam Metternich zu gelegen, als daß man die Verschworenen nicht ruhig hätte gewähren lassen sollen, um die Gemeingefährlichkeit der Radikalen nachher offenkundig darthun zu können. So bemächtigten sich die Aufständischen ohne Mühe der Hauptwache und der Konstablerwache, aber vergebens war ihr Sturmläuten, keine Hand rührte sich zu ihrem Beistand: herbeigerufenes Militär nahm die Wache wieder ein und ein paar Dutzend Empörer gefangen; die Rädelsführer hatten sich noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Diese tragische Posse hatte die ernstesten Folgen. Obwol die Regierungen diesmal von selbst einen ziemlichen Eifer entwickelten, wurde auf Metternichs Wunsch eine neue Centralbehörde eingerichtet, ähnlich der Mainzer Kommission. Die Aburtheilung der Schuldigen erfolgte durch die ordentlichen Gerichte der Einzelstaaten, die zu diesem Zwecke mit der Centralbehörde in Verbindung traten. Auch wurde der Fremdenverkehr einer genauen Beaufsichtigung unterworfen, und strenge Paßvorschriften eingeführt. Nicht alle Regierungen zeigten der Centralbehörde gleich williges Entgegenkommen und gleichmäßige Strenge bei der Bestrafung der Schuldigen.

Durch besondere Härte zeichnete sich Preußen aus, wo das Kammergericht von zweihundertundvier Burschenschaftern neununddreißig zur Todesstrafe verurtheilte. Wurde diese freilich auch vom Könige in lebenslängliche oder dreißigjährige Festungshaft verwandelt und in vielen Fällen langjährige Festungshaft durch mehrmonatliche Gefängnißstrafe ersetzt, so standen die Strafen dennoch meist in keinem Verhältniß zu den Vergehen. Diese bestanden bei den meisten lediglich darin, daß sie das schwarzrothgoldene Band der Burschenschaft getragen hatten. Wol hat zuweilen das Wohlwollen humaner Gefängnißbeamten den Verurtheilten ihr Loos erleichtert, und noch jetzt denkt mancher gottesfürchtige und königstreue Landpfarrer in Thüringen an die vergnüglichen Tage seiner „Haft." Aber er erinnert sich auch an das Entsetzen, mit welchem der kaum mündige Jüngling eines Tages in Berlin seine Verurtheilung zu zehnjähriger Festungshaft erfuhr, und an die Leidensjahre, wo er für kein öffentliches Amt wählbar war, ein gebrandmarkter Demagoge. Und aus Fritz Reuters „Festungstid" ist wohlbekannt, bis zu welchem Grade sich die Verfolgungssucht der Vorgesetzten zuweilen steigerte.

Gern hätte Metternich die Centralbehörde zu einer ständigen Bundeseinrichtung gemacht, aber dies gelang ihm nicht: am 25. August 1842 wurde ihre Vertagung beschlossen. Viele Schuldige hatten sich der Strafe durch Flucht in das Ausland zu entziehen gewußt; auch vermochten alle polizeilichen Maßregeln das Uebel nicht mit der Wurzel auszurotten: man beseitigte nur die Symptome

desselben, nicht das Uebel selbst. Im geheimen wucherte es fort, bis es dann plötzlich in irgend einem aufregenden Liede sich äußerlich kundgab. Eine Reihe nicht unbegabter Dichter gab in dem nächsten Jahrzehnt demokratischen und revolutionären Tendenzen in den Augen auch der Gebildeteren eine Art poetischer Weihe und bereitete das junge Geschlecht auf Stürme vor, die nicht ausgeblieben sind.

---

10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).

Da sich, besonders in der Schweiz, aus politischen Flüchtlingen aller Nationen, namentlich der Polen und Italiener ein demokratisch-revolutionärer Bruderbund bildete, der seine Agitation auch auf Deutschland erstreckte und durch seine Brandschriften weitere Gesinnungsgenossen zu werben bemüht war, so beschlossen die Monarchen des europäischen Festlandes, womöglich unter Hinzuziehung Frankreichs, diesem Treiben ein Ende zu machen. Nach einer vorläufigen Besprechung der Minister zu Teplitz und einer Zusammenkunft der Kaiser von 1833
Rußland und Oestreich mit dem preußischen Kronprinzen zu Münchengrätz (September 1833) versammelten sich die Minister der deutschen Höfe im Januar 1834 1834
zu Wien und stellten die Maßregeln fest, durch welche künftig die Ständeverfassungen beschränkt und die Einwirkung des Bundes vermehrt werden sollten.

Namentlich verkürzte man den Ständen das Steuerbewilligungsrecht. Bei Streitigkeiten zwischen ihnen und den Regierungen sollte die Entscheidung einem Schiedsgerichte zufallen, bei dessen Zusammensetzung Metternich dafür gesorgt hatte, daß hier nie regierungsfeindliche Schiedsmänner Platz finden konnten. Nur ein Theil der Beschlüsse wurde bekannt gemacht, der andere nach zehn Jahren gegen den Willen der Regierungen veröffentlicht.

Diese Beschlüsse hatten denn auch wenigstens das Gute, für einige Jahre die gährenden Elemente in Ruhe zu erhalten, zumal Oestreich und Preußen in der Hauptsache einig waren. Denn in Preußen lenkte noch immer Ancillon das Steuer des Staates, und in Oestreich behielt Metternich auch nach dem Tode des Kaisers Franz (1835) die oberste Gewalt in seiner Hand, ja er bekam 1835
unter Ferdinand noch unumschränktere Macht als er unter dessen Vorgänger besessen. Das entging freilich Metternich nicht, daß trotz aller Mühe sein System absoluter Ablehnung auch berechtigter Forderungen der neuen Zeit sich auf die Dauer nicht erhalten würde, aber er war zufrieden, mit allen möglichen diplomatischen Kniffen die Lebenskraft dieses Systems zu stärken oder doch aufzufrischen.

Einen harten Stoß erhielt aber Metternichs Politik im Jahre 1837 durch 1837
die Verfassungswirren in Hannover.

Nach dem Tode Wilhelms IV. ging die englische Krone auf dessen Nichte Viktoria über, während sein Bruder, Ernst August, Herzog von Cumberland, auf den hannoverschen Thron berufen ward. Seine Vergangenheit erregte bei allen Wohlgesinnten

ſchwere Beſorgniſſe, aber die ſchlimmſten Befürchtungen wurden übertroffen durch das, was wirklich geſchah. Am 5. Juli 1837 erklärte der König, er erkenne die Landesverfaſſung nicht an und werde den Ständen, die bereits vertagt waren, ſeiner Zeit ſeine Entſchließungen mittheilen. Ueber die Gründe dieſes Verfahrens war niemand im unklaren; die Verfaſſung von 1833 machte die Domänen zu Staatsgut und wies den König auf ſeine Civilliſte an; Ernſt Auguſt aber ſtrebte nach dem Beſitz der Domänen, um ſeine enormen Schulden zu bezahlen. Nach „gewiſſenhafter" Prüfung hob der König die Verfaſſung am 1. November auf, entband alle Staatsdiener des auf das Staatsgrundgeſetz geleiſteten Eides und verhieß die Einberufung der Stände von 1819: mit einer Steuerermäßigung von 100,000 Thalern ſollte das um ſeine verbrieften Rechte betrogene Volk abgeſpeiſt werden. Obwol dieſer Willkürakt allgemeine Entrüſtung erregte, beſaßen die wenigſten den Muth zum Widerſtande. Mit verbiſſenem Grimm ergab man ſich reſignirt in ſein Schickſal. „Ich unterſchreibe alles: Hunde ſind wir ja doch!" äußerte ein höherer Beamter. Nur ſieben Göttinger Profeſſoren, hervorragende Männer der Wiſſenſchaft: Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber, erhoben am 18. November bei dem Kuratorium der Univerſität feierlich Proteſt und erklärten, „um nicht als Männer zu erſcheinen, die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", ſie hielten ſich dauernd an ihren Verfaſſungseid gebunden. Dieſer Mannesmuth erregte nicht allein den Zorn des Königs ſondern auch derer, die ihn nicht beſeſſen; ja einige Kollegen der Kühnen hatten die Schwäche, dem Könige bei einer Audienz Erklärungen zu geben, welche ſo dargeſtellt werden konnten, als finde jener Schritt ſelbſt unter den Berufsgenoſſen der Proteſtirenden entſchiedene Mißbilligung. Aber das hatte nur zur Folge, daß nun noch weitere ſechs Profeſſoren, unter ihnen der ausgezeichnete Philologe Otfried Müller, ſich den Proteſtirenden anſchloſſen. Indes griff der König energiſch durch: Dahlmann, Gervinus und Jakob Grimm mußten das Land verlaſſen, weil ſie Abſchriften ihres Proteſtes verſendet hatten.

Den Vertriebenen kamen die Sympathien der weiteſten Kreiſe entgegen: es bildeten ſich Vereine, welche dieſe Märtyrer politiſchen Mannesmuthes vor Entbehrungen ſchützten. Zahlloſe Adreſſen aus allen deutſchen Gauen ſprachen ihnen ihre Anerkennung aus.

Die Elbinger Adreſſe gab Veranlaſſung zu dem geflügelten Wort vom „beſchränkten Unterthanenverſtand." Jakob von Rieſen, der erſte Unterzeichner, theilte ſie nämlich abſchriftlich dem preußiſchen Miniſter von Rochow mit, welcher ſie aber mit der unwilligen Bemerkung zurückwies, „dem Unterthanen gezieme nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht zu legen."

Von den Regenten wagte für den Augenblick nur König Wilhelm von Würtemberg, Mitgefühl für das unverdiente Geſchick dieſer ausgezeichneten Männer zu beweiſen, indem er dem Profeſſor Ewald eine Stelle an der Univerſität Tübingen verlieh. Bald hatte ſich auch der Bundestag mit dem hannoverſchen Verfaſſungsbruch zu beſchäftigen, denn der Magiſtrat von Osnabrück, geleitet von dem Bürgermeiſter Stüve, und die 1838 wieder zuſammenberufenen Stände appellirten an die Entſcheidung des Bundestages. Nur ganz vorübergehend machte ſich hier, gegenüber einem ſo augenſcheinlichen Willkürakt, eine den Proteſtirenden günſtige
1838 Stimmung geltend; die Eingabe der Osnabrücker wurde gleich am 6. September 1838 abgewieſen, weil die Unterzeichner zur Beſchwerdeführung nicht berechtigt ſeien. Ueber die Beſchwerdeſchrift der Stände hatte der Bund allerdings zuerſt die hannoverſche Regierung zur Berichterſtattung aufgefordert, entſchied aber im folgenden Jahre mit Majorität, „es ſei keine Veranlaſſung zur Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Hannovers vorhanden." So war denn äußerlich der König Sieger geblieben, — die Regierung ſetzte im Jahre 1840 bei den Ständen ein neues Staatsgrundgeſetz durch, welches die Domänen der Krone wieder zuſprach und den größten Theil aller unbequemen Beſtimmungen in der Verfaſſung von 1833 vernichtete.

11. Der Kampf mit der Römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Während in Hannover der Streit um die Verfassung entbrannte, hatte Preußen einem Kampf von ungleich größerer Bedeutung durchzufechten; der preußische Staat, zu allen Zeiten ein Muster und Vorbild der Toleranz gegen alle Konfessionen, war mit der römischen Kirche auf das härteste aneinander gerathen. Wahrlich ohne die Schuld des Königs und auch ohne die Schuld eines großen Theils der katholischen Geistlichkeit. Denn Friedrich Wilhelm befriedigte die Anforderungen der römischen Kirchengemeinschaft in ausgiebigster Weise, und der Geist der katholischen Priesterschaft war zu der Zeit, als Deutschland vom Joch der Fremdherrschaft befreit wurde, ein vortrefflicher, friedfertig und geneigt zu wissenschaftlicher Forschung, wie sie auf protestantischer Seite längst betrieben wurde. Schwere Kämpfe wären dem Vaterlande erspart worden, wenn diese Gesinnungen die allgemein herrschenden geworden wären; und wenn sich gar das Ideal einiger hochgesinnter katholischer Kirchenmänner, die Gründung einer deutschen Nationalkirche, hätte verwirklichen lassen, so wäre man wenigstens in Deutschland aus den unheilvollen Umschlingungen der römischen Kurie endlich befreit worden. Aber leider war das durch den Bundestag geeinigte Deutschland nur ein geographischer Begriff, und den einzelnen Staaten mußte es überlassen bleiben, sich mit den Forderungen des Papstthums abzufinden, das sich von den Niederlagen der napoleonischen Zeit gar bald erholte und der modernen Welt seine zähe Lebenskraft aufs deutlichste bekundete.

Nachdem man in Rom eingesehen hatte, daß an eine Wiederherstellung der geistlichen Staaten, die im Jahre 1803 beseitigt waren, nicht zu denken sei, verhandelte der Papst mit den einzelnen Staaten über die zukünftige Organisation der katholischen Kirche in diesen Gebieten. Baiern schloß bereits im Jahre 1817 ein der römischen Kirche äußerst günstiges Konkordat, welches der Staatsgewalt jeden Einfluß auf die Geistlichkeit und die Bischöfe entzog; diese standen vielmehr in unmittelbarem Verkehr mit Rom. Der Papst lohnte dem König dadurch, daß er den Geistlichen den Eid auf die bairische Verfassung verbot: dieser lehnte sich zwar dagegen auf, gab aber schließlich nach und ließ sich zu der „Erklärung von Tegernsee" herbei, wonach der Eid auf die Verfassung zu nichts verpflichte, was der katholischen Kirchenordnung zuwider sei. Preußen und andere deutsche Staaten vereinbarten auf Grund der sogenannten „Circumscriptionsbullen" Zahl, Umfang und Dotation der in ihren Staaten zu gründenden Bisthümer, resp. Erzbisthümer, indem sie zugleich ihre Hoheitsrechte wahrten. Abgesehen von Oestreich und Baiern erhielt Deutschland fünfzehn Erzbisthümer und Bisthümer, nämlich Preußen das Erzstift Köln mit Trier, Münster und Paderborn, die Bisthümer Breslau und Ermeland, das Erzstift Posen-Gnesen und Kulm. Auf Hannover entfielen Hildesheim und Osnabrück, auf die oberrheinische Kirchenprovinz fünf Bisthümer einschließlich des Erzstiftes Freiburg. Die Wahl der Bischöfe blieb den Domkapiteln unter der Bedingung, daß sie keine dem Landesherrn mißliebigen Persönlichkeiten wählten.

Unter den katholischen Theologen von streng wissenschaftlicher Richtung nimmt den ersten Platz Professor Hermes in Bonn ein, der den Versuch machte, die Wahrheit der Glaubenslehren philosophisch zu begründen: der größte Theil der rheinischen Geistlichkeit

hielt sich zu ihm, und Bischöfe und Erzbischöfe gehörten zu seinen Freunden. Selbst Dogmen, wie das der Transsubstantiation, wurden unter den Augen kirchlicher Oberen angegriffen; viele Priester drangen auf Abschaffung des Cölibats; der Generalvikar von Konstanz, der edle Wessenberg, der für die deutsche Nationalkirche auftrat, wünschte die Einführung des deutschen Kirchengesanges.

Durch die Neuorganisation der katholischen Kirche in Preußen erhielten ausschließlich solche Persönlichkeiten, denen das gute Einverständniß mit der Staatsregierung am Herzen lag, die obersten kirchlichen Würden, und der Friede mit Rom wäre möglich gewesen, wenn nicht der Jesuitenorden, von Pius VII. wieder hergestellt, seine frühere unheilvolle Thätigkeit erneuert hätte. Zwar besaß er in Deutschland, selbst in Oestreich, bis zum Jahre 1836 keine Heimstätte, aber er fand auch so Mittel und Wege, einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen. Nun begann ein geflissentliches Hetzen und Wühlen: die preußischen Kirchenfürsten wurden als laue, unzuverlässige Söhne der römischen Mutter verdächtigt, so daß sich der Erzbischof von Köln einmal veranlaßt sah, bei dem preußischen Gesandten in Rom über solche Verleumdungen Beschwerde zu führen. Auch fehlte es in Rheinpreußen nicht an solchen, denen die römische Kirche als Schwert und Schild gegen das verhaßte protestantische Preußen erschien. Endlich ermuthigte der romantische Zug, welcher einen großen Theil der damaligen Zeit beherrschte und zu zahlreichen Uebertritten führte, die römische Kirche, über die ihr gesteckten Grenzen hinauszugreifen und keck an die Hoheit der Staatsgewalt zu rühren.

In den Rheinlanden war der Vorkämpfer des streitbaren Katholizismus Joseph Görres. Das Hauptquartier der katholischen Preußenfeinde war Frankfurt a. M., wo u. A. auch der Konvertit Fr. von Schlegel lebte.

Sobald aber die Kurie sich Eingriffe in die Hoheitsrechte der Regierung erlaubte, mußte sie an einer Persönlichkeit, wie Friedrich Wilhelm III. war, scheitern. Wohl stattete er die Bisthümer reichlich aus, steigerte von Jahr zu Jahr die Einnahmen der Geistlichkeit, gründete viele neue katholische Pfarreien, verausgabte große Summen für den Bau des Kölner Doms, zeigte sich völlig neutral gegenüber den Reformbestrebungen innerhalb der römischen Kirche: aber die Erziehung und Heranbildung der Geistlichen behielt er dem Staate vor, die Anstellung und Absetzung von Priestern erfolgte nur unter Betheiligung der Regierung: was im Staat als Gesetz galt, sollte als solches auch von der katholischen Kirche respektirt werden. So verlangte der König Gehorsam, als er durch eine Kabinetsordre vom 17. August 1825 für den westlichen Theil der Monarchie die für den östlichen Theil bereits seit 1803 gültige landrechtliche Bestimmung einführte, daß bei gemischten Ehen die konfessionelle Erziehung der Kinder von dem Vater abhängig gemacht wurde.

Die Kabinetsordre wurde dadurch nothwendig, daß in den neuerworbenen Rheinlanden vielfach höhere Beamte und Offiziere Ehen mit dort ansässigen Katholikinnen schlossen und die Geistlichen die Anerkennung solcher Mischehen verweigerten, wenn nicht vorher das Versprechen abgegeben wurde, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen.

Nun wäre zwar der katholiſchen Kirche durch die Befolgung der Kabinetsordre ein großer Abbruch nicht geſchehen, aber die Geiſtlichen befanden ſich doch in ſchwieriger Lage. Pius VII. hatte noch 1817 die gemiſchten Ehen nur für zuläſſig erklärt, wenn das erwähnte Gelöbniß geleiſtet wurde: dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich beſtätigt worden. Das Auskunftsmittel der ſogenannten „paſſiven Aſſiſtenz“ galt nur für Jülich-Kleve-Berg: mithin handelten die katholiſchen Geiſtlichen im Rheinlande ganz ſachgemäß, wenn ſie ihrerſeits beim Vollzug ſolcher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht beſtritten werden, den Erlaubnißſchein, welchen der die Trauung vollziehende evangeliſche Geiſtliche fordern mußte, und die Abſolution im Beichtſtuhl zu verweigern, wennſchon die Praxis bisher eine mildere geweſen war.

Die paſſive Aſſiſtenz beſtand darin, daß die Brautleute, welche jenes Verſprechen nicht geben wollten, vor dem katholiſchen Geiſtlichen und zwei Zeugen ihre Abſicht, ſich zu verehelichen, erklärten. Der Segen der Kirche wurde in dieſem Falle nicht ertheilt.

Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Biſchöfen, allein dieſe konnten die Geiſtlichen nicht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und ſo ſah man ſich zu Verhandlungen mit Rom genöthigt. Die Antwort, welche ein päpſtliches Breve vom 25. März 1830 auf die Eingabe der Biſchöfe ertheilte, geſtattete die paſſive Aſſiſtenz unbedingt, verbot aber in milder Form die kirchliche Einſegnung jeder Miſchehe, wenn das Gelöbniß der katholiſchen Erziehung nicht geleiſtet wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückſchritt geweſen, daher wurde der preußiſche Geſandte angewieſen, eine günſtigere Faſſung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr nahm der neue Papſt Gregor XVI. in dieſer Frage eine der preußiſchen Regierung entſchieden feindſelige Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Bunſen mit den Biſchöfen direkt verhandeln und dieſer Diplomat führte am 19. Juni 1834 eine Verſtändigung 1834
mit dem Erzbiſchof von Köln, den Biſchöfen von Trier, Münſter und Paderborn herbei. Dieſelben wieſen durch einen Hirtenbrief die Pfarrer an, die paſſive Aſſiſtenz niemals zu verweigern, die feierliche Einſegnung aber nur dann, wenn der Pfarrer beſtimmt wiſſe, daß die zu erwartenden Kinder im proteſtantiſchen Bekenntniſſe erzogen werden würden. Ueber dies Entgegenkommen war die Regierung ſo erfreut, daß ſie die Aufhebung der in den Rheinlanden beſtehenden Civilehe verſprach.

Aber der auf dieſe Weiſe hergeſtellte Friede dauerte nur ſo lange, als die verſöhnlichen Biſchöfe aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbiſchofs Spiegel von Köln und des milden Trierer Biſchofs von Hommer anders geſinnte Männer traten, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an. Daran war die Regierung zum Theil ſelbſt ſchuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen beſetzte ſie den wichtigen Kölner Erzſtuhl mit einem ſtarrköpfigen Geiſtlichen, der bereits früher dem Oberpräſidenten erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieſer Prieſter, Freiherr Klemens Auguſt von Droſte-Viſchering, Weihbiſchof von Münſter, vor ſeiner Erhebung in der Frage der gemiſchten Ehen eine befriedigende ſchriftliche Erklärung ab, aber ſein Auftreten bewies ſofort, daß er dabei in echt jeſuitiſcher Weiſe ſeine „reservatio mentalis“ gehabt hatte. Namentlich aber ſchritt er rückſichtslos gegen die Anhänger des bereits verſtorbenen Theologen Hermes ein, der durch ein päpſtliches Breve als Irrlehrer verdammt worden war.

In Rom ſelbſt war man über den Mißgriff der preußiſchen Regierung erſtaunt geweſen; der päpſtliche Kardinalſekretär Lambruſchini äußerte gegen Bunſen, der ihm die Thatſache mittheilte, naiv genug: „Iſt Ihre Regierung denn toll?“

Alle Verſuche der Regierung, den dreiſten Erzbiſchof zur Beobachtung des Vertrages von 1834 anzuhalten, waren vergeblich: je mehr Droſte nun das Einſchreiten der Regierung befürchten mußte, deſto ſtarrſinniger trat er auf: durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke, dem er ſich als Märtyrer der Kirche darſtellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß der planmäßig geſchürte Brand im Jahre 1837, am 23. November, dem Namenstage des

Prinz Wilhelm. Kronprinzeſſin. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Fürſtin von Liegnitz.

Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III. Gemalt von J. Schoppe.

Digitized by Google

Erzbiſchofs, in helle Flammen ausbrechen würde, aber die Regierung, welche freilich viel zu lange gezögert hatte, kam dem zuvor, ließ den ſtarrköpfigen Prälaten am 20. November verhaften und nach der Feſtung Minden abführen, wo er gleichwol aufs rückſichtsvollſte behandelt wurde.

Nun brach ein Sturm, der ſich durch nichts beſchwichtigen laſſen wollte, gegen die preußiſche Regierung los. In einer Allokution vom 10. Dezember 1837 ſchleuderte der Papſt die ſchwerſten Anklagen gegen eine Staatsgewalt, welche die Rechte des päpſtlichen Stuhles mit Füßen getreten haben ſollte: die Zugeſtändniſſe, welche die Biſchöfe im Jahre 1834 gemacht, wurden jetzt aufs härteſte gerügt und für unverbindlich erklärt. Der Kriegsruf der Kurie fand kräftigen Wiederhall in den ultramontanen Kreiſen Deutſchlands: allen voran ſtürmte der alte Görres, nunmehr Profeſſor zu München, wo eben das ultramontane Miniſterium Abel in Wirkſamkeit getreten war. König Ludwig hatte nichts dagegen einzuwenden, daß der giftige Pamphletiſt ſeinem Haſſe gegen das proteſtantiſche Preußen in leidenſchaftlicher Weiſe Luft machte. Denn die Hetzerei, welche von Görres ausging und eine Anzahl katholiſcher Zeitſchriften ins Leben rief, hatte einen politiſchen Hintergrund. Schwelgte doch die Phantaſie einiger Römlinge in dem kühnen Traum von einem Königreich Rheinfranken, wo ein bairiſcher Prinz über die vom preußiſchen Joche befreiten Rheinländer herrſchen ſollte. Das ultramontane Europa jubelte natürlich ſolchen Vorgängen zu.

Zwar blieben die Streitſchriften der Ultramontanen nicht unbeantwortet, aber im weſentlichen ſah ſich die preußiſche Regierung darauf beſchränkt, durch polizeiliche Mittel alle Ausſchreitungen zu unterdrücken.

Der ſtreitenden Kirche wuchs der Muth, und ſo ſchloß ſich denn auch der Erzbiſchof von Poſen, Martin von Dunin, ſeinem rheiniſchen Amtsgenoſſen an. Er verlangte, das päpſtliche Breve von 1830, welches nur an die rheiniſchen Biſchöfe gerichtet war, auch in ſeinem Sprengel verkünden zu dürfen, und that dies trotz der Verweigerung der Erlaubniß im Februar 1838. Das Kammergericht verurtheilte den Widerſetzlichen zur Amtsentſetzung 1838
und zu Feſtungshaft; der König erließ ihm letztere und ſuspendirte ihn nur, unter der Bedingung, daß er nicht in ſeine Diöceſe zurückkehre. Undankbar und trotzig entwich der Kirchenfürſt und erſchien am 3. Oktober 1839 in Poſen. Nunmehr ſchaffte man ihn nach 1839
Kolberg; in dem Lande aber, wo ſich mit der kirchlichen ſogleich die nationale Agitation verband, wurde eine förmliche Kirchentrauer in Szene geſetzt.

Durch Einziehung der Einkünfte (Temporalienſperre) brachte die Regierung aber einen großen Theil der Geiſtlichkeit zur Vernunft.

Friedrich Wilhelm war feſt entſchloſſen, die widerſtrebenden Biſchöfe zur Anerkennung der Staatsgewalt zu zwingen, aber in dem eigentlichen Streit erreichte er nichts. Als er am 7. Juni 1840 die Augen ſchloß, mußte er die 1840
kirchliche Streitfrage ſeinem Nachfolger ungelöſt hinterlaſſen. Es ſtand nicht zu erwarten, daß die Löſung im Sinne des Vaters erfolgen werde.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, im 25. Lebensjahre.
Gemalt von Tangermann im Jahre 1820.

XIX. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV.

1. Preußen und Deutſchland bis zur Revolution (1840—1848).

Mit Spannung ſah Preußen, ſah ganz Deutſchland den erſten Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. entgegen. Die perſönlichen Eigenſchaften des neuen Herrſchers waren längſt bekannt: man wußte ja allgemein, daß dieſer Hohenzoller ein Fürſt von hochfliegendem Geiſte, von Idealen erfüllt, von tief chriſtlicher Anſchauung getragen, für Wiſſenſchaft und Kunſt begeiſtert ſei: man wußte, welch ein Unterſchied zwiſchen der nüchternen Hausväterlichkeit des verſtorbenen und der poetiſch angehauchten Genialität des neuen Herrſchers beſtand. Daß derſelbe neue Wege einſchlagen werde, ließ ſich vorausſehen; in welcher Richtung, war zweifelhaft. Denn ſo ſehr jene Vorzüge den Privatmann ſchmücken, machen ſie nicht eigentlich den Inbegriff der Herrſchertugend aus, deren Aufgabe es iſt, den Geiſt der Zeit zu prüfen und den Geſetzen geſchichtlicher Entwickelung ihr unveräußerliches Recht werden zu laſſen. In dieſer Hinſicht hegten ſcharfſichtige und patriotiſche Männer ihr Bedenken, denn die Vorliebe, welche Friedrich Wilhelm für die ſtaatlichen und kirchlichen Geſtaltungen der Vergangenheit hegte, hatte ſich ſchon an dem Kronprinzen geäußert. Wenn der Verſuch gemacht wurde, dieſe Ideale zu verwirklichen, ſo

mußte eine Zeit, deren Geist ein andrer war, dem hochbegabten Herrscher schwere Enttäuschung bereiten.

Das erste Auftreten des Königs, seine ersten Regierungshandlungen wirkten beruhigend auf die Zweifler, wahrhaft bezaubernd auf die Menge, ob hohen, ob niederen Standes. Eine Reihe von Versündigungen der früheren Regierung wurde gesühnt; der Vaterlandsfreund Arndt, seit 1820 suspendirt, wurde wieder in seine Professur eingesetzt, General Boyen wurde in den Staatsrath berufen um dann Kriegsminister zu werden; der alte Turnvater Jahn durfte seinen unfreiwilligen Aufenthalt in Freiburg an der Unstrut verlassen, die Gebrüder Grimm, welche hannoversche Willkür 1837 aus Göttingen vertrieben, wurden in Berlin angestellt, bald wurden auch die unglücklichen Opfer der Untersuchungskommission von 1834 dem Leben wiedergegeben. Dann folgte die Berufung aller Celebritäten in Kunst und Wissenschaft. Tieck, Rückert, Schelling, Cornelius, Felix Mendelssohn trafen die ersten Lichtstrahlen wahrhaft königlicher Gunst.

Mit Jubel vernahm man die Sprache, welche dieser Monarch bei den Huldigungsfesten in Königsberg und Berlin führte. Innige kraftvolle Worte, vom Herzen kommend und zum Herzen dringend, eine unerhörte Redeweise, welche, wie das ganze Auftreten des Königs, die Zuhörer hinreißen mußte. Wie begeisternd warb er in Königsberg um die Liebe seines Volkes, wie innig erflehte er Gottes Segen für sein fürstliches Amt! Und dann rühmte er die Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, das Streben aller Stände nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre! Und als er in Berlin (15. Oktober) an die zur Huldigung Versammelten die Frage richtete, ob sie 1840
„mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben in der heiligen Treue des Deutschen, in der noch heiligeren Liebe des Christen" ihm beizustehen entschlossen seien, um Preußen zu erhalten und ihm eine würdige Stelle unter den großen Mächten der Welt zu sichern, da tönte ihm ein einstimmiges freudiges „Ja" entgegen.

Dieses „Ja" übertönte einen leisen Mißklang, der trotz allen Jubels in Königsberg hörbar geworden war und anfänglich auch die Stimmung in Berlin getrübt hatte. Die Stände der Provinz hatten, eingedenk der Verheißungen weiland Friedrich Wilhelms III., dem Könige die Bitte um eine Reichsverfassung vorgelegt: in der schriftlichen Antwort (9. Sept.) verhieß der König, ohne irgend eine direkte Zusage zu machen, die Entwicklung der Provinzialstände. Auch in Berlin war davon keine Rede. Dies war der Punkt, an dem die Ansichten des Königs und die seiner Zeit scharf aufeinander stießen; die Zeit verlangte nun einmal das konstitutionelle Königthum nach französischer Schablone und eine nach französischem Muster gebildete Verfassung: der König wollte das patriarchale Königthum, welches in einer bureaukratischen Verwaltung repräsentirt wurde, mit ständischen Institutionen umgeben, um dadurch die Einheit aller Landschaften auf unerschütterlicher Grundlage zu befestigen. Mochten diese ständischen Institutionen in einzelnen noch so liberal gestaltet sein, ihre Zusammensetzung widersprach dem Grundprinzip, von dem alle Welt das Heil des Staates erwartete. Nicht in eigenartig deutscher Art, sondern nach fremdem Vorbild sollte sich das Verfassungsleben entwickeln.

Auch einige andere Regierungshandlungen des Königs fanden nicht die allgemeine Billigung. Er entließ in großherziger Milde die Erzbischöfe von Posen und Köln, welche der Autorität des Staates so keck widersprochen hatten, ihrer Haft, ja er setzte den trotzigen Dunin wieder in sein Amt ein. Wenn er andererseits auch die strenge Behandlung der

Dissidenten milderte, so läßt sich dies Verfahren mit jenem nicht vergleichen: es war etwas anderes den religiösen Ueberzeugungen des Einzelnen freien Spielraum zu gewähren und eigensinnigen Kirchenfürsten nachzugeben, welche sich dem Willen des Monarchen und den Bedürfnissen des Staates nicht anbequemen wollten.

Von geringerer Bedeutung, aber ein Zeichen der Zeit immerhin, war die vollständige Verständnißlosigkeit, mit welcher der Lieblingsplan des Königs aufgenommen wurde, in Jerusalem in Verbindung mit England ein Bisthum zu errichten. Das Projekt, welches mit der großen orientalischen Krisis von 1840 zusammenhing, verdiente an sich wahrlich keinen Tadel, aber die zweifelsüchtige Zeit fand in dem Vorhaben eines tiefreligiösen Fürsten etwas Fremdartiges und Abenteuerliches, das mehr den Zeiten der Kreuzzüge, als dem XIX. Jahrhundert zieme.

Die große orientalische Verwicklung bestand darin, daß der Vizekönig von Egypten sich vom türkischen Sultan unabhängig zu machen trachtete und in diesen Bestrebungen von der französischen Regierung unterstützt wurde. Voll von dem Gedanken, dem christlichen Namen im Orient eine größere Geltung und den glaubensverwandten Bevölkerungen größere Sicherheit zu verschaffen, näherte sich Friedrich Wilhelm England und trat den Erklärungen Englands, Rußlands und Oestreichs bei, welche (Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840) den Absichten Mehemet Alis ein Ziel setzten.

Hätte der König, seine persönlichen Lieblingsansichten aufopfernd, dem Gedanken der Volksrepräsentation Rechnung tragen wollen, er würde kaum eine geeignetere Zeit haben finden können, als die seines Regierungsantrittes. Mächtig pulsirte damals in den Adern aller ehrliebenden Deutschen das Nationalgefühl, da die französische Regierung wieder einmal den alten Rheinbundgelüsten Ausdruck verlieh. Herwegh sang sein zündendes „Rheinweinlied," Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein" welcher erst nach einem Menschenalter ihr volles Recht werden sollte; Nikolaus Becker vereinigte seine Landsleute zu dem Rufe:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein."

Die Kriegswolken verzogen sich, die nationale Stimmung verflog; es kam nur zu einer nothdürftigen Reform der Bundeskriegsverfassung. Was der König in Preußen auf politischem Gebiete vornahm, konnte ihm über die Grenzen seines Staates hinaus keine Sympathien verschaffen, weil es der landläufigen Anschauung nicht entsprach. Trotzdem erlosch die ursprüngliche Hoffnungsfreu-
1841 digkeit noch nicht sogleich. Schon im Februar 1841 legte Friedrich Wilhelm die Hand an die Ausbildung der ständischen Institutionen. Die Landtage sollten alle zwei Jahre versammelt, die Protokolle für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben sammt den Antworten der Regierung zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden. Auch war die Bildung von „Ausschüssen" der Provinziallandtage beabsichtigt, welche dem Könige rathend zur Seite treten sollten, wo es
1842 sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte. Im Juni 1842 erschien die bezügliche Verfügung, am denkwürdigen 18. Oktober wurde die aus Abgeordneten aller Provinzen bestehende Versammlung eröffnet. Die Regierung erinnerte an die Tage der Huldigung: „der königliche Wille" hieß es „biete vom Throne herab eine Gabe des edelsten Vertrauens."

Eine solche Gabe aber befriedigte diejenigen nicht, welche viel weitergehende Ansprüche machten, und die Broschüren „Woher und Wohin“ und „Vier Fragen“ behandelten die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkt, daß sich das Volk ein Recht auf allgemeine Vertretung erworben habe.

Noch einmal wallten die ungeduldigen Hoffnungen hoch auf, als der König am 4. September 1842 bei der Feier der Grundsteinlegung des Kölner Dombaus herrliche Worte sprach, die freilich gar mannigfache Deutungen zuließen. Dabei brachte der König von Würtemberg dem gemeinsamen großen Vaterlande ein Hoch; ein östreichischer Erzherzog sollte gar getoastet haben: „Kein Oestreich, kein Preußen mehr! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge.“ In dem nächsten Jahre erkaltete der Enthusiasmus, den man 1840 bekundet hatte, vollständig. Schon bei der nächsten Sitzung der Provinzialstände (März 1843) zeigte sich eine gewisse Opposition, welche sich auf den Bereich des Oertlichen und Provinziellen nicht mehr beschränken lassen wollte. Aber weit heftiger war die Opposition, welche offen und versteckt von Seiten der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt gemacht wurde, besonders von den politischen Lyrikern, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, R. Prutz, Dingelstedt, Freiligrath. Jemehr diese junge Generation von dem Könige erwartet hatte, desto unwilliger wandte sie sich von ihm ab, desto schärfere Pfeile entsandte sie gegen den „Romantiker,“ oft sogar undankbar nach der Hand schlagend, die ihnen wohlgethan hatte.

Außer den politischen Beschwerden, welche man gegen den König vorbrachte, erregte auch Friedrich Wilhelms frommgläubiges Christenthum bei den sogenannten Freisinnigen oder Aufgeklärten große Mißstimmung, besonders seitdem die orthodoxe Richtung auf Kirchen- und Schulangelegenheiten überwiegenden Einfluß erhielt. Ueberhaupt herrschte in den 40er Jahren auf kirchlichem Gebiet bei beiden christlichen Konfessionen ein lebendiges Treiben der Geister, sowol ein Erwachen und Vertiefen lebendigen Christenthums, als auch ein Drängen nach Aufhebung dogmatischer Schranken, welches einerseits zum sogenannten „Deutschkatholizismus“ und „Christkatholizismus“, andererseits zur Bildung freier Gemeinden führte.

Innerhalb der katholischen Kirche wurde der Kampf erregt durch den Bischof Arnoldi von Trier, der im August 1844 den „ungenähten Rock Christi“ feierlich ausstellen ließ und damit Massenwallfahrten nach Trier hervorrief. Aber während die Gläubigen sich an den Wundern erbauten, welche diese Reliquie an Leidenden aller Art wirkte, nahmen die aufgeklärten Katholiken an dieser Schaustellung, die dem Geiste des Jahrhunderts zu widersprechen schien, Anstoß, und ein katholischer Priester, Johannes Ronge, erließ ein fulminantes Sendschreiben an den „Tetzel“ des XIX. Jahrhunderts. Exkommunizirt, gründete er nach dem Beispiele des Schneidemühler Priesters Czerski eine „christkatholische Gemeinde“ in Breslau (1845). Eine eben solche erwuchs in Leipzig unter Robert Blum, und die Bewegung fand vielseitige Unterstützung und Förderung: im Jahre 1846 erreichte sie ihren Höhepunkt. Indessen bestanden zwischen den Anhängern Ronges und denen Czerskis bedeutsame Differenzen, da dieser von den dogmatischen Anschauungen der römischen Kirche sich nicht allzuweit entfernte, während die Rongeaner sich mehr zu den aus der protestantischen Kirche ausscheidenden „freien Gemeinden“ hinneigten.

Was die evangelische Kirche betraf, so hatte zuerst der Tübinger Theologe F. Chr.

Baur, dann deſſen Schule und beſonders D. Fr. Strauß (1808—1874) die Geſetze der hiſtoriſchen Kritik auf die Offenbarungsſchriften der Bibel angewendet und damit Anſchauungen Raum geſchaffen, die von den herkömmlichen doch zu weit abwichen, als daß ſich die Orthodoxen nicht auch hätten rühren ſollen. Sie hatten alle auf ihrer Seite, für welche die Religion und das Chriſtenthum Herzensſache und Herzensbedürfniß ſind, alſo auch den König ſelbſt. Der Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten Eichhorn huldigte gleichfalls dieſer Richtung, die in dem Profeſſor Hengſtenberg einen kampffrohen Vorfechter und in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" ein paſſendes Organ fand. Eine vom König berufene Generalſynode, auf welcher eine Mittelpartei die Oberhand hatte, verwarf die verpflichtende Kraft der alten Symbole, aber ihre Beſchlüſſe wurden nicht beſtätigt. Vielmehr war der König der Anſicht, daß ein jeder, der die Symbole nicht anzuerkennen vermöge, aus der Landeskirche zu ſcheiden habe. Dieſer Austritt wurde durch das „Toleranzedikt" (1847) möglich gemacht, und die Ausgetretenen durften ſich zu religiöſen Genoſſenſchaften vereinigen. So entſtanden die „freien Gemeinden" von Rupp, Uhlich und Wislicenus. Die Anſichten innerhalb derſelben gingen ziemlich weit auseinander, einige Gemeinden waren bereit den chriſtlichen Namen abzulegen. Allmählich wurden die freien Gemeinden, wie die deutſchkatholiſchen, die Sammelplätze politiſch Mißvergnügter und verflachten religiös immer mehr.

Auch der Kampf gegen die Union wurde in dieſer religiös erregten Zeit erneuert; es bildeten ſich „altlutheriſche" Gemeinden außerhalb der Landeskirche. War dieſe Zerſplitterungsſucht eine bedauerliche Erſcheinung, ſo durfte man mit um ſo größerer Genugthuung die Gründung und Ausbreitung des „Guſtav-Adolf-Vereins" begrüßen, der ohne ſolche Zänkereien allein auf den Schutz des evangeliſchen Bekenntniſſes zielte. Als ſich der Verein ſelbſt bis Baiern erſtreckte, kam der geiſtreiche König Ludwig auf den Gedanken, mit einem „Tilly-Verein" zu drohen.

Während demnach die religiöſen Verhältniſſe wenig erquicklich waren, war der preußiſche Staat im Jahre 1844 in der Lage, auf einem andern Gebiete zu beweiſen, daß ſich Deutſchland auf dem Wege gedeihlichen Fortſchreitens befand. Dies zeigte ſich bei Gelegenheit der erſten deutſchen Gewerbeausſtellung, die in Berlin ſtattfand. Dagegen erlebte das preußiſche Volk in dieſem Jahre auch ein bis dahin unerhörtes Verbrechen, indem ein dienſtentlaſſener Bürgermeiſter, namens Tſchech, aus perſönlichem Rachedurſt (26. Juli) ein Attentat auf den König machte.

Der König blieb unverſehrt, der Frevler, welcher keine Reue bezeugte, ward mit dem Tode beſtraft.

Die wichtigſte Frage war und blieb aber, wie ſich die Verfaſſungsangelegenheit entwickeln würde. Am ruhigſten hielten ſich die Provinzialſtände ſelbſt, welche eine Erweiterung ihrer Befugniſſe nicht begehrten und es zum Theil entſchieden ablehnten, die Einführung von Reichsſtänden zu beantragen. Gewiſſenhaft aber war der König ſelbſt, und wenn der Dichter Heine mit Bezug auf die königlichen Verheißungen von 1815 und 1820 frech gewitzelt hatte, „Ja, Königsworte das ſind Schätze, Wie tief im Rhein der Niblungshort", ſo traf der Hohn dieſen König wahrlich nicht mit Recht. Er fühlte ſich gedrungen, den Gedanken, von dem ſchon ſo viel geſprochen, wahr zu machen und beſchäftigte ſich eifrig mit Entwürfen über die Zuſammenſetzung und die Befugniſſe der neu zu ſchaffenden Inſtitution.

Seine eigenen Abſichten hatte der König hinſichtlich der Art der Beſchlußfaſſung. Sie ſollte nicht, wie bei den Provinzialſtänden, durch gemeinſchaftliche Abſtimmung geſchehen,

sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konstituirt war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berather des Königs über die Nothwendigkeit einer reichsständischen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vertretung gingen ziemlich auseinander.

Im Jahre 1845 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Rochow, welcher die Befürchtung aussprach, die königliche Souveränetät möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbirt werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediatisirten Fürsten und die adligen Großgrundbesitzer zu einer vierten Kurie zu vereinigen, und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größern Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständeversammlung aus den Ausschüssen der Provinzialstände zu bilden, denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt würden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erstreben, als jetzt zugestanden werden könnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Hauptfrage schlüssig zu machen: zum Erlaß einer Gesammtverfassung war überdies ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm), war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsplanes. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11. März 1846) des Ministeriums 1846
und der vorerwähnten Kommission. Der schärfste Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Rochow, wogegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinzustimmen erklärte, die Nothwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte.

„Die größten Besorgnisse erweckten ihm (dem Prinzen) besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe bestätigt wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Presse, welche sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse der Offizier beschlichen werden, er könne weder Freudigkeit noch Muth zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle." (L. v. Ranke.) Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Uebel aller Art im Gefolge. „Ein neues Preußen", so urtheilt der Prinz, „wird sich bilden; das alte geht mit der Publizirung dieses Gesetzes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Am 3. Februar 1847 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, 1847
welches den „Vereinigten Landtag der Monarchie" zum 11. April nach Berlin beschied. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Aufruf zur Bildung der Landwehr 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit seinem König verbundenen Volkes den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das

gegenseitige Vertrauen alle Feinde besiege, die sich zwischen den König und sein Volk drängten." Die königlichen Vorschläge bezeichneten zwar einen entschiedenen Fortschritt gegen früher, entsprachen aber doch den ungeduldigen Erwartungen nicht, welche die Liberalen gehegt hatten. Diesem Gefühl der Enttäuschung gab die Presse alsbald Ausdruck, und die Broschüre des jüdischen Breslauer Juristen H. Simon „Annehmen oder Ablehnen?" kränkte den König aufs tiefste.

Der „Vereinigte Landtag" war eben nur, wie sein Name besagte, eine Vereinigung der Provinziallandtage. Die Mitglieder sollten, wo es sich um Steuern und Anleihen handelte, in gemeinsamer Versammlung tagen, sonst aber in zwei Kurien auseinander treten. Die erste bestand aus den großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, den Standesherren und allen Körperschaften, die auf den Provinziallandtagen mit Viril- oder Kollektivstimmen vertreten waren. Die zweite Kurie enthielt die drei Stände der bisherigen Provinziallandtage, die Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Bauern. In Hinsicht der Gesetzgebung stand dem Vereinigten Landtage nur berathende Befugniß zu, dagegen erhielt er das Petitionsrecht in innern Angelegenheiten. Sein Zusammentreten sollte nur erfolgen, wenn neue Steuern oder Anleihen es erheischten. Dagegen sollten die Vereinigten Ausschüsse alle vier Jahre zusammenkommen. — An der Creirung der „Herrenkurie" nahm selbst die Ritterschaft heftigen Anstoß.

Wie sehr das, was der König dachte, und was der Liberalismus wünschte, auseinanderging, zeigte sich aufs deutlichste bei der Eröffnung des Landtages.

In einer glänzenden Rede sprach der König die Grundsätze aus, die ihn bei der Abfassung des Patentes geleitet, die Hoffnungen und Wünsche, die er an dasselbe knüpfte. Er erklärte sich dabei auf das entschiedenste gegen die Forderung einer urkundlich verbrieften konstitutionellen Verfassung. Niemals solle sich ein Blatt Papier zwischen den Herrgott im Himmel und sein Land drängen.*) Er glaubte zu wissen, sein Volk wolle nicht das Mitregieren von Repräsentanten, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die seine Freiheit und seinen Wohlstand begründet hätten. Gegenüber dem Geiste des Zweifels und des Unglaubens auf religiösem Gebiet sprach er das schöne Bekenntniß aus: „Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Die Worte des Königs waren eine beredte, schwungvolle Kundgebung des Königthums von Gottes Gnaden, aber sie machten nur einen geringen Eindruck auf politische Männer, die mit ganz anderen Gesinnungen gekommen waren und etwas ganz anderes erwartet hatten. Es waren eben irrthümliche Voraussetzungen, von denen der König ausging: soweit überhaupt von politischem Verständniß in jenen Tagen die Rede sein kann, wollten die Liberalen grade jenes Blatt Papier, auf dem die Rechte des Volkes verzeichnet stehen sollten. Der König verkannte eben jenen mißtrauischen, feindseligen Zug, der durch die gebildeten Massen ging. Es war ein tragisches Verhängniß, die Frucht alter Versäumniß, daß er kein Vertrauen fand, wo er ein volles Herz entgegen brachte.

In einer Adresse, welche der Landtagsmarschall zuließ, obwol dem Landtage das Recht dazu fehlte, — der König ließ merken, er habe nichts dawider, — beschloß man der Stimmung der Versammlung Ausdruck zu geben. Ein Entwurf des rheinischen Abgeordneten H. von Beckerath erinnerte an Versprechungen

*) Nicht „zwischen mich und mein Volk drängen" wie in der Regel falsch zitirt wird.

(„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“)

Friedrich Wilhelm IV. bei Eröffnung des erſten Vereinigten Landtages am 11. April 1847.

Gleichzeitige Lithographie von Nordmann.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelms III. und nahm entsprechende Rechte für die Stände in Anspruch; weniger scharf war der Entwurf des Grafen Arnim-Boitzenburg; zuletzt einigte man sich über eine vermittelnde Fassung. Der König gab eine maßvolle Antwort, aber er mißbilligte das Wort „Wahrung", da auch ihm die Wahrung aller Rechte obliege. Er erklärte auch, er erkenne keine anderen Berechtigungen an, als die, welche sein Patent vom 3. Februar gewähre. Uebrigens gab er zu, daß die Verfassung fortbildungsfähig sei und versprach alle ihm auf verfassungsmäßigem Wege zugehenden Anträge zu prüfen und soweit zu gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone vereinbar sei. Auch machte er Hoffnung auf periodische Wiederkehr des „Vereinigten Landtages."

In den Verhandlungen, welche nun begannen, zeigte sich der prinzipielle Gegensatz zwischen den Ansichten der Krone und denen der Majorität des Landtages immer schärfer. Die Punkte, um die es sich handelte, waren besonders die geforderte regelmäßige Wiederkehr (Periodizität) der Vereinigten Landtage und die Erwählung von Mitgliedern für die Provinzialausschüsse, denn mit Recht sah der Vereinigte Landtag in den Befugnissen, welche den Ausschüssen zugesprochen waren, eine Beschränkung der eigenen Machtsphäre. Immer mehr wuchs der Landtag der Regierung über den Kopf, zumal die Opposition über eine Reihe talentvoller Redner verfügte, denen die Krone höchstens den Grafen Arnim-Boitzenburg gegenüber zu stellen hatte. Auf der rechten Seite trat hier schon der Abgeordnete von Bismarck, der die politischen Entwicklungsstadien seiner Jugend hinter sich hatte, als schneidiger Anwalt der Krone und als unerbittlicher Feind der sich auf diesem jungfräulichen Versuchsterrain üppig breit machenden Phrase auf. Da man um Prinzipien kämpfte und viel theoretische Prinzipienreiterei trieb, wurden einige ganz wohlthätige Anträge der Regierung abgewiesen, wie die Bewilligung von 30 Millionen zur Erbauung der Ostbahn und die Gründung von Landrentenbanken unter Garantie der Regierung. Wenn diese keine recht bestimmte Haltung einnahm, — man mochte das eben begonnene Werk nicht gleich wieder scheitern sehen und doch auch nicht die Forderungen der Opposition bewilligen, — so fehlte dieselbe doch auch dem Landtage. Die Meinungsverschiedenheiten in demselben machten sich geltend, als die Regierung darauf drang (24. Juni), daß der Landtag die Wahlen für die Vereinigten Ausschüsse und die Staatsschuldenkommission vollziehen solle, achtundfünfzig Abgeordnete, darunter G. von Vincke, verweigerten die Wahl, hundertsechsundfünfzig wählten unter dem Vorbehalt, daß die Ausschüsse die Rechte des Landtages nicht beeinträchtigen dürften, zweihundertvierundachtzig wählten ohne Widerspruch.

1847 Zwei Tage später wurde der Landtag mit einer Botschaft des König geschlossen (26. Juni), der sich im ganzen befriedigt aussprach, obwol ihm jener Protest sehr mißfallen hatte.

1848 Am 17. Januar 1848 traten die vereinigten Ausschüsse ins Leben, die Verhandlungen gingen glatt von Statten und waren am 7. März zu Ende gediehen. Der König beschloß jetzt, auch die beiden Hauptforderungen des Vereinigten Landtages zu bewilligen — Periodizität desselben und Beschränkung der Wirksamkeit der vereinigten Ausschüsse — da traten Ereignisse ein, die ihn und alle seine Pläne völlig überholten und der Weiterbildung der geplanten ständischen Repräsentation ein Ziel setzten.

Zwar wurde der Vereinigte Landtag in Süddeutschland, wo man wenigstens auf dem Papier Verfassungen nach konstitutionellem Zuschnitt hatte, nicht recht für voll angesehen, aber die Helden der Berliner Tribüne, wie Hansemann, Camphausen, Beckerath, Vincke, zogen doch die Aufmerksamkeit der

Otto von Bismarck-Schönhauſen, Abgeordneter der Ritterſchaft von Jerichow zum erſten Vereinigten Landtage 1847. — Nach einem Familienbilde.

ſüddeutſchen Volksmänner, eines Welcker, Gagern und Römer auf ſich. Hier im Süden ſchieden ſich die Anhänger freiſinniger Ideen, wie dies ſeit den Ereigniſſen der 30er Jahre nicht anders möglich war, in zwei ziemlich ſtreng geſonderte Richtungen. Der beſonnene Liberalismus, der aber das nationale Ideal der Einheit Deutſchlands nicht minder hochhielt, als die andern, hatte ſeine Hauptſtützen noch immer in den Kreiſen der Gelehrten, der Profeſſoren. Zu ihrem Organ machten ſie die „Deutſche Zeitung“, die in Heidelberg unter Gervinus' Leitung erſchien und ihre Wirkſamkeit auch auf Preußen erſtrecken wollte.

Neben dieſen gemäßigteren Elementen ſtanden die Radikalen, deren Führer zum großen Theil im Auslande ſozialiſtiſch-kommuniſtiſche Ideen, wie ſie in

Digitized by Google

Frankreich aufkamen, angenommen hatten. Je näher diesem großen Herde der Bewegungen, desto allgemeiner waren die radikalen Anschauungen verbreitet, also besonders in Baden. So streng nun in der Zeit nach dem Hambacher Fest der Gegensatz zwischen Radikalen und Liberalen gewesen war, hatte sich jetzt eine Annäherung vollzogen, und gebildete Männer aus Schriftsteller- und juristischen Kreisen waren von radikalen Anschauungen nicht weit entfernt. Von
1847 der Erregung, welche in beiden Lagern herrschte, gaben zwei große Versammlungen im Herbst 1847 Zeugniß.

Am 12. September erklärte zu Offenbach unter Leitung des Advokaten Hecker und des Journalisten Struve eine Volksversammlung der Radikalen die Aufhebung aller reaktionären Bundestagsbeschlüsse, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Volksvertretung am Bundestage ꝛc. für die unabweislichen Forderungen der Gegenwart. Am 10. Oktober fanden sich zu Heppenheim an der Bergstraße liberale Abgeordnete aller süddeutschen Staaten ein, aus Preußen Hansemann und Mevissen, die Badener Itzstein, Welcker u. A., Römer und Goppelt aus Würtemberg, Heinrich von Gagern aus Darmstadt, um die Frage der Volksvertretung am Bunde zu besprechen. Man beschloß in den Kammern der einzelnen Staaten mit bezüglichen Anträgen hervorzutreten: Baden machte den Anfang, Darmstadt folgte.

Einer Reform der Bundesverfassung war auch König Friedrich Wilhelm nicht abgeneigt. Er wandte sich nur an die ungeeignetste Stelle. Einen Entwurf, den sein Vertrauter von Radowitz auf seine Veranlassung ausgearbeitet, ließ er in Wien überreichen. Der Entwurf enthielt Reformen von höchstem Werth, ein Grund mehr für Metternich, das Projekt unbeachtet und unbeantwortet zu lassen.

In dem Entwurf wurde unter anderm verlangt: gemeinsames deutsches Bürgerrecht, allgemeines deutsches Handelsrecht und Strafgesetz, ein oberstes Bundesgericht, Ausdehnung des Zollvereins auf ganz Deutschland.

In einem der deutschen Staaten kam es schon im Jahre 1847 zu gewaltsamen Auftritten, deren Veranlassung aber eigentlich keine politische war.

König Ludwig von Baiern hatte seit langer Zeit ein reaktionäres Regiment durch seinen Minister Abel führen lassen können, bis im Jahre 1846 die Opposition in der Kammer die Mehrheit erlangte. In seiner Stellung erschüttert, fand Abel einen willkommenen Anlaß, mit Ehren abzutreten. Er weigerte sich, der Geliebten des Königs, der Tänzerin Lola Montez, welche Ludwig in den Adelsstand erheben wollte, das dazu erforderliche bairische Bürgerrecht auszuwirken. Eine im Namen des Ministerrathes verfaßte Denkschrift führte Abels Sturz herbei, und der König berief nun ein liberales Ministerium. Da dieses die schmähliche Schwachheit besaß, bezüglich der Spanierin den Wunsch Ludwigs zu erfüllen, wurde Abel der Held des Tages. Obwol das Ministerium im Dezember 1847 seine Entlassung nehmen mußte, verdarben es auch die Nachfolger mit der öffentlichen Meinung, die sich beim Begräbniß des alten Görres († 29. Januar 1848) in einem nicht unbedeutenden Tumult äußerte. In Folge dessen schloß Ludwig die Universität, sah sich aber bald genöthigt, seinen Befehl zurückzunehmen, und Lola Montez, jetzt Gräfin von Landsfeld, mußte das Land verlassen.

Während hier im Süden der Sieg des Liberalismus, an einen recht zweideutigen Handel geknüpft, von zweifelhaftem Werth war, hatte das lebhaft

pulſirende Nationalgefühl der Deutſchen an der Grenzmark des Landes einen würdigen Gegenſtand ſeines Intereſſes und ſeiner Sorge erhalten. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage, die 1830 von Uwe Lornſen ohne Erfolg angeregt worden war, hatte durch den „offenen Brief“ des Dänenkönigs Chriſtian VIII. (8. Juli 1846) eine neue Geſtalt angenommen: die Drohung des Königs Schleswig und Holſtein nur noch enger mit Dänemark zu verbinden, hatte Deutſchlands Unwillen herausgefordert. Daß der Bundestag nicht eingriff, ſteigerte die Sympathie für Schleswig-Holſtein nicht weniger, als das däniſche Unterdrückungsſyſtem, das im Jahre 1847 Platz griff. Und nun ſtarb am 20. Januar 1848 König Chriſtian VIII.: mit Friedrich VII. beſtieg der letzte Sproß der königlichen Linie den Thron.

Nachdem Lornſens Plan (enge Verbindung von Schleswig und Holſtein, Lockerung des Zuſammenhanges mit Dänemark) geſcheitert war, bildete ſich eine Partei (Neu-Holſteiner), die Schleswig allenfalls den Dänen überlaſſen wollte. Weder in Schleswig noch in Holſtein drang ſie damit durch, fand aber Unterſtützung bei den „Eiderdänen“, die alles Land bis zur Eider zu einem einheitlichen Geſammtſtaat zu verſchmelzen ſtrebten und auf den Beſitz Holſteins weniger Werth legten. Nun hatte aber König Chriſtian VIII., der 1839 zur Regierung kam, nur einen Sohn, Friedrich, nach deſſen Tode die Auflöſung der Monarchie bevorſtand; denn in Dänemark galt auch die weibliche, in Holſtein die männliche Erbfolge allein: wegen Schleswigs konnte der Rechtspunkt zweifelhaft erſcheinen. Durch eine Schrift Lornſens, die Beſeler 1841 herausgab, wurde in Schleswigern und Holſteinern das Gefühl der Zuſammengehörigkeit neubelebt: es bekam Gelegenheit öffentlich hervorzutreten, als der Däne Algreen Uſſing im Oktober 1841 den König zu der Erklärung aufforderte, daß die weibliche Erbfolge durchweg gelten ſolle. Die holſteiniſchen Provinzialſtände verfaßten eine Gegenpetition und verlangten für Schleswig und Holſtein die Anerkennung des Grundſatzes: „up ewig ungedeelt.“ Nach eingehender Prüfung veröffentlichte der König den erſten offenen Brief, dem zufolge höchſtens hinſichtlich einiger Theile Holſteins ein Zweifel beſtehen könne, ob dort dieſelbe Erbfolgeordnung herrſche, wie in Dänemark. Dem widerſprach eine gewaltige Volksverſammlung in Neumünſter (20. Juli 1846) und beſchloß einen Proteſt an den Bundestag. Allenthalben erſcholl im Lande Chemnitz' Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“, aus vielen deutſchen Städten liefen Zuſtimmungsadreſſen ein. Da der Bundestag die Holſteiner im Stich ließ, fühlten ſich die Dänen zu einem ſchlimmen Terrorismus ermuthigt. Eine Reiſe, die der König zur Beruhigung unternahm, hatte den entgegengeſetzten Erfolg, ein zweiter Brief (vom 18. September) blieb wirkungslos. Der verhaßte Scheele wurde Statthalter, alle Patrioten wurden ihrer Aemter entſetzt.

So fehlte es faſt nirgends in Deutſchland an nationalem und politiſchem Zündſtoff, den der kleinſte Funke in helle Flammen ſetzen konnte. Schon gährte und brodelte es drüben in Frankreich, aber ſchon vierzehn Tage vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Februarrevolution ſprach der badiſche Abgeordnete Baſſermann in der Kammer, wo die Volksvertretung am Bundestage verlangt wurde, die prophetiſchen Worte: „An der Seine und der Donau neigen ſich die Tage.“

2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlamentes (18. Mai).

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Eindruck der französischen Revolution durch Deutschland, die Radikalen und Republikaner zu kühnstem Auftreten ermuthigend, aber auch die Köpfe der Liberalen mit unbegrenzten Hoffnungen erfüllend.

Am unmittelbarsten wirkte das Ereigniß in Süddeutschland, in dem durchwühlten Baden und Hessen-Darmstadt; dann aber auch in Würtemberg, in allen Rheinlanden, in den norddeutschen Hauptstädten, in Hamburg und Bremen begann es zu gähren, hie und da kam es zu Unruhen, zu erregten Volksscenen.

1848 Eine Volksversammlung in Baden (zu Mannheim am 27. Februar) unter Itzsteins Vorsitz verlangte Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament. Das liberale Ministerium und der Großherzog stimmten sowol diesen Forderungen zu, als auch dem erweiterten Programm, das Struve im Namen der Radikalen vortrug und welches zwölf Punkte, besonders auch die Verantwortlichkeit der Minister, umfaßte. Schon in Karlsruhe ging es nicht ohne bedenkliche Scenen ab, in einzelnen Theilen des Landes fiel das Wort „Republik", und die Bauern bewaffneten sich mit Sensen. In Darmstadt beantragte am 28. Februar Heinrich von Gagern Einsetzung einer deutschen Centralgewalt und Berufung eines deutschen Parlamentes.

1848 Der Bundestag bekam Angst, stellte schon am 9. März die Aufhebung der Censur und die Gewährung der Preßfreiheit in das Belieben der einzelnen Regierungen und erklärte (9. März) die verfehmten Farben schwarz-roth-gold für die Farben des Bundes. Ein Gefühl der Schwäche und Unsicherheit, wie es nur aus dem Bewußtsein eigener schwerer Versäumniß erklärt werden kann, befiel die Regierungen, die Minister gaben ihre Portefeuilles an die Führer der bisherigen Opposition ab. Von den süddeutschen Liberalen traten 51 am 5. März zu Heidelberg zusammen, erwählten einen Siebener-Ausschuß (darunter Gagern, Welcker, Itzstein) und luden alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher Ständeversammlungen zum 30. März zu einem Vorparlamente in Frankfurt am Main.

Ehe dasselbe zusammenkam, hatte die eigentliche Revolution schon mehrere Erfolge errungen. Am wenigsten gewaltsam vollzogen sich die Dinge in München, wo die Lola-Montez-Unruhen noch nicht ganz gestillt waren und von neuem ausbrachen. Der König Ludwig bewilligte zwar am 6. März die liberalen Forderungen und erklärte es für seinen Stolz „ein deutscher Mann" zu sein, entschloß sich aber, als man ihn zwang seine ehemalige Geliebte auf die Festung zu bringen, am 20. März, zu Gunsten seines Sohnes Maximilans II. abzudanken.

Acht Tage früher triumphirte die Revolution in Wien. Von den östreichischen Staaten regte sich zuerst Ungarn. Ludwig Kossuth forderte in mächtigen Worten konstitutionelle Einrichtungen im Preßburger Reichstage: seine Beredsamkeit zündete auch in Wien, wo selbst in den höchsten Kreisen Groll und Haß gegen Metternich herrschte. Von verschiedenen Seiten wurden mehr oder minder

weitgehende Forderungen an die Regierung gerichtet; der Zusammentritt der östreichischen Stände (13. März) mußte unfehlbar entscheidend werden.

Zu spät (am 12.) beschloß Metternich durch Berufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen allzu extravaganten Ansprüchen vorzubeugen. Der 13. März nahm einen äußerst gewaltsamen Verlauf: das namentlich durch Studenten aufgeregte Volk bedrohte die Stände, als es vernahm, daß diese weiter nichts verlangten, als einen „Vereinigten Ausschuß." Das Anrücken von Truppen steigerte die Erregung: es kam zu Thätlichkeiten, als die Truppen eine Salve gegeben. Metternich, der die Bewegung anfangs für einen unbedeutenden Krawall gehalten, sah endlich die Nothwendigkeit seines Rücktrittes ein. Ein kaiserlicher Erlaß verkündete am 14. das wichtige Ereigniß, auch die Aufhebung der Censur und die Einrichtung einer Nationalgarde. Obwol dann auch am 15. die Zusage gegeben wurde, eine zu berufende Reichsversammlung werde über eine Konstitution berathen, so konnte das Mißtrauen nicht ganz schwinden, da den Oberbefehl in Wien ein Aristokrat, Fürst Windischgrätz erhielt und kein Liberaler ins Ministerium berufen wurde. Indeß für den Augenblick frohlockten die Wiener doch, Metternich gestürzt und vertrieben zu haben.

Für den Gang der deutschen Bewegung war es nun von größter Wichtigkeit, welche Stellung der König von Preußen zu den Tagesereignissen nehmen würde. Es war bei des Königs offen zu Tage tretender Eigenart vorauszusehen, daß er über die bereits gewährte ständische Mitregierung hinaus sich weitere Zugeständnisse nicht abdringen lassen werde. Nachdem die vom „Vereinigten Landtag" gewählten Ausschüsse vom 17. Januar bis 6. März getagt, hatte der König die regelmäßige Wiederkehr dieser letzteren Versammlung bereits gewährt; ein Zugeständniß, das nicht mehr genügend befunden wurde. Nicht als ob der „Vereinigte Landtag" absolut verworfen worden wäre, aber die Umgestaltungen, welche die Liberalen verlangten (verändertes Wahlsystem zu einer proportionsmäßigen Vertretung der verschiedenen Volksklassen, Umgestaltung des Herrenstandes, beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung), überschritten eben die Grenze zwischen ständischem und konstitutionellem Wesen. Der König war dem konstitutionellen Liberalismus ebenso abhold, wie dem Radikalismus; beide Richtungen betrachtete er als Ausflüsse desselben revolutionären Geistes, der sich soeben in der Schweiz geltend gemacht und ihn zu seinem größten Schmerze um sein geliebtes Neuenburg gebracht hatte.

Die Schweiz war seit dem Jahre 1830 nicht zu innerer Ruhe gelangt. Die aristokratische Mißregierung, die in einzelnen Kantonen herrschte, rief die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land hervor, welche von der „Tagsatzung" anerkannt wurde (1832) und von dem Sarner Bund, in dem Schwyz, Uri und Unterwalden neben Basel-Stadt, Neuenburg und Wallis dominirten, nicht rückgängig gemacht werden konnte. In der Folge wurde der innere Frieden gestört namentlich durch die religiösen Streitigkeiten zwischen der orthodoxen und der rationalistischen Partei im Protestantismus: dazu kamen dann Beschwerden der Ultramontanen, als 1841 in Aargau alle Mönchsklöster aufgehoben wurden: durch Berufung der Jesuiten suchten nun die katholischen Kantone, insbesondere Luzern, ihren Einfluß zu stärken. Als ein Versuch der Liberalen in Luzern, das Jesuitenregiment zu

stürzen, mißlang (1844), beschlossen die Liberalen der übrigen Kantone, ihren Gesinnungsgenossen mit Gewalt Luft zu verschaffen. Ein Freischarenzug, welchen der Berner Ochsenbein im März 1845 gegen Luzern führte, scheiterte zwar gänzlich, aber der Konflikt wurde geschärft, da Ochsenbein an die Spitze seines Kantons trat. Die Luzerner erneuerten in Folge dessen den Sarner Bund mit den strengkatholischen Kantonen. Eine Mittelpartei, zu der außer Genf auch Neuenburg hielt, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkrieges, bis die Radikalen in Genf (1846) und St. Gallen zum Siege gelangten. Nun besaßen sie in der Tagsatzung die Mehrheit und beantragten die Auflösung des Sonderbundes. Neuenburg gerieth nun in eine schwierige Lage: wegen seiner vorwiegend protestantischen Bevölkerung wünschte es nicht den Sieg des katholischen Sonderbundes: mußten sich aber die einzelnen Kantone unwiderruflich unter die Mehrheitsbeschlüsse der Tagsatzung beugen, so ward seine Stellung zu Preußen gefährdet. Als die Tagsatzung die Austreibung der Jesuiten beschloß (3. September 1847) kam es zum Kriege, der nach einer Schlacht bei Gislikon (23. November) mit der Unterwerfung des Sonderbundes endete. Die bis dahin uneinigen Großmächte verlangten nun drohend die Wiederherstellung der Kantonal-Souveränetät, was die Schweizer wenig kümmerte. Im September 1848 wurde die neue Verfassung angenommen, durch welche die Schweiz sich aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelte (Bundesversammlung, bestehend aus Stände- und Nationalrath, Bern ständiger Vorort, Bundesrath von der Bundesversammlung zu wählen, mit jährlich wechselndem Vorsitzenden). Neuenburg trat in das neue Verhältniß nicht mehr als preußisches Fürstenthum ein: Anfang März hatte es den preußischen Statthalter, General von Pfuel, durch eine kurze Revolution vertrieben.

In der preußischen Hauptstadt kam es in der zweiten Märzwoche auch zu lärmenden Volksversammlungen und Adressen an den König: je ärmer Berlin an politischen Kapazitäten war, desto größeren Anklang fanden die zahlreich aufsprießenden demagogischen Volksredner. Revolutionsmänner aus Polen, Frankreich und Süddeutschland fanden sich ein: der Mittelstand hielt sich scheu zurück, die höheren Gesellschaftskreise schimpften auf den Pöbel. Die Masse war erfüllt von blinder Wuth besonders auf den Prinzen von Preußen, dem der König ein Kommando am Rhein geben wollte, um französischen Eroberungsgelüsten zu begegnen und den Prinzen aus der Hauptstadt zu entfernen. Leider wurde der Plan geändert, und die Masse glaubte natürlich, der Prinz sei zurückbehalten, um sie zu bekämpfen. Umsonst suchte der König der steigenden Bewegung Einhalt zu thun, indem er den Vereinigten Landtag einberief und ankündigte, er habe gemeinsam mit Oestreich die deutschen Regierungen nach Dresden geladen, um dort über freiheitliche und nationale Reformen zu berathen. Militärische Vorsichtsmaßregeln machten das Volk argwöhnisch und führten Gewaltthätigkeiten herbei: am 15. schritt das Militär förmlich ein um die Volksmengen zu zerstreuen, die sich auf die Nachricht von der Wiener Revolution vor dem Schlosse angesammelt hatten. Nachdem an den beiden folgenden Tagen ziemliche Ruhe geherrscht, erfolgte am 18. März aus einem ähnlichen Anlaß wie am 15. der blutige Ausbruch der Revolution.

Der König hatte noch in der vorangehenden Nacht einen Erlaß genehmigt, der den Landtag schon zum 2. April einberief, Schaffung eines deutschen Parlamentes, Einführung konstitutioneller Verfassungen verhieß und einen beruhigenden Eindruck machte. Das Volk zog vor das Schloß, um dem König eine lärmende Ovation darzubringen. Der König

nahm vom Balkon aus die Huldigung entgegen und zog sich dann zurück. Als das Volk nicht auseinander gehen wollte, fielen zwei Schüsse: die Menge schrie Verrath, forderte Waffen. Als nun eine Salve folgte, war das Signal zum Kampfe gegeben, schleunigst waren in verschiedenen Straßen Barrikaden gebaut, in den Umgebungen des Schlosses begann der Kampf. Eine weiße Fahne mit der Inschrift „Mißverständniß" wurde verhöhnt. In dem Kampfe, der von 3 Uhr nachmittags bis 2 Uhr morgens dauerte, hielten sich die Truppen tadellos und trieben die aus den bedenklichsten Elementen bestehenden Aufrührer von Barrikade zu Barrikade zurück. Hätte man die Truppen gewähren lassen, so wäre der Aufruhr kurzer Hand niedergeschlagen gewesen.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke aber fehlte dem Könige der entscheidende Entschluß. Gegen den Rath seines Bruders, des Prinzen von Preußen, bestürmt von allem, was schwankend und schwächlich war in seiner Umgebung, gab er am Morgen des 19. den Befehl die Truppen zurückzuziehen und versuchte durch einen rührenden Aufruf „an Meine lieben Berliner" die insurgirte Hauptstadt zu versöhnen.

Auch ein liberales Ministerium (Arnim-Auerswald-Schwerin) wurde gebildet und die Bewaffnung der Bürger gestattet. So war der König für die nächsten Tage dem Willen des triumphirenden Pöbels unterworfen und mußte sich die schmählichsten Demüthigungen gefallen lassen.

Die Massen schleppten die Leichen der Gefallenen in den Schloßhof, und der König mußte sie entblößten Hauptes grüßen, während der glaubenslose Pöbel den Choral „Jesus meine Zuversicht" anstimmte. Der Prinz von Preußen verließ Berlin, an seinen Palast schrieb man mit Kreide „Nationaleigenthum." Alle Gefangenen, vor allem der polnische Unruhstifter Mieroslawski, wurden freigegeben. Am Morgen des 21. erschien eine Ansprache der Minister „an die deutsche Nation", an deren Spitze sich der König gestellt habe. Umgeben von den Prinzen und Ministern durchritt der König, mit dem schwarzrothgoldenen Bande geschmückt, um Mittag die Straßen Berlins, hie und da die Volksmassen anredend. Die Begrüßung als deutscher Kaiser wies er zurück.

Die Worte, welche der Monarch am 21. März bei seinem Umritt durch die Stadt zu sprechen Gelegenheit nahm, und sein ganzes Auftreten beruhigte die Masse, welche sich am 22. März an dem unerhörten Schauspiel weidete, daß ihr Herrscher den Leichenzug der gefallenen Empörer vom Schlosse aus entblößten Hauptes grüßen mußte.

Hundertdreiundachtzig Särge wurden vorbeigetragen und im Friedrichshain bestattet, wo der Bischof Neander den Segen sprach.

Der König bekam sogleich Veranlassung, die deutsch-nationale Gesinnung, zu der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. (20. Januar 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein ein integrirender Theil des dänischen Gesammtstaates wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Holsteiner die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und ein deutsches Parlament (15. März). Am 18. beschloß eine Versammlung zu Rendsburg dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei (welche die Einverleibung Schleswigs forderte) plötzlich ans Ruder gekommen sei (Orla Lehmann, Bischof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern.

Sie bildeten (24. März) eine provisorische Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten sich der Citadelle von Rendsburg. Am folgenden Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde: der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holsteiner als berechtigt an und verspreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzog Christian von Augustenburg, seinen Schutz. Er ertheilte seinen Truppen den Befehl, nach Holstein zu marschiren und trieb den Bund zur Hilfeleistung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesversammlung die Aufnahme Schleswigs unbeschadet der Rechte Friedrichs VII. Der dänische Gesandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwischen den Dänen und der provisorischen Regierung bereits entbrannt war.

Durch sein rasches Eintreten für den bedrohten deutschen Volksstamm gewann sich der König außerhalb Preußens viele Freunde; auch machte er den ehrlichsten Versuch, unter den ihm am 19. März abgerungenen Bedingungen zu regieren. Ein vorgeschritten liberales Ministerium (Camphausen) ward am 29. März gebildet, dem Vereinigten Landtage ward ein Wahlgesetz vorgelegt, dem zufolge jeder unbescholtene Preuße, der das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, das Recht zur Wahl der konstitutionellen Versammlung erhielt. Dem Könige sprach die Versammlung ihren Dank durch eine Adresse aus, die viele nur mit halbem Herzen unterzeichneten; von den zweien, welche sich dessen weigerten, war der eine Otto von Bismarck.

Inzwischen war das von dem Siebenerausschusse berufene „Vorparlament" am 31. März zu Frankfurt unter dem Vorsitze des Heidelberger Professors Mittermaier eröffnet worden. Obwol die Versammlung, in welcher die deutschen Stämme sehr ungleichmäßig, die Oestreicher fast gar nicht vertreten waren, gar keine staatsrechtliche Befugniß besaß, war ihr moralisches Ansehen so groß, daß der Bundestag die wichtigsten Beschlüsse des Vorparlamentes ohne weiteres genehmigte.

Die wichtigste Festsetzung war, daß bei den Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung auf je 50,000 Seelen ein Abgeordneter kommen und die Wahl unabhängig vom Census und Glaubensbekenntniß, sowie von allen Standesunterschieden sein solle.

Zur Vorbereitung der konstituirenden Versammlung wählte das Vorparlament einen Fünfzigerausschuß, der mit dem Bundestag in Berathung treten sollte. Da in diesen Ausschuß kein Mitglied der radikalen Partei gelangte, verließ dieselbe unter Führung von Hecker und Struve das Vorparlament und machte den heillosen Versuch, ihre Ziele mit Waffengewalt zu erreichen.

Das geeignetste Terrain schien das gründlich durchwühlte Baden zu sein, wo wirklich die Frage gestellt wurde, ob man die Republik oder die konstitutionelle Monarchie begehre. An der französischen und schweizer Grenze standen Tausende von Arbeitern unter Georg Herwegh zum Losschlagen bereit und die badische Regierung hatte längst um Bundeshilfe ersucht, da ihre Truppen meuterische Gesinnungen zeigten. Das Zögern der Baiern und Würtemberger steigerte nur das Selbstgefühl der Empörer, die im Seekreis ihren Hauptsitz

hatten. Mitte April rückten Badener und Hessen unter Fr. von Gagern gegen Freiburg, Baiern gegen Konstanz, wo sich eine republikanische Statthalterschaft bildete. Die Truppen Gagerns trafen am 20. April bei Kandern auf Hecker: Gagern ward vor dem Kampfe beim Parlamentiren mit den Aufständischen meuchlings erschossen, dann aber zerstreuten die Truppen die Empörer nach kurzem Kampf. Die Führer suchten natürlich eiligst das Weite. Auch Georg Herwegh, der, mit seiner buntscheckigen Bande von Franzosen, Italienern, Polen, Ungarn ꝛc. auf dem Rückzug begriffen, am 26. bei Dossenbach auf die Würtemberger stieß, hielt es nicht für angemessen, sein begeistertes Lied „vom Sterben" zu bewahrheiten, sondern ließ sich durch seine Frau in wenig rühmlicher Weise retten.

In zehn Tagen war dieser Aufstand, den viele der freisinnigsten Volksmänner als einen Frevel an der deutschen Nation mit Recht brandmarkten, erstickt, aber die Gemüther ließen sich so leicht nicht beruhigen. Um dieselbe Zeit erhoben sich auch die Polen im Posenschen: die unklaren Sympathien, welche die deutschen Liberalen und noch soeben das Vorparlament den Polen entgegengetragen hatten, wurden durch die grausamen Hiebe der Sensenmänner Mieroslawskis erwiedert und erfuhren eine erhebliche Abkühlung. Erfolg hatten die Polen so wenig wie die Radikalen; nach mehreren unglücklichen Gefechten im April wurde der Rest der Aufständischen am 9. Mai geschlagen.

Unterdessen waren aller Augen und Sinne nach Frankfurt gerichtet, wo die auf den Wunsch des Bundestages geschaffene Siebzehnerkommission bemüht war, den Plan der neuen Reichsverfassung zu entwerfen. In Bezug auf die „Grundrechte des deutschen Volkes" hielt sich diese Kommission an die Beschlüsse des Vorparlamentes gebunden. Aber hinsichtlich des wichtigsten Punktes, der Schaffung einer deutschen Centralgewalt, hatte sich dasselbe nicht geäußert. Dahlmann schlug die Erneuerung des deutschen Kaiserthumes vor, als Träger der Krone dachte er sich den König von Preußen. Aber auf der einen Seite ward Dahlmanns Ansicht nicht von allen seinen Genossen getheilt, andererseits ließ König Friedrich Wilhelm schon jetzt keinen Zweifel darüber, daß er diese Krone nie annehmen werde, wenn Oestreich nicht zuvor freiwillig zurückgetreten sei. Er wollte sich begnügen, unter einem Kaiser aus dem östreichischen Hause König der Deutschen oder Reichserzfeldherr zu sein.

Eine Verständigung erfolgte nicht mehr vor dem Zusammentreten des Parlamentes selbst. Das durfte als ein Vortheil für dasselbe betrachtet werden, insofern die Erwählten des Volkes nun ganz frei zur Ausführung bringen konnten, was sie als Wunsch der Nation zu erkennen glaubten. Aber dieser Vortheil ward dadurch sehr geschmälert, daß der erste Sturm der Revolution nun vorüber war und die anfangs überraschten Regierungen Zeit zu Erwägungen gefunden hatten, ja schon daran denken durften, die ihnen entsunkenen Zügel wieder zu ergreifen. Stand denn wirklich zu erwarten, daß die Fürsten sich ohne äußeren Zwang den Beschlüssen dieses Vorparlamentes fügen würden, und welche Mittel besaß dasselbe denn, um die Widerstrebenden zu nöthigen?

Man wird sich kaum der Ueberzeugung erwehren können, daß die Frage der Centralregierung schon unlösbar geworden war, als Friedrich Wilhelm seine Abneigung gegen die ihm zugedachte Würde kundgethan hatte. Wenn es nicht gelang, ihn umzustimmen, hatte keine noch so kunstreich ersonnene Kombination Aussicht auf Erfolg. Wollte man aber die Idee der „preußischen Spitze" ver-

wirklichen, so war keine Zeit zu verlieren. Denn der Staat, der dagegen in erster Linie opponiren konnte, Oestreich, dessen Kaiser sich seiner Regententhätigkeit fast gänzlich enthielt, war noch nicht in der Lage seinen Einfluß geltend zu machen Nicht allein in Wien, in allen Kronländern schlug die Aufregung noch hohe Wellen.

Das Ministerium Pillersdorf fand nicht die Mittel, der Bewegung, zunächst in Wien, Meister zu werden, — was allerdings nicht leicht war gegenüber einer zügellosen aufreizenden Presse. Sein Verfassungsentwurf (25. April) wurde allseitig bemängelt, obwol er der belgischen Konstitution nachgebildet war. Der Versuch, die Zügel straffer anzuziehen, steigerte die Opposition: der Entwurf mußte zurückgezogen werden. Daß der Kaiser am 17. Mai das unruhige Wien verließ und nach Innsbruck ging, schuf bei der bestürzten und beschämten Bevölkerung vorübergehend eine günstige Stimmung, die Pillersdorf zu benutzen versäumte. Ein Krawall am 26. Mai machte die Revolutionäre wieder zu unbedingten Herren der Situation. In Ungarn stand es so, daß Kossuth im Reichstage sagen konnte: „Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Macht der Wahrheit, und doch kann ich mit der bloßen Bewegung meiner Hand entscheiden über Sein und Nichtsein des Hauses Habsburg.“ In Polen wurde ein Aufstandsversuch am 26. April gewaltsam erdrückt; um so lebhafter ging es in Böhmen zu. Für die tschechische Nationalpartei, welche, geführt von Palacky und Rieger, sich für die Herrlichkeit des Gesammtslaventhums begeisterte, galt es, die Wahlen zum deutschen Parlament zu verhindern. Dies wurde zum größten Theil erreicht, aber die Ausschreitungen der Slaven, denen am 12. Juni die Gemahlin des Statthalters, Fürstin Windischgrätz, zum Opfer fiel, führten am 17. Juni ihre völlige Niederlage herbei.

3. Die Zeit des Frankfurter Parlamentes bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Selten fand sich in einer parlamentarischen Versammlung eine größere Menge ausgezeichneter Talente zusammen, als in dem deutschen Parlamente, das
1848 am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet wurde. Gleichwol war es keine leichte Aufgabe diese Geister zu regieren: denn einerseits war die Mehrzahl der Versammelten noch zu wenig parlamentarisch geschult, um nicht häufig durch Unbotmäßigkeit die Verhandlungen zu stören, auf der andern Seite mußte sich auch der Präsident, der um die nationale Sache hochverdiente Heinrich von Gagern (definitiv gewählt am 31. Mai), erst in seine verantwortliche Aufgabe hineinleben. Das Redebedürfniß der Einzelnen, eine unzureichende Geschäftsordnung und der vorläufige Mangel bestimmter Parteibildung — alles dies vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unordnung.

Die Meinungsverschiedenheiten mußten am schärfsten hervortreten, als man daran ging, die Frage nach der Centralgewalt zu beantworten. Die Linke wollte nur einen Vollziehungsausschuß eingesetzt wissen, die „preußische Spitze“ fand geringen Anklang: der Preuße Georg von Vincke wies auf den östreichischen Erzherzog Johann, eine allgemein beliebte Persönlichkeit, hin. Wirklich wurde

dieſer nach ermüdenden Debatten am 29. Juni 1848 zum Reichsverweſer erwählt: der Bundestag ſtimmte der Wahl glückwünſchend zu, Kaiſer Ferdinand geſtattete die Annahme; am 11. Juli hielt der Reichsverweſer ſeinen Einzug in Frankfurt, der Bundestag ging zur Ruhe ein. Der Reichsverweſer ernannte ein Reichsminiſterium, und wenngleich die Linke nicht müde ward, ihn anzufeinden, durfte er auf eine erträgliche Mehrheit aus den Gemäßigten der Verſammlung rechnen.

Die Linke blieb in dem Reichsminiſterium, deſſen Vorſitz Fürſt Leiningen führte, mit Recht unvertreten. Miniſter des Innern war der Oeſtreicher von Schmerling, Finanzminiſter der Preuße Beckerath, auch der Kriegsminiſter von Peucker gehörte dieſem Staate an. In der Verſammlung war die ſtärkſte Partei das rechte Centrum; (Arndt, Baſſermann, Beckerath, Beſeler, Dahlmann, Droyſen, Duncker, Grimm, Mathy, Simſon, Waitz u. A. meiſt Norddeutſche). Ihnen nahe ſtand W. Jordan mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen, die ſich ſchon mit dem linken Centrum berührten, das wieder in zwei Gruppen zerfiel. (Robert von Mohl, Biedermann, Mittermaier, Giskra, Stremayr.) Weiter links kamen die Venedey, Viſcher, Löwe-Calbe, endlich die Radikalen. Auf der rechten Seite ſaßen G. v. Vincke und Graf Schwerin, die Vertreter des Katholicismus, wie Döllinger, dann v. Radowitz und Fürſt Lichnowski. Der Führer der Republikaner war Robert Blum aus Leipzig.

Die Verſammlung hatte einem Verfaſſungsausſchuß die Feſtſtellung der künftigen Konſtitution des Reiches übertragen und machte ſich am 3. Juli daran, über die ſogenannten Grundrechte des deutſchen Volkes, d. h. gleichmäßig für Deutſchland gültige Grundſätze des bürgerlichen und politiſchen Lebens, in Berathung zu treten. Die Hoffnung, daß dieſes Werk bald zum Abſchluß gelangen werde, beſtätigte ſich nicht; als endlich, am 13. Oktober, die erſte Leſung beendet war — 9 der 48 Paragraphen waren überdies zurückgeſtellt worden — hatte ſich die politiſche Lage nach allen Seiten gewaltig verändert. Eine koſtbare Zeit war mit doktrinärem Gerede und endloſem Streiten über die „Grundrechte" verſchwendet.

Dabei hatte ſich längſt herausgeſtellt, daß die Regierungen berechtigterweiſe weit entfernt waren, der Nationalverſammlung volle Souveränetät und dem Reichsverweſer unbedingte Autorität zuzugeſtehen. So erklärte der König von Hannover von vornherein, er werde keiner Reichsverfaſſung ſeine Zuſtimmung geben, wenn ſie nicht die Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten hinreichend verbürge. Um den Befehl, daß alle deutſchen Truppen am 6. Auguſt dem Reichsverweſer huldigen ſollten, kümmerte man ſich in den größeren Staaten ſo gut wie gar nicht. Dabei verſchmähte es das Reichsminiſterium, entgegen dem wohlmeinenden Rathe Friedrich Wilhelms, ſich mit den Regierungen der Einzelſtaaten in Verbindung zu ſetzen und ſo die Fühlung mit den Fürſten zu erhalten. Eine ernſte Mahnung rief Friedrich Wilhelm am 15. Auguſt beim Kölner Dombaufeſte dem Präſidenten Gagern zu: „Ich werde nie vergeſſen, welch ein großes Werk Sie zu gründen berufen ſind; aber vergeſſen auch Sie nicht, daß es in Deutſchland Fürſten giebt und daß ich deren einer bin!" Blieb dieſe Mahnung unbeachtet, ſo mußte ein ſchwerer Konflikt hereinbrechen. Für den Augenblick beſtand wenigſtens äußerlich ein gutes Einvernehmen zwiſchen dem König und dem Reichsverweſer; auch das preußiſche Parlament, welches neben dem Frankfurter den Namen einer „Nationalverſammlung" führte, gerieth einſtweilen in keinen Streit mit der Verſammlung in der Paulskirche.

Freilich mußte es ſtillſchweigend den Grundſatz anerkennen, daß alle Einzelverfaſſungen nur inſoweit gültig ſeien, als ſie mit der künftigen Reichsverfaſſung übereinſtimmen würden.

Die Berliner Nationalverſammlung hielt mit der Frankfurter keinen Vergleich aus, da man die beſten Kräfte eben nach Frankfurt entſendet hatte. Der Schwerpunkt lag auch hier in den beiden Centren, denen es aber an tüchtigen Rednern fehlte; unter den Mitgliedern der Linken war Johann Jacoby der bekannteſte Name. Das Miniſterium hatte einen ſehr ſchweren Stand, denn die aufgeregte Bevölkerung ſtellte extreme Forderungen, während der König nach den ſchweren Erfahrungen ein erklärliches Mißtrauen ſchon gegen den gemäßigten Liberalismus hegte. Natürlich war Friedrich Wilhelm nicht gemeint, der Verſammlung irgend welche Souveränetät zuzugeſtehen; ſie hatte die Verfaſſung mit der Regierung zu „vereinbaren." Ein Antrag der Linken, auszuſprechen, daß ſich die Märzkämpfer um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, wurde zwar abgelehnt, aber der König war über dieſe Dreiſtigkeit ſo empört, daß er die Verſammlung am liebſten aufgelöſt hätte. Eine Folge der durch die Debatte über jenen Antrag hervorgerufenen Aufregung war die Erſtürmung des Zeughauſes. (Nacht v. 15. zum 16. Juni.)

Während ſo innere Kämpfe die Kraft des preußiſchen Königthums ſchwächten, trat gleichzeitig auf einem andern Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutſchlands Ehre auf dem Spiele ſtand, eine ſchwierige Aufgabe an daſſelbe heran. In Schleswig-Holſtein war der Kampf im Anfange des April begonnen, waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die ſchon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieſes Monats waren die Herzogthümer vom Feinde geſäubert; am 2. Mai beſetzte Wrangel den ſüdlichſten Theil von Jütland. Da miſchte ſich die Diplomatie Englands, Rußlands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Dieſem Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen keck nachrückten, wurden ſie mit blutigen Köpfen heimgeſandt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Tann bei Hotrup).

Als nun diplomatiſche Verhandlungen in London angeknüpft wurden, zeigte ſich England der Sache der Herzogthümer noch leidlich gewogen, Schweden dagegen unterſtützte die übertriebenen Forderungen Dänemarks, das auch auf Rußland rechnen konnte. Da Friedrich Wilhelm den Kampf mit dieſer Macht vermeiden wollte, ſeine Garden überdies in Berlin dringend gebrauchte und die Sache der Herzogthümer leider immer mehr im Lichte der Revolution betrachtete, ließ er ſich Ende Juni auf Verhandlungen in Malmö ein. Dieſe führten am 19. Juli zu einem vorläufigen Abkommen, kraft deſſen ein dreimonatlicher Waffenſtillſtand eintreten, die Herzogthümer geräumt und die ſchleswig-holſteiniſche Armee in zwei Theile getrennt werden ſollte, eine von Dänemark und Preußen zu ernennende Kommiſſion das Land proviſoriſch zu verwalten bekam. Da Preußen den Krieg im Namen des Bundes geführt, deſſen Gewalt jetzt auf den Reichsverweſer und das Parlament übergegangen war, ſo bedurfte der Waffenſtillſtand von dieſer Seite her der Beſtätigung. Der Reichsverweſer genehmigte den Inhalt des Abkommens mit einigen Veränderungen, und Preußen ſchloß am 26. Auguſt zu Malmö einen Waffenſtillſtand, bei dem es ſich noch zu weiteren Zugeſtändniſſen herbeiließ.

Da der Waffenstillstand auf 7 Monate verlängert wurde, hatten die Dänen grade in den Monaten Frieden, wo sie ihre Hauptstärke, die Flotte, nicht geltend machen konnten. Zum Präsidenten der Regierung in den Herzogthümern war der verhaßteste Dänenfreund, Graf Karl Moltke, ernannt worden.

Dies Ereigniß war von den schwersten Folgen für die Frankfurter Versammlung. Sollte man die Schmach hinnehmen? konnte man Preußen zum Kriege zwingen? Dahlmann beantragte die Verwerfung des Vertrages, wiewohl derselbe von Preußen schon bestätigt war, und ein solcher Beschluß den offenen Zwist mit dieser Macht bedeutete; zwar ließ ihn seine Partei aus diesem Grunde im Stich, aber mit Hilfe seiner früheren Gegner, der Radikalen, errang er (5. September) eine kleine Majorität. Das Reichsministerium trat sofort zurück, Dahlmann sollte ein neues bilden. Da es unmöglich war, mit dieser bunt zusammengewürfelten Mehrheit den Auftrag auszuführen, nahm das frühere Ministerium seine Funktionen wieder auf, nur daß Schmerling den Vorsitz erhielt. Eine neue Abstimmung über den Vertrag ergab am 16. September die Genehmigung.

Die Aufregung, welche dadurch hervorgerufen wurde, glaubten die Radikalen benutzen zu sollen, um mit Hilfe des Pöbels das Parlament zu bemeistern. Eine Massenversammlung auf der Pfingstweide verfluchte am 17. September die 258 „Verräther", (die Majorität, welche für Genehmigung gestimmt hatte). Am nächsten Tage sollte bei der Ueberreichung einer Adresse der Pöbel das Parlament sprengen und die Republik proklamiren. Da das Ministerium rechtzeitig Gegenmaßregeln traf, konnte der Anschlag nicht ausgeführt werden; aber es wurden Barrikaden gebaut und zwei Mitglieder der Rechten, Alfred von Auerswald und Fürst Lichnowski, welche auf einem Spazierritte in die Hände des wüthenden Pöbels fielen, wurden vor dem Bornheimer Thor mit barbarischer Roheit todtgeschlagen; kaum entging der alte Jahn dem gleichen Schicksal.

Alle Vaterlandsfreunde empfanden Scham und Entrüstung über diesen Frevel, aber die weiteren Verhandlungen mußten erheblich leiden, da die Radikalen sich nicht scheuten, mit gewohnter Frechheit aufzutreten. Außerdem eröffnete dieser Vorfall vielen Gemäßigten eine ernüchternde Perspektive auf die Zustände, denen man entgegenging, wenn die Linke und mit ihr solche Elemente zur Herrschaft gelangen sollten.

Mehr und mehr sanken die Hoffnungen der eigentlichen Bewegungspartei; ein zweiter Aufstand in Baden (unter Struve und Blind), wurde mit geringer Mühe unterdrückt (24. September bei Staufen), nur in Oestreich errangen die Demokraten noch einen letzten blutigen, aber vergänglichen Sieg.

Die Wiener Demokratie nahm, großentheils aus Abneigung gegen die Slaven, welche den Wiener Reichstag zu dominiren gedachten, für die Ungarn Partei, obwol sie anfänglich den Absonderungsgelüsten der Magyaren feindlich gegenüber gestanden hatte. Als nun der Kriegsminister Latour zu Anfang Oktober den Abmarsch aller verfügbaren Truppen nach Ungarn anordnete, weigerte sich ein Wiener Regiment, zumal von den demokratischen Tagesmeinungen angesteckt, das Wohlleben der Hauptstadt mit den Strapatzen des Feldzuges zu vertauschen: ein galizisches Regiment vermochte die Meuterer nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen. Im Kampfe siegten die Aufrührer, die sich anschickten das Haus des Kriegsministers zu stürmen. Er hätte dem Pöbel den Eingang wehren können, glaubte aber in einem sicheren Verstecke der Gefahr zu entgehen; man fand ihn auf, einige der Besonneneren wollten sein Leben durch eine Schutzwache retten, aber man riß ihn heraus, schlug ihn erbarmungslos todt und hängte ihn dann an einem Laternenpfahl auf.

Der Nationalitätenstreit, der sich an die Revolution knüpfte, bewies, daß Metternich so sehr Unrecht nicht gehabt hatte, wenn er im Interesse der östreichischen Staatseinheit sich jeder konstitutionellen Regung entgegengestemmt hatte. Denn nicht allein die Ungarn wollten unter Kossuths Leitung neben der Freiheit nationale Selbständigkeit, sondern auch die Kroaten unter ihrem Banus Jellacic verlangten für sich das gleiche und geriethen dadurch mit den Magyaren aneinander, welche Kroatien als ein Nebenland der Stephanskrone betrachteten. Schon machte sich Jellacic mit 40000 Mann gegen Ungarn auf: um einen Zusammenstoß zu verhüten, ernannte der Kaiser den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Truppen, also auch des kroatischen Heeres. Aber Lamberg wurde am 28. September auf der nach Pesth führenden Donaubrücke grausam ermordet, Jellacic zog ab, Kossuth war Meister der Situation, um so mehr als in Wien jetzt die Heeresfolge verweigert wurde.

In Wien, wohin der Kaiser am 12. August zurückgekehrt war, tagte seit dem 22. Juli ein elender Reichstag, dessen Parteien sich nicht nach ihrer politischen Färbung, sondern nach Nationalitäten gliederten. Das einzige was er leistete, war die Aufhebung der Feudallasten. Die Demokratie hatte im August dadurch daß sich ihr Organ, der Sicherheitsausschuß auflöste — eigentlich nur, um auf die Regierung einen Druck zu üben — die Herrschaft eingebüßt; sie suchte sich derselben jetzt wieder zu bemeistern, indem sie das Klubwesen wieder in Aufschwung brachte und für die Magyaren in der geschilderten Weise Partei nahm.

Der Reichstag stieb nach der Ermordung Latours und der Erstürmung des Zeughauses zum Theil auseinander, der Kaiser floh nach Olmütz. Er gelobte, Wien zu „befreien", Windischgrätz, der Besieger Prags, erbot sich zu diesem Werk. Auch Jellacic erhielt, indem er sich gegen Wien dirigirte, eine bequeme Gelegenheit, Ungarn zu verlassen. Robert Blum, Fröbel, Moritz Hartmann kamen aus Frankfurt herüber, um die Wiener zu rühmen, aber denen war mit Phrasen jetzt wenig geholfen. Ihre einzige Hoffnung setzten sie auf Ungarn, welches das „heldenmüthige" Volk Wiens nicht zu verlassen gelobte. Aber die Magyaren beeilten sich nicht, ihr Wort wahr zu machen; als sie endlich heranrückten, schlug sie Jellacic am 30. Oktober bei Schwechat zurück. Damit war der Widerstand der Stadt, deren Vorstädte schon in Windischgrätz' Hand waren, gebrochen. Am 31. Oktober zog der Befreier ein und ein furchtbares Strafgericht folgte.

Der unberufene Helfer Robert Blum wurde am 9. November auf der Brigittenau erschossen, desgleichen Messenhauser, der Kommandant der Nationalgarde, sowie zwanzig andere Führer.

Der Reichstag wurde nach Kremsier, einem Städtchen bei Olmütz verlegt, und vegetirte bedeutungslos weiter; am 21. November trat ein neues Ministerium ein, dessen Zusammensetzung die strengste Durchführung der Einheitsstaatsidee verbürgte

Wie sich Oestreich nunmehr zu dem Parlamente stellen würde, war völlig unklar; die Ungewißheit nahm zu, als am 2. December zu Olmütz der Kaiser zu Gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Franz Joseph abdankte.

Die Umwälzung in Wien wirkte sofort und energisch auf die Verhältnisse in Berlin zurück. Seitdem ein Beschluß der Nationalversammlung, daß die Offiziere blutige Zusammenstöße mit den Bürgern vermeiden sollten*) (9. August), vom Könige zurückgewiesen war, hatte die verhältnißmäßige Ruhe, die unter dem Ministerium Auerswald-Hansemann geherrscht, neuer Gährung Platz gemacht. Dieselbe wich nicht, als General von Pfuel die Leitung der Geschäfte übernahm, zumal der straffe Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt wurde.

*) Jener Antrag vom 9. August war durch ein blutiges Ereigniß in Liegnitz hervorgerufen worden, wo das Militär auf die Bürgerwehr geschossen hatte. Der König betrachtete ihn mit Recht als unbefugte Einmischung in Heeresangelegenheiten.

Friedrich Wilhelm wurde ferner schwer gekränkt, als bei der Berathung über die Verfassung vor dem Titel des Königs die Worte „von Gottes Gnaden" gestrichen wurden (12. Oktober). Die Versammlung nahm einen immer stürmischeren Charakter an, zumal der Pöbel vor dem Schauspielhause, wo jetzt getagt wurde, lärmte und tobend die Freiheit der Volksvertreter beschränkte. Zwar fiel (31. Oktober) Waldecks Antrag, daß Preußen zu Gunsten der Freiheit in Wien einschreiten sollte, aber man beschloß doch die Reichsregierung dazu aufzufordern.

Jetzt beschloß der König die Truppen zurückzurufen, um die Versammlung vor dem Pöbel zu schützen. Anstatt Pfuels wurde der Graf Brandenburg, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. an die Spitze des Ministeriums gestellt (2. November); Gegenvorstellungen der Versammlung wurden von seiten des Königs, den der jüdische Demokrat Johann Jacoby mit der dreisten Aeußerung beleidigte, „das sei eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten" in Ungnaden zurückgewiesen. Am 9. November wurde der Versammlung angekündigt, daß sie auf den 27. November vertagt sei, wo sie im Dom zu Brandenburg wiedereröffnet werden sollte. An Widerstand konnte die Versammlung nicht denken, als Wrangel sich mit seinen Truppen vor dem Schauspielhaus aufstellte und der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde. Die Bürgerschaft war es ganz zufrieden, daß die Aufregung, welche die Bummler (die „Bassermannschen Gestalten") schürten, endlich schwand, die Bürgerwehr hatte selbstverständlich keinen Muth, es mit den Truppen aufzunehmen. Am 15. November trennte sich die Versammlung, die eigentlich nur noch aus der Fraktion Unruh bestand, nachdem sie auf den Antrag von Schulze-Delitzsch einstimmig beschlossen hatte, das Ministerium habe kein Recht Steuern zu fordern, so lange die Nationalvertretung an ihren Verhandlungen in Berlin verhindert sei.

Die Steuerverweigerung fand nur ganz vereinzelt statt; vergeblich reizte der Reichsverweser von Frankfurt aus zum Aufstande. Die Nationalversammlung erreichte die zur Beschlußfähigkeit nöthige Mitgliederzahl nicht wieder und wurde am 5. December vom Könige aufgelöst. Zugleich erließ derselbe aus eigner Macht (oktroyirte) eine Verfassung, welche noch alle liberalen Merkmale ihrer Entstehungszeit an sich trug und den weitgehendsten Forderungen genügen konnte; zum 25. Februar wurden „die Kammern" einberufen.

Die Verfassung stimmte mit dem Entwurfe Waldecks nahezu überein, nur daß sie dem Könige das Recht wahrte, „in Abwesenheit der Kammern bei dringenden Fällen Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen."

Mit der oktroyirten Verfassung war für Preußen eine Annäherung an die Frankfurter Versammlung ermöglicht, und die besten Männer derselben begannen vertrauensvoll nach Preußen zu blicken und suchten, zum Theil persönlich, mit dem Könige Fühlung zu gewinnen. Friedrich Wilhelm war viel zu liebenswürdig, um den Vertrauensvollen die volle Abgeneigtheit seiner Stimmung kund zu thun; nur die vertrautesten seiner Freunde wußten, daß ihr Herr eine Würde, wie sie jene Versammlung bieten konnte, nun und nimmermehr annehmen werde. Abgesehen von dem Widerwillen, aus den Händen der Demokratie die Krone zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm einen viel zu großen Respekt vor den historischen Rechten des kaiserlichen Oestreich, eine Anschauung, die den Oestreichern nur genehm sein konnte.

Dabei hatte man innerhalb der Nationalversammlung längst eingesehen, daß auf Oestreich bei der Neugestaltung Deutschlands zu verzichten sei. Demgemäß wurde Heinrich von Gagern an Stelle Schmerlings Reichsminister, — als Präsidenten des Parlamentes ersetzte ihn E. Simson. Noch bevor das neue Mi-

niſterium ſich zu der öſtreichiſchen Regierung in Beziehung ſetzen konnte, ließ dieſe erklären, daß ſie ſich ihre hiſtoriſche Stellung in Deutſchland nicht verkümmern laſſen werde; das hieß mit anderen Worten, ſie werde ebenſo wenig ſich aus Deutſchland verdrängen laſſen, als geſtatten, daß etwa nur die deutſchen Provinzen Oeſtreichs in den zukünftigen Reichsverband gezogen würden.

Dadurch wuchs die Schwierigkeit der Frage, unter welch einem Oberhaupt die deutſche Nation denn demnächſt vereinigt ſein ſolle. Mit Mühe und mit geringer Majorität beſchloß man zu Ende Januar im Principe, daß ein deutſcher Fürſt, — es konnte doch nur der König von Preußen ſein, — Oberhaupt des Reiches ſein ſolle, aber für den Kaiſertitel erklärte ſich nur eine verſchwindende Mehrheit und man wagte nicht, eine beſtimmte Dauer, geſchweige denn die Erblichkeit der Kaiſerwürde feſtzuſetzen.

Die Entſcheidung hing unter dieſen Umſtänden weſentlich davon ab, welche Stellung Preußen und Oeſtreich, auch die mächtigeren anderen Fürſten einnehmen würden. Wirklich kam Preußen den Anſchauungen des Parlamentes entgegen, indem es erklärte, daß, falls Oeſtreich die Unterordnung unter eine deutſche Centralgewalt mit der Idee des öſtreichiſchen Einheitsſtaates für unvereinbar hielte, die übrigen Staaten das Recht beſitzen müßten, ſich zu einem engeren Bunde zuſammenzuſchließen. Die öſtreichiſche Regierung verwarf beides, die kleinen Königreiche, Baiern voran, wollten von einem engeren Bunde nichts wiſſen, weil ſie fürchteten, daß bei einer ſtärkeren Centralgewalt ihre Souveranetät leiden würde.

1849 Nun zeigte Oeſtreich, Anfang März, ganz offen ſeine eigennützigen Abſichten: es verlangte mit ſeinem ganzen Länderbeſtande die Aufnahme ins Reich, an deſſen Spitze ein Staatenhaus, aus 69 Vertretern gebildet, ſtehen ſollte; indem auf je eine Million ein Vertreter kam, entfielen auf Oeſtreich 38, mit denen es die übrigen überſtimmen konnte; in dem Direktorium des Bundes behielt ſich Oeſtreich den Vorſitz vor. Als nun aber Welcker unter dem Eindrucke dieſer unerhörten Zumuthungen offen den Antrag ſtellte, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiſerwürde zu übertragen (21. März), wurde derſelbe doch zunächſt abgelehnt, weil die doktrinäre Linke noch beſondere Garantien von dem zukünftigen Kaiſer nöthig zu
1849 haben glaubte. Erſt nachdem dies geſchehen war, ward am 27. März das Kaiſerthum und ſeine Erblichkeit angenommen, dann am 28. König Friedrich Wilhelm von 294 Mitgliedern erkoren, 240 enthielten ſich der Abſtimmung.

Jene Garantien beſtanden darin, daß die Wahlen zum Parlament in geheimer Abſtimmung erfolgen ſollten und der Kaiſer einen Beſchluß des Reichstages, wenn er in drei aufeinanderfolgenden Sitzungsperioden gefaßt ſei, unbedingt zur Ausführung bringen müſſe.

Obwohl der König von Preußen bereits erklärt hatte, daß er die Kaiſerkrone aus den Händen der Verſammlung nicht annehmen werde, erregte unter den Mitgliedern der Parlamentsmehrheit ſeine Erwählung den größten Jubel, und eine Botſchaft von 33 Männern (darunter u. A. Dahlmann) begab ſich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm ſeine Wahl anzuzeigen. Der König lehnte dankend ab; gegen ſeine Vertrauten äußerte er ſeinen ganzen Widerwillen gegen die ihm zugedachte Würde. Höchſtens wollte er als Nachfolger des Reichsverweſers, der

nach der Kaiserwahl freiwillig zurückzutreten beabsichtigte, Ordnung in Deutschland schaffen. Aber die östreichische Regierung bewog nun erst recht den Erzherzog zum Ausharren, rief dagegen die östreichischen Abgeordneten aus dem Parlamente ab. Daß die kleineren Staaten an dem Erbkaiserthum festhalten zu wollen erklärten, war der Haltung Preußens und Oestreichs gegenüber unerheblich; auch die vier Königreiche waren mit dem Ausgang sehr zufrieden.

Im eigenen Reiche war Oestreich noch in arger Verlegenheit. Ein Winterfeldzug in Ungarn gegen Klapka, Görgei und den Polen Dembinski mißlang nach anfänglichen Erfolgen. Mitte April 1849 ließ Kossuth im ungarischen Reichstage die Absetzung des Hauses Lothringen aussprechen und ward zum Diktator der neuen Republik ernannt. Auch in Siebenbürgen und Serbien stand es mit der kaiserlichen Sache noch schlecht; besonders ließ der Widerstand der Serben und Kroaten gegen Ungarn nach, weil jene für ihre nationale Unabhängigkeit hatten kämpfen wollen, auf die jetzt jede Hoffnung schwand, denn in einer Verordnung vom 4. März 1849 oktroyirte die östreichische Regierung eine straffe Gesammtstaatsverfassung.

4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.

Nachdem Friedrich Wilhelm nicht nur die Kaiserkrone zurückgewiesen, sondern am 28. April 1849 erklärt hatte, daß er die Einigung Deutschlands zwar 1849
nicht aufgeben, aber auch nimmermehr auf dem Wege der Reichsverfassung anstreben werde, die nur durch Krieg oder Revolution zu verwirklichen sei, hätte das Parlament nichts besseres thun können, als von seiner unlösbar gewordenen Aufgabe zurückzutreten und auseinander zu gehen. Denn daß es dem Könige mit jener Erklärung vollkommener Ernst war, hatte er eben in Berlin gezeigt: die berliner Nationalversammlung, welche am 21. April die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung dekretirt hatte, löste er am 28. April einfach auf. Das preußische Königthum fing wieder an zu erstarken.

Die Einsichtigen im Parlament und zwar gerade die, welche bisher für Preußen gewirkt hatten, verschlossen sich der Erkenntniß nicht, daß sie auf die Durchführung ihrer Idee, speziell der Reichsverfassung würden verzichten müssen. Es verbreitete sich immermehr die Erkenntniß, daß auf der Grundlage von 1848 nicht weiter zu bauen war. Da nahmen sich die Radikalen, denen soeben noch diese Verfassung als freiheitsfeindlich erschienen war, derselben an und setzten am 4. Mai 1849 den Beschluß durch (mit zwei Stimmen Mehrheit) das ganze deutsche Volk solle die Verfassung zur Geltung bringen, die Wahl für den ersten ordentlichen Reichstag sollte vorgenommen und, wenn Preußen auf seinem bisherigen Widerstande beharre, dem größten der übrigen Staaten die Statthalterschaft übertragen werden. Als ob sich der König von Preußen jemals zu einer solchen Unterordnung bequemt haben würde. Im übrigen war jener Beschluß einer Aufforderung zur Empörung gleich zu achten, zumal es an einzelnen Stellen Deutschlands schon zu Ende April zu gewaltthätigen Akten gekommen und Zündstoff genug vorhanden war.

Ein Aufstand in Würtemberg zwang den König, nachträglich die Reichsverfassung anzuerkennen (24. April). In Hannover wurde die Ständeversammlung am 26. April aufgelöst, in Dresden am 30. April. In der Rheinpfalz wurde die Volksbewaffnung dekretirt; man plante dort die Losreißung von Baiern, wo Regierung und Volk die Reichsverfassung verworfen hatten.

In Preußen erfolgten nur vereinzelte Ruhestörungen, wurden aber ohne große Mühe bald beseitigt. Dagegen nahm die Empörung größere Ausdehnung in Dresden an, wo
1849 preußische Garden (7. Mai) zur Unterdrückung mitwirkten. Nachdem die blutige Arbeit gethan war, wanderten alle Rädelsführer, deren man habhaft wurde, in die sächsischen Zuchthäuser, wo sie einer sehr strengen Behandlung anheim fielen.

Am tollsten aber ging es in Baden zu. Hier triumphirte (in der zweiten Maiwoche) die Revolution völlig; der Großherzog und das Ministerium flohen, ein Landesausschuß, dem unter andern auch Struve angehörte, übernahm die Regierung und beherrschte von Karlsruhe aus das Land.

Zwar nicht der Reichsverweser, wohl aber das immer radikaler werdende Parlament war im höchsten Grade auf Preußen aufgebracht, weil es, wie in Dresden, die Empörungen niederwarf, welche von Frankfurt aus angestiftet waren. Als nun gar am 10. Mai das Reichsministerium aufgefordert wurde, Preußen mit allen Mitteln entgegenzutreten, nahm Gagern mit allen Amtsgenossen seine Entlassung. Das neue Ministerium erntete auch nur den Hohn der Versammlung, aus welcher zunächst am 21. Mai 65 Abgeordnete (darunter Arndt, Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Simson) austraten. Am 23. folgten weitere 40, am 26. schied auch Welcker mit den Seinigen aus. Der Reichsverweser blieb aber, auf Oestreichs Veranlassung, noch immer auf seinem Posten, ohne im Parlament irgendwie beachtet zu werden. Der Rest des Parlamentes beschloß (30. Mai) die Uebersiedelung nach Stuttgart, wo sich am 6. Juni 105 Abgeordnete unter dem Vorsitze von Löwe-Calbe zu dem sogenannten „Rumpfparlament" vereinigten. Sie ernannten in lächerlicher Ueberhebung „Reichsregenten" und suchten das Volk zur gewaltsamen Durchführung der Reichsverfassung zu bewegen. Durch Verhängung des Belagerungszustandes beschränkte die Regierung die Verbreitung der Unruhen und am 18. Juni mußte Römer, der Urheber der folgenreichen Vorversammlung vom 5. März 1848, das Rumpfparlament auflösen.

Nun ward auch der badische und der pfälzische Aufstand niedergeworfen. Aus der Rheinprovinz rückten die Truppen Preußens, an welches sich der Großherzog gewendet hatte, unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen ein, gleichzeitig drang ein Reichsheer unter Peuckers Führung in der Bergstraße vor. Die deutschen Empörer hatten zwar auch einige Anführer deutschen Stammes, wie den Weinreisenden Blencker und Sigl, aber die Hauptheiden waren in der Pfalz der Deutsch-Pole Sznaide (Schneider) und bei den Badenern Mieroslawski. Weder der eine noch der andere konnte mit seinen ungeordneten Scharen etwas ausrichten. Nach dem Treffen von Waghäusel (21. Juni) zog der Prinz von Preußen am 25. Juni in Karlsruhe ein. Auch die weiteren Kämpfe an der Murg waren den Aufständischen ungünstig, bei denen das Unglück obendrein Uneinigkeit erzeugt hatte. Am längsten hielt sich Rastadt, mußte aber am 23. Juli auf Gnade und Ungnade kapituliren. Die Haupträdelsführer hatten sich natürlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, aber einige der Schuldigsten fielen doch in die Hände der Sieger und mußten ihre Unbesonnenheit mit dem Tode oder langwieriger Haft büßen.

Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.
Gezeichnet von Schertle im Jahre 1849 nach Vogels Lichtbilde.

Zu den ersteren gehörten Tiedemann, ehemals badischer Offizier, jetzt Kommandant von Rastadt und der Civilkommissarius von Trützschler, der Freund Robert Blums. Von den anderen ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den Studenten Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem Unheil, das er hatte anstiften helfen und suchte dann sein Asyl wieder auf. Das waren die Helden, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850.)

Noch ehe das Rumpfparlament auseinanderging und der badische Aufstand zersprengt wurde, hatte König Friedrich Wilhelm im Sinne seiner Erklärung vom 28. April den Versuch gemacht, aus dem Schiffbruche der bewegten Zeit so viel von der deutschen Einheit zu retten, als durch Verständigung mit den Regierungen
1849 und durch eine Läuterung der Reichsverfassung zu retten war. Am 17. Mai nahmen die bezüglichen Verhandlungen in Berlin ihren Anfang. Sofort bewies Oestreich sich feindselig. Sein Bevollmächtigter erklärte, daß ein engerer Bund, in dem für Oestreich kein Platz sei, ihn nicht anginge, und zog sich zurück. Baiern folgte willig diesem Beispiel. Sachsen und Hannover, von denen ersteres für die Bewältigung des Aufstandes dankbar sein mußte, unterzeichneten mit heuchlerischer Freundschaft das
1849 sogenannte „Dreikönigsbündniß", (26. Mai) welches bei allen Patrioten übertriebene Hoffnungen erweckte. Die Kaiserpartei des Parlamentes stimmte (Ende Juni in Gotha, daher „Gothaer") dem Entwurfe freudig zu, zum größten Ärger der Radikalen, welche unter Hinweis auf die blutigen Vorgänge in Baden und die in Preußen zunehmende „Reaktion" den deutschen Beruf dieses Staates entschiedener als je leugneten.

In der neuen Verfassung erhielt Preußen das Präsidium des engeren deutschen Reiches, die ausschließliche diplomatische Vertretung und die militärische Oberleitung. Ihm zur Seite stand ein Fürstenkollegium von sechs Stimmen, welches die Vorlagen an die beiden Häuser des Reichstages, das Staaten- und das Volkshaus zu bringen hatte. Das Oberhaupt erhielt unbedingtes Recht zur Verwerfung der Volksbeschlüsse (im Gegensatz zur Reichsverfassung). Das Bündniß wurde zunächst nur auf ein Jahr geschlossen: siebzehn Regierungen traten allmählich dem Bunde bei, welcher den lebhaften Widerwillen Oestreichs und Baierns erregte.

Die Wiedererstarkung der Regierungsgewalt in Preußen äußerte sich naturgemäß in einer kräftigen Reaktion gegen die Ausschreitungen der letzten Zeit; sie begann am 16. Mai mit der Verschärfung des Belagerungszustandes und der Verhaftung Waldecks, gegen den ein Hochverrathsprozeß eingeleitet wurde; dann erfolgte die Abänderung des Wahlgesetzes: indem die Wähler nach der Höhe der Steuern in drei Klassen eingetheilt wurden, deren jede gleichviel Wahlmänner zu wählen hatte, wurde der Einfluß der besitzenden und staatserhaltenden Elemente erhöht.

Einen schweren Schlag erlitt aber das Dreikönigsbündniß durch den weiteren Verlauf der schleswig-holsteinischen Sache. Nachdem die kecken Dänen, während Friedensverhandlungen noch schwebten, den Waffenstillstand von Malmö gekündigt hatten (Febr. 1849), nahmen im April die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang und das Reichsheer unter dem preußischen General von Prittwitz hatte schöne Erfolge aufzuweisen.

Bei einem Versuch auf Eckernförde zwangen ein paar schleswig-holsteinische Strandbatterien am 5. April die beiden größten dänischen Schiffe zur Ergebung: das Linienschiff Christian VIII. (84 Kanonen) flog in die Luft, die Fregatte Gefion wurde in die deutsche Flotte eingestellt. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen erstürmt; weitere Erfolge führten die deutschen Truppen bis an die Wälle von Fridericia. Aber nach Gagerns Rücktritt fehlte es an einheitlicher Leitung, und

der König von Preußen wurde durch den Gang der Ereignisse in Deutschland der Sache der Schleswig-Holsteiner mehr und mehr entfremdet. So ließ er zwar seine Truppen noch nach Jütland einrücken, aber die Lässigkeit, mit welcher die Belagerung von Fridericia geführt wurde, ermöglichte den Dänen noch einen letzten entscheidenden Sieg. Der General Rye schob sich, mit Verstärkungen landend, zwischen die beiden Hälften des Belagerungsheeres, das nach einem harten Kampfe (5./6. Juli) mit großem Verluste geschlagen wurde. Noch dachten die tapferen Söhne der deutschen Nordmarken nicht an Aufgabe des Kampfes, da wurden sie durch die Nachricht überrascht, daß Preußen in einem schmählichen Vertrage vom 10. Juli die Herzogthümer preisgegeben habe.

Der Waffenstillstandsvertrag lautete dahin, daß Schleswig von Holstein getrennt, in dem erstgenannten Herzogthum eine Demarkationslinie gezogen, der nördliche Theil von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und für Schleswig eine preußisch-dänische Landesverwaltung eingerichtet werde. Nach den Friedenspräliminarien, die am gleichen Tage vereinbart wurden, sollte Schleswig, unbeschadet der Rechte der dänischen Krone, eine Sonderverfassung erhalten, aber von Holstein getrennt werden.

Was blieb der schleswig-holsteinischen Patriotenpartei übrig, als sich zu fügen? Der Vertrag wurde ausgeführt; um das schmähliche Abkommen, das nur durch den Druck Rußlands entschuldigt werden kann, einigermaßen zu beschönigen, wurde der urtheilslosen Menge von einer projektirten nordalbingischen Republik vorgefabelt. Die Dänen waren die Retter des monarchischen Gedankens! Da war es denn freilich schwer, an Preußen nicht zu verzweifeln und darum verdient der eine, welcher seine unerschütterte Hoffnung offen bekundete, die ehrende Anerkennung der Nation.

Es war der Geschichtsforscher Joh. Gust. Droysen, Mitglied des Parlamentes und ein eifriger Vertheidiger der schleswig-holsteinischen Sache. In seinem „Briefe eines Schleswig-Holsteiners" schrieb er am 7. August 1849, unbeirrt von der aufgeregten Tagesmeinung: „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Oestreich gemeinsam üben sollte, fortan allein über sich nehmen. Es darf sich nicht dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein. *Die deutsche Macht zu sein ist seine geschichtliche Aufgabe.*"

„Nicht von der „Freiheit", nicht von nationalen Beschlüssen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die andere, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Eigennutz von uns zu wehren. In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preßen die wahrhafte Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oestreichs zu Grunde gegangen ist, erneue uns das Reich deutscher Nation, daß es, nicht wie der deutsche Bund war, eine träge Sumpflache sei, die Machteifersucht der Gewaltigen Europas auseinander zu halten, sondern sich zwischen ihnen eine freie lustige Höhe erhebe, unter deren Schirm ringsher die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art."

Vorläufig war geringe Hoffnung, daß Preußen ein solches Ideal verwirklichen werde. Der König, dem das Dreikönigsbündniß weniger am Herzen lag, als seinem Freunde Radowitz, hatte die diplomatischen Verhandlungen ziemlich lau betrieben, er verschmähte es aber auch, auf die widerwilligen Staaten, wie Baiern, einen entschiedenen Druck auszuüben. Er glaubte an die Möglichkeit einer

1849 ehrlichen Verständigung mit Oestreich und schloß mit ihm (30. September 1849) das sogenannte „Interim." Diesem Vertrag zufolge sollten zwei Bevollmächtigte der beiden deutschen Großstaaten an Stelle des deutschen Bundes die Centralgewalt ausüben. Das Abkommen erstreckte sich eigentlich nur bis zum 1. Mai 1850, sollte aber verlängert werden, falls bis dahin die Verfassungsfrage nicht geordnet sei, am 20. December übernahmen die östreichischen und preußischen Bevollmächtigten die Regierung aus den Händen des Reichsverwesers.

Inzwischen hatte der König schon einsehen müssen, wie wenig den Genossen vom Dreikönigsbündniß zu trauen sei. Als im Verwaltungsrath der Union (Anfang Oktober) beantragt wurde, die Wahlen zum Reichstage der Union vorzunehmen, erhoben Sachsen und Hannover Protest. Ohne Rücksicht darauf gingen diese Wahlen
1850 in Preußen und den anderen Unionsstaaten im Januar 1850 vor sich, am 13. Februar ward das Parlament zum 20. März nach Erfurt berufen. Hiergegen protestirte Oestreich, gestützt auf die Bundesakte von 1815, Hannover trat im Februar aus, die drei anderen Königreiche brachten einen neuen Verfassungsentwurf, der ihnen größeren Einfluß sicherte, das sogenannte „Vierkönigsbündniß" in Vorschlag. Oestreich, hocherfreut, Preußens Einfluß so beschränkt zu sehen, stimmte natürlich zu, falls es mit seinem ganzen Staatsgebiet eintreten dürfe: Preußen und die übrigen Unionsstaaten lehnten den Vorschlag ab. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd spitzte sich immer mehr zu; besonders mißgestimmt war der König von Württemberg, seit (am 7. Dezember 1849) die Fürsten von Hohenzollern die Regierung zu Gunsten Preußens niedergelegt hatten.

Da Preußen jetzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten war, — am 31. Januar war das neue Staatsgrundgesetz nach mancherlei Kämpfen bestätigt und veröffentlicht worden, — da ferner das Erfurter Parlament wesentlich aus der alten Kaiserpartei bestand, entsprachen die Beschlüsse desselben allen Wünschen der preußischen Regierung; Volks- und Staatenhaus nahmen die Verfassung an, nur daß sie den Regierungen einige Verbesserungsvorschläge machten.

Dem „Vierkönigsbündniß" zufolge sollte an der Spitze Deutschlands ein Direktorium stehen, gebildet aus Oestreich, Preußen, den anderen vier Königreichen und beiden Hessen; die Landesvertretungen wählten eine Volksvertretung, die 100 Oestreicher, 100 Preußen und 100 Abgeordnete aus den übrigen Bundesstaaten umfassen sollte.

Die Kämpfe um die preußische Verfassung wurden hervorgerufen durch das naturgemäße Bestreben der wieder erstarkten Staatsgewalt, aus der oktroyirten Urkunde vom 5. December 1848 die gefährlichsten Modeparagraphen ihrer Ursprungszeit zu entfernen, z. B. die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, das Steuerverweigerungsrecht u. A. Schon war die Berathung, wesentlich im Sinne der Regierung beendet (December 1849), als diese
1850 (Januar 1850) mit 15 neuen schärferen Forderungen hervortrat. Selbst das Ministerium meinte, die Grenze der Zugeständnisse sei erreicht, beinahe wäre es noch jetzt zur Auflösung der Kammer und zu einem Ministerium der äußersten Rechten (Kleist-Retzow) gekommen. Endlich fügte sich die Kammer nach einigen Milderungen. Als der König am 6. Februar die Verfassung beschwor, wiederholte er sein Krönungsgelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", erinnerte an die schweren Opfer, die ihm dies Werk gekostet, und bat, ihm das Regieren mit dieser Verfassung möglich zu machen.

Wenn trotzdem der Schluß des Erfurter Parlamentes in trüber Stimmung erfolgte (29. April), so hatte das seinen Grund darin, daß von Oestreichs Seite 1850
bereits sehr bedenkliche Gegenanstalten getroffen worden waren: am 26. April lud es zur Wiederherstellung des alten Bundestages nach Frankfurt ein. Die Unionsregierungen beriethen nun in Berlin, wie sie sich dem gegenüber zu verhalten hätten. Zu einem kräftigen, gemeinsamen Stellungnehmen kam es bei den obwaltenden Umständen nicht; statt die Unionsverfassung in Kraft treten zu lassen, beschloß man ein neues Provisorium und kam überein, Gesandte nach Frankfurt zu schicken, ohne jedoch dort gefaßte Beschlüsse als bindend zu betrachten. Es ward Oestreich nicht allzu schwer, einige längst zweifelhafte Staaten an sich zu ziehen: am 2. September wurde mit elf Stimmen der engere Rath des alten Bundestages wieder ins Leben gerufen. Unter den Staaten, welche diesem Bunde angehörten, befand sich auch Dänemark, welches eben dabei war, die schleswig-holsteinischen Herzogthümer zu vergewaltigen. Schimpflich waren die wackeren Kämpfer von Preußen aufgegeben worden, nur zu dem letzten äußersten Schritt hatte man sich hier noch nicht entschlossen: wenigstens das Londoner Protokoll, welches, am 2. August 1850 1850
zwischen England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark vereinbart, den dänischen Gesammtstaat anerkannte und mindestens Schleswig zu ewiger Knechtschaft verdammte, hatte man nicht unterschrieben. Da dies von Seiten Oestreichs und des wiederhergestellten deutschen Bundes geschah, stand ein schwerer Konflikt zwischen Preußen und Oestreich bevor, der Entscheidungskampf um die Hegemonie in Deutschland. Sollte dieses unter östreichischer Führung verlotterte Deutschland, das nach kurzem verworrenen Anlauf in seine alte Jämmerlichkeit zurückzufallen im Begriff war, die nationale Ehre ungestraft verrathen dürfen oder würde Preußen nun doch im entscheidenden Moment die nationale Fahne ergreifen und sich zu der Stellung emporschwingen, die ihm gebührte: das war die Frage.

Seit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 war es den Schleswig-Holsteinern übel ergangen. Der preußische Bevollmächtigte in Schleswig war eine Null neben dem Dänen, der sich jede Gewaltthat erlaubte. Im April 1850 berief die preußische Regierung alle 1850
preußischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Landesarmee ab. Dann schloß sie am 2. Juli den Frieden mit Dänemark, zog ihre Truppen zurück und überließ die Preisgegebenen ihrem Schicksal. Die Schleswig-Holsteiner versuchten, unter Führung des vormals preußischen Generals Willisen, noch einmal das Kriegsglück, wurden aber am 24. und 25. Juli bei Idstedt geschlagen. Um nun auch in Holstein nach Belieben schalten und walten zu dürfen, brauchten die Dänen die Hilfe des Bundes.

Noch an einer zweiten Stelle sollte der Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen zum Ausdruck kommen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, der sich nur höchst widerwillig zu einer konstitutionellen Verfassung verstanden hatte, ersetzte im Februar 1850 das liberale Ministerium Eberhard durch Hassenpflug, an sich ein zweifelhafter Mann und ein gefügiger Diener seines absolutistischen Herrn. Als der allgemeine Unwille gegen ihn zur Steuerverweigerung führte, wandte er sich an die Frankfurter Bundesversammlung. Diese konnte den Minister, der sich um die Sprengung der Union die größten Verdienste erworben, unmöglich im Stiche lassen und erklärte schon am 21. September, auf Grund der

Wiener Schlußakte von 1834 einschreiten zu müssen. Da man in Preußen Miene machte, für das kurhessische Volk einzutreten — Radowitz war Minister und es wurde ein Armeekorps in Westfalen zusammengezogen — sammelte Oestreich seine Getreuen um sich. Auf einer Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Baiern und Würtemberg (zu Bregenz 11. Oktober) fielen bedrohliche Worte gegen Preußen, dem man nöthigenfalls mit 200000 Mann entgegentreten wollte.

Preußens Lage war unendlich schwierig, da ihm alle Großmächte grollten, besonders auch Rußland, weil der König das schmähliche Londoner Protokoll noch nicht unterzeichnet hatte. Es fragt sich nur, ob Frankreich, ob Rußland um der Kurhessen willen den Krieg erklärt haben würden, falls der König, im Vertrauen auf die gute Sache, sich zu energischem Handeln ermannt hätte. Aber auch die Armee war in schlechten Verhältnissen, das eigne Land durchwühlt und unzuverlässig. Wohl ist es möglich, daß ein großer Entschluß Volk und Heer Preußens über alles Elend der Gegenwart emporgehoben hätte, aber dieser große Entschluß war dem durch die Revolution von 48 geknickten Könige nicht gegeben.

So glaubte der König die Verantwortlichkeit eines allgemeinen Krieges nicht auf sich nehmen zu können und entschloß sich schweren Herzens zum Nachgeben, nicht ohne daß die Vorstellung einer Buße und Sühne für die wüste Zeit der Revolution dabei eine verhängnißvolle Rolle gespielt hätte. Er ersuchte den Zaren um seine Vermittlung. Zu diesem Zwecke fand Ende Oktober in Warschau eine Konferenz des Zaren, des Kaisers von Oestreich und des Prinzen Karl von Preußen statt. Hier stellte sich der Zar, entrüstet, daß ihm nicht König Friedrich Wilhelm selbst seine Huldigung darbrachte, völlig auf die Seite Oestreichs: alle Zugeständnisse, zu denen sich der preußische Minister Graf Brandenburg bereit erklärte, wies er nicht allein zurück, sondern er behandelte ihn mit solcher Brutalität und Geringschätzung, daß dieser Staatsmann aus Hohenzollernblut in eine schwere Krankheit verfiel, welcher er am 6. November in Berlin erlag. Während er sich in seinen letzten Fieberparoxysmen zum Kampfe fürs Vaterland rüstete, war die schimpflichste Demüthigung bereits beschlossene Thatsache (Ministerrath vom
1850 2. November). Nach schwerem Kampfe entschloß sich der König zum Nachgeben: der Minister Freiherr Otto von Manteuffel brachte seinem Monarchen das Opfer, seinen Namen zugleich mit der tiefsten Schmach seines Vaterlandes zu verewigen, und man muß es gestehen, daß er es verstanden hat, dem Preußenvolk auch nicht einen Tropfen aus dem Wermuthsbecher zu ersparen, den es bis zur Neige leeren sollte.

Zunächst nahm die preußische Regierung von Seiten Oestreichs die Bedingung an, daß das preußische Armeekorps, welches im Oktober unter v. d. Gröben die preußische Etappenstraße in Hessen besetzt hatte, dem Einrücken östreichischer Truppen in Schleswig-Holstein kein Hinderniß in den Weg lege. Als nun auch bairische Truppen unter dem Fürsten von Thurn und Taxis nach Hanau kamen, um von dort auf Kassel zu marschieren, ließ sich König Friedrich Wilhelm noch einmal zu kräftigerer Aktion bewegen und ordnete die Mobilmachung seines Heeres an. Da Manteuffel dem General v. d. Gröben die Weisung zugehen ließ, jedes Zusammen-

treffen mit den Baiern zu vermeiden, — dem östreichischen Gesandten erklärte er, die Mobilmachung sei nur zur Beruhigung der aufgeregten Volksstimmung erfolgt, — kam es zwischen der preußischen Nachhut und der bairischen Vorhut nur zu einer kleinen Plänkelei (8. Nov. bei Bronzell), der ein Schimmel zum Opfer fiel.

Obwol Radowitz nach England ging, um dort um ein Bündniß zu werben, hielt es Manteuffel für nöthig, allen weiteren Bedrohungen dadurch auszuweichen, daß er die Vertreter der Union zur Auflösung derselben bestimmte (15. Nov.). Da Oestreich trotzdem zu rüsten fortfuhr, eilte Manteuffel nach Olmütz, um die Unterwerfung Preußens anzuzeigen. Indem der Minister fast in allen Punkten seine Vollmachten überschritt, sorgte er dafür, daß der unvermeidliche Rückzug Preußens sich mit möglichst wenig Glimpf vollzog. Oestreich bewilligte nur, daß Preußen sich an freien Konferenzen betheiligen durfte, in denen über die zukünftige Gestaltung des deutschen Bundes berathen werden sollte. Die Besprechungen fanden am 23. Dezember in Dresden statt. Oestreich beantragte seinen Eintritt mit allen seinen 1850
Ländern, wollte außerdem das Stimmenverhältniß des alten engeren Rathes dergestalt geändert wissen, daß der Einfluß der Kleinstaaten, die sich letzthin fast alle zu Preußen gehalten hatten, völlig beseitigt würde. Diese Vorschläge scheiterten beide: der erstere an dem eifersüchtigen Einspruch Englands und Frankreichs, der zweite an der energischen Gegenwehr der bedrohten Kleinstaaten. So blieb nichts anderes übrig, als die Rückkehr zu der alten Bundesverfassung: auch die Idee einer Volksvertretung am Bunde, für die der König von Würtemberg noch einmal in die Schranken trat, ließ man mit Rücksicht auf Oestreich und Preußen fallen.

So endigte der Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit einem völligen Siege des östreichischen Kaiserstaates, in dessen Interesse es stets gelegen hatte, die Einheit und die Freiheit Deutschlands gleichmäßig niederzuhalten. Nicht müde ward man in Wien, darüber zu jubeln, daß man auf dem besten Wege war, das erniedrigte Preußen zu vernichten. Moralisch war es in der That fast vernichtet, und was noch schlimmer war, es hatte seine Niederlage selbst verschuldet durch innere Schwäche und Zerrüttung, durch seine schlaffe Politik und die Muthlosigkeit seiner Staatsmänner. Durch eine schwere Schule der Demüthigung war es gegangen und noch war es niemand offenbar, daß aus dieser Schule der Staatsmann hervorgehen sollte, der berufen war, dereinst das übermüthige Oestreich in den Staub zu werfen und aus Deutschland zu verdrängen. Zunächst aber nahten für Deutschland traurige Zeiten, die Tage des Kaisers Nikolaus: der russische Zar war es, der in Gemeinschaft mit dem von ihm errretteten Oestreich in letzter Linie über die Wohlfahrt der deutschen Nation entschied, bis auch er inne ward, was der „Dank vom Hause Oestreich" bedeute. Erst als dem stolzen Zaren, der sich von Oestreich wie Preußen im Stich gelassen glaubte, von ersterem sich sogar bedroht sah, während des Krimkrieges das Herz brach (2. März 1855), durfte Deutschland, befreit von seiner unberechtigten Vormundschaft, freier aufathmen und die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage fassen.

Oestreichs Triumph in Deutschland war nur dadurch ermöglicht worden, daß es ihm, zum Theil mit russischer Hilfe, gelungen war, die revolutionären Bewegungen in den seiner

Herrschaft unterworfenen Ländern zu bemeistern. In Italien, wo Karl Albert von Sardinien die nationale Sache zu der seinigen gemacht hatte, entschieden sich die Dinge zuerst, nach den Siegen des greisen Feldmarschalls Radetzky, zu Gunsten Oestreichs. Auf die Schlacht bei Novara (23. März 1849) folgte am 26. März ein Waffenstillstand, am 14. August der Friede zu Mailand. Oestreichs Übergewicht auf der Halbinsel war dadurch völlig wiederhergestellt, und die italienischen Patrioten mußten ihre Hoffnungen für die nächste Zukunft einsargen.

An dem Kriege in Ungarn betheiligte sich auf Ersuchen der östreichischen Regierung, Kaiser Nikolaus sowol aus Haß gegen die Revolution überhaupt, als auch weil er fürchtete, der Aufstand möchte mit seinen Flammen auch nach dem benachbarten Polen hinüber schlagen. Er fühlte sich zu dieser Auffassung um so mehr berechtigt, als in den Reihen der Aufständischen verschiedene Polen, wie Bem, fochten An demselben Tage, wo, nach der Absetzung des Hauses Habsburg, Görgei Ofen einnahm (21. Mai 1849), einigten sich zu Warschau die beiden Monarchen über eine gemeinschaftliche Aktion. Noch ehe die Russen unter Paskiewitsch die Karpathenpässe überschritten, war der östreichische Feldherr Haynau gegen Görgei siegreich, dem Kossuth am 1. Juli das Oberkommando entzog. Auch seine Nachfolger im Kommando, Meszaros, Dembinski, Bem waren nicht glücklich; im August war Siebenbürgen verloren. Görgei ergab sich am 13. August bei Vilagos bedingungslos den Russen, welche somit den eigentlichen Triumph davontrugen und die Oestreicher, die denn doch das meiste gethan, nicht wenig verhöhnten. Ueber Ungarn brach ein Strafgericht von grausamster Art herein. Die Mehrzahl der Haupthelden war auch hier rechtzeitig geflüchtet, die, welche man ergriff, schützte kein noch so hoher Stand: selbst der vormalige Minister Batthyany endete durch Henkershand. Grollend beugten sich die Magyaren dem übermächtigen Joch; auch für sie sollte einmal die Stunde der Vergeltung, der Tag des Triumphes, kommen.

---

6. Die Reaktionsjahre bis zur „neuen Aera."

Da die Niederlage Preußens mit der kurhessischen und der schleswig-holsteinischen Frage zusammenhing, so mußte sich die Wirkung der östreichischen Hegemonie und des erneuerten Bundestages zunächst auf diesen beiden Gebieten äußern. Die
1850 hessische Angelegenheit wurde der Hauptsache nach schon im Jahr 1850 beendigt, indem bairische und östreichische Truppen für die Beruhigung des Landes sorgten, dem auch von preußischer Seite Unterwerfung anempfohlen wurde. Die Verfassung von 1831 sollte demnächst beseitigt werden, doch konnte Hassenpflug die Zustimmung der Stände zu dem neuen Wahlgesetz nicht erlangen, und schließlich hat die Verfassung von 1831 den Sieg behalten.

Auch Schleswig-Holstein wurde schleunigst den Dänen ausgeliefert. Schon im Januar 1850 trafen ein preußischer und ein östreichischer Kommissar in Schleswig ein, um den Rückmarsch der dort noch befindlichen Landestruppen anzuordnen; zugleich rückte in Holstein ein östreichisches Korps unter Legeditsch ein, um den Kämpfern der deutschen Nordmark das Joch auf den Hals zu werfen; preußische Pioniere hatten sich dazu hergeben müssen, den östreichischen Truppen eine Brücke über die Elbe zu schlagen. Landesregierung und Heer lösten sich auf, eine dänische Oberbehörde übernahm die Verwaltung des Landes, dessen Geschick erst nach mehrjährigen Verhandlungen festgestellt wurde: mit der schroffen Danisirung ward aber

schon lange vorher begonnen. Gelöst ward die Frage aber nicht, wenigstens nicht in Bezug auf Holstein; Schleswig schien dem dänischen Einheitsstaat verfallen und damit die Trennung der beiden Herzogthümer entschieden zu sein.

Erst am 18. Februar 1852 fand die förmliche Uebergabe Holsteins an Dänemark statt. Am 8. Mai erklärten die europäischen Großmächte, jetzt auch Preußen, in einem zweiten Londoner Protokoll den Prinzen Christian von Glücksburg (dessen Gemahlin die Tochter der Schwester Christians VIII. war) als präsumtiven Thronfolger Friedrichs VII. und als König des dänischen Gesammtstaates an. Damit war das Geschick Schleswigs besiegelt, aber nicht das von Holstein: abgesehen davon, daß der deutsche Bund in Betreff dieses Herzogthums seine Zustimmung nicht erklärt hatte, erhoben verschiedene regierende Familien Erbfolgeansprüche, ließ sich auch der bestberechtigte, der regierende Herzog von Augustenburg die seinigen abkaufen, so gaben doch schon dessen Agnaten ihre Zustimmung nicht.

Zu gleicher Zeit, als die dänische Tyrannei ihren Einzug in die Herzogthümer hielt, entäußerte sich Deutschland auch der besten Errungenschaft einer bewegten Zeit, der herrenlos gewordenen deutschen Flotte.

Während des Kampfes mit Dänemark hatte sich Deutschlands Ohnmacht zur See bekundet: durch 6 Millionen, welche das Parlament bewilligte, und durch freiwillige Beiträge hatte man einige Schiffe erworben, welche nur deswegen nicht zur Verwendung gelangten, weil die eifersüchtigen Seemächte, das ewig eigennützige England an der Spitze, die Anerkennung der deutschen Flagge verweigerten. Jetzt (1852) versteigerte der oldenburgische 1852
Staatsrath Hannibal Fischer für 1½ Millionen die Schiffe, von denen Preußen die bei Eckernförde genommene „Gefion" erstand.

Dagegen erwarb Preußen, wo sich Prinz Adalbert für die Idee einer Flotte lebhaft interessirte, von Oldenburg das Jahdegebiet zur Herstellung eines Kriegshafens in der Nordsee.

Was den Bundestag betraf, so sammelten sich in der zweiten Maiwoche d. J. 1851 die Bevollmächtigten in Frankfurt. Am 14. Mai traf auch der preußische 1851
Bundestagsgesandte Otto von Bismarck, der Vorkämpfer des preußischen Königthums ein, der nunmehr an Ort und Stelle die Absichten Oestreichs kennen zu lernen Gelegenheit fand. Zunächst standen die beiden Großmächte in gutem Einvernehmen, da es galt, von Bundes wegen allenthalben mit den Resten der Revolution aufzuräumen und die Reaktion in den Einzelstaaten zu unterstützen und sicher zu stellen.

Es war natürlich, daß nach dem wüsten Rausch der Revolutionsjahre und nach dem kläglichen Scheitern des so hoffnungsfreudig begonnenen Einigungswerkes sich eine tiefe Erschlaffung der politischen Gemüther bemächtigte. Es war ebenso natürlich, daß auf die Ausschreitungen des „tollen Jahres" eine energische Reaktion folgen mußte und daß diese von den ruhigen Elementen des Volks sogar dankbar begrüßt wurde. Wer die Hilflosigkeit des Staats gegenüber der Anarchie in jenen verhängnißvollen Tagen miterlebt hatte, freute sich der Lebensäußerungen einer kräftigen Staatsgewalt. Daß die Reaktion nicht immer in heilsamen Schranken blieb, sondern oft einen rachsüchtigen und gewaltthätigen Charakter annahm, daß sich unlautere Elemente in die Reihen der jetzt herrschenden Richtung einschlichen, darf nicht geleugnet werden: je maßloser die Ausschreitungen gewesen waren, desto heftiger wurde die Rückwirkung. In den Einzelstaaten vollzog sich die Rückströmung sehr verschieden. Am leichtesten in Mecklenburg, wo das im Oktober 1849 erlassene

Staatsgrundgesetz am Widerstande der eigenen Ritterschaft und des Königs von Preußen scheiterte. Es ward dem Großherzog nicht schwer, auf Grund eines Schiedsspruches (11. Sept. 1850) die alte landständische Verfassung wiedereinzuführen. Für die anderen Staaten konnte Oestreich, das am schroffsten mit den jüngsten Ereignissen brach, als Vorbild gelten. Man lenkte wieder in Metternichsche Grundsätze ein und erließ strenge Gesetze über die Presse (6. Juli 1854) und das Vereinswesen. Der allmächtige Polizeistaat erwuchs mit allen schlimmen Erscheinungen von Korruption, Parteilichkeit, Kriecherei und Gewaltthätigkeit im Gefolge.

In Oestreich wurde das Staatsgrundgesetz von 1849 einfach aufgehoben (31. Dec. 1851). Auf Schwarzenberg († 5. April 1852) folgte der gleichgesinnte Minister Buol-Schauenstein nebst Leo Thun und Alexander Bach. Die leichtlebige Bevölkerung ertrug das Polizeiregiment mit Murren oder mit Gleichgiltigkeit, der Staatskredit nahm von Jahr zu Jahr ab, als ein stets wiederkehrendes Defizit zu fast unbegrenzter Ausgabe von Papiergeld nöthigte.

In Preußen ging man an die Revidirung der Verfassung im konservativen Sinne. Die wichtigste Veränderung war die Umformung der „ersten Kammer" in das „Herrenhaus" (Gesetz vom 30. Mai 1853). Prinzen des königlichen Hauses, erbliche Mitglieder (Häupter der ehemals reichsunmittelbaren Familien, die Mitglieder der früheren Herrenkurie und solche, welche der König mit Erblichkeit ernennt), Mitglieder auf Lebenszeit (Vertreter von Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes, je ein Mitglied der sechs Landesuniversitäten, Vertreter von Städten repräsentirt, welchen dieses Recht verliehen wurde, endlich Mitglieder aus besonderem königlichen Vertrauen ernannt) bildeten ein Oberhaus, welches das aristokratische und stabile Element im Staatsleben verkörpern sollte. Veränderungen seiner Zusammensetzung können nur durch ein Gesetz, also mit Zustimmung des Herrenhauses selbst vorgenommen werden, dafür schob man das königliche Recht, beliebig viel Mitglieder aus besonderem Vertrauen zu ernennen („Pairsschub") als Korrektiv gegen etwaigen Mißbrauch seiner Stellung ein.

Ein weiterer Schritt auf dem Wege einer konservativen Gesetzgebung war die Wiedereinführung der Fideikommisse und die Sistirung der neuen Gemeindeordnung, Kreis- und Provinzialverfassung zu Gunsten der alten Provinziallandtage, alles mit Zustimmung der jetzt sehr gefügigen zweiten Kammer. Die politische Stimmung der fünfziger Jahre war dem Rekonstruktions- und Reaktionsprozeß günstig: die Masse des Volkes vertraute der Regierung, die Liberalen und Demokraten hielten sich zurück: so ergaben die Wahlen zur neuen Legislaturperiode (1855) ein durchaus willfähriges „Abgeordnetenhaus", wie die neue Benennung hieß (die sogenannte „Landrathskammer").

In den übrigen deutschen Staaten folgte man mehr oder minder eifrig dem Beispiele der Großmächte und benutzte die allgemeine Erschlaffung dazu, die Wahlgesetze dergestalt zu ändern, daß, unter Beihilfe anderer Maßregeln, die Regierungen wieder in den Vollbesitz der Staatsgewalt gelangten und sich die Spielerei mit dem Scheinkonstitutionalismus, dem es in manchen kleinen Staaten an jeder gesunden Grundlage gebrach, getrost gestatten durften.

Auch für die Stellung der Kirchen, sowohl der evangelischen wie der katholischen, ward die Bewegung von 1848 und die Reaktion von 1850 von größter Bedeutung. Es hatte sich gezeigt, daß die „Stillen im Lande" und die guten Katholiken dem Taumel der Revolution am wenigsten unterlegen waren, oder sich am ersten ernüchtert hatten, daß die Autorität der Kirche am ersten bereit sei, die Autorität des Staates zu stützen. Es war natürlich, daß sich die Regierungen jetzt um so bereitwilliger auf diese festen Säulen stützten.

Für die evangelische Kirche war diese Zeit der politischen Ruhe zugleich die Zeit

des Wiedererwachens innerlichen Christenthums und kirchlichen Lebens. Das Christenthum des Herzens, der „Pietismus", erwachte wieder in hohen und niederen Schichten des Volkes. Bei ihrer größeren Abhängigkeit vom Staate erwuchs der evangelischen Kirche aus dem Umstande, daß hervorragende Männer der strenggläubigen Richtung, wie Hengstenberg, Stahl, von Gerlach, zugleich Führer der äußersten politischen Rechten waren, der Nachtheil, daß Christenthum und Politik auf oft ungesunde Weise mit einander verquickt und von einander abhängig gemacht wurden.

Auf diese Weise entstand die unberechtigte landläufige Vorstellung, daß es den „Reaktionären" mit ihrem orthodoxen Christenthum gar nicht Ernst sei und allgemeine Heuchelei vorliege: vielmehr war diese Richtung durchaus in sich begründet, insofern die Glaubenslosigkeit der Revolutionszeit und der Radikalen eine Gegenströmung mit Nothwendigkeit hervorrufen mußte. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß für viele zweifelhafte Elemente in dem Anschluß an die herrschende politische Partei auch die Verführung zur religiösen Heuchelei nahe lag.

Die Leitung der evangelischen Landeskirche überwies der König dem am 29. Juni 1850 gegründeten Oberkirchenrathe. Es darf, was diese Zeit der Reaktion anbetrifft, nicht übersehen werden, daß in Werken christlicher Liebe, wie Armenhäusern, Rettungs- und Krankenhäusern, innerer Mission u. s. w. der Pietismus und die orthodoxe Partei mehr geleistet haben, als jemals der kirchliche Liberalismus, der oft genug zugleich mit dem „positiven Bekenntniß" derartige positive Aeußerungen praktischen Christenthums von sich geworfen hat.

Auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens, wo unter Diesterwegs Schule eine Ueberhäufung der Schulkinder mit überflüssigem Lernstoff und allerlei Viel- und Halbwissen auf den Präparandenanstalten und Lehrerseminarien eingerissen war, trat eine kräftige Reaktion ein durch Erlaß der vielbeschrieenen drei Regulative (von Stiehl, durch den Minister von Raumer, 1.—3. Oktober 1854), welche eine angemessene Vereinfachung der Lehrerausbildung sowohl als des Unterrichts bezweckten. Bedauerlich war, daß für die materielle Lage des vielfach gedrückten Elementarlehrerstandes sich nicht das nöthige Wohlwollen fand.

Die katholische Kirche zog in allen Staaten gleichmäßig Vortheil aus dem 1848 acceptirten Grundsatz der belgischen Verfassung, daß jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen habe. An diesem Grundsatze, der ihnen einen Staat im Staate versprach, hielten die Katholiken unverbrüchlich fest, so wenig sie sonst mit den Errungenschaften von 1848 zu thun haben wollten. Besonders günstig war die Lage des Ultramontanismus in Preußen, wo der König aus vollster Ueberzeugung der Kirche unbedingte Selbständigkeit als ihr Recht bewilligen zu müssen glaubte und eine besondere katholische Abtheilung im Kultusministerium die Interessen der Katholiken zu wahren bekam.

Viel weniger günstig war die Lage der katholischen Kirche in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Die Regierungen von Würtemberg, Baden u. s. w. waren keineswegs geneigt, den Forderungen nachzugeben, welche die Bischöfe im März 1851 aufstellten, und lehnten sie im wesentlichen ab. (1852.) Dies führte zu einem Konflikt, in dem sich der Erzbischof von Freiburg durch besondere Rücksichtslosigkeit der Kampfweise auszeichnete, die Regierungen sich aber schließlich doch zu Conventionen verstanden (1854), welche den Bischöfen viele Zugeständnisse machten. Oestreich, das am 18. August 1855 ein Konkordat mit dem Papste vereinbarte, suchte nun

die süddeutschen Staaten zu bestimmen, seinem Beispiele zu folgen. Dies geschah erst im Jahre 1857; doch traten diese Konkordate nicht in Kraft, weil sie die Bestätigung der einzelnen Landesvertretungen nicht fanden. Nur in Oestreich trat das Konkordat in vollste Kraft.

Nur auf einem Gebiete, auf dem Preußen schon früher dem allmächtigen Metternich getrotzt hatte, ließ es sich auch jetzt von Oestreich nicht den Rang ablaufen.
1853 Die zwölfjährige Zollvereinsperiode lief mit dem 31. Dezember 1853 ab. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche in der Verschiedenheit der östreichischen und deutschen Zollbestimmungen und darin lagen, daß in Oestreich das ergiebige Tabaksmonopol bestand, ließ sich denken, daß auch Oestreich seine Aufnahme in den Zollverein fordern werde. Nachdem die ersten Versuche, einen deutsch-östreichischen Zollverein zu gründen, zu Anfang d. J. 1849 als beseitigt gelten konnten, traten dieselben Bestrebungen 1850 und 1851 wieder hervor und die wichtigsten Genossen Preußens im Zollverein erklärten sich am 7. Juni 1851 für die Vorschläge Oestreichs, das seinen Eintritt in den Zollverein für den 1. Januar 1859 in Aussicht stellte. Wenn jene Staaten, namentlich Kurhessen, austraten, war das preußische Handelsgebiet wieder in zwei Theile zerrissen; daher half es sich durch einen sehr geschickten Coup: zum größten Ärger der Gegner schloß es am 7. September 1851 mit Hannover einen Vertrag, durch welchen dieses am 1. Januar 1854 in den preußischen Zollverein zu treten versprach. Damit war die Kontinuität des Zollgebietes wieder aufs beste gesichert. Da die süddeutschen Regierungen sich gleichwol anschickten, die Zollsache im Bunde mit Oestreich zu ordnen, erneuerte Preußen den Zollvereinsvertrag zunächst nur mit Braunschweig, dem Steuerverein und dem thüringischen Handelsverein. Aber Oestreich gelangte zu keinem Verständniß mit den Abtrünnigen, hielt es vielmehr für gerathen, mit Preußen am 19. Februar 1853 selbst einen Handelsvertrag zu schließen. Nun mußten auch die übrigen sich zum erneuten Anschluß an Preußen bequemen: am 4. April 1853 wurde der preußische Zollverein, dessen Gebiet sich auf über 9000 Quadratmeilen erweitert hatte, wieder auf 12 Jahre verlängert.

Aber weder die volkswirthschaftliche Wohlfahrt, in welcher sich Preußen durch gesteigerte Gewerbsthätigkeit und durch verkehrbelebenden Eisenbahnbau befand, noch die Blüte von Kunst und Wissenschaft, deren sich der Staat erfreute, boten eine Entschädigung für die politische Bedeutungslosigkeit, in welche er verfallen war. Als Rußland versuchte, unter dem Vorwande, die unveräußerlichen Rechte der griechischen Kirche im türkischen Reiche zu beschirmen, die Zarenherrschaft zu erweitern und darüber ein europäischer Krieg entbrannte, hielten es viele für an der Zeit, den Kampf um die Hegemonie in Deutschland zu erneuern. Die Mächte, welche die Schmach von Olmütz hatten herbeiführen helfen, waren jetzt selbst gebunden. Rußland sah sich von den vereinigten Westmächten angefallen, weder das neidische England noch das übermüthige Frankreich vermochten Preußen zu hindern, auf eigene Faust deutsche Politik zu machen, noch weniger war Oestreich dazu im Stande. Der Kaiserstaat war in peinlichster Lage; er konnte es nicht dulden, daß der russische Nachbar an seiner Ostseite noch weiter sich vergrößerte, aber er konnte

Friedrich Wilhelm IV. gegen Ende ſeines Lebens.
Gemalt von J. E. Otte im Jahre 1854.

ſich auch nicht in den Krieg ſtürzen, wenn er Preußens nicht ſicher war. Kein unmittebares Intereſſe nöthigte Preußen, für oder wider Rußland Partei zu ergreifen, mochte Oeſtreich immerhin um die preußiſche Bundesgenoſſenſchaft werben

mochte es zusehen, wie weit es mit der Hilfe der Mittelstaaten kam, die es so oft gegen den Nebenbuhler ausgenutzt und mit dem deutschen Bunde, den es gegen Preußen wieder erweckt hatte. Wol fehlte es nicht an preußischen Staatsmännern, die beim Beginne der Verwickelungen den Gedanken hegten, nun müsse Preußen die Unionsbestrebungen wieder aufnehmen, aber der König interessirte sich weit mehr für die Zurückgewinnung des bedeutungslosen Neuenburg, als für die Erneuerung der preußischen Hegemonie.

Auch hatte Manteuffel, der leitende Minister, ganz andere Ansichten und Absichten: nach langem Schwanken schloß er mit Oestreich, — als ob Preußen über-
1851 haupt bedroht gewesen wäre! — am 20. April 1854 für die Dauer des orientalischen Krieges ein Trutz- und Schutzbündniß und versprach in einem Zusatzartikel die Waffen zu ergreifen, wenn Rußland in einer bestimmten Frist nicht die Donaufürstenthümer räume. Immer von neuem ließ sich Preußen von Oestreich zur Pression auf Rußland benutzen, während Oestreich seine eigenen Wege ging und an Preußen die stärksten Zumuthungen stellte. Es verlangte, man solle 200000 Mann bei Breslau und Posen aufstellen, um Oestreichs Rücken zu decken; es setzte gegen
1855 Preußens Willen zu Frankfurt (8. Febr. 1855) die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres durch.

Die Folge dieser haltungslosen Politik war, daß Preußen, nachdem Rußland
1856 zum Frieden genöthigt war, zum Pariser Kongresse (Febr. 1856) nicht einmal eingeladen wurde, während das unbedeutende Sardinien sich das Recht zur Theilnahme erworben hatte. Manteuffel mochte sich glücklich schätzen, daß er den Vertrag (30. März) wenigstens mit unterzeichnen durfte. Noch eine letzte Demüthigung war dem preußischen Staate unter Manteuffels Leitung beschieden; dann sollten bessere Zeiten kommen. Das Neuenburger Ländchen, welches nur noch in einem sehr losen Zusammenhange mit Preußen stand, mußte nach einer verunglückten Schilderhebung der royalistischen Partei (3. September 1856) der Schweiz überlassen werden
1857 (26. Mai 1857). Stolz wies der König die ihm angebotene Geldentschädigung zurück, erklärte aber, daß er auf den Titel eines Fürsten zu Neuenburg auch jetzt noch nicht verzichte.

XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).

Die Tage der Reaktion in Preußen waren gezählt. Nöthig und heilsam im Anfang, um einen durch die Revolution geschwächten Staat wieder einzurichten, war sie doch über ihr Ziel hinausgeschossen und hatte nicht verstanden, ein strasses Regiment im Innern durch kräftige Politik nach außen dem eigenen Volke achtungswerth und annehmbar zu machen.

Im Herbste des Jahres 1857 zeigten sich die Spuren einer Gehirnkrankheit 1857
bei König Friedrich Wilhelm, welcher am 23. Oktober 1857 seinen Bruder, den Prinzen von Preußen zu seinem Stellvertreter, zunächst auf drei Monate ernannte. Als das Leiden des Königs nicht gehoben wurde, bestand der Prinz, dessen Stellvertretung mehrmals verlängert worden war, darauf, daß ihm der Verfassung gemäß die förmliche Regentschaft übertragen werde. Dies geschah am 7. Oktober 1858, am 26. leistete der Prinz den Eid auf die Verfassung. Hatte er 1858
in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des erkrankten Königs keine Veränderungen im Schoße der Regierung machen zu dürfen geglaubt, so konnte er das jetzt unbedenklich thun. Obwohl von strengen konservativen Grundsätzen, hatte der Prinzregent eine entschiedene Abneigung gegen das Ministerium Manteuffel, welches mit der Demüthigung Preußens identisch war. Er entließ dasselbe am 5. November und beauftragte den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Es setzte sich aus Männern von gemäßigt liberaler Richtung zusammen, (v. Schleinitz, v. Patow, v. Bethmann-Hollweg, Flottwell, dieser bald ersetzt durch Graf Schwerin, und R. v. Auerswald; von den Mitgliedern des Ministeriums Manteuffel blieben v. d. Heydt und Simons im Amt). Was der Prinzregent beabsichtigte, zeigte er in seiner ersten Ansprache an die neuen Minister. (8. Nov.) Er nahm, wie man zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund und kam den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht weiter entgegen, als seiner ehrlichen offenen Soldatennatur gemäß war. Klang es auf der einen Seite dem Liberalismus wenig anmuthend, wenn von einer größeren Anspannung der Steuerkraft, von vermehrten Ausgaben für das Heer die Rede war, so fand der Passus, welcher die herrschende kirchliche Richtung tadelte, um so größeren Beifall. Hoffnungsreich erklang allen Patrioten die Aussicht, der nationale Gedanke solle gehegt und gepflegt werden, männlich schien sich gegen alle offenen und geheimen Widersacher Preußens die Aeußerung zu richten, daß Preußen überall das

Recht zu schützen bereit sei. Zwar betonte der Prinz, daß kein „Bruch mit der Vergangenheit" geschehen solle, aber was er so knapp und doch so fest verkündigte, war an sich schon ein solcher Bruch. Einige Heißsporne der Demokratie waren vielleicht enttäuscht, — wie hätten sie aber von dem besonnenen Geist eines fast Zweiundsechszigjährigen den Umsturz der bestehenden Ordnung erwarten dürfen. Die soeben vom Ruder entfernte konservative Partei, deren größerer Theil das Ministerium Manteuffel ohne Schmerz scheiden sah, verhielt sich in loyaler Abwartung, jeden Augenblick bereit, den Prinzregenten in den unausbleiblichen Konflikten zu unterstützen, welche sie herannahen sah. Im allgemeinen folgte allgemeine Zustimmung dem Programm des Fürsten, dessen Name im Jahre 1848 der bestgehaßte gewesen, dessen Palast für „Nationaleigenthum" erklärt worden war. Daß die „neue Aera" sich allgemeiner Unterstützung erfreute, bewiesen die nächsten Wahlen, bei denen z. B. Auerswald von vier Wahlkreisen für die neue Kammer erkoren wurde.

In welchem Maße dem Prinzregenten die Sympathien des Landes entgegen kamen, bewies namentlich der herzliche Empfang, der in Berlin seinem Sohne Friedrich Wilhelm nebst seiner jungen Gemahlin, der Prinzeß Royal von England, Viktoria, am 7. Februar 1858 bereitet wurde. — Der Prinzregent war am 22. März 1797 geboren.

Gemäß der Worte jener Rede an das Ministerium verfuhr der Prinzregent auch in seinem Verhältniß zu Oestreich. Zwar gestattete er seinem Gesandten am Bundestage, Herrn von Bismarck, gegen Oestreich nöthigenfalls eine energische Sprache zu führen und so wurde der östreichische Versuch, die Garnison in Rastadt zu verstärken, zurückgewiesen: als aber für den Kaiserstaat die Stunde der Gefahr schlug, war der Prinzregent weit davon entfernt, die Verlegenheit des eifersüchtigen Nebenbuhlers ausnützen zu wollen. Das entsprach weder den Traditionen des nach fridericianischen Preußen, noch den Ueberzeugungen des Fürsten.

1859 Seit dem Neujahrstage 1859 konnte kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß Kaiser Napoleon und Viktor Emanuel von Sardinien Oestreich in der Lombardei angreifen würden: trat man, wie Hitzköpfe empfahlen, auf Seite jener Koalition, so ließ sich das deutsche Kaiserthum im Fluge errichten und ein wirklich vollständiges Deutschland nach Eroberung der deutsch-östreichischen Provinzen begründen. Statt dessen wurde Bismarck von Frankfurt nach Petersburg versetzt; seine Stelle erhielt der mehr zurückhaltende v. Usedom. Statt den Wünschen der italienischen Diplomaten entgegen zu kommen, beantragte Preußen am 23. April die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres, setzte selbst drei Armeekorps auf den Kriegsfuß, verlangte noch einmal die Mobilmachung des Bundes und erklärte nach der ersten Niederlage der Oestreicher (4. Juni bei Magenta), daß es Oestreichs Besitzstand durch bewaffnete Vermittelung erhalten wolle. Es verlangte nur, daß dem lombardo-venetianischen Königreich unter der Regierung eines Erzherzogs eine selbständige Stellung eingeräumt werde und begehrte für sich die Führung der Bundesarmee, aber ohne Rücksicht auf die beschränkenden Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung. Die Eifersucht der Mittelstaaten, welche über das militärische Kaiserthum der Hohenzollern zeterten, vor allem die Intriguen des sächsischen Ministers von Beust bewirkten, daß jener Vorschlag abgelehnt wurde. Oestreich verzichtete lieber auf die

Lombardei (7. Juli Waffenstillstand zu Villafranca), als daß es sich von Preußen 1859
retten lassen wollte. Dann schob es die Schuld alles Mißgeschickes auf Preußen, welches die deutsche Großmacht schmählich im Stiche gelassen habe. Diese Verdächtigungen verfingen bei einem großen Theile der politisch Urtheilsfähigen nicht: diese erkannten vielmehr auf Grund der Haltung, welche Preußen während des italienischen Krieges eingenommen hatte, daß diese Macht im Stande und bereit sei, handelnd einzutreten, wo wirklich deutsche Interessen in Gefahr kamen. Da nun die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich nahe bevorstehend schien, erwachte allenthalben der lebhafteste Wunsch nach der Einigung des Vaterlandes. Daß diese nur „unter preußischer Spitze" erfolgen könne, war die Ueberzeugung aller einsichtigen Patrioten, von denen sich die liberalen Elemente im September 1859 zu Frankfurt zur Stiftung 1859
des Nationalvereins zusammenfanden. Da derselbe von hervorragenden Politikern geleitet, von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha gefördert und geschirmt wurde, erreichte er allmählich eine ansehnliche Ausdehnung und bedeutenden Einfluß in den Kammern der Einzelstaaten. Vergeblich waren die Versuche einiger Regierungen, den Verein zu unterdrücken oder ihn von Bundeswegen verbieten zu lassen. Alle Verfolgungen verschafften dem Vereine nur neue Anhänger, freilich mehr in Nord- und Mitteldeutschland als im Süden: hier wollte das Mißtrauen gegen Preußen durchaus nicht schwinden.

Eine Gelegenheit, der gehobenen nationalen Stimmung Ausdruck zu geben, gewährte am 10. November 1859 die Säkularfeier von Schillers Geburtstag: was dem Feste so allgemeine 1859
Theilnahme verschaffte, war das Bewußtsein, daß dieser Dichter in den Tagen der Erniedrigung dem Gedanken der Nationalität und dem Vaterlandsgefühl den vollgültigsten Ausdruck gegeben: jetzt schien der Schwur: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern" erneuert werden zu sollen. Später folgten große Turner-, Sänger- und Schützenfeste: schöne, meist wohlgelungene Aeußerungen eines lebhaften, wenn auch noch unklaren Nationalgefühls. Wurden diese Feste auch von ihren Theilnehmern bedeutend überschätzt, wurde auf ihnen ebensoviel Preußenhaß als deutsche Einigkeit gemacht, so hatten sie doch als einzig mögliche Form, in denen der nationale Drang zum Ausdruck kommen konnte, ihre Bedeutung. Sie waren jedoch ausschließlich Veranstaltungen des politischen Liberalismus, die konservative Partei hielt sich von ihnen fern in der Ueberzeugung, daß die Größe des Vaterlandes auf anderem Wege erreicht werde.

Da Einheits- und Freiheitsdrang in Deutschland meist zusammenfallen, so war es natürlich, daß zur Zeit der „Neuen Aera" auch in den nichtpreußischen Staaten eine liberale Strömung eintrat. In Baden richtete sich der Kampf insbesondere gegen das mit Rom abgeschlossene Konkordat, das am 29. März 1860 von der 1860
zweiten Kammer verworfen und durch eine konstitutionelle Vereinbarung ersetzt wurde: die anderen süddeutschen Staaten folgten diesem Beispiel.

In Kurhessen entbrannte von neuem der Streit um die Verfassung von 1831. Nicht umsonst hoffte man auf Preußens Hilfe, das wirklich am Bundestage für den Rechtszustand einzutreten bereit war. Gleichwol entsprach eine umgearbeitete Verfassung vom 30. Mai 1860 den Wünschen der Bevölkerung noch durchaus nicht und der Streit erreichte erst viel später einen eigenthümlichen Abschluß.

Außer in der kurhessischen Verfassungsfrage beobachtete die preußische Regierung, trotz der Sympathie, welche man der neuen Aera entgegentrug, in Deutsch-

fand eine äußerst reservirte Haltung, und verhielt sich auffallend kühl gegen den Nationalverein. Man wollte alles vermeiden, was die Eifersucht der Mittelstaaten erregen mochte, um für den Fall eines Krieges mit Frankreich nicht etwa rheinbündlerische Gelüste aufkommen zu lassen. Wie nahe die Gefahr lag, bewies die Aeußerung des hannoverschen Ministers von Borries (1. Mai 1860), „durch die Bestrebungen des Nationalvereins würden die Mittel- und Kleinstaaten dem Ausland geradezu in die Arme getrieben." Nicht im geringsten dachten die Mittel- und Kleinstaaten daran, Preußen auch nur in der Bundeskriegssache eine Art von Hegemonie zu gestatten. Sie nahmen eine darauf bezügliche Reform der Bundesverfassung selbständig in die Hand; ihre Minister, die sich am 29. November 1859 zu Würzburg versammelten, griffen sogar über das militärische Gebiet hinaus auf das eigentliche politische und ihre Vorschläge ließen sich hören: gleichwol hatten weder Oestreich noch Preußen Lust, jenen Staaten die Initiative zu überlassen. Preußen wollte im Fall des Krieges die Truppen Norddeutschlands führen, die Süddeutschlands Oestreich überlassen und sich mit dieser Macht über den Oberbefehl einigen: aber diese Anträge wurden völlig verworfen, zumal Oestreich sie nur für den Fall unterstützen wollte, falls ihm Preußen den Besitz von Venetien gewährleistete.

Mit großer Vorsicht und Klugheit benahm sich der Prinzregent auch, als Napoleon III. eine freundschaftliche Zusammenkunft in Vorschlag brachte. Angeblich wünschte Napoleon sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er Deutschland wirklich bedrohe; vielleicht kam es ihm aber auch darauf an, durch intimeren Verkehr mit dem Prinzregenten diesen zu kompromittiren und den Argwohn wachzurufen, daß derselbe über die deutschen Fürsten hinweg sich mit ihm verständigen werde. Wenn Baiern und Sachsen von sich auf andere schlossen, konnten sie wohl solchen Vermuthungen Raum geben: aber der Prinzregent machte sie von vornherein unmöglich. Er erklärte, nie werde Preußen einen Fuß breit deutschen Landes opfern, (wie Viktor Emanuel hatte sein savoyisches Stammland als Preis der französischen Hilfe hergeben müssen), er veranlaßte, daß die deutschen Fürsten sämmtlich an der Zusammenkunft mit Napoleon theilnahmen. So versammelten sich zu Baden (16. bis 18. Juni 1860) zehn deutsche Herrscher zu einem Fürstentage, gegen den sich Napoleon in Aeußerungen seiner unbedingten Friedensliebe erging. Auch fand sich hier Gelegenheit, über die Reform der Bundeskriegsverfassung zu berathen: eine Einigung wurde aber weder hier, noch in den späteren Berathungen des nächsten Jahres erzielt. Bis dahin hatte sich die politische Lage aber schon sehr verändert: Preußens „moralische Eroberungen" waren im Schwinden, und ein Mittelstaat durfte sich noch einmal der Täuschung hingeben, Deutschlands Geschicke ohne gebührende Berücksichtigung Preußens regeln zu können.

Am 26. Juli 1860 fand zwischen dem Prinzregenten und dem Kaiser Franz Joseph eine Begegnung zu Teplitz statt, welche die seit dem italienischen Kriege herrschende Spannung zwar äußerlich beseitigte, aber den inneren Zwiespalt nicht hob.

Der Prinzregent im Jahre 1860 während des Fürſtentages zu Baden-Baden.

Gleichzeitige Darſtellung.

„Ich halte feſt an dem Wege, welchen Ich in Preußen und in Deutſchland bisher eingeſchlagen habe, und Ich hoffe, daß ſich auf demſelben immer mehr deutſche Regierungen mit Mir vereinigen werden."

Baden-Baden, 18. Juni 1860.

Digitized by Google

2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges (1861—1864).

Die übertriebenen Erwartungen, welche man in Preußen und Deutschland an den Eintritt der Regentschaft geknüpft hatte, waren schon sehr herabgestimmt,
1861 als der Prinzregent nach dem Tode seines schwergeprüften Bruders (2. Jan. 1861) als Wilhelm I. den Königsthron bestieg. Die liberalen Reformen, die man von ihm erhofft hatte, ließen auf sich warten, namentlich begehrte man eine Umgestaltung des Herrenhauses, das mehreren wichtigen Gesetzen hartnäckigen Widerstand entgegenstellte. Allmählich regte sich die demokratisch-gesinnte Partei, die anfangs zu Gunsten der „Neuen Aera" geschwiegen; ihre Vertreter, wie Waldeck, wurden ins Abgeordnetenhaus gesandt. Daher fand die Proklamation des neuen Königs an sein Volk, obwohl sie treffliche, ewig denkwürdige Worte enthielt, nicht die begeisterte Aufnahme, die ihr zu Theil geworden wäre, wenn sie den liberalen Erwartungen entsprochen hätte.

Sich auf diese abschüssige Bahn zu begeben, dazu fühlte sich der König um so weniger gedrungen, als zwischen ihm und der Volksvertretung bereits erhebliche Differenzen bestanden in einer Angelegenheit, die er für eine Lebens- und Ehrenfrage des preußischen Volkes und Staates ansah und um jeden Preis durchzuführen entschlossen war. Es handelte sich gegenüber der bedrohlichen Erweiterung der Heeresstärke in den übrigen europäischen Staaten um eine Reorganisation des preußischen Heeres. Die Reform bezweckte eine größere Friedensstärke der Armee und dadurch eine erhöhte Leistungsfähigkeit: sie legte die volle Wucht der militärischen Dienstleistung auf die Schultern der jungen Mannschaft und erleichterte die Verpflichtungen der älteren, der Familienväter, indem sie den Dienst in der Landwehr verkürzte. Statt mit dem 40. Lebensjahre sollte die Landwehrpflicht mit dem 33. ihr Ende erreichen. Dieser Plan, der in Kriegsfällen die Aufstellung eines schlagfertigen Heeres von 400,000 Mann ermöglichte, war das eigenste Werk eines Fürsten, der die Bedingungen der Macht seines Staates mit scharfem Blick erkannte, der sich auf die Einzelheiten des militärischen Dienstes wie kein Zweiter verstand: die Reorganisation machte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zur vollen Wahrheit und war eine Wohlthat für die Nation. Dieser Erkenntniß verschloß sich die Volksvertretung durchaus. Theils aus demokratischer Abneigung gegen das stehende Heer als solches, theils aus Scheu vor der nothwendigen Mehrbelastung, endlich unter dem Vorwande das volksthümliche Institut der Landwehr, welches gar nicht bedroht war, vertheidigen zu müssen, machte sie der Vorlage von vorn herein mißtrauische und unsachliche Opposition. Zudem wurde die hochwichtige Angelegenheit von Anfang an falsch behandelt: die Minister der „Neuen Aera", welche ursprünglich das Vertrauen des Regenten, wie des Volkes besaßen, trifft der Vorwurf, den rechten Moment zur Durchführung dieser unabweislichen Reform versäumt zu haben: die Angelegenheit wurde durch ihre ungeschickte Behandlung zu einer Verfassungsfrage, in welche sich nach und nach selbst gemäßigte

Liberale bis zur Blindheit verbissen. Auf der anderen Seite lud die preußische Demokratie eine nicht geringere Verschuldung auf sich, als das Ministerium der „Neuen Aera." Mit vollem Bewußtsein wollte die Demokratie diese Frage benutzen, um der königlichen Gewalt engere Grenzen zu ziehen: das preußische Königthum sollte sich die parlamentarische Mitregierung nach englischem Muster gefallen lassen. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß die geschichtliche Entwicklung des preußischen Königthums eine andere war, als in England oder Frankreich; man vergaß, daß politische Dinge nicht nach ein- und derselben Schablone behandelt werden können, man kümmerte sich nicht darum, daß die parlamentarische Mitregierung, wie die Verhältnisse einmal lagen, die Demüthigung des preußischen Königthums bedeutete. Eine solche brauchte sich die hohenzollersche Dynastie nicht gefallen zu lassen, denn sie hatte seiner Zeit die Demokratie besiegt und aus freiem Ermessen eine Verfassung gewährt.

Schon während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte sich die Nothwendigkeit zu Verbesserungen herausgestellt: namentlich suchte man die dreijährige Dienstzeit, die thatsächlich von der zweijährigen verdrängt war, wieder zurückzuführen. Die Mehrkosten sollten durch den Ertrag der Grundsteuer gedeckt werden, die aber vom dabei wesentlich interessirten Herrenhause abgelehnt wurde. Die Mobilmachung des Jahres 1859 bewies von neuem die Nothwendigkeit einer Reform, da zum großen Theil ältere Familienväter innerhalb der Landwehr einberufen werden mußten. Nun war die Bevölkerung Preußens seit Errichtung der Landwehr so erheblich gestiegen, daß die jährlich zur Aushebung kommende Mannschaft gar nicht in vollem Umfange eingestellt wurde: durch eine verstärkte Rekrutirung und Vermehrung der Linienregimenter konnte man die Landwehr schonen, deren jüngste Jahrgänge noch mit zur sogenannten Reserve gezogen wurden, während man auf das „zweite Aufgebot" ganz verzichten konnte. Es leuchtet ein, daß die erheblichen Mehrkosten der Reserve schon dadurch theilweise ausgeglichen wurden, daß man in Mobilmachungs- und Kriegsfällen nicht an die ihrer Ernährer beraubten Familien Unterstützungen zu zahlen brauchte.

Die Zeit nach dem Frieden von Villafranca wäre nun am geeignetsten gewesen, die Umformung sofort ins Werk zu setzen und gesetzlich mit einem Schlage zu regeln. Es dient den Ministern der neuen Aera zur Entschuldigung, daß es sehr zweifelhaft war, ob das bereits oppositionelle Abgeordnetenhaus seine Zustimmung geben würde. Während das Ministerium schwankte, ging der König mit seinem Werke, das er nicht von den Zufälligkeiten parlamentarischer Abstimmungen abhängig machen konnte, ruhig vor: man behielt die einberufenen Landwehrbataillone bei der Fahne, entließ die älteren Wehrleute, zog aber Rekruten und Reserven ein und schuf so neue Regimenter. Nun erst wurde dem Landtage (von 1860) ein bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt, aber das Abgeordnetenhaus war schwierig und das Herrenhaus wollte von der Grundsteuer, die dem Grundbesitz der östlichen Provinzen schwere Opfer auferlegte, noch immer nichts wissen; da mit dem 1. Mai 1860 die Kriegsbereitschaft ablief, hätte die Regierung die Landwehrbataillone entlassen müssen, wenn sich nicht eine anderweitige Verständigung erreichen ließ. Die Minister begnügten sich mit einem gefährlichen Auskunftsmittel: sie ließen sich zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung der Kriegsbereitschaft 9 Millionen auf ein Jahr bewilligen. Was sollte denn nach einem Jahre werden, wenn der Landtag auf eine weitere Verlängerung nicht einging? Daß die Regierung entschlossen war, keinen Schritt zurückzuweichen, zeigte sie sofort nach der Bewilligung jener 9 Millionen. Die Landwehrbataillone wurden zu Regimentern zusammengezogen (4. Juli 1860), die neue Namen und eigene Fahnen erhielten. Damit war klar gezeigt, daß der König entschlossen war, sein Werk durchzusetzen: bei der Landtagssitzung von 1861 mußten die Geister auf einander platzen.

Der Grund zu einem förmlichen Konflikte zwischen Regierung und Volksvertretung wurde durch den Landtag von 1861 gelegt: indem das Abgeordnetenhaus mit geringer Majorität die bereits bestehende Reorganisation wieder nur auf ein Jahr bewilligte und auf Erlaß eines neuen Wehrgesetzes drang, stellte es die Regierung vor die Eventualität, die bereits gebildeten Truppenkörper wieder aufzulösen, wenn es die Majorität der Abgeordneten zu beschließen für gut befand. Grade um ein solches Resultat zu erzielen, bildete sich nach dem Schluß des Landtages aus den Anhängern der alten Demokratie die sogenannte „deutsche Fortschrittspartei:" neben den althergebrachten Forderungen des radikalen Liberalismus (deutsche Centralgewalt, Ministerverantwortlichkeit) verlangte sie in ihrem
1861 Programm (9. Juni 1861) vor allem „Sparsamkeit im Heerwesen." Was das bedeutete, war jedem Eingeweihten klar.

Die Verstimmung zwischen den Anhängern der Reorganisation und dem Liberalismus war so groß, daß es schon während der Landtagssession von 1861 infolge der Broschüre „Was uns noch retten kann" zu einem Duell kam zwischen deren Verfasser, dem liberalen Twesten und dem Chef des Militärkabinets des Königs, General E. v. Manteuffel, in welchem ersterer verwundet wurde.

Die Fortschrittspartei hatte einen großen Theil der Bevölkerung hinter sich. Denn indem sie für die Aufrechterhaltung des Landwehrgesetzes von 1814 eintrat, schien sie eine volksthümliche Institution zu vertheidigen. Noch mehr Anhänger aber erwarb sie sich dadurch, daß sie die „zweijährige Dienstzeit" auf ihre Fahne schrieb, welche ein großer Theil der Liberalen als eine Konzession für die Bestätigung der Reorganisation verlangte. Da thatsächlich in den Friedensjahren unter Friedrich Wilhelm IV. diese Einrichtung bestanden hatte, glaubte man auf frühere Erfahrungen pochen zu können und bestritt der Regierung, daß sich in zwei Jahren die feldmäßige Ausbildung der Soldaten nicht erreichen lasse. Da die Fortschrittspartei nicht müde wurde, von Verschleuderung zu militärischen Zwecken, von der Vergeudung der Volkskraft bei dreijähriger Dienstzeit zu sprechen, erweiterte sie die Kluft zwischen der Bevölkerung und dem Fürsten, der sich in dieser rein-technischen Frage denn doch wohl mit Recht auf sein eigenes Urtheil verließ.

Wie der König seine Stellung auffaßte, zeugte er klar und deutlich, als er am 3. Juli ankündigte, er werde, statt die in der Zeit der absoluten Monarchie übliche Erbhuldigung entgegenzunehmen, sich am 18. Oktober 1861 in Gegenwart des Landtages zu Königsberg feierlich krönen. Darin lag auf der einen Seite eine Erneuerung des über dem Volkswillen erhabenen Königthums von Gottes Gnaden, auf der andern die Anerkennung der durch die Verfassung geschaffenen Modifikation der absoluten Monarchie.

Bei der Erregung der Gemüther faßte man nur jene erste Seite in's Auge, und ein überspannter Student, Oskar Becker aus Odessa, faßte den frevelhaften Plan, den König, der die Hoffnungen Deutschlands nie verwirklichen könne, aus dem Wege zu räumen. Am 14. Juli 1861 feuerte er auf der Promenade zu Baden-Baden eine Pistole auf den Monarchen ab: die Vorsehung erhielt das Leben des Königs, der Deutschlands Einigung vollbringen

König Wilhelm im Krönungsornat vor dem Altar in der Schloßkirche zu Königsberg
am 18. Oktober 1861.
Mittelgruppe aus dem Krönungsbilde von Adolf Menzel im königl. Schloß zu Berlin.
Nach der Photographie aus dem Verlage von Guſtav Schauer in Berlin.

Digitized by Google

sollte, und hat es dem Verbrecher, den König Wilhelm großmüthig begnadigte, erspart, zu erkennen, wie seine Ruchlosigkeit die Nation beinahe um ihr höchstes Heil gebracht hätte.

Unter solchen Umständen, bei einer derartigen Volksstimmung, glaubte der große Minister des kleinen Königreichs Sachsen, Herr von Beust, Deutschland zu einer Einigung verhelfen zu müssen, wie sie freilich mehr im Interesse der Mittelstaaten lag, als in dem der Nation. Im Oktober 1861 versandte er seine Vorschläge zur Bundesreform, ein Programm, wie es dürftiger und kläglicher kaum gedacht werden konnte.

Nach seinem Plane, von dem der badische Minister Freiherr von Roggenbach sagte, er biete dem deutschen Volke einen Stein statt des Brotes, sollte der Bundestag jährlich im Mai zu Regensburg unter Oestreichs, im November zu Hamburg unter Preußens Vorsitz zusammentreten und geeigneten Falls zur Berathung von Gesetzen Vertreter der deutschen Landtage einberufen (je 30 Preußen und Oestreicher, 68 aus den übrigen Staaten). Während der übrigen Zeit des Jahres sollte eine Exekutive, bestehend aus dem Kaiser von Oestreich, dem Könige von Preußen und einem dritten Bundesfürsten die oberste Leitung haben.

Preußen brauchte sich wegen des sächsischen Entwurfes nicht sonderlich zu beunruhigen; Oestreich hatte keine Veranlassung das Bundespräsidium mit Preußen zu theilen, die Mittelstaaten würden sich im gegebenen Falle nicht darüber haben einigen können, welchem ihrer Fürsten die Vollmacht der übrigen zu gönnen sei. Erst nachdem die Königsberger Krönung in der projektirten Großartigkeit stattgefunden hatte, hielt man es der Mühe werth, die sächsischen Hirngespinste abzufertigen. Da in der Person des preußischen Ministers des Aeußern ein bedeutungsvoller Wechsel stattgefunden hatte, — noch schien es freilich nicht zeitgemäß, den Herrn von Bismarck zu berufen, der auf seinem Petersburger Posten über Preußens Stellung zum Bunde, Oestreich und die Mittelstaaten nur noch schärfer und konsequenter zu denken gelernt hatte, — so gab Graf Bernstorff, der Nachfolger des Herrn von Schleinitz, am 20. December eine deutliche Antwort. Die Mittelstaaten waren nicht wenig entsetzt, als sie wahrnahmen, daß die preußische Regierung ganz im Sinne des Nationalvereins einen engeren Bundesstaat anstrebe,
1862 und so gaben sie, auch Oestreich, die Erklärung ab (Februar 1862), jene Vorschläge seien unannehmbar, weil sie die völlige Unterwerfung der Mittel- und Kleinstaaten unter preußische Herrschaft bedeuteten.

Das Auftreten Preußens in dieser Reformfrage belebte zwar die Hoffnungen des Nationalvereins ein wenig, blieb aber ohne weitere Folgen, weil die innere Politik nicht im Sinne der großen Menge war. Vollends verdarb es Preußen mit allen liberalen Parteien, als die „Neue Aera" von der Fortschrittspartei gestürzt wurde und das konservative Ministerium Hohenlohe-Ingelfingen gebildet
1862 wurde. (März 1862.) Das Abgeordnetenhaus ward aufgelöst, der König appellirte an das Land. Die Opposition verstärkte sich nun auch durch die Altliberalen und forderte vor allem die Umgestaltung des Herrenhauses.

Die Sache des Königs vertrat vor allem der Kriegsminister Albrecht von Roon, ein wissenschaftlich hervorragender Militär von royalistischer Gesinnung, der schon im Dezember 1859 an Bonins Stelle getreten war und die Sache seines Herrn wie seine eigene führte. Gegen ihn richtete sich besonders der Zorn der Fortschrittspartei. Der entscheidende Antrag, welcher

Albrecht von Roon.

die neue Aera zu Falle brachte (Hagenscher Antrag, 6. März 1862), verlangte von der Regierung die nachträgliche „Spezialisirung des Etats" (für 1862), d. h. die Regierung sollte genau angeben, für welche Einzelposten sie die bewilligten Gelder zu verwenden gedenke, und sollte nicht berechtigt sein, Ersparnisse an der einen Stelle zu Mehrausgaben an einer andern zu verwenden.

Obwol die Regierung ihren Einfluß geltend machte, bewirkten die Wahlen vom 6. Mai nur eine Stärkung der Fortschrittspartei, welche immer unversöhnlicher und herausfordernder wurde. Umsonst brachte der Finanzminister von der Heydt, — der übrigens persönlich auch der Meinung war, daß der Militäretat unverhältnißmäßige Ausgaben erfordere — eine Reihe entgegenkommender Vorschläge zur Sprache, verhieß finanzielle Erleichterungen auf anderen Gebieten — man wies jede Verständigung zurück. Es half der Regierung auch nichts, daß sie nunmehr, der öffentlichen Meinung nachgebend und Oestreichs Zorn trotzend, das
1862 Königreich Italien anerkannte (21. Juli 1862), daß sie zu Gunsten des kurhessischen Volkes militärisches Einschreiten in Aussicht stellte. Der Konflikt beherrschte die öffentliche Meinung und die Presse sorgte dafür, daß keine versöhnliche Stimmung aufkam.

Die preußische Regierung bewog im März 1862 Oestreich, den Kurfürsten von Hessen, in dessen Lande im Jahre 1860 die Verfassungswirren überhand nahmen, zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Statt dessen erließ der Kurfürst eine Verordnung, welche den Konflikt noch verschärfte. Den preußischen General von Willisen, den König Wilhelm nach Kassel sandte, behandelte er so unangenehm, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen und zwei Armeekorps mobil gemacht wurden. Da jetzt auch Oestreich Ernst machte, ließ sich der Kurfürst zur Aufhebung der jüngsten Verordnung herbei, führte die Verfassung von 1831 wieder ein, machte aber das konstitutionelle System unmöglich, indem er allen Vorlagen, die seine Minister an den Landtag bringen wollten, die Zustimmung verweigerte. Dieser Hohn dauerte bis zum Herbst, wo Herr von Bismarck, wie wir sehen werden, der Sache eine andere Wendung gab.

Nur auf einem einzigen Gebiete zeigte sich, daß trotz des bösen Streites, in dem Regierung und Volksvertretung mit einander lagen, das gemeinsame Interesse an der Größe und Hoheit des preußischen Staates nicht geschwunden sei. Die preußische Regierung hatte am 29. März nach den Grundsätzen des Freihandels einen Vertrag mit Frankreich geschlossen und erklärte, daß sie den Zollverein nur mit denjenigen Staaten erneuern werde, welche dem Handelsvertrage beitreten würden. Gegen denselben erhoben sich aber, namentlich in Süddeutschland, lebhafte Beschwerden von Seiten der Schutzzöllner, welche die Schädigung der heimischen Industrie befürchteten und man gab sich der Hoffnung hin, daß auch die preußische Volksvertretung aus Groll gegen die Regierung ihre Genehmigung versagen werde. Aber die Widersacher Preußens täuschten sich: am 25. Juli 1862 erfolgte mit großer Mehrheit die Bestätigung des Vertrages. Ebenso schwiegen die Partei bedenken, als Oestreich den Zwist unter den Zollvereinsgenossen dazu benutzen wollte, jetzt seine Aufnahme durchzusetzen. Das Abgeordnetenhaus billigte den Entschluß
1862 der Minister (5. September 1862), die östreichischen Anträge abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Zollverein gesprengt werde.

Aber darüber hinaus erstreckte sich der Patriotismus der Landesvertretung nicht. Vielmehr wurden am 23. September die gesammten Kosten der Reorganisation mit ungeheurer Mehrheit gestrichen. Der König beantwortete diesen Beschluß damit, daß er den Mann, den man als den eifrigsten Vorkämpfer des Königthums von Gottes Gnaden kannte, den Herrn von Bismarck, mit der Leitung der Geschäfte betraute. Noch ahnte niemand, welchen Mann der König in Bismarck berufen hatte. Die Konservativen wußten wohl, daß jetzt eine schneidige und treue Kraft an der Spitze der Geschäfte stand, die dem Konflikt niemals weichen werde, die Liberalen haßten und fürchteten wohl den vermeintlichen übermüthigen Junker, aber von der Bedeutung des Mannes hatte niemand eine Vorstellung. Nur der König wußte, auf wen er sein Vertrauen gesetzt hatte.

Mit dem ausgesprochensten Uebelwollen und Mißtrauen kam denn auch das Abgeordnetenhaus dem neuen Minister vom Tage seines Amtsantritts an entgegen, obschon er es nicht an Versuchen zu persönlicher Verständigung fehlen ließ. Selbst die freimüthige und kordiale Art, die er dabei an den Tag legte, wurde ihm auf das übelste ausgelegt.

Nur das Herrenhaus stand fest zur Krone und ihren Rathgebern, ließ sich freilich auch in den letzten Tagen vor Schluß des Landtages verleiten, im Interesse der Regierung seine verfassungsmäßigen Rechte zu überschreiten. In höchster Erbitterung gegen Ministerium und Herrenhaus gingen die Abgeordneten (13. Oktober) auseinander. Die Sprache der Opposition und ihrer Zeitungen wurden so maßlos, das Land wurde dermaßen durchwühlt, daß nun auch die Regierung alle Rücksicht fallen ließ und sich durch straffes Anziehen der Beamtendisziplin, durch scharfe Vertheidigung in ihren Blättern ihrer Haut zu wehren suchte.

Auch die im Abgeordnetenhause wenig vertretene konservative Partei rührte sich und schickte die sogenannten „Loyalitätsdeputationen" nach Berlin, welche am Throne beweisen sollten, daß doch noch nicht das ganze Land so verhetzt sei, wie es den Anschein hatte. Es nützte dem Ministerium sehr wenig, daß es gerade jetzt (Nov. 1862) in Kassel höchst energisch für die Verfassung von 1831 eintrat: schien doch die preußische Verfassung, nach der Behauptung der Fortschrittspartei, längst gebrochen. So kam es, daß die Opposition sich zu den Landtagsverhandlungen von 1863 an Kraft und Zahl ungeschwächt einfinden konnte: die Versuche der Regierung, 1863
durch Begünstigung der Arbeiterbewegung der Fortschrittspartei den Boden unter den Füßen wegzuziehen, waren im großen und ganzen fehlgeschlagen: das fortschrittlich durchwühlte Land stand auf Seite der Abgeordneten. Den Höhepunkt erreichte der Konflikt in der Landtagssession von 1863, deren Einzelheiten übergangen werden können, da sie nichts wesentlich neues enthalten, sondern nur die Unversöhnlichkeit der Gegensätze in jeder Phase der Verhandlungen bekundeten. Das verfassungswidrige Verlangen der Opposition, der König solle ein Ministerium nach ihrem Sinne ernennen, wurde (26. Mai) als ein Versuch, die Macht der Krone anzutasten, ungnädig zurückgewiesen; darauf erfolgte der Schluß des Landtags, worauf die Sprache der Zeitungen einen so aufreizenden, geradezu gefährlichen Ton annahm, daß das Ministerium unter geschickter, aber etwas kühner Benutzung eines

Verfassungsparagraphen (wonach die Krone das Recht hat, in Nothfällen Anordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, welche aber dem nächsten Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden müssen), dieser zügellosen Presse durch die berühmten Preßordonnanzen vom 1. Juni ein kräftiges Halt gebot.

Aeußerlich wenigstens half diese demnächst natürlich abgelehnte Maßregel, innerlich aber blieb der Konflikt in unverminderter Schärfe, jeden gesunden Vaterlandssinn im Volke, ja die Pietät für die Person des Herrschers untergrabend, jeden höheren Staatsgedanken ausschließend.

Durch die Entwicklung, welche der Konflikt genommen, hatte Preußen natürlich alle ohnehin sehr unsicheren Sympathien der liberalen öffentlichen Meinung in Deutschland verloren. Die Mittelstaaten gefielen sich darin, mit dem Liberalismus zu liebäugeln und alle die Bestrebungen zu unterstützen, die Preußen unbequem sein konnten. Aber für den Hauptgegner Preußens, für Oestreich, schien der Augenblick gekommen, den widerwärtigen Rivalen zu überflügeln und die Mittelstaaten, deren Bevölkerung vor einem reaktionären Preußen heillose Furcht hatte, unter den schützenden Fittigen des östreichischen Kaiseradlers zu versammeln. Das Oestreich von 1862 und 1863 war nicht mehr das von 1850 und 1859; es hatte aus dem Unglück des italienischen Krieges Lehren gezogen und dieselben beherzigt. War es ihm auch noch nicht gelungen, die Ungarn zu versöhnen, so hatte es doch begonnen, ein besseres Regiment zu führen, den Kredit des Staates zu heben und es sogar mit konstitutionellen Einrichtungen versucht, um auf diese Weise die Einzelländer der Krone mit dem Gedanken eines liberal regierten einheitlichen Verfassungsstaates zu befreunden.

Der Ausgangspunkt der Neuordnung Oestreichs war ein kaiserliches Patent, welches am 5. März 1860 dem Reichsrath eine neue Gestalt gab. Die ständischen Landtage der einzelnen Kronländer sollten beseitigt werden; der Kaiser wollte aus der Mitte derselben einen verstärkten Reichsrath ernennen, welcher den Staatshaushalt und die wichtigeren Gesetze zu berathen hatte. In diesen Reichsrath traten die Abgeordneten der Ungarn und Slaven nur unter dem Vorbehalt ein, daß die geschichtlichen Sonderrechte der einzelnen Länder respektirt würden und erzielten einen dem entsprechenden Mehrheitsbeschluß, während die wesentlich aus Deutschen bestehende Minderheit in solchen Zugeständnissen den Ruin der Reichseinheit erblickte. Der Kaiser erließ im Oktober 1860 ein Diplom, durch welches den Ungarn die Erneuerung ihrer alten Verfassung, den anderen Ländern besondere Landesordnungen verheißen wurden, für gemeinsame Angelegenheiten aber der verstärkte Reichsrath berufen wurde. Diesem Diplome folgte als Ergänzung das sogenannte Februarpatent (26. Februar 1861), die Ungarn waren mit der Neuordnung unzufrieden, da sie nur Personalunion mit Oestreich wollten und bewirkten durch ihre Opposition die Auflösung des ungarischen Landtages. Im übrigen aber wurde der Reichstag beschickt und vereinbarte im Laufe des Jahres 1862 trotz des Widerstandes auch der Polen und Tschechen das erste Staatshaushaltsgesetz mit dem gewandten Minister von Schmerling.

Die Sympathien, welche die gedankenlose öffentliche Meinung des außerpreußischen Deutschland dem liberalen Oestreich und seinem Minister Schmerling im Gegensatz zu Preußen und Bismarck entgegentrug, mußten den Kaiserstaat ermuthigen, den Kampf um die Hegemonie zu unternehmen. Dieser Kampf war unabweislich, denn schon im Jahre 1862 waren von östreichischer Seite Bundesreformvorschläge

gemacht worden, welche Preußens Einfluß schwächen sollten und darum vom Könige energisch zurückgewiesen waren. Die Folge von Oestreichs einseitigem Vorgehen, das jedoch bei den sogenannten „Großdeutschen" allgemeine Billigung fand, war gewesen, daß zwischen Oestreich und Preußen sehr lebhafte Auseinandersetzungen stattfanden. Sowie Bismarck die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, erklärte er dem östreichischen Kabinet sehr freimüthig, daß Preußen es müde sei, sich von den Mittelstaaten in Oestreichs Interesse am Bundestage überstimmen zu lassen: er rieth, daß Oestreich seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen, die deutschen Angelegenheiten Preußen überlassen möge. In diesem Falle wollte er Oestreich in allen europäischen Verwickelungen treue Hilfe leisten; sonst aber werde man Preußen in den Reihen der Gegner Oestreichs finden. Obwohl dies weiter nichts war, als die Wiederaufnahme der fridericianischen Politik, wollte man in Wien an die Ernstlichkeit solcher Drohungen nicht glauben und ging auf dem betretenen Wege weiter, gestützt auf die blind ergebenen Mittelstaaten. Aber Bismarck verstand nicht allein die Vorschläge des Wiener Kabinets, das sogenannte „Delegirtenprojekt" zu Fall zu bringen (22. Januar 1863), sondern er 1863
überbot dieselben auch an Freisinnigkeit, namentlich durch die Forderung eines aus direkten allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlamentes, dem die Bewilligung von Geld und Truppen, sowie eine ausgedehnte gesetzgeberische Thätigkeit zu übertragen sei. Außerdem wahrte er sich das Recht, durch freie Vereinbarungen mit den einzelnen Regierungen die alten Unionspläne zu verwirklichen. Dagegen ließ sich zwar protestiren, aber man konnte es nicht verhindern: Oestreich mußte daher den Versuch machen, ob es nicht unter den obwaltenden Umständen vermöge, selbst einen solchen engeren Bund zu begründen, in dem Preußen entweder keine Stelle erhielt, oder diejenige, welche ihm Oestreich zu bewilligen für gut befand.

Am 7. Juli 1862 begannen Bevollmächtigte Oestreichs und seiner Anhänger in Wien, unbekümmert um Preußens Ablehnung, über Bundesreform zu berathen und schlugen, als sie einsahen, daß die wichtigsten Fragen ohne Preußens Theilnahme nicht zu erledigen waren, eine Delegirtenversammlung vor. Auch das verweigerte Preußen, insofern es keine Veranlassung finde, die Befugnisse des Bundes zu erweitern. Der Nationalverein war im ganzen mit Preußens Verhalten einverstanden: Oestreichs Vorschläge fanden eifrige Förderung bei dem süddeutschen Reformverein. Die vorerwähnten Erklärungen Bismarcks hielten Oestreichs Aktion etwas auf, dann aber erneuerte der süddeutsche Minister von der Pforten den Streit, indem er (Dezember 1862) die Annahme des Delegirtenprojektes beim Bundestage beantragte. Der Antrag fiel aber, weil Kurhessen Oestreich im Stiche ließ und Braunschweig nebst Nassau sich der Abstimmung enthielt, mit 9 gegen 7 Stimmen.

Der östreichische Minister von Schmerling begann die Aktion damit, daß er im Sommer 1863 eine sehr geschickte Denkschrift ausarbeitete, in welcher die Zustände Deutschlands als chaotisch bezeichnet und schleunige Abhilfe gefordert wurde. Die preußischen Vorschläge, namentlich das Volksparlament, wurden lebhaft bekämpft, gleichwohl aber die Hoffnung ausgesprochen, daß Preußen zum Heile der Nation sich dem östreichischen Entwurf fügen werde. Auf einer Fürstenversammlung, zu der Kaiser Franz Joseph einzuladen hatte, sollte das Reformprojekt besprochen und womöglich vereinbart werden.

So rücksichtslos man mit Preußen zu verfahren im Begriff war, hielt es der Kaiser doch für angezeigt, den König Wilhelm in Gastein aufzusuchen, (2. August) um ihn zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen, der schon am 16. August zusammentreten sollte. Selbstverständlich erhielt er eine abschlägige Antwort: König Wilhelm erklärte vorgängige Besprechungen der Minister für nöthig, den Termin also für verfrüht. Gleichwohl beharrte der Kaiser bei seinem Vorhaben, erließ die Einladungen und begab sich nach Frankfurt. Seine Reise glich einem Triumphzug, da die Süddeutschen durch glänzende Ovationen für Franz Joseph ihrem Preußenhaß gebührenden Ausdruck verleihen konnten und selbst einsichtige Patrioten sich durch das Vorgehen Oestreichs bestechen ließen. Aber diese günstige Stimmung erstreckte sich nicht auf die Souveräne, die bei aller Abneigung gegen Preußen doch keineswegs gemeint waren, die östreichische Reformakte ohne weiteres anzunehmen, wie es mit wiener Gemüthlichkeit verlangt wurde. Die Abwesenheit des Königs von Preußen war ihnen ein erwünschter Vorwand, mit ihrer Meinungsäußerung zurückzuhalten; König Johann von Sachsen übernahm es, persönlich den König Wilhelm noch zum Besuche des Tages zu vermögen, erreichte aber selbstverständlich keine Sinnesänderung, und Bismarck wahrte in äußerst energischer Weise die Rechte seines Herrschers und des preußischen Staates. Jetzt wünschte Franz Joseph von Seiten der Anwesenden die Annahme seines Systems der „leitenden Gedanken" und trotz mehrfacher Veränderungen fanden (31. August) dieselben im ganzen die Billigung fast aller erschienenen Fürsten. Durch ein gemeinsames Schreiben an König Wilhelm baten sie, den heilsamen Reformen zuzustimmen, d. h. Vorschläge zu billigen, welche ihn fast auf dieselbe Stufe stellten, wie den König von Baiern, und dem Kaiser von Oestreich die Führung in Deutschland zuerkannten.

An der Spitze Deutschlands sollte ein Direktorium von sechs Mitgliedern stehen, dessen ständige Mitglieder Oestreich, Preußen und Baiern waren; die drei andern Könige, die neun nächstgroßen Staaten, die neunzehn kleinsten hatten je ein wechselndes Mitglied zu stellen. Oestreich behielt den Vorsitz, Preußen hatte die Stellvertretung. Bei Stimmengleichheit sollte die Bevölkerungsanzahl entscheiden. Im Bundesrath führten Preußen und Oestreich je drei Stimmen, die übrigen fünfzehn Kurien je eine. Die Mitglieder des Delegirtenparlamentes (302) sollten in den Staaten, wo erste Kammern bestanden, zu einem Drittel aus diesen genommen werden. Das Parlament sollte nur alle drei Jahre zusammentreten, die Beschlüsse desselben bedurften der Genehmigung des Fürstentages.

Für das Ministerium Bismarck gab der offenbare Versuch, Preußens Stellung in Deutschland zu verkümmern einen willkommenen Vorwand, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Es rechnete auf ein kräftiges Erwachen des angegriffenen preußischen Nationalgefühls aus dem Banne des doktrinären Verfassungsstreites, aber vergeblich: die Neuwahlen brachten der Regierung keine erhebliche Verstärkung. Bismarcks Politik zeigte sich in seiner Kritik der östreichischen Vorschläge schon in ihrer ganzen Klarheit und Kraft. Wäre die Fortschrittspartei nicht ganz und gar aufgegangen im Breittreten des Konflikts, in rechthaberischem Gezänk, so hätten ihr jetzt die Augen aufgehen müssen. Scharf und bestimmt forderte er unbedingte Gleichstellung mit Oestreich und beharrte auf Errichtung eines wirklichen

Volksparlamentes. Aber auch das verfing nicht: stumpf und gleichgültig bestand die Fortschrittspartei auf ihrem Schein und bezweifelte höhnisch die Aufrichtigkeit wenigstens der zweiten Forderung. Es war ein schwerer Stand für den König, der fest und unentwegt an seinem Werke festhielt, mit dem Ehre und Existenz Preußens verknüpft war; ein schwerer Stand auch für Bismarck, der einer Welt voll Hohn und Haß gegenüberstand, fest die Hand am Steuer und kühl die hochgehenden Wogen überblickend, die ihn umbrausten.

Aber der Umschlag war nahe: eine große nationale Aufgabe gab das preußische Volk sich selbst wieder und der Blitz der Waffen zertheilte das Gewölk widrigen Haders, das die Köpfe und Herzen umnebelt hatte. Die Berechtigung und Nothwendigkeit der Armeeorganisation aber sollte bald glänzend bewiesen werden.

Wie in allen anderen Hauptfragen gingen die Ansichten der Regierung und des Abgeordnetenhauses auch in Sachen des polnischen Aufstandes von 1863 auseinander. Bismarck begünstigte Rußland bei der Unterdrückung der Empörung, das Abgeordnetenhaus ereiferte sich kurzsichtigerweise für die Polen und befürwortete jetzt eine wohlfeile Revanche für die langjährigen Plackereien und Schädigungen, die Rußland im Grenzverkehr mit Preußen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Die Zukunft sollte auch hier beweisen, wie weit Bismarcks staatsmännischer Blick der dilettantischen Politik der Fortschrittspartei überlegen war.

---

5. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.

Die politische Zerfahrenheit, welche in Deutschland herrschte, war natürlich den Feinden desselben zu Gute gekommen und hatte insbesondere die Dänen ermuthigt, in der Vergewaltigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein weiter fortzuschreiten. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Dänemark Schleswig gegenüber verfuhr und die berechtigten Ansprüche der Holsteinischen Stände mißachtete, hatte schon mehrfach ein Einschreiten des deutschen Bundes nahe gelegt, und auch die preußische Regierung war wiederholt in Kopenhagen vorstellig geworden, sie müsse die Haltung Dänemarks als unvereinbar mit den Zusagen vom 29. Januar 1861 betrachten. Selbst die Großmächte, denen Dänemark das Londoner Protokoll verdankte, waren der Meinung, daß dieser Staat andere Wege einschlagen müsse und England empfahl im Herbste d. J. 1862 sogar eine getrennte Verfassung für Dänemark, Schleswig, Holstein und Lauenburg. Statt dessen erließ der König, gedrängt durch die öffentliche Meinung und das eiderdänische Ministerium, ein Patent (30. März 1863), 1863
welches die völlige Einverleibung Schleswigs besagte. Aber auch Holstein und Lauenburg sollten so fest als möglich an den Gesammtstaat gekettet werden. Den Bestimmungen, welche über die Stellung Holsteins in einem Verfassungsentwurf für den Gesammtstaat getroffen wurden, versagte der Bund nicht allein seine Zustimmung, sondern drohte mit Exekution: aber im Vertrauen auf fremde, namentlich schwedische Hilfe, ließ das dänische Ministerium die bezüglichen Berathungen eröffnen. Der Bund beschloß nunmehr (1. Oktober 1863) die Exekution: der Exekutionsordnung gemäß hatte Dänemark bis zur förmlichen Einleitung des Ver-

fahrens noch neun Wochen Bedenkfrist. Die Dänen blieben trotzig: am 13. November ward die Verfassung angenommen. Zwei Tage darauf starb der König Friedrich VII. eines plötzlichen Todes: Herzog Christian (IX) von Glücksburg, den das Londoner Protokoll zu seinem Nachfolger bestimmte, sah sich durch die
1863 öffentliche Aufregung genöthigt, die Verfassung zu bestätigen (18. November).

Diese Kunde rief sofort die höchste Aufregung in ganz Deutschland hervor: allgemein forderte die öffentliche Meinung die Anerkennung des Herzogs Friedrichs (VIII) von Augustenburg, als des rechtmäßigen Erben von Schleswig und Holstein: man verlangte schleuniges und energisches Handeln von Seiten der Regierungen, welche, die mitteldeutschen voran, jenem Fürsten geneigt waren. Der Herzog selbst hielt es für gerathen, die in den Herzogthümern herrschende Aufregung, die sich in massenhaften Eidesverweigerungen kundgab, nicht durch sein Erscheinen zu vermehren und wartete vorsichtigerweise in Gotha die Entwicklung der Dinge ab. Freilich griff er der Entscheidung vor, indem er, vom Großherzog von Baden bereits anerkannt, ein Ministerium berief und an die Bildung einer Freischar ging.

Die Entscheidung über die Sache lag bei dem deutschen Bunde, an den sich auch der Dänenkönig gewendet hatte; hielt der Bund den jüngst gefaßten Exekutionsbeschluß aufrecht, so erkannte er damit zugleich den neuen König an. Sachsen beantragte die Exekution in Okkupation Holsteins zu verwandeln, d. h. das Land bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage zu besetzen. Diesen Antrag brachten die deutschen Großmächte, insbesondere Bismarck, zu Falle; der preußische Minister hielt an der Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolles fest und betonte, durch den Bruch desselben werde ein europäischer Krieg heraufbeschworen. Diese Auffassung erregte in ganz Deutschland die größte Unzufriedenheit: die Ausschüsse der einander feindlichen deutschen Vereine (Reformverein und Nationalverein) vereinigten sich zu einer Erklärung gegen die Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolls: einige Fürsten, wie der König von Baiern, folgten dem Beispiele des Großherzogs von Baden und erkannten den Augustenburger an. Oestreich und Preußen behaupteten zum größten Mißvergnügen der großen Menge ihre Stellung und so groß war in Preußen die Entrüstung über Bismarcks anscheinend undeutsche Politik, daß ihm das Abgeordnetenhaus in blinder Leidenschaft die Anleihe versagte, welche er in dieser kritischen Lage nachgesucht hatte. Man befreundete sich mit der Ansicht, auch ohne Mitwirkung der Großmächte die Herzogthümer zu befreien.

Wenn es nach den Wünschen aufgeregter Volksversammlungen, leidenschaftlicher Kammermajoritäten und popularitätssüchtiger Mittelstaaten gegangen wäre, so hätte jetzt Bismarck im Bunde mit Oestreich einen europäischen Krieg zu Gunsten der Herzogthümer vom Zaune brechen müssen. Da er dies nicht that und auch die Karten seiner weitsichtigen Politik nicht vor aller Augen offenlegte, so klagte ihn eine unzurechnungsfähige öffentliche Meinung des Verrathes am „verlassenen Bruderstamme“ an.

So begrüßte man es denn mit Genugthuung, daß die Bundesexekution, die nunmehr ausgeführt wurde, Sachsen und Hannover übertragen worden war. Denn

da die Dänen bei ihrem Einrücken (23. December) unter Protest Holstein räumten, 1863
ließen die Befehlshaber der Exekutionstruppen alles zu, was zu Gunsten des Herzogs geschah. Er erschien in Kiel und wurde zum Herzog ausgerufen. Scharf trafen im Bundestage die Gegensätze auf einander: zum ersten Mal konnten die Mittelstaaten auf den Wogen der Popularität schwimmen und wohlfeil große Politik machen; die aus ihnen bestehende Majorität verwarf alle Anträge, durch welche Preußen und Oestreich, die doch schließlich vor den Riß treten mußten, zur Besonnenheit mahnten.

In dem am Bundestage gestellten östreichisch-preußischen Antrag, Dänemark solle aufgefordert werden, die Novemberverfassung, soweit sie Schleswig betreffe, zurückzuziehen, widrigenfalls auch dieses Land von Bundes wegen besetzt werden würde, fand man schon eine indirekte Anerkennung Christians IX., der Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt.

Unbekümmert darum stellten die beiden Großmächte am 16. Januar an Dänemark das Ultimatum, die Verfassung binnen 48 Stunden zurückzunehmen. Als dies nicht geschah, rückten 70000 Mann, zu einem Drittel Oestreicher unter Gablenz, unter dem Oberbefehl des greisen Wrangel in Holstein ein, um auf Schleswig vorzugehen. Man hegte übertriebene Vorstellung von der Schwierigkeit, die Danewirke zu nehmen, eine Befestigung, die sich elf Stunden weit von Schleswig aus nach Westen und Osten erstreckte. Der Versuch des Prinzen Friedrich Karl, auf dem östlichen Flügel die Schlei bei Missunde zu überschreiten, scheiterte (2. Februar); glücklicher waren die Oestreicher am 3. Februar in den Gefechten von Oberselk und Jagel. Indessen sah der dänische Feldherr General de Meza ein, daß er auf die Dauer die ausgedehnte Stellung gegen die Uebermacht der Feinde nicht würde halten können; gelang ein zweiter Versuch des preußischen Prinzen auf der Ostseite, so war sein Rückzug bedroht. So entschloß er sich zum Abzug, der so eilig bewerkstelligt wurde, daß man die Fühlung mit dem Feinde fast verlor; die Oestreicher lieferten ihm noch ein glänzendes Gefecht bei Oeversee (6. Februar), in dem ihre Vorhut die feindliche Nachhut zu verlustreichem Kampfe zwang, aber die Preußen, welche bei Arnis und Kappeln den Uebergang über die Schlei bewerkstelligt hatten, konnten den Feind nicht mehr erreichen. Die dänische Hauptmacht setzte sich in der Halbinsel Sundewitt fest, um gedeckt durch die früher schon vielumstrittenen Düppeler Schanzen, weiteren Angriffen ein Ziel zu setzen. Ungehindert zogen die Verbündeten nordwärts, zu Oestreichs Mißvergnügen überschritten die preußischen Garden selbst die jütische Grenze, am 18. Februar ward Kolding besetzt. Diese Erfolge dämpften zwar noch immer nicht das Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, bewirkten aber

1864

Generalfeldmarschall Graf v. Wrangel, 1864 als Oberbefehlshaber im Kriege gegen Dänemark. — Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphausen (aus seinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde" 1864).

eine Aenderung in der Haltung der Mittelstaaten: mit dem Tode des Königs
1864 von Baiern (10. März 1864) verlor diese Gruppe ohnehin das hervorragendste Mitglied.

Jetzt hätten nur die europäischen Großmächte dem weiteren Fortschreiten der Verbündeten in den Weg treten können. An Versuchen, die Unterzeichner des Londoner Protokolls gegen Preußen und Oestreich in Harnisch zu bringen, hatte es nicht gefehlt, namentlich hatte England in seiner egoistischen Politik alle Anstrengungen gemacht, Rußland und Frankreich zum Einschreiten zu bewegen. Aber Rußland war noch mit den polnischen Dingen beschäftigt und schuldete Bismarck Dank für die Hilfe, die er ihm gerade in dieser Angelegenheit geleistet; Frankreich war durch die mexikanische Expedition an der Freiheit der Bewegung gehindert und hütete sich wohl, noch einen Krieg in Europa auf die Schultern des unzufriedenen Volkes zu laden. Als zu London neue Verhandlungen eröffnet wurden, hatte sich die militärische Situation bereits fast entschieden. Nach einem siegreichen Gefecht am 17. März konnten sich die Preußen den Düppeler Schanzen nähern, am 7. April die Beschießung beginnen und am 18. April den Sturmangriff wagen. In unwiderstehlichem Anlauf wurden sie genommen, eine glänzende Waffenthat, bei der nach langer Zeit wieder der erste preußische General (von Raven) fiel und der wackere Pionier Klincke durch heldenmüthige Aufopferung den Dank seiner Landsleute sich erwarb. So heftig war der Ansturm gewesen, daß sogar der Brückenkopf der nach Sonderburg auf der Insel Alsen führenden Brücke in die Hände der Angreifer fiel und somit das ganze schleswig-holsteinische Festland vom Feinde gesäubert war. Auf die Insel Alsen konnte man den Dänen nicht gleich folgen, doch ward Jütland bis zum Lym-Fjord eingenommen, bald fiel auch Fridericia in die Hände des östreichischen Generals Gablenz (29. April).

Am 22. April war der König von Preußen selbst unter seinen siegreichen Truppen erschienen, um ihnen seinen königlichen Dank zu bringen und den Einwohnern zu versichern, daß er „ihre Sache ausfechten" werde. Nun wußte man, daß Schleswig-Holstein nicht wieder dänisch werden werde. Der König ritt zu den eroberten Schanzen und hielt über die Düppelstürmer Königsparade ab.

Nachdem am 11. Mai eine Waffenruhe auf vier Wochen (verlängert bis zum 26. Juni) geschlossen war, begannen die eigentlichen Berathungen der Konferenz, zu der auch der sächsische Minister v. Beust als Vertreter des deutschen Bundes gezogen war. Er verlangte die Anerkennung des Augustenburgers: Preußen und Oestreich dagegen schlugen, obwohl Bismarck das Londoner Protokoll als durch den Krieg zerrissen erklärte, in richtiger Spekulation auf die Hartnäckigkeit der Dänen, die Gründung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein vor, der durch Personalunion mit Dänemark verbunden sein sollte. Die Berechnung traf ein: Dänemark lehnte selbst diesen Vorschlag ab und die Kriegführenden erhielten wieder freie Hand. Noch einmal versuchte die elende englische Politik, Napoleon zum Kampfe für Dänemark aufzureizen, aber die beiden Mächte verständigten sich nicht, die Konferenz ging, nachdem die deutschen Vertreter jetzt viel weitergehende Forderungen gestellt hatten (vollständige Lostrennung von Dänemark und Ver-

Ritt des Königs Wilhelm zu den eroberten Düppeler Schanzen mit dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl am 27. April 1864. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphausen (aus seinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde" 1864).

Parade der Düppelſtürmer (genau in dem Anzuge wie am Morgen des Sturmes) vor König Wilhelm bei Atzbüll am 22. April 1864. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphauſen (aus ſeinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde“ 1864).

einigung zu einem selbständigen Staate unter dem Augustenburger), am 26. Juni erfolglos auseinander.

Sofort schritt die deutsche Heeresleitung, — an Wrangels Stelle war der schneidige Prinz Friedrich Karl getreten, — zum Angriff. Das gerühmte dänische Panzerschiff, Rolf Krake konnte den kühnen Uebergang der Preußen nach der Insel Alsen nicht hindern. Am 29. Juni ward diese eingenommen; Gablenz und Vogel von Falkenstein besetzten Jütland bis zum Kap Skagen. Da die Dänen auch zur See keine nennenswerthen Erfolge aufzuweisen hatten, nicht einmal die friesischen Inseln wie Sylt und Föhr behaupten konnten, vielmehr eine feindliche Landung befürchteten, knüpfte die dänische Regierung, nach dem Sturze des Eiderdänen-Ministers Monrad, Friedensverhandlungen an (12. Juli).

Ein kleines preußisches Geschwader hatte am 17. März 1864 bei Jasmund, der Ostküste Rügens, den Dänen kühn die Spitze geboten: der östreichische Admiral Tegetthoff hatte am 9. Mai bei Helgoland mit den Dänen ein weniger glückliches Zusammentreffen, das aber keine weiteren Folgen nach sich zog.

Der Wiener Friede (30. Oktober 1864) löste die drei Herzogthümer Schleswig, 1864
Holstein und Lauenburg völlig aus dem Verbande der dänischen Monarchie: Preußen und Oestreich erhielten unbedingte Vollmacht, die Zukunft der abgetretenen Lande nach ihrem Gutdünken zu gestalten.

So stand Bismarck, denn er hatte es verstanden, Oestreichs Maßnahmen nach seinem Willen zu leiten — im Herbste des Jahres 1864 auf der Höhe seines Erfolges, aber die liberale Partei in Preußen blieb noch immer unversöhnt; die Nachwahlen im Herbste fielen zu Gunsten der Opposition aus, deren Spitzfindigkeit den unrühmlich verkleinerten leichten Sieg über den schwachen Gegner noch immer nicht als ein Zeugniß für die Vortrefflichkeit der Reorganisation gelten lassen wollte. Während in unbefangenen Kreisen des Volks unter dem erfrischenden Eindruck der kräftigen Politik und der Waffenthaten sich die Freude am Vaterlande und der monarchische Sinn wieder zu beleben anfingen, gelangte die Fortschrittspartei in ihrem Haß gegen das Ministerium zu dem abenteuerlichen Beschluß, nachträglich die Genehmigung der Kosten des siegreichen Krieges zu versagen. Als sie, lediglich in unfruchtbarer Principienreiterei, entschieden nützlichen, für Deutschland vortheilhaften Anträgen Widerstand leistete — so einem Flottengründungsplan —, da wurden doch schon Bedenken gegen eine solche Oppositionspolitik um jeden Preis laut. Und wenn auch jetzt die Minister in berechtigtem Selbstgefühl weniger als je geneigt waren, der Opposition entgegen zu kommen, wenn sie gegenüber aufsässigen Beamten und renitenten städtischen Behörden die Zügel immer straffer anzogen, was nicht ohne Mißstimmung abging, so mußten doch die Ehrfurchtsverletzungen, die aus dem Verhalten der Fortschrittspartei hervorgingen, den monarchisch gesinnten Theil der Bevölkerung endlich stutzig machen.

So verweigerten die städtischen Behörden in mehreren Städten des Rheinlandes, vor allem in Köln, jede Betheiligung an der Jubelfeier zum Andenken an die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen: in Stettin lehnte man den Empfang des Kronprinzen ab, in Königsberg unterließ man am Königsgeburtstag die übliche Illumination und Ausschmückung der Stadt.

Natürlich konnte sich das Abgeordnetenhaus mit der Regierung auch über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage nicht einigen, und so hätte dieser innere Konflikt auf Preußens auswärtige Politik, besonders Oestreich gegenüber, unheilvolle Rückwirkungen ausüben können. Allein auch Oestreich war nicht frei von inneren Kämpfen und hatte seine Beliebtheit in den liberalen Kreisen Deutschlands durch sein Zusammengehen mit Preußen und die Mißachtung gegen die Mittelstaaten zum guten Theile eingebüßt.

Während Oestreich sich vergeblich mühte, das gute Einvernehmen mit den Mittelstaaten wiederherzustellen, machte sich in fast allen Theilen der Monarchie das lebhafteste Widerstreben gegen den Einheitsstaat geltend, auch Ungarn wollte von einem Ausgleich mit Oestreich nichts wissen. Im September 1865 hob der Kaiser das Februarpatent von 1861 auf, die Ungarn, Tschechen und Slaven triumphirten, die Deutschen waren entrüstet. Das Ministerium Schmerling hatte dem Dreigrafenministerium (Mensdorff-Pouilly, Belcredi und Larisch) weichen müssen.

---

4. Die Entfremdung Oestreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.

Die inneren Zustände in Preußen und Oestreich hinderten nicht zum kleinsten Theile die endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Frage. Denn gleich nach Beendigung des Krieges hatte sich herausgestellt, daß über das Schicksal der Herzogthümer die Ansichten Oestreichs und Preußens weit auseinandergingen und keinem einsichtigen Staatsmann konnte es entgehen, daß die Freundschaft zwischen den beiden Großmächten nicht von ewiger Dauer sein werde, die vorübergehende Waffenbrüderschaft zu den schlimmsten Verwicklungen führen werde. Die verkehrte Haltung des Augustenburgers brachte es dahin, daß der Streit um sein schleswig-holsteinisches Erbrecht zur Veranlassung eines Kampfes wurde, welcher über Preußens und Oestreichs Stellung in Deutschland endgültig entschied.

Nicht unbedingt zielten Bismarcks Pläne auf die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, die ihm freilich wohl von Anfang an als zwar fernes, aber doch mögliches Ziel erschienen war. Er war zur Anerkennung des Augustenburgers bereit, falls derselbe sich zu stetem Zusammengehen mit Preußen verpflichten wollte: er beanspruchte außer einigen wichtigen Plätzen die militärische und diplomatische Oberhoheit für Preußen, das hier nicht einen neuen Kleinstaat von zweifelhafter Haltung entstehen lassen konnte.

Da Preußens und Oestreichs Ansprüche lediglich auf dem Wiener Frieden beruhten — denn wie hätte Christian IX. die Herzogthümer abtreten können, wenn sie rechtlich dem Augustenburger zustanden? — bestritt Bismarck im Gegensatz zu sechszehn Rechtsfakultäten die Erbberechtigung des Augustenburgers. Auch trat er, dem Beispiele anderer interessirter Fürsten folgend, für die bereits 1846 in einer Staatsschrift nachgewiesenen Erbansprüche seines Herrschers ein; nicht, weil er sie für unbestreitbar hielt, sondern um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Es muß hervorgehoben werden, daß die auguſtenburgiſchen Anſprüche thatſächlich nicht ſo unantaſtbar waren, als der theoretiſchen Prüfung erſchien. Das Gutachten der preußiſchen Kronſyndici wurde zwar als parteiiſch bezweifelt, weil es ganz in Bismarcks Sinne ausfiel, ſtützte ſich aber auf ſehr gewichtige Motive, beſonders den auguſtenburgiſchen Verzicht von 1852.

Der Widerſtand des Herzogs — denn ſchon zur Zeit des Wiener Friedens hatte Preußen zum erſten Mal mit ihm die Verhandlungen abbrechen müſſen — fand ſeine Stütze in der Stimmung des Landes, in der öffentlichen Meinung Deutſchlands, bald auch in der Haltung Oeſtreichs. Graf Mensdorff verlangte ſchon Anfang Dezember die unverzügliche Einſetzung des Auguſtenburgers, weil er gemerkt hatte, daß Preußen für die Ueberlaſſung der Hegemonie in den Grenzmarken keinerlei Opfer bringen werde. Mindeſtens ſollte Preußen für jenes Zugeſtändniß einen Theil von Schleſien abtreten. Daher begünſtigte Oeſtreich jetzt die Mittelſtaaten, die im März 1865 von neuem die Einſetzung des Auguſtenburgers beantragten. Um dieſen zur Seite zu drängen, trat Bismarck plötzlich mit großer Entſchiedenheit für die Erbanſprüche des Großherzogs von Oldenburg ein; wenn Oeſtreich dieſelben anerkenne, werde Preußen auf die Zugeſtändniſſe verzichten, die man von dem Auguſtenburger forderte. Auch das lehnte Mensdorff ab, und im Juli 1865 nahm die Verwicklung eine ziemlich ernſte Geſtalt an. Bismarck, der Oeſtreichs ſchwierige innere Lage kannte, ließ merken, daß er Preußens Forderungen nöthigenfalls mit Waffengewalt durchſetzen werde; rathlos ſuchten die Mittelſtaaten einem Ausbruch des Konfliktes zwiſchen den Großmächten vorzubeugen. Die Gefahr ſteigerte ſich indeſſen, als der preußiſche Civilkommiſſar in Schleswig, Herr von Zedlitz, mit ſeinem öſtreichiſchen Kollegen von Halbhuber in offenen Streit gerieth, indem er die Ausweiſung zweier auguſtenburgiſcher Agenten verfügte.

Beide Großmächte hatten indeſſen noch keine rechte Luſt zum Kriege, ſchon wurde in Gaſtein, wenn auch nicht über eine definitive Auseinanderſetzung, ſo doch über eine Vertagung des Streites verhandelt. Dieſe erfolgte am 14. Auguſt durch den Gaſteiner Vertrag, der, ohne das gemeinſchaftliche Beſitzrecht der beiden Großmächte aufzuheben, doch zunächſt für Schleswig und Holſtein eine getrennte Verwaltung einführte. Preußen hatte fortan Schleswig, Oeſtreich Holſtein zu verwalten, Lauenburg wurde ſchon jetzt gegen eine Abfindung von $2\frac{1}{2}$ Millionen däniſcher Reichsthaler an Preußen überlaſſen. Da Preußen hinſichtlich ſeiner Hegemonie in den Nordmarken weſentliche Zugeſtändniſſe erlangte, belohnte König Wilhelm Herrn von Bismarck durch die Erhebung in den Grafenſtand.

Der Kieler Hafen blieb zur Verfügung Preußens, das überdies eine Eiſenbahn und einen Kanal durch Holſtein (Nord-Oſtſee-Kanal) zu bauen Erlaubniß erhielt. Auch ſollten die Herzogthümer in den Zollverein eintreten. — Der Gaſteiner Vertrag, um deſſen Zuſtandekommen ſich hüben wie drüben nicht allein die Diplomaten, ſondern auch hochſtehende fürſtliche Perſönlichkeiten mühten, ward am 19. Auguſt in Salzburg bei einer perſönlichen Begegnung des Kaiſers und des Königs beſtätigt.

Die Schleswig-Holſteiner und alle Freunde des Auguſtenburgers in Deutſchland erhoben gegen den Gaſteiner Vertrag Proteſt; doch war es für die Sache des Prätendenten kein Vortheil daß auch Frankreich und England ſich gegen das

Vorgehen der Großmächte aussprachen. Einen Erfolg hatten alle jene Proteste nicht; die Staaten, welche am Bunde bisher die Rechte des Augustenburgers vertheidigt hatten, sahen die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und gaben sie im November 1865 nach einer ausdrücklichen Rechtsverwahrung auf.

Hatten Preußen und Oestreich auch den Mittelstaaten gemeinsam gegenüber gestanden, so war doch der Riß zwischen den beiden Großmächten nur künstlich verdeckt worden. Bismarck ließ die Eventualität eines Krieges mit Oestreich nicht außer Augen und suchte sich für diesen Fall eines geeigneten Bundesgenossen zu versichern. Er dachte an Italien, mit dem schon vor dem Gasteiner Vertrag Verhandlungen gepflogen waren: das junge Königreich wünschte Venetien zu erwerben und ließ sich für die Zusicherung dieser Machterweiterung voraussichtlich gewinnen. Nur war es nothwendig, für einen derartigen Plan die Zustimmung des mächtigen Napoleon zu erhalten. Nun war zwar zum großen Verdrusse der italienischen Regierung der Gasteiner Vertrag geschlossen und damit auch der Plan eines Bundes gegen Oestreich in weitere Ferne gerückt, gleichwohl aber betrieb Graf Bismarck sein Projekt in persönlichem Verkehr mit Kaiser Napoleon (zu Biarritz, im Oktober 1865), und auch das Verhältniß zu Italien gestaltete sich auf das freundschaftlichste. Am letzten Tage des Jahres 1865 erreichte Italien einen Handelsvertrag mit dem Zollverein, dessen Staaten sämmtlich das junge Königreich anerkannten.

Immer näher rückte die Möglichkeit des Krieges. Der preußische Kommissar in Schleswig führte einen energischen Vernichtungskampf gegen die Anhänger des Augustenburgers, dessen Partei bei dem östreichischen Kommissar in Holstein, dem Herrn von Gablenz, einen Rückhalt fanden. Als es dieser verabsäumte, eine Massen-
1866 versammlung zu Gunsten des Herzogs zu verhindern (zu Altona, 23. Januar 1866), richtete Graf Bismarck an die östreichische Regierung eine scharfe Vorstellung, die, ebenso energisch beantwortet, das offene Zerwürfniß der beiden Mächte zur Folge hatte. Noch verneinte man in Berlin die Nothwendigkeit des Krieges, aber man traf seine Vorkehrungen und suchte nun von neuem die definitive Verständigung mit Italien. Diese stieß auf große Schwierigkeiten, vor allem verzögerte sie sich wegen des Mißtrauens, das der italienische Unterhändler Govone gegen die Ehrlichkeit der Absichten Bismarcks hegte. Dieser ließ jetzt die schleswig-holsteinische Frage gegen ein großartiges Bundesreformprojekt zurücktreten, für das er um Italiens Beistand warb.

Dazu kam, daß Italien nach dem Sturz des rumänischen Hospodaren Kusa Hoffnung schöpfte, auf friedlichem Wege Venetien zu erwerben, wenn es Rumänien Oestreich zuwandte. Diese Aussicht schwand erst völlig, als die Rumänen am 20. April den Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten erwählten und dieser am 22. Mai die Regierung antrat.

Am 27. März endlich waren die Schwierigkeiten gehoben, ein Vertrag, wie ihn Bismarck wünschte, ward, wenn auch nur für die Zeit von drei Monaten, geschlossen und von der italienischen Regierung genehmigt, nachdem sie sich der Zustimmung Napoleons vergewissert hatte. Zur kriegerischen Durchführung der Bundesreform, deren Nothwendigkeit Graf Bismarck am 24. März allen deutschen Regierungen kundgethan, war Italiens Beistand gewonnen: es galt die Frist von drei Monaten

zu benutzen, darum ordnete die preußische Regierung schon am 28. März die Kriegsbereitschaft an, und am 9. April reichte der Bundestagsgesandte von Savigny in Frankfurt den preußischen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes ein: ein Antrag, so kühn und großartig, daß er die Fortschrittspartei und die preußenfeindlichen Parteien im übrigen Deutschland geradezu verblüffte, dann aber von ihnen nach Kräften mit Mißtrauen und Spott bekämpft wurde.

In dem Rundschreiben vom 24. März hatte Graf Bismarck auseinandergesetzt, Deutschland sei in seiner bisherigen Verfassung keiner großen europäischen Krisis gewachsen und müsse, wenn keine Abhilfe geschaffen werde, dem Schicksale Polens verfallen.

Durch den Vertrag vom 27. März verpflichtete sich Italien, an Oestreich den Krieg zu erklären, sobald Preußen zur Durchführung der Bundesreform die Waffen ergriffen haben werde. Keine der Mächte durfte zurücktreten, bevor Italien Venetien und Preußen einen äquivalenten Theil der östreichischen Monarchie erhalten hätte.

Für Oestreich galt es, den Ausbruch des Krieges hinzuzögern, bis das preußisch-italienische Bündniß ablief, oder Italien durch ein Separatabkommen Preußen abzuziehen. Dem ersteren Zwecke dienten Vorschläge zur Abrüstung: um das zweite durchzuführen, wandte sich das Wiener Kabinet an Napoleon und ließ vertraulich mittheilen, es sei zur Abtretung Venetiens bereit, wenn es sich durch preußisches Gebiet entschädigen könne und Italien von dem Bündniß zurücktreten wolle. Der italienische Gesandte Nigra gerieth in arge Verlegenheit: mit echt romanischer Perfidie schlug er einen Kongreß vor, der sich ja so lange hinziehen ließ, bis der Vertrag mit Preußen erlosch, dann durfte Italien, ohne bundbrüchig zu werden, Venetien aus der Hand Napoleons annehmen; das verrathene Preußen mochte zusehen, wie es allein fertig wurde.

Dieser Plan fand Napoleons höchsten Beifall. Er hatte in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bisher keine so hervorragende Rolle gespielt, wie sie nach der öffentlichen Meinung in Frankreich der grande nation von Rechts wegen gebührte: jetzt bot sich die Gelegenheit den Schiedsrichter in Europa zu spielen, ja vielleicht die französischen Rheingelüste zu verwirklichen. Gerieth Bismarck ins Gedränge, so mußte er, schien es, die Kühnheit seiner Politik mit deutschem Lande zahlen. Während Deutschland von Waffen starrte — denn in der ersten Woche des Mai hatten Oestreich, Preußen, Sachsen mobil gemacht, — regte Frankreich den Kongreßplan an, am 28. Mai erfolgte die Einladung von Seiten der am Streite unbetheiligten Großmächte.

Es ist nothwendig, an dieser Stelle einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche der eigentliche Urheber der großen Bewegung, Graf Bismarck, um diese Zeit in Preußen und Deutschland einnahm. Die preußische Landtagssession des Jahres 1866 hatte den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung auf die Spitze getrieben und war am 23. Februar unter grellster Disharmonie geschlossen worden. Schon in Preußen fand Bismarcks deutsche Politik den heftigsten Widerstand der das ganze Land beherrschenden, unbekehrbaren Fortschrittspartei. Nur die royalistischen und konservativen Kreise, die sich zu vergrößern begannen, hielten treu zu dem Manne, dessen Größe und providentielle Mission für Preußen sie längst erkannt

hatten. Man verlangte den Frieden um jeden Preis, man forderte die Entlassung des verhaßten Ministers, der jetzt als Störenfried der europäischen Ruhe erschien. Man empfahl in unpreußischer Schwachmüthigkeit die Grafschaft Glatz für Schleswig-Holstein dahin zu geben. Nur 65 altliberale Abgeordnete hatten den Muth, für die Bundesreform und, wenn es sein müsse, für den Krieg sich zu erklären (26. April, zu Halle). Als einige Wochen später die städtischen Behörden von Breslau eine ähnliche patriotische Erklärung abgaben (15. Mai), hatte Graf Bis-
1866 marck schon einen der verhängnißvollsten Tage seines Lebens hinter sich. Am 7. Mai feuerte ein jugendlicher Fanatiker, Julius Cohen, der Stiefsohn des flüchtigen Republikaners (von 1848) Karl Blind, in der Straße „Unter den Linden" aus unmittelbarer Nähe fünf Revolverschüsse auf den Staatsmann ab, der wie durch ein Wunder dem ihm zugedachten Tode entging. In dem außerpreußischen Deutschland herrschte womöglich noch größere Wuth gegen den Grafen und seine Politik. In den Mittel- und Kleinstaaten standen ihm feindliche Ministerien den Geschäften vor, seine Reformprojekte ruhten im Ausschuß des Bundestages. Die Bevölkerungen wimmerten nach Frieden, die Kammermajoritäten versagten in beinahe selbstmörderischer Befangenheit die Mittel zum Kriege. Das schlimmste traute die blöde Masse dem Grafen zu: man glaubte, er habe sich mit Napoleon über die Abtretung des Saarbrücker Kohlenbeckens bereits verständigt.

Unbeirrt ging Bismarck seine Wege weiter. Es sind seine größten Tage, als er einer Welt von Unpopularität trotzte und ruhig dem entscheidenden Kampfe entgegen ging. Er nahm es über sich, von Frankreich die beleidigendsten Vorschläge anzuhören — alles Land bis zur Mosel forderte der französische Botschafter Benedetti, — er nahm auch die Einladung zum Kongreß an. Er wußte gar wohl, daß derselbe keine Lösung bringen würde, er überließ es Oestreich, ihn zum Scheitern zu bringen. Wirklich mußte Napoleon am 4. Juni bestätigen, das europäische Friedenswerk habe sich an den östreichischen Forderungen zerschlagen: acht Tage darauf erklärte er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß sich Frankreich in dem bevorstehenden Konflikte neutral halten werde.

Oestreich stellte den Antrag, keine der Kongreßmächte sollte sich vergrößern dürfen, d. h. für sich verlangte es an Stelle von Schleswig-Holstein und Venetien Schlesien. Auf diese Weise hätte Frankreich keinen Vortheil gehabt; für Oestreichs Interessen einzutreten hatte Napoleon keinen Grund. Ihm schien es vortheilhafter, daß sich die deutschen Großmächte zerfleischten: war die eine durch ihre Siege, die andere durch ihre Niederlagen erschöpft, dann konnte Frankreich ein Machtwort sprechen.

Dem preußischen Minister konnte es nur erwünscht sein, daß Oestreich durch seine Maßnahmen nunmehr den Ausbruch des Krieges beschleunigte. Das Wiener Kabinet übertrug nämlich (1. Juni) die Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bunde und wies den östreichischen Kommissar in Holstein, Herrn von Gablenz an, zum 11. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe zu berufen. Daraufhin erklärte Bismarck, nach dem Bruche des Gasteiner Vertrages trete das frühere gemeinsame Besitzrecht wieder in Kraft, befahl Manteuffel in Holstein einzurücken und stellte Gablenz frei, zur Mitbesetzung Schleswigs zu schreiten.

Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches nun ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Scheel-Plessen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Oestreich aber gegen Preußens „Gewaltthat" am 9. Juni beim Bundestage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preußischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preußischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, übergab die preußischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungslokal.

Jetzt galt es schleunig zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Güte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 15. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preußischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erstgenannten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mißleitete, von der Bedeutung des Welfenhauses benommene blinde König Georg von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können; der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere erwartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwickelung der Dinge. Er dirigirte seine Truppen südwärts nach Baiern, die Hannoveraner dagegen hofften, die bairischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen (17. u. 18. Juni 1866) 1866
um ihnen darzulegen, was für sie auf dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht klanglos: er rief einen mächtigen Widerhall wach in den Herzen aller Wohlgesinnten. Der innere Streit schwieg: wer hätte es in Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staates Friedrichs des Großen beizutragen!

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen.

Bereits am 17. und 18. Juni trafen die Preußen von Harburg und Minden aus in Hannover ein, General Vogel von Falckenstein übernahm die Verwaltung des Königreichs. Am gleichen Tag wurde Kassel durch Beyer besetzt, der Kurfürst als Gefangener nach Stettin abgeführt. Für den König Georg ward äußerst nachtheilig, daß Herzog Ernst von Coburg-Gotha, auf die an alle norddeutschen Fürsten gerichtete Aufforderung hin, an den Operationen theilnahm und Eisenach besetzte: dadurch ward die Verbindungslinie der Hannoveraner und Baiern durchbrochen. Da sich der König Georg bei Göttingen mehr und mehr gefährdet sah, je enger die preußischen Heereskörper ihn zu umschließen begannen, faßte er den Entschluß, über Eisenach nach Süden den Durchbruch zu wagen, um sich mit den Baiern zu vereinigen. Er änderte aber seinen Entschluß und zog von Mühlhausen südöstlich nach Langensalza zu. Verhandlungen, die in letzter Stunde angeknüpft wurden, führten zu einer kurzen Waffenruhe, blieben aber erfolglos. Demgemäß ertheilte die preußische Regierung den Befehl zum Angriff.

Ehe die Umstellung des hannoverschen Heeres eine vollständige war, griff General Flies am 27. Juni mit etwa 8000 Mann, meist Landwehr, die 20,000 Hannoveraner nahe Langensalza, bei Merxleben an der Unstrut an. Einen taktischen Sieg konnte die noch mit den alten Gewehren bewaffnete Landwehr gegen den übermächtigen Gegner nicht erfechten, aber der Zweck war erreicht: das hannoversche Heer wurde festgehalten. Es hatte selbst so starke Verluste erlitten, daß der Kommandirende, General von Arentschild, seine Erfolge nicht verwerthen konnte.

Schon Tags darauf war keine Aussicht mehr zu entkommen; am 29. Juni kapitulirte die ganze Armee und wurde aufgelöst. Auch Kurhessen war in preußischen Händen, ebenso Sachsen, dessen Heer freilich Zeit gefunden hatte, sich mit den Oestreichern zu vereinigen.

Um dieselbe Zeit, wo der Welfenherrlichkeit ein Ende bereitet war, hatten die preußischen Truppen, die gegen Oestreich bestimmt waren, bereits in Böhmen ihre ersten, wie sich bald zeigen sollte, fast entscheidenden Erfolge aufzuweisen. Ermöglicht wurden dieselben vor allem durch das Genie des preußischen Generalstabschef H. von Moltke, dann aber auch durch die Planlosigkeit der Feinde, die Unfähigkeit ihrer Generale und die Unzulänglichkeit des östreichischen Oberanführers Benedek.

Hellmuth K. L. Freiherr von Moltke, geb. am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, trat im Jahre 1822 aus dem dänischen in den preußischen Heerdienst, in dem er es 1858 zum Chef des Generalstabes der Armee brachte. Ein Mann von größter Einsicht, festestem Willen und imponirender Ruhe, hatte er im schleswig-holsteinischen Kriege als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl Beweise seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit gegeben.

In weitausgedehnter Linie stand Mitte Juni das preußische Heer an der östreichisch-sächsischen Grenze von Torgau bis Neiße: die Linie konnte erst verkürzt werden, als Sachsens Stellung zweifellos geworden war und dies Land besetzt werden durfte. Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee" hatte den rechten Flügel der Aufstellung, an ihn lehnte sich die „Erste Armee" des Prinzen Friedrich Karl, die („Zweite") Armee des Kronprinzen bildete den linken Flügel. Es waren

gegen 260 000 Streiter, denen die Oestreicher etwa an Zahl gleichkamen. Als gemeinsames Ziel aller drei Armeen bezeichnete Moltke Gitschin in Böhmen, und da Benedek die Preußen erst in diesem Lande zu vernichten gedachte, durften sie ungehindert die Gebirgspässe durchschreiten.

Verhältnißmäßig am leichtesten glückte es der Elbarmee, vorwärts zu kommen, auch gewann sie bald Fühlung mit der gleichfalls unaufhaltsam vorrückenden Armee des Prinzen Friedrich Karl. Nach den Gefechten von Turnau (26. Juni) Podol, Hühnerwasser und Münchengrätz (28. Juni) zog sich der östreichische General Clam Gallas nach Gitschin zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Statt dessen erschienen unter v. Tümpling und von Werder Brandenburger und Pommern der Ersten Armee und zwangen Clam Gallas zum Rückzug. Um diesen ungestört zu bewerkstelligen, opferte er die Sachsen in der Stadt Gitschin, die noch spät in der Nacht (des 29. Juni) erstürmt wurde.

Nach dieser Schlacht erst gewann die Erste Armee Fühlung mit der des Kronprinzen, welcher den schwersten Stand gehabt hatte. Nach den heißen Tagen von Trautenau, (27. u. 28. Juni), Nachod und Skalitz (27. u. 28. Juni) Schweinschädel (29 Juni) waren am 30. Juni alle Hindernisse glücklich überwunden: die drei Korps, welche sich gesondert durch das schwierige Terrain hatten durcharbeiten müssen, waren einander nahe und nun auch, wie erwähnt, in Fühlung mit der Ersten Armee. Wenn der berühmte Kriegsplan Benedeks etwa darin bestand, die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu vernichten und nach Sprengung des Centrums die beiden andern aufzureiben, so mochte er sich beeilen: er konnte es jeden Augenblick mit allen drei Heeren zu thun bekommen.

Die Armee des Kronprinzen mußte drei Pässe benutzen, den von Trautenau und Eigel (beide im Augathale) und den von Nachod. Bonin (mit dem rechten Flügel) nahm am 27. Trautenau, ward aber wieder das Plateau hinuntergeworfen und ging ohne Noth bis an die Grenze zurück. Am 28. wetzten die Garden unter Hiller von Gärtringen die Scharte wieder aus, indem sie von Eigel aus in den Rücken von Gablenz' rechtem Flügel gelangten und Trautenau zum zweiten Male nahmen. Steinmetz mit dem preußischen linken Flügel drängte den Feind am 27. von Nachod nach Skalitz (an der Auga) und erzwang auch hier den Durchweg. Der Erzherzog Leopold, der den am 27. geschlagenen Ramming abgelöst hatte, zog sich auf Josephstadt zurück. Steinmetz folgte ihm nicht, sondern rückte nach dem Gefecht bei Schweinschädel nach Königinhof, wo auch die Garden unter Prinz August von Würtemberg eintrafen.

Da der größte Theil der östreichischen Korps in dem kurzen Feldzuge nur Niederlagen erlitten hatten, mithin die Ueberlegenheit der preußischen Truppen und der preußischen Führung feststand, rieth Benedek selbst (1. Juli) seinem Kaiser, durch den Friedensschluß der unausbleiblichen Katastrophe vorzubeugen. Auch auf preußischer Seite war man überzeugt, daß die Entscheidung nahte: der Sitte preußischer Könige gemäß hatte sich König Wilhelm am 29. Juni von Berlin zum Heere begeben und den Oberbefehl übernommen; am 2. Juli traf er in Begleitung von Bismarck und Moltke zu Gitschin ein.

Die östreichische Armee formirte sich in den beiden ersten Tagen des Juli auf dem Terrain zwischen Bistritz und Elbe, welche einander parallel von Norden

nach Süden fließen. Im Rücken hatte Benedek die Festungen Josephstadt und Königgrätz: sicherte ihn der Elbfluß vor einer Umgehung, so mußte er ihm für den Fall eines Rückzuges äußerst hinderlich werden. Auf preußischer Seite war ursprünglich beabsichtigt, daß die Erste Armee (Prinz Friedrich Karl) am 3. Juli eine Rekognoscirung über Sadowa nach Königgrätz, die Zweite (des Kronprinzen) auf dem östlichen (rechten) Elbufer eine solche nach Josephstadt machen sollte: in der Nacht änderte man den Plan, und der Kronprinz erhielt die Weisung, am westlichen Elbufer vorzustoßen, während Prinz Friedrich Karl den Feind über Sadowa an die Elbe drängen wollte, Herwarth wurde gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung dirigirt. So begann am Morgen des 3. Juli die Entscheidungsschlacht von Sadowa oder Königgrätz.

Benedek nahm seinen Standpunkt auf der Höhe von Lipa; zu seiner Linken, im Holawalde und an den Bistritzübergängen von Sadowa stand das Korps Gablenz, zu seiner Rechten auf dem Berge von Chlum gegen den Swiepwald hin Erzherzog Ernst. Dies war das Centrum. Den linken Flügel bei Nechanitz, Prim und Problus bildeten namentlich die Sachsen, den rechten Flügel die Korps Festetics und Thun. Diesen lag namentlich ob, den Kronprinzen abzuwehren, wenn derselbe wirklich eingreifen sollte.

Durch die Schwierigkeiten, welche der von Gewitterregen aufgeweichte Boden dem Marsche entgegenstellte, wurde das Anrücken des Kronprinzen, der obendrein vom Schlachtfelde weiter entfernt war, als Prinz Friedrich Karl, erheblich verzögert und so gerieth die (Erste) Armee des letzteren trotz anfänglicher Erfolge in eine schwierige Lage. Sadowa und die südlicheren Bistritzübergänge waren in den ersten Stunden des Kampfes genommen worden, aber im Hola- und Swiepwalde geriethen die Preußen in arge Bedrängniß: aller Heldenmuth, den namentlich Fransecky im Swiepwalde bewies, schien vergeblich zu sein. Um Mittag wurde die Situation immer schwieriger, denn als die Spitzen der kronprinzlichen Armee sich zeigten, noch unbemerkt von den Preußen, machte Benedek eine Hauptanstrengung, bei Sadowa durchzubrechen. Schon erwog man auf preußischer Seite den Plan die Infanterie zurückzunehmen und traf die nöthigen Vorkehrungen, da erscholl die Freudennachricht, der Kronprinz sei zur Stelle. Nun wurde der Kampf wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit (2 Uhr) nahm Herwarth auf dem linken feindlichen Flügel den Sachsen Prim und Problus ab, während der Kronprinz auf dem rechten die Höhe von Chlum und das Dorf Rosberitz eroberte. Das letztere Dorf ward zwar wieder verloren, aber nun avancirte die ganze preußische Schlachtreihe, die Garde erstürmte auch Lipa, — da war der Feind geschlagen, die Verfolgung begann. Der greise König, an der Spitze einiger Kavallerieregimenter, nahm selbst an der Verfolgung theil, bis ihn seine Umgebung zwang, sein Leben nicht länger den feindlichen Geschossen auszusetzen. Gegen 8 Uhr traf er erst den Kronprinzen, der, tief erschüttert, aus den Händen des königlichen Kriegsherrn den höchsten militärischen Orden, „pour le mérite“ empfing. Der Verlust der Oestreicher an Todten und Verwundeten war doppelt so groß als der der Preußen (8800 Mann und 359 Offiziere), außerdem büßten sie 24,000 Gefangene, 174 Geschütze und 11 Fahnen ein.

Mit dieser Schlacht war der Feldzug entschieden. Die Bitte des Generals Gablenz um einen Waffenstillstand ward abgeschlagen, unaufhaltsam drangen die Preußen vor, um in Wien den Frieden zu diktiren. In dieser Noth verfiel das östreichische Kabinet auf ein Auskunftsmittel, welches der undeutschen Politik dieses Staates durchaus würdig war. Franz Joseph trat dem Kaiser Napoleon Venetien ab und bat ihn um seine Vermittlung. Auf diese Weise sollte zunächst Italien vom

Bunde mit Preußen abgezogen werden: erhielt es Venetien aus Napoleons Hand, so waren seine Wünsche gestillt und es hatte dann kein Interesse an dem Kriege mehr. Allerdings durfte es dem Vertrage vom 8. April gemäß nicht einseitig Frieden schließen, aber es konnte als entschuldigt gelten, wenn es von Napoleon gezwungen wurde. Da die Italiener bereits eine Hauptschlacht gegen den östreichischen Erzherzog Albrecht verloren hatten (bei Custozza den 22. Juni) und ihre Kriegführung darauf einen hohen Grad von Lässigkeit und Unlust zeigte, mochte Oestreich hoffen, daß die italienische Regierung auf eine so bequeme Erwerbung gern eingehen würde, wenngleich ihre Ehre dabei hart ins Gedränge kam.

Durch den einseitigen Friedensschluß mit Italien wäre Oestreich zunächst in den Stand gesetzt worden, alle seine Truppen auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu werfen: weitere Hoffnungen knüpften sich an die Vermittlung, die man außerdem dem Kaiser Napoleon anbot. Lehnte Preußen die französische Vermittlung ab, oder ließ es sich die Vorschläge Napoleons nicht gefallen, dann mußte die große Nation eine solche Frechheit und solchen Trotz blutig ahnden und ihre gekränkte Ehre auf dem Schlachtfelde wiederherstellen. So zielte Oestreichs Absicht darauf, Frankreich zum Kriege gegen Preußen zu hetzen.

Aber die östreichischen Voraussetzungen trafen größtentheils nicht zu. Preußen hütete sich wohl, Napoleon durch eine schroffe Zurückweisung seiner Vermittlung zu beleidigen, nur erklärte der König, er müsse der Zustimmung Italiens vorher sicher sein und Oestreich müsse gewisse Hauptforderungen im voraus bewilligen. Eine ähnliche Erklärung gab die italienische Regierung ab, welche es doch ehrenrührig fand, unter Preisgabe ihres Bundesgenossen sich Venetien von Napoleon schenken zu lassen. Nun erst recht ermannte sie sich auf militärischem Gebiet zu energischerem Vorgehen.

Gleichwohl war die Lage Preußens nicht ungefährlich. Siegte im französischen Kabinet die Kriegspartei, so mußte man jedenfalls darauf gefaßt sein, an der Donau und am Rhein zugleich Krieg zu führen. War Oestreich auch zur Noth durch Italien in Schach zu halten und hatte der Krieg gegen das schlecht gerüstete Frankreich keine üblen Aussichten, so rückte das fast schon sichere Resultat des bisherigen Krieges doch wieder in weite Ferne. Glücklicher Weise waren einige der Minister Napoleons nicht der Meinung, daß Frankreich jetzt schlagfertig sei und demgemäß große Worte machen dürfe; sie hielten es für zweckmäßiger, wenn für jetzt nur kleine Gebietsabtretungen gefordert wurden: in nicht zu langer Zeit werde man Gelegenheit haben, in Süddeutschland von neuem den Hebel anzusetzen. Mit größter Vorsicht und überlegener Klugheit behandelte Graf Bismarck die französischen Vergrößerungsgelüste; ohne sich auf Versprechungen einzulassen, schonte er sie rücksichtsvoll. Den Forderungen, welche Napoleon in Hinsicht auf Oestreich, Dänemark, die Mittelstaaten stellte, gab er soweit nach, als kein wesentliches Interesse ins Spiel kam, dagegen wußte er den Preis, um dessen willen der Krieg im Grunde unternommen war, die Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Führung und unter Ausschluß Oestreichs, mit Festigkeit zu behaupten.

Bismarcks weitsichtige Politik erkämpfte jetzt einen stillen, aber großen Sieg. Weise wußte er heißspornigen Gelüsten zu widerstehen, er erhielt sich Oestreich für künftige

Freundschaft, indem er auf jede Gebietsabtretung verzichtete und auch Sachsen, mit dem Kaiser Franz Joseph stehen und fallen wollte, schonte. Er gestand den Staaten südlich des Maines das Recht zu, einen Sonderbund zu schließen, und war bereit, im nördlichen Schleswig eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen, bei der die Wünsche des dänisch-redenden Theils der Bevölkerung zum Ausdruck und zur Berücksichtigung gelangen sollten. Aber andrerseits sollte Oestreich aus dem Bunde treten, Preußen die Eroberungen in Norddeutschland behalten, einen Norddeutschen Bund stiften und sich auch mit den süddeutschen Staaten verbünden dürfen.

Als die Verständigung über die Hauptpunkte zwischen Preußen und Frankreich erfolgt war, ließ sich ersteres zu einem fünftägigen Waffenstillstand bereit finden (22. Juli), um sich mit Oestreich auseinander zu setzen. Es war vorauszusehen, daß diese Verhandlungen den Frieden zur Folge haben würden, falls Frankreich nicht noch in letzter Stunde seine Stellung änderte; denn während die Diplomatie arbeitete, war die preußische Heeresleitung nicht unthätig geblieben: schon erblickten preußische Truppen die Fenster der östreichischen Hauptstadt; ebenso hatten Oestreichs mittelstaatliche Verbündete, schlecht geführt und im Felde unglücklich, bisher nur Niederlagen aufzuweisen.

Die erste Folge der Schlacht von Königgrätz war die Einnahme von Prag (6. Juli). Am 13. Juli befand sich das preußische Hauptquartier schon in Brünn, am 15. wurde der Abmarsch des Erzherzogs Albrecht, der das Oberkommando übernommen hatte, bei Tobitschau gestört. Dadurch sah sich Benedek genöthigt, alle seine Truppen auf das linke Ufer der March zu ziehen und auf weitem Umweg über Preßburg auf Wien zu marschieren. Gegen den 20 Juli hin lagerten die Elbarmee und die des Prinzen Friedrich Karl auf dem Marchfelde, eine Meile von Wien, zu dessen Schutze bei Floridsdorf Schanzen angelegt waren. Die östreichische Armee stand hinter der Donau vor Krems bei Preßburg in einer Ausdehnung von 20 Meilen. Am 22. lieferte Fransecky mit Theilen des 4. Armeekorps (von der Armee des Prinzen Friedrich Karl) bei Blumenau vor Preßburg dem General Gablenz ein siegreiches Gefecht, das durch den Eintritt des Waffenstillstandes abgebrochen wurde.

Die Truppen der süddeutschen Staaten bestanden aus 45000 Baiern unter dem Oberbefehle des altersschwachen Prinzen Karl von Baiern und dem achten Bundesarmeekorps, welches der Prinz Alexander von Hessen befehligte. Es fehlte diesen Streitkräften vor allem an Einheitlichkeit der Aktion, und so waren ihnen die preußischen Generale der „Mainarmee" mit ihren an Zahl schwächeren Truppen im Felde weit überlegen. Die Generale von Göben, von Manteuffel und von Beyer schlugen die Baiern vom 4.—10. Juli bei Dermbach, Hünfeld, Kissingen, Hausen und Hammelburg, dann die Hessen und Oestreicher bei Laufach und Aschaffenburg; am 16. Juli zog Vogel von Falckenstein in Frankfurt ein, von wo der Bundestag einige Tage zuvor entwichen war. Falckenstein legte der preußenfeindlichen Stadt eine Kontribution von sechs Millionen Gulden auf: Manteuffel, dem an seiner Stelle der Oberbefehl übertragen wurde — Falckenstein wurde zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt — erhöhte die Kontribution auf 25 Millionen Thaler. Aus Verzweiflung gab sich der Bürgermeister Fellner den Tod: sehr voreilig, denn die Forderung wurde nachträglich zurückgezogen. Am 21. Juli begann eine neue Reihe von Kämpfen.

Zu Nikolsburg, wo König Wilhelm seit dem 17. Juli sein Hauptquartier genommen hatte, wurden am 26. Juli die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Bedingungen waren wesentlich die, welche vorher der französischen Vermittlung gegenüber zugestanden waren. Oestreich und Sachsen retteten ihre Integrität, dagegen wurden Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt bedingungslos an Preußen

ausgeantwortet; die Selbständigkeit der Mittelstaaten Süddeutschlands blieb gewahrt; aber militärisch waren sie für den Augenblick preisgegeben: die Wohlthat des Waffenstillstandes sollte ihnen allen erst vom 2. August an auf ihr Gesuch gewährt werden: bis dahin durften die Preußen ihren Siegeszug fortsetzen, den sie am 21. Juli begonnen hatten.

Der Kampf zog sich jetzt besonders in die Taubergegend, in blutigen Gefechten wurden die süddeutschen Bundestruppen bei Hundheim und Werbach (23. 24. Juli), bei Tauberbischofsheim, bei Helmstadt und Roßbrunn (25.) geschlagen. Am 27. eröffnete Manteuffel die Beschießung des Marienberges, der Citadelle von Würzburg. Die Lage der Baiern wurde jetzt besonders dadurch gefährdet, daß ein neues Heer, das sogenannte „Zweite Reservekorps" über Sachsen (Leipzig, Altenburg) durch das Fichtelgebirge in Franken eingerückt war. In Eilmärschen erreichte es am 31. Juli Nürnberg, wo die Preußen (unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg) und Mecklenburger von Seiten der protestantischen Einwohner aufs freundlichste aufgenommen wurden.

Es war der preußischen Heeresleitung bei der Fortsetzung des Krieges in Süddeutschland weniger um Siege über die deutschen Brüder, als darum zu thun gewesen, einen möglichst großen Theil von Baiern zu besetzen: auf diese Weise ließ sich auf die Friedensverhandlungen ein heilsamer Druck ausüben. Als jenes Ziel erreicht war, wurde den süddeutschen Staaten am 2. August (Baden erst am 3. August nach Bildung des nationalgesinnten Ministeriums Mathy) der Waffenstillstand gewährt. Bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten sollte Napoleon noch einmal in den Vordergrund treten dürfen: an ihn nämlich wendeten sich bittflehend alle süddeutschen Regierungen mit Ausnahme des patriotischen Großherzogs von Baden. Wie sehr irrten sich die unpatriotischen Fürsten in ihrem Beschützer! Da Napoleon sah, daß er für seine „wohlwollende" Neutralität von Seiten Preußens keinen Lohn zu erwarten habe, verlangte er von Bismarck die Abtretung der baierischen Rheinpfalz und des rheinischen Hessen mit Mainz. Da Bismarck nichts davon wissen wollte, ja eine französische Kriegsdrohung verlachte, hielt Napoleon es für das gerathenste, den Rückzug anzutreten. Um seine Niederlage nicht offenkundig einzugestehen, erklärte er, sein Minister des Auswärtigen habe seine Vollmachten überschritten, und entließ ihn; seine Vergrößerungsgelüste richteten sich nun auf Luxemburg und Belgien; Bismarck verstand es trefflich, ihn wie früher hinzuhalten, ja, wegen Belgiens düpirte er den Kaiser völlig.

Die perfide Politik Napoleons hatte die gute Wirkung, daß jetzt auch den süddeutschen Diplomaten über die französische Regierung die Augen aufgingen: auf Bismarcks Vorschlag erklärten sie sich zu vorläufig im strengsten Geheimniß gehaltenen Trutz- und Schutzbündnissen bereit, kraft deren im Kriegsfalle der König von Preußen auch die Oberleitung der süddeutschen Truppen erhielt. Da dieser Erfolg von weit größerer Wichtigkeit war, als weite Gebietsabtretungen oder umfassende Geldentschädigungen, wurden den süddeutschen Staaten keine allzugroßen Opfer in dieser Beziehung zugemuthet. Nur Hessen-Darmstadt wurde etwas schärfer angefaßt und mußte die Landgrafschaft Hessen-Homburg herausgeben (20 Quadratmeilen), preußische Besatzung in Mainz aufnehmen und sich zum Eintritt in den Norddeutschen Bund verpflichten.

Die Bundesverträge mit Würtemberg, Baden, Baiern stammen vom 13., 17., 22. August: diese Staaten zahlten acht, resp. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskostenentschädigung.

1866 Der definitive Friede mit Oestreich wurde zu Prag am 23. August 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preußischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurde auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumuthungen und der König erwog ernstlich, ob er nicht lieber abdanken, statt in den verhaßten Nordbund treten solle. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

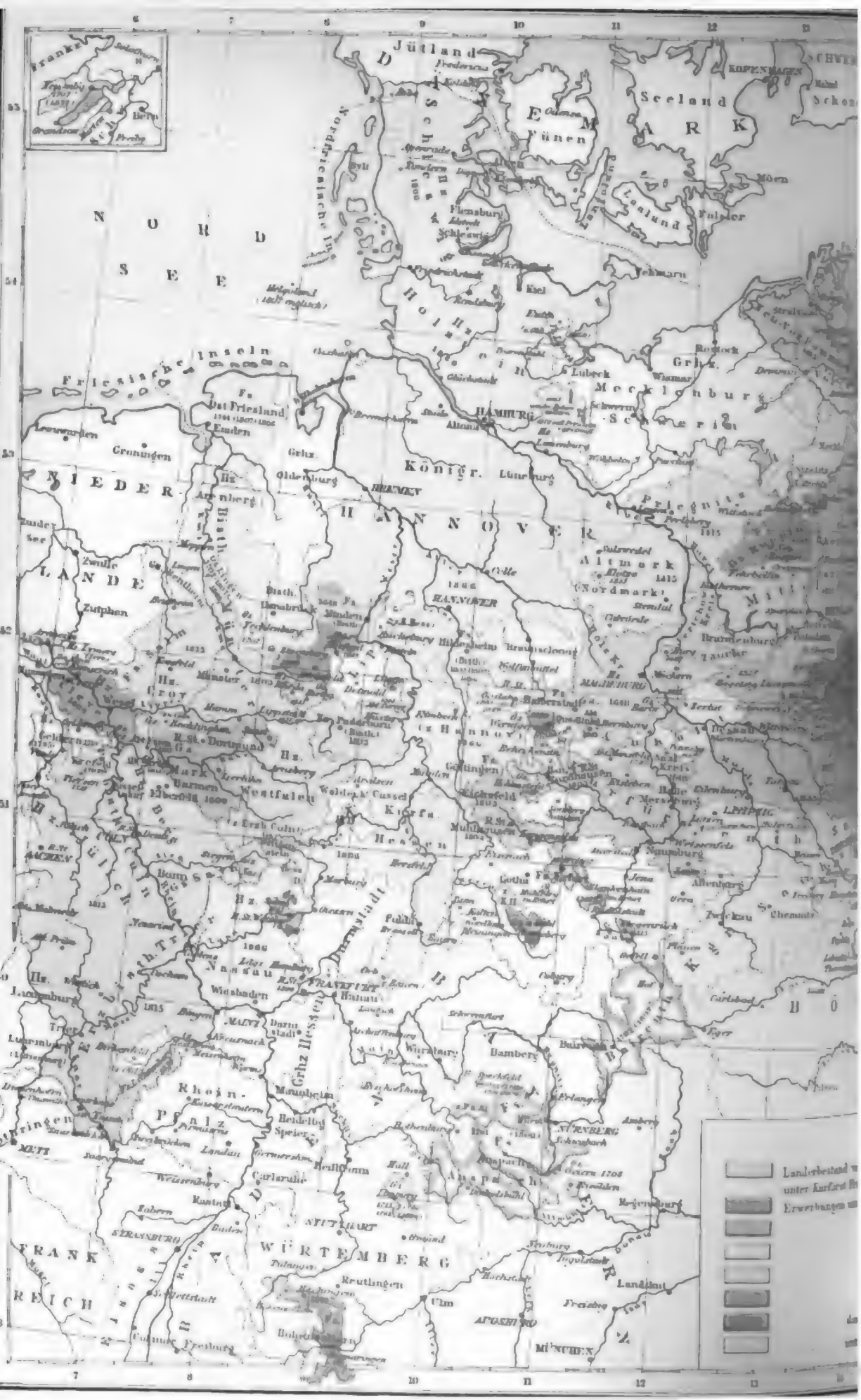
Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen und überließ bis zur Ausführung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung im Auslande verzichten.

Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. Sept.) in mehreren königlichen Patenten. In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getrost die alte Wahrheit aussprechen „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben." Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offnes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Besitzergreifung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebietstheile vollzogen. So ging Preußen, vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als bisher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutschland aus der gesammten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz, große Bitterkeit zurückblieb: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß

Digitized by Google


Jütland
Seeland
Fünen
NORD SEE
Friesische Inseln
Ostfriesland
Holstein
Schleswig
Flensburg
Kiel
Lübeck
Rostock
Wismar
Mecklenburg
Schwerin
HAMBURG
Altona
Bremen
Emden
Groningen
NIEDER LANDE
Zwolle
Zutphen
Oldenburg
Arnberg
Königr. Hannover
HANNOVER
Lüneburg
Celle
Uelzen
Salzwedel
Altmark
Prignitz
Ruppin
Uckermark
Stettin
Pommern
Brandenburg
Havelberg
Osnabrück
Münster
Minden
Paderborn
Detmold
Lippe
Hildesheim
Braunschweig
Wolfenbüttel
Magdeburg
Halberstadt
Dortmund
Westfalen
Arnsberg
Siegen
Nassau
Wiesbaden
Frankfurt
Hanau
Darmstadt
Mainz
Kassel
Hessen
Fulda
Marburg
Gotha
Erfurt
Weimar
Jena
Leipzig
Naumburg
Merseburg
Dessau
Anhalt
Rhein-Pfalz
Heidelberg
Speyer
Mannheim
Karlsruhe
Landau
Trier
Luxemburg
Würzburg
Bamberg
Bayreuth
Nürnberg
Ansbach
Württemberg
Stuttgart
Reutlingen
Ulm
Augsburg
München
Landshut
Freising
Straßburg
Freiburg
Colmar
FRANK REICH
Landbesitz
unter Kurfürst
Erwerbungen

S E E
Bornholm
Samland
Nadrauen
Schamaiten
KÖNIGSBERG
Pillau
Memel
Wenden
Hinter
Cammin
Pommern
West Preussen
Culmerland
Netze Distrikt
Thorn
Neumark
Frankfurt
Posen
P O S E N
S Ü D
NEU OST PREUSSEN
WARSCHAU
Kalisch
Lodz
Lublin
Neu-Schlesien
Glogau
Breslau
Neisse
PRAG
Mähren
Olmütz
Teschen
Lausitz
Görlitz
1793 (1807)
1772
1742
15
16
17
18
19
20
21
22
23

Die historische Entwickelung des brandenburgisch-preussischen Staates.

Zeitfolge der Erwerbungen.

	Grösse
. Brandenburg bei der Erwerbung durch die Hohenzollern und ɔdrich I. 1415-1440	536 □M.
ɛr den Kurfürsten (Friedrich II. - Johann Sigismund) 1440-1620	1472 .
Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Grossen 1640-1688	2083 .
König Friedrich I. (Kurfürst von 1688 1701) u. Friedr. Wilh. I. 1688-1740	2260 .
Friedrich II. d. Grossen, 1740-1786	3540 .
Friedr. Wilh. II. u. III. bis zum Tilsiter Frieden 1786 1807	5725 .
ch die Befreiungskriege (Fr. Wilh. III.) u. unter Kg. Friedr. Wilh. IV. 1815 1863	5068 .
ɛr König Wilhelm I. 1861.	6417 .

Abgetretene Gebiete.

🟥	Erworben unter könig Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.
🟦	Erworben unter König Friedr. Wilhem II. u. III. u. Wilhelm I.

Erklärungen.

R. St. - Freie Reichsstadt. Ld. - Land. Kr. - Kreis. Bisth. - Bisthum. Erzbisth. - Erzbisthum. Hr. - Herrschaft. Gr. - Grafschaft. Hz. - Herzogthum

Die roth umränderten Gebiete in Schlesien sind jene auf welche Preussen Erbansprüche hatte. Die Zahlen bedeuten das Jahr der Erwerbung, die in Parenthese (...) das der Abtretung.

Maaſsstab 1: 4000000.

geogr. Meilen (15 = 1° d. Aequators)

by Google

Digitized by Google

daß sie solches Leid lindern, solche Wunden vernarben lassen würde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit, in Nord und Süd streng geschieden: die Trutz- und Schutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Neugestaltung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitlicher Bau neu errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der süddeutschen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Ueberbrückung des Mains aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwicklung Preußens nehmen würde; der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten kranken, Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beseitigung des Zwistes die jetzt doppelt nothwendige Eintracht wieder herzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilkündender Anfang gemacht worden, das preußische Volk hatte sich wieder gefunden. Wie war es denkbar, daß nach den frischen, fröhlichen Thaten das alte, feindselige, rechthaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte. Die Neuwahl der Abgeordneten, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unversöhnliche Fortschrittspartei war auf 70 — 80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig — wie manche meinten in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erkannte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell gesetzlichen Grundlage entbehrt hätten; am 13. August suchten die Minister die „Indemnität" für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenhause mit großer Majorität, am 8. September im Herrenhause einstimmig ertheilt. So sehr war bei allen Einsichtigeren der frühere Groll gegen den Grafen Bismarck geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Dotation anstandslos bewilligt wurde. Die alte Fortschrittspartei, die soviel gesündigt hatte, löste sich bis auf einen Bruchtheil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei. Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Bismarck energisch zu unterstützen, im Innern aber das Panier des Liberalismus hochzuhalten und nöthigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Etatsberathung für das Jahr 1867 der alte Streit noch einmal aufzulodern; glücklicherweise wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Einigkeit war nach Annahme des Etats (18. December) zum Heile des Vaterlandes hergestellt. Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Bismarck die unvermeidliche Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge zu dämpfen, indem er den neuen Landestheilen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gewährte und (durch) Provinzialfonds) für ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schwierigsten waren die Frankfurter und die Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihres angestammten Welfenhauses in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preußische Regierung dem Exkönig schließlich (März 1868) die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß: ebenso erging es dem Kurfürsten von Hessen.

König Georg war mit sechzehn Millionen Thalern abgefunden, — d. h. dem Zinsgenuß dieses Kapitals — obwohl er nicht förmlich auf den Königsthron verzichtet hatte; er schürte die Mißstimmung, unterstützte das Entweichen von Militärpflichtigen, aus denen in Frankreich eine Art Welfenlegion gebildet wurde. Nach Einstellung der Zinsenzahlung an den König wurde mit den disponiblen Geldern die ministerielle Presse in den neuen Gebieten unterstützt. (Reptilienfonds: die Presse sollte die Reptilien, die den neuen Staat belauerten, bis in ihre Höhlen verfolgen.)

Noch vor dem Schluß des Jahres 1866 wurden in Berlin von Vertretern der verbündeten Staaten die Verhandlungen über die neue Verfassung des Norddeutschen Bundes eröffnet und führten nach vielen schwierigen Debatten am 7. Februar zu einer ungefähren Verständigung. Der König von Preußen hatte als erblicher Bundespräsident die ausübende Gewalt, gebot nun unumschränkt über Bundesheer und Bundesflotte. Die Gesetzgebung stand dem Bundesrath und dem Reichstage zu. Für die wichtigsten Verwaltungszweige, wie Zoll und Steuerwesen, Handelssachen u. s. w. wurden fünf Ausschüsse eingesetzt.

Der Verfassungsentwurf bestand aus 71 Artikeln, deren letzter die Anbahnung einer Einigung mit Süddeutschland verhieß. — Im Bundesrathe (zusammen 43 Stimmen) hatten Preußen 17 Stimmen, Sachsen 4, Mecklenburg Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je eine Stimme.

Nunmehr wurde der Entwurf dem Norddeutschen Reichstage vorgelegt, der, hervor-
1867 gegangen aus allgemeinen direkten Wahlen (12. Febr.) am 24. Februar 1867 eröffnet ward. Die Zusammensetzung des Reichstages, in welchem die Konservativen zahlreich vertreten und die Nationalliberalen namentlich durch Mitglieder aus den neuen Provinzen verstärkt waren, ließ einen günstigen Ausgang erhoffen. Dennoch fehlte es bei der Schwierigkeit der Aufgabe nicht an lebhaften Meinungsverschiedenheiten, die sich namentlich auf die Gewährung von Diäten und die Heeresstärke bezogen. Aber schließlich half der patriotische Sinn der Versammlung über alle Fährlichkeiten hinweg und der Verfassungsentwurf wurde am 17. April auch von Seiten der Regierungen angenommen. Nun hatten sich noch die einzelnen Landesvertretungen zu äußern: nur Waldeck lehnte ab, in Preußen machte die Fortschrittspartei vergeblich Opposition. Am 1. Juli trat die Verfassung in Kraft. Graf Bismarck ward Bundeskanzler: am 31. August fanden die Wahlen für den auf den 10. September festgesetzten ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes statt.

Da Bismarck im weiteren Verlaufe seiner Amtsführung immer mehr darauf angewiesen war, das Einvernehmen mit der nationalliberalen Partei zu pflegen, so hätte der Mangel an Liberalismus, den man der preußischen Regierung früher immer in Süddeutschland vorzuwerfen pflegte, einer Annäherung nicht mehr hindernd im Wege gestanden. Allein außer in Baden hatte der Norddeutsche Bund hier noch keine treuen und aufrichtigen Freunde. Viele der „Großdeutschen" konnten sich dazu nicht entschließen, schon jetzt von Oestreich abzusehen, wo Graf Beust, ein eingefleischter Gegner Bismarcks, die Leitung der Geschäfte übernahm. Indessen hatte der Gedanke eines Südbundes, der in einem Gegensatze zu Preußen stehen sollte, auch keine eigentlichen Gönner: vielmehr verschloß man sich der Einsicht

nicht, daß die süddeutschen Staaten, unter einander irgendwie geeint, doch den Anschluß an Preußen suchen müßten.

Es war noch etwas Unfertiges in den deutschen Dingen und so kam es, daß die preußische Regierung trotz einer entschieden nationalen Stimmung, die sich selbst in Baiern bekundete, Frankreich gegenüber eine Konzession machen mußte, die mit Recht als eine, wenn auch nur vorübergehende, Demüthigung der Nation betrachtet wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Frankreich im Jahre 1866 nicht diejenige Stellung behauptet hatte, welche es seit längerer Zeit für sich beanspruchen zu dürfen glaubte. Die preußischen Siege wurden als eine Schmach für Frankreich empfunden: was auch Napoleon that, um die neuerlichen Veränderungen in Deutschland als vortheilhaft für Frankreich darzustellen, die öffentliche Meinung ließ sich nicht beruhigen, sie rief nach „Rache für Sadowa;" die Staatsmänner der Opposition, wie Thiers, schilderten mit den düstersten Farben die Lage Frankreichs, das offenbar im politischen Niedergange begriffen sei. Daß die Regierung kein ganz reines Gewissen hatte, bewies sie dadurch, daß noch im Jahre 1866 eine umfassende Armeereorganisation eingeleitet wurde: Frankreich war eben im Jahre 1866 nicht aktionsfähig gewesen.

Napoleon mußte irgend etwas thun, um die öffentliche Meinung zu beruhigen und durch irgend einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik das Ansehen Frankreichs wiederherzustellen. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. Durch die Auflösung des deutschen Bundes war das Großherzogthum Luxemburg unabhängig geworden: der König von Holland, mit dessen Staat das undeutsche Ländchen durch Personalunion verbunden war, legte auf den Besitz desselben keinen Werth, und die Königin, eine ausgesprochene Preußenfeindin, suchte Luxemburg dem französischen Nachbar zuzuwenden. Eine derartige Erwerbung durfte Preußen so ohne weiteres nicht zugeben: einstweilen hatte es in der starken Festung, welche ein wichtiges Ausfallsthor gegen Deutschland abgeben konnte, eine Besatzung, auch gehörte Luxemburg zum Zollverein.

Ohne Zweifel hatte Napoleon, als er diesen Dingen näher trat, auf die Preußenfeindlichkeit der Südstaaten und Oestreichs gerechnet. In Bezug auf Baiern, wo gerade jetzt (18. März) mit bewußter Absicht das Geheimniß der Augustbündnisse bekannt gegeben wurde, hatte er sich aber entschieden verrechnet: es erklärte, treu zu Deutschland stehen zu wollen; Oestreich war jedenfalls noch nicht wieder in der Lage, einen größeren Krieg zu wagen. Im norddeutschen Reichstage aber, wo am Geburtstage Bismarcks (1. April) eine Interpellation über die Luxemburger Frage gestellt wurde, zeigte sich der lebhafteste Widerstand gegen die französischen Vergrößerungsgelüste.

Dennoch glaubte Graf Bismarck nicht, um Luxemburgs willen alles eben Errungene auf das Spiel setzen zu sollen. Er nahm den östreichischen Vermittelungsvorschlag an, daß Frankreich auf den Ankauf, Preußen auf das Besatzungsrecht in Luxemburg verzichten solle. Auf einer Londoner Konferenz (11. Mai 1867) wurde der Streit in diesem Sinne beigelegt. Wurden auch die Festungswerke in Luxemburg geschleift, übernahmen auch die europäischen Großmächte die Gesammtbürgschaft für die Neutralität des Ländchens, so blieb doch im deutschen Nationalgefühl eine unbehagliche Empfindung zurück. Das hochmüthige Franzosenvolk war aber von neuem mit dem Bewußtsein seiner politischen Ueberlegenheit erfüllt worden.

Die Gesammtgarantie war wenig werth, da England sehr bald erklärte, es betrachte sich nicht gebunden, so wie einer der Unterzeichner von dem Londoner Vertrage zurücktreten würde. Das konnte von Seiten Frankreichs jeden Tag geschehen.

7. Deutschland, Preußen und Oestreich von 1867—1870.

Die nächsten Jahre vergingen unter mannigfachen Bestrebungen und Gegenbestrebungen, welche die Beförderung oder Beeinträchtigung der deutschen Einheit zum Ziele hatten, zum Theil auch das Verhältniß zu Oestreich betrafen. Besonders suchte der bairische Minister Fürst Hohenlohe für Verständigung zwischen Oestreich einerseits, den einzelnen Südstaaten und dem Nordbunde andrerseits eine passende Form zu finden. Aber diese Versuche, welche Graf Bismarcks staatsmännischer Blick von vornherein für fruchtlos hielt, scheiterten an der Abneigung Oestreichs, das über den Prager Frieden nicht hinausgehen wollte. Auch war Fürst Hohenlohe gleich seinem würtembergischen Kollegen, dem Freiherrn von Varnbüler eifrigst bemüht, den Anschluß des Südens an den Nordbund derartig zu gestalten, daß die Selbständigkeit der süddeutschen Mittelstaaten im weitesten Umfange gewahrt werde, ein Bestreben, in dem er besonders auf den Widerstand der opferwilliger gesinnten badischen Regierung stieß.

Unter diesen Umständen war es von höchster Bedeutung, daß Graf Bismarck auf einem anderen Gebiete, auf dem Preußen nur Siege aufzuweisen hatte, einen neuen Erfolg errang, der sich für die Einigung von Nord und Süd höchst förderlich erweisen konnte. Es galt den Zollverein, der nach dem Kriege wieder in Kraft getreten war, aber zum 1. Januar 1868 ablief, zu erneuern. Graf Bismarck legte nun den Plan eines Zollbundesrathes und Zollparlamentes vor, welchen beiden die gesammte Zollgesetzgebung in Deutschland zu übertragen sein würde. Süddeutsche Mitglieder sollten zu dem Zwecke zu dem Bundesrathe und dem Reichstage des Nordbundes treten. Nicht ohne Bedenken wurden diese Vorschläge nach kurzen Berathungen von Seiten der Re-
1867 gierungen genehmigt (8. Juli 1867). Auch die Volksvertretungen verhielten sich zustimmend, wenngleich alle Feinde Preußens sich zu gemeinsamem Widerstande gegen diese wirthschaftliche Einigung zusammenthaten, welche doch offenbar die Vorboten der politischen Einheit war. Daß diese Bestrebungen nicht erfolglos waren, sollte nachmals der Ausfall der Wahlen zum Zollparlament nur zu deutlich beweisen.

Der Austausch der Ratifikationen in Sachen des Zollparlamentes erfolgte am 6. November 1867; die Augustbündnisse von 1866 wurden gleichzeitig von neuem bekräftigt.

Eine Bedrohung der Neugestaltung Deutschlands lag auch in der innigen Freundschaft zwischen Oestreich und Frankreich. Zwar hatte König Wilhelm bei Gelegenheit der französischen Weltausstellung in Paris Napoleons Gastfreundschaft genossen, allein sein Besuch war ein Akt politischer Courtoisie, der nichts Ernstliches auf sich hatte. Anders verhielt es sich mit dem Besuch, den Napoleon nebst seiner Gemahlin am 18. August dem östreichischen Kaiserpaar in Salzburg abstattete, um ihm sein Beileid über das traurige Ende des Erzherzogs Maximilian (erschossen zu Queretaro als Kaiser von Mexiko) zu bezeugen. Man vereinigte sich über alle Hauptpunkte der Politik, natürlich auch über das Verhalten, das Preußen gegenüber zu beobachten sei. Freilich hatte auch König Wilhelm mit Kaiser Franz Joseph im Herbste d. J. 1867 zu Dos eine Zusammenkunft, aber innigere Beziehungen wurden

durch dieſelbe nicht geknüpft: Preußen mochte vor Oeſtreich auf der Hut ſein, zumal auch Napoleon ſchon wieder von „dunkeln Punkten am politiſchen Horizont“ fabelte.

Wenig erfreulich war nun die Zuſammenſetzung des erſten Zollparlamentes, welches alle ſüddeutſchen Gegner Preußens nach Berlin führte: „lieber franzöſiſch, als preußiſch“ war in Würtemberg die Parole geweſen, und ein Würtemberger (Probſt) ſchämte ſich nicht, im

Graf Eulenburg, Miniſter des Innern.

Graf Bismarck am Miniſtertiſch im Norddeutſchen Reichstage 1868.

Nach dem Leben gezeichnet von L. Pietſch.

Zollparlament vor einer Erweiterung der Kompetenzen zu warnen, weil ſich dann das Ausland einmiſchen könne. Graf Bismarck fertigte dieſen Patrioten unter dem Beifall der Verſammlung mit den Worten ab, der Appell an die Furcht finde keinen Widerhall in deutſchen Herzen. Aber gleichwol ſchien es nicht ſo, als werde aus dieſen Berathungen und den nüchternen, geſchäftsmäßigen Verhandlungen der beiden nächſten Seſſionen (1869 und 1870) ein nennenswerther politiſcher Erfolg im Sinne der Nationaleinheit hervorgehen. Zudem feierte in Würtemberg der Kampf gegen die „Verpreußung“ weitere Triumphe, und am 25. Februar 1870 mußte in Baiern der immerhin noch leidlich nationalgeſinnte Miniſter Hohenlohe dem

Grafen Bray-Steinburg weichen, welcher dem Anschluß an den Nordbund entschieden widerstrebte.

Auf dem Gebiete des Militärwesens erfolgte freilich um dieselbe Zeit in Würtemberg ein Umschlag, indem der nationalgesinnte Oberst von Suckow das Kriegsministerium erhielt und die Entfernung des Ministers v. Golther durchsetzte, welcher der eigentliche Günstling der preußenfeindlichen „Volkspartei" war.

So war denn abzuwarten, ob der Norddeutsche Bund in sich erstarken und im Falle einer Bedrohung des Gesammtvaterlandes den Süden nach sich ziehen könne, oder ob die Machinationen des Grafen Beust der gedeihlichen Entwicklung der Einheit einen Riegel vorschieben und Oestreich zur Wiedergewinnung seines früheren Einflusses in Deutschland befähigen würden.

In Oestreich selbst vollzog sich zunächst der Ausgleich mit Ungarn, dessen Forderungen fast ausnahmslos bewilligt wurden (Anfang 1867). Der Kaiser ließ sich am 8. Juni feierlich in Ofen krönen, zahlreiche Gnadenerweise gewannen Franz Joseph die Sympathie der Bevölkerung. Noch vor Ablauf des Jahres wurde die Verwaltung des „cisleithanischen" Reiches von der des „transleithanischen" (Ungarns) geschieden. Die Ungarn inkorporirten ohne Rücksicht auf historisches Recht das siebenbürger Sachsenland in das Magyarenreich und wußten auch den Widerstand der Kroaten zu besiegen. Im cisleithanischen Reiche dagegen herrschte noch eine mannigfaltige Gährung, die theils durch die katholische Geistlichkeit, theils durch die nationalen Parteien in den Einzellandtagen, besonders im böhmischen, hervorgerufen wurden. Finanzielle Verlegenheiten vermehrten den Wirrwarr. Bis zum Anfang des Jahres 1871 schwebte die Entscheidung, ob der Dualismus mit Hilfe der verfassungstreuen deutschen Reichstagsmehrheit erhalten bleiben oder Oestreich mit Hilfe der Polen und Tschechen in einen lockeren Bundesstaat umgestaltet werden solle.

8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Seit dem Prager Frieden lag der Krieg zwischen Frankreich und Preußen, so zu sagen, in der Luft: die Franzosen mußten sich gestehen, daß der Einfluß ihres Kaisers auf die Neuordnung Deutschlands ein sehr unbedeutender gewesen sei, das „Prestige" der „Großen Nation" eine erhebliche Einbuße erlitten habe. Gleichwohl konnte sich Napoleon in den nächsten Jahren noch nicht dazu entschließen, die Feindseligkeiten, die er für unausbleiblich hielt, zu beginnen: nahm er zuweilen wie in der Luxemburger Frage eine provocirende Haltung ein, so vermied er doch nicht minder wie die preußische Regierung das Aeußerste. Er mußte eben abwarten, bis die im Jahre 1866 begonnene Reorganisation seiner Armee vollendet sei und eine möglichst sichere Gewähr für das Gelingen eines Krieges mit dem waffentüchtigen Norddeutschen Bund geben könne. Auch ließ sich im Laufe der Zeit vielleicht ein völliges Einverständniß mit Oestreich erzielen; am guten Willen dazu fehlte es den preußenfeindlichen Grafen Beust gewiß nicht; nur daß auch er zu entschiedenen Schritten sich nicht entschließen durfte, bevor nicht im Kaiserstaat selbst alle Schwierigkeiten gehoben waren.

So erwünscht nun auch dem Kaiser Napoleon das östreichische Bündniß sein mochte, maßgebend für seine letzten Entschließungen war es nicht: es konnte eine Situation eintreten, welche ihm keine Wahl ließ, sondern ihm den Krieg aufnöthigte. Wenn die Opposition in Frankreich, die bisher nur wenige, aber bedeutende Männer umfaßte, an Ausdehnung oder Intensität zunahm, wenn die Unzufriedenheit mit dem Cäsarenthum im Volke sich steigerte, wie anders, als durch einen populären Krieg konnte er den wankenden Thron stützen? Um einen äußeren Anlaß zum Kriege brauchte man nicht verlegen zu sein: empfand die französische Eitelkeit schon die preußischen Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern als Beleidigungen, so ließ sich der geringfügigste Vorgang, wenn er nur eine Art von Handhabe bot, zu einem casus belli aufbauschen. So diente denn im Jahre 1870 der Versuch, den spanischen 1870
Thron durch einen Prinzen aus dem fürstlichen Hause Hohenzollern zu besetzen, zum Vorwande, um dem langgehegten Rachegefühl des französischen Volkes Befriedigung zu gewähren.

Nach der Vertreibung der Königin Isabella (1868) hatten die Spanier vergebliche Versuche gemacht, eine neue Staatsordnung zu begründen; als sie sich zur Wiederherstellung des Königthums entschlossen, fanden sie niemand geneigt, den spanischen Thron einzunehmen. Auch der Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton, erklärte sich erst auf wiederholtes Drängen der spanischen Diplomatie (Ende Juni 1870) zur Annahme der Krone bereit. König Wilhelm, privatim um seinen Rath befragt, hatte die Ablehnung empfohlen.

Obwol die Verwandtschaft des fürstlichen und des nunmehr königlichen Zweiges der Hohenzollern dem grauen Mittelalter entstammte, während Prinz Leopold von väterlicher und mütterlicher Seite her mit der Familie des ersten Napoleon verwandt war, obwol die französische Regierung von der Kandidatur des Prinzen Kenntniß gehabt und durch Einspruch in Madrid das Projekt hätte im Keime ersticken können, erregte die Nachricht, daß Prinz Leopold die Krone Spaniens angenommen habe, in Frankreich ungemeine Eifersucht und Entrüstung. Also auch Spanien sollte zu einer Provinz des unersättlichen Preußen, der Thron Karls V. der Dynastie Hohenzollern zu Theil werden! Solch ein Hohn forderte Rache, Rache für Sadowa obendrein, den Krieg um jeden Preis! Dies war die Stimmung der Mehrheit des französischen Volkes, es war die Ansicht eines Theiles der Minister (Gramont und Leboeuf), vor allem der Wille der Kaiserin Eugenie und ihres Anhanges. Der Kaiser selbst war anders gesinnt: er würde sich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold begnügt haben, er hätte aber lieber gesehen, wenn sich die Sache so drehen und wenden ließ, daß sich für Frankreich ein handgreiflicher Vortheil ergab, etwa die Annexion Belgiens endlich verwirklicht werden konnte. Aber Napoleon war der Volksmeinung und dem Willen der Kaiserin gegenüber machtlos: schon am 6. Juli gab in seinem Auftrage der Minister Herzog von Gramont im gesetzgebenden Körper drohende Erklärungen ab, die mit frenetischem Jubel begrüßt wurden.

Obwol diese Erklärungen der Regierung und die Sprache der pariser Zeitungen über die Stimmung und die Absichten Frankreichs kaum noch einen Zweifel ließen,

faßte man in Deutschland, selbst in leitenden Kreisen, den Zwischenfall noch nicht so ernst auf und beschränkte sich darauf, die französischen Zumuthungen in würdiger Form zurückzuweisen. Als der französische Gesandte am preußischen Hofe, Benedetti, an den zum Kurgebrauch in Ems befindlichen König Wilhelm die Forderung stellte, er solle dem Prinzen die nachträgliche Zurücknahme seiner Zusage anbefehlen, erhielt er zur Antwort: der König könne der freien Entschließung des Erbprinzen keinen Zwang anthun. Der Streit schien vollends gegenstandslos zu werden, als der Vater des Erbprinzen, Fürst Anton, am 12. Juli dem spanischen Gesandten in Paris anzeigte, daß sein Sohn freiwillig zurücktrete.

Die Mäßigung, welche die preußische Regierung den französischen Dreistigkeiten gegenüber bewies, verfehlte ihre Wirkung in Frankreich, wo man sich zu weiteren Unverschämtheiten erst recht ermuthigt fühlte. Die französischen Minister kamen überein, der König von Preußen müsse an den Kaiser einen Brief des Inhaltes richten, er habe der Würde der französischen Nation nicht zu nahe treten wollen, schließe sich auch dem Verzichte des Erbprinzen an. Der preußische Gesandte in Paris, Herr von Werther hörte in unbegreiflicher Schlaffheit diese beleidigenden Vorschläge nicht nur ruhig an, sondern versprach sogar sie seinem Könige zu übermitteln. Auch der englische Gesandte sollte die Abgabe der demüthigenden Erklärung unterstützen, aber der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, weigerte sich, der preußischen Regierung den Vorschlag zu unterbreiten; ebenso wahrte Graf Bismarck die Würde seines Monarchen, befahl auch in nicht mißzuverstehender Weise dem blöden Werther sofort seinen Urlaub anzutreten.

Gleichzeitig aber hatte König Wilhelm selbst zu Ems den zudringlichen Benedetti zurückweisen müssen (13. Juli), der ihm, wenn auch nicht jenen Entschuldigungsbrief, doch die Versicherung abnöthigen sollte, daß er eine Erneuerung der Hohenzollernschen Kandidatur für immer verhüten werde. Mit allgemeinem Jubel ward in Deutschland die Nachricht aufgenommen, König Wilhelm habe dem Botschafter auf sein erneutes Drängen durch den Adjutanten im Dienst sagen lassen, er habe ihm über die beregte Angelegenheit nichts mehr mitzutheilen. Die Nation durchzuckte das stolze Gefühl, daß der befreiende Krieg unvermeidlich geworden sei: die „Wacht am Rhein", ein bis dahin wenig bekanntes Lied, ertönte plötzlich in allen deutschen Gauen, der Main, welcher Nord und Süden bisher schied, schien überbrückt. Des Königs Reise von Ems nach Berlin glich einem Triumphzuge. (15. Juli.) Hier ward gleich nach der Rückkehr des Königs Kriegsrath gehalten und die schleunige Einberufung des Norddeutschen Reichstages (zum 19. Juli) beschlossen.

In Paris fiel die Entscheidung am 14. Juli. Auf die ersten Nachrichten hin, die Benedetti selbst aus Ems einsandte, war Napoleon noch zu keinem Entschlusse gekommen; die Verweisung weiterer Verhandlungen an das preußische Ministerium gab keinen hinreichenden Vorwand zum Kriege. Erst das Bekanntwerden des schneidigen Telegramms, in welchem Bismarck den deutschen Kabinetten die Abweisung Benedettis mittheilte, gab den Ausschlag: es wurde zu einer Beleidigung der französischen Nation gestempelt, die Mobilmachung beschlossen. Am folgenden Tage bewilligte der gesetzgebende Körper trotz der Einwürfe und Warnungen der geringfügigen Opposition den erforderlichen Kredit: der Senat beeilte sich noch mehr, die Regierungsvorlage anzunehmen und Rouher, der Präsident desselben, sprach

am 16. Juli dem Kaiser im Namen des „vor Unwillen und Stolz bebenden Vaterlandes" den Dank für die bisherigen Segnungen des Cäsarenthums, die Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft aus. In Paris herrschte allgemeiner Kriegstaumel; man bereitete sich für den Spaziergang nach Berlin vor. Denn daß man das vermessene Preußen besiegen werde, sah jedermann für gewiß an: wurde irgendwo eine Bedenklichkeit geäußert, so ließ sie sich leicht durch die Lügenbotschaft beschwichtigen, Würtemberg und Baiern hätten sich bereits auf die Seite Frankreichs gestellt.

Aber man hatte sich in Bezug auf die Stimmung Süddeutschlands doch etwas verrechnet. Allerdings gab es hier und da undeutschgesinnte Minister wie Herrn von Dalwigk in Darmstadt, auch besaß im bairischen Abgeordnetenhause die preußenfeindliche Partei der „Patrioten" (großentheils Ultramontane) die Majorität, aber die Bevölkerung im großen und ganzen war anders gestimmt und nicht gewillt, blindlings diesen Führern zu folgen. Dazu kam vor allem die patriotische Haltung des idealgesinnten jungen Königs Ludwig von Baiern, der schon am 16. Juli die Mobilmachung der Armee anbefahl.

Der König von Baiern erwiderte den Dank des Königs Wilhelm mit den Worten: „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen."

Die ultramontanen Führer wollten zwar nicht gestehen, daß die Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen im vorliegenden Falle Giltigkeit besäßen, entblödeten sich nicht, die Neutralität Baierns zu fordern und bewilligten statt des geforderten Kriegskredites von 27 Millionen anfänglich nur 6 Millionen zur Wahrung der bewaffneten Neutralität. Aber zuletzt ließ sich ein Theil der Majorität umstimmen und gewährte Mittel zu den eventuellen Kriegsvorbereitungen. Da mußte denn auch die würtembergische „Volkspartei" diesem Beispiele folgen: in Stuttgart nicht minder als in Karlsruhe und Darmstadt wurden die erforderlichen Kredite bewilligt.

An demselben Tage (19. Juli) trat in Berlin der Norddeutsche Reichstag zusammen. Der König verlas selbst die begeisternde Thronrede, dann begab er sich nach Charlottenburg an die Grabstätte seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Luise, um sich für den Ernst des Augenblicks durch die Erinnerung an eine große Zeit zu stärken. Unter dem Eindruck der französischen Kriegserklärung, welche der französische Geschäftsträger Le Sourd gegen 1 Uhr übergab, tagte die Versammlung und ertheilte am folgenden Tage eine einmüthige Antwort auf die erhebenden Worte des Königs: sie bezeugte die Opferwilligkeit des deutschen Volkes und sprach die Hoffnung aus, daß die Einigung aller Stämme den endlichen Sieg der Nation krönen werde. Nachdem der Reichstag in den nächsten Sitzungen die Bundesanleihe von 120 Millionen bewilligt, auch einige andere, durch die gegenwärtige Situation nothwendig gemachten Gesetze genehmigt hatte, trennte er sich am 21. Juli mit einem Hoch auf den greisen Bundesfeldherrn.

Die öffentliche Meinung in Europa war im ganzen Deutschland günstig, denn es war zu einleuchtend, daß Frankreich geflissentlich den europäischen Frieden störe. Auch verstand es Bismarck sehr geschickt, über Frankreichs eigennützige und ländersüchtige Politik Klarheit zu verbreiten, wo diese Erkenntniß noch fehlte. Indem er den auf die Eroberung Belgiens

zielenden Vertragsentwurf, welchen Graf Benedetti unkluger Weise in seinen Händen gelassen, veröffentlichen ließ, stellte er Frankreich aufs äußerste bloß und erregte in England gehörige Erbitterung gegen die französische Perfidie. England beeilte sich, der Ausführung dieses Planes sofort vorzubeugen, leistete auch der deutschen Sache dadurch Vorschub, daß es die kriegslustigen Dänen vor folgenschweren Uebereilungen warnte. Im weiteren Verlaufe aber vermochte es dies Krämervolk nicht, die Grundsätze einer ehrlichen und anständigen Politik zu befolgen und leistete der französischen Kriegführung mittelbar alle mögliche Unterstützung. Das Wiener Kabinet getraute sich nur mit Rücksicht auf die Stimmung in Deutsch-Oestreich nicht, seine lebhaften Sympathien mit Frankreichs Sache offen zu bekunden; Graf Beust verhieß strengste Neutralität, sagte aber unter der Hand dem Kaiser Napoleon seine Hilfe zu, sobald er seine Rüstungen beendigt habe und vor Rußland sicher sei. Auch die italienische Regierung verhielt sich nicht so, wie man von einer Macht erwarten durfte, welche Preußen wegen der müheloſen Erwerbung Venetiens zum größten Dank verpflichtet war. Viktor Emanuel scheute sich nicht auf Verhandlungen einzugehen, und sehr leicht hätte ein östreichisch-italienisch-französisches Bündniß gegen Preußen gebildet werden können, wenn nicht die Schnelligkeit der preußischen Kriegsleitung und die unerwartet glänzenden deutschen Siege eine heilsame Ernüchterung bewirkt hätten.

Und nun erlebte die Welt das großartige Schauspiel einer allgemeinen deutschen Mobilmachung. In majestätischer Ruhe setzte sich das mächtige Räderwerk in Bewegung; ein Befehl genügte, um sofort den ganzen Heeresmechanismus funktioniren zu lassen, und wie es im allezeit fertigen Mobilmachungsplane vorgeschrieben ist, standen am achten Mobilmachungstage die Armeekorps marschfertig da. Dem Plane der obersten Heeresleitung gemäß wurde die gesammte Streitmacht in drei Armeen getheilt.

Die Armeekorps, welche naturgemäß zuerst an der Grenze sein mußten, das rheinische und das westfälische, bildeten die Erste Armee (unter Steinmetz) und (längs der Saar) den rechten Flügel der gesammten Aufstellung. Zu ihnen kam demnächst noch das I. Armeekorps unter Manteuffel. Oestlich reihte sich daran (an der oberen Saar) die Zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, sieben Armeekorps, darunter die preußische Garde, die Sachsen und die Hessen. Den linken Flügel hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der dritten Armee, welche gleichzeitig Süddeutschland zu decken hatte; dem preußischen Thronfolger waren zu diesem Zwecke vor allem die süddeutschen Kontingente, insbesondere die bairische Streitmacht beigetreten (v. d. Tann); von preußischen Truppen hatte er nur Schlesier und Posener (VI. und V. Korps), sowie die Hessen-Nassauer (XI. Korps unter v. Bose). Für die Vertheidigung der Küsten hatte Vogel v. Falckenstein in Hannover zu sorgen: 90000 Mann Reserve-Landwehr- und Ersatztruppen befehligte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; die Flotte zerfiel in ein größeres Nordseegeschwader (unter Jachmann) und ein kleineres Ostseegeschwader (unter Heldt).

Am 2. August stand die deutsche Armee schlagfertig in der Nähe der französischen Grenze, der König war mit seinem Stabe in Mainz eingetroffen, der Einmarsch konnte in jedem Augenblick beginnen. Die deutschen Krieger brannten vor Begier, sich ihrer Väter und Großväter werth zu zeigen: zur Erinnerung an jene große Zeit war der Orden des Eisernen Kreuzes erneuert worden. Auf französischer Seite, wo trotz der beruhigenden Versicherungen des Kriegsministers der größte Wirrwarr herrschte, hatte man indessen die erforderlichen Gegenanstalten nicht vollenden können. Wäre es möglich gewesen, vor der Zusammenziehung der deutschen Armee auch nur ein paar schlagfertige Korps nach dem Rheinlande und nach

Süddeutschland zu werfen, so hätten diese wenigstens Augenblickserfolge erringen können, indem sie den ruhigen Gang der deutschen Mobilmachung gestört haben würden. Daran war aber bei der mangelhaften Beschaffenheit des Train nicht zu denken gewesen; noch in den letzten Tagen des Juli waren die vier Korps, die Napoleon an der Grenze bei einander hatte, in so mangelhaftem Zustande, daß der Marschall Bazaine mit ihnen zum Angriff vorzugehen für unmöglich erklärte. Auch war das Kundschafterwesen bei den Franzosen so vernachlässigt, daß sie von der Geringfügigkeit der ihnen gegenüberstehenden Preußen anfänglich keine Ahnung hatten. Um die Pariser zu beschwichtigen, welche schon ungeduldig nach Siegesnachrichten ausschauten, befahl Napoleon am 2. August dem General Frossard eine gewaltsame Rekognoszirung gegen die offene Stadt Saarbrücken. So bedeutungslos dieses Unternehmen war, zu dem Napoleon persönlich erschien und den kaiserlichen Prinzen mitbrachte, — er soll die erste „Mitrailleuse" auf die Feinde abgeschossen haben, — wurde das endliche Zurückweichen des Obersten Pestel nach tapferer Gegenwehr als eine ungeheure Niederlage der Preußen ausposaunt, prahlerische Nachrichten der Pariser Blätter fabelten von den Wundern, welche Chassepotgewehr und Kugelspritzen gewirkt haben sollten und prophezeiten eine neue Aera. Dieselbe sollte auch in Wirklichkeit beginnen, aber in anderer Weise als die französischen Prahler dachten, es begann die Aera der Rückzüge und Niederlagen der „großen" Nation; eine Reihe von Triumphen sollte die Deutschen an den Hauptfestungen des Landes vorbei über blutgetränkte Schlachtfelder nach Paris führen, bis auch die Hauptstadt selbst den Umklammerungen des starken germanischen Armes erlag.

Dem preußischen Kronprinzen ward es vergönnt, die erste Waffenthat zu vollbringen. Am 4. August überschritt er in der südlichen Pfalz die bairische Grenze und wandte sich gegen Weißenburg, das nur durch eine Division des Korps Mac Mahon, unter General Abel Douay besetzt war. Besonders die Erstürmung des Gaisberges erforderte schwere Opfer, aber Baiern wie Preußen (namentlich die Königsgrenadiere) bewiesen den herrlichsten Muth und der erste gemeinsame Kampf und Sieg festigte die junge Waffenbrüderschaft. Bereits zwei Tage später sollte sie von neuem auf die Probe gestellt werden. Die geschlagene französische Division hatte sich auf das Korps Mac Mahons zurückgezogen, der rasch alle verfügbaren Truppen an sich zog und am 5. August mit 45000 Mann eine feste Vertheidigungsstellung bei Wörth, südwestlich von Weißenburg einnahm. Sie war in der Front durch das Flüßchen Sauer gedeckt: der französische General hoffte, den deutschen Truppen den Weg durch den Wasgenwald zu verlegen. Der Kronprinz beabsichtigte erst am 7. August den Angriff zu unternehmen, aber aus Rekognoszirungsscharmützeln entwickelte sich ein ernstlicher Kampf, der ohne Nachtheil nicht abgebrochen werden durfte, sondern durchgefochten werden mußte. General von Kirchbach (V. Korps) übernahm damit eine schwere Verantwortung. Wörth wurde vom V. Korps genommen, dann drehte sich die Entscheidung um den Besitz von Elsaßhausen und Fröschweiler, von denen der erstere Ort den rechten Flügel der Franzosen bildete, der zweite aber den Schlüsselpunkt im Centrum. Als diese Punkte genommen waren, war auch der Sieg entschieden, aber mit schweren Verlusten er-

kauft: er kostete den Deutschen über 10000 Mann, mehr als der Tag von Königgrätz. Die Franzosen flüchteten westlich nach Reichshofen, besonders von würtembergischer Reiterei verfolgt; sie befanden sich in völliger Auflösung und verbreiteten Schrecken und Unordnung an allen Orten, wo sie erschienen.

An demselben Tage, wo die kronprinzliche Armee bei Wörth den Sieg errang, wurde auch bei Saarbrücken von Truppentheilen der Ersten und der Zweiten Armee ruhmvoll gestritten. Auch hier entwickelte sich, wie bei Wörth, aus einer Rekognoszirung eine mörderische Schlacht, indem der General von Kamecke mit der Vorhut der Steinmetzschen Armee die anscheinend nur schwach besetzten Höhen von Spicheren angriff. Diese Höhen, insbesondere der Gifertswald und der Rothe Berg, boten Terrainschwierigkeiten, denen gegenüber anfänglich aller Heldenmuth vergeblich war. Lange schwankte der Erfolg, langsam gewannen die Braven Terrain. Als endlich die Franzosen die Höhen räumten, waren auch die deutschen Truppen zu erschöpft, um den blutigen Sieg vollkommen ausnutzen zu können. Allerdings artete der Rückzug der Franzosen auch hier in wilde Flucht aus, und die Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Stellung war ein Bravourstück, auf welches die preußische Armee in Ewigkeit stolz sein darf; allein es war geeignet, die Siegesfreude zu trüben, als sich herausstellte, daß Frossard infolge der Schlacht von Wörth seine Stellung einen Tag später auch ohne Kampf hätte räumen müssen.

Jedenfalls war der moralische Eindruck des Doppelsieges in Frankreich wie in Deutschland von unendlicher Bedeutung. Fast staunend stand der bescheidene Deutsche vor den ungeahnten Erfolgen: nach solchem Anfange ließ sich ja wirklich ein gutes, vielleicht ein baldiges Ende erhoffen. Wie anders in Paris! Zuerst hatte man die Bevölkerung durch erlogene Siegesbotschaften bezaubert, aber bald gelangte diese hinter den Schwindel und verlangte Wahrheit. Und da kam (7. August) das erste denkwürdige Telegramm Napoleons: es erzählte statt von Siegen von Rückzügen, die sich in guter Ordnung vollzögen, es gab den leidigen Trost, „es könne noch alles gut werden."

Die nächste Folge war der Sturz des Ministers Olivier und seine Ersetzung durch den Grafen von Palikao, einen durch rücksichtslose Energie bekannten General. Eine seiner ersten Gewaltmaßregeln war die Vertreibung aller in Frankreich angesessenen Deutschen. Abgesehen von dieser überflüssigen Grausamkeit traf aber das Ministerium „der letzten Stunde", wie man es höhnte, ganz zweckmäßige Anordnungen. Es suchte die Mobilgarde für Kriegszwecke brauchbar zu machen und sorgte für die Vertheidigung und Verproviantirung von Paris; aber allerdings zwang es auch den Kaiser, den unfähigen Leboeuf zu entlassen und das Kommando in Bazaines Hände zu legen. Doch auch nach Paris durfte der Kaiser nicht zurückkehren: die Kaiserin blieb einstweilen Regentin; aber wenn keine Siegesnachrichten einliefen, war das Kaiserthum, das schon jetzt lebhaft angefeindet wurde, zum Sturze reif. Solche Siegesnachrichten waren kaum zu erwarten: hatte sich doch nach den Unfällen der Rheinarmee ein neuer Kriegsplan noch gar nicht feststellen lassen. Bis wie weit sollte man sich zurückziehen, wo die Entscheidungsschlacht liefern? Vier Korps befanden sich im Lager von Chalons unter Mac Mahons Oberbefehl, über ebenso viele verfügte der Generalissimus Bazaine.

In der Zwischenzeit hatte die deutsche Armee, nachdem sie ein besonderes Korps unter dem General von Werder zur Belagerung Straßburgs detachirt hatte,

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutſchen Reichs und von Preußen.

Nach einer Photographie vom Ende der ſiebziger Jahre.

ihren Vormarsch nach der Mosellinie angetreten und am 12. August zum größten Theil die Pässe des Wasgenwaldes hinter sich. Auf eigentlichen Widerstand war sie fast nirgends gestoßen, die kleinen Festungen, mit deren Belagerung man sich nicht aufhalten mochte, wurden, wie Pfalzburg, eingeschlossen. Die gefürchteten preußischen Ulanen, dem Heere vorauseilend, säuberten das Vorterrain und hielten die Bevölkerung im Zaume. Man hatte nun auf deutscher Seite eigentlich erwartet, daß die Franzosen noch östlich der Mosel, hinter der französischen Nied, eine Schlacht annehmen würden, aber diese Stellung gab Napoleon auf und es fragte sich, ob Bazaine nicht auch die Mosel- und Maaslinie (d. h. Metz und Verdun) aufgeben werde, um erst bei Chalons, vereinigt mit Mac Mahon die Entscheidungsschlacht zu liefern. Es lag im deutschen Interesse, diesem Fall vorzubeugen, d. h. es galt, die Armee Bazaines an der Mosel festzuhalten und hier zum Schlagen zu zwingen.

Diesem Zwecke dienten zunächst die Unternehmungen vom 14. und 16. August, das Gefecht von Colombey-Nouilly auf dem rechten Moselufer und die blutige Schlacht von Vionville oder Mars-la-Tour auf dem linken Ufer des Flusses.

Die drei Armeen hatten ihren Marsch in der Weise nach der Mosel dirigirt, daß Steinmetz (I. Armee) nördlich gerade auf Metz losrückte, Friedrich Karl (II. Armee) etwas südlicher auf Pont-à-Mousson, der Kronprinz noch weiter südlich über Nancy marschirte.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl nämlich schickte sich an, die Mosel drei Meilen südlich von Metz, bei Pont-à-Mousson zu überschreiten, um Bazaine in den Rücken zu gelangen und ihm die Straße auf Verdun zu versperren. Da diese Umgehung aber geraume Zeit in Anspruch nahm, suchte man Bazaine noch, so lange es ging, auf dem rechten Ufer festzuhalten. Das blutige Gefecht von Colombey-Nouilly, welches Steinmetz lieferte, erreichte diesen Zweck vollständig: die Franzosen freilich, welche die Absicht der deutschen Heeresleitung nicht erkannten, schrieben sich den Sieg zu, weil die Preußen einen größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitten, als sie selbst und auch an Terrain nicht gewonnen hatten.

So war der eine Theil des Werkes gelungen: daß die zweite Aufgabe nicht ganz in der gleichen Weise gelöst wurde, lag an dem Zusammenwirken mehrerer Umstände.

Man hatte den Franzosen zu große Schnelligkeit der Bewegung zugetraut und den größten Theil der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Westen dirigirt, um Bazaine noch vor dem Ueberschreiten der Maas zu ereilen. Nordwärts, nach der Straße, welche über die Dörfer Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars la Tour von Metz auf Verdun führt, hatte man nur die Brandenburger und Hannoveraner, sowie zwei Kavalleriedivisionen entsendet. Nun waren aber die französischen Heeressäulen kaum bis Mars la Tour gelangt. Die zuerst auf dem streitigen Terrain eintreffenden Brandenburger stießen demnach auf einen an Zahl weit überlegenen Feind und geriethen in die Gefahr, überflügelt oder durchbrochen zu werden. Auch nach der Einnahme von Vionville und Flavigny war diese Gefahr nicht beseitigt; Prinz Friedrich Karl suchte ihr durch blutige Reiterangriffe vorzubeugen, unter denen der Todesritt der halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen unsterblichen Ruhm gewonnen hat. Zwar wurde die Lage der Brandenburger durch das Eintreffen der

Hannoveraner ein wenig gebessert, aber auch der Feind erhielt Verstärkungen. Hätte Bazaine seine Reserven nicht allzu vorsichtig geschont, so hätte dieser Tag für die Preußen leicht gefährlich werden können. So aber bewies der Prinz noch am Abend durch einen letzten Vorstoß auf Rezonville, daß man sich keineswegs für besiegt halte; dann machte die Nacht den übermenschlichen Anstrengungen ein Ende. Ueber 17000 Mann hatte das deutsche Heer (freilich auch der Gegner eben so viel) verloren: erst der weitere Verlauf konnte lehren, ob eine so schmerzliche Einbuße wenigstens einen entscheidenden militärischen Vortheil herbeigeführt hatte.

Bazaine betrachtete sich als Sieger: er gab seine Absicht, nach der Maas durchzubrechen noch nicht auf, sondern zog seine Armee nur etwas näher an Metz heran und befestigte sich am 17. August in einer ausgezeichneten Vertheidigungsstellung, welche sich auf dem Plateau nördlich von Gravelotte, Rezonville und Mars-la-Tour darbietet.

Der Höhenrücken erstreckt sich von St. Marie aux Chênes und St. Privat (dieses gerade nördlich von Gravelotte) in südöstlicher Richtung nach der Mosel zu. Auf der nördlichen Abdachung liegt gerade hinterwärts von St. Privat Roncourt, vor St. Privat dagegen Amanvillers und vor St. Marie St. Ail. Noch weiter vorwärts (südlich von St. Ail) ist Verneville zu merken, an das sich (südöstlich) die Vorwerke Point du jour und St. Hubert reihen. Ganz im Osten nahe der Mosel und durch die Schlucht des Baches von Chatel vom eigentlichen Schlachtfeld getrennt, liegt Plappeville. Südlich von dem beschriebenen Plateau führt die Hauptstraße nach Westen (nach der Maas zu) und spaltet sich bei Gravelotte in zwei Wege, einen nordwestlichen (über Doncourt und Jarny) und einen südwestlichen über die bereits genannten Orte Rezonville, Vionville und Mars la Tour.

Die französische Aufstellung bildete einen Kreisabschnitt oder, wenn man will, einen Haken, dessen Hauptfront nach Südosten gerichtet war, während die andere Seite sich nach Westen wandte. Ganz nahe der Mosel stand in Reserve die Garde bei dem Fort Plappeville, vor ihm Leboeuf, bei St. Hubert Frossard, bei Amanvillers Ladmirault, bei St. Privat bis nach Roncourt hin Canrobert.

Auf deutscher Seite erwartete man eigentlich schon für den 17. August die Erneuerung des Kampfes; als sich Bazaine gleichwohl still verhielt, blieb man bei der irrigen Voraussetzung, der Feind gedenke nach Nordwesten abzuziehen. Indes traf man auch für den entgegengesetzten Fall die nöthigen Vorkehrungen. Vor allem zog man das gesammte Heer bis auf das I. Korps auf das linke Moselufer.

Das XII. Korps (Sachsen), die Garde und das IX. Korps, welche anfangs ganz nach Westen dirigirt waren, mußten eine bedeutende Rechtsschwenkung machen, so daß die Sachsen auf St. Marie aux Chênes, die Garde auf St. Ail, das IX. Korps auf Amanvillers rückten. Hinter ihnen blieben die bei Mars la Tour so hart mitgenommenen Brandenburger und Hannoveraner in der Reserve. Den rechten Flügel bildeten das VII. und VIII. Korps (von Gravelotte bis zur Mosel), die Pommern wurden hier als Rückhalt erwartet.

Der Erfolg des Schlachttages (18. August) hing nicht von dem Angriff auf die Hauptfront ab, die Natur und Kunst dem Vorschreiten fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Es kam vielmehr darauf an, die Umgehung des Feindes im Westen zu bewirken, ihn in der Flanke und womöglich auch im Rücken zu fassen (von Roncourt aus), wo die Stellung nicht befestigt war. Den Moment, wo die Geschütze des XII. Armeekorps im Rücken der Feinde donnern würden, mußte man abwarten. Aber einerseits unterschätzte man die Zeit, welche die Umgehung des Feindes in Anspruch nehmen würde, ebenso auch die Furchtbarkeit der französischen Stellung; endlich führte auch der etwas voreilige Angriff Manstein's

Standpunkt des Königs nördlich von Gravelotte, rechts von der Chauſſee nach Verneville am Abend der Schlacht des 18. Auguſt.

Roon. König Wilhelm. Großherzog von Weimar. Prinz Karl. Bismarck.

Im Hintergrunde Moscou. Im Mittelgrund St. Hubert.

bei Amanvillers (IX. Korps) den Kampf schneller als zweckmäßig war herbei. Nun mußte auch das VII. und VIII. Korps den Feind beschäftigen, Manstein kam in die übelste Lage, aus der ihn nur die brandenburgischen Batterien befreiten. Die Garden nahmen unter den schmerzlichsten Verlusten St. Ail und St. Marie aux Chênes, die Stellung von St Privat suchte man zunächst durch Geschützfeuer zu erschüttern; weiter links kämpften die Sachsen um Roncourt. Auch auf dem rechten Flügel war der Kampf entbrannt: St. Hubert ward um 3 Uhr von den Rheinländern erstürmt, aber weiter vorwärts kam man nicht. Bis zum Einbrechen der Dämmerung schwankte der Kampf hier hin und her, selbst ein Durchbruch der Franzosen bei Gravelotte wäre vielleicht möglich gewesen, wenn nicht zur rechten Zeit die sehnlichst erwarteten Pommern eintrafen. Hier endete der Kampf ohne eigentliche Entscheidung: diese war vielmehr auf dem linken Flügel durch das Zusammenwirken der Sachsen und der Garden herbeigeführt worden. Die letzteren unternahmen um ½6 Uhr, ehe Roncourt genommen war, einen heldenmüthigen Angriff auf St. Privat; er scheiterte zwar der Hauptsache nach, veranlaßte aber Canrobert, Verstärkungen aus Roncourt heranzuziehen. Nunmehr fiel das Dorf in die Hände der Sachsen, welche den letzten Angriff der Garde endlich erfolgreich unterstützen konnten. Auch St. Privat ward genommen.

Ueber den ungeheuren Verlusten dieses Schlachttages (20,000 Todte und Verwundete) erstarb in der Heimath fast der Jubel. Noch ließ sich gar nicht übersehen, was erreicht war. Sicherlich ward Bazaines Heer zwischen die Wälle von Metz gedrängt; aber wenn diese Festung, außerordentlich stark durch Kunst und Natur, entsprechend verproviantirt war, durfte man sie mit einer Besatzung von beinahe 200,000 Mann nicht unbehelligt im Rücken liegen lassen. Welche Heereskräfte waren nicht erforderlich, um die Festung so einzuschließen, daß kein Entrinnen möglich war! Und doch durfte die Hauptmacht des deutschen Heeres nicht vor diesen Wällen Halt machen; ein solches Stehenbleiben hätte nur den Muth der Franzosen gehoben und ihnen außerdem Zeit gewährt, die Truppen Mac Mahons zu verstärken und jene Volksheere ins Feld zu stellen, die nachmals den Deutschen genug zu schaffen machen sollten.

Glücklicherweise gestattete es die Stärke der deutschen Heeresmacht, eine genügende Truppenzahl zur Umschließung von Metz zurückzulassen und dennoch den Vormarsch mit hinreichenden Streitkräften fortzusetzen. Die Cernirung der Festung fiel dem Prinzen Friedrich Karl zu, der die Erste und Zweite Armee unter seinem Kommando vereinigte; doch waren zuvor das sächsische (XII.) Armeekorps, die Garde und das IV. Korps ausgeschieden und als Vierte- oder Maasarmee dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt worden. Diese Armee und die des Kronprinzen hatten die Aufgabe, Mac Mahon aufzusuchen, den man zunächst bei Chalons vermuthen mußte. Dieser hatte aber nach langem Schwanken mit Bazaine vereinbart, daß er nordwärts nach Montmedy ziehen und ihm dort die Hand reichen wolle. So gab Mac Mahon (24. August) Chalons und die Straße nach Paris preis; der Kronprinz von Sachsen erreichte, ohne auf Widerstand zu stoßen, südlich von Verdun, das vergebens beschossen wurde, die Maas. Sowie man aber die veränderte Marschrichtung des Feindes ausgekundschaftet hatte, stellten die beiden deutschen Heere den Vormarsch nach Westen ein und wandten sich nun auch nordwärts, um wieder Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Denn man mußte Mac Mahon um jeden Preis verhindern, sich Bazaine zu nähern, der

von Metz ausbrechen sollte, sowie die Möglichkeit der Vereinigung gegeben war. Da Mac Mahon am 27. August bei Busancy merkte, daß ihm die Deutschen auf den Fersen waren, wollte er den beabsichtigten Plan zur Rettung Bazaines aufgeben, aber das Ministerium in Paris bestand auf der Ausführung und so marschirte der Marschall in sein sicheres Verderben. Er versuchte südlich der Maasfestung Sedan bei Mouzon und Stenay den Uebergang über diesen Fluß zu gewinnen, aber bald sahen die Franzosen, daß der südlichste Punkt (Stenay) nicht mehr zu erreichen war: die Vortruppen der Sachsen warfen sie nordwärts auf Beaumont, das noch auf dem linken Maasufer liegt (etwa in der Mitte zwischen den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Mouzon und Stenay). Hier ließ sich ein Theil des französischen Heeres, — der andere war bei Mouzon schon glücklich über den Fluß gekommen — überfallen und ward (30. August) völlig geschlagen. Einige Truppentheile gelangten noch bei Mouzon, Bazeilles und Remilly über die Maas, andere zogen sich in der Richtung auf Sedan (nordwärts) zurück.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Süden und Südwesten herbeigeeilt, um ihrerseits den Marschall zu umfassen. Mac Mahon hatte nur die Wahl, entweder schleunigst auf belgisches Gebiet überzutreten oder, Sedan im Rücken, auf dem rechten Maasufer noch eine Entscheidungsschlacht zu wagen.

Die französische Aufstellung umzog in einem Halbkreis die Festung Sedan. Nördlich von Sedan besetzte Mac Mahon Floing (nahe der Maas) und Illy, östlich Givonne, Daigny und Moncelle, südlich Bazeilles und Balan (diese beiden Orte noch auf dem linken Ufer der Maas).

Der preußische Angriffsplan ging dahin, die Maas oberhalb und unterhalb der französischen Aufstellung zu überschreiten, sie von Norden, Osten und Süden zu umklammern und den von ihr gebildeten Halbkreis nach Sedan zu einzudrücken. Der Lauf der Maas erschwerte besonders die Umgehung im Norden, welche dem V. und XI. Korps (Posenern und Hessen) zufiel.

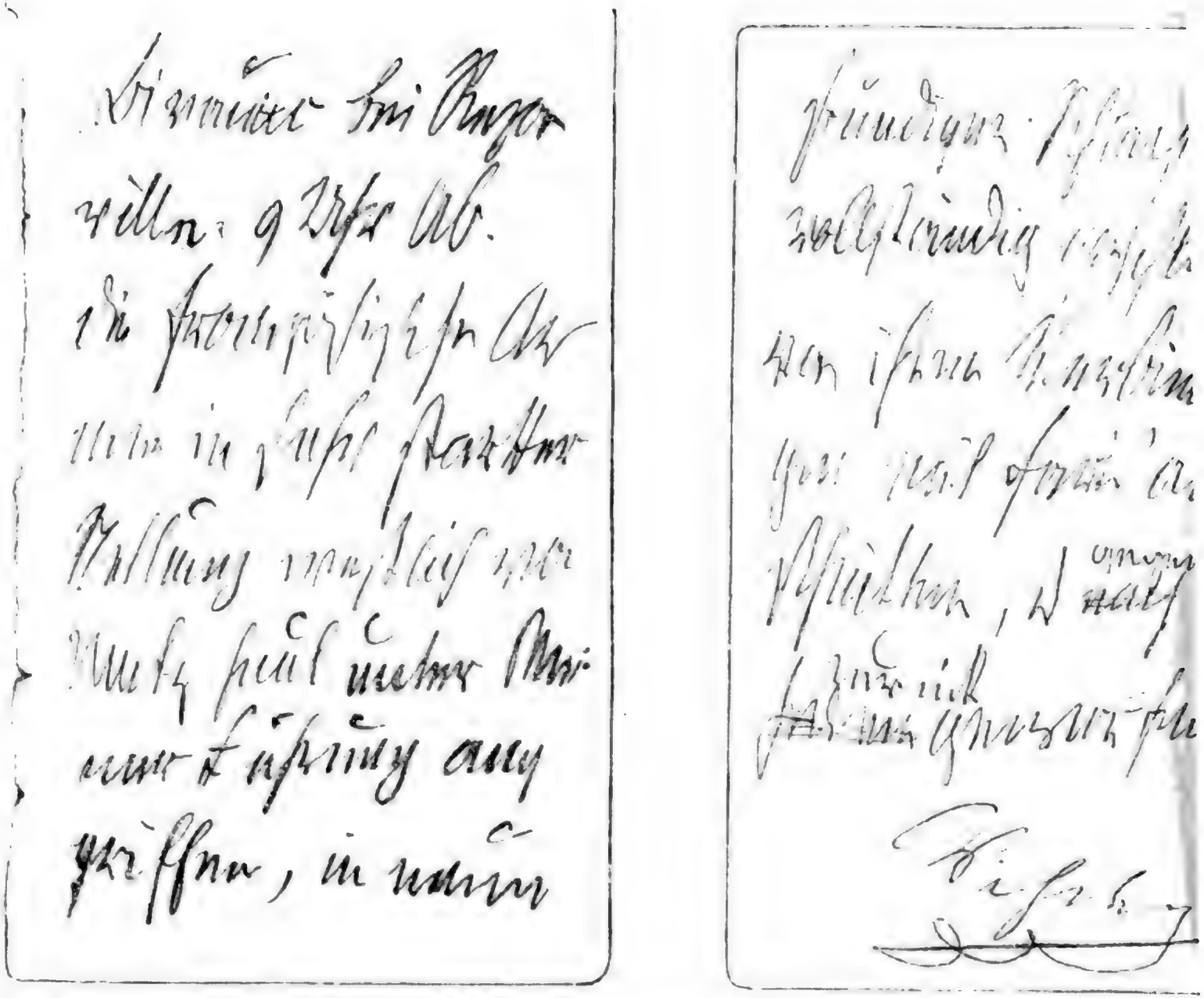
Standpunkt des Königs auf dem Hügel von Cheveuge, 1¼ Stunde von Sedan, in der Morgenfrühe des 1. September.

Gezeichnet von dem Augenzeugen Woldemar Friedrich.

Bismarck auf der Höhe vor Sedan, am 1. September 1870, 2 Uhr Mittags. Nach dem Leben gezeichnet vom Augenzeugen Ludwig Pietſch.

Die deutſche Schlachtlinie (auf dem linken Maasufer) war folgendermaßen gebildet. Den rechten Flügel hatte der Kronprinz von Sachſen (voran das XII. Korps, dann das IV., darauf die Garde, dahinter Kavallerie). Weiter links ſtanden die Baiern, Bazeilles gegenüber; daran ſchloſſen ſich als linker Flügel das V. und XI. Korps bei Donchéry. Nicht weit von dieſem Orte, auf dem Hügel von Cheveuge bei Frénois, nahm König Wilhelm nebſt Bismarck, v. Roon und Moltke Aufſtellung.

Den Kampf eröffneten in der Morgenfrühe des 1. September die Baiern mit dem Angriffe auf Bazeilles, das erſt nach ſechsſtündigem Kampfe genommen wurde. Dann eroberten ſie auch Balan und behaupteten es gegen die Ausfälle aus der Feſtung Sedan. Die Sachſen, nachher von der Garde unterſtützt, eroberten bis Mittag Givonne, Moncelle und Daigny. Der linke Flügel konnte erſt gegen 1 Uhr zum eigentlichen Angriff auf Floing ſchreiten: nach zwei Stunden war es genommen, und auch Illy ward nunmehr von den Franzoſen geräumt. Um 3 Uhr reichten ſich hier die Poſener und die von Givonne nordwärts vorgedrungenen Garden die Hand; der Ring war geſchloſſen. Man konnte jetzt die nach Sedan zuſammengedrängte franzöſiſche Armee durch Geſchützfeuer vernichten, zögerte aber in der Vorausſetzung, daß der Feind, das Verzweifelte ſeiner Lage einſehend, Unterhandlungen ſuchen werde, mit der Anwendung jenes äußerſten Mittels. Auf franzöſiſcher Seite, wo nach Mac Mahons Verwundung der Oberbefehl zuerſt an Ducrot, dann an General Wimpffen übergegangen war, hatte Napoleon zuerſt die Fruchtloſigkeit weiteren Widerſtandes erkannt. Wimpffen überzeugte ſich zwar bald, daß ein Durchbruch nach Weſten hin (Balan) unmöglich



Die Siegesdepesche von Gravelotte an J. M. die Königin, von König Wilhelm dem Grafen Bismarck dikt
und vom König eigenhändig unterzeichnet im Bivouac bei Rezonville am 18. Augu
(Bemerkenswerth die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster Wortlaut „nach Metz hineinge

von Metz ausbrechen sollte, sowie die Möglichkeit der Vereinigung gegeben war. Da Mac Mahon am 27. August bei Busancy merkte, daß ihm die Deutschen auf den Fersen waren, wollte er den beabsichtigten Plan zur Rettung Bazaines aufgeben, aber das Ministerium in Paris bestand auf der Ausführung und so marschirte der Marschall in sein sicheres Verderben. Er versuchte südlich der Maasfestung Sedan bei Mouzon und Stenay den Uebergang über diesen Fluß zu gewinnen, aber bald sahen die Franzosen, daß der südlichste Punkt (Stenay) nicht mehr zu erreichen war: die Vortruppen der Sachsen warfen sie nordwärts auf Beaumont, das noch auf dem linken Maasufer liegt (etwa in der Mitte zwischen den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Mouzon und Stenay). Hier ließ sich ein Theil des französischen Heeres, — der andere war bei Mouzon schon glücklich über den Fluß gekommen — überfallen und ward (30. August) völlig geschlagen. Einige Truppentheile gelangten noch bei Mouzon, Bazeilles und Remilly über die Maas, andere zogen sich in der Richtung auf Sedan (nordwärts) zurück.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Süden und Südwesten herbeigeeilt, um ihrerseits den Marschall zu umfassen. Mac Mahon hatte nur die Wahl, entweder schleunigst auf belgisches Gebiet überzutreten oder, Sedan im Rücken, auf dem rechten Maasufer noch eine Entscheidungsschlacht zu wagen.

Die französische Aufstellung umzog in einem Halbkreis die Festung Sedan. Nördlich von Sedan besetzte Mac Mahon Floing (nahe der Maas) und Illy, östlich Givonne, Daigny und Moncelle, südlich Bazeilles und Balan (diese beiden Orte noch auf dem linken Ufer der Maas).

Der preußische Angriffsplan ging dahin, die Maas oberhalb und unterhalb der französischen Aufstellung zu überschreiten, sie von Norden, Osten und Süden zu umklammern und den von ihr gebildeten Halbkreis nach Sedan zu einzudrücken. Der Lauf der Maas erschwerte besonders die Umgehung im Norden, welche dem V. und XI. Korps (Posenern und Hessen) zufiel.

Standpunkt des Königs auf dem Hügel von Cheveuge, 1¼ Stunde von Sedan, in der Morgenfrühe des 1. September.

Gezeichnet von dem Augenzeugen Woldemar Friedrich.

Bismarck auf der Höhe vor Sedan, am 1. September 1870, 2 Uhr Mittags. Nach dem Leben gezeichnet vom Augenzeugen Ludwig Pietſch.

Die deutſche Schlachtlinie (auf dem linken Maasufer) war folgendermaßen gebildet. Den rechten Flügel hatte der Kronprinz von Sachſen (voran das XII. Korps, dann das IV., darauf die Garde, dahinter Kavallerie). Weiter links ſtanden die Baiern, Bazeilles gegenüber; daran ſchloſſen ſich als linker Flügel das V. und XI. Korps bei Donchéry. Nicht weit von dieſem Orte, auf dem Hügel von Cheveuge bei Frénois, nahm König Wilhelm nebſt Bismarck, v. Roon und Moltke Aufſtellung.

Den Kampf eröffneten in der Morgenfrühe des 1. September die Baiern mit dem Angriffe auf Bazeilles, das erſt nach ſechsſtündigem Kampfe genommen wurde. Dann eroberten ſie auch Balan und behaupteten es gegen die Ausfälle aus der Feſtung Sedan. Die Sachſen, nachher von der Garde unterſtützt, eroberten bis Mittag Givonne, Moncelle und Daigny. Der linke Flügel konnte erſt gegen 1 Uhr zum eigentlichen Angriff auf Floing ſchreiten: nach zwei Stunden war es genommen, und auch Illy ward nunmehr von den Franzoſen geräumt. Um 3 Uhr reichten ſich hier die Poſener und die von Givonne nordwärts vorgedrungenen Garden die Hand; der Ring war geſchloſſen. Man konnte jetzt die nach Sedan zuſammengedrängte franzöſiſche Armee durch Geſchützfeuer vernichten, zögerte aber in der Vorausſetzung, daß der Feind, das Verzweifelte ſeiner Lage einſehend, Unterhandlungen ſuchen werde, mit der Anwendung jenes äußerſten Mittels. Auf franzöſiſcher Seite, wo nach Mac Mahons Verwundung der Oberbefehl zuerſt an Ducrot, dann an General Wimpffen übergegangen war, hatte Napoleon zuerſt die Fruchtloſigkeit weiteren Widerſtandes erkannt. Wimpffen überzeugte ſich zwar bald, daß ein Durchbruch nach Weſten hin (Balan) unmöglich

sei, zögerte aber immer noch mit der Einleitung der Kapitulation. Als nun die Baiern die Stadt mit Granaten bewarfen, ließ Napoleon auf eigene Hand die weiße Fahne aufziehen, und nun begannen die Verhandlungen. Um 7 Uhr traf bei dem Könige zu Frênois als Abgesandter Napoleons General Reille ein und überreichte ein Schreiben, demzufolge der Kaiser, da er an der Spitze seiner Truppen den Tod nicht habe finden können, seinen Degen in die Hände des Königs überliefere. Die eigentlichen Kapitulationsverhandlungen dauerten bis in die Nacht: Napoleon wartete ihr Resultat nicht ab, sondern suchte Bismarck auf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Indessen konnte er nichts erreichen, zumal der König die Begegnung mit dem Kaiser vermied, bis die Kapitulation unterzeichnet war. Sie bestätigte einen Sieg ohne Gleichen; ein Heer von 84,000 Mann mit 600 Geschützen gerieth in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Erst um 2 Uhr — die Kapitulationsurkunde war dem Könige bald nach 12 Uhr eingehändigt — begab sich König Wilhelm nach dem Schlößchen Bellevue bei Frênois, wo Napoleon den Ausgang abgewartet hatte. Nach einer kurzen Unterredung hielt der König einen Umritt zu seinen siegreichen Truppen, der Kaiser reiste am folgenden Tage nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab, das ihm als Aufenthaltsort angewiesen war.

Dieser Erfolg, unerhört in der Geschichte, rief natürlich zunächst bei den Siegern auf dem Schlachtfelde die jubelndste Begeisterung wach; aber sie durcheilte wie auf Flügeln des Sturmes auch das ganze deutsche Land. Nun galt es allen Patrioten für ausgemacht, daß die Errungenschaften des großen Krieges über rein militärische Vortheile hinausgehen müßten: Elsaß und Lothringen, die man schon nach den ersten Schlachttagen in Anspruch genommen hatte, wurden jetzt stürmisch heimgefordert; aus dem Sturze des napoleonischen Kaiserthums mußte ein einiges Deutschland, ein deutsches Kaiserthum hervorgehen. Auch der Friede schien in naher Aussicht zu stehen, da doch der Kaiser selbst gefangen war.

Man überschätzte — wahrlich ein leicht verzeihlicher Irrthum! — die Bedeutung des Sieges von Sedan: man übersah, daß in dem Kaiser und seiner Armee noch nicht die französische Nation besiegt war, man konnte nicht ahnen, daß in diesem Volke von eitlen Prahlern noch ein gewaltiger Widerstandsgeist schlummre, ein zäher Ingrimm, wie ihn das Unglück zu zeitigen pflegt.

In Paris, wo Graf Palikao bis zum letzten Augenblick das Unglück der französischen Armee durch Lügennachrichten zu verdecken versucht hatte, erreichte nämlich mit der Unglückskunde von Sedan die Kaiserwirthschaft (4. September) ein Ende. Die Regierung der „nationalen Vertheidigung", aus den Mitgliedern der früheren Opposition bestehend, mit Jules Favre an der Spitze, trat in Kraft; die Kaiserin floh nach England, Frankreich wurde zur Republik erklärt.

Die neue Regierung stellte sich eine doppelte Aufgabe: es galt, durch diplomatische Verhandlungen die Deutschen um die Früchte des Sieges zu bringen, womöglich eine Einmischung des Auslandes herbeizuführen, dann aber auch den nationalen Widerstand zu organisiren. Zunächst versuchte es Jules Favre, dem es an jeder Selbsterkenntniß fehlte und der mit abgedroschenen Phrasen Eindruck zu machen hoffte, mit Bismarck. Dieser ließ sich auch zu Unterredungen bewegen, obgleich er Favre keine autoritative Stellung zugestand und ihn nur als Privatmann betrachtete. Die Konferenzen zu Haute Maison und Ferrieres (19. und 12. September) zeigten die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Anschauungen. Während Bismarck im Interesse Deutsch-

lands bedeutende Abtretungen, namentlich auch Straßburg verlangte — das ohnehin bald fallen müsse —, erging sich Favre in Deklamationen über solche „Gewaltakte", welche der modernen Zeit unangemessen seien und von Europa nie geduldet werden würden. Auch die Bedingungen, unter welchen Bismarck einen mehrwöchentlichen Waffenstillstand zu bewilligen geneigt war, hielt Favre für unannehmbar. So mußte er unverrichteter Dinge heimkehren.

Der Aufgabe, das Ausland in Harnisch zu bringen, unterzog sich mit großem Opfermuthe der greise Thiers. Bei seiner Rundreise, die in Petersburg begann, hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, daß von keiner der europäischen Großmächte bewaffneter Beistand zu erwarten sei.

Frankreichs eigene Wehrkraft zu organisiren übernahm mit diktatorischer Gewalt der Advokat Gambetta, und zwar wurde der Mittelpunkt seiner Thätigkeit die Stadt Tours. Denn da die Hauptstadt seit der zweiten Hälfte des September von den Deutschen immer enger umschlossen wurde, schien es nothwendig, den Sitz der Regierung an einen Punkt zu verlegen, wo man noch volle Freiheit der Bewegung besaß. Am 6. Oktober verließ Gambetta in einem Luftballon Paris, gelangte glücklich nach Tours und begann mit fieberhafter Thätigkeit die Wehrbarmachung der Nation. Theils sorgte er für die Ergänzung der Linientruppen, theils schuf er leichte Schützenkorps (Franctireurs) für den kleinen Krieg. Gegen die verschiedenen Parteibestrebungen, welche den „Widerstand à outrance" lähmen konnten, schritt er energisch ein. Hervorragende Republikaner des Auslandes liehen ihm ihre Unterstützung; auch der alte Garibaldi konnte nicht umhin, sich für die französische Republik zu begeistern und ihr seinen Arm zu leihen.

Die der Republik feindlichen Parteibestrebungen waren theils radikaler Art, wie in den großen Städten Südfrankreichs, theils trugen sie royalistisches Gepräge, wie in der Bretagne und Vendée, wo man den Grafen von Chambord als Heinrich V. feierte.

Von welcher Art auch die Truppen sein mochten, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung zunächst ins Feld stellen konnte, immerhin starrte Frankreich von Waffen und es war für die Deutschen und die glückliche Fortführung des Krieges von höchster Wichtigkeit, daß durch die Kapitulation von Straßburg und Metz erhebliche Streitkräfte verfügbar wurden und den neugebildeten französischen Heeren entgegengestellt werden konnten.

Die gefeierte Stadt Straßburg machte durch den entschlossenen Widerstand des Kommandanten, Generals Uhrich, die Hoffnungen des Generals Werder zu Schanden, der sich von einem Bombardement einen schnellen Erfolg versprochen hatte. Erst nach regelrechter Belagerung erfolgte am 27. September die Kapitulation.

Genau einen Monat später entschied sich das Schicksal von Metz, wo die Cernirungsarmee einen recht schweren Stand gehabt hatte. Nachdem der erste Versuch, den Ring zu sprengen (31. August, 1. September bei Noisseville), dem Marschall Bazaine mißlungen war, ruhten die kriegerischen Operationen mehrere Wochen, aber die Ungunst der Jahreszeit und der angestrengte Wachdienst in dem von Regengüssen aufgeweichten Terrain bereitete den Belagerern unerhörte Strapazen, als deren Folgen verheerende Krankheiten ausbrachen. Es zeigte sich, daß die Festung nur fallen werde, wenn der Hunger die Besatzung zur Kapitulation nöthigte. Diesem Schicksal zu entgehen, machte Bazaine am 7. Oktober einen neuen Ausfallversuch. Als er blutig zurückgewiesen war, begann der Marschall Unterhandlungen, die einen politischen Beigeschmack hatten: Bismarck wollte der Armee den Abzug gestatten, wenn sich diese der Kaiserin zur Verfügung stellte und diese die preußischen Friedensbedingungen annähme: Bismarck glaubte, auf diese Weise schneller zum Ziele zu kommen, als durch Verhandlungen mit der republikanischen Regierung. Indes gelangte man zu keiner Verständigung, und es blieb dem Marschall nichts übrig, am 27. Oktober mit 173000 Mann zu kapituliren.

Dieser Erfolg, an sich nicht geringer, als der Sieg von Sedan, erhielt noch höheren Werth durch seine Folgen. Denn nun konnte die Erste Armee (unter Manteuffel) nach dem Norden Frankreichs abziehen, die Zweite Armee den Kampf an der Loire aufnehmen. Das Korps Werders war gleich nach der Einnahme von Straßburg für den Krieg in Südostfrankreich verfügbar geworden.

Von anderen Festungen fielen Toul am 23. September, Soissons am 16. Oktober, Verdun am 8. November, Diedenhofen am 24. November, Pfalzburg am 14. Dezember, die Reservedivision Schmeling nahm im Elsaß am 24. Oktober Schlettstadt, am 7. November Fort Mortier und am 10. November Neu-Breisach.

Die Armeen des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen waren nach der Schlacht von Sedan nach Paris gezogen und hatten am 19. September die Cernirung begonnen, nachdem sie einen Ausfall des Generals Vinoy zurückgeschlagen. Entsprach die Befestigung der Stadt (nach einem Plane von Thiers im Jahre 1840) auch nicht ganz den Fortschritten, welche die Artillerie gemacht hatte, — an der Beschießung der Stadt konnte sie füglich nicht gehindert werden — so hatte die Cernirungslinie doch eine ungeheure Ausdehnung und eine regelmäßige Belagerung von Paris bot ganz erhebliche Schwierigkeiten: sie hielt naturgemäß einen großen Theil der deutschen Armee fest und verschaffte der französischen Regierung die Zeit, deren sie zur Aufstellung neuer Heereskräfte bedurfte. König Wilhelm nahm sein Hauptquartier zu Versailles, von wo die ganze Belagerung geleitet wurde.

Dem stärksten Bollwerke von Paris (im Westen) gegenüber, dem Mont Valérien, stand Kirchbach (V. Korps); den Süden (von Sèvres bis Choisy le Roi) bewachten Bose, Hartmann und Tümpling. Auf dem rechten Seineufer folgten die Würtemberger. Im Nordosten und Norden, von Noisy an der Marne bis St. Denis an der Seine standen die Sachsen und die Garde; zwischen dieser und den Posenern (nordwestl.) das IV. Korps.

Die Vertheidigung von Paris, dessen Bevölkerung anfangs gar nicht begreifen konnte, daß man ihre Stadt, „die Sonne des Weltalls" ernstlich anzugreifen wage, leitete General Trochu. Durch wiederholte Ausfälle suchte er die Cernirungslinie zu durchbrechen und dabei zugleich das Selbstgefühl der Pariser Truppen zu beleben. Zu gleicher Zeit bemühte sich die an der Loire gebildete Armee vorzudringen und die Belagerungstruppen im Rücken zu fassen. Aber die Durchbruchsversuche gelangen nicht, und die Loirearmee wurde durch den bairischen General von der Tann einstweilen zurückgedrängt, der nach dem Gefechte von Artenay (9. Oktober) sogar Orleans einnahm.

Erst am 28. Oktober errangen die Pariser einen vorübergehenden Erfolg, indem sie das schwachbesetzte Le Bourget (östlich von St. Denis) einnahmen, aber schon nach zwei Tagen gewann ihnen die tapfere Garde das Dorf wieder ab.

Schon waren neue Waffenstillstandsverhandlungen angeknüpft worden, welche Thiers leitete, und Bismarck bewies das größte Entgegenkommen, obwohl er befürchten mußte, daß die französische Regierung die Waffenruhe lediglich zur Verstärkung des Widerstandes benutzen werde. Jedoch kam man zu keiner Verständigung, um so weniger als die Regierung, eben erst durch einen Aufstand der radi-

kalen Elemente von Paris bedroht (31. Okt.) sich zu keinerlei Konzessionen herbeilassen durfte. So nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang: im Norden und Südosten Frankreichs wurde gefochten, am hartnäckigsten aber an der Loire.

Hier zwangen die überlegenen Streitkräfte der Franzosen den General v. d. Tann am 8. November zur Räumung von Orleans und schlugen ihn am folgenden Tage in dem Gefechte von Coulmiers. Zuerst wurde nun der Großherzog von Mecklenburg den Baiern zur Hilfe gesandt; aber erst die Ankunft des Prinzen Friedrich Karl, der nach der Kapitulation von Metz mit drei Armeekorps eiligst von der Mosel an die Loire marschirte, stellte das Uebergewicht der Deutschen wieder her. Bei Beaune La Rolande wurde am 28. November der erste Sieg erfochten, dann ließ sich General Chanzy bei Loigny und Bazoches schlagen (3. Dezember), am 5. Dezember wurde Orleans von neuem besetzt, und nun gingen die Deutschen ihrerseits zum Angriff vor.

Zwischen dem Großherzog von Mecklenburg und dem General Chanzy kam es am 7. Dezember zu der viertägigen Schlacht von Beaugency. Chanzy zog sich dann in nordwestlicher Richtung auf Vendôme und Le Mans, vom Großherzog fortwährend verfolgt; der linke preußische Flügel (Voigts-Rhetz) wandte sich nach Tours, das Gambetta schon am 10. Dezember verlassen hatte. Nachdem die Preußen dort die Eisenbahnbrücke zerstört hatten, kehrten sie in ihre Kantonnements zurück.

Jene Kämpfe an der Loire standen in innigem Zusammenhange mit der Belagerung von Paris. Denn nach dem Siege von Coulmiers, dessen Bedeutung geflissentlich vergrößert wurde, hob sich auch der Muth des Generals Trochu: er hielt es nicht für unmöglich, die Cernirungslinie zu durchbrechen und den Kämpfern der Loirearmee die Hand zu reichen. Diesem Plane dienten zwei Ausfälle am 29. und 30. November. Der erste, den General Vinoy auf dem linken Seineufer machte, scheiterte völlig; dagegen glückte es Ducrot, mit großer Uebermacht sich der Dörfer Brie und Champigny zu bemächtigen. Allein schon am 2. Dezember ward den Franzosen der größere Theil des erstrittenen Terains wieder entrissen. Ebenso vergeblich war das Unternehmen, sich im Norden einen Ausweg zu schaffen, um mit der Nordarmee in Verbindung zu treten.

Der Ausfall am 21. Dezember brachte vorübergehend Le Bourget und andere Orte östlich von St. Denis in die Gewalt der Franzosen, aber die Garden eroberten die verlorenen Positionen wieder.

Die französische Nordarmee, welche, von General Bourbaki organisirt, während des November sich mit dem General Manteuffel tüchtig herumgeschlagen hatte und nach der unglücklichen Schlacht von Amiens durch Faidherbe umgebildet worden war, befand sich auch nicht in der Lage, den Parisern zu helfen, selbst wenn diese sich den Weg nach Norden erschlossen hätten. Denn General Manteuffel setzte sich dem Vorrücken Faidherbes entgegen, griff denselben am 23. December an der (zur Somme fließenden) Hallue an und warf ihn zurück.

Was die erste Reihe der Kämpfe der Nordarmee betrifft, so konnte Manteuffel, der anderweitige wichtige Aufgaben zu lösen hatte, erst am 21. November bei Compiegne die Oise erreichen, um den Feinde entgegenzutreten. Die Hauptstützpunkte derselben waren La Péronne, Abbéville und Amiens. Bei letzterer Stadt gewann Manteuffel am 27. November einen nicht mühelosen Sieg, den die Kapitulation der Citadelle von Amiens (30. November) krönte. Er wandte sich dann nach der unteren Seine, wo sich auch bereits ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, besetzte Rouen (5. Dezember) und sogar (9. Dezember) Dieppe.

Graf von Moltke in ſeiner Wohnung in der Rue neuve zu Verſailles.

Originalzeichnung nach dem Leben von A. von Werner.

Digitized by Google

Zwar verfolgte man den Feind bis Bapaume, aber der rührige Faidherbe machte seinen Gegnern, die ihm an Zahl weit nach standen, noch viel zu schaffen. Am 3. Januar errang er in der neunstündigen Schlacht von Bapaume unleugbare Vortheile, die er indes auszunutzen versäumte: ja mit der Einnahme von Peronne (9. Jan.) bekamen die Deutschen die ganze Linie der Somme in ihre Hand. Gleichwohl war es dringend nothwendig, die ganze Nordarmee zu verstärken. Dies wurde dadurch möglich, daß die Loirearmee in der ersten Hälfte
1871 des Januar 1871 völlig zersprengt wurde; denn die Truppen, welche man sonst noch etwa zur Verfügung hatte, bedurfte man für den südöstlichen Kriegsschauplatz, wo die Dinge eine sehr ernste Gestalt angenommen hatten.

Bei grimmer Winterkälte hatte Prinz Friedrich Karl in den ersten Tagen des Januar den Marsch auf Le Mans wieder aufgenommen. Das durchschnittene Terrain begünstigte den Feind, der durch unaufhörliche kleine Gefechte die Deutschen zu ermüden suchte. Diese aber drangen unaufhaltsam vor und hielten den Feind am 10. Januar in seiner Hauptstellung vor Le Mans halbkreisförmig umschlossen. Der Angriff wurde am 12. Januar von allen Seiten unternommen, die Stadt noch am Abend besetzt. Chanzys Armee flüchtete in voller Auflösung nach Alençon und Laval.

Sehr erfreulich waren die Dinge auf dem südlichen Kriegsschauplatz überhaupt nie gewesen. General von Werder hatte hier seit dem Anfang Oktober unaufhörlich kleine ermüdende Gefechte mit den Gegnern zu bestehen, die ihm an Zahl weit überlegen waren. Es waren dies Freischaren unter Garibaldi, Mobilgarden unter Cremer und Freischützen, an 50,000 Mann zusammen, außerdem das Korps Michel. Die dem General Werder zunächst stehenden Preußen hatten ihre besonderen Aufgaben zu lösen: Schmeling deckte die Verbindung nach dem Elsaß zu, Treskow umlagerte Belfort. Sein Hauptstützpunkt war Dijon, doch konnte er wegen seiner numerischen Schwäche und auch wegen der Winterkälte keine größeren Schläge führen. Erst Mitte Dezember entschloß er sich zu einem Vorstoß gegen Cremer: am 18. Dezember schlug General von Glümer den Feind bei Nuits, südlich von Dijon.

Der General Bourbaki, welcher den ehemaligen rechten Flügel der Loirearmee durch Verstärkungen zu einem ansehnlichen Heere erweitert hatte und bis Neujahr bei Bourges und Nevers stand, erhielt nämlich von Gambetta den Auftrag, sich ostwärts gegen General von Werder zu wenden, Belfort zu entsetzen und die Verbindung der deutschen Heere mit der Heimath abzuschneiden. Man hegte von der Ausführung dieses Planes die übertriebensten Erwartungen, und in der That hätte das Gelingen des kühnen Entwurfes unangenehme Folgen haben können, um so eher, als man auf deutscher Seite Bourbakis Vorhaben ziemlich spät erkannte und Werder ohne Unterstützung blieb. Dieser hatte sein Korps bei Vesoul zusammengezogen und bekam, während schleunigst eine Südarmee unter Manteuffel gebildet wurde, den verantwortungsvollen Auftrag, Belfort unter allen Umständen zu decken und Bourbakis weitere Pläne zu ver-
1871 eiteln. Nachdem Werder am 9. Januar bei Villersexel noch einen kräftigen Stoß gegen den Feind geführt, nahm er eine Vertheidigungsstellung hinter der Lisaine ein, welche den Eingang in das obere Elsaß versperrte. Die Stellung war zwar etwas ausgedehnt, aber für die Defensive wohl geeignet, im Centrum bildete Montbeliard einen festen Stützpunkt. Drei Tage (15. 16. 17. Januar)

harrte der General in heldenmüthigster Abwehr aus: seine fast übermenschlichen Anstrengungen wurden von Erfolg gekrönt; die 150 000 Franzosen gaben den Kampf gegen die 43 000 Vertheidiger der Lisainepoſition auf. Der preußische Monarch erkannte das Verdienst Werders ausdrücklich an; mit seinem Danke vereinigte sich der Süddeutschlands, dem in letzter Linie Bourbakis Absichten gegolten hatten. Da nun auch Manteuffel zum Eingreifen bereit stand, mochte Bourbaki, der aus dem Angreifer zum Angegriffenen wurde, sehen, wie er sich in Sicherheit brachte.

Vierzehn Tage nach dem Abzuge von der Lisaine erfolgte die Katastrophe der Ostarmee, die durch ein kühnes Manöver Manteuffels nach der Schweiz abgedrängt wurde. Nach einem Gefechte diesseits Pontarlier (29. Januar) überschritt die Ostarmee, die auf den Rückzugsgefechten 15,000 Gefangene verloren hatte, die Schweizer Grenze und ließ sich am 1. Februar, 85,000 Mann stark, durch den eidgenössischen General Herzog entwaffnen.

Um dieselbe Zeit, wo sich Bourbakis Schicksal entschied, war es noch an zwei anderen Stellen zu folgenreichen Ereignissen gekommen. Am 19. Januar wurde General Faidherbe, der in der Mitte des Monats das Unternehmen erneut hatte, sich Paris zu nähern, bei St. Quentin von Göben aufs Haupt geschlagen, die Nordarmee hörte auf zu existiren. Am gleichen Tage scheiterte der letzte Versuch der Pariser, sich aus der eisernen Umklammerung der Deutschen zu befreien. Die 100,000 Mann, die Trochu unter dem Schutze des Mont Valerien vorbrechen ließ, erzielten kaum nennenswerthe Erfolge; selbst die Montretout-Schanze, deren sich Vinoy bemächtigt hatte, wurde in der folgenden Nacht von den Deutschen zurückerobert. Trochus Rolle war ausgespielt; mochte die hungernde Bevölkerung, bei der mit dem Unglück auch das schlimmste Parteitreiben sich einstellte, sich an den Gedanken gewöhnen, daß selbst das stolze Paris sich unter die Hand des Siegers werde beugen müssen.

In Paris nahmen Hunger und Sterblichkeit schon seit dem Dezember reißend zu. Die Beschießung, deren Beginn später erfolgte, als die verwöhnte öffentliche Meinung in Deutschland hoffte und wünschte, wurde am 27. Dezember eröffnet. Der Artillerieangriff richtete sich zuerst gegen die Ostfront (den Mont Avron), dann auch gegen die im Süden gelegenen Forts Issy und Vanvres. Kleinere Ausfälle wurden am 10. und 13. Januar von Issy aus gemacht. Die Beschießung fügte zwar den Forts keinen allzugroßen Schaden zu, steigerte aber die Unzufriedenheit in der Stadt.

Ehe dem Feinde die letzte wohlverdiente Demüthigung zu theil wurde, hatte sich vor den Thoren der belagerten Hauptstadt ein großer weltgeschichtlicher Akt vollzogen, welcher wenigstens nach einer Seite hin dem ruhmreichen Unternehmen Alldeutschlands den heißersehnten Abschluß gewährte. Mochte kommen, was da wollte, die Einheit Deutschlands war begründet. Der Traum von drei Generationen war zur Wahrheit geworden. An demselben Tage, wo 170 Jahre zuvor der erste König von Preußen sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt hatte (18. Januar), verkündete König Wilhelm von Preußen die Wiederherstellung des deutschen Reiches, die Annahme der erblichen Königswürde. Im Königsschlosse zu Versailles, von wo aus einst Ludwig XIV. seine Netze über

Europa und Deutschland geworfen hatte, sprach der erste deutsche Kaiser die Hoffnung aus, „daß es dem deutschen Volke fortan vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren." Er gelobte „allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Der Fürst, dessen ideale deutsche Gesinnung die erste Anregung zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums gegeben hatte, König Ludwig II. von Baiern, war nicht anwesend: so trat denn aus der Reihe der deutschen Fürsten der Schwiegersohn des Kaisers, der allzeit treu erfundene Großherzog Friedrich von Baden hervor und forderte die Versammelten auf, dem neuen Oberhaupte ein jubelndes Hoch zu bringen. Wer vermag zu sagen, mit welchem Hochgefühl dem Kaiser Wilhelm diese Huldigung dargebracht wurde! Die freudigste Begeisterung durchwehte alle deutschen Herzen, weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus. So erfüllte sich auf feindlichem Boden mitten im Schlachtendonner das Geschick der Hohenzollern: seit den Tagen, in denen man zuerst begonnen hatte, den nationalen Gedanken zu ahnen, Vertreter und Vorfechter des nationalen Bewußtseins, wiederholt verkannt und gekränkt, niedergehalten durch feindselige Mächte in Deutschland und Europa, wurden sie durch den einstimmigen Willen der deutschen Fürsten und unter dem Heilruf aller deutschen Stämme als Schützer und Schirmer des großen Vaterlandes anerkannt. Auf der Wahlstatt hatte das deutsche Volk den Boden der Einigkeit gefunden.

Selbstverständlich hat die Proklamation der Kaiserwürde eine lange Vorgeschichte; sie ist nicht etwa plötzlich im Sturme der Begeisterung erstanden, sondern die Konsequenz reiflichster Ueberlegungen. Beim Ausbruch des Krieges war die Ueberzeugung, daß ein Volk, das ein gemeinsames Heer besaß, auch politisch geeint sein müsse, keineswegs allgemein; höchstens in Baden war man bereit, ohne weiteres die Verfassung des Norddeutschen Bundes anzunehmen. In Württemberg erlitt die „Volkspartei" bei den Neuwahlen, die unter dem Eindruck der Siege im Herbst vorgenommen wurden, allerdings eine entschiedene Niederlage, und der Kriegsminister v. Suckow war ohnehin für den engsten Anschluß. Aber König Ludwig von Baiern, der zuerst ein Verfassungsbündniß sämmtlicher deutscher Regierungen anregte und selbst um die Entsendung eines Unterhändlers in Berlin ersuchte, war nicht gewillt, seinen dynastischen Rechten irgend etwas zu vergeben. Er bedang sich so viel Vorbehalte aus (80), daß Baiern ebenso gut außerhalb des Bundes verbleiben als mit solchen Klauseln eintreten konnte. Aber kaum war Delbrück nach München gereist (28. September), als die anderen süddeutschen Regierungen mit neuen Anschlußanträgen kamen; wollte Baiern sich nicht völlig isoliren, so mußte es neue Vorschläge machen. So wurden in Versailles Ende Oktober Berathungen geführt, bei denen es sich namentlich um die den Südstaaten einzuräumenden Sonderrechte handelte. Hier kam zwar mit Baden und Hessen eine durchaus befriedigende Vereinbarung zu stande, aber Baiern zog Würtemberg auf seine Seite und führte sogar den Abbruch der Verhandlungen herbei. Sie wurden indes wieder aufgenommen und vom besten Erfolge gekrönt; freilich mußte Bismarck in seinen Zugeständnissen an Baiern bis an die Grenze des Zulässigen gehen. Am 23. und 25. November vollzogen Baiern und Würtemberg die Verträge, die nun nur

Wilhelm I.

Deutſcher Kaiſer, König von Preußen.

Nach einer Photographie vom Ende der ſiebziger Jahre.

Digitized by Google

noch der Bestätigung der Einzellandtage bedurften. Zu den bisherigen 43 Stimmen des Bundesrathes kamen 15 süddeutsche (6 bairische, 4 würtembergische, 3 badische, 2 hessische) dem Reichstage wurden 48 bairische, 17 würtembergische, 14 badische, 6 hessische Mitglieder beigesellt.

Post und Telegraphie, Eisenbahnwesen, Bier- und Branntweinsteuer behielten sich die beiden Königreiche vor; der König von Baiern behauptete seine Oberkriegsherrlichkeit wenigstens für die Friedenszeit, Würtemberg begnügte sich in dieser Hinsicht mit der Sonderverwaltung seines Korps. Verfassungsveränderungen sollten durch ein Veto von 14 Stimmen verhindert werden können.

Noch ehe diese Vorschläge von den Einzellandtagen und dem norddeutschen Bunde genehmigt waren, beantragte König Ludwig bei seinen Bundesgenossen (30. November) die Erneuerung des Kaisertitels für den „Präsidenten des deutschen Bundes." Natürlich konnten die übrigen Bundesfürsten keinen Einspruch wagen, und so ersuchte König Ludwig den König Wilhelm am 3. Dezember durch den Prinzen Luitpold um die Annahme der Kaiserkrone. Unter dem Eindrucke dieses Anerbietens genehmigte der seit dem 24. November eröffnete Norddeutsche Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten, obwohl die Sonderrechte Baierns manche Bedenken hervorriefen (9. Dezember). Durch einen zweiten Gesetzentwurf wurden die Bezeichnungen „Deutscher Kaiser" und „Deutsches Reich" angenommen: der Präsident Simson, einst Mitglied der Kaiserbotschaft von 1849, durfte an der Spitze einer Deputation des Reichstages dem König die ehrfurchtsvollen Wünsche der Bevölkerung Norddeutschlands vortragen. Von den süddeutschen Landtagen stimmten der badische, hessische und würtembergische noch vor Schluß des Jahres den Verträgen zu, aber in Baiern machten die „Patrioten" die größten Schwierigkeiten, obwol der König alles aufbot, um die erforderliche Zweidrittelmajorität für diese Verfassungsänderung zu gewinnen. Dies gelang schließlich doch, aber erst am 21. Januar, zwei Tage nach der Kaiserproklamation, die also doch beschlossene Thatsache war. Am 1. Februar vollzog sich der Eintritt Baierns in das deutsche Reich.

Während vor den Thoren von Paris die deutsche Einheit begründet wurde, tobte in der französischen Hauptstadt die bitterste Zwietracht. Das Scheitern des letzten Ausfalles hatte die Mißstimmung vermehrt, die radikalen Elemente, welche sich schon im Oktober bemerkbar gemacht hatten, erregten Tumulte, bei denen Bürgerblut vergossen wurde, die Vorräthe, mit denen auch nur eben das kärglichste Leben gefristet war, gingen mit dem Ablauf des Monats zu Ende. So sah sich Jules Favre genöthigt, zum zweiten Mal mit dem verhaßten Staatsmann zu verhandeln, der für französisches Phrasengeklingel unempfänglich war. Auch zeigte Bismarck sich als Meister: er behandelte Favre sehr kühl und sprach so, als beabsichtige er mit Kaiser Napoleon, nicht aber mit der republikanischen Regierung seinen Frieden zu schließen. Indessen gab er nach, nachdem durch jene unangenehme Aussicht der französische Unterhändler über seine Hilflosigkeit klar geworden war, am 28. Januar war der Waffenstillstandsvertrag in Versailles unterzeichnet. Paris mußte die Forts ausliefern, die Armee galt als kriegsgefangen, nur die Nationalgarde behielt ihre Waffen; die Verproviantirung der Stadt wurde erlaubt, den deutschen Truppen war eine Kontribution von 200 Millionen Franken zu zahlen. Die Feindseligkeiten sollten bis zum 19. Februar in ganz Frankreich ruhen: ausgenommen blieb allein der südöstliche Kriegsschauplatz, wo jetzt die Katastrophe der Bourbakischen Armee erfolgte. Während der

Waffenruhe sollten Wahlen zu einer Nationalversammlung vollzogen werden, die sich über die Friedensbedingungen schlüssig zu machen hatte.

Am 15. Februar wurde der Waffenstillstand auch auf den Osten ausgedehnt, d. h. die Festung Belfort, deren Besatzung sich unter dem wackeren Obersten Denfert heldenmüthig vertheidigt hatte, wurde den Deutschen eingeräumt.

An die Fortsetzung des Krieges konnte kein einsichtiger Franzose denken, wenn er die Stärke der feindlichen Heere und die eigene Hilflosigkeit ruhig erwog: Gambetta war der einzige, der in blindem Grimm den Kampf bis aufs Messer forderte. Nachdem er seine Entlassung genommen (6. Februar), stand von dieser Seite her dem Frieden kein Hinderniß im Wege. Eher war zu befürchten, daß die Nationalversammlung, die nun in Bordeaux zusammen kam, durch den Parteihader der Republikaner, Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten an der Lösung ihrer Hauptaufgabe gehindert werden möchte. Indessen waren die Vertreter der französischen Nation so vernünftig, die Verfassungsfrage ruhen zu lassen und betrauten den greisen Thiers mit der obersten Gewalt: zum Präsidenten der Versammlung ward einstimmig Grevy erwählt. Zum Zweck der Friedensverhandlungen wurde der Waffenstillstand mehrfach verlängert, aber immer nur auf wenige Tage, um die Besiegten nicht wieder übermüthig werden zu lassen. Die Verhandlungen, welche am 21. Februar begannen, führten nach einigen lebhaften Debatten, in denen Thiers einige wichtige Zugeständnisse errang, am 26. Februar zu dem Präliminarvertrag von Versailles, der den Wünschen des deutschen Volkes in vollem Maße Rechnung trug, insbesondere auch Elsaß und Deutsch-Lothringen dem Vaterlande zurück gab. Auch der berechtigte militärische Ehrgeiz wurde einigermaßen befriedigt, indem wenigstens ein Theil der Hauptstadt von deutschen Truppen besetzt werden sollte, bis die Ratifikation von Seiten der Nationalversammlung eingetroffen sein würde.

Die Hauptpunkte des Präliminarvertrages waren — außer der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen —: Frankreich muß an Deutschland 5 Milliarden zahlen, die erste im Laufe des Jahres 1871, die übrigen binnen drei Jahren nach Ratifikation des Vertrages. Nachdem letztere erfolgt ist, beginnt die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen; die französischen Truppen müssen sich hinter die Loire zurückziehen, die sie erst nach Abschluß des definitiven Friedens überschreiten dürfen. Die Räumung der einzelnen Gebiete Frankreichs wurde von der rechtzeitigen Zahlung der Milliarden abhängig gemacht. Zur Abfassung des definitiven Friedensvertrages wurden weitere Konferenzen in Brüssel angesetzt.

Um Paris „einen großen Schmerz zu ersparen" — es war aber zu spät, denn am 4. März waren 30,000 Mann in den südwestlichen Theil der Stadt eingerückt —, beeilte sich die Nationalversammlung mit der Annahme des Präliminarvertrages. Es geschah dies am 1. März mit folgender Phrase, welche die Demüthigung verschleiern sollte: „Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an." Die Verantwortlichkeit schob man dem jetzt so verhaßten und verachteten Kaiser zu, dem man so lange Jahre blindlings gefolgt war und dem man zugejubelt hatte, so lange ihm das Glück lachte. Jetzt dekretirten die Vertreter der Nation: „Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhältnissen, in denen sich das Vaterland befindet,

Reichskanzler Fürſt Bismarck.

Nach einer Photographie vom Ende der ſiebziger Jahre.

Digitized by Google

die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und die Zerstückelung Frankreichs."

Am 2. März 1871 vollzog Kaiser Wilhelm zu Versailles den Präliminarvertrag, am folgenden Tag rückten die deutschen Truppen aus Paris ab. Das ganze Korps defilirte durch den Triumphbogen der Champs Elysées, denselben mit dreimaligem Hurrahruf begrüßend. An demselben Tage ward in Berlin vom königlichen Palais aus das Friedenstelegramm des deutschen Kaisers unter jubelndem Zuruf der Menge verlesen. Am lorbeergeschmückten Denkmal Friedrichs des Großen intonirte die Gardemusik ein mächtiges „Nun danket Alle Gott"; in die weihevollen Klänge mischte sich das Geläute aller Glocken und der Donner von 101 Kanonenschüssen, welche die heilbringende Botschaft weithin verkündeten. Die Rückkehr des sieggekrönten Monarchen, dem schon an der Grenzmark des Reiches die Rheinländer einen goldenen Lorbeerkranz dargebracht hatten, fand am 17. März unter dem Jubel der Bevölkerung statt: die städtischen Behörden von Berlin gaben den Wünschen und Hoffnungen, die sich an die letzten Großthaten und die Person des ersten deutschen Kaisers knüpften, begeisterten Ausdruck, anknüpfend an den Wortlaut der Kaiserproklamation von Versailles.

Am 21. März, dem Tage vor seinem 74. Geburtstage eröffnete der Kaiser den deutschen Reichstag mit einer Thronrede, welche die letzten Ereignisse überschaute und mit den Worten schloß: „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen deutscher Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Verhandlungen des Reichstages schufen die Verfassungsurkunde des deutschen Reiches, die am 16. April veröffentlicht werden konnte.

Der Abschluß des Reichsfriedens erfolgte langsamer, als man zu erwarten berechtigt gewesen war. Allerdings gerieth die französische Regierung daheim in die größte Verlegenheit, indem sie für den Augenblick die Herrschaft in Paris verlor, wo die Umsturzpartei am 28. März die „Commune" proklamirte und die größten Schandthaten verübte; aber das Entgegenkommen, welches von der deutschen Seite bewiesen wurde, um die Bezwingung dieses Aufstandes zu beschleunigen, hätte der französischen Regierung wol eine andre Haltung zur Pflicht machen sollen, als die, welche sie auf den Brüsseler Konferenzen beobachtete. Namentlich in Betreff der Zahlung der Kriegskosten wurden Weiterungen gemacht, welche zum Abbruch der Verhandlungen führten. Auch als sie zu Frankfurt wieder aufgenommen wurden, bedurfte es einer sehr energischen Sprache von Seiten des Fürsten Bismarck, um die französischen Unterhändler zu einer rückhaltslosen Anerkennung der durch die deutschen Siege geschaffenen thatsächlichen Verhältnisse zu nöthigen. So kam der Frankfurter Friede zu stande (10. Mai 1871), der im wesentlichen den Versailler Präliminarvertrag bestätigte,

und Fürst Bismarck durfte mit Recht der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Frieden ein dauerhafter und segensreicher sein werde.

Den Abschluß aber erreichte diese große Zeit durch den feierlichen Einzug der Truppen, die allenthalben mit der höchsten Begeisterung empfangen wurden; durften doch zum ersten Male alle deutschen Gaue einen Triumph über den gemeinsamen Feind festlich begehen. In Berlin erfolgte der Einzug am 16. Juni, es entsprach dem Gefühle des Kaisers, die Trophäen des Feldzuges auf den Stufen des Denkmals niederzulegen, welches er seinem verewigten Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm III. hatte errichten lassen. Welch' ein Moment, als die Hülle des Denkmals fiel und die ernsten Züge des Königs, dem der erste Napoleon so schweres Leid zugefügt hatte, auf das jubelnde Gewimmel zu seinen Füßen herniederschauten! Zu welchem Werke hatte die Vorsehung den Sohn der Königin Luise erlesen, der als Knabe die bitterste Noth des Vaterlandes mitgetragen hatte und nun am Abend des Lebens die heiligsten Wünsche der Nation hatte verwirklichen dürfen.

Es erscheint erlaubt, ja geboten durch die ernste Pflicht der Geschichte, welche vor genauester Prüfung und Erforschung der Wahrheit nicht urtheilen soll, bei dem Friedensjahr von 1871 stehen zu bleiben und die Darstellung der weiteren Folgezeit einem Geschlechte zu überlassen, welches, frei von den Meinungen und Strömungen des Tages, unbeirrt durch Parteigeist, jene heilige Aufgabe der Historie zu lösen gewillt und befähigt ist. Die Friedenshoffnungen, welche im Jahr 1871 ausgesprochen wurden, haben sich nicht im vollen Umfange erfüllt; kein äußerer Feind zwar hat den Bestand des deutschen Reiches angetastet, aber feindselige Elemente haben sich im Innern geregt: Frevlerhand hat zu wiederholten Malen das geweihte Haupt des greisen Heldenkaisers bedroht; noch sind diejenigen nicht ausgestorben, die im geheimen nach dem Ausland, nach Oestreich und Frankreich schielen und Veränderungen ersehnen, die, so Gott will, niemals eintreten werden. Vielmehr wird der gesunde Sinn der Generation, welche der Himmel gewürdigt hat, das Reich zu gründen, auch Sorge tragen, daß es erhalten bleibe. Die Tausende und aber Tausende, welche für die Größe und Einheit der Nation ihr Leben eingesetzt haben, werden Kinder und Kindeskinder in dem festen Glauben erziehen, daß es ein unsühnbarer Frevel wäre, jene Errungenschaften aus irgend einem Grunde preiszugeben. Und wenn die Tugenden, welche seit den ältesten Zeiten als die Hauptvorzüge des germanischen Volkscharakters gelten, treu gepflegt und gewahrt werden, dürfen wir getrost die Zuversicht hegen, daß die Eintracht aller Stämme immer mehr erstarken wird und späte Nachkommen diejenigen glückselig preisen werden, durch welche das Vaterland erstand „groß, herrlich, frei wie nie zuvor."

Register.

A.

Aachener Friede von 1668, 328., von 1748, 441.
— Kongreß von 1818, 676.
Abbt, Philosoph 506. 513.
Abel, Bairischer Minister 701. 712.
Ablaßbrief von 1455 60.
Ablaßhandel 60.
Accise, Einführung durch d. Groß. Kurfürst 323.
Adalbert, Prinz v. Preußen 737.
Adel im dreißigjährigen Krieg 293.
Adrian VI., Papst 91.
Agnadello, Schlacht bei 19.
Agrikola, Georg, Naturforscher 175.
— Johann 125.
Ahausen, Gründg. d. „Union" in 148.
Aichili, Profoß 89.
St. Aignan, Franz. Diplomat 633.
Ainali-Kawak, Friede von 494.
Alba, Herzog 120. 121.
Albert, Kronprz. v. Sachs. 794 f. 796. 799.
Alberus, Erasmus 180.
Albrecht, Kurfürst von Mainz 60. 67. 106. 107 f.
Albrecht V., Hzg. von Baiern 141.
Albrecht, Hzg. v. Baiern-München 14.
— Achilles von Brandenburg 300.
— Alcibiades, Markgf. v. Kulmbach 119. 129. 133 f.
— Erzhzg. (Sohn Maxim. II.) 193. 199. 202.
— Erzherzog (1866) 774. 775.
— Herzog von Preußen 93.
— Friedrich, Hzg. von Preußen 300.
— Göttinger Professor 696.
Albringer, Kaiserl. General 251. 259. 261. 264.
d'Alembert 505. 514.
Alexander, Prinz v. Hessen (1866) 776.
— I., Kaiser v. Rußland 551. 557 f. 560 f. 563. 575 f. 585 f. 599 f. 605 f. 635 f. 645 f. 665 f.
— VI. (Borgia), Papst 5. 10.
Alexei, Zar v. Rußland 308.
Alexius, Luthers Freund 59.
Alfons, Herzog v. Ferrara 19.
Algier, Zug Karls V. nach 109. 110.
Allersheim, Schlacht bei 275.
Almanza, Schlacht bei 388.
Almenara, Schlacht bei 390.
Alsen, Erstürmg. 1658 309. 1864 765.
Altdorf, Gründung d. Universit. 176.
Altdorffer, Albrecht 174.
Alten, Engl. General 655.
Altenstein, Preuß. Minister 595. 685.
Altenzaun, Gefecht bei 571. 604.
Altranstädt, Friede von 387.
Alviano, Venet. Feldherr 19.
Alvinczi, Oestreich. General 540.
Amalie Elisabeth, Landgräfin v. Hessen 269. 272. 273. 279.
Amalie, Herzogin v. Weimar 500.
Amiens, Friede von 556.
— Schlacht bei 800.
Ammann, Jost 55.
Ancillon, Preuß. Minister 691. 695.
Andreä, Theologe 154.
Anholt, Bair. General 211.
Anna, Gem. Joh. Sigism. v. Brandenburg 188.
— Gem. Phil. Ludw. v. Neuburg 188.
— von Ungarn, Gem. Ferdinands 24.
— Königin von England 373. 390.
— Kaiserin von Rußland 413.
— Gemahlin Philipps II. 150.
„Antimacchiavell" 417. 443.
Anton, Fürst v. Hohenzollern 786.
— Erzherzog v. Oestreich 560.
— Ulrich, Fürst v. Wolfenbüttel 371 f.
„Apologie, Böhmische" 199.
Apraxin, Russ. Feldherr 46.
Arcis sur Aube, Schlacht bei 639.
Arcole, Schlacht bei 540.
Arentschild, v., Hannov. General 771.
Arko, Graf Ferdinand von 376.
Armeereorganisation, Preuß. 748 f.
„Armer Konrad", Aufstand 82.
Arndt, Ernst Moritz 565. 583. 603. 608. 632. 678. 703. 721. 728.
Arnim, Kaiserl. und Sächs. General 232. 234. 244. 248. 261. 266.
Arnim-Boitzenburg, Graf, Preuß. Minister 710. 717.
Arnim, Archim von 584.
Arnold, Müller 477.
Arnoldi, Bischof v. Trier 705.
Artenay, Gefecht bei 799.
Artois, Karl v. (Karl X.), 528.
Aschaffenburg, Gefecht bei 776.
Aspern, Schlacht bei 590.
Auersperg, Grf, Min. Leop. I. 327. 328.
Auerstädt, Schlacht bei 568.
Auerswald, R. v., Preuß. Minister 717. 743. 744.
— Alfr. v., Abgeordneter 723.
„Aufruf an mein Volk" 608.
Augsburg, Reichstage 12. 18. 28. 89. 97. 125. 134. 154.
Augsburger Bündniß v. 1686 355.
— Konfession 99.
— Religionsfriede 134.
August, Kurfürst von Sachsen 134. 136. 149. 150. 154. 168. 171.
— II., der Starke, 361. 371. 387. 408. 409.
— III., Kurf. v. Sachsen, Kg. v. Polen 409. 483.
— Wilhelm, Prinz v. Preußen 457.
August v. Sachsen, Administrator v. Magdeburg 224. 239.
— Prinz v. Würtemberg, Preuß. General 773.
Austerlitz, Schlacht von 560 f.
d'Avaux, Graf, Frz. Diplom. 266. 279.
Ayrer, Jakob 182.

B.

„Bacchanten" 166.
Bach, Alexander, Oestr. Minister 738.
Baden (Schweiz) Friede v. 395.
Baden, Fürstentag 1860 746.
Bahrdt, Pädagog 506.
Baier, Dr. 99.
Bajony, Gefährte Zrinyis 149.
Baner, Schwedischer General 261. 267. 269. 272. 273. 274.
Bapaume, Schlacht bei 802.
Bar, Konföderation von 483.
Bar sur Aube, Schlacht bei 638.
Baraguay-d'Hilliers, Frz. Gen. 589.
Barclay de Tolly, Russ. General 612. 613. 628. 653.
Baring, Engl. General 658.
Barnim, Hzg. v. Pommern 106.
Bartenstein, Oestr Min. 418. 422. 423.
Bartenstein, Vertrag von 575.
Bartholomäusnacht 147.
Bärwalde, Vertrag von 240. 257.
Basedow, J. B., Pädagog 507.
Baseler Friede v. 1499 11.
— — v. 1795 537 f.
Bassermann, Abgeordneter 713. 721.
Báthory, Steph., Fürst v. Siebenb. 152.
Batthiany, Ungar. Hofkanzler 426.
Batthyany, Graf (1849) 736.
Bauernkrieg, Großer 81 f.
Bauernstand a. Ausg. d. Mittelalt. 56 f.
— im 30jähr. Kriege 292.
Baur, F. Chr., Theologe 705.
Bautzen, Schlacht bei 612.
Bayard, Ritter v. F u. T. 91.
Bayle, Franz. Philosoph 505.
Baylen, Kapitulation von 585.
Bazaine, Marschall 789. 790 f. 798.
Bazeilles, Kampf um 796.
Bazoches, Gefecht bei 800.
Beaugency, Schlacht bei 800.
Beauharnais, s. Eugen.
— Stephanie 562.
Beaulieu, Oestr. General 540.
Beaumont, Schlacht bei 795.
Beaune le Rolande, Schlacht bei 800.
Bebel, Heinrich 42.
Becker, Oskar, Student 750.
— Nikolaus 704.
Beckerath, H. v., Abg. 708. 710. 721.
Beham, Hans Sebald 172.
Behams Landsknechtszug 46.

Digitized by Google

Behnisch, Erzieh. Friedr. Wilh. III. 513.
Belcredi, Grf., Oestr. Minister 766.
Belfort, Belagerung von 802. 806.
Belgrad, Eroberung von 402.
— Friede von 413.
Belle-Alliance, Schlacht bei 656 f.
Belleisle, Franz. Gen. 425. 428. 430.
Belzig, Gefecht bei 617.
Bem, Ungar. General 736.
Benedek, Oestr. Feldherr 772 f.
Benedetti, Frzs. Botsch. 770. 786. 788.
Bennigsen, von, Russ. General 574. 575. 623. 637. 628. 629
Bercsényi v. Székes, Graf Niklas 375.
Beresina, Uebergang 601.
Bergen, Kloster 154.
Bergen, Schlacht bei 466.
Bergen op Zoom, Belagerung 216.
Berlichingen, Goetz von 22 f. 85. 88. 162.
Berliner Friede v. 1742 429 f.
Bernadotte, Frzs. Marschall 547. 559. 568. Kronprinz v. Schweden 612. 614. 615. 616. 621. 624. 627 f. 631.
Bernhard, Herz v. Weimar 230. 243. 256 f. 264 f. 269 f. Porträt 271.
Bernis, Kardinal, Franz. Minister 448. 461. 465.
Bernstorff, Preuß. Min (1819) 680. 690 f.
— Gf., Preuß. Min. (1862) 752. 786.
Berthold, Erzb. v Mainz 5. 8 f. 13.
Bertrand, Franz General 616 f. 621. 624. 628
Beseler, Abgeordneter 721. 728.
Bestuschew, Russ. Kanzl. 433. 450. 461.
Bethlen, Gabriel, Fürst v. Siebenbürg. 204 f. 206. 226. 228. 234.
Bethmann-Hollweg, Preuß. Min. 743.
Beust, von, Sächs. u Oestr. Minister 744. 752. 762. 780. 784. 788.
Beyer, v., Preuß. General 772. 776.
Beyme, Preuß. Kabinetsrath 566. 681.
Bibelübersetzung Luthers 77.
Bicocca, Schlacht bei 91
Biedermann, Abgeordneter 721.
„Bilderstürmer“ 78.
Binzer, A., Burschenschafter 680.
Birs, Schlacht an der 10.
Bischofswerder, H. R. v., 515. 521. 525. 528.
Bismarck, Graf Otto v., 710. 718. 737. 744. 752. 755 f. 775 f. 797. 805 f. — Porträts 711. 807.
Bianca (Sforza), Gemahlin Maximilians I. 5.
Blencker, Demagog 728.
Blind, Karl 723. 770.
Blois, Verträge von 17. 19. 20.
Blücher, G. L. v., Preuß. Feldmarsch 535. 566. 570 f. 591. 609 f. 615. 618 f. 626 f. 635 f. 643. 652 f. 673. — Porträts 610. 662.
Blum, Robert 707. 721. 724.
Blumenau, Gefecht bei 776.
Bochholz, Graf, Student 677.
Bockelsohn, Jan, Wiedertäufer 103.
Böckh, Philolog 587.
Bodelschwingh, Preuß. Minister 707.
Bodmer, Dichter 511.
Bogislaus XIV., Herzog v. Pommern 232. 238. 269.
Böhm, Hans, v. Niklashausen 82.
Bologna, Krönung Karls V. 97.
— Konzil von 119.
Bonin, Preuß. General 722. 773.
Bonn, Einnahme von 360.
Bonnier, Franz. Gesandter 548.
Bonnivet, Admiral 66.
Bora, Kathar. v. 94. — Porträt 115.
Borcke, Preuß. Gesandter 423.
Borcke, v., Preuß. Major 610.
Börne, Ludwig 687.
Borodino, Schlacht bei 601.
Borries, Hannov. Minister 746.
Borslav, Steph., Fürst v. Siebenb. 157.
Borstell, Preuß. General 621.
Bose, Preuß. General 799.
Botta d'Adorno, Marchese 422.
Bouchain, Einnahme von 392.
Boufflers, Franz General 374. 377. 389.
Boulogne, Lager von 558.
Bourbaki, Franz. General 800. 802 f.
Bourbon (Karl von) Connetable 92.
Bournonville, Kaiserl. Feldherr 334 f.
Boyen, von, Preuß. General, Kriegsminister 581. 680. 703.
Boyneburg, von, Hessisch. Offiz. 380.
Brahe, Tycho de 175 f.
Brandenburg, Gf, Pr. Min. 725. 734.
Brandt, Euseb. von, Brandenburg. Diplomat 312.
Brant, Sebastian 42. 82.
Braunau, Kirchenbau in 196 f.
Bray-Steinburg, Gf., Bair. Min. 784.
Bregenzer Zusammenkunft 734.
Breisach, Eroberung von 269.
Breitenfeld, Schlachten bei 244 f. 275.
Breitinger, Dichter 511.
Brentano, Clemens 584.
Breslau, Huldigung zu 427 f.
Breslauer Friede von 1742 429.
Brie, Ausfall von 800
Brienne, Schlacht bei 635 f.
Brissot, Franz. Deputirter 529.
Broglie, Herz. v., Frz. General 466.
Bromberg, Vertrag von 309.
Bronzell, Gefecht von 735.
Browne, Oestr. Feldmarschall 453. 455. — Porträt 455.
Brück, Kanzler 149.
Brühl, Graf, Sächs. Minister 432. 451 f. — Porträt 452.
Brünn, Belagerungen v. 274. 428 f.
Brüssel, Friede von 25.
de Bry, Franz. Gesandter 548
Budower, Wenzel 198.
Budweis, Treffen bei 201.
Bugenhagen, Johann 143.
Bülow (v. Dennewitz), Graf 612. 616. 621. 628 f. 633. 639 655 f. 660. 673. — Porträt 616.
Bundesakte, Wiener 651 f.
Bundschuh 82. 86.
Bunsen, von, Preuß. Diplomat 699.
Bunzelwitz, Lager von 471.
Buol-Schauenstein, Oestr. Minist. 738.
Buquoy, Kaiserl. General 201 202 207.
Bürger, Dichter 511.
Bürgerthum im 30jähr. Kriege 292.
Burgmaier, Hans 34. 174.
Burgsdorf, Konrad von 301.
Burkersdorf, Schlacht bei 472.
Burschenschaft, Allgem. Deutsche 674 f.
Busanco, Treffen bei 795.
Bute, Lord, Engl. Minist. 471. 472.
Butler, Oberst 261 f.
Buttmann, Philolog 587.
Buturlin, Russ. General 471.
Butzer, Martin 100. 106. 108.

C. (s. auch K.)

Cadan, Friede von 102.
Caermathen, Engl. Minister 520.
Cagliostro, Graf 509.
Cajetanus 28. 61 f.
Calcinato, Treffen bei 387.
Calvin, Johann 145.
Cambrai, Damenfrieden von 93.
— Liga von 19.
Cambrai, Kongreß zu 27.
Cambridge, Herzog von 689.
Campe, J. H., Schriftsteller 508.
Campeggi, Päpstl. Legat 81.
Camphausen, L., Abgeordneter und Minister 710. 718.
Campo Formio. Friede von 541.
Canitz, Preuß. Minister 707.
Canrobert, Franz. Marschall 792. 794.
Canstein, Rab. v., Rath d Gr. Kurf. 305.
Caprara, Kaiserl. Feldherr 360.
Caraffa, Päpstl. Nuntius 239.
— Statthalter von Ungarn 355.
Carlowitz, Christoph von 113. 117.
Carmer, von, Preuß. Minister 477.
Carnot, Franz. Staatsmann 534.
Carpi, Schlacht bei 372.
Casale, Eroberung von 360.
Cassano, Schlachten von 384. 548.
Castiglione, Schlacht bei 540.
Castlereagh, Lord, Engl. Minister 646. 647. 666.
Catinat, Franz. General 360. 372.
Caulaincourt, Franz. Diplomat 637. 638. 641.
Celtes, Konrad 31. 38.
Chaireddin Barbarossa 105.
Chamisso, Ad. von 687.
Champaubert, Gefecht bei 637.
Champigny, Ausfall bei 800.
Chanzy, Franz. General 800. 802.
Charnacé, Franz. Diplomat 237. 248.
Chasteler, Oestr. General 589.
Chateau Thierry, Gefecht bei 637.
Chatillon, Kongreß von 635 f.
Chaumont, Vertrag von 638.
Chemnitz, M., Theologe 154.
— B. Ph, Geschichtsschreiber 273.
Chesterfield, Lord, Engl. Staatsm. 435.
Chiari, Schlacht bei 372.
Chieraslo, Friede von 234.
Chigi, Fabio, Päpstl. Legat 279.
Chodowiecki, D. N 513.
Choiseul, Hrzg. von, Frz. Minister 465.
Chotek, Graf, Oestr. Minister 478.
Chotusitz, Schlacht bei 429.
Christian I., Kurf. v Sachsen 154. 161.
— Fürst v. Anhalt 157. 184. 202. 207.
— Herzog von Augustenburg 718. 737.
— Ernst von Baireuth 388.
— Herzog v. Braunschwg-Halberstadt 211. 213 f. 218. — Porträt 215.
— Herzog von Holstein 104.
— Wilhelm, Administrator v. Magdeburg 220. 224. 238.
— IV., König von Dänemark 210 219 f. 227 f. 234. 238. 274. — Porträt 221.
— VIII., König von Dänemark 713.
— IX., König v. Dänemark 737. 760 f.
Christine, Königin von Schweden 243. 301. 302. 307.
— Erzherzogin, Statthalterin der Niederlande 521.
Christoph, Graf von Oldenburg 104.
— Herzog von Würtemberg 160.
Churchill, Lord, Engl. General 380.
„Circumscriptionsbullen“ 697.
Cirksena, Ostfries. Fürstenhaus 434.
Clam Gallas, Oestr. General 773.
Claudia, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich 17.
Clausewitz, v., Preuß General 581. 600.
Clemens VII, Papst 91.
— XI., Papst 389. 402.
— XIV., Papst 480.
— Kurfürst von Köln 373. 395.
Clerfait, Oestr. Feldherr 533. 535. 539.
Clermont, Graf, Franz. General 463.
Cobenzl, Oestr. Diplomat 541.

Digitized by Google

Cocceji, v., Samuel, Preuß. Justizminister 444. — Porträt 444.
Codex argenteus 278.
Codex Fridericianus 444.
Cognac, Liga von 91.
Cohen, Julius (Attentat v. 66) 770.
Coler, Magister 171.
Colomb, von, Preuß. Rittmeister 623.
Colombey-Nouilly, Schlacht bei 791.
Collatinus, Petrus 147.
Colloredo, Oestr. General 627.
Comenius, Pädagog 210.
Commune, Pariser 807.
Contades, Franz. General 462. 464.
Contarini, Päpstl. Legat 108.
— Venet. Gesandter 279.
Conti, Prinz 418.
Cordoba, Gonsalvo, Span. General 211. 213. 216.
Cornelius, Maler 703.
Cotta, Frau 58.
Coulmiers, Schlacht bei 800.
Cranach, Lukas 78. 175.
Crequi, Franz. Marschall 342.
Crespy, Friede von 111.
Csáky, Georg 149.
Culloden, Schlacht bei 441.
Cumberland, Herzog von, Engl. Feldherr 451. 458.
Cuspinianus (Spießhammer) 31.
Custine, Franz. General 531.
Custozza, Schlacht bei 775.
Czartoryski, Fürst 645.
Czaslau, Vertrag von 185.
— Schlacht bei 429.
Czernitscheff, Russ. General 623.
Czernitschew, Russ. General 468. 472.
Czerski, Priester 705.

D.

Dach, Simon 294.
Dahlmann, Fr. Chr., Historiker 689. 696. 719. 721. 723. 726. 728.
Dalberg, Frhr., Kurfürst v. Mainz 562. 564.
Dalwigk, v., Hess. Minister 787.
Dampierre, Duval von 199. 201.
Daniels, Dr., Prof. in Duisburg 322.
Daun, Graf, Kaiserl. General (1707) 388. 389.
— Graf, Oestreich. Feldmarsch. 455 f. 463 f. 466. 469 f. 472. — Portr. 457.
Davout, Frz. Marschall 568. 588. 612. 616 f. 661.
Deimling, Bürgermst. v. Pforzh. 213.
Delbrück, Preuß. Minister 801.
„Delegirtenprojekt" v. 1863 757.
Dembinski, Ungar. General 727. 736.
Demerabt, F. v., Oestr. Gesandter 422.
Denfert, Franz. Oberst 806.
Denis, Oestreich. Dichter 518.
Dennewitz, Schlacht bei 621.
Derfflinger, Feldmarschall 305. 335. 338. 341. — Porträts 305. 339.
Dermbach, Gefecht bei 776.
Desaix, Franz. General 549.
Dessauer Brücke, Schlacht an der 226.
Dettingen, Schlacht bei 431.
Deverour, Mörder Wallensteins 261.
Devolutionsrecht 326.
Diderot 505.
Diedenhofen, Einnahme von 799.
Dierike, Preuß. General 468.
Dietrichstein, Rath Ferdinands I. 141.
Dingelstedt, Franz 705.
Distelmeier, Kanzler 300.
Dohna, Graf, Preuß. General 463.
— Graf Alexander von 606.
Döllinger, v., Abgeordneter 721.
Dömitz, Schlacht bei 267.
Donauwörth, Konflikt um 183 f.
Dönhoff, Gräfin, Gem. Friedrich Wilhelms II. 544.
Dörnberg, Hess. Offizier 591. 610.
Dorneck, Schlacht bei 10.
Dorothea, Gemahlin des Gr. Kurfürsten 321. 356.
Dortmund, Vertrag von 188.
Dossenbach, Treffen bei 719.
Douay, Abel, Franz. General 789.
Drakenborg, Treffen bei 124.
„Dreikönigsbündniß" 730.
Dresden, Schlacht bei 619.
Dresdner Friede v. 1745 440
Droste-Vischering, von, Erzbischof von Köln 699 f. 703.
Droysen, Prof., Abgeordn. 721. 728. 731.
Dubienka, Schlacht bei 530.
Ducrot, Franz. General 796. 800.
Duhan de Jandun, Erzieher Friedr. d. Gr. 414. 415.
Duisburg, Gründg d. Universität 322.
Dumouriez, Frz. Feldherr 531. 532. 533.
Duncker, Max, Abgeordnet. 721. 728.
Dunin, Erzbischof v. Posen 701. 703.
Düppel, Gefecht 722.
Düppeler Schanzen, Erobrg. 1849 730.
— — — 1864 762
Dürer, Albrecht 35. 174.
Dusentschuer, Wiedertäufer 103.

E.

Eberhard im Bart, Hzg. v. Würtbg. 7.
— Kurhess. Minister 733.
Ebernburg 80.
Eck, Dr. Jakob 49. 61. 72. 108.
Eckernförde, Seegefecht von 730.
Eckmühl, Schlacht bei 590.
Eduard VI., König v. England 137.
Eggenberg, Oestr. Minister 222. 258.
Eger, Ermordung Wallenst. in 261 f.
Ehrenberger Klause 131.
Eichendorff, Dichter 687.
Eichhorn, Preuß. Minister 683. 706.
— K. F., Jurist 584. 587.
Eisenburger Friede 318.
Elba, Insel 611.
Elisabeth, Gem. Joachims I. v. Brandenburg 107.
— Charlotte, Mutter d. Gr. Kurf. 301.
— v. Braunschw.-Bevern, Gemahlin Friedrichs d. Gr. 406. 417.
— v. d. Pfalz, die Winterkönigin 161. 192. 211. — Porträt 209.
— Charlotte v. d. Pfalz 358.
— Gem. Friedrich Wilhelms IV. 686.
— Gem. Joh. Fr. v. Sachs.-Weim 150.
— Königin von England 140.
— Gem. Karls IX. v Frankr. 150.
— Kaiserin v. Rußland 438. 446. 472.
Ellrich, Zusammenkunft von 228.
Emanuel, Portug. Infant 409.
Emmerich, Hess. Offizier 591.
— Joseph, Kurfürst v. Mainz 501.
„Emser Punktationen" 497.
am Ende, Oestreich. General 593.
Enghien, Herzog von (30j. Krieg) 275.
— Herzog v., Ermordung 557.
Ensisheim, Treffen bei 335.
Erasmus von Rotterdam 38 f.
Erfurt, Zusammenkunft 1808 586.
Erfurter Parlament 732.
Erich I. v. Braunschw.-Kalenberg 14. 15. 75. 106. 108.
— II., Hzg. v. Braunschweig 124.
Erlach, Ludwig, Oberst 272 f.
Erlon, Franz. General 658.
Ermann, Prediger 570.
Ernst August v. Braunschw.-Lünebg. Kurfürst v. Hannover 360.
Ernst August, Kön. v. Hannov. 695 f.
— v. Baiern, Erzbisch. v. Köln 155.
— Herzog v. Braunschweig 121.
— Hzg. v. Koburg-Gotha 745. 772.
— Herzog v. Lüneburg 99.
Erthal, Franz Ludw., Fürstbischof v. Würzburg 501.
— Fr. K. J., Kurfürst v. Mainz 501.
Eßlingen, Schlacht bei 590.
Esterhazy, Oester. General 449. 469.
d'Estrées, Franz. General 458.
Etoges, Gefecht bei 637.
Eugen, Prinz v. Savoyen 350. 360. 361 f. 368. 372 f. 378 f. 384. 387. 388 f. 394 f. 402. 409. — Portr. 363.
— Prinz v. Würtemberg, Russ. General 620. 626. 628.
— — Preuß. General 570.
— Vizekönig v. Italien 562. 592. 610.
Eugenie, Kaiserin v. Frankreich 785.
Eulenburg, Gf., Preuß. Minister 782.
„Evakuationstraktat" 431.
Ewald, Göttinger Professor 696.
Eward, Engl. Diplomat 525.
Eylert, Bischof 637.

F.

Fabricius, Sekretär 197 f.
Faidherbe, Franz General 800. 803.
Falkenberg, Dietrich von, Vertheid. Magdeburgs 239. 241.
Falkenberg, von, Kaiserl. Oberst 253.
Faust, Dr. Volksbuch 177.
Favre, Jules 797 f. 805.
Februarpatent, Oestr. v. 1861. 756. 766.
Fehrbellin, Schlacht bei 338 f.
Felbiger, J. J., Pädagog 481.
Fellner, Bürgermstr. v. Frankfurt 775.
Fels, Rath Ferdinands I. 141.
„Fenstersturz" in Prag 197 f.
Ferdinand I., Deutscher Kaiser 21. 68. 74. 92. 94. 99. 102. 106 127 f. 131. 134. 138. 141 f. — Porträts 100. 135.
— II., Deutsch. Kaiser 156. 189. 193. 194 195 f. 199. 202 f. — Porträt 203.
— III., Deutscher Kaiser 226. 258. 264. 267 f. — Porträt 268.
— IV., Sohn Ferdinands III. 305.
— Kaiser v. Oestreich 695 f. 721. 724.
— Herz. v. Braunschweig, Preuß. General 456. 461. 462. 466. 469. 472. 521. 530 f. 567 f. — Porträt 567.
— (Erzherzog) von Tirol 145.
— Erzherzog (Krg. 1805) 559. 562. 589 f.
— König von Aragonien 9. 24.
— König von Neapel 5.
— VII., König von Spanien 585
Feria, Herzog v., Span. Feldherr 257.
Fermor, Russ. Feldherr 461. 463.
Fesch, Kardinal 562.
Feuquières, Marquis, Frz. Dipl. 257.
Fichte, Joh. Gottlieb 538. 587. 674.
Fiesko, Aufstand des 119.
Finkenstein, Graf, Preuß. Min. 454.
Fink, Preuß. General 467 f.
Firmian, Erzbischof v. Salzburg 407 f.
Fischart, Johann 180.
Fischer, Hannibal 737.
Flacius, Matthias, Theologe 144.
Flemming, Paul 294.
Fleurus, Schlacht bei (1622) 216. (1693). 360. (1794) 537.
Fleury, Kardinal, Französ. Minister 418. 422. 429. 430.
Flies, Preuß. General 771.
Flottwell, Preuß. Minister 743.
Follen, Karl 675. 676. 678.

Folterwesen 179 f.
Fontainebleau, Friede von 1762 473.
Forster, Georg 503. 532.
Fortschrittspartei, Deutsche 750 f.
Fouché, Franz, Minister 661.
Fouqué, Preuß. General 468.
— Dichter 584. 668.
Franck, Sebastian 167.
Francke, Theolog 506.
Frangepani, Franz, Mgf. 318. 328.
Frankenhausen, Treffen bei 87.
Frankfurt, Sitz d. Kammergerichts 7.
Frankfurt a/M., Deputirtentag in 274.
Frankfurter Union v. 1744 433.
Frankfurter „Putsch" von 1833 694.
Frankfurter Fürstentag v. 1863 758.
— Friede von 1871 807.
Frankfurt a/O., Universität 176.
Franseckn, Preuß. General 774. 776.
Franz (Stephan) I. von Lothringen 412. 421. 423. Deutscher Kaiser 435 f. 481. — Porträt 442.
— II., Deutscher Kaiser 529 f. 535. Kaiser von Oestreich 557. 564 f. 594. 605. 613 f. 666 f. 668 f. 684. 695. — Porträt 668.
— Joseph, Kaiser von Oestreich 724. 734. 746. 758 f. 771 f.
— Herzog v. Lauenburg 253.
— Herzog v. Lüneburg 99.
— I. v. Frankreich 17. 25. 27. 66. 77. 91 f. 105 f. 109 f. 119.
Frastanz, Schlacht bei 10.
Freiberg, Schlacht bei 472.
Freiburg, Reichstag 9.
Freiligrath, Ferdinand 705.
Freimaurerorden 508.
Friccius, Preuß. Major 629.
Friedericia, Einnahme von 762.
Friedland, Schlacht bei 575.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 243. 273. 279. 294. 298 f. — Porträts 301. 211. 321. 346. 356.
— I., König v. Preußen, (III., Kurfürst v. Brandenbg.) 325. 356. 358. 366 f. 384. 396 f. — Porträt 370.
— II., d. Große, König v. Preußen 406. 409. 414 f. 499. — Porträts 415. 416. 441. 474. 476. 485. 501.
— Wilhelm I., Kön. v. Preuß. 397 f. 411. — Porträt 398.
— Wilhelm II., König v. Preußen, 515 f. 542. — Porträt 517.
— Wilhelm III, König v. Preußen 542 f. 665 f. 672 f. 684 f. 697 f. 701. — Porträts 542. 546. 596. 685
— Wilhelm IV., König v. Preußen 681. 686. 702 f. 748. — Porträts 702. 709. 741.
— Wilhelm, Kronprinz von Preußen 744. 772 f. 788 f. 789. 791 f. 799. — Porträt 790.
— VIII., Herzog von Augustenburg 760. 761. 766 f.
— Großherzog v. Baden 804.
— Wilhelm, Herzog v. Braunschweig-Oels 593. 655. — Porträt 593.
— Ulrich, Herzog v. Braunschweig u. Wolfenbüttel 211. 218. 219.
— Franz, Fürst v. Dessau 507.
— Herzog v. Gotha-Altenburg 371 f.
— Wilhelm, Kurf. v. Hessen 688. 733 f.
— Langraf v. Hessen-Homburg 338.
— III., Herzog v. Liegnitz 161. 347.
— Franz, Großherzog v. Mecklenburg 777. 788. 800.
— III., Kurf. v. d. Pfalz 145. 154.
— IV., Kurf. v. d. Pfalz 157. 184. 189.
— V. v. d. Pfalz (der Winterkönig) 192. 195. 199. 204 f. 211. 214. — Porträt 208.
Friedrich Karl, Pz. v. Preuß. 761. 765. 772 f. 788. 791 f. 794 f. 800. 802.
— (der Weise), Kurfürst v. Sachsen 12. 28. 66. 71. — Porträt 86. — Grabmal 87.
— August I., König v. Sachsen 573. 609. 612. 629. 644 f.
— August II, König v. Sachsen 689.
— Herzog v. Sachsen 211. 218.
— I., Herzog v. Würtemb. 176. 212.
— I., König v. Würtemberg 671.
— III., König von Dänemark 309
— VII., Kg. v. Dänem. 713. 717 f. 760.
— Heinrich, Prinz v. Oranien 301. 302.
Frischlin, Nikodemus 181.
„Fritz, der lange" 245.
Fröbel, Abgeordneter 724.
Froben, Stallmeister 340.
Frossard, Franz. Gen. 789. 790. 792.
Frundsberg, Georg v. 47 f. 75. 92.
Fuchs, General 226. 228.
Fuger, Handelshaus 49. 51.
— Anton 164.
— Jakob 51.
Funck, Joh., Hofprediger 154.
Fürst, von, Preuß. Großkanzler 477.
Fürstenberg, F. E. v., Bischof von Straßburg 349.
Fürstenberg, Wilhelm', Erzbischof v. Köln 334. 358.
Fürstenberg, Graf Heinrich 10.
Fürstenbund, Deutscher v. 1785 496.
Füssener Vertrag 435.

G.

Gablenz, von, Oestr. General 761. 762. 765. 768. 770. 773.
Gadebusch, Gefecht bei 617.
Gagern, Fr. von, General 719.
— Heinrich von, Staatsmann 711. 712. 714. 720. 721. 725. 728.
Galen, Bernhard von, Fürstbischof v. Münster 320 f — Porträt 321.
Gallas, Kaiserl. General 252. 259. 261. 264. 266. 269. 274.
Gallmeyer, Andreas 178.
Gambetta, Leon 798. 802. 806 f.
Gardie, Graf, Erzieher Gust. Adolfs 237.
Garibaldi 798. 802.
Garve, Philosoph 506.
Gastein, Zusammenkunft v. 1863 758.
— Vertrag von 767 f.
Gaßner, Pater 509.
Geiler, Johann, von Kaisersberg 38.
Gellert, Dichter 511.
Gelnhausen, Versammlung von 13.
„Gemeiner Pfennig" 7.
Gentz, Fr. v. 557. 565. 588. 646. 669.
George Wilhelm, Kurfürst v. Brandenburg 226. 228. 239 f. 273. 300. 301.
Georg V., Kg. v. Hannover 771. 772. 780.
— Fürst von Anhalt 106.
— Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach 184. 212. 230. — Porträt 213.
— (der Reiche), Herzog von Baiern-Landshut 14.
— Markgraf v. Brandenburg 97. 99.
— Herzog v. Braunschweig-Lüneburg 218. 252. 264. 272.
— Fürst von Dessau 337.
— Herzog v. Sachsen 63. 89. 106. 107.
— (Ludwig, Kurfürst v. Hannover) I., König von England 368. 388. 406.
— II., König von England 406. 424. 431. 437. 447 f. 454. 465. 471.
— III., König von England 481. 565.
— IV., König von England 688.
Gerhardt, Paul 281. 294. 322.
Gerlach, von 739.
St. Germain, Graf, Alchemist 509.
— en Laye, Friede von 347.
Germaine von Foix 17.
Gertruidenburg, Verhdlgen. in 390.
Gervinus, Historiker 696. 711.
Geßler, Preuß. Oberst 436.
Geßner, Konrad 175.
Geyer, Florian 84.
Ghiradadda, Schlacht bei 19.
Giengen, Lager von 117.
Girard, Franz. General 617.
Gistra, Abgeordneter 721.
Gislikon, Schlacht bei 716.
Gitschin, Eroberung von 772.
Giulay, Oestr. General 628.
Gleim, Dichter 511.
Gluck, Chr. W. 513.
Glümer, von, Preuß. General 802.
Gmunden, Bündniß von 24.
Gneisenau, Graf Neithardt von 574. 581. 618. 634. 652. 656 f. 659. 663. 673. — Porträt 618.
Göben, von, Preuß. General 776. 803.
Golther, von, Würtemb. Minister 784.
Goor, von, Holl. General 379.
Goppelt, Abgeordneter 712.
Gordon, Kommandant v. Eger 261.
Görgei, Ungar. General 727. 736.
Görres, Joseph 698. 701. 712.
Görzke, Brandenb. General 344.
Goethe, 512. 531. 555. 581. 608.
Gotter, Preuß. Gesandter 423 f.
Gottfrieds „Histor. Chronica" 91. 188.
Gotthard, Sankt, Schlacht bei 317 f.
Göttingen, Einnahme von 227.
Gottsched, Joh. Chr. 510.
Götz, Kaiserl. General 269. 274.
Götze, Brandenb. General 344.
Govone, Ital. General 768.
Gramont, Herzog, Franz. Minister 785.
Grana, Marchese 259.
Grant, Preuß. Major 457.
Granvella, Kanzler Karls V. 108.
Gravel, Franz Diplomat 316.
Gravelotte, Schlacht bei 792 f.
Grawert, Preuß. General 604.
Gregor XVI., Papst 699.
Greifswald, Eroberung durch den Groß. Kurfürsten 344.
Grémonville, Franz. Gesandter 327. 332.
Grevn, Präsident 806.
Grimm, Gebrüder 584. 696. 703.
Grimmelshausen, Chr. von 294.
Gröben, v. d, Preuß. General 734.
Grodno, Poln. Reichstag 533. 534.
Grolmann, v., Preuß General 581. 620.
Großbeeren, Schlacht bei 616 f.
Groß-Görschen, Schlacht bei 611.
Großheppach, Begegnung von 378.
Groß-Jägerndorf, Schlacht bei 458.
Grouchy, Franz. Marschall 656. 657. 660
Grumbach, Wilhelm von 149 f.
Grumbachsche Händel 149 f.
Grumbkow, General von 406.
„Grundrechte" 719. 721.
Grünne, Oestr. General 438.
Grünwald, Matthäus 174.
Gryphius, A. 294.
Guébriant, Frz. Marschall 269. 273. 274.
Guericke, Otto von, Bürgermeister von Magdeburg 320.
Guinegate, Schlacht von 21.
Gundling, Freiherr J. P. v. 399.
Gustav Adolf, König von Schweden 210. 219. 224. 227. 234. 236 f. — Porträt 256.
Gustav-Adolf-Verein 706.

Digitized by Google

Gustav III., König von Schweden 522.
Gutzkow, Karl 687.
Gyalu, Schlacht bei 316.
Gymnich, v., Kommand. v. Mainz 532.

H.

Haager Akkord von 1790 525.
— „Große Allianz" 372.
— Konzert v. 1659 309. v. 1710 396.
Haag, Vertrag v. 1626 224. v. 1684 354. v. 1794 535.
Haddik, Oestreich. General 458.
Hagedorn, Fr. v., Dichter 510.
Hagelberg, Gefecht bei 617.
Hagenau, Religionsgespräch in 108.
— Vertrag von 17.
Haimburg, Gefecht bei 350.
Hainbund, Göttinger 511.
Hakenberg, Dorf 338.
Halbhuber, v., Oestr. Civilkommiss. 767.
Haller, A. v., Dichter 510.
Hallue, Schlacht an der 800.
Hambacher Fest 693.
Hamburger Bündniß v. 1638 269.
Hammelburg, Gefecht bei 776.
Hanau, Schlacht bei 632.
Handelsverein, Mitteldeutscher 684.
— Thüringischer 740.
Handschuchheim, Schlacht bei 539.
Handwerkerstand am Ausgang des Mittelalters 53.
Hansemann, Abgeordneter 710. 712.
Harcourt, Franz. General 430.
d'Harcourt, Franz. Gesandter 365.
Hardenberg, Fürst, Preuß. Staatskanzlr. 538. 558. 559. 563. 575. 580. 595. 598 f. 622. 634. 641 f. 673. 680. — Porträt 598.
— Friedrich v. (Novalis) 583.
Harrach, Grafen, Oestreich. Diplomaten 365. 440.
— Gräfin, Gem. Wallensteins 222.
— Gräfin, s. Liegnitz, Fürstin.
Harris, Engl. Gesandter 520.
Hartmann, Bair. General 799.
— Moritz, Abgeordneter 724.
Haspinger, Kapuziner 589.
Hassenpflug, Kurhess. Minist. 733 f. 736.
Hastenbeck, Treffen bei 458.
Hatzfeld, Kaiserl. General 272.
Haugwitz, Graf, Preuß. Minister 556. 560 f. 563. 566 f. 573.
— Graf, Oestreich. Minister 478.
Hausen, Gefecht bei 776.
Haydn, F. W. 514.
Haynau, Oestreich. General 736.
— Gefecht bei 613.
Hecker, F., Demagog 712. 718 f. 729.
Heerwesen im dreißigjähr. Krieg 284.
Hegel, G. W. Fr. 687.
Heidelberger Katechismus 145.
Heilbronn, Fürstentag zu 158.
Heilbronner Bund 256 f.
Heilige Allianz 665 f.
Heilige Liga 6.
— — zweite, 19.
Heilsberg, Treffen bei 575.
Heine, Heinrich 687. 706.
Heinrich, Prinz v. Preußen 463. 466 f. 472. 485. — Porträt 467.
— Hzg. v. Braunschw.-Lüneburg 68.
— II., Hzg. v Braunschw.-Wolfenb. 104. 106. 110. 113. 183.
— XI., Herzog v. Liegnitz 161.
— Herzog v. Sachsen 107.
— VIII., König v. England 20. 73.
— II., König v. Frankreich 129. 161.
— IV., Kg v. Frankr. 140. 157. 188 f.
Held, Dr. Vizekanzler 106.
Helding, Weihbischof 125.
Heldt, Admiral 788.
Helfenstein, Graf Ludwig 85.
Helgoland, Seegefecht bei 765.
Helmstädt, Gefecht bei 777.
Helmstädt, Gründg. d. Universit. 176.
Hengstenberg, Theolog 706. 739.
Hennersdorf, Treffen bei 438.
Henniges v. Treffenfeld, Oberst 340. 344.
Henrichsohn, John 400.
Herberger, Valerius, Liederdichter 180.
Herder, J. G. 512.
Hermes, Kath. Theolog 697 f.
Herrenhausen, Vertrag von 405.
Hertzberg, Graf, Preuß. Minister 514 f. 518 f. 522. 524. — Portr. 520.
Herwarth v. Bittenfeld, Preuß. General 772. 774.
Herwegh, Georg 704. 705. 718 f.
Herzog, Schweizer General 803.
Hexenprozesse 176 f.
Heyden, Kommandant v. Kolberg 469.
Heydt, v. d., Preuß. Minister 748. 754.
Hildburghausen, Prz. v., General 458.
Hiller, Preuß. General (1815) 658.
— v. Gärtringen, Preuß. General 773.
— Musiker 514.
Hipler, Wendelin 84.
Hippel, Staatsrath 607.
Hirschfeld, Preuß. General 617.
Hoche, Franz. General 534.
Hochkirch, Ueberfall von 463 f.
Höchst, Schlacht bei 214.
Höchstädt, Schlachten von 376. 380 f.
Hoë v. Hoënegg, Hofprediger 205.
Hofer, Andreas 589. 594. — Portr. 589.
Hoffmann, Melchior, Wiedertäuf. 103.
— v. Fallersleben 705.
— v. Hoffmannswaldau 294.
Hogenberg, Nikolas 98.
Hogstraten, Jakob 42.
Hohenfriedberg, Schlacht von 436.
Hohenlinden, Schlacht bei 549.
Hohenlohe, Fürst, Preuß. General 536. 568. 570.
— Fürst, Bair. Minister 782. 783.
— Ingelfingen, Prinz v., Preuß. Minister 752.
— Rheinbünd. General (1664) 317.
Hohenzollern, Fürst v., Preuß. Minister 743.
Holbach, Franz. Philosoph 505.
Holbein, die beiden 36. 174 f.
Holle, Oberst 252.
Hollauer von Hohenfels 2.
Hölty, Dichter 511.
Holzapfel, Hess. General 264.
Hommer, v., Bischof v. Trier 699.
Honauer, Goldmacher 176.
Hondschooten, Treffen bei 534.
Hontheim, v., Weihbischof 480.
Horn, Preuß. General 624.
— Schwed. Feldherr 248. 256 f. 264. 274.
„Hosenteuffel" 174.
Hotrup, Gefecht bei 722.
Hubertusburg, Friede von 478.
Hufeland, Arzt 544. 587.
Hühnerwasser, Gefecht bei 773.
Hülsen, v., Preuß. General 456. 469.
Humanismus 38 f.
Humboldt, A. v. 544.
— Wilhelm v. 587. 614. 642. 645 f. 673. 680 f. — Porträt 645.
Hume, Engl. Philosoph 505.
Hundheim, Gefecht bei 777.
Hünfeld, Gefecht bei 776.
Hutten, Hans von 69.
— Ulrich v. 27. 31. 40 f. 70. 80.
Hyndford, Lord, Engl. Gesandt. 427. 429.

J.

Jacoby, Johann, Abgeord. 722. 725.
Jachmann, Admiral 788.
Jagel, Gefecht bei 761.
Jagow, Matthias, von Bischof 107.
Jahn, Friedrich Ludwig 583. 675. 678. 680. 703. 723.
Jakob I., Kg. v. Engl. 192. 202-210. 219.
— III., Stuart, Prätend. 373. 391.
Jakobäa von Baden 161.
Jankau, Schlacht bei 274.
Jasmund, Seegefecht bei 765.
Jassy, Friede von 525.
Ibell, v. Nassauischer Staatsrath 677.
Idstedt, Schlacht bei 733.
Jellacic, Banus v. Kroatien 724.
Jemappes, Schlacht von 532.
Jena, Rath d. Gr. Kurfürst. 305.
Jena, Gründung d. Univers. 176.
— Schlacht bei 568.
Jerome, König v. Westfalen 576.
Jesuitenorden, Gründung des 140.
Ilbesheim, Vertrag von 381.
Ilgen, R. v. Preuß. Minist. 403. 419.
Illuminatenorden 508.
Ilow, Wallenstein, General 259. 261.
Interim 126.
Interim v. 1849. 732.
Joachim I., Kurfürst v. Brandenburg 67. 70. 107. 162. 300.
— II., Kurf. v. Brandbg. 106. 107. 109. 119. 123. 125. 138. 159. 161. 300. 347.
Joachim, Fürst von Anhalt 106.
— Friedrich, Administr. v. Magdb. 155.
Johann Georg, Kurf. v. Brandenburg 154. 161. 171.
— Sigismund, Kurf. v. Brandenburg 187. 189. 300.
— Philipp, Kurf. v. Mainz 313. 316. 326.
— Wilhelm, Kurf. v. d. Pfalz 361. 368.
— (d. Beständ.) Kurf. v. Sachs. 86. 99. 102.
— Friedrich d. Großmüthige Kurf. v. Sachsen 71. 102. 113. 117. 119 f. 142. Porträt 132.
— Georg, Kurf. v. Sachsen 195. 199. 205 f. 224. 239 f. 243 f. 265 f.
— König von Sachsen 758. 771. 778.
— Erzhzg. Oestr. Feldherr 557. 559 f. 589 f. Reichsverweser 720 f. 727. 732.
— Georg, Mkgf. v. Jägernd. 200. 210.
— Wilhelm III., Herzog von Jülich-Kleve 161. 187.
— Kasimir, Herzog von Koburg 227.
— Markgr. v. Küstrin 107. 125. 129.
— Ernst, Hzg. v. Sachsen-Weimar 230.
— Friedrich, Hzg. v. Sachs.-Weim. 149 f.
— Kasimir König v. Polen 307 f. 326.
— Erzbischof v. Lund 107.
— von Goch 37.
— v. Leiden, „König v. Zion" 103.
— von Wesel 38.
Johanna „die Wahnsinnige." Mutter Karls V. 9. 187.
Jordan, Freund Friedrichs d. Gr. 445.
— W., Abgeordneter 721.
Joseph I., Deutscher Kaiser 374. 381. 382 f. — Porträts 383. 391.
— II., Deutscher Kaiser 454. 481 f. 488 f. 514 f. 523. — Porträts 482. 486. 519.
— Ferdinand, Kurpr. v. Baiern 364 f.
— (Bonaparte) Kg. v. Spanien 585.
— Pater 235.
Joubert, Französ. General 548.
Jourdan, Franz. General 535. 539. 548.
Jouy b. Versailles, Vertrag von 449.
Isabella, Königin von Castilien 9.
— Königin von Spanien 785.
— Königin v. Dänemark 81.

Digitized by Google

Isabella, Gem. Gal. Viscontis 5.
Isel, Berg, Schlachten am 589. 590.
Jielin, Isaak 507.
Isis von Ofen 676.
Istvánffi, Gefährte Zrinyis 149.
Itzstein, Abgeordneter 689. 712. 714.
Jülich, Belagerung von 189.
Jülichsche Erbfolge 404.
Julirevolution, Französische 687 f.
Julius II., Papst 17 f.
— III., Papst 128.
Junot, Franz. Marschall 585. 593.

K.

Kaiserproklamation in Versailles 803.
Kaiserslautern, Schlacht b. 534. 535. 536.
Kalafat, Schlacht bei 525.
Kalisch, Vertrag von 606.
Kalkreuth, Preuß. Feldmarschall 576.
Kalkstein, Herren von 310.
Kamecke, v., Preuß. General 790.
Kamenz, Lager bei 436.
Kammergericht 298.
Kammergerichtsordnung, Max. I. 7.
Kamptz, von, Preuß. Geh. Rath 676.
Kant, Philosoph 505. 506.
Kantzow, Thomas 175.
Kapodistrias, Rathg. Alexanders I. 645.
Kappel, Schlacht bei 100.
— Jäger 471.
Kara Mustafa, Großvezier 350. 352.
— Porträt 353.
Karl V., Deutscher Kaiser 17. 24. 28. 66 f. Tod 138. — Porträts 73. 98 129.
— VI., Deutscher Kaiser 364. 377. 392 f. 419. — Portrat 393.
— (VII.) Albrecht, Kurfürst v. Baiern, Deutscher Kaiser 421. 425 f. 426 f. 428. 430 f. 435.
— Ludwig, Kurf. v. d. Pfalz 272. 279. 282.
— Kurfürst v. d. Pfalz, Sohn d. V. 358.
— Philipp, Kurf. v. d. Pfalz 403 f. 406.
— Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz und Baiern 488. 490. 495.
— Friedrich, Mkgf. von Baden 500.
— Prinz v. Baiern (1866) 776.
— Emil, Kurpr. v. Brandenb. 325. 335.
— Herzog von Braunschweig 688.
— Herzog von Geldern 9.
— Hzg. v. Lothringen, Kaiserl. General (30jähr. Kr.) 269. 347. 350 f. 356.
— Hzg. v. Lothringen (Bruder Franz I.) 429. 431. 434. 436 f. 455. 460.
— Leopold, Hzg. v. Mecklenburg 401.
— Herzog v. Mecklenburg-Strelitz 673.
— Erzhzg., Oestr. Feldherr 538. 539. 540. 547 f. 559 f. 583 f. — Porträt 590.
— (Erzhzg.) v. Steiermark 145. 156.
— Herzog von Pfalz-Zweibrücken 488. 490. 495.
— Prinz von Preußen 734.
— August, Hzg v. Weimar 407. 500. 669.
— Herzog von Würtemberg 500.
— II., König v. England 329. 333.
— VIII., König von Frankreich 5 f.
— IX., König von Frankreich 147.
— Fürst von Rumänien 768.
— Albert, König von Sardinien 736.
— Emanuel I., Kg. v. Sardinien 431.
— Emanuel, Hzg. v. Savoyen 201. 202.
— X., Gustav, Pfalzgf., Kg. v. Schweden 277. 278. 281. 282. 307 f.
— XII., König von Schweden 367. 372. 387 f. 396. 400.
— II., König von Spanien 361 f.
— III., König v. Spanien s. Karl VI., Deutscher Kaiser.
— Infant, (Sohn Philipps III.) 193.
— Stuart, Prätendent 441.
Karlowitz, Friede von 362.
Karlsbader Beschlüsse 678 f.
Karlstadt, Dr. 63. 78. 83.
Karolina, Strafgesetzbuch 179.
Karschin, Anna Louise 511.
„Karsthans", Schriften vom 83.
Kasimir, Markgraf von Baden 88.
Katharina II., Kaiserin v. Rußland 454. 473. 481 f. 492 f. 521. 527. 529 f. 533. 547.
Katt, von, Preuß. Offizier 591.
Katte, von, Lieutenant 416.
Katzbach, Schlacht an der 618 f.
Kaub, Rheinübergang bei 635.
Kaunitz, Fürst, Oestr. Minister 447 f. 462. 468. 478 f. 483 f. 488 f. 514 f. — Porträt 479.
Kay, Treffen bei 466.
Keller, Student 677.
Kellermann, Franz. Marschall 531.
— Franz. General, Sohn d. V. 655.
Kepler, Johann, 162. 175 f.
Kerner, Justinus 687.
Kesselsdorf, Schlacht bei 438.
Kesserlingk, Freund Friedr. d. Gr. 445.
Khevenhüller, Oestr. General 429.
Khlesl, Melchior, Minister, 191. 194. 197. 199.
Kinkel, Gottfried 729.
Kinsky, Wallenstein. General 257. 261.
„Kipper und Wipper" 289.
Kirchbach, v., Preuß. General 789. 799.
Kissingen, Gefecht bei 776.
Kitzen, Ueberfall von 613.
Klapka, Ungar. General 727.
Kleement, Abenteurer 401.
Klein-Schnellendorf, Vertrag 427.
Kleist, Rath d. Gr. Kurfürsten 305.
— Preuß. General (7jähr. Kr.) 472.
— v. Nollendorf, Graf, Preuß. General 604. 620. 626. 628. 639.
— Chr. E. v., Dichter 511.
— Heinrich von 584.
Klenau, Oestr. General 626.
Kleve, Friede von 320.
Klinke, Preuß. Pionier 762.
Klissow, Schlacht bei 372.
Klopstock, 444. 511.
Klostergrab, Kirchenbau in 196.
Kneseбeck, Preuß. General 544. 612. 635. 673.
Knigge, Adolf von 508.
Knipperdolling, Joh, Wiedertäufer 103.
Knobelsdorf, v., Baumeister 445. 446.
Knyphausen, Schwed. Oberst 240.
Koburg, Prinz Josias von, Oestr. General 533. 535.
Kolin, Schlacht bei 456 f.
Kollonich, Bischof 351.
Köln, Reichstage 11 f. 18.
Komarómy, Oestr. Offizier 124.
Königgrätz, Schlacht bei 774.
Königsberg, Gründg. d Universit. 176.
— Vertrag zu, von 1656 307.
Königshofen, Treffen bei 88.
Königsmark, Schwed. General 277. 278.
Königswartha, Gefecht bei 612.
Königswusterhausen, Vertrag von 408.
Konkordate mit Rom 697. 739 f.
Konkordienformel 154.
Konstanz, Reichstag 17.
Kontinentalsperre 570.
Kopernikus, Nikolaus 175.
Körner, Theodor 608. 613. 617.
Korsakow, Russ. General 548.
Kosciuzko 530. 533. 536 f.
Koseritz, Würtemb. Lieutenant 694.
Kossuth, Ludwig 714. 720. 724. 727. 736.
Kotzebue, August von 677.
Kraft, Adam, Bildhauer 35. 174.
— Oberst 281.
Kratz, Ligistenoberst 207.
Kray, Oestr. General 549.
Krefeld, Schlacht bei 462.
Kreiseintheilung Deutschlands 22.
Krell, Nikolaus, Sächs. Kanzler 154.
Kremmener Paß 338.
Kremsier, Reichstag von 724.
Krocyka, Schlacht bei 413.
Krosigk, H. F. v., Preuß. Major 627.
Krüdener, Frau von 665.
Krümpersystem 582.
„Kryptocalvinisten" 141.
Kufstein, Eroberung von 14.
Kulczycki, Kundschaft. 351. — Portr. 352.
Kulm, Schlacht bei 620.
Kunersdorf, Schlacht bei 466.
Kuruczenkrieg 337. 344.
Kusa, Rumän. Hospodar 768.
Kutschuk-Kainardschi, Friede von 488.
Kutusow, Russ. Feldherr 609.
Kyritz, Schlacht bei 267.

L.

Labiau, Vertrag von 308.
Ladmirault, Franz. General 792.
La Fère Champenoise, Treffen b. 640.
Laforest, Franz. Gesandter 560.
Lamb, Markus zum 139.
Lamberg, Graf, Oestr. General 724.
Lambruschini, Kardinalsekretär 699.
Lamettrie, Franz. Philosoph 505.
Lämmermann, Pater 258.
Lamormain s. Lämmermann.
Landau a. D., Eroberung von 374.
Landeck, Lukrezia, Gem. Wallenst. 220.
Landfriedensgesetz Maximilians I. („Ewiger Landfriede") 7.
Landrecht, Preußisches 477.
Landsfeld, Gräfin von 712.
Landshut i. Schl., Treffen bei 468.
Landsknechte 11. 48 f.
Landstuhl, Burg, Eroberung 80.
Landsturm, Stiftung des 608.
Landwehr, Stiftung der 608.
Langenau, Oestreich. General 625.
Langensalza, Schlacht bei 771.
Langeron, Russ. General 618. 626 f. 628.
Laon, Schlacht bei 639.
Lapide, Hippolithus a 273.
Larisch, Graf, Oestreich. Minister 766.
La Rothière, Schlacht bei 637.
Lascy, Oestreich Feldherr 468. 469.
Laterankonzil von 1517 27.
Latour, Oestr. Kriegsminister 723.
Laube, Heinrich 687.
Laufach, Gefecht bei 775.
Lauffen am Neckar, Treffen bei 102.
Lauriston, Franz General 629.
La Valette, Kardinal 266.
Lavater 509. 548.
Leboeuf, Frz. Marschall 785. 790. 792.
Le Bourget, Kämpfe bei 799. 800.
Lech, Schlacht am 248.
Lechleitner, Tiroler Volksheld 376.
La Clerc du Tremblay (Pat. Jos.) 235.
Lecourbe, Franz. General 548.
Lefèbvre, Frz. Marschall 590. 594. 623.
Legeditsch, Oestreich. General 736.
Lehmann, Orla, Dän. Minister 717.
Lehwald, Preuß. Feldmarschall 458.
Leibnitz, Philosoph 397.
Leiningen, Fürst, Reichsmin. 721.
Leipzig, Disputation in 63.
— Schlacht bei 625 f.
Leipziger Interim 127.
— Konvent von 1631 240.
Le Mans, Schlachten bei 800. 802.

Leo X., Papst 20. 60. 66. 77. 91.
— XII., Papst 699.
Leoben, Präliminarien von 540.
Leopold I., Deutscher Kaiser 313 f. — Porträts 314. 315. 382.
— II., Deutscher Kaiser 525 f. 528. — Porträts 486. 526.
— Großherzog v. Baden 689. 692.
— Fürst v. Dessau 380. 384. 394. 406. 424. 435. 438. 440. — Portr. 385. 439.
— Fürst v. Dessau, Sohn d. V. 424. 436.
— Prinz v. Hohenzollern 785.
— Erzherzog v. Oestreich, Bischof v. Passau 188. 190.
— Wilh., Erzhzg. (30jähr. Kr.) 239. 272.
— Erzherzog (Krieg v. 1866) 773.
Leszczinski, Stanislaus, König v. Polen 384. 408. 409. 410.
Leslie, Mörder Wallensteins 261.
Le Sourd, Frz. Geschäftsträger 787.
Lessing, G. E. 505. 512.
Lestocq, Preuß. General 574. 575.
Leubelfingen, Page Gustav Ad. 253.
Leuchtmar, Gerhard von 301.
Leuthen, Schlacht bei 460.
L'homme de Courbière, Preuß. General 574.
Lichnowski, Fürst, Abgeordn. 721. 723.
Lichtenau, Gräfin von 516.
Lichtenstein, Karl v., Statthalter von Böhmen 210.
— Paul von 19.
Liebenberg, Bürgermstr. v. Wien 351.
Lieber, Thomas 175.
Liegnitz, Schlachten bei 264. 468 f.
— Fürstin von 686.
Liga, „heilige" 6.
— Katholische 187.
Ligny, Schlacht bei 655.
Lille, Einnahme von (1708) 389.
Lindau, Reichstag in 8.
Linden, Frhrr. v., Würtbg. Min. 646.
Lindenast, Sebastian 174.
Linum, Dorf 338.
Linz, Versammlung in 131.
Lippe, v. der, Guido, Preuß. Lieuten. 625.
Lisaine, Schlacht an der 802.
„Liselotte". 358.
Lisola, Oestr Diplomat 328. 332 f.
List, Friedrich 683.
Lobkowitz, Böhm. Statth. 186. 194. 197 f.
— Fürst, Minster Leopolds I. 327. 328. 331.
Lobositz, Schlacht bei 453.
Locke, Engl. Philosoph 505.
Lodi, Schlacht bei 540.
Lodovico Moro, s. Sforza.
Logau, Friedrich von 294.
Lohenstein, Kaspar von 294.
Löhning, Apothekergehilfe 677.
Loigny, Gefecht bei 800.
Lombard, Preuß. Kabinetsr. 545. 566.
Londoner Konferenz v. 1864 762 f.
— Protokoll v. 1850 733 v. 1852 737.
Loos, Kornelius, Priester 178.
Lornsen, Uwe Jens 689. 692. 713.
Loucadou, Kommandant v. Kolbg. 574.
Loudon, Gideon, Oestr. Feldmarsch. 461. 466. 468 f. 523. — Portr. 462.
Louis Ferdinand, Prz. v. Preuß. 568.
Louvois, Franz. Kriegsmin. 334. 358.
Löwe-Calbe, Abgeordneter 721. 728.
Löwenwalde, Gf. v., Russ. Diplom. 408.
Loyola, Ignatius 140.
Lübeck, Friede von 232.
Lucchesini, Preuß. Diplom. 550. 572.
Luckau, Gefecht bei 612.
Luden, Professor 677.
Ludwig, Kanzler d. Univers. Halle 419.
Ludowika Hollandine, Tochter des Winterkönigs 301.
Ludwig, Markgf. v. Baden 359. 361. 374. 376 f. 378 f. 384. 386.
— Großherzog v. Baden 689.
— I., König v. Baiern 686. 689. 690. 693. 701. 706. 712. 714.
— II., König v. Baiern 787. 804 f.
— Mkgf., Sohn des Gr. Kurf. 356.
— V., Landgraf v. Hessen 213.
— IX., Landgraf v. Hessen 500.
— I., Großherzog v. Hessen 671.
— VI., Kurfürst v. d. Pfalz 154.
— II., König v. Ungarn u. Böhmen 24. 66. 70. 92.
— XII., König v. Frankreich 9.
— XIII., König v. Frankreich 214.
— XIV., König v. Frankr. 316. 320. 326 f. 358 f. 387 f.
— XV., Kg. v. Frankr. 394. 430 f. 448 f.
— XVI., Kg. v. Frankr. 490. 528. 532.
— XVIII., Kg. v. Frankr. 641 f. 663.
Luise, Königin v. Pr. 551. 576. 595 f. 597 f. — Porträts 543. 546. 598.
— Markgräfin v. Ansbach 406.
— Henriette, Gem. d. Gr. Kurfürsten 302. 324. — Porträt 325.
— Juliane, Gem. Friedrichs IV. v. d. Pfalz 157.
Luitpold, Prinz v. Baiern 805.
Lüneburg, Gefecht bei 610.
Luneville, Friede von 549.
Lupfen Gräfin von 84.
Luther, Martin 27. 58 f. 72 f. — Vermählung 91. — Tod 114. — Porträts 58. 76. 114. 116. — Brief 114.
Luthers Eltern: Hans u. Margar. 58.
Lutter am Barenberge, Schlacht 228.
Lüttich, Meuterei in 654.
Lützen, Schlacht bei 252 f.
Lützowsches Freikorps 608. 613.
Lux, Mainzer „Patriot" 532.
Luxemburg, Marschall von 360.
Luxemburger Bündniß 350.
— Frage 780.

M.

Maaßen, K. G. Preuß. Generalsteuerdirektor 683.
Macdonald, Franz. Marschall 548. 604. 618 f. 629. 652.
Maciejowice, Schlacht bei 536.
Mack, Oestr. General 559.
Mac Mahon, Marschall 789. 794 f.
Madrid, Friede von 91.
Madruzzi, Päpstl. Legat 155.
Magdeburg, Belag. durch Moritz 128.
— Einnahme durch Tilly 240 f.
Magenta, Schlacht bei 744.
Magnano, Schlacht bei 548.
Majestätsbrief 186. 196. 210.
Mailand, Friede von 736.
Maillebois, Franz. General 427. 430.
Mainz, Kurfürstenthum 187.
— Reichstag 25.
Mainzer Centralkommision 679 f.
Malmesbury, Lord, Engl. Ges. 503.
Malmö, Waffenstillstand von 722 f.
Malo-Jaroslavetz, Schlacht bei 601.
Malplaquet, Schlacht bei 389.
Mancini, Olympia 361.
Mansfeld, Graf Albrecht 114.
— Graf Gerhard 114.
— Ernst von 201. 207. 210 f. 213. 214. 224. 226 f. 228. 230. — Porträt 229.
— Gräfin Agnes von 155.
Manstein, Preuß. Gener. (7j. Kr.) 457.
— Preuß. General 792 f.
Manteuffel, E. v., Preuß. General 750. 770. 776 f. 799. 800. 802 f.
— O. v., Preuß. Min. 734 f. 742. 743.
Mantius, Jakob 31.
Mantua, Einnahme von 540.
Mantuanischer Krieg 234.
Maradas, Kaiserl. General 259.
Marburg, Gründung d. Univers. 176.
Marburger Religionsgespräch 96.
Marengo, Schlacht bei 549.
Margarethe, Statthalterin d. Niederlande 9. 19 68. 93.
Margarita Theresia, Gem. Leop. I. 365.
Marheinecke, Theolog 587.
Maria Theresia, Kaiserin 401. 405. 412. 420 f. 426 f. 446 f. 478 f. 491 f. 493. — Porträts 442. 493.
— Amalia, Gem. Karls VII. 421.
— Anna, Gem. Maximilians I. von Baiern 267.
— Antoinette, Gem. Ludwigs XVI. 490. 527.
— Antonia, Gem. Max Emanuels v. Baiern 365.
— Eleonore, Gem. Albrecht Friedrichs v. Preußen 187.
— Luise, Gem. Napoleons 594.
— Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV. 326. 364.
— die Katholische v. England 137.
Marienburg, Vertrag von 307.
Marignano, Schlacht von 25.
Marlborough, Engl. Feldh. 373. 377. 378 f. 384. 386. 387. 388 f. 392. — Porträt 390.
Marmont, Frz. Marsch. 626 f. 628. 640
Marsaglia, Schlacht bei 360.
Mars-la-Tour, Schlacht bei 791 f
Marschall, Kommandant v. Olmütz 462.
Marsin, Grf., Frz. General 377. 387.
Martinitz, Böhm. Statth. 186. 194. 197 f.
Märzpatent, Oestr. v. 1860 756.
Massena, Franz. Marschall 548. 549.
Mastalier, Oestr. Dichter 518.
Maßmann, Student 675.
Mathy, Bad. Minister 721. 776.
„Matrikel" von 1521 74.
Matthias, Deutscher Kaiser 185 f. 189 f. — Porträt 192.
Matthys, Jan, Wiedertäufer 103.
Maupertuis, Gelehrter 418.
Max Emanuel, Kurf. v. Baiern 365. 371. 374 f. 386. 395.
Max Joseph, Krf. v. Baiern 435. 488. 501.
— Joseph I., Kön. v. Baiern 558. 686.
Mayen, Kapitulation von 468.
Maximilian I, Deutscher Kaiser 1 f. — Porträt 36.
— II., Deutsch. Kais. 127. 145. 147 f. — Porträt 148.
— I., Herz. u. Kurf. v. Baiern 158. 183. 187. 193 f. 199. 203 f. 216 f. 222. 249 f. 258. 275. 279. — Porträt 217.
— II., König v. Baiern 714. 762.
— Erzherzog (Sohn Maximil. II.) 189. 193. 194. 199.
— Erzhg., Erzb. v. Köln 493. 497.
— Kaiser von Mexiko 782.
Mayr, Oberst 455.
Mazarin, Kardinal 279. 310.
Medici, Lorenzo 5.
Merveldt, Oestr. Gener. 541. 625. 627
Meindl, Bair. Volksführer 381.
Melac, Frz. Gen. 358. — Porträt 359.
Melanchthon, Philipp 63 f. 108. 127. 141. 142 f. — Porträt 144.
Melas, Oestr. General 519.
Memling, Hans 174.

Digitized by Google

Mendelssohn, Moses 506.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 703.
Mendoza, Spanischer Feldherr 156.
Mengs, A. Raphael, Maler 513.
Mensdorff-Pouilly, Graf, Oestr. Minister 766. 767.
Menzel, Kanzlist 450.
Menzesbach, Schlacht von 14.
Mercy, Ligistengeneral 274. 275.
Mergentheim, Schlacht bei 275.
Mesmer, Naturforscher 509.
Messenhauser, Kommand. der Wiener Nationalgarde 724.
Meszaros, Ungar. General 736.
Metternich, Fürst, Oestr. Minister 564. 592. 605. 614. 622. 633. 638. 644 f. 663. 666. 669 f. 678 f. 689 f. 714 f. — Porträt 670.
Metz, Belag. d. Karl V. 133.
— Einnahme von 798.
Mevissen, Abgeordneter 712.
Meza, de, Dän. General 761.
Mieroslawski, Polnischer Demagog 717. 719. 728.
Millesimo, Schlacht bei 539.
Miltitz, Karl v., Päpstl. Nunt. 62.
Minden, Einnahme von 227.
— Schlacht bei 466.
Mirabeau, Graf 500.
Missunde, Treffen bei 761.
Mitchell, Engl. Diplomat 450.
Mittermaier, Prof., Abgeord. 718. 721.
Möckern, Gefecht von 610.
Möckern (Leipzig) Schlacht bei 626.
Mohacz, Schlacht von 93.
Mohl, R. v., Abgeordneter 721.
Möllendorf, Preuß. Feldmarsch. 535.
Mollwitz, Schlacht bei 424 f.
Moltke, Graf Karl, Dän. Min. 723.
— Feldmarschall 772 f. 801.
Mondovi, Schlacht bei 539.
Monrad, Bischof, Dän. Min. 717. 765.
Montecuculi, Graf, Kaiserl. Feldherr 317. 331. 333. — Porträt 317.
Montenotte, Schlacht bei 539.
Montereau, Gefecht von 638.
Montez, Lola 712. 714.
Montgelas, Bair. Min 551. 595. 633.
Montmirail, Gefecht bei 637.
Mont Valerien, Schlacht am 803.
Morand, Franz. General 610.
Moreau, Franz. General 534. 539. 548. 549. 619.
Moritz, Herz. u. Kurf. v. Sachs. 113. 117. 122. 125. 129 f. 133. — Portr. 130.
— Prinz v. Dessau, Pr. Gener 457.
— Ldgrf. v. Hessen 161. 212. 214.
— Prinz v. Oranien 211.
Mörner, Oberst von 340.
— H. v., Erzieher Gust. Adolfs 237.
Mortier, Frz. Marsch. 556. 620. 640.
Moser, Fr. K. von 507.
Möser, Justus von 507. 513.
Moskau, Brand von 601.
Motz, Preuß. Finanzminister 683.
Mühlberg Schlacht bei 120 f.
Mühlhausen, Fürstentag von 206.
Müller, Hans, von Bulgenbach 84.
— von, Johannes 513. 544. 570.
— Otfried, Philologe 696.
München, Einn. d. Gust. Adolf 250.
Münchengrätz, Zusammenk. 1833 695.
Münchengrätz, Gefecht bei 772.
Münchner Vertrag v. 1619 204.
Mundt, Theodor 687.
Münster, Sebastian 167. 175.
— Grf., Hann. Min. 556. 646. 688. 689.
— Wiedertäufer in 103 f.
— u. Osnabrück, Friede 278 f.
Münzer, Thomas 83. 84. 86 f.
Münzwesen im 30jähr. Kriege 289.
Murat, Joachim, Kön. v. Neapel 562. 570. 619. 625. 626. 653.
Murner, Thomas 42. 78.
Murray, Graf, Oestr. General 521.
Mustafa II., Sultan 361.

N.

Nachod, Gefecht bei 773.
Nádasdy, Franz, Ungar. Magnat 328.
Nadasdy, Oestr. General 458.
Napoleon I. 539 f. 547. 549 f. 556 f. 647. 652 f. 660.
— III. 744. 746. 768 f. 773 f. 776. 785 f. 797.
Narwa, Schlacht bei 372.
Nassau, Graf Joh. Ludwig zu 279.
Nationalverein. 745. 760.
Naumburg, Fürstentag 142.
Neander, Michael 165.
— Bischof 717.
Nebenius, Bad. Geheimrath 683.
Neckarsulm, Treffen bei 88.
Neerwinden, Schlachten bei 360. 533.
Neipperg, Graf, Oestr. General 413. 424. f. 428.
Nelli, Hofnarr Kaiser Matthias 191.
Nesselrode, Gf. Russischer Kanzler 645.
Netolitz, Treffen 202. — Schlacht 222.
Nettelbeck, Joachim 469. 574.
Neubreisach, Einnahme von 799.
Neuhäusel, Eroberung von 317.
Neumann, Rittmeister 261.
„Newe Zeytungen" 110.
Ney, Franz. Marschall 611. 621. 628. 655. 658 f.
Nicolai, Liederdichter 180.
— Buchhändler 505. 506.
Niebuhr 587.
Nikolaus, Kaiser v. Rußl. 692. 734. 735. 736.
Nikolsburg, Präliminarien von 775.
Nimwegen, Friede von 344 f.
Nivernois, Herzog von, Französischer Gesandter 448. 449.
Noailles, Französ. Marschall 431.
Noisseville, Schlacht bei 798.
Nördlingen, Schlacht bei 264.
Normann, Würtemb. General 628.
Nostitz, Graf, Blüchers Adjutant 655.
Novara, Schlachten bei 20. 736.
Novi, Schlacht bei 548.
Noyons, Friede von 25.
Nugent, Oester. General 492.
Nuits, Gefecht bei 802.
Nürnberg, Kämpfe zw. Gustav Adolf und Wallenstein 251 f.
Nürnberg, Reichstage 81. 110.
Nürnberger Bündniß 106.
— Friedensexekutionsrez. 280. 281.
Nyborg, Schlacht bei 309.
Nystadt, Friede von 401.
Nymphenburger Vertrag 426.

O.

Oberkirchenrath, Gründung d. 739.
Oberseil, Gefecht bei 761.
Ochsenbein, Schweiz. Freischarenf. 716.
Oettlinger, J. J., Bair. Geistlicher 381.
Oeversee, Gefecht bei 761.
Ofen, Erstürmung v. 1686. 355.
Oken, Professor 675.
Oktoberdiplom, Oest. v. 1860. 756.
Olevianus, Theolog. 145.
Oliva, Friede von 310.
Olivier, Frz. Minister 790.
Olmütz, Einnahme 1642. 274. 1742. 428.
Olmütz, Vertrag von 735.
Oelper, Gefecht bei 594.
Olsuwieff, Russischer General 637.
Onate, Span. Gesandter 258.
Opitz, Martin, Dichter 234. 294.
Orleans, Philipp Hzg. v. (Regent). 387.
— Einnahme von 799. 800.
Ormond, Hrz. v. Engl. General 394.
Orsini, Fürstin von 377.
Ottheinrich, Pfalzgraf 142.
Otto, König v. Griechenland 686.
— Ludwig, Rheingraf 265.
Ottowalsky v. Streitberg 278.
Ostermann, Russischer General 620.
Oudenarde, Schlacht bei 389.
Oudinot, Französischer Marschall 588. 612. 615 f. 621. 638. 652.
Oxenstierna, Schwedischer Kanzler 252. 256. f. 275.
— Johann, Sohn d. V. 279.
Oxford, Lord, Engl. Minister 392.

P.

Pachelbl, Bürgermstr. v. Eger 261.
Pacthod, Franz. General 640.
Palacky, Tschech. Führer 720.
„Palatina", Heidelb. Biblioth. 214.
Palffy, Gf., Ungar. Palatin 426.
Palikao, Gf., Franz. Minstr. 790. 797.
Palm, Buchhändler 565.
Panin, Russ. Minister 492.
Pappenheim, General 232. 240. 241. 252 f. — Porträt 254.
Paprutowitsch, Gefährte Zrinyis 142.
Paracelsus, Theophrastus 175.
Paris, Einnahme 1814 640.
— Kapitulation 1871 805.
— Friede v. 1763 473.
— Friede, Erster 1814 641.
— Friede, Zweiter 1815 664. 666 f.
— Kongreß v. 1856 742.
— Vertrag v. 1806 563.
Paskiewitsch, Russ. General 736.
Passarowitz, Friede von 402.
Passauer Vertrag v. 1552 132. v. 1617 276.
Patow, v., Preuß. Minister 743.
Paul I., Kaiser v. Rußland 547 f.
— III., Papst 106 f.
— IV., Papst 137. 138.
— V., Papst 200.
Pauli, Historiker (1760) 513.
Paulskirche, Frankfurter 720 f.
Paulucci, Russ. Diplomat 601.
Pavia, Schlacht von 91.
Pergen, Graf, Oestr. Staatsmann 481
Peronne, Einnahme 802.
Pescara, Feldherr Karls V. 91.
Pestalozzi, J. H., Pädagog 508.
Pestel, Preuß. Oberst 789.
Peter d. Gr., Zar v. Rußland 367. 400 f. 405.
— III., Kaiser v. Rußl. 450. 454. 472.
Peterwardein, Schlacht bei 402.
Peucer, Kaspar 154.
Peucker, v., Reichskriegsmin. 721. 728.
Peutinger, Konrad 31.
Pfaffenhofener Linien, Erstürmg. 386.
Pfalzburg, Einnahme v. 799.
Pfefferkorn 41 f.
„Pfeiferhänsle" 82.
Pfinzing, Melchior 32.
Pfizer, Paul, Schriftsteller 692.
Pflug, Julius, Theologe 125.
Pforten, v. d., Bair. Minister 757.
Pfuel, v., General, Preuß. Minister 716. 724.
Philipp, Kurfürst v. d. Pfalz 14.
— Ludwig, Pfalzgf. v. Neuburg 188.

Digitized by Google

Philipp, Landgraf v. Hessen 86. 99. 102. 109. 110. 113. 117. 123 f. 128.
— Herzog v. Pommern 106.
— Sohn Maximilians I., König v Kastilien 5. 8. 9. 10. 17.
— II., Kg v. Span. 127. 128. 136. 140.
— III., Kg. v. Spanien 190. 194. 205.
— IV., Kg. v. Spanien 326.
— V. (v. Anjou), König v. Spanien 366. 377. 390. 394.
„Philippisten" 141.
Pichegru, Franz. General 535. 539.
Piccolomini, Octavio 253. 259 f. 267. 280. 281. — Porträts 260. 282.
Pienzenau, Johann v. 14. 16.
Pikton, Engl. General 655. 658.
Pillersdorf, Oestreich. Minister 720.
Pillnitz, Zusammenkunft in 528.
Pilsen, Versammlungen zu 259. 261.
„Pilsener Schlüsse" 259 f.
Piper, Graf 387 f.
Pirch, Preuß. General 655.
— II., Preuß. General 661.
Pirkheimer, Wilibald 31. 73. — Portr. 32.
Pirmasens, Treffen bei 534.
Pirna, Kapitulation von 453.
Pisa, Konzil von 19.
Pitigliano, Venet. Feldherr 19.
Pitt, William, (Lord Chatham) 461. 465.
— — d. Jüngere 547. 558.
Pius VII., Papst 698 f.
Platter, Thomas 166.
Plessen, v., Mecklenb. Gesandter 678.
Plotho, v., Preuß. Legationsrath 407.
— Preuß Gesandter 474.
Podewils, Gf., Preuß. Minister 419. 429. 435.
Podol, Gefecht bei 773.
Poischwitz, Waffenruhe von 613.
Polen, Erste Theilung 487.
— Zweite Theilung 532 f.
— Dritte Theilung 537.
Polnischer Aufstand 1863 759.
— Erbfolgekrieg 409 f.
Pompadour, Marquise v. 448. 449.
Pomponne, Franz. Gesandter 348.
Poniatowski, Stanislaus, König v. Polen 483. 526. 530.
— Fürst, Franz General 629. 630.
Ponickau, Sächs. Gesandter 465.
Ponsonby, Engl. General 658.
Pontarlier, Gefecht 803.
Pontlatzer Brücke, Kämpfe an der 376. 594.
Portocarrero, Kardinal 365 f.
Poscheruner Mühle 604.
Potsdamer Edikt v. 1685 355.
— Vertrag v. 1805 560.
Pozzo di Borgo, Russ. Gesandt. 660.
Prag, Protestantentag von 197.
— Beschießung von 1648 278.
— Schlacht bei 1757 455.
Prager Friede v. 1635 266. 1866 777.
— Kongreß v. 1813 614.
„Pragmatische Armee" 431.
— Sanktion 404 f.
Prenzlau, Kapitulation von 571.
Preßburger Friede 562.
Preßordonanzen von 1863 756.
Preußisch-Eylau, Schlacht bei 574.
Prielmaier, Freiherr v. 381.
Prierias, Silvester 61.
Prittwitz, v., General 730 f.
St. Privat, Sturm auf 794.
Probst, Abgeordneter 782.
„Protestation" von Speier 95.
Prutz, Robert 705.
Pufendorf, Sam. v. 298. 396.
Pultawa, Schlacht v. 396.
Pultusk, Gefecht bei 574.

Q.

Quanz, Flötenspieler 415.
Quatrebras, Schlacht bei 655.
St Quentin, Schlacht bei 803.
Quesnoy, Eroberung von 394.
Questenberg, Gerhard von 235. 258.
Quiroga, Kapuziner 258. 259.

R.

Raab, Schlacht bei 592.
Radetzky, Oestr. Feldmarschall 736.
Radom, Konföderation von 483.
Radowitz, Preuß. Minister 712. 721. 731. 734. 735.
Rákóczy II., Franz. 328. 375. 383 f. 395.
— Georg, Fürst v. Siebenbürgen 274.
— II., Georg, Fürst v. Siebenbrg. 316.
— Joseph 413.
Ramillies, Schlacht bei 386.
Ramler, K. F., Dichter 511.
Ramming, Oester. General 773.
Rastatt, Friede v. (1714.) 395.
Rastatter Kongreß 545 f.
Rathenow, Einnah. d. Derfflinger 338.
Ratkau, Kapitulation von 571.
Raucoux, Schlacht bei 441.
Raule, Admiral 342. 344.
Rauschenplat v. Dr., Pol. Agitator 694.
Ravaillac 189.
Rave, Johann, Gelehrter 323.
Raven, v., Preußischer General 762.
Ravenna, Schlacht von 20.
Recalde (Loyola) 140.
de Reede, Holländ. Diplomat 525.
Reformverein, Deutscher 757. 760.
Regensburg, Deputationstag 216.
Regensburger Konvent v. 1524. 81.
Regensburg, Reichstage 108. 114. 138. 184. 193. 234. 273.
— Permanenz d. Reichstags 296 f.
— Friede 354.
Regie, Preußisches Steuersystem 476 f.
Reichenbach, Gräfin von 688.
— Kongreß von 524.
— Treffen bei 472.
— Vertrag von 1813. 613.
Reichsdeputationshauptschluß, 553.
Reichshofrath, 156. 298.
Reichsmatrikel 15.
Reichsregiment, 12. 74. 79.
Reille, Französischer General 797.
Reimarus, H. Samuel 506.
Reimer, G. A., Buchhändler 617.
Reinach, Kommand. v. Breisach 269.
Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich 21. 67.
„Reptilienfonds" 779.
Resch, Gregor, Karthäuser 30.
Restitutionsedikt 233.
Reuchlin, Johann 40.
Réunionskammern, 349.
Reuter, Fritz 694.
Reutte, Standlager von 131.
Reventlow, Kaiserl. General 387.
Reviczky, Oestr. Botschafter 494.
Reynier, Frz. General 616 f. 621. 627. 629.
Rheinbund von 1658. 316 f.
— von 1806. 564.
Rheinfelden, Treffen bei 269.
Rheinsberg, Aufenth. Fr. d. Gr. 417 f.
Richard, Kurfürst von Trier 67.
Richelieu, Kardinal 219. 226. 227. 233. 248. 257. 265.
— Herzog von, Frz. Minister 664.
Ried, Wirth, Bair. Volksführer 381.
— Vertrag von 622.
Rieger, Tschech, Führer 720.
Riesen, v. Jakob 696.
Ringelrennen 161.
Rinkart, Martin 281.
Ritterwesen im XV. Jahrh. 42.
Rivoli, Schlacht bei 540.
Robersot, Franz. Gesandter 548.
Robinson, Englischer Diplomat 429.
Rochow, v. Preuß. Minister (1740.) 419.
Rochow, Preuß. Minist. (1838 f.) 696. 707.
— F. E. von, Schriftsteller 508.
Roeskilde, Friede von 309.
Roggenbach, v. Badischer Minist. 752.
Rohrbach, Jäcklein 85. 88.
Rollenhagen, Georg 180.
Romanzow, Ruß. Gesandter 495. 522.
Römer, Joh. v., Oester. Offizier 425.
— Abgeordneter 711. 712. 728.
Römisches Recht 82.
Ronge, Johannes 705.
Roon, A. v., Preuß. Kriegsminister 752 f. — Porträt 753.
Rosenkreuzer 508 f.
Roßbach, Schlacht bei 458.
Roßbrunn, Gefecht bei 777.
Roßlau, Verschanzungen bei 227.
Rostopschin, Gouverneur v. Moskau 601.
Roth, Hieronymus 310.
Rothenburg, Einigung von 193.
Rotteck, Professor. 689. 693.
Rottmann, Bernh., Wiedertäufer 103.
Rouher, Frzs. Staatsmann 786.
Rousseau 505.
Rüchel, Preuß. General 544. 566. 568.
Rückert, Friedrich 698. 666. 703.
Rudolf II., Deutscher Kaiser 150. 152 f. 183 f. — Porträt 153.
— Aug., Fürst v. Wolfenbüttel 371 f.
Rumpfparlament 728.
Rupp, Geistlicher 706.
Ruppow, Wenzel Wilhelm v. 199.
Ruprecht, Kurprinz v. d. Pfalz 14.
Rutowski, Sächs. General 428. 438.
Rye, Dänischer General 731.
Ryswijk, Friede von 360.

S.

Saalfeld, Treffen bei 568.
Saarbrücken, Einnahme von 789.
Saarbrücken, Schlacht bei 790.
Sabina, Gemahlin Ulrichs v. Würtemberg 69.
Sachs, Hans, 78. 179.
Sachsen, Marschall von 430. 441.
„Sachsenklemme", Treffen in der 594.
Sacken, Russ. General 618. 626 f. 637.
Sadowa, Schlacht bei 774.
Salankemen, Schlacht bei 359.
Salvius, A., Schwed. Diplomat 279.
„Salzbund" zu Schwarzach 407.
Samson, Ablaßprediger 95.
Sand, Karl, Mörder Kotzebues 677.
Sandrart, Maler 283.
Sanssouci 445.
Saragossa, Schlacht bei 390.
Sarner Bund 715.
Saßbach, Schlacht bei 342.
„Saufteufel" 161.
Savelli, Kaiserl. General 269.
Savigny, Jur., Preuß. Minist. 587. 707.
Savigny, v., Preuß. Diplomat 771.
Savonarola 5.
Sayn-Wittgenstein, Graf, Brandenb. Gesandt. 302. — Porträt 304.
Schaffgotsch, Hans Ulrich, Wallenstein. General 260.
Scharnhorst, G. D. v., Preuß. General 500. 544. 581. 599. 606. 611. — Porträt 611.

Schärtlin von Burtenbach, Sebast. 116. 162.
Schäufelin, Hans 34. 174.
Schaumburg, Adolf v., Erzbischof v. Köln 118.
Scheele, Statth. v. Schlesw.-Holst. 713.
Schellenberg, Schlacht am 379.
Schelling, Philosoph 703.
Schenkendorf, Max von 608. 666.
Schiefer, August, Erzieher Maximilians II. 147.
Schill, Ferdinand von 574. 591. — Porträt 591.
Schiller, Fr. von 512. 555.
Schlegel, Friedrich 588. 698.
Schleiermacher, Friedrich 582. 587.
Schleinitz, v., Preuß. Minister 743.
Schlettstadt, Einnahme von 799.
Schlick Andreas, Graf 198.
— Graf, Hofkriegsrathspräsident 258.
Schlözer, A. L. von 507.
Schmalkaldischer Bund 99. 106.
Schmalz, Preuß. Hofrath 673. 676.
Schmeling, Preuß. General 799. 802.
Schmerling, Oestr. Staatsmann 721. 723. 725 756. 757.
Schmettau, Ferdinande von 608.
— Preuß. General 466.
Schneckenburger, Max 704.
Schneidewin, Oberst 239.
Schön, von, Preuß. Minister 585.
Schönbrunn, Vertrag von 1805 562.
Schongauer, Martin 174.
Schöning, H. A. v., Brandenb. General 344. 355. 360.
Schrepfer, Kaffeewirth 509.
Schuckmann, v., Preuß. Minister 673.
Schulenburg, Graf, Preuß General 425.
Schulenburg-Kehnert, Gf., Gouverneur von Berlin 570.
Schulze-Delitzsch, Abgeordneter 725.
Schurz, Karl, Student 729.
Schützenfeste des 16. Jahrhunderts 167.
„Schwabenkrieg" 10.
Schwäbisch-Hall. Vertrag von 188.
Schwaderloch, Schlacht am 10.
Schwarzemberg, Kais. Unterhdler. 231.
Schwarzenberg, Fürst Karl, Oestr. Feldherr 594. 606. 615 625 f. 635 f. 647. 653. — Porträt 615.
— Fürst, Oestr. Minister 738.
— Brandb. Minister 228. 273. 300.
— J. v., Kriminalist 179.
Schwarzerd, Ph., s. Melanchthon.
Schwedt, Markgraf Karl von 436.
Schwedter Vertrag 400.
Schweidnitz, Einnahme 1758 462. 1762 472.
— Sieg Torstensons bei 274.
Schweinichen, Hans von 161.
Schweinschädel, Gefecht bei 773.
Schwendi, Lazarus, Kriegsoberster 149.
Schwerin, Otto v., Brandenb. Rath 305.
— Graf, Preuß Feldmarschall 423. 425. 428. 436. 455. — Porträt 456.
— Graf, Preuß Minister 717. 721 743.
Scriba, Wirich, Prof. in Duisburg 322.
Sculletus, Hofprediger 205.
Sebregondi, Ital. Baumeister 258.
Seckendorf, Oestr Gesandter 406. 407.
— Oestr. Feldmarschall 413.
Sedan, Schlacht bei 795 f.
Segur, Graf, Franz. General 428.
Selim III., Sultan 149. 566.
Selnecker, Theologe 154. 179.
Semler, Theolog 506.
Sendlinger Mordweihnachten 381.
Seneffe, Schlacht von 335 f.
Servien, Abel, Franz. Gesandter 279.
Sesina, Wallenstein. Unterhändler 244.
Seven, Kloster, Konvention 458.
Seydlitz, Fr. W. von, Preuß. General 459. 463. — Porträt 459.
Sforza, Lodovico (Moro) 5. 12.
— Bianca, Gemahlin Maximilians I. 5.
— Franz 105.
— Maximilian 19. 20. 25.
Shaftesbury, Lord, Philosoph 505.
Sickingen, Franz von 25. 68. 70. 80. — Porträt 80.
Siebenpfeiffer, Polit. Agitator 692 f.
Sievershausen, Schlacht bei 133.
Sigl, Demagog 728.
Sigmund I., König von Polen 24. 70.
— III., König von Polen 199. 205. 237.
Simon, Heinrich, Publizist 708.
Simons, Preuß. Minister 743.
Simson, E., Präsident 721. 725. 728. 805.
Sindelfinger, Hans 24.
Sinsheim, Treffen bei 334.
Sinzendorf, Graf, Oestr. Minister 394. 409.
Sistow, Friede von 525.
Skalitz, Gefecht bei 772.
Skytte, Bengt, Schwed. Reichsr. 322.
— Johann, Schwed. Reichssekr. 237.
Slawata, Böhm Statthalter 186. 194. 195. 197 f. 220.
Sleidanus, Johannes 175.
Smolensk, Schlacht bei 601.
Sobieski, Joh., Kg. v Polen 344. 350 f.
Sohr, v., Preuß. Major 627.
Soissons, Einnahme von 799.
Soliman II., Sultan 97. 102. 106. 110. 148 f.
Soltikow, Russ. General, 466. 469.
Somnitz, Rath d. Gr. Kurfürsten 305.
Sonderbundskrieg 716.
Sonnenfels, Oestr. Reformer 480. 507.
Sontheim, Ladislaus 31.
Soor. Schlacht bei 437.
Sophia, Kurfürstin v. Hannover 368.
Sophie Charlotte, Gem. Friedrichs I. v. Preußen 397.
Soubise, Prinz v., Frz. Gen. 458. 462.
Soult, Franz. Marschall 548.
Spalding, Theolog 506.
Spanheim, Brandenb. Gesandter 367.
Spanischer Erbfolgekrieg 372 f.
Sparr, Brandenb. General 305. 308.
Speckbacher, Joseph 589.
Speier, Reichstag 92. 94. 111.
Spener, Theolog 506.
Speyerbach, Schlacht bei 377.
Spichern, Schlacht bei 790.
Spiegel, Erzbischof v. Köln 699.
Spinola, Span. Feldherr 189. 206. 211. 216.
Splitter, Treffen bei 344.
Sprachgesellschaften, Deutsche 294.
Stabius, Gelehrter 35.
Stadion, Philipp, Graf, Oestr. Minister 587. 592. 614.
Städtewesen am Ausgang des Mittelalters 48 f.
Stadtlohn, Schlacht bei 218.
Stahl, Fr. Jul. 739.
Stalmann, Schwed. Agent 238.
Staps, Friedrich 592.
Starhemberg, Graf Georg, Oestreich. Gesandter 448.
— Gf Gundaker v. 378. 390 391. 392.
— Rüdiger von 351 f.
Staub, Joseph, Tiroler 589.
Staufen, Treffen bei 723.
Staupitz, Johann v. 59.
Stegen, Johanna 610.
Stegreifritter 23.
Steigentesch, Frhr. v., Oestr. Diplomat 592.
Stein, Freiherr v. 554. 565. 570. 573. 578 f. 603. 606. 622. 632 f. 646. 650 f. 663. — Porträt 579.
Steinsche Reformen 580 f.
Steinau, Kapitulation von 257.
Steinmetz, v., Preuß. General 773. 788. 791 f.
Steinwig, Bürgermstr. v. Stralf. 232.
Stenkerken, Schlacht bei 360.
Sterbehol, Vertrag von 185.
Sternberg, Adam v. 194. 197.
— Ladislaus v. 70.
Sterzinger, M. A., Tirol. Volksführ. 376.
Stettin, Eroberung durch d. Gr. Kurfürsten 343 f.
Steuerverein 740.
Stiehlsche Regulative 739
Stockholm, Friede von 401.
Stolberg, Prz. v., Reichsgeneral 472.
— Gebrüder, Dichter 511.
Stollhofener Linien 388.
Stoß, Veit 174.
Stourdza, Bojar 676 f.
Stralsund, Belagerung durch Wallenstein 231 f.
— Eroberung durch den Gr. Kurfürsten 344.
Straßburg, Raub durch Ludw. XIV. 349.
— Kapitulation 1870 798.
Strauß, David Friedrich 706.
Strehlen, Lager bei 425. 471.
Stremayr, Abgeordneter 721.
Strous, Ephraim, Türk. Gesandt. 146.
Struve, Journalist 712. 714. 718 f. 723. 728.
Stuhm, Waffenruhe von 234. 237.
Stuhmsdorfer Vertrag 266.
Sturm, Johann 165.
Stusche, Tobias, Abt 436.
Stüve, Bürgermstr. v. Osnabrück 696.
Styrum, Gf., Kaiserl. General 376.
Suarez, Preuß. Geheimrath 477.
Suckow, Kommandant v. Belgrad 413.
— v., Würtemb. Minister 781.
Suhlinger Vertrag 556.
Suworow, Russ. Feldherr 536. 548.
Swieten, Gerhard van, Leibarzt Mar. Theresias 480.
Sylvan, Prediger 154.
Sziget, Belagerung von 149.
Sznaide, Freischarenführer 728.

T.

Taaffe, Beichtvater Butlers 261.
„Tabakskollegium", 397. 399.
Tallard, Franz. General 376. 377. 378 f.
Talleyrand, Franz. Minister 562. 565. 611. 642. 644 f. 663.
v. d. Tann, Bairischer General 722. 788. 799. 800.
Targowitz, Konföderation von 530.
Tauentzien, Preuß. Gener. (7 j. Kr.) 468.
— Graf, Preuß. General (1813). 616. 621. 624. 673.
Tauroggen, Konvention von 604.
Tegernsee, Erklärung von 697.
Tegetthoff, Oestr. Admiral 765.
Teimer, M., Tiroler 589.
Temesvár, Einnahme von 402.
Teplitzer Verträge v. 1813. 622.
Terouenne, Belagerung von 20.
Teschen, Friede von 490 f.
Tettenbach, Graf Erasmus von 328.
Tettenborn, Russ. General 607. 612.
Tetzel, Johann 60 f.
Thaer, Landwirth 587.
Theatrum Europäum v. Merian 206.

„Theresiana," Oestr. Strafgesetzb. 480.
„Thesaurus picturarum" 139.
Theuerdank, 33 f.
Thielmann, Sächs. u. Preuß. General 609. 655. 657.
Thiers, Franz. Staatsmann 781. 798. 799. 806.
Thorner Blutbad 408.
Throta, Thilo von 120.
Thugut, Oestr. Minist. 533. 536. 540. 550.
Thun, Gf. Leo, Oestr. Minister 738.
Thurmayer-Aventinus 175.
Thurn, Matthias, Graf 191. 197. 201. 202. 244. 257.
Tieck, Ludwig 556. 584. 703.
Tiedemann, Kommand. v. Rastadt 729.
Tilly, Ligistischer Feldherr 206. 212. 214. 218. 220. 222. 224. 227. 232. 235. 240 f. 247. 248. — Portr. 225. 242.
Tilsiter Friede 576.
Tobitschau, Treffen bei 775.
Todtentanzdarstellungen 158. 164.
Tököly, Emmerich, Ungar. Magnat 344. 350. 362. 375.
Tökölyi, Stephan, Ung. Magnat 328.
Toland, Philosoph 505.
Toleranzedikt, Josephs II. 518.
— v. 1847. 706.
Torcy, Marq., Franz. Minister 389.
Torgau, Schlacht bei 469 f.
Torgauer Bündniß 92.
— Tag von 1591. 157.
Torstenson, Schwed. Feldherr 274.
Tottleben, Russ. General (7 j. Kr.) 469.
Touche, de la, Franz. Gesandt. 448.
Toul, Einnahme v. 799.
Trachenberg, Kriegsrath von 615.
Traun, Marschall, Oestr. Feldh. 423. 434.
Trautenau, Gefecht bei 773.
Trautmannsdorff, Graf, Oestr. Minist. 275. 279.
Travendahl, Friede von 372.
Trebia, Schlacht an der 548.
Treitzsauerwein, Max 3. 34.
Trenck, Franz v. d. 428.
Treskow, v., Preuß. Gener. (7 j. Kr.) 463.
— Preuß. Genral (1870.) 802.
Trient, Friede von 12. — Freundschaftsbündniß 17.
— Konzil von 112 f. 118 f. 145.
Trier, Reichstag 18.
Tripleallianz v. 1668. 327.
Trittenheim v. Boppard. 32.
„Triumphbogen" u. „Triumphwagen" Dürers 35 f.
Trochu, Frz. General 799. 800. 803.
„Trostspiegel" 23.
Trotzendorf, Valentin 165.
Trutfetter, Jodokus 59.
Trützschler, von (Bad. Aufstand) 729.
Trzka, Graf, Wallenstein. General 244. 259. 261.
Tschech'sches Attentat. 706.
Tschudi, Egidius 175.
Tugendbund, 582.
Tümpling, v., Preuß. Gener. 732. 799.
Tunis, Eroberung d. Karl V. 105.
Turenne, Frz. Gener. 275. 276. 332 f. 342.
Turin, Schlacht bei 387.
Türkheim, Treffen bei 335.
Turnau, Gefecht bei 772.
Turnierwesen, 161.
Tuttlingen, Schlacht bei 274.
Twesten, Abgeordneter 750.
Tycho de Brahe, Astronom 162.

U.

Uhden, Preuß. Minister 707.
Uhland, Ludwig 671.
Uhlich, Geistlicher 706
Uhrich, Franz. General 798.
Ulm, Kapitulation von 559.
Ulmer Friede von 1647 275.
Ulrich, Hz. v. Würtemb. 69. 102. 106. 118.
Union, Protestantische v. 1608 181.
— Protestantische v. 1817 675. 685.
Unruh, v., Abgeordneter 725.
Urban VIII., Papst 267.
Ursinus, Pfälz. Theolog 145.
Ursinus, Oberhofprediger 369.
Usedom, v., Preuß. Diplomat 744.
Usingen, Luthers Lehrer 59.
Ussing, Algreen, Dän. Schriftst. 713.
Utrecht, Friede von 392 f.
Uz, J. P., Dichter 511.

V.

Valckeniers „Verwirrtes Europa" 330.
Valmy, Kanonade von 531.
Vandamme, Frz. Gen. 619 f. 655. 661.
Varnbüler, v., Würtemb. Min. 781.
Vasvárer Friede 318.
Vauban, Franz. General 377.
Vauchamps, Gefecht bei 637.
Vaulgrenant, Franz. Diplomat 440.
Vendôme, Frz. Gen. 373. 376. 384. 389.
Venedey, Abgeordneter 721.
Verdun, Einnahme v. 799.
Vereinigter Landtag v. 1847 707 f.
Vergennes, Franz. Gesandter 483.
Verona, Kongreß von 682.
Versailles, Hauptquartier in 799.
Versailles, Präliminarfriede von 806.
Vicenza, Schlacht von 21.
„Vierkönigsbündniß" 732.
Viktor Amadeus I., Hz. v. Sav. 360.
— Amadeus III., Kg. v. Sard. 539.
— Emanuel, Kg. v. Sardin. 744. 788.
Viktoria, Königin von England 695.
— Kronprinzessin v. Preußen 744.
Vilagos, Kapitulation von 736.
Villafranca, Waffenstillstand von 745.
Villars, Franz Marsch. 374. 375. 376. 384. 386. 387. 388. 389. 394. 395. 409.
Villaviciosa, Schlacht bei 391.
Villeneuve, Franz. Gesandter 413.
Villeroi, Frz. General 372. 377. 386.
Villerserel, Gefecht bei 802.
Vincke, G. v., Abgeordn. 710. 720. 721.
Vinoy, Franz. General 799. 800. 803.
Vio, Thomas, Kardinal v. Gaëta s. Cajetanus.
Vionville, Schlacht bei 791 f.
Vischer, Peter, Erzgießer 31. 35. 174.
Vischer, Abgeordneter 721.
Visconti, Galeazzo 5.
Vitry, Kriegsrath in 640.
Vlotho, Schlacht bei 272.
Vogel v. Falckenstein, Preuß. Gener. 765. 772. 776. 788.
Voigt-Rhetz, Preuß. General 800.
Volmar, Isaak, Kaiserl. Gesandt. 279.
Voltaire 417 f. 444 f. 505.
„Vorbehalt, Religiöser" 136.
Vorparlament v. 1848 714 f. 718.
Voß, Joh. Heinr. 511.
Vossem, Friede von 332.

W.

Waghäusel, Treffen bei 728.
Wagram, Schlacht bei 592.
Waitz, Abgeordneter 721.
Waldburg, Gebhard Truchseß v., Erzbischof von Köln 155.
— Georg Truchseß von 88.
Waldeck, Graf v., Brandenb. Minister 305. 306.
— Josias v., Reichsgeneral 317.
Waldeck, Abgeordneter 725. 730. 748.
Waldis, Burkard 180.
Wallenrodt, Rath d. Gr. Kurfürsten 305.
Wallenstein 220 f. 226 f. 235. 246 f. 248 f. — Porträts 223. 262.
Wallich, Oestreich. Oberst 471.
Wallis, Oestreich. General 413
Wangenheim, v., Würtemb. Minister 671. 678. 682.
Warkotsch, Baron 471.
Warschau, Schlacht bei 307 f.
— Bündniß v. 1745 434.
Warschauer Zusammenkft. v. 1850 734.
Wartburg, Luther auf der 76.
Wartburgfest 675 f.
Wartenberg, Kolbe v., Graf, Preuß. Minister 396.
Wartenburg, Schlacht bei 624.
Wasiliei Iwanovic, Zar v. Moskau 24.
Waterloo, Schlacht bei 656 f.
Wattignies, Schlacht bei 534.
Wavre, Gefecht bei 657.
Weber, Göttinger Professor 696.
Wedell, Preuß. General 466.
Wehlau, Vertrag von 309.
Weier, Johann, Arzt 178.
Weigand, Friedrich 84.
Weiman, Rath d. Gr. Kurfürsten 305.
Weingarten, Oestreich. Gesandtschaftssekretär 450.
Weishaupt, Adam, Stifter d. Illuminaten 508.
Weißen Berge, Schlacht am 207.
Weißenburg, Gefecht bei 789.
Weißenburger Linie 534.
Weißig, Gefecht bei 612.
Weißkunig 3. 33. 35 f.
Welcker, Professor 678. 689. 693. 711. 712. 714. 726. 728.
Wellington, Engl. Feldh. 585. 646. 653 f.
Welser, Handelshaus 49.
— Philippine 146.
Werbach, Gefecht bei 776.
Werben, Lager bei 243.
Werdenberg, Kaiserl. Rath 235.
Werder, v., Preuß. General 772. 790. 798. 799. 802 f.
Werner, Preuß. Reitergeneral 469.
Werth, Johann v. 257. 264. 267. 269. 275. — Porträt 270.
Werther, v., Preuß. Gesandter 786.
Wesselényi, Palatin v. Ungarn 328.
Wessenberg, H. v., Generaldikar von Konstanz 646. 698.
— v., Oestreich. Diplomat 651.
Westminster, Neutral.-Vertrag v. 449.
de Wette, Theologe 678.
Wied, Hermann v., Erzbischof v. Köln 113. 118.
Wiedertäufer in Münster 103 f.
Wieland, Chr. M. 512.
Wien, Belagerung 1529 97. 1683 350 f.
Wiener Frieden v. 1735 410.
Wien-Schönbrunn. Fried. v. 1809 592 f.
Wiener Friede v. 1864 765.
— Konferenzen v. 1819 679. 1834 695.
— Kongreß 643 f.
— Schlußakte 679.
Wienbarg, Ludolf. 687.
Wiesloch, Schlacht bei 212.
Wilhelm I., König v. Preußen, Deutscher Kaiser 638. 707. 716 f. 728 f. 743 f. 771 f. 803 f. — Portr. 729. 747.
— Herzog v. Baiern 81. [805.
— Herzog v. Braunschweig 688.
— I., Kurfürst v. Hessen 671.
— II., Kurfürst v. Hessen 688.
— V., Landgraf v. Hessen 243. 269.
— Herzog v. Kleve 109. 110.

Wilhelm, Graf v. Lippe 500.
— Prinz v. Preußen (1807 f.) 585. 586.
— Herzog v. Sachsen 211. 218.
— König v. Würtemberg 671. 696.
— III. v. Oranien, Kg. v. England 331. 333. 356 f. 358. 364 f. 373.
— V. v. Oranien, Erbstatthalter 520.
— IV., König v. England 689. 695.
Wilhelmine, Markgräfin v. Baireuth 406. 415. 416. 464.
Williams, Sir Hanbury, Engl. Gesandter 447. 448.
Willisen, v., General 733. 754.
Wimpfeling, Jakob 19. 82.
Wimpfen, Schlacht bei 213.
Wimpffen, Franz. General 796 f.
Wimpina, Konrad 61.
Winckelmann, J. J., 513.
Windischgrätz, Fürst, Oestr. General 715. 724.
Winterfeld, Preuß General 458.
Wintzingerode, Russ. General 640.
Wirth, Polit. Agitator 692 f.
Wislicenus, Geistlicher 706.
Wisniowecki, Mich., Kön. v. Polen 326.
Witt, Jan de, Holländ. Staatsmann 320. 329 f. 331.
Wittenberg, Universität 176.
Wittgenstein, Russ. Feldh. 607. 609. 637.
— Fürst, Preuß. Minister, 673.
Wittstock, Schlacht bei 267.
Wladislaus VII., König v. Ungarn 24.
— Sohn Ludwigs II. 93.
Wobersnow, Preuß. General 465. 466.
Wohlgemuth, Michael 174.
Wolff, Philosoph 418. 506.
Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg 187. 189.
Wöllner, J. C. v., Preuß. Minister 515 f. 544. — Porträt 515.
Worms, Religionsgespräche in 108. 141.
— Reichstage 6. 9. 18. 74. 112.
— Sitz des Kammergerichts 8.
Wormser Bündniß v. 1743 431.
— Edikt 77. 92. 99.
Wörth, Schlacht bei 789 f.
Wrangel, K. G., Schwed General 274. 275. 276. 281. 337 f. — Portr. 276.
— Graf, Preuß. Feldmarschall 722. 724 f. 761. — Porträt 761.
Wrede, Fürst, Bair. Feldmarschall 590. 632. 646. 647. 650. 651.
Wullenweber, Georg, Bürgermstr v. Lübeck 104.
Wurmser, Oestr. General 534. 539. 540.
Würtz, Felix 175.
Würzburg, Bestürmung von 88.
— Schlacht von 539.
Wusterhausener Vertrag 406.

X.

Xanten, Vertrag von 189.

Y.

York v. Wartenburg, Preuß. Feldmarschall 571. 603 f. 610. 612. 618 f. 624. 626 f. 637. 639. — Portr. 603.

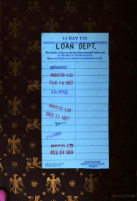
Z.

Zapolya Johann, 92. 93.
Zastrow, Preuß. Diplomat 573.
Zedlitz, v., Preuß. Minister 515.
— v., Preuß Civilkommissar 767.
Zeitbloom, Bartholomäus 174.
Zeitz, Treffen bei 623
Zenta, Schlacht von 361 f.
Zevenberghen, Maximilian 68.
Zieten, H. Joachim, Preuß. General 456. 460. 469 f. — Portr. 470.
— Preuß. General (1815) 655. 658 f.
Zierotin, Karl v., Mähr. Edelmann 200. 201.
Zimmermann, Theolog 506.
Zinzendorf, Graf, (Brüdergemde.) 506.
Zips, Oswald, Gemsjäger 2.
Znaim, Waffenstillstand von 592.
Zollern, Eitelfritz v. 2.
Zollparlament, Norddeutsches 782.
Zollverein, Gründung 683.
Zorndorf, Schlacht bei 463.
Zrinyi, Graf Niklas 148.
— Nikolaus, Banus, Enkel d. V. 317.
— Peter v. 318. 328. 375.
Zsitva Torok, Friede von 157.
Zunftwesen 53.
Zuñiga, Span. Gesandter 190. 193 f.
Zürich, Schlacht bei 548.
Zusmarshausen, Schlacht bei 276.
Zwingli, Ulrich 95 f. 100.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


LOAN DEPT.
MAR 10 '60
MAR 10 '60
MAR 10 '60
DEC 11 '60
DEC 11 '60
FEB 24 '66